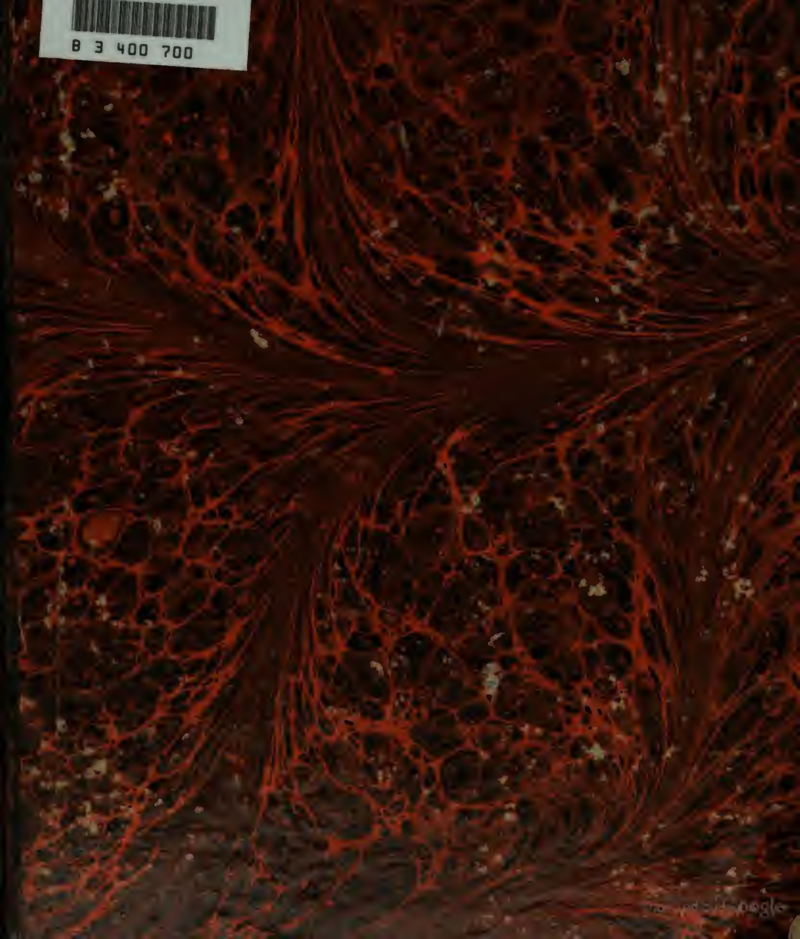




Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Jahrgang 1824.

Nebst Register.

Frankfurt am Main,
bei Johann Friedrich Wenner.

Register zur Iris. (Jahrgang 1824.)

Gedichte.

Erzählungen.

Historische und biograph. Züge (auch Anekdoten).

Völker- und Sittenkunde.

Vermischte Aufsätze.

Literatur und Kritik.

Kurze Anzeigen und Notizen (Mancherlei).

Kupfertafel.

Charaden.

Räthsel.

Logogryphen und Anagrammen.

Sentenzen, Maximen.

Concert-Chronik.

Theater-Nachrichten.

Theater-Chronik.

NB. S. bedeutet Schauspiel. L. Lustspiel. T. Trauerspiel. D. Drama. M. Melodrama. P. Posse.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 1. Donnerstag, 1. Januar 1824.

Prolog.

Woher, daß mit geheimnißvollem Bangen
Der Mensch an eines Jahres Schwelle tritt?
Ist denn ein andres Weltall aufgegangen,
Und bringt ein andres Daseyn mit?
Beginnt mit jedem Tage nicht ein Jahr?
Ist heute nicht, was gestern war?
Ist einer Stunde tausendste Secunde
Nicht auch der Anfang einer Stunde?
Die Zeit, fürwahr! die Zeit kann nicht verrauschen,
Nur wir allein verrauschen in der Zeit;
Doch wähnen ihren Fußtritt wir zu lauschen,
Wenn Mond und Sonne sich erneut.
Daher, daß eines Sterblichen Verstand
Das Wort, das Zeichen: Jahr erfand;
Er mißt sein eigen flüchtig Treiben gerne
Nach dem Beständigen der Sterne.
Und sieht er auf der mühevollen Reise
Den selbstgesetzten Markstein vor sich stehn;
Bewegt die Brust ihm wunderbarer Weise
Erinn'rung, Hoffnung, Seyn, Vergehn;
Er schaut zu den vergeß'nen Göttern auf,
Folgt ahnungsschwer den neuen Lauf,
Und späht, verzagten, zweifelhaften Blicks
In Mitternächten des Geschicks.
Dem Eingeweihten ward sein ehrner Wille,
Die Zukunft im Vergangnen offenbart;
Die unverfälschten Blätter der Sybille
Hat der Geschichte Fleiß bewahrt.
Sie stand vor mir im nächtlichen Besuch
In ihrer Rechten lag ein Buch,
Und auf der ersten Seite war zu lesen:
„Was immer seyn wird ist gewesen."

Sonettenkranz.

2.

Gleich einem Traum war meine Zeit entflogen,
Ich war ein Kind, ob Jüngling schon an Jahren;
Des bunten Lebens wechselnde Gefahren
Sind meine Jugend still vorbei gezogen.

Doch wie Orkane rasch die Spiegelwogen
Des blauen Meeres nächtlich wild befahren, —
Der Schiffer eilt, sein Fahrzeug zu bewahren,
Bis an den Bergen strahlt der Friedensbogen;

So nahten Stürme meinem stillen Streben:
Noch eh' des Jünglings Blüthentraum verwehte,
Ward mir vom Schicksal herber Trank gemischet.

Da schloß in ihren Arm die Morgenröthe
Der Liebe mich, ich fühle neues Leben,
Seit sie vom Auge jede Perle wischet.

W.

Klinias und Cimene.

(Fortsetzung.)

Unter dem sanften Himmelsstriche Griechenlands in der Stadt Meliber geboren, von einer zärtlichen Mutter und von einem geliebten Vater, der mit am Staatsruder saß, erzogen, verflossen mir dreizehn Jahre in unschuldiger Heiterkeit und jugendlichem Frohsinn. Meine Eltern starben bald hinter einander; ihr letzter Wille brachte mich in das Haus eines Vormunds, der mich mit Liebe aufnahm, und mich sorgsam erziehen ließ. Seine sanfte Behandlung versüßte oft die bitteren Thränen, die ich, in wehmüthiger Erinnerung meinen unvergeßlichen Eltern weinte.

Ein Jahr verfloß mir schnell in seinem Hause, als ein junger Athenienser, der sich Klinias nannte, in unserer Stadt anlangte. Einige Unannehmlichkeiten die ihm durch die Bosheit seiner Feinde in Athen widerfuhren, und dem Spotte des Pöbels

aussetzten, zwangen ihn sich nach Meliber zu flüchten, und dort das Toben des Sturmes abzuwarten, der ihn aus den väterlichen Mauern vertrieb.

Er war der Sohn eines reichen Atheniensers, von schlankem Wuchs, edler Gesichtsbildung und majestätischem Anstande. Man hätte ihn für stolz halten können, wenn nicht sein zuvorkommendes Betragen und seine Bescheidenheit diesem widersprochen, und jedermann für ihn eingenommen hätten. Sein Verstand und seine Bildung, welche er den athenischen Lehrern verdankte, zeichnete ihn vortheilhaft aus, sein Vortrag war bündig und gewählt, und sein treffender Witz ohne gehäßige Absicht.

Am Feste Dianens tanzte ich mit andern jungen Mädchen in der Vorhalle des Tempels, wo auch Klinias zugegen war. Unsere Blicke begegneten sich, ich erröthete, und dennoch sah ich verstohlen nach ihm hin; jede neue Bewegung machte mich verwirrter, und kaum vermochte ich die nöthige Aufmerksamkeit zum Tanz zu gewinnen. Endlich endete das Fest, und ich mußte mich von einem Gegenstande trennen, der den lebhaftesten Eindruck auf mich gemacht hatte. Mit thränenfeuchten Augen und brennenden Blicken saß ich zu Hause in mich selbst verloren, und ein nie gekanntes Gefühl belebte meine Seele. Die Stimmung meines Gemüths wurde nach und nach melancholischer; ich sann auf Mittel den Geliebten wieder zu sehen, allein es wollte mir nicht glücken. Meine Gesundheit fing an zu leiden, ich wurde zusehends schwächer; die Gattin meines Vormundes, die ich Mutter nannte, bemerkte diese Veränderung, und ihre zärtliche Sorgfalt für mich dachte auf Hülfe.

„Meine Tochter!" sagte sie einst, indem sie mich liebevoll umarmte, „Ihr nahet Euch dem Alter, das Euch erlaubt einen Gatten zu nehmen, umsonst sucht Ihr ein Gefühl, das schon seit einiger Zeit, wie ich bemerke, in Euch sich regt, zu unterdrücken. Geht in den Tempel der Juno, und bittet die Erhabene um einen Gemahl der Eurer würdig ist."

Nicht ohne Erröthen nahm ich diesen Vorschlag an, und begab mich, begleitet von einigen Gespielinnen, in den Tempel der Göttin. In tiefster Ehrfurcht warf ich mich auf die Stufen des Altares nieder. Meine Seele schwamm auf meinen Lippen, und zitternd entfloh meinem Munde das süße Geständniß: „O Juno! Göttin der Ehen und des häuslichen Glückes," rief ich vom Geiste der Liebe beseelt, „nimm mich in deinen mächtigen Schutz, stille die Verwirrung meines Herzens, das der Liebenswürdigste der Sterblichen besiegte. Du kennst dies Herz und seine Wünsche, wenn aber das Band der Ehe uns nicht vereinigen soll, so tilge sein Andenken aus meinem Gedächtnisse. Ist jedoch er der Gemahl, den Deine Gnade mir bestimmt, so unterwerfe ich mich in Demuth Deinem Willen, und werde deine Güte preisen für und für."

Mein Gebet war feurig und rein; bald hatte ich das Glück zu erfahren, daß die Götter das Flehen der Unschuld und Tugend mit Wohlgefallen aufnehmen, denn huldvolle Erhörung folgte mir auf dem Fuße.

Kaum trat ich bei der Rückkehr aus dem Tempel in unser Haus, als mir eine Sclavin einen Brief überreichte, dessen Antwort der Ueberbringer abzuholen versprochen hatte. Voll Neugierde verschloß ich mich in mein Zimmer, und der Brief wurde mit Eifer und Schnelligkeit gebrochen. Meine geheime Ahnung betrog mich nicht, schon die Aufschrift durchbebte mich mit unaussprechlicher Wonne. „Klinias grüßt mit hochachtungsvoller Ergebenheit Eimene, seine Freundin." — Er schilderte hierauf seine Liebe mit den lebhaftesten Farben, und schmeichelte sich mit den hoffnungsvollen Gedanken mir nicht gleichgültig zu seyn; er benachrichtigte mich zu gleicher Zeit, daß er seine Liebe für mich seinem Onkel Trasibul entdeckt, und daß dieser, zufrieden mit seiner Wahl, ihm die Einwilligung seines entfernten Vaters verbürgt habe. „Morgen," schrieb er unter andern, „morgen wird mir das Glück zu Theil werden, Eimenens bezaubernde Gestalt in der Nähe zu betrachten. O! wie zähle ich jede Minute, die mich dem Augenblick näher bringt, in welchem es mir vergönnt seyn wird, ihr den Eindruck zu schildern, den ihre liebenswürdige Unschuld, gepaart mit der sanftesten Schönheit, auf mich gemacht hat."

Als der Ueberbringer dieses Briefes kam, um die Antwort zu holen, ließ ich ihm mündlich sagen, daß ihm diese bei seiner Ankunft persönlich ertheilt werden würde.

Im Schmuck der Jugend und der blühendsten Gesundheit trat Klinias des andern Tages, von seinem Onkel Trabisul begleitet, in das Zimmer meines Vormundes. „Hier führe ich Dir den Sohn Deines alten Freundes Polygnates auf," fing Trabisul nach einigen wechselseitigen Begrüßungen an, „ein besonderer, unangenehmer Umstand zwingt ihn in unserer Stadt zu verweilen. Erlaube, daß er während seiner Anwesenheit Dich und die liebenswürdige Eimene besuchen darf, wenn anders Deine Pflegetochter nichts dawider hat."

Der Anblick des jungen Klinias setzte mich in Verwirrung, die ich mit Mühe verbarg. „Ein Mann von seinen Verdiensten ist sicher, überall wohl aufgenommen zu werden," stotterte ich endlich mit großer Ueberwindung heraus, und ein zärtlicher Blick des jungen Fremden dankte mir für diese Wendung die ihm die Erlaubniß wiederzukommen sicherte.

Klinias verband mit einer edlen Gestalt einen gebildeten Geist, und ein sanftes, beinahe schüchternes Wesen. Seine bescheidene Sprache, das Einschmeichelnde seiner gefälligen Sitten, machten ihn mir täglich werther. Je mehr er mein Wohlgefallen bemerkte, desto eifriger verdoppelte er seine Aufmerksamkeit, und seine liebevollen Worte schlichen auf Blumenwegen zu meinem Herzen.

Von meinen Gespielinnen beneidet, selig im Gefühle meines Glückes, schwanden mir einige Wochen wie Augenblicke dahin, als drohende Wetterwolken über den Horizont unserer Liebe aufstiegen.

Eines Tages kam Klinias zu mir, seine Wangen waren bleich, und Kummer malte sich in seinen Zügen. Ich zitterte! Eine geheime Ahndung flüsterte mir zu, daß eine Schreckensbotschaft meiner harre.

„Ach Cimene," sagte er, „ich bin verloren! Ein schwarzer Verdacht zwingt mich, Dich zu verlassen.

„Götter!" rief ich, „was für eine Gefahr droht unserer Liebe?"

„Man hält mich für einen Spion des Königs Perseus," antwortete Klinias, „und ungeachtet der Bürgschaft meines Onkels befahl man mir dies Gebiet binnen 24 Stunden zu verlassen, widrigenfalls man mich den Römern ausliefern würde."

Diese schreckliche Nachricht warf mich in eine Betäubung, aus der ich mich erst spät erholte. Klinias lag zu meinen Füßen, und benetzte meine Hände mit Thränen. Mein Pflegevater stand in einiger Entfernung, und blickte traurig nach uns hin. „Faßt Euch Kinder!" sprach dieser, „das menschliche Leben ist ein Ball, mit dem das Schicksal spielt, und bald himmelwärts, bald in den Abgrund schleudert. Doch nicht immer werdet Ihr getrennt bleiben, ein baldiges Wiedersehen wird der Trennung Schmerz vergelten, und die Götter werden die Wünsche krönen, denen die Menschen Hindernisse in den Weg legen. Sagt Euch das Lebewohl! In einer Stunde muß Klinias nach Klein-Asien, wo er ganz sicher ist. Günstige Winde schwellen die Segel, und das Jauchzen des Schiffvolks verkündet die nahe Abfahrt des Schiffes, das seinen Lauf nach Smyrna nimmt."

Unter stummen Ergüssen einer reinen Zärtlichkeit, verfloß die kurze Zeit, die uns zum Abschiede vergönnt war. Klinias Onkel kam, den Geliebten abzuholen. Der Trennung Schmerz raubte mir das Bewußtseyn, und während eine Ohnmacht mich gefesselt hielt, wurde Klinias nach dem Schiffe fortgerissen.

Unterdessen hatte sich die Scene in Griechenland verändert. Die siegreichen Truppen der Römer drangen unter Eurer und Paulus Aemilius Anführung bis nach Macedonien, und der unglückliche Perseus, zu ohnmächtig den Heeren der Römer zu widerstehn, erlebte das traurige Schicksal, gefangen, und als Beweis der Vergänglichkeit aller menschlichen Macht und Größe im Triumphe nach Rom geführt zu werden.

Der Partheygeist der sämmtlichen Staaten Griechenlands, die sich theils an die Römer, theils an die Macedonier anschlossen, führte über mehrere derselben verderbliche Umwälzungen herauf, und verwickelte die meisten in die Schrecknisse und Gräuel eines furchtbaren Krieges.

Dies unglückliche Schicksal traf auch meinen Geburtsort, dessen Bewohner es mit den Macedoniern hielten. Die Stadt wurde erobert, und eine Menge Einwohner als Sclaven fortgeführt. Mich überfiel ein Haufen Soldaten. Sie schleppten mich fort, und Deine Menschlichkeit, großer Octavius, rettete mich aus ihren Händen.

Es war mir gänzlich unbewußt, was aus Klinias geworden sey, bis ich ihn, o trauriges Schicksal! in dem Triumphzuge des Paulus Aemilius erblickte, und im Gefühle meines Unglücks dem schweren Drucke des Geschicks erlag.

Wenn es in Deiner Macht steht, großer Diktator! schloß Cimene ihre Erzählung, o so schenke ihm die Freiheit. Was kann er verbrochen haben? Er, den der Partheygeist Griechenlands nicht kümmert, dem ein Blick von mir mehr gilt, als Dir großer Feldherr eine gewonnene Schlacht! — Vereinige unsere Herzen, die Götter werden Deine Tugend und Menschlichkeit belohnen, sey der Schöpfer unsers Glücks, Selbstzufriedenheit wird mit einem seligen Bewußtseyn Deine edle That vergelten, und wir Glücklichen werden im Uebermaße des Hochgefühls unser ganzes Leben hindurch den edlen Octavius segnen.

Cimene hatte geendet. Octavius gerührt von der Erzählung des Mädchens, das einen großen Eindruck auf ihn gemacht hatte, versprach ihr alle Hülfe und entfernte sich, um die atheniensischen Gesandten im versammelten Senate zu empfangen. Unter ihnen befand sich ein ehrwürdiger Alter, Namens Polygnates, der Vater des jungen Klinias. Sein langer Bart, das schneeweiße Haupt, gaben ihm ein patriarchalisches Ansehen, und seine grade und feste Gestalt, die der Zahl der Jahre trotzte, verkündigte die Hoheit seines Geistes, die von keiner der gewöhnlichen Schwächen des Alters verdunkelt wurde. Mit edler Freimüthigkeit bat er nach geendigten Staatsgeschäften um eine Privataudienz. Mit unwiderstehlicher Beredsamkeit foderte er in dieser die Freiheit seines Sohnes, die ihm nach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen Niemand verweigern könne. Er stellte den Senatoren vor, daß sein Sohn zwar auf einem feindlichen Schiffe, das ihn nach Smyrna bringen sollte, gefangen worden sey, nichts

desto weniger wäre er ein Athenienser, der Bürger eines Staates, der an dem Bündnisse gegen Rom keinen Antheil genommen, der, im Gegentheile, mit den Römern im besten Einverständnisse lebe, und noch jederzeit Beweise seiner treuen Anhänglichkeit gegeben habe.

Als er geendet hatte, nahm Octavius das Wort, und sprach mit Feuer für die Erfüllung der Wünsche des edlen Greises. Die Sprache des Gefühls machte Eindruck auf die Versammlung, und die einstimmige Bewilligung der Senatoren gab dem alten Polygnates seinen Sohn zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Den ersten frankfurter Meßkatalog druckte Georg Willer zu Augsburg im Jahr 1564. Der Buchhändler Nikolaus Bassäus zu Frankfurt veranstaltete die Fortsetzung bis zum Jahr 1592. Von hier ab, bis 1600, übernahm den Druck des Katalogs der Leipziger Buchhändler, Henning Große und dessen Erben, von denen der Verlag an die Weidmannische Buchhandlung kam.

Die erste deutsche Schauspielerinn, die gemalt und in Kupfer gestochen wurde, soll Demoiselle Koch als Pelopia gewesen seyn. Graff malte sie, und Bause stach sie in Kupfer zwischen 1750 bis 1760.

Das in vielen Städten übliche Blasen vom Thurme schreibt sich ohne Zweifel aus den Zeiten her, wo die Städte noch keine Thurmuhren hatten, und deshalb die Stunden durch Trompetenstoß oder Glockenklang verkündigt wurden. So heißt es z. B. in einem ungedruckten Fehdebriefe derer von Mansbach an die von Hanstein am 4. Februar 1485: daß sie sich einstellen würden mit ihren Reisigen und Knechten, ehe die von Hanstein zum zweiten Mal in ihrer Burg würden haben vom Thurme blasen lassen.

Auf die Bequemlichkeit, eine Predigt in einem festgemachten Kirchenstuhle, oder auf einem immer bereiten Sitze anhören zu können, ist man erst später verfallen, als Manche wohl glauben dürften. Nicht früher als im Jahr 1550 ward im Münster zu Ulm diese so natürliche Einrichtung getroffen. Vorher mußten die Leute, die während einer Kanzelrede sitzen wollten, ihre eigenen Stühle oder Bänke in die Kirche bringen. (Friks Beschreibung des Ulmer Münsters, vermehrt von Hafner S. 59.)

Geheimnißvoller ist man wohl nirgends als in Japan. Als Thunberg sich in der Hauptstadt dieses Reiches aufhielt, erkundigte er sich nach des Kaisers Namen; allein diesen Namen konnte er nur mit außerordentlicher Mühe erfahren. Ihre Majestät hießen: Mina motono Je Fara Iloo. (Thunbergs Reisen, deutsche Uebers. S. 209.)

Auch das fünfzehnte Jahrhundert hatte seinen Magnetismus! Man hat auf allerlei Weise die plötzlich aufglimmende Leidenschaft des Herzogs von Anjou für die nachmalige Prinzessin von Condé, geborne Maria de Cleves, erzählt; Folgendes ist der wahre Hergang derselben. Maria de Cleves war damals 16 Jahr alt, als Margarethe von Valois sich mit dem König von Navarra vermählte, und dieser Hochzeit zu Ehren, im Louvre mehrere Festlichkeiten veranstaltet wurden, bei denen auch Marie erschien. Eines Tages war es sehr heiß und Marie sah sich genöthigt, auf einige Augenblicke sich zu entfernen und in einem kleinen Cabinet die Wäsche zu wechseln. Einige Augenblicke nachher geht auch der Herzog von Anjou hinaus, tritt zufällig gerade in dasselbe Cabinet, sein Haar wieder zu ordnen und trocknet dabei den Schweiß seines Angesichts mit dem ersten besten Stück Leinenzeug, was er dort fand ab; es war Mariens — Hemd! Er kommt jetzt zurück, sieht Marien, und ist plötzlich wie von ihr bezaubert, er, der die ganzen sechs Tage zuvor sie kaum eines Blicks gewürdigt hatte! Sie ward ihm später so theuer, daß er sie selbst nach ihrem Tode keinen Augenblick vergessen konnte. Uebrigens wollen wir es nicht verbürgen, daß in allen Hemden eine so anziehende Kraft stecke.

Morgenländische Sprüche.

Wir befinden uns auf der Stelle derer, die uns vorangegangen sind, und derjenigen, die auf uns folgen werden: wer möchte sich zwischen einem zweifachen Nichts feststellen wollen.

Wer seinen Sohn kein Gewerbe lernen läßt, thut nichts anderes, als daß er ihm Spitzbüberei lehrt.

Ein unterrichteter Mann ist dem feinen Golde gleich, welches überall gilt.

Wehe denen, welche die Gesetze vervielfältigen! Netze werden auf sie regnen.

Mag das Lächeln des Monarchen dich nicht berauschen; sein Mund läßt den Zahn des Löwen durchschauen.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 2. Sonntag, 4. Januar 1824.

Das Eine.

Es war eine Zeit, wo mit rosigem Schein
Die Freude mir lachte im Leben,
Sie füllte den Busen mit wonnigem Seyn,
Das Herz mir mit sanftem Erbeben;
Da zog es von Blümchen zu Blümchen mich hin,
Ich pflückte sie alle mit kindlichem Sinn.

Aber aus dem Blüthenheer
Tönte bald ein fremdes Rauschen —
Und sie freuten mich nicht mehr,
Wollt' das — Fremde — gern erlauschen,
Denn es war wie Himmelsklang,
Was so süß zum Herzen drang. —

Da verstummte die fröhliche Laute im Arm,
Und die Lieder der Freude verklangen,
Im Innersten ward mir so weich und so warm
Wenn die Töne von ferne her drangen,
Und im tiefsten Grund ein Gefühl sich ergoß,
Was wie Schmerz und Wonne zusammenfloß.

Schaut' ich zu den Sternenhöh'n
Konnt' ich ihre Schrift nicht lesen,
Denn ein geistig Ahnungwehn
Sprach von einem — andern Wesen. —
Sternenpracht und Sonnenlicht
Ach! es war — das Eine — nicht! —

Da hallte die Laut' wohl durch den Hain,
Doch klang sie wie Klag' und wie Sehnen,
Der Friede zog nimmer im Busen mir ein,
Dem Auge entquollen die Thränen.
Nicht bannen mehr ließ sich das süße Gefühl
Durch Sang und durch rauschendes Saitenspiel.

Sieh', da kam ein Sehergeist
Deutend mir die Schrift der Sterne:
„Was — das Eine — dir verheißt,
Findest du in weiter Ferne."
Und ich ließ das Heimathland,
Ließ der Eltern theures Band.

Da vernahm ich der lieblichen Stimme Gesang,
Das Herz fing schon an zu gesunden,
Und als sie mir näher und näher erklang,
Da hatt' ich — das Eine — gefunden! —
Es war eine wunderbar schöne Gestalt —
Sie hielt mich umfangen mit Zaubergewalt.

Und im Innern ward es klar,
Liebe — heiß' das fremde Rauschen, —
Ewig liebend, treu und wahr,
Seel' um Seele auszutauschen
Sey — das Eine — Gott geweiht,
Siegend über Grab und Zeit! —

Aug. Bechtold.

Klinias und Cimene.

(Fortsetzung.)

Octavius, welcher; (obgleich selbst von Liebe für Cimene erfüllt,) mit Resignation für das Glück beider Liebenden gesprochen hatte, lud Vater und Sohn zum Mittagsmahle ein, und bereitete Cimene auf das Wiedersehen des Geliebten vor.

Nichts von der unnennbaren Wonne des Wiedersehens und der Vereinigung. — Die Sprache ist zu arm, um die Gefühle eines solchen Augenblicks zu schildern. — Endlich legte sich der Sturm der Empfindungen, und man wurde fähig an die Zukunft zu denken. Octavius machte mit der Freiheit Cimenens ihrem Geliebten und dessen Vater ein Geschenk. „Von nun an" sagte er, „sollen Euch die Fesseln der Liebe, der Hochachtung und des Vertrauens binden, und ich werde glücklich seyn, wenn Ihr Euch in Eurer fernen Heimath zuweilen an Euren Freund Octavius erinnert."

Eine Thräne der Wehmuth, die der Kampf zwischen Liebe und Edelmuth ihm erpreßte, glänzte in seinem Auge, und die Liebenden, von so viel Herzensgüte gerührt, stammelten in gebrochenen Tönen Worte des Dankes und des Segens über ihren Wohlthäter.

Voll der schönsten Pläne häuslicher Glückseligkeit, reisten sie von den guten Wünschen des edlen Octavius, und dem alten Polygnates begleitet, nach ihrem Vaterlande, wo noch immer verschiedene kleine Staaten mit einander im Kriege lebten, für deren gänzlichen Ruin die Herrschsucht der Römer stets neue Hülfsquellen darbot.

Ohne die mindesten Widerwärtigkeiten segelten sie bis zu der Insel Kreta, und schifften von da längst dem Aegäischen Meere, die Cikladen rechts lassend, auf einem atheniſchen Fahrzeuge dem Vaterlande immer näher, als das Glück, welches sie bis hieher geleitet hatte, ihnen den Rücken wandte.

Die Byzantiner waren von jeher ihrer Seeräubereien wegen berüchtigt, wie ohngefähr in unsern Tagen die Barbaresken. Wo es etwas im Trüben zu fischen gab, da fanden sie sich ein, hielten es bald mit den Persern, bald mit den Griechen, je nachdem sie sich von dieser oder jener Parthei mehr Vortheil versprachen, trotzten auf ihre Selbstständigkeit, und spotteten für diesmal der ohnmächtigen Griechen, die von Römern und Persern wechselsweise in die Enge getrieben wurden.

Zum Unglück für unsere Reisenden kam ein byzantinisches Raubschiff, das sowohl an Größe als an Mannschaft dem athenienſischen weit überlegen war, mit vollen Segeln auf sie zu und der Befehlshaber des Letzteren, der es für rathsamer hielt, sich freiwillig zu ergeben, als ein zweifelhaftes Treffen zu wagen, strich, trotz allem Widerstande der Schiffsequipage, die Segel. — Die Sieger wollten die Gefangenen nach ihrer Heimath, die noch einige Meilen hinter Byzanz lag, führen, vermuthlich in der Absicht, sie entweder als Sclaven zu verkaufen, oder wo möglich ein gutes Lösegeld von ihnen zu erpressen. — Günstige Winde schwellten die Segel, und das flüchtige Raubschiff befand sich bald im schwarzen Meere, als ein fürchterlicher Sturm sich erhob, der sie nach langem Umhertreiben endlich an die Nordostküste des schwarzen Meeres warf, die damals von Scythen bewohnt wurde.

Die Rohheit und Wildheit dieses Volkes war überall bekannt, und das Gerücht, das zu jeder Zeit einen übeln Ruf zu vergrößern sucht, schilderte sie als Menschenfresser, als Barbaren denen alle Bande der menschlichen Gesellschaft unbekannt wären.

Solche Begriffe waren hinreichend, die Besorgnisse der sämmtlichen Schiffsequipage auf den höchsten Grad zu treiben, besonders hatten unsere Helden alles zu fürchten, indem sie Gefangene der Byzantiner waren, die, um sich zu retten, sie am ersten der Wuth der Scythen Preis gegeben haben würden.

Die mißliche Lage des Schiffes, das durch den Sturm sehr beschädigt war, und der Abgang der Lebensmittel zwang sie indeß zu landen. Kaum waren sie an's Land gestiegen, als sie von den Scythen, die mit den Nomaden im Kriege begriffen waren, überfallen wurden. Ein Theil von ihnen flüchtete sich auf das Schiff zurück, und unsere Helden, die sich mit wenigen Begleitern zu weit ins Land gewagt hatten, wurden gefangen von den Scythen fortgeführt.

Klinias, Cimene und der alte Polygnates, wurden nebst den andern paarweise gefesselt, und wie eine Heerde in's Land getrieben. Der Weg wand sich durch ungeheure, finstere Waldungen, und über kahle, steile Berge längst den Ufern des Borysthenes aufwärts. So oft sie einem herumstreifenden Trupp Scythen begegneten, stießen ihre Begleiter ein Freudengeschrei aus, und bezeigten einander ihre Lust und Zufriedenheit durch wilde Sprünge. Ihr Ansehn war abschreckend; aus den fast ganz mit Haar bewachsenen Gesichtern blinzelten kleine, aber furchtbare Augen unter den dichten Augenbraunen hervor, und ihre aus rohen Thierfellen bestehende Kleidung, die sie nachlässig um den fast ganz entblößten Körper geworfen hatten, vermehrte den widerlichen Anblick. Sie waren mit Pfeil, Bogen und einem großen Schlachtschwerdte bewaffnet, und ritten flüchtige Pferde, die leicht mit ihnen dahin trabten.

Endlich hatte man das Lager ihres Königs, Adamast, erreicht, der im Begriff war seine Krieger gegen die heranrückenden Nomaden zum Streit zu führen.

„Großer König," sagte der Mann, der sie gefangen genommen hatte, und unter dem Volke einen hohen Rang zu behaupten schien, „ich bringe Dir diese Fremdlinge, die das Glück zu unsern Gunsten an diese Küste verschlug. Opfere sie dem Kriegsgotte Termagant, damit er uns den Sieg über unsere Feinde verleihe, von denen wir bisher noch keinen gefangen nehmen konnten." —

Der König lächelte ihm Beifall zu, und versprach die Erfüllung seiner Bitte, die durch einen allgemeinen Ausruf aller Versammelten unterstützt wurde.

Ein kalter Schauder ergriff die Gefangenen, ihr Blut gerann zu Eis, ihre Kniee wankten, mit verzweiflungsvollen Blicken sah jeder den andern an, unvermögend ein Wort hervorzubringen, erwarteten sie zitternd und bebend ihr Schicksal.

Den König rührte das Bild der Verzweiflung, das sich in ihren Zügen malte. „Man lasse mich mit den Gefangenen allein," sagte er, und ein Wink von seiner Hand entfernte alle Anwesenden.

„Wer seyd Ihr Unglückliche?" fing der König an, indem er sich zu Klinias wandte.

„Griechen,“ antwortete dieser, „die ein trauriges Verhängniß an diese Küste verschlug.“

„Und dies Mädchen, das hinter Euch im Schleier sich verbirgt?“ fuhr der König fort.

Klinias stockte, endlich besann er sich, und sagte auf Polygnates zeigend: „die Tochter dieses Mannes und — meine Schwester. —

„Laß Dich sehen Mädchen,“ rief der König, „die Götter werden über ein schönes Opfer erfreut seyn“

Cimene trat zitternd hervor, und hob mit bebender Hand den Schleier auf. — Der König verstummte vor Erstaunen über so viele Schönheit. Mit wachsender Theilnahme betrachtete er die vor Angst und Schaam erröthende Cimene, deren thränenfeuchte, unschuldsvolle Blicke ein inniges Mitleid in seiner Brust zu erregen schienen. „Euer Schicksal dauert mich,“ fing er nach einer Pause an, „stände es in meiner Macht, es von Eurem Haupte zu entfernen, so hättet Ihr nichts zu fürchten. Allein eine unabwendbare Nothwendigkeit beugt meine Gewalt unter ihr Joch, und meine Scythen würden, aufgebracht über die Entziehung eines Opfers, ihre Wuth gegen mich selbst kehren. — Und doch mögte ich Euch so gerne retten.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

In ewige Trauer gehüllt
Verträum' ich mein finsteres Leben;
Doch schmückt mich ein leuchtendes Schild,
Mit funkelnden Steinen umgeben.

Ich sey keines Menschenkinds Freund,
So hör' ich mich täglich verkennen.
Allein nur, was ächzet und weint,
Kann meistens von mir sich nicht trennen.

Doch wirk' ich im Stillen des Guten so viel,
Erquicke die Kranken und Müden;
Dem Fleiße erschein' ich ein tröstliches Ziel;
Den Kummer entführ' ich zum Frieden.

Ich leih' dem Verfolgten mein schützend Gewand,
Stimm' öfters zu Liedern und Scherzen,
Und knüpf', als Vertraute, das selige Band
So mancher sich liebenden Herzen.

Doch weh' euch! wenn euch ein Mißgeschick heißt,
Mein trauriges Daseyn zu messen:
Denn die nur umschweb' ich als segnender Geist,
Die mich und ihr Daseyn vergessen.

Auflösung der Charade in Nro. 104.

Myrthenkranz.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Freitag den 26. December. Rochus Pumpernickel, musical-Quodlibet in 3 Abth. v. Stegmayer. Hr. Brauer spielte darin den Pumpernickel zum allgemeinen Ergötzen. Seine Jugend kam ihm dabei zu statten; dem lachlustigen Publikum gefiel hauptsächlich die Scene, wo er als Frauenzimmer verkleidet erscheint.

Samstag den 27. Preciosa, Schausp. in 4 Abth. von Wolf, Musik von Weber.

Sonntag den 28. Don Carlos, Trspl. in 5 Abth. von Schiller. Hr. Wegener spielte heute den Marquis Posa. die Rolle beruht mehr auf Rede und Vortrag, als auf Handlung, und wurde darum besonders die Unterredung mit dem König von Hrn. Wegener gut gegeben. Im übrigen können wir uns nur auf unsere frühere Berichte beziehen.

Dienstag den 30. König Stegmar, große heroische Oper in 3 Abtheil. Musik von Guhr. Referent ist verhindert gewesen die heutige Vorstellung zu besuchen.

Mittwoch den 31. Die Entdeckung, Lustsp. in 2 Abth. von Steigentesch. Hierauf: Der kleine Matrose, Oper in 1 Akt, Musik von Gaveaux. Zum Beschluß: Ich irre mich nie, oder der Räuberhauptmann. Lustsp. in 1 Akt. A. d. Franz. von Lebrün. Hr. Weidner, welcher in dieser zweiten Vorstellung des leztern Stücks die Rolle des Postmeisters Bonocil machte, gab solchen naturgemäßer und wahrer, als wir ihn neulich von Herrn Gern sahen. Dieser behandelte ihn in dem Sinne einer Posse, Hr. Weidner erhob ihn richtiger zum Charakter eines Lustspiels. Warum Herr Düpre als unbekannter Schiffscapitain sich durch einen Kosaken-Barte entstellte, können wir nicht einsehen.

Donnerstag den 1. Januar 1824. (Zum Erstenmal) Der Wollmarkt, Lustsp. in 4 Abth. von H. Clauren (Manuscript). Dem Lustspiel ging, wie gewöhnlich an diesem Tage, ein Prolog voraus — ein Prolog, der ohne sich grade in die höheren Regionen der Poesie zu versteigen, ohne grade das Publikum mit übermäßigen Schmeicheleyen zu tractiren, Angelegenheiten des Bühnen-, und Gegenstände des Taglebens auf eine launige und witzige Weise besprach. Ganz im Geiste des Prologes des Lustspiels, sprach ihn der sinnige Redner Herr Weidner. Die heitere Stimmung des Publikums, die durch die lebendige Darstellung bis zum Schluß der Vorstellung erhalten wurde, erhielt durch ihn ihren ersten Impuls. Wir theilen den Prolog hier mit:

Prolog.

Da ist's das neue Jahr, das hoffnungsreich begrüßt
Seit Zwölfe dieser Nacht mit uns hinunter fließt!
Kein Jubel hält es auf, kein indrünstig Gebet,
Es sieht nicht eh'r sich um, eh's auch zu Ende geht.
Verstummt ist Schall und Knall, der Jubel auf den Straßen,
Der gestern Abend sich so tosend hören lassen;
Der Becherklang verklang, verrauscht sind Scherz und Kuß,
Der Wilden lautes Thun, der Traulichkeit Erguß.
Die Dämm'rung kam und gieng, die Feierstund' der Kinder;
Die Straßen wurden laut und lauter; und geschwinder
Zu Wagen und zu Fuß Glückwünschender Gedränge
Wogte Trepp' auf, Trepp' ab, die Queer und in die Länge,
Bis eine Bruderschaft nun wohl die ganze Stadt,
Sich treu mit Herz und Mund durchgratuliret hat.

Nun hier! —
Geliebteste, verehrungswürd'ges Haus,
Sie schicken mich zu Euch als Prologus heraus
Mit unserm alten Wunsch — man sagt Neujahrs nicht Neues —

Mit Eurer Nachsicht, wie im alten Jahr, so sey es
Im neuen! Was an Fleiß, Talent und regem Streben
Gelobt ward, lobt! Ihr wißt, daß wir für Euch nur leben;
Daß auf der Dornenbahn, die auch der Künstler geht,
Als labend letztes Ziel nur Euer Beifall steht.

Fünfmal Woch' ein Woch' aus schon zwei und dreißig Jahr',
Zweihundert sechzigmal in jedem neuen Jahr
Sah man, sieht man durchweg auf diesen leichten Dielen
Die groß' und kleine Welt in buntem Wechsel spielen,
Wer wundert sich darob? — Wie eine gute Eh',
Ist's einmal erst im Gang, geht's fort wie's A B C.
Gewohnheit macht es süß, das Schicksal macht es theuer;
Heut Amor's blinde Kuh und morgen Ungeheuer.

Das ganze Spiel der Welt in diesem engen Raum?
Die Welt hat Platz genug; doch Ihr, Ihr sitzet kaum.

Drum soll ein neuer Bau im neuen Jahr erstehn,
Für uns, was zu Athen, Perikles Propyläen,
Und dazu weih' Apoll mit seinen heil'gen Neun
Vorläufig unsern Sinn, Gespräch und Stimmung ein.
Es gilt der Kunst! — doch Ihr seyd's — was bedarf's der Worte? —
Nicht eitlen Zeitvertreib's, des Schönen treue Horte.
Ihr wollt nicht, daß Merkur, der ja für Donner und Blitz,
Kuliss' und Garderob' — wohlfeiler ist der Witz —
Den vollen Beutel reicht, sich an die Kasse setzt,
Und nur nach der Bilanz den Werth der Dichtung schätzt,
Stiefbrüderlich Apoll in's Paradies verdrängt,
Statt mit dem Zauberstab mit Momus Pfeife lenkt.
Ihr wißt und habt's bewährt, daß Thespis leichter Wagen,
Der Musenchor nicht naht, die Zeit uns todt zu schlagen,
Nein, daß dem Ewigen, dem Schönen uns're Bühne,
So wie Gericht und Kirch' dem Wahren, Guten, diene.

Dafür schwing' hoch Merkur den Stab um diese Stadt,
Die still das Gute nährt und freie Bürger hat,
In Gold und in Papier, durch Handel und Gewerbe,
Was Lust und Leben bringt und frohen Muth, erwerbe;
Am Haupte weis, gerecht, in allen Gliedern Mark,
Der kleine Körper, wie ein Jünglings-Leib, erstark'.
Vor allem blüh' die Kunst! —
Denn Reichthum, Bildung und — das Ein mal Eins in Ehren,
Was wären wir, wenn, denkt! wir phantasielos wären;
Das Ein und All in uns in tausend Lebensbildern
Sich nicht durchspiegelte, das Hier und Dort zu schildern,
Sich mir nicht wiederholt' der Weltgeschichten Sinn,
Wie dir, weil ich ja auch davon ein Theilchen bin;
Und was in Stadt und Haus, zu Land und Meer geschieht,
In frischem Farbenlicht nicht durch die Seele zieht.

Hir sei dein reiner Heerd, gesunde Phantasie!
Der Stadt Heil, die dich nährt! Ihr Sinn verknöchert nie;
Sie, die zu leben hat, verlernt nicht was mit Geist,
Mit Ebenmaß, mit Muth und schön zu leben heißt,
Und was man lebt und thut, das wird mit Lust gethan.
Hier endigt mein Prolog. Nun geh' der Wollmarkt an!

Das Lustspiel von Clauren, wegen seiner vielen Militär- und Dicasterien-Witze größtentheils auf das Berliner Publikum berechnet, ist im Grund nicht viel anders als eine Umarbeitung des Herrn von der Schalmey, nur mit dem Unterschied, daß dort in der Handlung mehr Witz und in der Scenenfolge weniger Langweiligkeit, überhaupt mehr komisches Leben und Abwechslung zu finden ist. — Unsere Leser haben theils die Vorstellung gesehen, theils werden sie sie noch sehen, daher bitten wir sie, uns die Erzählung der Handlung zu erlassen, und bloß die Darstellung zu betrachten. Der erste Akt spielt in der Apotheke eines Landes wo kei e Reben blühen, und in welcher man außer Pillen und Latwergen, gebrannte Lebenstränke v rabreicht. — Die Decoration war niedlich, und der kleine Pharmaceute, Dem. Gutmann — schwerlich einer aus Tromsdorfs Schule — aber ein Mittelding zwischen Kellner und Apotheker, belebte durch ein sehr richtiges stummes Spiel die ganze Scene. — Einige gut angebrachte, aus dem Leben gegriffene Figuren, unter andern ein Schusterjunge — die sich in der Apotheke, Arzney, guten Rath und Schnaps holten, waren ergötzlich und wurden von dem Publikum mit bravo empfangen. Herr Otto (Amtsrath Herbert) ein guter praktischer Oekonom mit großer Anhänglichkeit an das Alte — ist ein Charakter, den uns mehrere Kotzebue'sche und Iffland'sche Stücke schon recht vollendet zeigten; der aber durch das schöne Spiel des Herrn Otto, zu einem eigenthümlichen erhoben wurde; wir gestehen es, uns fiel der Herr von Kuhwadel auch nicht einmal ein, ohngeachtet die in dem ersten Akt — von dem Verfasser zur Erläuterung dieses Charakters — angebrachte Misthaufengeschichte sehr daran erinnern dürfte. Ist es uns erlaubt einen süßlichen Ausdruck zu gebrauchen, so würden wir sagen Hr. Otto war liebenswürdig-wahr. Allgemeines Hervorrufen ehrte den wackern Künstler. Die beiden Töchter des Amtsraths wurden durch die Dem. Lindner (Helmine) und Scholz (Hannchen) dargestellt, und es freut uns, Dem. Scholz heute rühmlichst mit Dem. Lindner erwähnen zu dürfen. Hr. Düpre (Prinz Wiburg) und Mad. Schulze (seine Gemahlin) spielten mit vielem Anstand und zeigten, als Wirth und Wirthin travestirt, daß sie diese nur spielten. Hr. Wegener (Oeconomierath Korn), spielte, da er viel Individuelles hat, was zu einem Oeconomierath paßt — gut, aber als Liebhaber nicht sehr feurig — das ist aber auch sehr gegen die Oeconomie. Hr. Rottmeyer, (Fähndrich von Schrot) vortrefflich — wer's nicht glauben will, der fahre nach Mainz und sehe sich die netten Originale dazu selbst an. Seit langer Zeit — wir sagen es mit Vergnügen — haben wir kein Lustspiel so vollendet auf unserer Bühne spielen sehen und wer weiß, wäre das Haus bei Lustspielen immer so besetzt wie heute, unsre Schauspieler würden sich auch mehr zusammennehmen. Aber das ewige Spielen vor leeren Bänken deartistisirt. Hr. Clauren übrigens bleibt unsern Künstlern großen Dank schuldig, denn — gestehen wir es — größtentheils ihr Fleiß entlockte uns den Beifall.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 6. Januar. Künstlers Erdenwallen, Lstsp.
Mittwoch den 7. Don Juan, Oper.
Donnerstag den 8. Verbrechen aus Ehrsucht, Schausp.
Samstag den 10. Johann von Paris, Oper.
Sonntag den 11. Die Räuber, Trauerspiel.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

— 9 —

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 3. Donnerstag, 8. Januar 1824.

Die dreigezweigte Rose.

In jener Jugend zaubervollen Tagen,
Wo Spiel und Scherz uns kindlich noch entzückt,
Wo sanfte Töne heimlich in uns fragen:
Warum der May die Flur mit Blumen schmückt,
Und wo denn bald uns tau'end Stimmen sagen:
„Der Liebe Geist ist's, der das All beglückt.“
In dieser Zeit voll Lust und süßer Träume
Sang Helmar einst im Schatten kühler Bäume.

Des Jünglings Brust ging mächtig auf und nieder;
Denn träumend schaut' er seines Sehnens Bild: —
Ein holdes Kind in einfach keuschem Mieder
Den Engeln gleich, so freundlich schön und mild. —
Und lauter stimmt entzückt er in die Lieder
Des Sängerchors im bunten Mayegefild.
Was ihm die Götter jetzt im Traum vertrauen
Das will er nun auch schon im Leben schauen!

Und, kaum geendet, schweben Silbertöne
In Himmelsmelodieen an sein Ohr.
Sein Herz ruft laut: „so singt nur deine Schöne!“
— Die Liebe ruft ja Wunder noch hervor. —
Er späht umher, ob bald das Glück ihn kröne;
Da öffnet sich der Hoffnung goldnes Thor,
Und, was er nur im Geist so hold gesehen,
Sieht herrlicher er nun im Leben stehen.

Er naht der Jungfrau freudig, doch bescheiden,
Und, in Bewundrung, senkt er seinen Blick.
Sie aber, die die Grazien beneiden,
Gibt ihm durch Huld bald seinen Muth zurück.
Ihr blaues Aug', die Heimath stiller Freuden,
Verkündet ihm der Zukunft hohes Glück: —
Denn, wo das Herz zum Herzen sich gefunden,
Da ist der Kranz auf ewig auch gewunden. —

Doch, wie in stiller Freude heiterm Schooße
Der Tag in schnellerm Flug vorüberzieht,
Und flüchtiger als in des Thales Moose
Das Blümchen an der warmen Brust verblüht;
So war auch, unter lieblichem Gekose,
Zu schnell die Abendröthe jetzt erglüht.
Die Jungfrau schied; — doch lag in ihrem Scheiden
Die Seligkeit von künft'gen schönern Freuden.

Der Jüngling eilt, halb wachend, halb im Traume,
Durch Thal und Wald, durch Wiese, Flur und Hain.
Sein Ruf erschallt zum blauen Himmelsraume:
„Rosalie, die Göttliche, ist mein!“

Im Sternenlicht gräbt er an jedem Baume
Den Namen seines theuern Mädchens ein.
Und, wo er es im Haine jüngst gefunden
Verträumt er süß des nächsten Morgens Stunden.

Als bleicher nun die Sterne endlich blinken,
Und lichter wird die graue schwüle Nacht,
Dann tiefer stets die düstern Wolken sinken
Und rosig dann der junge Tag erwacht,
Und neue Lust um Blüt' und Blumen trinken
Und Alles glänzt in neuer Lenzespracht;
Da ist auch Helmar freudig längst gegangen,
Mit Kränzen die Geliebte zu empfangen.

Schon tönt das Lied der muntern Frühlingssänger,
Die Hirtenflöte schallt durch Berg und Thal.
Doch schlagen auch des Jünglings Pulse bänger,
Er zählet sie und zählt sie abermal.
Kaum hält dem Raschen die Geduld jetzt länger,
Er träumet schon von seiner Zukunft Qual:
Da schweigt der Hain, und süßre Laute tönen,
Die Holde naht, den Schmerz mit Lust zu krönen.

Sie strahlt in ihrer Unschuld lichtem Glanze
Der Lilie gleich, so schön, so rein und klar.
Geschmückt mit Helmars deutungsvollem Kranze
Wallt lockenreich das blonde Seidenhaar.
Ein hoher Seelenadel hebt das Ganze;
— Denn Schönes wird durch Geist erst schön und wahr. —
So wird sie denn des Jünglings zweites Leben
Und ist auch ihm in Liebe hingegeben.

Das Höchste was die Erde uns gewähret,
Ist reine Lieb' in edler treuer Brust.
Sie ist es, die das Irdi'sche verkläret
Und ahnen läßt des Himmels reinste Lust.
Wer sie, die zarte Pflanze, kennt und nähret,
Ist sich des Bessern, Göttlichen bewußt.
O glücklich, wem das arme kurze Leben
Ein liebend Herz in treuer Brust gegeben! —

So hohes Glück, das herrlichste hienieden,
Läßt kaum dem Busen unsrer Lieben Raum.
Die ganze Welt dünkt sie ein goldner Frieden,
Die holde Wirklichkeit ein schöner Traum.
Kein Schwur besiegelt, was ein Gott beschieden,
Nur dankend schwebt der Blick zum Sternensaum.
So war das Band geknüpft mit Rosenschlingen,
Nach dem so Viele ach! vergeblich ringen. —

Wie in der Kindheit lieblich schönen Zeiten
Ein jeder Morgen neue Lust gebiert:
So war auch jetzt mit stillen Herrlichkeiten
Der Blütentage jeder hold geziert.
Das Ganze war ein süßes Wettestreiten
Wo nur gewonnen wird, wenn man verliert.
Ach! daß nicht ewig solche Zeit beschieden!
Der schönste Himmel wäre dann hienieden.

Doch, wie die Nachtigallen kürzer singen,
Daß reizender das Lied uns künftig sey;
So senken sich der Liebe kühnste Schwingen
Oft schnell, um aufzustreben frisch und neu.
Auch unsern Beiden sollt es nicht gelingen,
Daß ungetrübt der klare Aether sey.
Fern sollte Helmar von der Heimath Frieden;
So hatte es das Schicksal kalt entschieden.

Als nun genaht des Abschieds Dämmerungen,
Zieht sanft Erinn'rung sie zu jenem Hain. —
Wo ihrer Liebe Morgenlied erklungen
An jenem Plätzchen soll die Trennung seyn.
Hier halten sie einander fest umschlungen,
Hier wollen sie den frühern Bund erneun.
Doch, ob im Werth auch die Minuten steigen,
Nur Wehmuth spricht, die bangen Lippen schweigen.

Schon naht die Nacht; des Westens Feuerblüte
Beleuchtet mild die herbstliche Natur.
Jetzt wird es in Rosaliens Gemüthe
Auch licht und still. — Nun eilt sie in die Flur,
Sie späht, ob nicht ihr Genius noch hüte
Ein holdes Blümchen der Erinn'rung nur:
Da winkt ihr freundlich aus belaubtem Schooße
Gar herrlich eine dreigezweigte Rose.

Mit zarter Hand bricht sie das theure Zeichen
— Unendlich werther durch den Augenblick —
Und zweifelnd: soll sie's dem Geliebten reichen?
Schwebt leichter sie zu ihm zurück.
„Nein, spricht sie, nein, so sollst du nicht entweichen,
„Nimm dieß und denke sein in Sturm und Glück.
„Oft liegt ein hoher Sinn in kleinen Freuden,
„Und wird ein Stern der Hoffnung uns im Leiden."

Der Jüngling drückt mit wieder heitern Blicken
Die Rosen küssend an sein pochend Herz.
„Rosalie, dein kindliches Beglücken,"
Sprach er, „versüßt der Trennung bittern Schmerz.
„Die Hoffnung winkt zu schönerem Entzücken,
„O, laß vereint uns schauen himmelwärts.
„Wie unsre Liebe blüht die Zwillingsrose,
„Die Knospe birgt der Zukunft heitre Loose." —

„„Ein Sonnenlicht hat beide mild erzogen,
„„Ein Boden zart das Blüthenpaar genährt,
„„Die Knospe hat an gleichem Stamm gesogen;
„„Ob sie bei treuer Pflege sich bewährt? — —
„„Gewiß! gewiß!"" sprach sanfter hingebogen
Zum Bräutigam die holde Braut verklärt.
„„Wir sind vereint, kein Schicksal kann uns scheiden!""
So schieden sie. — Der Himmel lächle Beiden!

Adolf Jost.

Klinias und Cimene.

(Fortsetzung.)

Die Gefangenen waren erstaunt über des Königs Rede, und er fuhr fort: „Setzt Euch meine Aeußerung in Erstaunen? Nicht immer haben mich die Wüsteneien Scythens eingeschlossen; auch ich sah Griechenland, und lernte Eure Grundsätze kennen, auch mir blühte die Frucht Eurer Erfindungen und Kenntnisse. Das Schicksal hob mich auf den Thron dieser Barbaren, die ein Wink des Oberpriesters, wenn er mit mir unzufrieden ist, in Flammen setzen kann, und vor deren Rache mich nichts zu schützen im Stande seyn würde."

„Nur ein einziges Mittel kann Euch für diesmal retten. — Junger Mann, getraust Du Dich mit einem Haufen von 4000 streitbaren Männern den Feind anzugreifen, ihn zu schlagen, und Beute und Gefangene zu machen?"

„Je nachdem die Umstände sind," antwortete Klinias.

„Längs dem Laufe des Flusses," fuhr der König fort, „ohngefähr eine halbe Tagereise von hier, führt der Weg zum Lager der Nomaden, das etwa 6000 Krieger enthält. Glückt es Dir den Feind zu besiegen und Gefangene zu machen, so werden diese an Eurer Stelle geopfert, und Ihr könnt frei und ungehindert durch meine Gnade bereichert von dannen ziehen."

In diesem Augenblicke trat der Oberpriester der Scythen vor den König. Seine Augen suchten die Opfer einer barbarischen Gewohnheit. Seine Blicke fielen auf Cimenen, deren Schönheit ihn dermaßen überraschte, daß er unvermögend war ein Wort hervorzubringen. „Sind das die Opfer?" fragte er endlich, indeß seine Augen immer von neuem die Richtung gegen Cimenen nahmen. —

„Ja," sagte der König, „wenn anders die Tapferkeit dieses Fremdlings uns keine andere Opfer statt ihrer verschafft." —

„So!" versetzte der Oberpriester, indem er Klinias betrachtete. „Man wird doch" fuhr er mit zuversichtlicher Miene fort, „während dieser Zeit die Opfer unter meine Aufsicht stellen, indeß der junge Mensch sich nach andern umsieht?"

Der König bewilligte es. — Klinias mußte auf Befehl des Königs bei ihm bleiben, indeß der Oberpriester mit Cimenen, Polygnates, und den übrigen Gefangenen sich entfernte, um sie der Obhut der Priester zu übergeben.

„Wenn zum drittenmale der Tag in Osten erwacht," sprach der König, „werden die Krieger bereit seyn, Deiner Anführung zu folgen."

Mit Mühe entwand sich Klinias am entscheidenden Tage Cimenens zitternden Armen. Polygnates aber segnete den theuern Sohn, und flehte für seine Erhaltung zu den Göttern.

Die aufgehende Sonne fand Klinias und sein kleines Heer von 4000 Mann auf dem Wege zum

Lager der Nomaden. Als sie den Fluß passirt hatten, und nicht mehr weit vom Feinde entfernt waren, ordnete er die Schaaren.

Er ließ auf die Fronte des feindlichen Lagers einen falschen Angriff machen, indem er mit dem größten Theil seines Heeres dasselbe umging, und es in dem entscheidenden Augenblicke von einer andern Seite erstürmte. Bald wichen die Nomaden, und erleichterten den auf zwei Seiten eindringenden Scythen, durch die unter ihnen herrschende Bestürzung, den Sieg. Sie ergriffen in Unordnung die Flucht. Ein Theil blieb auf dem Kampfplatze, mehre hundert Nomaden wurden gefangen genommen, und der Ueberrest flüchtete sich in das Innere des Landes. Zu schwach sie verfolgen zu können, begnügten sich die Scythen, die auch einen ansehnlichen Verlust erlitten hatten, mit der Eroberung des Lagers, in welchem sie viele Beute machten, und führten die Gefangenen im Triumphe in das scythische Lager zurück, wo sie mit der ausschweifendsten Freude empfangen wurden.

Welch ein mächtiger Sporn ist nicht die Selbsterhaltung, und was wagt und vermag der Mensch nicht, wenn er auf dem Punkte ist, das Theuerste zu verlieren. Klinias, der kaum noch zu den Füßen der Geliebten seufzte, um das beglückende Geständniß der Gegenliebe zu vernehmen, dem das Lächeln der Geliebten mehr galt, als die Lockungen der Göttin des Ruhms; — eben diesen Klinias wandelte die Allmacht der Liebe zum Helden um, dessen Beispiel ein ganzes Heer begeisterte.

Der König empfing ihn bei seiner Rückkehr mit Auszeichnung, umarmte ihn öffentlich vor dem Volke, und erklärte ihn und die Seinigen für frei. „Tapferer Fremdling,“ redete er ihn an, „nehmt aus meiner Hand den Preis Eures Sieges, umarmt Eure Schwester und Euren Vater!“ — Mit diesen Worten wollte er ihm Beide zuführen, als der Oberpriester dazwischen trat. „Halt ein o König!“ rief er, „der Götter Wille ist noch nicht erfüllt. Ich habe in dieser Nacht das heilige Orakel befragt, sein Ausspruch lautet: daß des Fremdlings Tapferkeit und Muth allein im Stande sey, der Scythen Reich vor der Gewalt der Feinde, die sich auf's Neue drohend rüsten, zu beschützen; daß er noch einmal sie zu schlagen ausziehen müsse, und nicht eher wiederkehren dürfe, bevor sie das Gebiet, das sie uns jüngst entrissen, verlassen haben. Deshalb o König folge dem Götterspruche, sende diesen Fremdling nochmals gegen die Nomaden, und hat er unserer heiligen Götter Foderung erfüllt, so möge er reich belohnt in seine Heimath zieh'n!“ — In stummem Erstaunen stand das Volk, und obgleich Adamast des Oberpriesters Absicht zu durchschauen schien, so durfte er es doch nicht wagen, ihm zu widersprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Der Mensch rechnet sein Leben nach Pulsschlägen und nach Täuschungen. Grundsätze sind nur oft dem Menschen, was Paradekamaschen dem Soldaten sind — ein Putz, der nicht vor den Feind gebracht, sondern im Zelt gelassen, und erst beim Victoriaschießen angelegt wird; hat aber dieß nicht Statt, und geht's auf die Flucht: so werden sie zugleich mit dem Mantelsack, worin sie stecken, aufgehockt; noch glücklich genug, wenn nicht beides dem siegenden Feinde im verlassenen Lager zum Raube wird.

Irthümer sind die Zinsen menschlicher Schwäche; richtiger und reichlicher werden und wurden keine Zinsen bezahlt. Irthum heißt die Auflösung der meisten Probleme im menschlichen Leben. Der praktische Sinn reiset als Fremdling durch die Welt und gibt Räthsel auf; wer glücklich eräth, dem fällt er um den Hals, und wenn der Errathende in der Umarmung den Kopf nicht verliert, so erzählt er ihm alles übrige von selbst.

Das Herz ist ein Kind, bald schmollend, bald hüpfend, jetzt weinend, dann jubelnd. Wir ziehen gestickte Röcke an, Harnische und Ordensbänder, setzen Alongeperücken auf, und machen alle gravitätische Gesichter; aber das Herz hat unter dem altklugen Gepräng' immer das Kinderjäckchen an und treibt sich um den Purpurschrank herum, spielend und zerbrechend.

Der Menschengeist ist ein Augenriese, sein Wille ein Kraftzwerg. Vom Himmel steigt der Gedanke, auf Erden wird er der Knecht der Leidenschaft. Die Menschenliebe webte den Stoff für Alle, der Egoismus faßt und schneidet ihn für sich.

Menschengesichter sind Theater, und Mienen sind Dekorationen.

Gesichtsmienen gleichen oft den Pulverminen: sie verbergen Gefahr und Verderben unter sanfter oder gleichgültiger Oberfläche.

Der Mensch bleibt ewig ein Schauspieler, der mehr auf das Parterre vor sich, als auf die Rolle in sich merkt.

Ein Mann ohne edlen Stolz gleicht einem Baume, dessen Schaft zur Krone empor wachsen sollte, aber geknickt am Boden blieb. Ein schönes Weib ohne Physiognomie gleicht einem Firmament ohne Sonne.

Theater-Nachrichten.

Grätz, 25. December 1823.

Unser Theater sollte neu ausgemalt und verschönert werden; zu diesem Ende ward am letzten Samstag dasselbe geschlossen und sogleich zu arbeiten angefangen, um es morgen wieder mit vermehrtem Glanze zu eröffnen. Der Himmel wollte es anders!

Leergebrannt ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette;
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und die Wolken schauen
Hoch hinein.

In vergangener Nacht, gegen halb drei Uhr, weckten uns plötzlich vier Kanonenschüsse. Feuer, im Theater! war bald der allgemeine Ruf, und in einigen Minuten standen die entferntesten Gegenstände in lichter Glut. Unvorsichtigkeit der Arbeiter hatte den Brand verursacht, der schon eine Weile im Innern gewüthet, eh' die ausbrechende Flamme das Schreckliche dem Feuerwächter auf dem Schloßberge kund gab. Schon waren die ganze Bühne, die Logen und das Parterre ein Raub des verheerenden Elements, bevor man zweckmäßige Rettungsversuche anstellen konnte. Der eifrigsten Bemühungen ungeachtet war es nicht möglich, vom Theater oder vom Redoutensaale Etwas zu retten. In ersterem sind beinahe die ganze Garderobe, die Bücher- und Notensammlung, die Instrumente, die Decorationen, und alle Einrichtung vernichtet, im letzteren ging, nebst dem Dahingehörenden, auch noch an Instrumenten und Musikalien alles verloren, was vom Musikvereine zur Ausführung des auf heute angekündigten großen Concertes, dahin geschafft worden war. Auch der Musikverein hat also großen Verlust dabei.

Als man sah, daß alle Rettungsversuche im Theatergebäude selbst ganz unnütz und vergeblich wären, beschränkte man sich bloß darauf, die nah' darneben stehenden Häuser, die Burg, das Bibliothekengebäude, das Zeughaus und die Zeugamtskanzley vor ähnlichem Schick'al zu bewahren. Der Communicationsgang zwischen Burg und Theater wurde zwar sogleich abgerissen, doch stand erstere noch bis Morgens in größter Gefahr, und noch jetzt (4 Uhr Nachmittags) ist man in einiger Besorgniß.

Unser Theater ist also in Zeit von einigen Stunden bis auf die kahlen Wände zerstört, und sowohl vom Schauplatz und der Bühne, als auch von dem Redoutensaale, dem Kaffeehause und den Spielzimmern ist fast keine Spur mehr zu finden. Die Stätte ist in vollem Sinne ausgebrannt. Seit dem Jahre 1775 hatten die Grätzer hier sich über manches Gute erfreut.

Ein Zimmermann stürzte vom Dach in die Flammen, ein Schornsteinfeger und mehrere Andere sollen beschädigt seyn.

Die Bälle werden, wie man hört, im kommenden Carneval, im Landhause; ein Surrogat des Schauspiels in der ständischen Reitschule eingerichtet werden.

Wien, 27. December 1823.

Auf dem k. k. privil. Theater an der Wien wurde vor 14 Tagen gegeben: Die Ochsenmenuette, Sing'piel in 1 Act, nach dem französischen Vaudeville: Haydn, ou le Menuet du boeuf, frei bearbeitet. (Die Musik aus den Werken Haydn's gezogen, und von dem Operndirector zur scenischen Darstellung eingerichtet).

Wir haben bis jetzt vergebens auf eine zweite Vorstellung dieses Singspiels gewartet, worin wir einige Abänderungen vermutheten. Die Anekdote welche dieser Operette zum Grunde liegt, ist folgende: Ein reicher Viehhändler in Ungarn hatte seine Tochter mit einem Manne verlobt, der selbe ohne Aussteuer zur Frau nehmen wollte, jedoch, da er ein großer Musikfreund und Haydn's leidenschaftlicher Verehrer war, müsse ihm sein künftiger Schwiegervater eine Tanzmusik von Haydn's Composition zur Hochzeitsfeier verschaffen. Halb gezwungen macht der Viehhändler den Versuch, und erbittet sich von Haydn die Composition einer Menuette. Die'er, von der sonderbaren Foderung eben so überrascht als zum Lachen gereizt, verspricht die Ablieferung der Menuette und hält Wort. Der dankbare Viehhändler macht ihm als Honorar einen Ochsen zum Geschenk, den aber Haydn zurückgibt, um ihn bei der Hochzeit zu verzehren. — Von diesem Einfalle des Viehhändlers hat jenes Musikstück bis auf den heutigen Tag den Beinamen: Die Ochsenmenuette behalten; der Titel darf uns daher nicht befremden. Die zweite Veranlassung des Singspiels, nämlich das Vaudeville, möchte man bezweifeln, wenigstens scheint der Charakter des deutschen Stücks, der einen ganz localen Anstrich hat, zu widersprechen. Der Text hat außer der geschichtlichen Beziehung wenig Werth. Die Erscheinung Haydn's auf der Bühne möchte in Paris eher zulässlich seyn, als hier, wo die Erinnerung an die würdige Persönlichkeit des unsterblichen Tondichters einem großen Theil der Zeitgenossen noch zu gegenwärtig ist. Die in dem Stück vorkommende Haushälterin mag theatralisch wirksam seyn; historisch interressanter wäre wohl der alte Diener, durch lange Jahre seines Herrn und Meisters treuester Gefährte. Was die Musik betrifft, so ist die Verwendung von Tonstücken aus den Werken Haydn's allerdings zweckmäßig, und der Bearbeiter hat bei ähnlicher Benutzung Mozart'scher Quartett- und Fortepiano-Compositionen, die er für das ganze Orchester instrumentirte, seine Einsicht und Gewandtheit für solche Umgestaltungen bewährt; daß hier aber größtentheils Gesangstücke aus dem Oratorium, die Jahreszeiten, verwendet wurden, halten wir für einen Mißgriff, und leidenschaftliche Verehrer dieses großen Nationalwerkes möchten die Beziehung derselben auf ein solches Bühnenstück wohl leicht für eine Profanation erklären. Am schärfsten spricht dieser Mißgriff in dem letzten Chor sich aus, wozu der Chor der Winzer aus dem genannten Oratorium genommen ist, um hier in einem ungarischen Wirthshaus angestimmt zu werden. Anfangs überraschten diese Erscheinungen manchen Zuhörer und Beschauer allerdings nicht unbehaglich; man hört die unschätzbare Tondichtung, zu welcher sie gehören, noch immer viel zu selten, und es begegnet einem, wie dem Wanderer in der Fremde, dem Töne heimathlicher Lieder erklingen, und die Brust mit wehmuthsvoller Lust erfüllen. Bald jedoch gesellt dort die ruhige Betrachtung sich hinzu und stört den Eindruck.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 4. Sonntag, 11. Januar 1824.

Sonettenkranz.

3.

Dein Antlitz strahlt vom Wellenspiegel wieder,
Durch Berg und Thäler geht dein süßer Hauch.
Der Hain erwacht, beseelt wird jeder Strauch
Und goldne Saiten flüstern Frühlingslieder.

Die Freude steigt in aller Herzen nieder,
Von Neuem grünt nach sinnig altem Brauch
Bedeutungsvoll das Fest, in nicht'gem Rauch
Löst sich des Zwistes Flamme gegen Brüder.

Nur meine Brust wird nicht von Jubelklängen
Bewegt, in Wehmuth schmilzt das volle Herz,
Und einsam steh' ich von der frohen Menge.

Verzweiflung ist mir Trost, mein May der Schmerz,
Da Lieb' und Sehnsucht unerfüllt mich drängen.
O daß der Tod in ew'ge Nacht mich sänge!

W.

Reise zu dem Polarmeer.

Es ist bekannt, daß die englische Regierung zu derselben Zeit, als sie dem wackern Parry den Auftrag gab, die Durchfahrt durch das Polarmeer in's stille Meer zu erforschen, glaubte, es werde für die Unternehmung jenes unerschrockenen Seemanns ersprießlich und für die Erdkunde förderlich seyn, die Richtung der Küsten des Polarmeeres östlich von jener zu bestimmen. In dieser Absicht wählte sie den damaligen Lieutenant (jetzt Capitän) Franklin zum Anführer, und gab ihm den naturkundigen Dr. Richardson als Schiffswundarzt, die kunstfertigen Untersteuermänner, Hood und Back, und zwei rüstige Matrosen zu Begleitern. Diese Reisegesellschaft schiffte sich auf dem, der Hudsonsbai-Gesellschaft gehörigen Schiffe, der Prinz von Walis, am 23. May 1819 ein und kam am 3. Junius nach Stromneß, wo vier Bootsleute angenommen wurden, die in der Fahrt auf den amerikanischen Flüssen Beistand leisten sollten. Die Gefahr, an den felsigen Küsten der Insel Resolution zu scheitern, wurde glücklich überwunden, und am 30. August langten die Reisenden in der Factorei York auf der Küste der Hudsonsbai an. Hier wurden die nöthigen Vorbereitungen zu der langen Reise getroffen; von welcher das, von dem unerschrockenen Franklin unlängst in London herausgegebene Werk Aufschlüsse und Bericht liefert, die man nicht ohne den lebhaftesten Antheil lesen kann. Die ungekünstelte Schreibart des Seemanns ist nicht das geringste Verdienst desselben, und die Erläuterungen und Verschönerungen, die eine Menge trefflicher Kupfer nach den Zeichnungen der beiden Reisegefährten, Hood und Back, darbieten, erinnern an die alten Zeiten von Cook und Vancouver. Sie bestehen aus Ansichten von Gegenden, aus Abbildungen der Eingebornen und naturgeschichtlichen Gegenständen, und gehören nicht zu den Steindrucksudeleien, wie man sie so häufig in neuern Reisewerken findet, sondern sind in Linienmanier sehr schön ausgeführt und machen dieses Werk zu einem der prächtigsten, das England neuerlich geliefert hat. Die Erzählung liefert neue Beweise des Eifers und der Kraft brittischer Seeleute, jener kalten Unerschrockenheit, die sie selbst in den bedenklichsten Umständen nicht verläßt, jener unerschütterlichen Beharrung in den schwierigsten Lagen, wo alle Hoffnung verloren schien. Einen schönen Beweis des Sieges geistiger und sittlicher Kraft über rohe körperliche Stärke liefert die Thatsache, daß von funfzehn Personen, die seit ihrer Kindheit an Kälte, Beschwerden und Hunger gewöhnt waren, nicht weniger als zehn von jenen gehäuften Uebeln, woran sie gewöhnt waren, so erdrückt wurden, daß sie sich der Gleichgültigkeit, der Zuchtlosigkeit und Verzweiflung hingaben und endlich starben, während von fünf englischen Seeleuten, die an die Strenge des Klimas und dessen Beschwerden nicht gewöhnt waren, nur Einer erlag, der doch nur durch die Hand eines Mörders fiel. Ein leichtes und fröhliches Herz, Vertrauen auf eigene Kraft, feste Zuversicht auf die Vorsehung verließen sie nie, bewahrten sie vor Verzweiflung und führten sie glücklich durch eine Reihe von Trübsalen, wie sie vielleicht nie von Menschen erduldet worden. Einige Mittheilungen daraus werden unsern Lesern ohne Zweifel willkommen seyn.

Der Vorsteher der Hudsonsbai-Gesellschaft ver-

sah die angekommenen Reisenden mit einem Boote und reichlichen Vorräthen und schickte Umlaufsschreiben an alle Niederlassungen der Gesellschaft voraus, mit der Weisung, die Seefahrer mit allen Bedürfnissen zu versehen und ihnen die zur Ausführung ihres Unternehmens dienlichen Nachrichten mitzutheilen. Die Reise ins Binnenland ging vom Fort York aus, wo Franklin am 9. September 1819 sich einschiffte. Am 22. October kam er in Cumberland-House an, das zu Wasser 690 Meilen von jenem Punkte entfernt ist. Franklin beschloß, ungeachtet der späten Jahrszeit, nicht hier zu bleiben, sondern die lange gefahrvolle Reise von mehren hundert Meilen bis zum Fort Chepeywan, am westlichen Ende des Sees Athebasca, anzutreten, wo er durch seine Gegenwart die Verzögerung der nöthigen Vorbereitungen zur weitern Fahrt zu verhüten hoffte. In dieser Absicht nahm er am 13. Januar 1820 Abschied von Richardson und Hood, die im Frühjahr mit dem Gepäcke nachkommen sollten, und kam, von Back begleitet, nach einer Reise von 857 Meilen, mitten im Winter, wo das Thermometer oft bis 40 und zuweilen 50 Grad unter den Nullpunkt fiel, am 26. März glücklich in Chepeywan an. Eine Winterreise läßt sich nur in Schlitten, die von Hunden gezogen werden, oder auf Schneeschuhen zurücklegen. Die Ansiedler bedecken den Schlitten mit Leder, um den untern Theil des Leibes zu schützen. Jeder Reisende versieht sich mit Schneeschuhen, einer Bettdecke, einem Beile, Feuerzeug und gewöhnlich auch mit Feuergewehr. Im Schlitten trägt er einen weiten Mantel von Fellen mit einer Kappe, eine Pelzmütze, lederne Beinkleider und indianische Strümpfe und Schuhe. Drei Hunde ziehen eine Last von 300 Pfund, ohne den Schlitten, täglich 15 Meilen weit, wenn der Schnee hart gefroren ist. Das Gehen in Schneeschuhen verursacht dem Unerfahrenen furchtbaare Schmerzen, wie man sich denken kann, wenn man weiß, daß der Wanderer eine Last von zwei bis drei Pfund unaufhörlich an aufgeriebenen Füßen und geschwollenen Knöcheln zu tragen hat. „Das Elend — sagt Hood — das auf der ersten Reise erduldet wurde, war so groß, daß nichts den Wanderer bewegen konnte, eine zweite Reise zu unternehmen, so lange seine Schmerzen währten. Er schleppt eine schmerzende Last an seinen Füßen, und seine Fußstapfen sind mit Blut bezeichnet. Die blendende Schneefläche rings umher bietet dem Auge keinen Ruhepunkt dar, und nichts was die Aufmerksamkeit von schmerzlichen Gefühlen ablenken könnte. Vom Schlafe erwachend, fühlt er sich halb erstorben, bis der Schmerz seiner Wunden ihn wieder belebt."

Bei der Ankunft in dem Nachtlager ist das erste Geschäft des Canadiers, den Schnee wegzuschaffen und den Boden mit Fichtenzweigen zu bedecken, worauf der Reisende seine Bettdecke, Felle, Mäntel und Kleider breitet. Ist die Schlafstätte bereitet, so werden Leute ausgesandt, um Holz zum nächtlichen Herdfeuer zu sammeln. Brennt die wärmende Flamme, so werden die Schlitten abgeladen, die Hunde des Geschirrs entlastet, und die Lebensmittel an Bäumen aufgehangen, wo sie den Raubthieren nicht zugänglich sind. Das Abendessen wird nun bereitet, und die Canadier unterhalten sich damit, ihre frühern Abenteuer zu besingen, oder zu erzählen. Sie lagern sich denn um das Feuer in der Mitte, dem sie ihre Füße zukehren: die Hunde kriechen zwischen sie, wo sie eine Lücke finden, Wärme empfangend und mittheilend, und die Reisenden genießen eine erquickende Ruhe, obgleich nur der Himmel sie bedeckt, und das Thermometer oft tief unter dem Nullpunkt steht.

Auf solchen Reisen ist weniger zu befürchten, durch strenge Kälte als aus Mangel an Nahrung umzukommen. Die Beamten der Nordwest-Gesellschaft sind oft genöthigt, die indianischen Jäger aufzusuchen, um sich mit Pelzwerk zu versehen. Es entstehen Windwehen; sie verlieren jede Spur, verirren sich, und oft bleibt ihnen weiter nichts übrig als ihre Hunde zu tödten, um nicht Hungers zu sterben. Selbst die Indianer müssen oft dieses Nothmittel ergreifen und erliegen sogar dem Hunger. Es scheint, als ob die Wilden jene zahlreichen Heerden von Musethieren, Rennthieren und Bisons zerstört oder verjagt hätten, die einst so häufig in den Ebenen waren, über welche der Weg der Reisenden ging. Sie sahen deren nur wenige, und es gibt auch so wenig pelztragende Thiere, daß man auf der ganzen Reise zum Polarmeer und auf dem Rückwege nur einen einzigen Biberbau fand.

Während Franklin und Back ihre Schlittenfahrt zurücklegten, waren Richardson und Hood in Cumberland-House nicht müßig. Der Eine sammelte naturgeschichtliche Gegenstände, der Andere machte Streifereien in's Gebiet der Indianer, nahm Theil an ihren Jagden und zeichnete, was ihm merkwürdig war. Die Indianer, die Crees (von den französischen Canadiern Kristeneaux) genannt werden, wohnen auf einem Gebiete von 20,000 Quadratmeilen, sind aber bis auf 500 geschmolzen, und dieser einst so wichtige Volksstamm wird vielleicht in Kurzem von der Erde verschwunden seyn. Keuchhusten und Masern richten furchtbare Verheerungen unter den Kindern an; der Branntwein, den die Niederlassungen der Handelsgesellschaft liefern, ungewisser Unterhalt und Hunger zerstören die Erwachsenen. Sie sind die Opfer des Aberglaubens und lassen sich freiwillig von den Listigern betrügen, welche ihre Einfalt durch Beschwörungen hintergehen und durch eine Trommel, eine Klapper und eine Schwitzstube Uebel abzuwenden und Krankheiten zu heilen vorgeben. Die Crees sind freundlich und gastfrei, so lange sie es mit Freunden oder Fremden zu theilen haben. Wenn der Winter kommt, wenn vierfüßige Thiere und Vögel südwärts ziehen, Seen und Flüsse gefroren sind, fehlt es ihnen an Lebensmitteln, und sie kommen dann gewöhnlich zu den Niederlassungen der Gesellschaft, um sich die

Bedürfnisse zu verschaffen, womit sie sich für die Zeit der Noth zu versorgen unterlassen haben. Viele zögern so lange, bis sie nicht mehr im Stande sind, jene Niederlassungen zu erreichen, und werden Opfer aller Schrecknisse des Hungertodes. Nicht selten ereignet sich's, daß sie sich von den Körpern ihrer Angehörigen nähren, um dem Hungertode zu entgehen.

Die Indianer sind ungemein geschickt, Wild aller Art zu fangen. Nichts in der Luft, im Wasser oder auf der Erde entgeht ihnen. Franklin erzählt von zwei Indianern, die bloß mit einem Beile zwei Rehe, einen Habicht, einen Brachvogel und einen Stöhr gefangen hatten. Sie treiben die Büffel in Hürden, auf dieselbe Art, wie die Eingebornen von Ceylon Elefanten fangen. Der Büffel ist der amerikanische Bison und läßt sich leicht mit Pferden jagen. Richardson sagt, der wilde Büffel kratze den Schnee mit den Füßen weg, um das Gras darunter zu finden, und das von den Spaniern eingeführte Pferd thue dasselbe; der neuerlich aus Europa gebrachte Ochse aber habe noch nicht eine Kunst gelernt, die er so nöthig hat, sich Nahrung zu verschaffen.

Man hat es schon oft bemerkt, daß man unter allen Volksstämmen, sowohl im südlichen als nördlichen Amerika, viele Spuren asiatischer Sitten und Gebräuche findet. Humboldt glaubte sogar, Spuren der sinesischen Sprache in der mexikanischen zu entdecken. Allgemein glaubt man an ein gutes und böses Urwesen, das Katschi-Manihto und das Mautschi-Manihto. Man hat die Sage von einer Zerstörung der Welt und glaubt an einen Zustand nach dem Tode. „Als ich in Carlton war" — erzählt Richardson — „nahm ich Gelegenheit, einen gesprächigen alten Indianer über seine Meynung von dem künftigen Leben zu befragen. Er antwortete, sie hätten von ihren Voraltern gehört, die Seelen der Verstorbenen müßten einen steilen Berg erklettern, auf dessen Gipfel sie durch die Aussicht auf eine weite Ebene belohnt würden, die hie und da mit neuen anmuthigen Zelten bedeckt wäre und an Wild aller Art Ueberfluß hätte. In den Anblick dieses entzückenden Schauspiels verloren, werden sie von den Bewohnern des glücklichen Landes entdeckt, welche, in neue Felle gekleidet, zu ihnen kommen, und diejenigen Indianer, welche gut gelebt haben, freundlich bewillkommnen, den Bösen aber, die ihre Hände in das Blut ihrer Landsleute getaucht haben, befiehlt man hinzugehen, woher sie gekommen sind, und stürzt sie ohne Umstände den steilen Berg hinab. Weiber, die sich des Kindermordes schuldig gemacht haben, erreichen den Berg nie, sondern müssen um den Schauplatz ihrer Verbrechen wandern, während Baumzweige an ihre Beine gebunden sind. Die traurigen Töne, die man an stillen Sommerabenden hört, und welche die unwissenden Europäer für das Geschrei des Greismelkers halten, sind nach meinem Indianer das Jammern jener Unglücklichen.

Selbst die nördlichsten Wilden, die Felsenberg-, die Bogner- (Strongbows) und die Hundsrippen-Indianer, haben die Sage, sie seyen von Westen, aus einem ebenen Lande gekommen, wo kein Winter gewesen, wo es Bäume und Früchte gegeben habe, die sie jetzt nicht kennen, und unter den seltsamen Thieren, ganz verschieden von der thierischen Schöpfung ihrer jetzigen Heimath, sey eines gewesen, dessen Gesicht eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Menschenantlitz gehabt habe, aus diesem Lande aber durch das Anschwellen des Wassers vertrieben worden, und nordwärts zu einer Meerenge gekommen, über welche sie auf einem Floß gefahren seyen, die jedoch seitdem zugefroren.

Zu Anfange des Frühlings folgten Richardson und Hood ihren Reisegefährten. Die Rückkehr dieser Jahszeit ist, wie man leicht denken kann, eine Zeit der Freude, und die Zeichen ihrer Annäherung sind unzweideutig. Um die Mitte des Aprils verkündigen Schaaren von Gänsen, Enten und Schwänen, die aus Süden kommen, das Aufbrechen des Eises. Es fallen Regenschauer und der geschmolzene Schnee überflutet das Land. In wenigen Tagen ist das höher liegende Land trocken, und mit den duftenden Kindern des jungen Jahres bedeckt. Nichts ist angenehmer als die schnelle Veränderung, die im Laufe weniger Tage eintritt. Kaum ist der Schnee verschwunden, so sind die Bäume dicht belaubt, die Gesträuche öffnen ihre Knospen und schmücken sich mit bunten Blüten. Dazu kommen aber auch manche Unannehmlichkeiten. Wolken von großen Muskitofliegen brechen plötzlich hervor und quälen den Reisenden ärger als selbst in den tropischen Ländern. Um sich Ruhe zu verschaffen, verbrannten die Reisenden zuweilen Holz in dem verschlossenen Zelte, oder zündeten Pulver an. Aber auch dieses Mittel war unwirksam, selbst wenn man es auf die Gefahr, im Rauche zu ersticken, gebrauchte. Die Fliegen krochen unter die Bettdecken, und quälten die Reisenden mit ihren Stichen. Die Muskitofliege nährt sich von Blut, sie kann es selbst aus der Haut eines Büffels ziehen, und wenn sie nicht gestört wird, saugt sie sich so voll, daß sie zu einer durchsichtigen Kugel anschwillt. Die Wunde schwillt nicht, wie der Stich der afrikanischen Muskitofliege, ist aber unendlich schmerzhafter. Zu dieser furchtbaren Plage, gegen welche es keine Schutzwehr gibt, kommen noch die Angriffe der Pferdefliege, die, wie Hood versichert, bei jedem Stich ein Stück Fleisch wegnimmt. Man hat Ursache zu glauben, daß die Muskitos, die zu Anfang des Frühlings völlig ausgewachsen erscheinen, nicht Erzeugnisse dieser Jahrszeit sind, sondern im gefrornen Zustand überwintert haben, was auch bei andern Insekten der Fall ist. So fand Ellis eine gefrorne torfartige Masse, woraus beim Aufthauen ein Schwarm Muskitofliegen kam. Hearne sah hart gefrorne Spinnen am Feuer wieder aufleben. Man hat diese Angabe bezweifeln wollen, Versuche haben

bewiesen, daß Schnecken, Frösche und andere Thiere durch künstliche Kälte bis auf einen gewissen Grad gefrieren und doch wieder aufleben können. Durch ähnliche Versuche, die man im vorigen Winter in England machte, soll man gefunden haben, daß Frösche wieder auflebten, selbst wenn das Herz gefroren war, sobald aber der Frost das Gehirn angegriffen hatte, blieb das Leben erloschen, und das Thier konnte eben so wenig durch Wärme wieder belebt werden, als der Galvanismus eine Wirkung zeigte. Es ist jedoch zu bemerken, daß man den Frosch aus der Erstarrung erweckte, um den Versuch zu machen, und daß er nicht in dem Winterlager, das er sich bei voller Lebenskraft selbst gewählt hatte, zum Frieren kam. Auch Hood bestätigt diesen Umstand. Er sagt, man habe häufig gefrorene Frösche durch Wärme ins Leben zurückkehren sehen, und unmöglich hätte die Menge von Fröschen, die gleich nach dem Eintritte der Frühlingswärme ihre Töne hören lassen, in zwei oder drei Tagen zum vollen Wachsthum gelangen können. Franklin sah Fische, sobald sie aus dem Netze genommen waren, gefrieren und in kurzer Zeit zu einer harten Eismasse werden, die man mit einem Beile leicht spalten konnte. Brachte man sie in diesem gefrorenen Zustande an's Feuer, so wurden sie bald wieder belebt, was besonders bei Karpfen der Fall war.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Die erste Sylbe ist lieblich und süß,
Erquickliche, holde Labe.
Wer sich der zweiten zu sehr überließ
Vergeudete oft seine Habe.
Das Ganze, in der Gestalt der zweiten,
Versucht uns künstlich zur ersten zu leiten.

Auflösung des Räthsels in Nro. 2.

Nacht.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 3. Januar. Rochus Pumpernickel, musikalisches Quodlibet in 3 Abthl. von Stegmeyer.

Sonntag den 4. Der Freischütz, Oper in 3 Abthl. Musik von Weber.

Dienstag den 6. Künstlers Erdenwallen, Lustsp. in 5 Abthl. von Julius v. Voß. Seit dem Sommer 1822, wo das Fortwallen des Hrn. Beckers, der das Gasthaus zur goldnen Sonne dahier im Stich ließ, die Einschiebung dieses Lustspiels veranlaßte, ist solches nicht gegeben, und wohl auch nicht vermißt worden. — Die heutige, wenig anziehende Vorstellung, ließ einiges Erdenwallen hinter den Kulissen bemerken, das nicht zum Stück gehört, und dessen Fortgang nicht begünstigte.

Mittwoch den 7. Don Juan, Oper in 2 Aufz. Musik von Mozart. So wie das Leyermädchen Fanchon als Vorbild einer schlechten Operette dienen mag, (s. Nr. 102 der Iris des vorigen Jahres) so kann Don Juan für das Musterbild der romantischen Oper gelten. Mit vollem Recht hat man ihn auch längst die Oper aller Opern genannt. Bis jetzt steht er durchaus als einzig und unübertroffen da in jeglicher Beziehung. Unzählig oft gesehen bleibt dieses Meisterwerk immer neu; bei der Fülle von Leben, bei der Unerschöpflichkeit seiner Schönheiten jeglicher Art und seiner bezaubernden Reize fühlt man sich zu der Behauptung versucht, daß er Alles enthalte, was sich nur von einer romantischen Oper wünschen läßt. Hier ist das Furchtbarste und Lieblichste, das Empörendste und Anziehendste, das Erschütterndste und Hinreißendste zu einem seltenen Bunde vereinigt. Schreckliche Scenen wechseln schnell mit fröhlichen, rührenden und burlesken; durch diesen raschen Wechsel geht ein das Verschiedenartigste zu einem harmonischen Ganzen verknüpfender Geist; mit jeder Hauptscene steigert sich die Theilnahme, bis endlich die grausenvolle, furchtbar erhabene Schlußscene mit allen Schaudern des jüngsten Gerichts über den Frevler hereinbricht, der selbst die furchtbaren Mahnungen des unterirdischen Geistes mit ruchlosem Trotz und Hohn von sich wies. Ein besonders glücklicher Zug dieser herrlichen Dichtung ist es, daß dem gränzenlos leichtsinnigen Don Juan sein plötzlicher Untergang mitten in der Fülle des Sinnenglücks gerade von da kommt, wo er ihn am allermeisten erwarten konnte, und daß er selbst in seinem Alles verspottenden Uebermuth den Rachegeist weckt und herausfodert, den er nicht mehr fürchten zu dürfen glaubte, nachdem er auch den Don Octavio meuchlings gemordet hatte. — Das Haus war heute, wie gewöhnlich bei dieser Oper, sehr besucht; die Vorstellung war jedoch weniger vorzüglich als gewöhnlich.

Donnerstag den 8. Verbrechen aus Ehrsucht, Familiengemälde in 5 Aufz. von Iffland.

Das Register zur Iris vom vergangenem Jahr (welches mit diesem Blatt ausgegeben wird) gibt die Zahl der im Jahre 1823 auf der hiesigen Bühne dargestellten Stücke auf 358 an. Darunter waren 130 Opern- und Operetten-Darstellungen, 13 Vaudeville-, 9 Schauspiel- mit Gesang, 109 Lustspiel-, 14 Possen-, 37 Schauspiel-, 23 Dramen- und 23 Trauerspiel-Darstellungen. Das Repertoir dieser Darstellungen begreift: 41 Opern und Operetten, darunter 4 Opern und 3 Operetten neu und 4 neu einstudirt; 15 Trauer- und 15 Schauspiele, darunter 5 neu; 41 Lustspiele, 9 Dramen und 9 Possen, darunter 11 neu und 4 neu einstudirt waren. Gastspielende Künstler traten hier auf 24, von deren 3 mit Engagement bei dem hiesigen Theater blieben.

Theater-Anzeige.

Montag den 12. Januar. (Zum Besten der Pensions-Anstalt): Die gebesserte Eigensinnige, Op. in 2 Aufz.
Dienstag den 13. Der Doppelpapa, Posse. Hierauf: Die Verwandlungen, Oper.
Mittwoch den 14. Der Wollmarkt, Lustsp. Hierauf: Die Comödie aus dem Stegreife, Lustsp.
Donnerstag den 15. Othello, Oper.
Samstag den 17. Die Waise und der Mörder, Drama.

(Hierbei Titel und Register der Iris für 1823.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 5. Donnerstag, 15. Januar 1824.

Die Reise zu dem Polarmeer.

(Fortsetzung.)

Als sich die ganze Reisegesellschaft mit ihren Indianern in Chepeywan versammelt hatte, steuerte man am 18. Julius nordwärts, in der Hoffnung, vor Ablauf der günstigen Jahrszeit das Winterquartier an der Mündung des Kupferflusses zu erreichen, und gleich zu Anfange des künftigen Frühlings im Stande zu seyn, die Küste des Polarmeers in östlicher Richtung zu erforschen. Es entstanden aber so große Schwierigkeiten aus der Unzulänglichkeit der Lebensmittel, und aus den Hindernissen der Schiffahrt bei zahlreichen Flüssen und Seen, wo es bald Stromschnellen, bald Untiefen gab, und häufig Böte und Gepäck getragen werden mußten, daß man nur sehr langsam reisen konnte. Erst am 20. August erreichte man den Ort, wo man eine Winterhütte baute, gegen 550 Meilen von Chepeywan entfernt. Je weiter unsre Reisenden nordwärts kamen, desto häufiger kamen sie in die Nothwendigkeit, ihre Böte zu tragen, und ihre Leiden wurden dadurch bei dem Mangel an hinlänglicher Nahrung erschwert. Nicht selten geschah es, daß man an einem Tage fünf- bis sechsmal die Fahrzeuge laden und ausladen und nebst dem Gepäcke tragen mußte. Kein Wunder daher, daß die Canadier, die in den Niederlassungen der Gesellschaft gänzlich von Fleischspeisen leben, wovon jeder täglich acht Pfund erhält, endlich muthlos wurden, und Unzufriedenheit und Ungehorsam verriethen, als sie sich mit einer täglichen Mahlzeit von wenigen Unzen Fisch oder Rehfleisch begnügen mußten, und zuweilen auch gar keine Nahrung sich verschaffen konnten. Ihr Ungehorsam war jedoch nur vorübergehend, und scheint mit der Veranlassung dazu aufgehört zu haben.

Franklin mußte den Vorsatz, vor Anfang des Winters die Mündung des Kupferflusses zu erreichen, aufgeben, weil schon am 25. August die kleinen Gewässer mit Eis bedeckt waren, und die Gänse schon südwärts zogen. Der Anführer der Canadier erklärte, daß die Unternehmung unbesonnen und gefährlich sey und er bei so offenbarer Lebensgefahr weder mitgehen, noch seinen Leuten mitzureisen erlauben würde. Die Reisenden mußten sich daher begnügen, den Ursprung des Kupferflusses im Point Lake, etwa 60 Meilen nördlich zu besuchen, um dessen Lage kennen zu lernen.

Die Canadier waren indeß beschäftigt, eine Winterwohnung zu bauen, der man den Namen Fort Enterprize gab. Sie lag auf einer Anhöhe am Ufer eines Flusses und unweit eines Sees, umgeben von vielen ansehnlichen Bäumen, worunter es 30 bis 40 Fuß hohe Fichten gab, die über der Wurzel zwei Fuß im Durchmesser hatten. Auch die Ufer des Flusses, den man Winterfluß nannte, waren mit solchen Bäumen besetzt, und mit üppig wachsenden Moosen, Flechten und Strauchwerk bedeckt. Die Wohnung lag unter 65° 28′ der Breite und 113° 6′ westlicher Länge; die letzte Niederlassung der Nordwest-Compagnie, Fort Providence, liegt unter 62° 17′ N. B. und 114° 9′ W. L.

Alles war nun beschäftigt, Lebensmittel für den Winter zu sammeln. Diese bestanden meist in Rennthierfleische, das theils gefroren war, theils aber durch Feuer und Sonne gedörrt, dann mit Fett oder Talg zu einem Teige geknetet wurde, den man in Nordamerika Pemmican nennt. Zum Glück war die Umgegend reich an Rennthieren, die man in Heerden von 10 bis 100 findet. Franklin sah deren einst an einem Tage gegen zweitausend. Ehe diese Thiere südwärts wanderten, um mildere Gegenden zu suchen, schossen die Jäger gegen 180, die getrocknet wurden, wozu noch gegen 1000 Weißfische kamen. Diese Vorräthe waren jedoch kaum hinreichend für den Winterbedarf der Reisenden, da sich bei Annäherung der strengen Jahrszeit viele Indianer mit ihren Angehörigen zu ihnen gesellten.

Dies war nicht das Schlimmste. Auch die übrigen Vorräthe waren erschöpft, und die Sendung von Bettdecken, Taback und andern Nothwendigkeiten, die aus den südlichern Niederlassungen kommen sollte, blieb aus. Unter diesen Umständen erbot sich Back nach Fort Providence und im Noth-

fall nach Chepeywan zurückzukehren, um die Bedürfnisse herbeizuschaffen, die zur Fortsetzung der Reise unentbehrlich waren. Er brach am 18. October auf, begleitet von einem Schreiber der Nordwest-Compagnie, zwei Canadiern und zwei Indianern mit ihren Weibern. Diese Fußwanderung mitten im Winter bis Chepeywan und zurück nach Enterprize, wo Back am 27. März wieder ankam, gehört zu den merkwürdigsten Beispielen von Anstrengung und Ausdauer, welche diese Unternehmung darbietet. Er hatte während jener Zeit einen Weg von 1104 Meilen mit Schneeschuhen zurückgelegt, und des Nachts in den Wäldern keine Bedeckung gehabt, als eine Bettdecke und eine Rennthierhaut, während das Thermometer oft auf 40° und einmal auf 57° unter dem Nullpunkt stand und zuweilen zwei bis drei Tage ohne Nahrung zugebracht werden mußten. Ohne diese heldenmüthige Anstrengung aber wären die Reisenden nicht im Stande gewesen, ihr Winterlager zu verlassen. Back's Reisegefährten hatten hier indessen eben so viel, wenigstens von der strengen Kälte zu leiden. Im December stand das Thermometer nie höher als 6° über Null, und fiel einmal bis auf 57°. Die Luft war bei dieser heftigen Kälte gewöhnlich still, und die Holzhauer gingen ohne besondere Schutzmittel gegen die Kälte ihren Beschäftigungen nach, ohne Nachtheile zu fühlen. Sie trugen ihre Kittel von Rennthierfellen, lederne Handschuhe mit Leinwand gefüttert und Pelzmützen, aber das Gesicht zu verwahren fanden sie nicht nöthig. Die Meisten, die vor Kälte umkamen, wurden Opfer der Jahrszeit, weil sie an einem See, oder an einem andern unbeschützten Orte vom Sturmwinde überfallen wurden. Die Kälte war jedoch in anderer Hinsicht desto nachtheiliger. Die Bäume gefroren bis zur innersten Mitte, und wurden so steinhart, daß man sie nur mit Mühe fällen konnte. Täglich zerbrach man Beile und zu Ende Decembers war nur noch ein einziges zum Fällen übrig, das man daher einem Zimmermann anvertraute und auf diese Weise erhielt, bis die Reisegefährten neue Vorräthe brachten.

Back brachte zwei eskimoische Dolmetscher mit, die er in Fort Providence gefunden hatte. Sie hießen Tattaniaeuk (Bauch) und Häoutärock (Ohr), wurden aber gewöhnlich August und Junius genannt. Gleich nach ihrer Ankunft in Enterprize fingen sie an, ein Schneehaus zu ihrer Wohnung zu bauen, das nach ihrer Behauptung wärmer und bequemer als das bereits erbaute hölzerne Haus war. Franklin's Beschreibung dieses sonderbaren Gebäudes erinnert an so viele gelehrte Untersuchungen über den Ursprung und die Erfindung des Gewölbes, und veranlaßt zu der Frage, wie dieses rohe, in dieses Gebiet des ewigen Eises und Schnees eingeschlossene Volk, zu den Grundsätzen gekommen sey, worauf der Bau nicht nur des Gewölbes, sondern selbst der Kuppel, des schwierigsten Gewölbes, beruhet. „Die Winterwohnungen der Eskimoer — erzählt Franklin — sind von Schnee, und nach dem Gebäude, das August errichtete, zu urtheilen, sehr bequem. Als er einen Platz am Flusse ausgesucht hatte, wo der Schnee gegen zwei Fuß hoch lag, und hinlänglich fest war, zog er zuerst einen Kreis von zwölf Fuß im Durchmesser. Der Schnee im Innern dieses Kreises ward alsdann mit einem breiten Messer in drei Fuß lange, sechs Zoll breite Stücke zertheilt. Diese Stücke waren fest genug, daß sie von der Stelle geschafft werden konnten, ohne zu zerbrechen, oder auch nur ihre scharfen Ecken zu verlieren, und hatten eine geringe Krümmung, die mit der Kreislinie, woraus man sie geschnitten hatte, übereinstimmte. Sie wurden wie behauene Mauersteine in dem gezogenen Kreise auf einander gelegt, wobei man Sorge trug, die verschiedenen Schichten der Schneestücke mit dem Messer abzuglätten und sie so zu schneiden, daß sich die Wand ein wenig nach Innen neigte, wodurch das Gebäude die Gestalt einer Kuppel erhielt. Diese Kuppel schloß sich nach oben ziemlich plötzlich und flach, da man die obern Stücke keilförmig zuschnitt, wogegen die untern mehr rechtwinkelig geschnitten waren. Die Decke war gegen acht Fuß hoch, und die letzte Oeffnung wurde durch ein kleines, kegelförmiges Schneestück geschlossen. Das ganze Gebäude ward von Innen erbaut und jedes Stück so zugeschnitten, daß es seine Lage behielt, ohne einer Stütze zu bedürfen, bis ein anderes daneben gelegt war. Als der Bau vollendet war, wurde lockerer Schnee darüber geworfen, um alle Spalten zu verschließen, und eine niedrige Thüre mit dem Messer in die Wand geschnitten. Alsdann ward ein Bettplatz angelegt, der aus auf einander gelegten Schneestücken bestand, die man mit Fichtenzweigen bestreute, um das Schmelzen des Schnees durch die Körperwärme zu verhüten. An jedem Ende des Bettes ward ein Schneepfeiler errichtet, worauf eine Lampe stehen sollte, und endlich wurde eine Vorhalle vor dem Eingang erbaut und eine helle Eistafel in eine Wandöffnung gesetzt, welche die Stelle eines Fensters vertrat. Das Haus hatte bei der Reinheit des Baustoffes, der Zierlichkeit des Baues und der Durchsichtigkeit der Wände, die ein sehr angenehmes Licht einließen, ein weit schöneres Ansehen als ein Marmorgebäude."

Die Officiere beschäftigten sich während der Wintermonate mit der Abfassung ihrer Tagebücher, mit Entwerfung von Reisecharten, und Berechnung der Ergebnisse ihrer Beobachtungen, während Hood und Back ihre Zeichnungen vollendeten. Die gerin-

gern Glieder der Reisegesellschaft waren meist beschäftigt, Brennholz zu suchen. Abends versammelten sich Alle in einer gemeinschaftlichen Wohnung, wo die Officiere an den Spielen der Seeleute Theil nahmen, und so fand die Langweile nie Raum. Der Sonntag war immer ein Ruhetag, wo Alle ihre besten Kleider anlegten. Der Gottesdienst ward regelmäßig verrichtet, und die Canadier, obgleich alle katholisch und wenig bekannt mit der Sprache, worin die Gebete abgelesen wurden, nahmen andächtig Theil daran. Die Nahrung der Gesellschaft bestand fast ganz aus Rennthierfleisch, das zweimal wöchentlich mit Fischspeise und zuweilen mit etwas Mehl abwechselte, an Gemüsen aber fehlte es gänzlich. Am Sonntag Morgen trank man eine Tasse Chocolade, der Lieblingstrank aber war Thee ohne Zucker, den man täglich zweimal nahm. Von Rennthiertalg und Streifen von baumwollenen Hemden machte man Lichter, und selbst Seife bereitete man aus Holzasche, Talg und Salz.

Die Kupfer-Indianer sind nach der Erzählung unsrer Reisenden dem Chepeywan-Stamm ähnlich; freundlich, wohlwollend und lebhafter Zuneigung fähig. Back erhielt auf seiner langen Reise alle Vögel und Fische die sie fingen, und nie wollten sie etwas davon genießen, bis er seinen Hunger gestillt hatte, obgleich sie vermuthlich einige Tage lang ohne Nahrung gewesen waren. Auch gegen ihre Weiber waren sie freundlich und liebevoll. Ein alter Häuptling hatte eine Tochter, die man für die Schönste des ganzen Stammes hielt, und so sehr ein Gegenstand der Bewerbung war, daß sie, obgleich noch nicht sechszehn Jahre alt, schon zwei Männer gehabt hatte. Hood zeichnete sie, was ihrer alten Mutter sehr verdrießlich war, da sie fürchtete, die Schönheit ihrer Tochter würde den „großen Häuptling in England" bewegen, das Original holen zu lassen, sobald er das Bildniß sähe.

Erst am 14. Junius war, nach der Meynung der Indianer, das Eis im Kupferflusse hinlänglich gebrochen, um für Böte schiffbar zu seyn. Die Vorräthe von Lebensmitteln waren um diese Zeit ziemlich erschöpft, und man sah ein, daß der künftige Unterhalt der Reisenden von dem Glücke der Jäger abhängen werde, die am Flusse hinabgingen. Diese Jäger zeigten jedoch, als die Zeit der Abreise heranrückte, einen entschiedenen Widerwillen weiter zu gehen, der nicht ohne Mühe überwunden werden konnte. Die ganze Reisegesellschaft ging den Kupferfluß hinab, der wie alle übrigen Flüsse, die man zeither beschifft hatte, viele Felsen, Stromschnellen und Untiefen hatte, und an vielen Stellen mit brückenartigen Eismassen belegt war. Die grasigen Ebenen auf beiden Ufern waren reich an Wild, besonders an Bisamochsen, deren man viele tödtete, die aber ungenießbar waren. Die Heerden von Rehen und Bisamochsen ziehen viele Bären und Wölfe herbei. Die Wölfe leben Heerdenweise und sind so schlau, daß sie sich selten in Fallen fangen lassen. Dem Musethier (amerikanischen Hirsch) und dem Rennthier an Schnelligkeit nicht gleich, bedienen sie sich, wie man sagt, in Gegenden, wo große Ebenen von schroffen Klippen eingeschlossen sind, einer List, die selten mislingt. Während diese Thiere ruhig weiden, sammeln sich die Wölfe in großer Anzahl, und einen Halbkreis bildend, schleichen sie sich langsam hinzu, aber sobald sie die arglosen Thiere von der Ebene abgeschnitten haben, laufen sie schnell und treiben mit furchtbarem Geschrei ihre Beute zu dem einzigen Auswege, auf den Rand der Klippe, über welche die Thiere, wenn sie einmal in vollem Laufe sind, einander drängend hinabstürzen. Die Wölfe steigen dann ruhig hinab und verzehren die verstümmelten Thiere.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Unter dem Vergänglichen ist nichts so vergänglich, als der Ruhm eines Staates ohne Selbstständigkeit. (Tacitus.)

Wo alle Gewalt für Einen, für alle übrige Menschen blos Gehorsam ist, in solchen Ländern ist so wenig ein Gemeinwesen, als im Zuchthause. (J. v. Müller.)

Die beste Mittel, das Einkommen zu vermehren, ist: die Ausgaben zu vermindern. (Erasmus.)

Bücke dich, allein zerbrich nicht das Bein; sey höflich, aber nicht beschwerlich. Krieche nicht, denn du hast gesunde Füße. Bete nicht an goldne Kälber der Erde. (Hippel.)

Je mehr Schwäche, je mehr Lüge; die Kraft geht gerade; jede Kanonenkugel, die Höhlen oder Gruben hat, geht krumm. (Jean Paul.)

Zepter brechen, Waffen rosten, der Arm der Helden verweset: **Was in den Geist gelegt ist, ist ewig.** (J. v. Müller.)

Der beste Mann hat auch immer die beste Religion. (Jacobi.)

Historische Literatur.

In Paris sind kürzlich die Memoiren des Herzogs von Choiseul-Stainville erschienen. Sie sind ein schätzbarer Beitrag zur Geschichte seiner Zeit, belehrend und unterhaltend, und durch manche charakteristische Züge aus jener merkwürdigen Periode, anziehend und ergreifend.

Choiseul — ein Nachkommen des bekannten Ministers dieses Namens — war bei dem Ausbruch der französischen Revolution Obrist des königl. Dragonerregiments, und bei der Flucht Ludwig XVI. mit dem schwedischen Gesandten, Grafen Fersen und dem Marquis Bouillé vereinigt, dieses Unternehmen zu decken, das bekanntlich in Varennes unglücklich ablief. Er wurde nach Orleans ins Gefängniß gebracht, woraus er jedoch nach des Königs Annahme der Constitution wieder freigelassen wurde. In den gefahrvollen Tagen des 20. Juny und 10. Augusts 1792 war Choiseul einer der wenigen, die sich noch bei dem König befanden und alle Gefahren mit ihm theilten, während die gepriesenen und sich preisenden Thronstützen, jene Tausende, die Ludwig XVI. in den Tagen des Glücks umlagerten, längst nichts angelegentlicheres zu thun gewußt hatten, als auszureißen, und den benachbarten Ländern, die sie überschwemmten, das Bild ihres Uebermuthes, ihrer Anmaßungen und einer Sittenlosigkeit zu geben, von der man nur in den höhern Pariser Zirkeln einen Begriff hatte. Nach des Königs Einsperrung in den Tempel rettete sich endlich Choiseul in der Verkleidung eines spanischen Militairs über die Grenze. Er errichtete ein Husarenregiment, das er in den Feldzügen am Rhein mit Auszeichnung commandirte. Im Jahr 1795 bei Dünkirchen gefangen, entkam er durch die Flucht aus seinem Kerker. Als die Waffen der Republik Hannover zur Neutralität zwangen, entschloß er sich mit seinem Corps in Englands Diensten nach Ostindien zu gehen. Drei dänische Fahrzeuge auf welchen sie sich eingeschifft hatten, scheiterten bei Calais; der größte Theil der Mannschaft kam in den Wellen um, die Geretteten, worunter auch Choiseul, wurden als Emigranten, die gegen ihr Vaterland die Waffen getragen hatten, in Kerker geworfen, wo sie, während fünf Jahren, eine lange Reihe von Leiden zu erdulden hatten, denen der 18. Brümäre endlich ein Ziel setzte. Bonaparte hatte damals das schwankende Staatsruder ergriffen und löste als erster Consul die Ketten dieser unglücklichen Schiffbrüchigen von Calais, die man, Paar und Paar zusammengeschlossen von Lille nach Ham in die Casematten geschleppt hatte, indem er ihnen erlaubte, sich auf neutrales Gebiet zu begeben. Aus der Zeit dieser Gefangenschaft erzählt Choiseul unter andern folgende rührende Anekdote, die wir mit seinen eignen Worten hier mittheilen:

„Dem General Leclair verdanke ich einen jener Augenblicke, die so tröstend in den Tagen des Unglücks sind. Eines Tages trat der Gefangenwärter in meinen Kerker und zeigte mir an, daß zwei Soldaten von der reitenden Artillerie mich zu sprechen wünschten und auch die Erlaubniß dazu von dem Commandanten (eben jenem General Leclair) erhalten hätten. Sie traten ein; ein Paar edle, kriegerische Gestalten, in ihrer Staatsuniform. Sie hatten die Hüte abgenommen und in ihren Augen sah ich Thränen glänzen. Als ich mich ihnen genähert hatte, erkannte ich sie. Beide hatten unter mir im Reglment Dragoner des Königs gedient. Ihr seyd es, Pastre, ihr Lerop? rief ich. — „Ja, mein Obrist." — Wo kommt Ihr jezt her? — „Von Douay; wir haben von Ihrem Unglück gehört, da sind wir hergeeilt." — Sie ergriffen bei diesen Worten meine Hand. — „Mein Obrist," fuhr der Eine fort: „sonst hatten wir in unserm Regiment das Sprichwort: „„Wenn unser Commandeur einen Louisd'or hat, so haben seine Dragoner 18 Franken davon."" Sie sind jezt in Noth; hier, hier, nehmen Sie diese zehn Louisd'or, es ist Alles was wir besitzen, sie gehören Ihnen." — Ich gestehe, daß ich vor Schluchzen kaum sprechen konnte. Dieser eine Augenblick wog mir die Schmerzen langer Monate auf. — Ich werde das Geld nehmen, erwiderte ich endlich, wenn ich es brauche. Ich werde mich glücklich, ich werde mich geehrt fühlen, eine Unterstützung von meinen alten Kameraden, meinen hochherzigen Waffengefährten zu empfangen; aber für jezt bedarf ich derselben noch nicht. Hier habe ich noch 20 Louisd'or und die reichen vollkommen für mich und die Andern auf einige Wochen hin. — Ich hatte viel Mühe, die braven Krieger zu überzeugen und sie hinsichtlich meiner Lage zu beruhigen. Endlich gingen sie wieder, nachdem wir ein Glas Wein zusammen getrunken hatten; allein der Gedanke, daß ich ein Opfer meiner Feinde werden würde, hatte sie so aufgeregt, daß sie in der Stadt die unvorsichtigsten Reden ausstießen und sagten: sie würden die Richter, die mich zu verurtheilen wagten, auf der Stelle ermorden. General Leclair, der hievon benachrichtigt wurde, war so edelmüthig, mich durch einen Adjutanten bitten zu lassen, den beiden Leuten durch einige Zeilen Mäßigung und Rückkehr in ihre Garnison zu empfehlen, weil sonst leicht der stets lauernde Argwohn ihre Unvorsichtigkeit zu meinem und ihrem Nachtheil benutzen könne. Ich that dies und die braven Krieger erfüllten meinen Wunsch. Sie kehrten nach Douay zurück; ihr Andenken wird mir aber unvergeßlich seyn."

Aehnliche Züge finden sich mehrere in diesen Memoiren. Es ist wohlthuend zu lesen, wie einzelne Militärs die harten Befehle, welche sie, während der Gefangenschaft und der mehrmals erneuerten gerichtlichen Proceduren gegen diese unglücklichen Schiffbrüchigen auszuführen hatten, durch Menschlichkeit milderten; wie die Einwohner in Städten und Dörfern sich bestrebten, das Loos der Gefangenen zu erleichtern, und wie, neben dem Haufen jener Feilen, die stets mit ihren Federn nur der Macht knechtisch huldigen, es nicht an Männern fehlte, die unerschrocken ihr Talent dazu anwendeten, für Recht und Wahrheit zu Gunsten der Unterdrückten öffentlich zu sprechen.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 6. Sonntag, 18. Januar 1824.

Sonettenkranz.

4.

Du bist's allein, die mich an's Leben bindet
Mit Götterarmen allgewalt'ger Liebe.
Was wäre wohl, das mir auf Erden bliebe,
Wenn nicht in dir mein Herz sich wiederfindet?

Kalt ist das Daseyn, seine Blüthe schwindet
Vor rauher Zeiten feindlichem Getriebe,
Nur wo vom Weltgedränge fern die Liebe
Den Lilienkranz um gleiche Seelen windet,

Da prangt in Himmelsduft das volle Leben,
Da ist der Streit auf immerdar entschieden,
Da tönt die Freud' in ew'gen Melodieen.

Der Zeiten Schmach darf keinen Anspruch bieten,
Entbunden sind wir von der Erd' und schweben
Auf zu der Gottheit sel'gen Harmonieen.

W.

Klinias und Cimene.

(Fortsetzung.)

„Wohlan," fing endlich der König nach einer langen Pause an, während welcher eine allgemeine Stille geherrscht hatte, „wohlan, tapferer Klinias! vollendet Euer rühmliches Werk! Ich übertrage Euch die Oberbefehlshaberstelle meines Heeres. Geht, und besiegt die Feinde, und seyd einer würdigen Belohnung versichert." — Ein allgemeines Jauchzen des Volks unterstützte des Königs Antrag, und so sehr Klinias vor Verlangen brannte nach Griechenland zurückzukehren, so wenig durfte er es wagen, dem Willen des Königs und dem Ausspruche des Oberpriesters zu widerstreben.

Während nun Klinias an der Spitze eines erlesenen Heeres die Vertilgung der scythischen Feinde zu beschleunigen eilt, wenden wir unsere Blicke in das Lager derselben, wo neue Gefahren dem Glück der Liebenden drohen.

Der Oberpriester, der für die Schönheit Cimenens entbrannt war und zur Erreichung seiner Absicht ihren längeren Aufenthalt und Klinias Entfernung durch jene Orakelsprüche bewirkt hatte, verfolgte sie mit seinen Liebesanträgen, die sie aus Furcht geduldig anhören mußte.

„Schöne Griechin," sagte er eines Tages zu ihr, „warum sträubt Ihr Euch die Meinige zu werden? Ich schwöre es im Angesichte des Gottes, den ich verehre, und der mich mit Wohlthaten überhäuft, daß Ihr die Gemahlin des Oberpriesters werden müßt."

Cimene, obgleich erstarrt über diesen Antrag, glaubte doch ihm nicht alle Hoffnung nehmen zu müssen, um seinen Haß nicht zu reizen, und Zeit zur Rettung zu gewinnen. Deshalb erwiderte sie mit scheinbarer Ruhe und Ergebenheit: „Wenn es wahr ist, daß ihr mich würdigt Eure Gemahlin zu werden, so verschiebt dieses glückliche Ereigniß bis zur Rückkehr meines Bruders Klinias. Ich zweifle nicht, daß er die Ehre einer so nahen Verwandschaft mit Euch zu schätzen wissen wird, indem Ihr durch Euer Ansehen dazu beitragen könnt, ihn in der Gunst des Königs auf immer zu befestigen." — „So kommt denn," sprach der heuchlerische Diener der Götter zu der bebenden Cimene, und ergriff ihre Hand, „so kommt denn zum Könige, daß er unsre Verbindung bestätige." Vergebens flehte die Arme um Aufschub, ungestüm drang er darauf, daß sie ihm folgen müsse, und zog sie endlich gewaltsam mit sich fort. Klinias Vater befand sich gerade im Zelte des Königs, als der Oberpriester mit Cimenen an der Hand eintrat. — „König," fing er an, „die Götter haben mich erleuchtet, und mir in der vergangenen Nacht ihren heiligen Willen offenbaret. Dein Thron und dieses Reich wird ewig fest bestehen, sobald der Fremdling mit den Seinen zu unserm Volk gehört. Deshalb ist es der Götter Wille, daß er mit einer edeln Scythin sich vermähle, und seine Schwester des Oberpriesters Gattin werde. In Demuth füge ich mich ihrem Ausspruch, und fodere, daß Du unsere Verbindung öffentlich be-

kräftigst. Das Mädchen hat sich schon bereit erklärt, den Göttern sich zu unterwerfen, und mir, sobald ihr Bruder zurückgekehrt seyn wird, die Hand zu reichen. Doch diese Verzögerung würde zu Deinem und Deines Volkes Verderben führen, denn ehe zum drittenmal die Sonne sich in's Meer gesenkt, soll nach der Götter Willen dies Mädchen schon mit mir verbunden seyn. Nur unter dieser Bedingung versprechen sie dem Heere Sieg, das Cimenens tapferer Bruder anführt." — Klinias Vater verstummte vor Schrecken; der König forderte Cimenens Entscheidung, und als diese wiederholt erklärte, vor ihres Bruders Rückkehr ihr Jawort nicht geben zu können, rief der Oberpriester entrüstet: „Zittere König! vor dem Zorn der Götter, deren Wille unwiderruflich ist. — Die Sclavin darf nicht widerstreben, sonst fällt sie als das Opfer der Rache für den großen Termagant. Des Kriegesgottes Blitz schwebt über unserm Heere, wenn Du o König nicht gehorchst; ich geh' dem Volk der Götter Ausspruch zu verkünden." Hierauf entfernte er sich. —

So tief auch plötzlich hereinbrechende Unglücksfälle eine weiche Seele zu beugen vermögen, so entschieden regt auf der andern Seite die Erkennung einer bösen Absicht auch in dem Schwächsten, die Kraft zum Widerstande auf. — Cimene, des tückischen Oberpriesters Absicht durchschauend, faßte sich schnell, und beschloß seinerl ist die ihrige entgegen zu setzen. „Warum weint Ihr mein Vater?" sprach sie beruhigend, als Polygnates in Thränen ausbrach: „ist die Ehre, die Eurer Tochter widerfährt, keiner freudigeren Theilnahme werth? Ich werde den Willen der Götter dieses Landes erfüllen, werde zur Größe und Macht dieses Reiches beitragen, dessen erster Feldherr mein guter Bruder seyn wird. „So bin ich denn bereit," fuhr sie zum Könige fort, „den Ausspruch des Orakels zu erfüllen. Nur verlange ich, daß mich und meinen Vater in diesen drei Tagen Niemand störe, damit ich unsern Göttern meinen Dank darbringen kann, und fodere zwei griechische Sclaven, die mit uns gefangen wurden, zu unserer Bedienung, um mich der Sitte meines Landes gemäß, nach unsern Gebräuchen zu dieser Feierlichkeit würdig vorzubereiten." — Der König versprach die Erfüllung dieser Bitte, und ging, dem Oberpriester und dem Volke Cimenens Einwilligung zu verkünden. „Was thust Du Cimene?" rief Polygnates, als er mit ihr sich allein befand, und diese erklärte ihm jetzt, daß sie scheinbar eingewilligt habe, um alles zur Flucht vorbereiten zu können. „Nur diese, theurer Vater meines Klinias," fuhr sie fort, „kann uns jezt retten, da das ganze Volk in blindem Aberglauben, die Heiligkeit des durch den Oberpriester kund gemachten Orakels vertreten, und mich gewaltsam zu dieser verhaßten Verbindung zwingen würde."

Schnell wurden daher die nöthigen Anstalten getroffen. Sie gewannen einen ihrer Sclaven, und sandten ihn augenblicklich mit einem Briefe an Klinias, in welchem sie diesem sowohl die drohende Gefahr, als ihre vorhabende Flucht meldeten, Mesambrien, die Hauptstadt Thraziens, als den Sammelplatz ihrer Vereinigung bezeichneten, und ihn beschworen, ihnen auf das schnellste und mit der größten Behutsamkeit dahin zu folgen.

Nicht ohne Furcht und Besorgniß entfernten sich Cimene und Polygnates in der ersten Nacht aus dem scythischen Lager, sie setzten ihren Weg gegen Westen fort, und suchten die Ufer der Donau zu erreichen. — Aber wer malt das Erstaunen und die Wuth des Oberpriesters, als er am anderen Tage Cimenen weder in ihrem Zelte noch im ganzen Lager fand. Seine Augen blitzten Tod und Verderben, und von Liebe, Rache und Wuth getrieben, setzte er ihnen ohne Vorwissen des Königs in einem Wagen, der von vier flüchtigen Rossen gezogen wurde, in Begleitung zweier Sclaven und zweier großen Hunde, auf das eiligste nach.

Cimene und Polygnates mochten bis gegen Mittag des anderen Tages fortgewandert seyn, als sie plötzlich hinter sich eine große Staubwolke erblickten, die sich immer mehr näherte. Endlich gewahrten sie in der Ferne einen daher rollenden Wagen, und beschlossen sich zu verbergen. Ihnen zur Rechten erhob sich ein steiler Felsen, an dessen Fuße eine finstere Höhle ihren schwarzen Rachen öffnete. Dürres Gesträuch deckte einen Theil ihres Eingangs, und ein brennender Sand bezeichnete den Weg, der zu ihr führte. Ohne sich durch die äußere furchtbare Gestalt dieses Zufluchtsortes schrecken zu lassen, traten sie muthig hinein. Eine gänzliche Dunkelheit umgab sie, die Wände an denen sie leise hinschlichen waren schlüpfrig und naß, spitzige Steine, die aus dem Boden hervorragten, verwundeten ihre Füße, und um das Schauerliche zu vermehren, rauschte ein Waldstrom im dumpfem Gebrülle unter ihnen hin. Gebückt blieben sie in banger Erwartung hinter einem großen hervorspringenden Felsstücke stehen, und hofften, daß ihre Verfolger, die gerade den Weg zur Höhle einschlugen, nicht den Muth haben würden dieselbe zu betreten. Allein der Oberpriester, der die Spuren ihrer Füße im Sande erkannt hatte, sandte einen Sclaven hinein, sich der Flüchtlinge zu bemächtigen. —

„Wo seyd Ihr Unglückliche?" schrie der Sclave, als er in die Höhle getreten war, und die Dunkelheit ihn verhinderte etwas zu sehen, „wo seyd Ihr," wiederholte er mit stärkerer Stimme, „kehrt zu meinem Herrn dem Oberpriester zurück, wenn Ihr dem Tode entgehen wollt, sonst läßt er Euch von seinen Hunden in Stücke zerreißen. —

(Schluß folgt.)

Räthsel.

Ich öffne meine goldnen Thore
Und führ' die Königin herauf;
Ich künde mich durch Sängerchore;
Manch' liebend Auge schließt sich auf.

Wol Millionen Sternlein funkeln,
Doch weicht vor mir der Sterne Licht:
Die Sonnen müssen sich verdunkeln;
Was dunkel ist, wird sonnenlicht.

Bereitet euch zu meinem Feste!
Ich komme zwar mit Sang und Tanz;
Doch ruf' zur Arbeit ich die Gäste,
Der Fleißigste erringt den Kranz.

Obwohl ich immer wiederkehre,
Wird mich doch Niemand wiederseh'n.
Drum wirkt, und denkt der schönen Lehre —
„Der Werke Segen wird bestehn.“

Logogryph.

Der Bräut'gam trug, mich zu gewinnen,
Manch langes Jahr den Hirtenstab;
Und schneller noch als Tage rinnen,
Wand sich der Jahre Spindel ab.

Doch nichts konnt' seinem Schrecken gleichen,
Als er empfing was du erstiebst
Sobald du mir das erste Zeichen
Und dritte raubst, mich rückwärts liesst.

Ich bin das treue Bild der Hoffnung,
Die Schwester gleicht der Wirklichkeit.
Empfängt man diese mit Ergebung,
Ich kröne die Beharrlichkeit.

L. M.

Auflösung der Charade in Nro. 4.

Lustspiel.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 10. Jan. Johann von Paris, komische Oper in 2 Aufz. Musik von Bojeldieu. Den Stoff zu dieser Operette hat eine altfranzösische Volkssage geliefert, von welcher in seiner Schrift über die Volksbücher Görres einen Auszug gibt. Die Sage ist anziehend genug und schildert ganz ergötzlich, in gasconischer Manier, einen Charakterzug der französischen Nation. Von dem komischen Geiste dieser lustigen, an Gasconnaden reichen Schilderung ist aber in die dramatische Bearbeitung nur wenig übergegangen. Die burleske Figur des ultra-royalistischen Groß-Seneschals hat er in besondere Gunst genommen und er scheint die komische Wirkung vorzüglich auf diese Carrikatur berechnet zu haben. Man kann wenigstens sagen, daß sie derb und massiv genug gerathen ist, um den gewöhnlichen Zuschauer zum Lachen zu zwingen. Ueberdies hat es dem Verfasser gefallen, den nicht eben reichhaltigen Stoff in zwei Acte auszudehnen, damit das Stück für einen Theaterabend hinreiche. Dadurch sind die Scenen entstanden, welche unsingbare gemeine Dinge enthalten, wie der erste Auftritt, den das Hausgesinde des Gastwirths mit dem Singsang eröffnet:

Jedermann
Streng' sich an
Zeigt euren Fleiß!
Uebt eure Kräfte.

Oder auch Scenen, die zum Tone des Ganzen nicht passen und der Musik nicht sehr angemessen sind, wie z. B. jenes Duett, wo Johann seinem Pagen Olivier Lehren gibt, wie er sich zu verhalten habe, um ein wackerer Ritter zu werden. Daß Johann sich selber ihm als Muster und Vorbild empfiehlt, dieser ruhmredige Zug ist in diesem Zusammenhange nicht hervortretend genug, um ironisch zu wirken. So stimmt auch die Arie, wo Johann sich gelobt, ein Ausbund von Ritterlichkeit zu seyn, nicht zu dem Tone des Pralers; sie ist zu ernsthaft gehalten und so langweilt sie nur, statt zu vergnügen.

Die Composition ist nicht von sonderlichem Werth; nur hier und da finden sich schöne Anklänge. Im Ganzen ist sie geziert und gekünstelt. Selbst die Romanze des Troubadours, die Viele entzückt, ist ein leeres Girren, ein langer tändelnder Triller. Bei dem allen fand die mittelmäßige Operette, die, des rechten Scherzes und des rechten Ernstes ermangelnd, nur wenig Vergnügliches und viel Langweiliges hat, ehemals vielen Beifall. Dies läßt sich leicht erklären. Zunächst hat der Stoff etwas Pikantes, und dann ist selbst eine charakterlose Musik, wenn sie nur einigen Ohrenkitzel gewährt und den Sängern Gelegenheit gibt, ihre Kehlenkünste zu zeigen, in der Neuheit immer willkommen; doch hat diese für die Meisten ihre anziehenden Reize längst verloren. Die Aufführung war wie gewöhnlich.

Sonntag den 11. Die Räuber, Trauersp. in 5 Abth. von Schiller.

Montag den 12. Januar. (Zum Besten des Pensionsfonds, neu einstudirt). Die gebesserte Eigensinnige, kom. Oper in 2 Aufz. nach dem Italienischen. Musik von Martin. Die gebesserte Eigensinnige sollte diese Oper nicht heißen, denn eigensinnig wäre wohl die Frau nicht zu nennen, die einzig dadurch, daß sie in den offenen Hof ausgesperrt, auf eine sehr kurze Zeit einem Platzregen preisgegeben wird — so plötzlich ihre Sinnesart änderte. Nein! eine böse Sieben ist diese Mad. Rumfeld, die mit ihren besoldeten Liebhabern das Geld ihres Eheherrn durchbringt, und diesem mit Pistolenschüssen begegnet. Auf dem nassen Wege eines Regenschauers würde

diese nicht curirt; kaum möchte Hanswurst ihre Besserung auf dem trocknen mit seinem Heilmittel aus ungebrannter Asche unternehmen wollen. Aber auf der andern Seite — welch' ein Gimpel von einem Eheherrn, welch' plumpe Zeichnung eines Pantoffelhelden! Das Mitleid wendet sich von ihm ab und der Frau zu, die man beklagt, ihre Jugend an diesen widerlichen Alten geknüpft zu sehen. Da sie nun obendrein gestraft und vollends gebessert wird, so ist dieser Antheil völlig gerechtfertigt, und die komische Oper wird — ganz ihrer Tendenz entgegen — zu einer moralischen. Unbegreiflich darin ist ferner dieser absoluten Hausregentin Duldung des dreisten und hinterlistigen Bedienten, der ihren Eheherrn gängelt, und immerfort die gröbsten Intriguen gegen sie anspinnt, deren Gewebe auch die beschränkteste Frau durchschaut hätte. — Aber was wäre der Poet oder Textdreher ohne diesen Herrn Heinrich!

Widersprüche und Absurditäten, nichts als Widersprüche und Absurditäten sind das Material, woraus diese kom. Oper verfertigt ist; wir würden ihrer keine Erwähnung gethan haben, hätte es uns nicht geschienen, als habe sich die Oper nicht sowohl durch ihre schöne Musik, als auch durch die platten Späße Beifall erworben. Die Composition verdient ihn in hohem Grade; sie ist reich an Melodie, ergötzt das Ohr, ohne es durch den Mißbrauch von Blech- und Kalbfellen zu verletzen; sie läßt die Sänger singen, wie Sänger singen müssen. Die Begleitung ist zwar hie und da veraltet und mitunter kindisch, aber meistens voller Melodie, Gefühlathmend und vor allen Dingen, was jetzt so selten, bescheiden. Wir meynen nicht allein bescheiden in Bezug auf das Piano, sondern auch in Bezug auf die Composition selbst; es werden hier nemlich nicht, wie bei Rossini und andern, höchst gewöhnliche Gedanken auf die anmaßendste Weise mit einem Tongepränge aller nur erdenklichen Instrumente, daher paradirt; — still und bescheiden vertraut Signor Martin seine gewöhnlichen Gedanken der 1n und 2n Violine, der Viola, dem Baß und den Flöten an; die besseren Früchte seines Genius hat er den Vocalparthien zugetheilt. In ähnlichem Geiste sind seine übrigen Werke, Lilla, der Baum der Diana &c. componirt, und können als eine gute Vorschule zu den classischen Werken Mozarts betrachtet werden. Diesem großen Geiste war es aufbehalten zu zeigen, wie sich Tonpracht in der Begleitung mit der schönsten Melodie des Gesanges verbinden läßt. Jetzt zur heutigen Darstellung:

Es wurde von einigen ausgezeichnet gut gespielt, von allen aber recht brav gesungen. Dem. Bamberger (Mad. Rumfeld) war unstreitig die Blume dieser Vorstellung. Ihr Gesang übertraf unsere Erwartung, — und wir machen uns von dem Talent der Dem. Bamberger nie eine zu kleine; — ihr musikalischer Vortrag besonders war vollendet. Was aber den Zauber ihrer Stimme noch erhöhte, war, daß der Eindruck den ihre schönen natürlichen Töne machten, nie durch das Erzwingen übermäßig hoher Gänge gestört wurde, kurz daß die Parthie ganz ihrem Stimmenumfang angepaßt erschien. Ihr Spiel zeigte, was Fleiß und Eifer vermögen; selbst das angeborne sittsame Wesen, womit Dem. Bamberger jede darzustellende Rolle auf der Bühne umgibt, wußte sie heute, zum Vortheil dieser zu überwinden; aber immer milderte ein leises Durchschimmern ihres Naturells die grellen Züge, mit denen der Opernmacher sein böses Weib zeichnete. Herr Hassel (Rumfeld) gab uns in seiner Leistung eine durchaus komische Figur — so originell wie sie sich der Dichter gewiß nie dachte. Wir hätten ihm nur etwas witzigere Prosa zu sprechen gewünscht. Herr Dobler machte den Herrn von Dürrfeld. Wer, wie Referent, sich dieser Oper nur aus den Zeiten Maurers erinnert und diesen in lebendigem und bewegtem Spiel und in ausdrucksvollem ja rührendem Gesang mit Mad. Cannabich glänzen und das Publikum hinreißen sah, bringt eine schwer zu erreichende Anfoderung an diese Rolle mit, welche Herr Dobler heute nur mit dem Wohlklang seiner Stimme ausstattete. Auch Herr Beer und Dem. Heinefeder (Ferdinand und Louise) sangen mit schönen Stimmen, aber ihr Spiel war das von Anfängern. Herr Größer (Heinrich) zeichnete sich dagegen in Harmonie von Spiel und Gesang aus, ebenso Lottchen (Mad. Hofmann). Ueber die einzelnen Musikstücke und ihre Ausführung werden wir bei einer zweiten Vorstellung dieser Oper, wo hoffentlich wieder gedruckte Texte zu haben sind, die heute fehlten, zu sprechen Gelegenheit nehmen.

Dienstag den 13. Der Doppelpapa, Posse in 3 Aufz. von Hagemann. Hierauf: Die Verwandlungen, Oper in 1 Aufz. Musik von Fischer.

Mittwoch den 14. (Zum Erstenmale wiederholt): Der Wollmarkt, Lustsp. in 4 Aufz. von H. Clauren. Hierauf: Die Komödie aus dem Stegreife, Lustsp. in 1 Aufz. von Jünger.

Donnerstag den 15. Wegen Unpäßlichkeit des Herrn Brauer konnte die angekündigte Oper: Der Barbier von Sevilla nicht gegeben werden. Statt deren ward aufgeführt: Jacob und seine Söhne in Aegypten, musikalisches Drama in 3 Aufz. Musik von Mehül.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 20. Jan. Die falsche Catalani, Posse. (Lustig: Hr. Blumenfeld).
Mittwoch den 21. Der Barbier von Sevilla, Op.
Donnerstag den 22. Der Wollmarkt, Lustsp. Hierauf: Die Komödie aus dem Stegreife, Lustsp.
Samstag den 24. Don Carlos, Trspl. (Posa: Herr Thieme).
Sonntag den 25. Othello, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 7. Donnerstag, 22. Januar 1824.

Die Reise zu dem Polarmeer.

(Fortsetzung.)

Als man zu den Kupferbergen gekommen war, an deren Fuße der Fluß fließt, landete ein Theil der Reisegesellschaft, um Kupfer zu suchen. Man rechnet die Höhe jener Berge zu 1200 bis 1500 Fuß. In den Bächen, welche die Thäler durchströmen, fand man gediegenes Kupfer und verschiedene Kupfererze. Die Eskimoer kommen noch häufig hieher, um dieses Metall zu suchen, nicht mehr aber die Kupfer-Indianer, seit sie aus den nordwärts vorgerückten Niederlassungen der Handels-Gesellschaft Eisen für ihre Werkzeuge erhalten können.

Jenseit dieser Berge zeigte sich das Land völlig von Holz entblößt, ausgenommen an den Ufern der Flüsse, die mit einigen verkrüppelten Fichten und Gesträuchen eingefaßt waren. Die Ebenen aber waren mit Gras bedeckt und von Wild belebt. Man war nun ungefähr 10 bis 12 Meilen von der Stromschnelle, wo Hearne auf die ersten Eskimoer gestoßen war, und hielt es für nützlich, zwei Dolmetscher abzusenden, um diese Wilden über den Zweck der Reise zu beruhigen. An Hearne's blutigem Wasserfall stießen sie auf einen kleinen Haufen Eskimoer, die mit Fischen beschäftigt waren, aber nicht bewogen werden konnten, zu den Dolmetschern hinüber zu kommen. Man sprach zwar mit ihnen und gab ihnen die Versicherung friedlicher Absichten, als jedoch die übrige Gesellschaft, besorgt für die Sicherheit der Dolmetscher, näher kam, eilten die Wilden über die Berge, und man konnte sich nur mit einem alten Manne unterhalten, welcher, unfähig zu entfliehen, hinter einen Felsen gekrochen war. In der Nacht kamen sie aber wieder, rissen ihre Hütten nieder und warfen ihre Geräthschaften und Vorräthe umher, die in steinernen Kesseln und Beilen, einigen kupfernen Fischlanzen, Häuten, etwas gedörrtem, aber halb faulem mit Maden angefülltem Lachse und zwei getrockneten Mäusen bestanden.

Es lagen mehrere Menschenschädel, woran man Spuren von Gewaltthätigkeit sah, und viele Gebeine in der Nähe der Stromschnelle umher. Diese Gegend in der Nähe des Meers stimmte mit Hearne's Beschreibung der Stelle, wo die Chepeywan-Indianer die Eskimoer ermordeten, vollkommen überein, sie liegt nach den gemachten Beobachtungen unter 67° 42′ 35″ nördl. Breite und 115° 49′ 33″ westl. Länge. Hier verließen die Indianer, die vor den Eskimoern sich fürchteten, die Gesellschaft. Einige Canadier hatten gleichfalls Lust umzukehren, und ließen sich nur mit Mühe davon abbringen und mit frischem Muthe beseelen. Der erste Anblick des Meeres machte ihnen viel Freude, zumal die Robben, die am Strande spielten, bald aber wurden sie verzagt, und erschraken vor dem Gedanken, in Rindenböten sich auf die eisbedeckte See zu wagen und vor den Gefahren einer langen Reise, welche die Ungewißheit, sich Lebensmittel zu verschaffen und die Kälte noch furchtbarer ausmalten. Die Unternehmung war allerdings gefährlich Zwanzig Menschen, wovon 15 nie das Meer gesehen hatten, fuhren am 21. Julius in zwei armseligen Böten von Birkenrinde in das eisige Polarmeer; sie hatten nicht mehr als für funfzehn Tage Lebensmittel bei sich, und sollten einen Weg von 1200 geographischen Meilen zurücklegen, da Fort Churchill der nächste Ort war, wo sie einen Europäer zu finden hoffen konnten.

Der Gewinn, den diese Reise für die Kunde der nördlichen Küste von Amerika gebracht hat, wird sich am besten durch einen Blick auf die gut ausgeführte Charte, die alle Entdeckungen darstellt, ermessen lassen. Die See war offen, und, wenige Stellen ausgenommen, ganz frei von Eis, das nur in abgesonderten Massen vorkam, ohne selbst die Fahrt der Böte zu hemmen. Flut war wenig oder gar nicht zu bemerken. Treibholz fand man auf den Abendseiten vorspringender Landspitzen, und es bestand meistens aus Pappeln, die längs dem Ufer des Mackenzie-Flusses, nicht aber östlich desselben wachsen; Umstände, woraus Franklin schließt, daß eine Strömung in östlicher Richtung Statt findet. Nur ein Theil der Küste erstreckt sich bis zu 68° 31′ der Br., nämlich das Vorgebirge Turnagain, das nebst dem Vorgebirge Barrow unter 60° die Oeffnung eines tiefen Golfs einschließt, der bis zum 66° 30′ südwärts sich hinab zieht. Dieser Golf ist überall mit Inseln bedeckt, und hat Meerbusen, die sichersten Buchten und Häfen mit trefflichen Ankerplätzen auf sandigen Niederungen und fast auf allen diesen Plätzen fallen Flüsse von klarem Wasser herab, die reich an Lachsen, Forellen und andern eßbaren Fischen sind. Der Tittemay, eine Lachsart, die in den Seen lebt, ward

auch im Meere gefunden. Rehe und Bisamochsen gab es häufig, doch waren sie in der Regel mager. Bären fand man häufig auf der Küste und sie wurden leicht getödtet. Sie waren gewöhnlich fett und ihr Fleisch von trefflichem Geschmack. Franklin nannte diesen großen Meerbusen: Georgs IV. Krönungsgolf. Von hier bis zur Wager-Bai rechnet man 200 Meilen, und da in jenem Meerbusen ein Fluß in östlicher Richtung und in diese Bai einer von Westen her fällt, so ist nicht zu zweifeln, daß zwischen beiden Buchten eine vielleicht nur wenig unterbrochene Wasserverbindung Statt findet. Die beiden vereinigten Handelsgesellschaften könnten in diesem Falle bei der Fortschaffung des Pelzwerks und der Waaren, womit sie dieses einkaufen, einen Weg von mehreren tausend Meilen ersparen. Man wird wahrscheinlich in der Zukunft ein kleines Fahrzeug aussenden, um dies auszumitteln, und zugleich zu untersuchen, ob eine Verbindung mit dem Kupferfluß zur See da ist, und zwar durch jene Oeffnung, die eine Charte aus der andern, als die Repulse-Bay aufgenommen hat. Man könnte dann zugleich durch Reisende zu Lande die Kupferberge untersuchen lassen, wo es wahrscheinlich eine reiche Erzgrube gibt. Auf den Ufern des Mackenzie-Flusses und des Bärensees gibt es Steinkohlenlager. Wer weiß daher, ob nicht einst das Polarmeer in Dampfböten befahren wird, die Pelzwerk, Kupfer, Blei und andre Erzeugnisse Nordamerikas auf die Märkte Europas und Asiens bringen?

Franklin's ursprüngliche Absicht war, in einer so geraden Linie, als es die Krümmungen der Küste erlaubten, zur Mündung des Kupferflusses zurückzukehren, und dann durch die Wälder, die sich längs des großen Bären und Martinsees bis zum Sclavensee ziehen, vorzudringen, da aber ihre geringen Vorräthe erschöpft waren, ehe sie die Mündung des Hoodflusses erreichten, und auf der Küste in dieser Jahrszeit keine Lebensmittel zu erwarten waren, so entschloß er sich, in jenem Flusse, so weit als möglich hinaufzuschiffen, und dann in gerader Linie in das Winterquartier Fort Enterprize zu reisen. Man kam jedoch bald zu einem großen Wasserfalle, jenseit dessen der Fluß zu reißend und zu seicht für Böte war. Die Reise mußte nun zu Fuße fortgesetzt werden, und das erste Geschäft war, die zwei Böte in kleinere Fahrzeuge zu verwandeln, um über die Seen und Flüsse zu setzen, die man in diesem Theile des Landes erwarten konnte. Alles entbehrliche Gepäck wurde zurückgelassen und ein Vorrath von Lebensmitteln für zwei Tage mitgenommen. Nach Verlauf von zwei Tagen bog der Lauf des Flusses so weit von der Richtung ab, der sie folgen mußten, daß sie die Ufer desselben gänzlich verließen, und in gerader Linie nach Point Lake gingen. Am 5. September, drei Tage nach dem Aufbruche vom Flusse, wurden die Reisenden unerwartet vom Winter überfallen, der mit starkem Schnee begann. Bis zum 26. dieses Monats hatten sie mit Kälte und ungestümen Wetter zu kämpfen, und mußten zuweilen zwei Fuß tief im Schnee durch ein Land gehen, das keinen Strauch zu Brennholz erzeugte, der über sechs Zoll lang gewesen wäre. Sie mußten ihren Weg durch die unbekannte Gegend errathen, da sie bei der fast immer verhüllten Sonne nicht im Stande waren, sich durch astronomische Beobachtungen zu helfen. Ihr Elend wurde noch erhöht, als sie Rennthiere, Bisamochsen und andre Thiere, selbst Wasservögel südwärts ziehen sahen. Auf dieser Reise von 21 Tagen konnten sie sich nicht mehr frisches Fleisch verschaffen, als für fünf Tage hinlänglich war, und während der übrigen Zeit hatten sie nichts als eine Flechtenart (Tripe de Roche) die an den Felsen wächst, aber selbst dieser unschmackhaften Nahrung mußten sie nicht selten entbehren.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über Literargeschichte, nebst dem Versuch eines Beitrags zur Charakteristik Baco's.

Vorgelesen im Museum zu Frankfurt am 16. Januar 1824.

Baco von Berulam, jener tiefe Forscher, der jede Wissenschaft, die er berührte, auch aufhellte, der in seinen reichen Geist die Verstandeserndten künftiger Generationen vorahnend aufnahm, Baco, vor 200 Jahren abgerufen von dem Schauplatz irdischen Strebens und hingelangt zu der Urquelle, dem Ziele seiner wissensdurstigen Seele, sagt irgendwo in seinen Werken, den unergründlichen Minen intellektueller Schätze:

„Geschichte ist vierfach: Naturgeschichte, bürgerliche Geschichte, Kirchengeschichte und Literargeschichte. Die drei ersten gebe ich zu als vorhanden, die vierte bezeichne ich als fehlend. Denn noch ist keiner aufgetreten mit einer fortgehenden Darstellung des allgemeinen Zustands der Geistesthätigkeit vergangener Zeiten, ohne welche mir doch die Welthistorie vorkommt, wie des Polyphems Statue ohne Auge, denn es fehlt der Theil, woraus am meisten Leben strahlt. Eine Geschichte der Wissenschaft, zeigend der geistigen Kraft Ursprung und Entwikkelung, Steigen und Fall, Vergessen und Wiederaufblühn, Ursache und Anlaß, ist noch zu schreiben. Nutzen und Zweck eines solchen Werks würde sich nicht eben auf Befriedigung rühmlicher Wißbegierde beschränken, sondern weit Wichtigeres umfassen: unterrichtete Männer würden nämlich daraus lernen, wie man das Wissen ersprießlich anzuwenden hat.“

An einem andern Ort führt der edle Denker diese hingeworfene Idee weiter aus, indem er dem künftigen Literarhistoriker noch folgende Wünsche zuruft: „Vor allem darf, wie in der bürgerlichen Geschichte, die Zierde, ja ich möchte sagen die Seele treuer Darstellung, das Fortschreiten von Ursache zu Wirkung, nicht fehlen. Land und Clima, Anlage und Abneigung, Gunst oder Ungunst der Verhältnisse, Natur und Mischung der Religionen, Charakter der Gesetze, Hervorbrechen einzelner Geniesstrahlen und ganzer Sonnen, dies alles nicht mit Kunstrichtermiene lobend oder tadelnd, in selbstsüchtiger Anmaaßung, zu verdunkeln, sondern rein historisch aufzufassen und wiederzugeben, ist die nicht ruhmlose Aufgabe. Dazu würde führen, wenn man die vornehmsten Werke jedes Jahrhunderts zu Rath zöge, Inhalt, Styl und Methode richtig schätzte, und so den literarischen Geist der Epoche gleichsam von den Todten heraufbeschwüre.“

Noch ist Bacos Wunsch unerfüllt, noch haben wir keine allgemeine Literaturgeschichte, die sich dem Ideal, das er uns andeutet, auch nur näherte. Selbst die bis daher gelungensten Versuche, wie etwa Friedrich Schlegels Vorlesungen, sind nur

allzu sehr entstellt durch eine große Zahl befangener Urtheile und haben überdem sehr bedeutende Lücken.

Wer sollte wohl glauben, daß Eichhorn in seiner Literaturgeschichte, einem in mancher Beziehung schätzbaren aber weit über seinen Werth gerühmten Werke, unzählige irrige Urtheile aufgenommen und verbreitet hat?

Wir wollen zur Probe nur einige über die englischen Schriftsteller anführen. Spenser, Shakespeare und Waller sind ihm ein poetisches Triumvirat. Er sagt von ihnen: Der erste vergnügte fast durch die ganze Regierung der Königin Elisabeth (1558 — 1603) das Ohr durch seinen sanften und harmonischen Versbau, die beiden letzteren lieferten noch vor ihrem Ablauf ihre ersten originalen Werke."

Wie viel Ungeschmack, wie viel Ungenauigkeit in den wenigen Worten! Wem Spenser nur das Ohr vergnügt, ist nicht werth ihn zu kennen. Shakespear lieferte in Elisabeths Zeiten nicht blos seine ersten originalen Werke, er hatte bei Elisabeths Tod der Welt schon 24 seiner unsterblichen Stücke geschenkt. Waller aber ward erst 1605 geboren und man sieht daher nicht wohl ein, welche originale Werke er zwei Jahre vorher geliefert haben kann. Und nun gar aus diesen drei Dichtern ein Triumvirat zu machen, und dadurch, wie der Zusammenhang der Stelle beweist, eine gleiche oder doch annähernd bedeutsame Wichtigkeit ihrer dichterischen Bestrebungen zu unterstellen, während wohl Spenser — obschon in weiter Ferne — neben Shakespear stehen darf, Waller aber, der elegante Verskünstler, an einen weit weniger in die Augen fallenden Ort gestellt werden muß. Doch wie mochte auch Eichhorn die Extreme der Ueber- oder Unterschätzung vermeiden, er der so gänzlich fehl greift im Urtheil, daß er über Shakespear und Spenser eben so verwegen als oberflächlich Folgendes sagt:

„Genie bezeichnete immer die Spuren dieser Männer, aber nicht immer Geschmack, der von ihnen oft mit Füßen getreten wird; aber wo man auch den Mangel an Urtheilskraft bedauern muß, da wird man doch Lebhaftigkeit des Geistes und der Einbildungskraft an ihnen bewundern müssen. Ihr Genius machte sich ohne gute Muster und erprobte Regeln Bahn und streifte wild genialisch herum."

In Beziehung auf Shakespears köstliche Lustspiele fragt Eichhorn ganz im Ernst, und ohne die Geschmackssünde, die er begeht, auch nur zu ahnen: „Wie können die kunstlos gezeichneten, ungebildeten Menschenformen mit ihren rohen Charakteren jetzt noch gefallen?"

Allerdings sind durch August Wilhelm Schlegel's, Ludwig Tieck's und einiger Andern erfolgreiches Bemühen richtigere Ansichten über Shakespear und die dramatische Literatur überhaupt verbreitet worden, allein in der Regel herrschen noch die verkehrten Geschmacksurtheile vor, und ganze Nationen, wie z. B. die französische, sind fortdauernd befangen in dem, aller Erkenntniß des wahrhaft Schönen im Weg stehenden, Wahn, daß nur bei ihnen, und etwa noch den Griechen und Römern die Literatur zur höchsten Blüthe gekommen sey.

Doch zurück zu dem Göttinger Professor, dem, wir wiederholen es, in so vielen andern Beziehungen höchst achtungswerthen Eichhorn, den wir hier nur als den Repräsentanten der großen Mehrzahl deutscher Literaturhistoriker anführen. Wir haben gesehen, wie er die Dichter charakterisirt; in Bezeichnung der Eigenthümlichkeit der Prosaisten ist er nicht glücklicher. Man traut seinen Augen nicht, wenn man im „Schicksalsumriß" der englischen Prosa bei der Periode von 1520 bis 1660 liest, die Stuarts, Jacob I. und Carl I. seyen zwar die besten Prosaisten ihrer Zeit gewesen, aber noch lange nicht vollkommen.

Daß er todten Königen durch unverdientes Lob habe schmeicheln wollen, ist nicht anzunehmen; daß er aber ernstlich geglaubt, ein wahres Urtheil auszusprechen, würde nur unter einer Voraussetzung möglich seyn, der man bei dem Verfasser einer Literargeschichte nicht Raum geben darf, der Voraussetzung nämlich, er habe die Hauptschriftsteller der Periode von 1520 bis 1660 gar nicht gekannt.

Um die verehrten Zuhörer in den Stand zu setzen, zu beurtheilen was König Jacob — nach Eichhorn der beste Prosaiker seiner Zeit, in welcher Baco blühte — in England selbst gilt, mag vergönnt seyn, des zwar scharfen aber geistreichen Walpole gerechtes Urtheil einzuschalten:

„Wenn sich, so sagt er, an der Aechtheit der Werke jener Streiter der Kirche, Heinrichs des Achten und Carls des Ersten zweifeln läßt, so ist doch nicht der geringste Verdacht vorhanden, daß der Folioband, der Jacobs des Ersten Namen an der Stirne trägt, nicht von seiner eignen Hand seyn sollte. Roger Ascham mag seiner erlauchten Schülerin (der Königin Elisabeth) bei manchen Perioden geholfen oder sie verbessert haben, allein niemand kann sich einbilden, daß Buchanan ein Wort von der Dämonologie oder dem politischen Tractat, betitelt: „Ein Gegendampf wider den Toback" dictirt habe. Citationen, Wortspiele, Witzeleien, Aberglauben, monarchischer Stolz und Pedanterie, die Ingredenzien zu allem was Jacob hervorgebracht, waren das reine Erzeugniß seiner eigenen Fähigkeiten und verdienten den Weihrauch, den die Höflinge der ungeheuren Gelehrsamkeit zollten. Ich kann eine Bemerkung nicht unterdrücken: man sezt immer voraus, daß die königliche Eröffnungsrede im Parlament vom Minister verfaßt ist; wie grausam wäre es für die Minister König Jacobs gewesen, wenn diese Vermuthung während seiner Regierung statt gefunden hätte!"

Wie tief muß nicht der falsche Geschmack Wurzel gefaßt haben, wenn ein Autor, der solcher kritischen Geisselhiebe werth befunden worden, den größten Geistern und verdientesten Sprachbildnern einer Nation vorgezogen wird? Leider wäre es ein Leichtes, dergleichen Mißurtheile in endloser Menge aus den Werken der gepriesensten Geschmackslehrer anzuführen, und es sollte eigentlich geschehen, um das übel lohnende Vertrauen auf die Machtsprüche anmaaßender Tadelsucht und verschwenderischer Lobhudelei zu mindern.

Es sagt uns inzwischen mehr zu, die Aufmerksamkeit der verehrten Zuhörer auf den literarischen Charakter eben des großen Mannes zu leiten, den wir zu Anfang genannt haben, und dessen Werke unter uns weit mehr berühmt als gekannt sind.

Franziscus Baco von Verulam, Lord-Kanzler von England, der Prophet der Wissenschaften, welche zu offenbaren Newton nachmals in die Welt gesandt wurde, hat denen, welche eingedrungen sind in seines Geistes Tiefen, eine so warme Bewunderung eingeflößt, daß die ruhige Untersuchung des ganz besondern Charakters seines genialen Wesens lange unversucht blieb, um so mehr als jede Sprache arm ist an Worten, welche die unterscheidenden Züge intellektueller Vortrefflichkeit ausdrücken. Nichts ist leichter als seine Vorzüge im Allgemeinen lobzupreisen, denn sie liegen zum Theil auf der Oberfläche. Worin er aber alle andere Menschen am meisten übertraf, was jedoch nur dem schärferen Auge sich aufdeckt, war seine außerordentlich starke und umfassende geistige Sehkraft — das Vermögen, viele und manigfache Gegenstände zugleich und ohne Verwirrung der Contemplation zu unterwerfen. Und dieser weit tragende Blick war erleuchtet von der glänzendsten Fantasie, die sich jemals mit dem untergeordneten Amte, dem Verstande nur zu dienen, begnügt hat. Aus der Verbindung aber und der ganz eigenthümlichen Mischung dieser zwei großen Grundvermögen, ging Baco's Philosophie hervor, erhellt durch den höchsten Schmuck der Rede und dabei doch stets beherrscht durch ungetheilte Gewalt der strengsten Intelligenz. Seine Einbildungskraft neigte zur Poesie, aber er zügelte sie mit starker Hand, und so blieben alle seine Ansichten mit dem Stempel klarer Erkenntniß bezeichnet. Andere gleich wesentliche Grundeigenschaften seiner Größe sind noch schwieriger anzudeuten. Er war wohl das einzige Beispiel eines Geistes, der im Philosophiren immer den Punkt erreichte, von wo aus die ganze Aussicht offen lag, ohne doch je sich zu dem höhern zu versteigen, wo das geistige Auge die Gegenstände nicht mehr deutlich unterscheidet. Eben so einzig war an ihm, daß seine Philosophie auf Nichtbeachtung menschlichen Autoritätglaubens und doch zugleich auf Ehrfurcht vor den Gränzen, welche die Natur unsern Forschungen gesteckt hat, gegründet war; — daß er, der was Menschen gethan so gering anschlug, so große Hoffnung setzte auf ihr künftiges Vorschreiten; daß ein so kühner Neuerer in den Wissenschaften frei blieb von dem Streben nach dem Ungewöhnlichen; — daß derselbe Denker, der eingebildeten Besitz in dem geistigen Reiche aufgab, und sich in die Grenzen der Er-

fahrung zurückzog, doch die Nachkommen mahnte, ihre Forschung bis zum äußersten Rande dieses Marksteins zu verfolgen, und auf Entdeckungen hinwies, die vielleicht erst in späten Jahrhunderten verwirklicht werden.

Baco vereinigte mit einem poetischen Styl die besonnenste Gründlichkeit. Einer seiner Lieblingszwecke ist, Mystiker und Fanatiker aus dem Feld zu schlagen, und sie zu hindern den Zugang zur Wahrheit zu versperren. Seine Fantasie gab ihm das Vermögen Ideen durch Metaphern zu erläutern; die philosophische Sprache der Britten verdankt ihm zahllose Bereicherungen. Ermuthigt wurde er allerdings, zur Reform der Philosophie, durch den allgemeinen Geist seines Jahrhunderts. Europa regte sich damals noch in freudigem Stolz über das gelungene Losringen aus langer Geistesnacht. Die anmuthige Götterlehre der alten Welt war noch nicht alltäglich oder pedantisch geworden, sondern stand in blühender Frische vor Baco's Augen, während sie dem gewöhnlichen Leser neu entdeckt dünkte, gleich der vor nicht langer Zeit von Columbus aufgefundenen Welt.

Um zu einer richtigen Schätzung der Verdienste Baco's zu gelangen, muß man festhalten, was er nicht war, nicht that, nicht seyn und thun wollte. Er war nicht was man einen Metaphysiker nennt. Seine geistigen Eroberungs-Plane flossen nicht aus abgezogenem Vernünfteln, noch irgend einem der Grundprinzipien, an welche die älteren Philosophen ihre Systeme zu binden bemüht gewesen waren. Daher ward er oft von denen, welche sich ausschließend Tiefdenker zu seyn anmaaßen, eines oberflächlichen Empirismus angeklagt. Ferner war er weder Mathematiker, noch Astronom, noch Physiolog, noch Chemiker. Er kannte selbst nicht die volle Summe der Wahrheiten, welche zu seiner Zeit den Schatz der Erfahrungswissenschaften bildeten. Daraus erklärt sich, wie Harvey, obschon Freund und Arzt Baco's und seine geistreiche Darstellung wohl erkennend, ihn nicht als großen Philosophen gelten lassen wollte, vielmehr einmal gegen einen Freund scherzhaft äußerte: Baco philosophirt wie ein Lord-Kanzler! Auch Hume, von gleichem Vorurtheil verleitet, setzte Galiläi über Baco, weil doch jener der größere Sternkundige sey. So war man oft ungerecht gegen das Andenken des großen Mannes, weil sich nicht grade nachweisen ließ, welchen Zuwachs ihm die Wissenschaft verdanke.

Es ist wahr, Baco hat keine Entdeckungen gemacht, aber sein Leben wandte er auf, den Denkern die Methode zu lehren, wie man deren machen kann. Eine Reform der Staatsgrundsätze in der Gelehrtenrepublik war es, worauf er vornemlich sein Absehen richtete. Hierzu wollte er weder durch metaphysische Dialectik, noch durch einzelne Lehrsätze gelangen, sondern durch eine man möchte sagen intellektuelle Weltklugheit, die auf praktischem Grund und Boden die herkömmlichen Methoden in Aufsuchung des Wahren als unbefriedigend nachwies, von der Nothwendigkeit, einen andern Weg einzuschlagen, überzeugte, und in die ganze Behandlung der Wissenschaften nicht neue Grundsätze, wohl aber einen neuen Geist, den der Beobachtung und Erfahrung, zu bringen strebte. In solcher Gesinnung konnte er kein Sektenstifter, kein Systemschöpfer werden. Vertraut mit den Angelegenheiten der thätigen Welt, blieb er frei von leerem Subtilitätenkram und unfruchtbarer Speculation. — Verschmähend den Stolz der Schule wie den blinden Autoritätglauben, wollte er seine Zeitgenossen abziehen von den scholastischen Träumereien und aufmuntern, hinzustreben nach wahrhaft gedeihlicher Geistesbildung. Thaten sollte diese erzeugen, nicht Systeme. Er lehrte, wie er selbst sagt, die Mittel, nicht wie ein Mensch über viele, eine Nation über andere, sondern wie die Erdensöhne über die Welt herrschen mögen. An einem andern Ort bezeichnet er den Gegenstand seines Nachdenkens als „einen Versuch, dem Menschen wieder zur Obergewalt über die Natur zu helfen und die Grenzen irdischer Kraft bis zur dem Punkte, wo das Unmögliche angeht, hinauszurücken.“ Und mit dem Geistes-Vermögen sollte auch die Tugend immer mehr wachsen, denn ihm galt Wahrheit und Wohlwollen für eins und nur verschieden wie Siegel und Abdruck.

Diese wenigen Züge zu dem Bilde des großen Mannes könnten nur durch eine kritische Uebersicht seiner vornehmsten Werke einigen Werth erhalten; aber wer fühlt nicht die Schwierigkeit einer solchen Aufgabe, wer dürfte ihrer halbgelungenen Lösung ein nachsichtiges Publikum verbürgen, in einer Zeit der ganz anderes Noth thut?

Hören wir indeß noch einige Urtheile über Baco aus den Schriften gleichzeitiger oder kurz nach ihm aufgetretener Autoren. Evelyn sagt: „In dem Lord-Kanzler Baco zeigte eine freie Stirn und ein durchdringendes stets aufwärts gerichtetes Auge, die in erhabene Betrachtung vertiefte Seele und den Mann, der sich auf machte gegen die Dogmatiker, und die lange gefangene Philosophie ihrer Fesseln entband und in den Stand setzte, weite Gebiete im Naturreich zu erobern.“ Der Dramatiker Ben Jonson gibt uns folgende Striche zu dem Bilde Baco's: „In meiner Zeit lebte ein edler Redner, der an Würde und zugleich an Grazie seines Gleichen nicht hatte. Niemals hörte ich einen, der kräftiger, gehaltvoller, einnehmender gesprochen hätte. Jedes Glied seiner Rede war reich an Bedeutung und wer einen Augenblick zerstreut war, verlor viel. Zu widerstehen vermochte ihm niemand; er lenkte die Gemüther wohin er wollte. Daß er zu hohen Stellen gelangte, erhöhte meine Meynung von ihm auf keine Weise, denn ich schätzte ihn über alles um seiner Geistesgröße willen, und er schien mir der Bewunderung werther, als irgend einer der vor ihm gelebt.“ Sprat, in seiner Geschichte der königlichen Societät berührt den allerdings merkwürdigen Umstand, daß Baco, von Jugend auf der dornenvollen Rechtswissenschaft gewidmet, zuerst als Anwald, bald aber im Staatsdienst, in mühevoller Arbeiten stetem Drang, mitten im Tumult, der Welt lebend und an allen öffentlichen Ereignissen den unmittelbarsten Antheil nehmend, doch Muse gefunden habe in das Studium der Weltweisheit so tief einzudringen, daß er darin alle übertraf, die ihr ganzes Leben darauf verwendet hatten. Dies wird nur erklärlich, wenn man aus seinen Werken sieht, wie stark, klar und kräftig er alles auffaßte, wie er mit vor ihm nie erreichter Schärfe eindrang in die Tiefen der Forschung. An seinem Styl schon erkennt man den hellsten Denker. Man zweifelt keinen Augenblick, daß er den Menschen und die Natur auf's vollkommenste ergründet hatte.

Schließen wir mit Addisons Ausspruch: Baco hatte in sich aufgenommen, was aus den Schriften aller Zeiten zu erlernen war, aber damit nicht zufrieden, bahnte er sich neuen Weg im Reiche der Wissenschaft und entdeckte mehr Land als einem Menschen auch im längsten Leben zu durchforschen möglich ist. So blieb ihm nichts anders übrig, als an vielen Orten nur die Küsten auf der Karte zu bezeichnen, und der Nachwelt Winke zu geben, damit sie da weiter forsche, wo er Anker geworfen.

B.

Mancherlei.

Die älteste Bibliothek, deren in der Geschichte gedacht wird, findet sich bei den Egyptern. Unter den Gebäuden, die das prächtige Grabmal des Osymandes umgaben, war eines, welches die heilige Bibliothek enthielt. Es hatte die Inschrift: Arzneimittel für die Seele.

Olivier Maillard, ein Kapuziner, gehörte im sechzehnten Jahrhundert zu den berühmtesten Predigern. Man hat von ihm zwei Bände lateinischer Predigten, die zu Paris 1511 gedruckt sind. Da die Prediger der damaligen Zeit ihren Vorträgen eine besondere Anmuth und Zierde zu geben glaubten, wenn sie von Zeit zu Zeit husteten, so hat dieser Kapuziner in einer zu Brügge gedruckten französischen Predigt am Rande sehr genau durch Hm Hm die Stellen bezeichnet, wo er gehustet hatte.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 8. Sonntag, 25. Januar 1824.

Die Reise zu dem Polarmeer.

(Fortsetzung.)

Die Mühsale der Reisenden, die sich mit ihrem Gepäck durch den Schnee schleppen mußten, war mit dem Tage nicht zu Ende. Hatten sie auch keine Speisen zu bereiten, so mußten sie doch ein kleines Feuer anzünden, um ihre gefrornen Schuhe aufzuthauen, und es war nicht leicht, unter dem Schnee so viel zwergartiges Gesträuch, als dazu nöthig war, aufzufinden. Ermüdung und Mangel an Nahrung machten einen sehr fühlbaren Eindruck auf die Canadier, deren Kräfte und Muth schnell abnahmen, doch ertrugen sie, von den Anführern ermuntert, noch eine Zeitlang ihr Elend so geduldig, als man es nur erwarten konnte. Als sie aber endlich fanden, daß die Richtung ihres Weges häufig von Seen unterbrochen ward, und keine Hoffnung sahen, das Ziel bald zu erreichen, überließen sie sich der Verzweiflung und, gleichgültig gegen Versprechungen wie gegen Drohungen, glaubten sie sich alles Zwanges entbunden. Um das Maaß des Unglücks voll zu machen, ward ein Boot durch Zufall unbrauchbar, und bald nachher wurde das andre durch Nachlässigkeit zerbrochen, obgleich diejenigen, die es trugen, nach dem Laufe der Kupferflusses wohl urtheilen konnten, daß es ihnen unentbehrlich war, um über denselben zu setzen.

Am 26. September kamen Alle am Ufer dieses Flusses an, und als sie fünf kleine Rehe erlegt hatten, priesen sie sich glücklich, so viel frisches Fleisch sich verschafft zu haben, als bei gehöriger Sorgfalt bis zur Ankunft im Fort Enterprize hinlänglich war. Auch das Wetter war milder, und die Canadier glaubten, das Ende ihres Elends zu sehen, aber leider hatte es erst angefangen. Sie vergaßen bei ihrer Freude, daß sie in ihrem Wahnsinn sich des einzigen Mittels beraubt hatten, über den Fluß zu setzen, der zwischen ihnen und dem Orte ihrer Bestimmung lag. Vergebens suchte man an den Küsten des Point Lake Fichten, um ein Floß zu machen. Man kam auf den Gedanken, Bündel von trocknen Weiden zu einer Art von Floß zu benutzen, aber es zeigte sich bald, daß man es ohne Hülfe von Rudern oder Stangen in einem Flusse nicht lenken konnte. Kurz, es gingen acht Tage, wo meist schönes Wetter war, verloren, während man auf Mittel sann, über den Fluß zu setzen. In dieser hoffnungslosen Lage, wo man den Hungertod vor Augen hatte, unternahm Dr. Richardson das gefährliche Wagestück, über den gegen 130 Ellen breiten Fluß mit einem Seile um den Leib zu schwimmen, zu einer Zeit, wo das Thermometer in freier Luft unter dem Eispunkt und im Wasser 30° darunter stand. Er hatte das jenseitige Ufer beinahe erreicht, als er, von der Kälte erstarrt, die Kraft verlor sich zu bewegen und bereits unterzusinken begann. Man zog ihn alsbald an dem Seile zurück, und als man ihn an's Ufer brachte, schien wenig Hoffnung zu seiner Wiederbelebung zu seyn, aber durch Anwendung passender Mittel gelang es, ihn wieder zu erwecken, wiewohl er eine Zeitlang sehr schwach blieb. Niemand wollte den Versuch wiederholen. Endlich flocht man eine Art von Korb, welcher, mit etwas Segeltuch umwickelt, brauchbar zu seyn schien, sie über den Strom zu setzen, aber nur einen Menschen fassen konnte. Zuerst wagte es einer der Dolmetscher in diesem Fahrzeuge mit einer Leine überzusetzen, und als es glücklich gelang, folgte ihm Einer nach dem Andern, ohne daß ein Unfall Statt gefunden hätte, obgleich das gebrechliche Fahrzeug bei jeder Ueberfahrt sich mit Wasser füllte, und gewöhnlich sank, ehe es die Küste erreichte.

An diesem Tage, den 4. October, waren die Reisenden noch 40 Meilen vom Fort Enterprize. Das Wetter wurde wieder strenger, der Boden war mit Schnee bedeckt, der letzte Bissen war aufgezehrt, und Alle waren durch Hunger und die Anstrengung der Ueberfahrt erschöpft. Unter diesen Umständen hielt es Franklin für nützlich, Back mit drei andern Reisegefährten voraus zu senden, um die Indianer zu suchen, die man in der Nähe des Forts Enterprize zu finden hoffte. Am folgenden Tag brachen auch die Uebrigen auf, und fanden ein Mahl von Flechten, das aber einigen sehr übel bekam und sie so schwach machte, daß sie genöthigt waren, Alles zurückzulassen, außer ihrem Gepäcke, und selbst mit

dieser leichten Last konnten zwei von ihnen am zweiten Tage nicht fortkommen und mußten von Schwäche erschöpft liegen bleiben. Richardson, so schwach er selber noch war, ging zurück, um die Unglücklichen zu suchen. Er fand Einen von ihnen, in nicht großer Entfernung, dem Tode nahe im Schnee liegen, von den andern aber keine Spur. Als er mit dieser Nachricht zurückkehrte, wurde Halt gemacht, ein Feuer von Weidenzweigen angezündet, und alles aufgeboten, die Rüstigsten zu bewegen, den Sterbenden zurückzubringen und den andern zu suchen; aber Alles war vergebens, und man mußte beide ihrem Schicksale überlassen.

Man hatte alle Ursache zu befürchten, daß die Uebrigen bald dem Drucke des Hungers, der Ermüdung und des rauhen Wetters erliegen würden, und die Stärksten wiederholten die Drohung, ihre Bürde abzuwerfen und mit der größten Schnelligkeit zum Fort Enterprize zu eilen, obgleich sie den Weg gar nicht kannten. Unter diesen Umständen erboten sich Richardson und Hood, auf dem ersten Platze, wo man Brennholz fände, Halt zu machen, und mit den Schwachen und Erschöpften zurückzubleiben, bis man ihnen Beistand aus dem Fort schicken könnte. Franklin gab es ungern zu, da er aber hoffen durfte, im Fort Vorräthe von Lebensmitteln und einen Haufen von Indianern in der Umgegend zu finden, wie es früher war bestellt worden, so sah er kein anderes Mittel zur Rettung. Ein wackerer englischer Seemann, Namens Hepburn, blieb gleichfalls mit Richardson freiwillig zurück. Ein Zelt wurde aufgeschlagen; man sammelte etwas Weidenholz und ließ alle Vorräthe zurück, ausgenommen die Kleidungen der Reisenden, ein anderes Zelt, hinlängliche Vorräthe für die Reise und die Tagebücher. Es wurde jedem, der sich zu schwach fühlte die Reise fortzusetzen, frei gestellt, mit Richardson und Hood zurück zu bleiben, aber Keiner nahm es an.

Die Gesellschaft trennte sich am 7. October in einer Entfernung von ungefähr 25 Meilen vom Fort Enterprize. Franklin reiste mit acht Begleitern ab, von welchen zwei, zu schwach weiter zu gehen, ihn am folgenden Tage verließen, um zu Richardson zurückzukehren. Am nächsten Tage erlag ein Dritter seiner Schwäche, und ein Vierter wurde zurückgeschickt. Nur Einer von diesen, ein Irokese, kam an, und von den Uebrigen hörte man nichts mehr. Mit den vier Andern erreichte Franklin das Fort am 11. October, in einem Zustande gänzlicher Erschöpfung, da sie seit fünf Tagen nichts genossen hatten als eine Mahlzeit von Flechten. Dies war nicht das Schlimmste; zu ihrem Leidwesen und Schrecken fanden sie das Fort verödet; keine Vorräthe, keinen Back, keinen Brief von ihm, keine Spur eines lebendigen Thieres und den Boden mit tieferem Schnee bedeckt, als im December des verflossenen Jahres.

Als man sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, bemerkte man einen Zettel von Back's Hand, der meldete, daß er das Haus am 9. erreicht habe und weiter gegangen sey, die Indianer aufzusuchen. Vier Tage später brachte ein Bote von ihm den erschöpften Reisenden die Trauernachricht, daß dieses Suchen ohne Erfolg gewesen sey. Bekümmert um das Schicksal, dem Richardson und dessen Gefährten nicht entgehen konnten, selber unfähig größere Anstrengung zu ertragen, und des Beistandes des einzigen noch übrigen canadischen Jägers beraubt, der krank geworden war, befand sich Franklin in einer Lage, die sich nicht beschreiben läßt. Er ließ jedoch den Muth nicht sinken, und als er einige alte Schuhe und Stückchen von Leder und Häuten, wovon die Haare abgesengt waren, ihre einzige Nahrung seit der Ankunft im Fort, gesammelt hatten, brach er mit zwei Canadiern auf, um die Indianer zu suchen; aber unfähig weit zu gehen, kehrten sie am folgenden Tage in die Wohnung des Elend's zurück. Der standhafte Franklin verzagte selbst unter diesen Umständen nicht. Er schickte zwei seiner stärksten Begleiter aus, um die Indianer aufzufinden und sie mit seiner furchtbaren Lage bekannt zu machen, die drei übrigen aber behielt er bei sich und ertrug mit ihnen die schrecklichste Noth. Achtzehn Tage brachten sie in dieser Lage zu, und hatten keine Nahrung als die Knochen und Häute des im vorigen Winter verzehrten Rothwildes, die man zu einer Art von Suppe kochte.

Am 29. October erschien plötzlich Richardson und Hepburn ohne die Uebrigen, abgemagert und erschöpft. Auch sie hatten mit dem furchtbarsten Elend kämpfen müssen. An den beiden ersten Tagen hatten sie nichts zu essen. Am Abend des dritten kam der Irokese mit einem Hasen und einem Rebhuhn zurück, womit die Unglücklichen das lange Fasten brechen konnten. Am nächsten Tage mußten sie wieder hungern. Hood wurde krank. Am 11. brachte der Irokese ein Stück Fleisch, das nach seiner Versicherung von einem Wolfe war, der, wie er sagte, durch den Stoß eines Rehhorns getödtet war. Man glaubte seiner Erzählung, später aber schöpfte man aus manchen Umständen die Ueberzeugung, daß das Fleisch von einem der Unglücklichen gewesen war, die Franklin zurückgeschickt hatte, und die, wie man argwöhnen mußte, von der Hand des Irokesen gefallen waren. Das Betragen dieses Wilden wurde nach seiner Rückkehr täglich schlimmer. Er entfernte sich oft von seinen Gefährten; wollte weder jagen noch Holz suchen, und drohte oft, sie gänzlich zu verlassen. Hood ward immer

schwächer, und konnte die Flechten, ihre einzige Nahrung, nicht genießen, weil sie ihm stets unleidliche Schmerzen verursachten. In dieser unglücklichen Lage konnten sie vor Verzweiflung sich nur durch die Tröstung bewahren, welche das Vertrauen auf die Vorsehung ihnen einflößte, und die Stimmung ward durch das Lesen einiger andächtigen Bücher befestigt, die letzten Ueberreste einer kleinen Sammlung solcher Schriften, die eine fromme Frau in London den Reisenden mitgegeben hatte. Man brachte wieder fünf Tage ohne andere Nahrung zu, als die Flechten, die Hepburn einsammelte. Der Irokese blieb mürrisch, und obgleich der rüstigste unter seinen Gefährten, wollte er doch nichts zu ihrer Unterstützung thun, aber man hegte starken Argwohn, daß er einen verborgenen Vorrath von Lebensmitteln habe. Als Richardson die Hartnäckigkeit dieses Menschen sah, sagte er ihm, er wollte, wenn bis zum 20. kein Beistand anlangte, in Hepburn's Gesellschaft mit Hülfe eines Compasses das Fort Enterprize aufsuchen. An demselben Tage aber, während Hepburn Holz fällte und Richardson Flechten suchte, wurde der unglückliche Hood, als er, dem Tode nahe, am Feuer saß, von dem Irokesen hinterrücks erschossen, wie alle Umstände verriethen. Hätten noch Zweifel übrig bleiben können, so würde das Betragen des Irokesen sie entfernt haben. Er wollte von dieser Zeit an seine beiden Reisegefährten nie einen Augenblick allein lassen; fragte stets, ob sie ihn für einen Mörder hielten, stieß oft Drohworte aus, und ließ zuweilen dunkle Winke fallen, daß er sich von allem Zwange befreien wolle. Als alle drei die unglückliche Reise antraten, um ihre Gefährten in Fort Enterprize zu treffen, wurde das Betragen des Irokesen so heftig und beleidigend, daß Richardson und Hepburn sich überzeugten, er werde die erste Gelegenheit ergreifen, sie zu ermorden. Er war beiden an Stärke überlegen, und hatte außer seiner Flinte ein Paar Pistolen, ein Bajonet und ein Messer. Als man zu einem Felsen kam, ließ er beide bei einander, und unter dem Vorgeben, er wolle Flechten suchen, sagte er ihnen, sie sollten voran gehen. Hepburn erinnerte an einige Umstände, woraus Richardson erkannte, daß nur der Tod des Wilden sie sicher stellen könnte, und bot sich an, das Werkzeug desselben zu seyn. Richardson aber, von der Nothwendigkeit einer solchen Handlung überzeugt, wollte alle Verantwortlichkeit selbst übernehmen, und sobald der Irokese zurückkam tödtete er ihn durch einen Pistolenschuß. Der Wilde hatte Flechten gesammelt, und es war offenbar, daß er blos in der Absicht Halt gemacht hatte, sein Gewehr in Ordnung zu bringen, um sie an demselben Tage beim Aufschlagen des Zeltes zu ermorden.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Erste Sylbe.

Mit leichtbewegten hellen Flügeln
Umkreißt sie unsre Erdenwelt,
Sie wagt kein Sterblicher zu zügeln,
Hier ist's, wo uns're Schranke fällt.

Ihr hat kein Herrscher noch geboten,
Doch dient sie willig jedermann,
Und bis zum stillen Haus der Todten
Spricht jeder sie zum Leben an.

Zweite Sylbe.

Die blieb uns noch aus alten Tagen,
Ob auch die alte Zeit verschwand;
Es halten viele tausend Sagen
An ihr mit wunderbarer Hand.

Es drängt uns hin zu jenem Frieden,
Der über ihren Resten webt;
Denn ob die Schöpfer auch geschieden,
Ihr angestauntes Denkmal — steht.

Das Ganze.

Es baut der Mensch durch's ganze Leben
Mit unverwandtem Eifer dran,
Und was sich Holdes ihm begeben,
Er fügt es jenen Pfeilern an.

Es zieht mit ihm durch Krieg und Frieden,
Es ziert des Träumers Einsamkeit:
Doch ist es einst von ihm geschieden,
So schied auch eine schöne Zeit.

Zwar eisern kalte Lebensweisen,
Und mancher hat es streng verflucht;
Doch ist nicht was er sucht zu preisen,
Das, was er zu zerstören sucht?

Auflösungen in Nro. 6.

Des Räthsel's: Tag.
Des Logogryph's: Rahel, Lea.

Literatur.

Sieyes und Napoleon, ein Beitrag zur Staats- und Erziehungskunde. Heidelberg bei Mohr 1824. 104 S.

Eine wunderliche Schrift! Man weiß nicht, ist es dem Verfasser Ernst damit oder Scherz. Hat Wahrheit oder Furcht seine Feder geleitet, will er so verstanden seyn, wie er sich gibt, oder steckt der Schalk hinter der Kulisse? Ein Freimaurer ist er nun sicherlich, ja vielleicht noch etwas schlimmeres, denn die heilige Drei geht ihm über Alles. Er sucht sie in

Allem und findet sie in Allem; sein ganzes System ist darauf gebaut, und selbst das Motto auf dem Titel trägt die Spur davon. Sein Losungswort ist Einheit in der Dreiheit oder Dreiheit in der Einheit. Des Neuen sagt er dabei Vieles; ist aber was er sagt auch anwendbar? wird das gute Wort, das er der Welt, den Fürsten, Beamten, Priestern, Lehrern gibt, auch einen guten Ort finden? Mit einem Worte, spielt unser verkappter Autor den Fuchs oder den Wolf, das Schaaf oder den Raben in der Fabel?

So viel ist indessen gewiß, daß wenn dieser Rathgeber Recht behält, viele historische Merkwürdigkeiten und Wunder wegfallen; als da sind: alle Regiments- und Schulstrafen, alle Lattenkammern und Böller; ja selbst die heilige Inquisition, wo sie noch nistet, die Folter und alle Criminalprozesse mit und ohne Jury bekommen dann ihren Abschied. Gedeihen des Mannes Vorschläge zur Ausführung, so bedauern wir ihn jedoch zum Voraus, denn alle Richter bis zum Scharfrichter herunter, alle Gastwirthe und Restaurateurs, alle Tanz- Fecht- und andre Meister, werden einmüthig über ihn herfallen und sich seine Umtriebe gar ernstlich verbitten. Auch mit allen Modehändlerinnen und sämtlichen Freunden und Freundinnen der launigen Göttin, wie nicht minder mit allen Köchen und Aerzten hat es unser Cato für ewig verdorben; denn was er mit der Rechten dem Leben und der Gesundheit zusetzt, das nimmt er mit der Linken der so mächtig herrschenden Genußgier. Klein aber ist das Häuflein von Lesern, welche die Last der Lust, das Fasten den Festen, die Pflicht dem Vergnügen vorzuziehen geneigt wären. Doch vielleicht giebt es noch einige Herzen, in welchen die Worte des Büchleins — wenigstens sind sie aus einem vollen und reichen Herzen geflossen — einen günstigen Wiederhall finden.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 17. Januar. **Die Waise und der Mörder**, Drama in 2 Abthl. nach Castelli, Musik von Seyfried.

Sonntag den 18. **Die gebesserte Eigensinnige**, komische Oper in 2 Abthl. a. d. Ital. Musik v. Martin. Diese neu einstudirte Oper wurde heute vor einem sehr zahlreichen Publikum und mit gesteigertem Beifall zum erstenmale wiederholt. Dem. **Bamberger** sang und spielte die Parthie der Mad. Rumfeld mit großer Virtuosität, und ihrem schönen Talente wurde die lebhafteste Anerkennung zu Theil. Herr **Hassel** (Rumfeld) ergötzte nicht minder, durch die sehr gelungene komische Charakteristik, womit er diese Rolle ausstattet. Beyde, Dem. **Bamberger** und Herr **Hassel**, wurden am Schlusse der Vorstellung einstimmig hervorgerufen.

Das schöne Sextett im ersten Akt wurde durch Sänger und Sängerinnen meisterhaft ausgeführt. Die darauf folgende Ariette: „Ihr holden Gefährten" sang Hr. **Beer** zwar mit Befangenheit, aber doch rein. Das Zischen, welches sich nach deren Beendigung vernehmen ließ, galt wohl nur seinem schülerhaften Spiel. Die Polonoise im 2n Akt, von Dem. **Bamberger** brillant vorgetragen, und Maurer's eingelegte Aria: „von diesen Händen" von Hr. **Dobler**, als historisches Denkmal unserer Bühne, mit treuer Auffassung, des etwas veralteten Styls, wiedergegeben, erwarben sich ein volltönendes **Bravo**!

Dienstag den 20. **Der Empfehlungsbrief**, Lustsp. in 4 Abthl. v. C. Töpfer. Hierauf: **Der Bär und der Bassa**, Vaudeville-Burleske in 1 Aufz. nach Scribe v. Blum.

Mittwoch den 21. **Der Freischütz**, Oper in 3 Aufz. v. Kind, Musik v. M. Weber. Man hatte uns für heute den **Barbier von Sevilla** angekündigt, dessen Aufführung durch eine Unpäßlichkeit des Hrn. **Brauer** verhindert wurde; die dafür angesetzte Oper: **die gebesserte Eigensinnige**, wurde wegen Unpäßlichkeit der Dem. **Bamberger** auch nicht gegeben; die Bereitwilligkeit der Dem. **Schulz** verschaffte uns den Freischütz, und schmückte ihre Rolle durch schönen Gesang. —

Donnerstag den 22. **Die falsche Catalani**, Posse mit Gesang in 2 Abthl. von Bäuerle, Musik von Schuster. Hr. **Blumenfeld** gab die Rolle des Lustig. Der Ruf welcher dieser falschen Catalani voraus eilte, bewog uns die heutige Vorstellung zu besuchen; da wir aber, um die langweilige Exposition dieser Posse nicht anhören zu müssen, sondern einzig um Hrn. **Blumenfeld** als Dame zu sehen, im Laufe der Vorstellung eintreten wollten, so fand sich kein Platz mehr. Dem Vernehmen nach wird, um dem allgemeinen Verlangen entgegen zu kommen, Hr. **Blumenfeld** seine Künste in dieser Rolle bald wiederholen, wo wir dann nicht ermangeln werden, die Lücke in unserer Chronik zu ergänzen.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 27. Januar. **Wilhelm Tell**, Schsp. (Tell: Herr **Thieme**).
Mittwoch den 28. **Die falsche Catalani**, Posse (Lustig: Herr **Blumenfeld**).
Donnerstag den 29. **Der Barbier von Sevilla**, Oper.
Samstag den 31. **Rosamunde**, Trsp. (Heinrich: Herr **Thieme**).
Sonntag den 1. Februar. Oper. (Noch unbestimmt).
Montag den 2. (Zum Vortheil des Herrn **Thieme**) **Otto von Wittelsbach**, Schsp. (Otto: Herr **Thieme**).

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 9. Donnerstag, 29. Januar 1824.

Die Reise zu dem Polarmeer.

(Schluß.)

Die Lage der Reisenden wurde noch schlimmer, als zwei Tage nach Richardson's und Hepburn's Ankunft zwei Gefährten Franklin's starben. Franklin und sein einziger Gesellschafter waren ganz erschöpft und Richardson mußte mit Hepburn die Mühe allein übernehmen, Holz zu suchen und alte Fetzen von Häuten und Knochenstücken zusammen zu scharren. Auch sie aber erlagen beinahe ihren Anstrengungen, als endlich am 7. November die lange erwartete Hülfe kam, die Back durch drei Indianer schickte. Den Zustand, worin sich die vier Ueberlebenden befanden, beschreibt Franklin mit folgenden Worten: „Ich muß bemerken, daß durch unsere Abmagerung und durch das harte Lager, wovon uns nur eine Decke trennte, besonders diejenigen Theile des Leibes, worauf wir lagen, wund waren, und uns umzuwenden, um Erleichterung zu finden, war mühsam und beschwerlich. Wir genossen jedoch während dieser ganzen Zeit und trotz des empfindlichen Hungers, den wir drei bis vier Tage erlitten, gewöhnlich die Erquickung eines kurzen Schlafes. Die Träume, die gewöhnlich, doch nicht immer, ihn begleiteten, waren meist fröhlicher Art und bezogen sich sehr oft auf die Freuden der Tafel. Bei Tage sprachen wir in der Regel nur über gewöhnliche und gleichgültige Dinge, zuweilen aber wurden auch ernste, mit der Religion verbundene Gegenstände erörtert. Gewöhnlich vermieden wir es, geradezu von unsern gegenwärtigen Leiden zu sprechen, ja selbst der Aussichten von Hülfe zu erwähnen. Ich bemerkte, daß in dem Verhältnisse, wie unsre körperlichen Kräfte abnahmen, auch unsre Seele Zeichen von Schwäche verrieth, die sich in einer unverständigen Mislaune zeigte, welche Einer gegen den Andern äußerte. Jeder von uns hielt den Andern für schwächer an Verstand und des Rathes und Beistandes bedürftiger. Selbst ein so unbedeutender Umstand als die Veränderung eines Platzes, den der eine als wärmer und bequemer empfahl, und den ein Andrer, aus Furcht sich zu bewegen, ablehnte, rief oft die verdrüßlichsten Aeußerungen hervor, welche, kaum ausgesprochen, wieder abgebüßt wurden, um in wenigen Minuten wiederholt zu werden. Dasselbe ereignete sich, wenn wir uns einander Beistand leisten wollten, Holz zum Feuer zu tragen, da keiner von uns Beistand annehmen wollte, obgleich unsere Kräfte der Arbeit nicht gewachsen waren. Bei einer solchen Gelegenheit war Hepburn von seiner wunderlichen Laune selbst so überzeugt, daß er ausrief: „Wahrhaftig, wenn wir's erleben, daß wir wieder nach England kommen, so soll's mich wundern, wenn wir unsern Verstand wieder erhalten.“

Mit dem wohlwollenden Betragen der Indianer war man ungemein zufrieden. Sie reinigten die Wohnung, kochten die Lebensmittel, und als die Reisenden das Fort verlassen hatten, geleiteten sie dieselben zu dem Orte, wo sich ihr Stamm mit Jagen beschäftigte, leisteten ihnen allen Beistand und brachten sie endlich sicher zu der nächsten Niederlassung der Handelsgesellschaft, wo man den Reisegefährten Back fand, der nicht weniger Leiden ertragen hatte, dessen Anstrengungen die Ueberlebenden aber unstreitig ihre Rettung verdankten.

Ueber die Gegend, welche die Reisenden theils zu Lande, aber meist zu Wasser in einer Strecke, die mit Einschluß der Fahrt auf dem Polarmeer nicht weniger als 5500 Meilen betrug, durchzogen, haben wir wenig zu sagen. Ueberall ist das Land sehr einförmig; jedes Thal ein See, jeder Fluß eine Reihe von Seen. Unter den Bäumen findet man wenig Mannigfaltigkeit; sie bestehen meist aus Lerchenbäumen, Pechtannen und Pappeln, die seltener und kleiner werden, je weiter man nordwärts kommt. Gesträuche, Kräuter, Vögel, vierfüßige Thiere und Fische sind überall fast dieselben. Auch die wenigen zerstreuten Indianerstämme sind wenig verschieden. Richardson sammelte mit großer Sorgfalt viele naturgeschichtliche Gegenstände, die ein Anhang des Werkes beschreibt. Seine Bemerkungen über die geognostische Beschaffenheit des Landes sind sehr schätzbar. Ueberall fand man die Gebirgsformationen, Urgebirge, Uebergangsgebirge, Flötzgebirge und aufgeschwemmtes Land, von derselben allgemeinen Bildung, Lage und Vertheilung, wie in andern Theilen

von Amerika, und wie diese in allen Beziehungen mit den Gebirgsformationen in Europa und Asien übereinstimmend.

Zwei Aufsätze des Anhangs enthalten Franklin's, Richardson's und Hood's Beobachtungen über das Nordlicht. Diese Lufterscheinungen sind, wie es scheint, am stärksten und häufigsten um den Polarkreis, oder zwischen diesem und dem 64. Breitengrade. Die zahlreichen und zuweilen an verschiedenen Orten gemachten Beobachtungen jener Männer führen zu Ergebnissen, die von den gewöhnlichen Ansichten dieser Erscheinung abweichen. So haben sie unter andern, wie man annehmen darf, über allen Zweifel hinaus, dargethan, daß die Höhe des Nordlichts, statt, wie Dalton und Andere vermuthen, über das Gebiet der Atmosphäre hinaus zu reichen, selten über sechs bis sieben Meilen beträgt. Dies ist genügend bewiesen durch Messungen, die zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten vorgenommen wurden, so wie durch die außerordentliche Schnelligkeit, womit ein Strahl von der einen Seite des Horizonts zur entgegengesetzten schießt, und endlich durch den Umstand, daß die Strahlen oft unter die Wolken hinabschießen und daß der Wind darauf wirkt. Hood erfuhr von einem Beamten der Nordwest-Compagnie, er habe einst den Schein des Nordlichts so lebhaft und tief gesehen, daß die Canadier auf das Gesicht gefallen wären und zu beten und zu schreien angefangen hätten, aus Furcht getödtet zu werden, und er habe Gewehr und Messer weggeworfen, damit sie die Blitze nicht anziehen sollten, die sich mit unglaublicher Schnelligkeit nahe über der Oberfläche der Erde bewegt hätten. Er erwähnte auch des rasselnden Geräusches, das andere Bewohner der Niederlassungen gehört zu haben einstimmig versicherten, das aber unsere Reisenden nie vernahmen. Franklin bezweifelt diese Angaben um so weniger, da die von ihm und seinen Gefährten gemachten Beobachtungen die Wahrscheinlichkeit derselben eher erhöhen als vermindern. Sie hörten, wie er sagt, beim Nordlicht häufig Töne, die dem Pfeifen einer Flintenkugel oder dem Schwingen eines dünnen Stöckchens in der Luft glichen. Man hat zeither vorausgesetzt, daß das Nordlicht nicht auf die Magnetnadel wirke, aber sehr viele in dem vorliegenden Werke mitgetheilte Beobachtungen beweisen, daß bei gewissen Stellungen des Nordlichts die Nadel beträchtlich abwich, besonders wenn das Leuchten zwischen den Wolken und der Erde Statt fand, oder das Licht lebhaft und die Atmosphäre dunstig war. Die Bewegung der Nadel war jedoch nicht zitternd, sondern blos eine Abweichung von der gewöhnlichen Richtung. Man kann nicht bezweifeln, daß diese Erscheinung die Folge einer verdünnten Elektricität ist, wiewohl ein Elektrometer keineswegs eine elektrische Atmosphäre anzeigt, was besonders auf der Melville-Insel der Fall war, wo aber das Nordlicht weit schwächer sich zeigte, als im Fort Enterprize.

Das Klima ist so schlecht, als die Gegend unangenehm. Drei oder vier Tage während des Sommers stieg das Thermometer auf 80° oder 90° und eben so viele Monate im Winter fiel es auf 30°, 40° bis 50° unter Null, und einmal auf 57, oder zwei Grade unter den tiefsten Stand, den Parry auf der Melville-Insel beobachtete.

Franklin's Meinung ist entschieden für die Wahrscheinlichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt. Die Nordküste von Amerika läuft, wie man fand, fast durchaus in der Richtung von Ost und West, und wie Franklin glaubt, wenig abweichend von den Breitengraden der Repulse-Bay, Hearne's Fluß und Kotzebue's Sund. Es ist zu bedauern, daß Kotzebue die nördlichen und östlichen Küsten dieses Sundes nicht genauer untersuchte, um mit Gewißheit zu bestimmen, ob nicht eine Verbindung desselben mit dem Polarmeer bestehe, wodurch denn das Land, das im Eisvorgebirge endigt, zu einer Insel würde.

Franklin berichtet, daß zwischen einer Reihe von Inseln, die mit dem Festlande fast parallel und in geringer Entfernung von demselben liegen, die See für Fahrzeuge jeder Größe schiffbar ist, da das Wasser bis zu den Küsten der Inseln und des Festlandes tief ist, und kein Eis selbst die Fahrt eines Bootes hindert. Die Inselkette bietet Schutz gegen die Nordwinde, und auf der Küste findet man treffliche Häfen, frisches Wasser und gute Fische in Ueberfluß. Zu den vielen bereits aufgestellten Beweisen für das Daseyn einer östlichen Strömung, welche von der Behringsstraße anfangend, längs der Küste von Amerika sich zieht, und durch Welcome-Bai in Hudsons-Bai geht, läßt sich noch ein anderer hinzufügen, den Franklin aus der Lage, worin er das Treibholz auf der Küste fand, und dem Orte, woher es kam, ableitet. Es gibt jedoch noch andre Beweise für die Richtigkeit der aufgestellten Behauptung. Zwei russische Fahrzeuge kamen im vorigen Jahre 30 bis 40 Meilen nördlich vom Eisvorgebirge. Längs der Küste von Amerika fanden sie ein offenes Meer und eine nordwärts gehende Strömung, jenseit des Eisvorgebirges aber wendete sich die Strömung nach Nordost und gerade nach Ost. Man sah in der Nähe jenes Vorgebirges Eismassen, die aber keineswegs die Schifffahrt hemmten. So schwinden die Zweifel gegen die völlige Trennung Asiens von Amerika und gegen die Verbindung zwischen dem stillen und atlantischen Meer. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht was das Quarterly Review (St. 76) von der Seereise des Barons Wrangel im Winter 1821—22 mittheilt. Er kam am $\frac{7}{17}$. Mai nach Kolümsk zurück, nachdem er 58 Tage lang im Eise des Polarmeeres gewesen war, um das fabelhafte Land aufzusuchen, das nach dem verstorbenen Admiral Burney ein Theil von Amerika

seyn soll. Wrangel fand, indem er nordwärts steuerte, ein offnes Meer, unter 76° 4′ der Breite. Erinnert man sich bei dieser offnen See an das 700 Faden tiefe Meer im alten Lancaster-Sund und an das von Parry gesehene Meer im Wellington-Canal, so darf man mit dem alten Seemann Davis sagen, die tiefe See gefriert nicht, und die Behauptung wiederholen, daß das Polarmeer bis zum Pol schiffbar seyn kann, wofern entweder keine Inseln dazwischen liegen oder eine Inselgruppe gefunden werde. Ist das letzte der Fall, so wissen wir, daß die Schifffahrt nicht durch Eis gehindert wird. Franklin hat diese Thatsache völlig dargethan, die man auch auf den Küsten von Spitzbergen, Altgrönland, Baffinsbai, Barrowstraße, Behringsstraße und neuerlich auf der Küste von Nova-Zembla beobachtet hat, deren nördlichste Spitze nach den neuern Beobachtungen der Russen unter 76° 3′ der Br. und 63° 15′ östl. Länge, also 7 Grad weniger östlich liegt, als auf den Charten angegeben wird.

In einem Briefe, den Parry (nach dem angeführten Stücke des Quarterly Review) kurz vor seiner Abreise schrieb, sprach er seine Ueberzeugung von dem Daseyn der nordwestlichen Durchfahrt und der durch die Behringsstraße vermittelten Verbindung mit dem stillen Meere bestimmt aus. Die im Jahre 1819 und 1820 gemachten unglücklichen Versuche, westlich von der Melville-Insel weiter zu steuern, machen es ihm sehr unwahrscheinlich, daß man unter diesem Breitengrade die Durchfahrt finden werde. In niederen Breiten aber könnte man, meint er, ein milderes Klima und eine längere Zeit zu Untersuchungen finden, denn wiewohl das Klima nicht gänzlich von dem Breitengrade abhange, sondern auch von andern örtlichen Umständen, so finde man doch unter jedem Meridian in Nordamerika unter dem 69.° ein besseres Klima als unter dem 75., wo man zu jener Zeit überwintert habe. Er glaubt daher, an der Küste von Amerika weniger Hindernisse zu finden, als man bei der Melville-Insel fand. Ueberdies werde dieser Weg, setzt er hinzu, durch die Wahrscheinlichkeit, hier Holz, Lebensmittel und dem Skorbut vorbeugende Pflanzen zu finden, so wie durch die größere Leichtigkeit, Nachrichten abzusenden, empfohlen. So weit Franklin die Küste sah, sind Parry's Vermuthungen vollkommen bestätigt worden. Parry sagt darüber in dem angeführten Briefe Folgendes: „Cumberland-Straße, Welcome-Bai und Repulse-Bai schienen mir die Punkte zu seyn, welche die größte Aufmerksamkeit verdienen, und man darf hoffen, daß einer derselben, oder vielleicht jeder eine fahrbare Straße in's Polarmeer darbietet. Die ganze Unternehmung muß mithin von vorne wieder angefangen werden, denn was man auch für Vermuthungen bei der Ansicht der Charte haben mag, so wissen wir doch von jenen Gegenden nichts, was uns mehr als gegründete Hoffnung geben könnte, dort eine Durchfahrt zu finden. Fände man nun Cumberland-Straße durch Land geschlossen, so würde man bei der Untersuchung derselben wohl so viel Zeit verloren haben, daß man in dieser Jahreszeit sonst nicht viel mehr vornehmen könnte, und unter solchen Umständen ist es leicht möglich, daß der erste Sommer verloren ginge."

Wir wissen schon aus den vorläufigen Nachrichten, die uns über die Unternehmung des wackern Seemannes aus England zugekommen, daß der erste Sommer sowohl als alle übrigen durch die Ungunst der Umstände, doch nicht aus Mangel an Klugheit, Vorsicht und Muth bei dem Anführer und seinem Gefährten, verloren gegangen sind. Obgleich aber Manche, die gegen Barrow's und Barington's gewichtige Gründe an der Wahrscheinlichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt zweifelten, in den Ergebnissen der neuesten Reise eine Bestätigung finden, und uns auf den trefflichen Scoresby, der es allerdings vorher gesagt hat, daß man keine fahrbare Straße in's Polarmeer finden könne, verweisen werden, so glauben wir doch, Parry's in Kurzem erscheinender Reisebericht werde uns von Neuem zu dem Wunsche anregen, daß die englische Regierung mit den Versuchen zur Lösung der großen Aufgabe fortfahren möge.

Mancherlei.

Die Türken sind ungemein abergläubisch; so werden sie z. B. sehr von Prophezeihung und Zufall geleitet. Der Dienstag ist ein böser Tag, an dem sie nichts unternehmen; der Schrei einer Eule ist ein böses Omen; ein Esel, welcher schreit, verkündet ein Unglück, wenn es vor dem Frühstück geschieht; wem ein Priester oder Mönch vor Sonnen-Aufgang begegnet, der wird mit dem Pferde stürzen. Wenn ein Hase einer Karavane über den Weg läuft, macht sie Halt, bis ein Vorüberzehender kommt, der den Hasen nicht gesehen hat. Wer eine schöne Frau bewundert, spuckt allemal nachher aus und spricht „Scordon!" was so viel heißt, als: daß kein Laster ihr beikomme! Die Zahl 5 ist eine böse Zahl, die Niemand gern ausspricht. Donner, Blitz, Erdbeben, Hagel und periodische Fieber beschwört man mit tausend Formeln und magischen Wörtern, als vom Teufel kommend; aber die Pest kommt von Gott, die darf man nicht hindern; selbst Zauberer erwarten sie mit stiller Ergebung. „Allah Kerim!" ruft dann Jeder und ergiebt sich in sein Schicksal. Wenn Jemand begraben wird, pflegt man einen Topf zu zerbrechen und einen Sargnagel in die Hausthür zu schlagen, von der man den rückkehrenden Geist abwenden will. Hochzeiten, Todesfälle, selbst Geburten werden gar nicht beurkundet. Man bezieht sich allenfalls auf den Zeitpunkt einer Hungersnoth, einer Pest, eines Blutbades;

hauptsächlich haben die Frauen gar kein Gedächtniß in diesem Punkt; sie wundern sich, wie es Völker geben kann, die impertinent genug sind, aufzuzeichnen, wie alt man sey!?

In Karamsins „Geschichte des russischen Reichs" wird erzählt: Der Großfürst Isioslaf forderte vom Fürsten Galitsch einige Städte zurück, welche dieser ihm traktatswidrig vorenthielt. Ein Bojar sollte die Sache unterhandeln. Der Fürst lehnte die Herausgabe ab; der Bojar bestand auf dem Recht seines Herrn, berief sich auf den Traktat und den Eid des Fürsten, besonders aber auf das von ihm geküßte Kreuz. „Bah!" rief Galitsch aus: „es war ja nur ein ganz kleines Kreuzchen!"

In Kingshill, unweit Rochfort, in der Grafschaft Essex, wird alljährlich eine Versammlung gehalten, Lawless-Court (der gesetzlose Gerichtshof) genannt. Man kommt am nächsten Mittwoch nach dem Michaelis-Tage frühmorgens zusammen, so wie der Hahn kräht, betreibt alle Geschäfte mit leiser Stimme (in a whisper) und schreibt das Nöthige mit einer Kohle in das Protokoll-Buch ein. Niemand, der bei dem Gericht angestellt ist, oder seinem Berufe nach dabei erscheinen muß, darf fehlen, bei Strafe des doppelten Pachtgeldes an den Gutsherrn. Camden erwähnt dieses alten sonderbaren Gebrauchs und erklärt ihn als eine Strafe, die den Einwohnern wegen einer vor vielen Jahren, an gedachtem Morgen, gehaltenen aufrührerischen Versammlung zuerkannt ist. Schon zu Raleigh's Zeiten bestand die Sitte. Sie heißt lawless (gesetzlos). Die Urkunde ist in altlateinischen Reimen, und verordnet: vor Tage, bei dem ersten Hahnenschrei, ganz im Stillen, ohne Licht zu erscheinen und sich der Kohle statt der Feder zu bedienen.

Shakespeare war lahm; wie er es geworden, ob er es von jeher gewesen, das wissen wir nicht, da keiner seiner Biographen dieses Umstands erwähnt; daß er es war, erfahren wir von ihm selbst. In zweien seiner Sonette an die Geliebte seines Herzens erwähnt er dieses Gebrechens. In dem ersten (Sonett 37) dankt er ihr: daß er, der Lahme, der Arme, der Verworfene, im Schatten ihrer Verdienste weilen, von ihrem Ueberfluß zehren und in ihrem Glanze leben und sich sonnen darf. Im zweiten (Sonett 88) ist er von ihr verlassen, und jammert. „Hast Du mich" — so klagt er — „wegen eines Fehlers verlassen, so sprich und ich will mich zu rechtfertigen suchen; ist es eines Gebrechens, ist es meiner Lahmheit wegen, so sprich und ich will still seyn und mich nicht vertheidigen!"

Voltaire, damals Kammerherr und Friedrichs II. Liebling, wurde gewöhnlich zu den witzigen und geistreichen Abendgesellschaften des Königs zugezogen. Bei einem solchen petit souper war der Dichter so kühn, die folgenden Verse auf eine Karte zu schreiben, und der Prinzessin Amalie, Schwester des Königs, zu überreichen:

Souvent un peu de vérité
Se mêle au plus grossier mensonge:
Cette nuit, dans l'erreur d'un songe,
Au rang des rois j'étais monté.
Je Vous aimais alors et j'osais Vous le dire,
Les Dieux à mon réveil ne m'ont pas tout ôté,
Je n'ai perdu que mon empire.

Der entrüstete König schrieb sogleich folgende Antwort auf eine Karte:

On rémarque pour l'ordinaire
Qu'un songe est analogue à notre caractère,
Un héros peut rever qu'il a passé le Rhin;
Un chien qu'il aboye la lune;
Un joueur qu'il a fait fortune;
Un voleur qu'il a fait butin.
Mais que Voltaire, à l'aide d'un mensonge,
Ose se croire Roi, lui, qui n'est qu'un faquin!
Ma foi! C'est abuser du songe.

Schwerlich giebt es eine einfachere und dennoch besser bezeichnende Andeutung, die wundergleiche Wirkung des Gesangs jener modernen Orphea, der Mad. Catalani, darzustellen, als folgende Thatsache. Vor einigen Jahren kreuzte Capitain Montague in der Nähe des Seebades Brigthon, und gab am Bord seiner Fregatte ein glänzendes Fest, zu welchem unter mehreren Damen auch diese herrliche Sängerin geladen war. Der Capitain fuhr mit einer Schaluppe mit ohngefähr zwanzig Mann besetzt, an's Land, um die Frauenzimmer abzuholen. Kaum waren sie vom Ufer gestoßen, als Mad. Catalani unaufgefordert das Lied Rule Brittania begann. Hätte eine Stimme aus der bodenlosen Tiefe sich hören lassen, kaum hätte die Wirkung mächtiger und schneller seyn können. Die Matrosen, nicht wissend wen sie ruderten, waren so erstaunt und entzückt, daß die Ruder plötzlich ihren Händen entsanken, und manche Thräne sich über die braunen Wangen hinabstahl. „Sehen Sie da die Wirkung, welche unser Lieblingsgesang auf diese braven Leute hervorbringt, wenn er von der herrlichsten Stimme in der Welt vorgetragen wird," sprach der Capitain zu Mad. C. — „Manchem glänzenden Gefecht habe ich beigewohnt, aber ein Entzücken wie dies habe ich nie empfunden." Nachdem man am Bord der Fregatte angelangt war, und die Matrosen ihren zurückgebliebenen Kammeraden den Genuß beschrieben, der ihnen eben zu Theil geworden, ward einstimmig beschlossen, um eine Wiederholung des Gesangs nachzusuchen. Mit großer Bereitwilligkeit und, wo möglich, mit größerem Beifall willigte sie ein, und ward, als sie das Schiff verließ, von der Mannschaft mit herzlichem Hurrahrufen begleitet, bis sie das Ufer erreichte.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 10. Sonntag, 1. Februar 1824.

Sonettenkranz.

5.

Im dunklen Hain, wo süße Melodieen
Vom zauberischen Mund der Nachtigallen
Antwortend aus der Dämm'rung wiederhallen,
Und durch den Aether Frühlingsdüfte ziehen,

Fühl' ich im Herzen ein unnennbar Glühen,
Das heiße Blut rasch durch die Adern wallen,
Von süßem Wahnsinn meinen Geist befallen,
Die Seel' umschwärmt von wilden Harmonieen.

Denn dein gedacht' ich, die mein Herz erkohren,
Die mein Gemüth umschlang mit starken Banden,
Von der ein bittres Loos mich schnell geschieden.

Des Lenzes Genien sind auferstanden
Und Blüthen hat die Erde neu geboren:
Wann wird auch mir die Wiederkehr beschieden?

M.

Klinias und Cimene.

Eine griechische Novelle.

(Schluß v. Nr. 6.)

Der arme Sclave sprach sein eigenes Urtheil aus. Eine Tiegerin, die in dieser Höhle ihr Lager aufgeschlagen hatte, erwachte bei dem Geschrei des Sclaven, das in dem Gewölbe zehnfach wiederhallte. Sie warf sich auf ihn und zerriß ihn. Der Oberpriester, welcher seinen Sclaven eine Zeitlang vergebens erwartete, ließ seine zwei Hunde los, die gerade der Spur des Sclaven folgten, und mit ihm das nämliche Schicksal hatten.

Als selbst die Hunde nicht zurückkamen, schlich der Oberpriester langsam dem Eingang der Höhle zu, doch kaum näherte er sich dieser, als das durch die Hunde gereizte Thier brüllend heraussprang, über ihn herfiel, ihn wüthend zerfleischte, und dann zu seinen Jungen zurückkehrte. Fürchterlich drang das Jammergeschrei des Oberpriesters in Cimenens und Polygnates Ohr; die Furcht ein gleiches Schicksal zu haben, hielt sie in ihrem Schlupfwinkel fest, und von Furcht und Schrecken durchbebt, sandten sie heiße Gebete für die Erhaltung ihres Lebens zu den Göttern empor.

Wir überlassen sie dem Schutze der Himmlischen, welche den Unterdrückten beistehen, und wenden uns zu Klinias, bei welchem der Sclave mit der Nachricht der Gefahr, in welcher Cimene und sein Vater schwebten, noch am Abend desselben Tages eintraf. An diesem hatte Klinias die Feinde geschlagen und sandte nun die Krieger mit einem scythischen Unteranführer, dessen Klugheit und Tapferkeit ihm bekannt war, den fliehenden Nomaden nach, um den Rest ihres Heeres ganz zu vernichten. Er selbst eilte mit hundert gut berittenen Männern in das Lager des Königs Adamast, um Vater und Geliebte, die er noch im Lager zu finden hoffte, zu retten. Drei Stunden nachdem der Oberpriester dasselbe verlassen hatte, kam er bei dem König an. Er unterrichtete ihn von der Schändlichkeit dieses Mannes, die er ihm durch Cimenens Brief, deren Flucht, und des Oberpriesters Abwesenheit deutlich bewies, entdeckte ihm, daß er nicht Cimenens Bruder, sondern ihr Geliebter sey, und beschwor ihn die schuldlos Verfolgten zu retten.

Der König empört über die strafwürdige Handlungsweise des Oberpriesters, eilte mit Klinias und dessen tapferen Haufen den Flüchtigen nach. Sie folgten der Spur im Sande, die ihnen den Weg bezeichnete, welchen der Oberpriester in seinem Wagen genommen hatte, und langten, gerade als die Nemesis ihr strafendes Amt an dem unwürdigen Diener der Götter verrichtete, vor der merkwürdigen Höhle an. Schaudernd erblickten sie hier, den noch röchelnden Oberpriester in seinem Blute liegend, und hörten von dem Sclaven, der sich mit den Pferden gerettet hatte, die grauenvolle Geschichte. Das Geräusch, welches die Ankunft so vieler bewaffneter Ritter machte, war auch zu den Ohren unserer zagenden Flüchtlinge gedrungen, die schon früher, nachdem alles in der Höhle still geworden war, ihren Zufluchtsort verlassen, und sich dem Ausgange genähert hatten. Aber welche Feder vermag das Entzücken zu beschreiben, welches sie ergriff, als sie in's Freie traten, und Klinias aus der Menge der Krieger in ihre Arme stürzte. In solchen Augenblicken versagt die Sprache den Sterblichen vor dem gewaltigen Eindrucke des Gefühls; und nur aus dem in Thränen schwimmenden Auge blickt, wie der erste Schimmer des Tages, die Mor-

genröthe des anbrechenden Glückes hervor. Der König benutzte die lange Pause dieser sprachlosen Wonne, und sprach zu den ihn begleitenden Kriegern: „Scythen! seht hier einen Beweis der ewigen Gerechtigkeit unserer Götter. Sie haben den Frevel ihres unheiligen Dieners bestraft und die schuldlos Verfolgten in ihren Schutz genommen. Bei den Unerforschlichen schwör' ich es, daß künftig die Gewalt des Oberpriesters zu meines Volkes Heil beschränkt, und kein tapferer Krieger mehr das Spielwerk eines Bösewichts werden soll. Verkündigt bei Eurer Rückkehr Euren Brüdern was Ihr gesehen habt, und vermahnt sie den neuen Gesetzen zu folgen, welche der König für den Dienst unserer erhabenen Götter dem Volke geben wird." —

Ein lautes Freudengeschrei beantwortete des Königs Rede; Klinias, Cimene und Polygnates wurden im Triumphe in das Lager der Scythen geführt, wo sie mit lautem Jubel empfangen wurden.

Vom Könige mit Geschenken überhäuft, und von einer zahlreichen Bedeckung bis zur Grenze des Landes begleitet, begaben sie sich nach einigen Tagen auf die Rückreise in ihre Heimath, und langten glücklich in Meliber an. Hier, im Geburtsorte Cimenens, der ihrem geliebten Klinias Schutz gewährt hatte, in demselben Tempel der Juno, von dessen Stufen das Flehen der Jungfrau zur großen Göttin emporgestiegen war, vereinte Hymens Band, in Gegenwart Trasibuls, Klinias Oheim und Cimenens Vormund, die Liebenden, die hierauf in Polygnates Heimath zogen, und, von den Göttern geliebt und geschützt, ein Leben voll Tugend, Eintracht und Thätigkeit führten. Jährlich aber, so oft der Tag wieder erschien, an welchem Polygnates und Cimene durch der Götter Hülfe in jener scythischen Höhle, der Wuth der Tiegerin entrissen und glücklich gerettet wurden, flammten reiche Dankopfer zum Olymp empor, und die Unsterblichen wachten mit Huld und Liebe über das Geschlecht des Klinias, das Jahrhunderte lang fortblühte.

Der Püstrich *).

(Ballade.)

Es steht auf einer Haide, im Moore naß und kalt,
Der Kinderwelt Erschrecken, des Püstrich's Ungestalt.
Den Püstrich lüstet's immer nach Kinderfleische sehr,
Und scheint er gleich gesättigt, so heischt er doch noch mehr.
Da ziehn aus fremdem Lande gar holde Kinder ein,
Die wissen nichts vom Püstrich, sind schuldlos noch und rein.
Das Land so sie bewohnen, ist eine Blüthenflur,
Aus Blüthen dringen Töne, der süßen Liebe Spur;
Und liebevoll zu Allen erscheint der Kinder Schaar,
Und bietet ihre Grüße dem Püstrich selber dar.
Des Püstrich's Augen glänzen: „Das wäre wohl ein Schmaus!
Wie heißt ihr, lieben Kinder, wer sendet euch denn aus?"
„Ich bin Mignon, die schlanke, mit Gretchen an der Hand,
Ottilie heißt jene, die Clärchen wird genannt.
Wir haben einen Vater, Geschwister viele noch,
Der Vater kann uns missen, bleibt reich an Kindern doch."
Da spricht der Püstrich grinsend: „Komm her an meine Brust;
Nur einmal möcht' ich fühlen solch' hohe Vaterlust!"
Er streckt die langen Krallen, sperrt auf des Rachens Thor.
Die Kinder sind in Nöthen; doch aus dem Wald hervor
Mit großen Schritten plötzlich tritt jetzt ein Rittersmann,
Und geht, sehr ernstlich blickend, den dummen Püstrich an;
S'ist Götz von Berlichingen, im Handeln gar nicht faul,
Er schlägt mit tücht'gem Schlage dem Püstrich auf das Maul.
„Will dir die Lust vertreiben nach edler Leute Kind,
Du magst nur solche fressen, die Deiner würdig sind.
Was du im Schlamme findest, das bleibe dir geweiht,
Doch hebe nie die Blicke zu reiner Kindlichkeit.
Das Schwarze ist dein Erbe, doch nicht der Sonnenglanz,
Magst du ihn gern auch schwärzen; ihm bleibt der Strahlenkranz."
Der Püstrich liegt im Sumpfe, das Antlitz weggewandt,
Er fühlt noch diese Stunde des Götzen Eisenhand.

(Freimaut aus Sachsenhausen.)

*) So hieß in der vorchristlichen Zeit der vornehmste Götze bei den Niedersachsen, dessen Bild verehrt wurde.

Die Taschen-Ausgabe und die Ausgabe aus der Tasche.

Jüngst, als in diesen Blättern von der Betriebsamkeit französischer Buchhändler die Rede gewesen, ward erzählt, daß unter andern von Franz Rabelais Werken in Einem Jahre drey Pracht-Ausgaben veranstaltet worden.

Freunde eines erbaulichen Contrastes werden es mir ohne Zweifel Dank wissen, wenn ich hierzu ein deutsches Gegenstück aufstelle. Es ist die wohlfeile Taschenausgabe von Schillers Werken. — „Das Wohlfeile ist theuer." Nie hat das Sprichwort sich besser bewährt. Unter allen Langweiligkeiten in Deutschland ist nichts langweiliger als der Zustand des deutschen Bücherwesens. Ich habe im Jahr 1823 ein (ich glaube in Berlin gedrucktes) Buch gesehen, der Einband war schon ganz verschabt, ich öffne das Buch, lese das Titelblatt und finde unten den Namen des Druckorts, des Verlegers und die Jahrzahl 1824. — Nun sage mir einer, wir gingen nicht fort mit der Zeit — laufen wir doch gar vor ihr her!

Aber wieder auf die Taschenausgabe zu kommen. Eine Taschenausgabe ist es freilich, aber fürwahr eine starke! Beneidenswerth ist der, der eine Ausgabe von Zehen Gulden, Acht und Vierzig Kreuzern, den Einband ungerechnet, nur so nachläßig unter die Ausgaben aus der Tasche werfen mag. Unser einer empfindet dabei schon etwas herber. Aber Alles das hätte nichts zu sagen; man weiß, daß wir Sinn haben für gemeinnützige Unternehmungen, daß wir sie unterstützen und aufmuntern auf alle Weise; das wird uns ja das Jahr hindurch zehntausendmal vorgesagt von denen, die auf unsern Ehrgeiz spekuliren — aber ich fürchte, bei der Taschenausgabe wird es vorerst noch verbleiben.

Wer den Schiller schon früher nach allen Richtungen hin durchgelesen hat, der mag sich freuen: sein Verlust ist zu ertragen; nur die sind bedauernswerth, die sich mit dem Athleten deutscher Literatur zu befreunden, diese wohlfeile Gelegenheit benutzen wollten, und nun lüstern und sehnsüchtig harren, und endlich da stehen werden, wie der Rabe ohne seinen Käse. —

Ich habe mir schon oft deutlich zu machen gesucht, wie es bei uns aussehen würde, wenn Sir Walter Scott in Deutschland schriebe. Ich glaube, sie würden noch am Waverley drucken, wenn er schon St. Ronan's Well geschrieben hätte. Aber wie würde es dann um die guten Uebersetzer stehen? Die sind flinker, wie man weiß. — „Aber auch flüchtiger!" — Nein, das sage ich nicht. . . Schon sind von mehreren anderen deutschen Klassikern ähnliche wohlfeile Taschenausgaben angekündigt, und der billige Preis wird gewiß noch manchen Käufer anlocken. Aber ob sie die wirkliche Erscheinung aller dieser Werke, die man so prunkhaft verkündigt; erleben werden? Wenn es so fortgeht, schwerlich. Nehmet das Geld, liebe Leser, das ihr für alle diese Ausgaben bestimmt habt; übergebt es der löblichen Verwaltung der Sparkasse, und ich wette, bis zum Tage, wo Euch alle versprochenen Werke zusammen geliefert werden können, ist die Summe angewachsen, wie eine fallende Lawine.

Da hat jüngst Einer zu den achtzehn Bänden der Schiller'schen Taschenausgabe einen neunzehnten Supplementband angekündigt, die Druckfehler in den achtzehn Bänden enthaltend. Der Mann treibt seinen Spott mit unserer Noth. Noch ruht der Druck und seine Fehler im finstern Zeitenschooße, und von dem Gedeihen des wechselseitigen Unterrichts wird es abhängen, ob etwa der dereinstige Sezzer des achtzehnten Bandes, in den Regeln der Rechtschreibung gehörig gestählt, dem Verfertiger des Supplements seine Mühwaltung erleichtern wird.

Das Schlimmste bei der Sache ist, daß der Verleger der Druckschrift und der Verleger der Kupfer, gleichsam als zwei einander begleitende Instrumente, über das Zeitmaaß nie einig werden können, so daß das Gestochene dem Gedruckten immer um die Hälfte voraus ist. Die gelieferten Kupfer gehen schon bis zum zwölften Bande, während von dem Werke selbst erst sechs Bände das Licht der Welt erblickt haben. Hätte man sie noch mit Zwischenschlägen von Seidenpapier gegen den Zahn der Zeit geschützt; aber so fürchte ich, daß die Kupfer, bevor sie ihre Laufbahn in dem Text antreten können, eine frühe Altersbläße ereilen wird.

Doch man soll nicht scherzen mit ernsten Dingen. Darum sagen wir ohne Scheu, daß es einer der angesehensten Buchhandlungen Deutschlands unwürdig ist, ihre Abnehmer so hinzuhalten. Es soll hiermit keineswegs der Subscribenten Zutrauen zu der Verlagshandlung geschmälert werden; aber gegen die Gleichgültigkeit, womit die Sache behandelt, gegen die Geringschätzung, womit dieses Zutrauen einer großen Masse von Lesern erwiedert wird, soll ernstlich Einspruch geschehen. Nicht allein der Stillstand, sondern vielmehr das soll gerügt werden, daß von Seiten des Verlegers kein Wort öffentlich ausgesprochen wird, dieſen Stillstand nur einigermaaßen zu entschuldigen. — Das Unternehmen der Verlagshandlung hat in allen Gegenden Deutschlands so zahlreiche Theilnehmer und Beförderer gefunden, daß es sich um ihrentwillen wohl der Mühe verlohnt, dasselbe mit etwas mehr Nachdruck, und nicht gleichsam als Nebensache und Lückenbüßer, zu betreiben. Da die seiner Zeit erschienene Ankündigung dieser Taschenausgabe mir nicht mehr erinnerlich ist, so kann ich nicht behaupten, ob die Verlagshandlung darin gegen ihre Subscribenten in Hinsicht auf die Lieferungen zu festgesetzten Zeitpunkten bestimmte Verpflichtungen übernommen hat *). Aber das thut gar nichts zur Sache. Eine getäuschte Erwartung ist nicht selten empfindlicher, als eine offenbare Pflichtverletzung, und persönliches Ansehen kann ermangelnde Gewissenhaftigkeit nicht bemänteln, sondern wird sie nur noch hervorstechender machen.

Im Namen mehrer Subscribenten.

Zweisylbige Charade.

Hörst du von einem Mann erzählen,
Dir unbekannt, der Seltnes that,
(Du magst den Mark Aurel erwählen,
Den Nero, oder Herostrat)
So schwebt bei einer solchen Kunde,
Die erste schnell von deinem Munde.

Hörst du von einem Manne sagen,
Daß er, ein Stern der Tapferkeit,
Des Feindes Riesenmacht geschlagen,
Die Heimath mit dem Blut befreit:
So kannst du zweifelsfrei ermessen,
Daß er die zweite reich besessen.

Hörst du von einem Manne sprechen,
Der schwerer Thaten sich bewußt,
Wo sich die Eumeniden rächen
Durch Hölle in der eignen Brust:
Glaub' fest, ihm ist, bei allem Glanze,
Das Leben bitter, wie das Ganze.

Auflösung der Charade in Nro. 8.

Luftschloß.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 24. Jan. Don Carlos, Trsp. in 5 Akt. von Schiller. Herr Thieme vom Leipziger-Stadttheater spielte den Marquis von Posa. Eine günstige Figur, ein angenehmes Organ, Bühnengewandheit und Studium seiner Kunst sind nicht zu verkennende Eigenschaften, die unsern Gast auszeichnen. Seine Darstellung des Posa war edel und gedacht. Zu gesucht, hie und da mit Declamationen überladen, erschien uns jedoch zuweilen seine Sprache, aus

*) In der Pränumerations-Anzeige vom 4. Februar 1822 ward versprochen, die erste Lieferung von 6 Bänden zu Ende Juny auszugeben; es erschienen die ersten 3 Bände im October 1822.

Anm. d. Setzers.

einer Kunstschule hervorgehend, deren Blüthenzeit in Deutschland vorüber zu seyn scheint Wir hatten es einigemal zu bedauern, daß er, den natürlichen Ausdruck der Wahrheit verschmähend, einem falschen Redeprunk huldigte, welcher die Wirkung verfehlte, die ihm sonst gewiß zu Gebot gestanden hätte. — Im Ganzen wurde die Leistung des Herrn Thieme, obgleich vor einem nicht zahlreichen Auditorium, mit Antheil und Beifall aufgenommen.

Sonntag den 25. **Othello der Mohr von Venedig**, Oper in 3 Abth. Musik v. Rossini. Wir würden diese Vorstellung mit Zufriedenheit verlassen haben, wäre es uns vergönnt gewesen nur den 3ten Act dieser Oper, — der allein Kunstwerth hat — anzuhören.

Doch die abgedroschenen Tonfiguren des Tancred, der gazza ladra, — diese musikalische Fabrikarbeit, — welche durch den ganzen ersten und 2ten Act besonders in den Chören vorherrschend sind, anhören zu müssen, dafür konnten uns die Schönheiten des 3ten Acts unmöglich schadlos halten. Zu dem sind Handlung und Text so unaussprechlich fade, daß nur italienische Gleichgültigkeit für das Dramatische in der Oper sie zu ertragen vermag.

Dem. Rotthammer sang die Desdemona, aber sie trug diese Parthie beinahe zu heroisch vor; das Gemüthvolle im Gesang sollte hier durchweg vorwalten. Ob dies möglich ist durch Fleiß und Kunst sich zu geben, wollen wir nicht entscheiden; Mad. Brauer entsprach unserm Gefühl mehr in dieser Rolle, wenn gleich ihre Stimme in der letzten Zeit ihres Auftretens nicht so tönend war. Der Charakter der Desdemona in Schakespears Trauerspiel ist unschuldig leidend, voller Ergebenheit und Gefühl; warum sollte dies nicht auch durch den Vortrag im Gesang ausgedrückt werden?

Die Romanze im 3n Akt, das beste Musikstück der Oper, machte daher nicht die Wirkung, welche sie machen sollte. Unendlich viel hat dieser 3te Akt durch die Besetzung der Emilie durch Dem. Heinefeder gewonnen; ihr natürlicher freier Vortrag, ihre schöne Stimme begünstigte auf das vortheilhafteste diese in frühern Darstellungen allzu wenig beachtete Parthie dieser Oper. Hrn. Niesers rühmliche Leistungen als Othello haben wir in frühern Berichten schon erwähnt.

Dienstag den 27. **Wilhelm Tell**, Schausp. in 5 Aufz. v. Schiller. (Herr Thieme spielte als Gast den Tell). Was wir bei Gelegenheit des Don Carlos von dem Gast sagten, müssen wir auch hier wiederholen. Seine Darstellung des Tell war sehr brav; wir würden sie vollendet nennen, hätte er ihn nicht in der Sprache durch überladene Wortmahlerei hier und da verfehlt. Herr Thieme wurde am Schluß der Darstellung gerufen.

Mittwoch den 28. **Die falsche Catalani**, Posse mit Gesang von Bäuerle, Musik von Schuster. (Herr Blumenfeld vom k. k. Theater an der Wien spielte als Gast den Lustig). Das Schauspielhaus war bei der heutigen Wiederholung dieser Posse zum Erdrücken voll, nirgends mehr ein Plätzchen zu finden. Logen und Gallerie waren gleich überfüllt — also Resultat: man will sich im Theater nur amüsiren, sey es auch auf welche Art es wolle, und um jeden Preiß.

Die Direction mag diese ungestüme Genußsucht des Publikums benutzen; es trägt Geld ein, das sie in Stand setzen kann, der wahren Kunst besser aufzuhelfen.

Was Sechs falsche Catalani und andere fremde Wunder einbringen, würde wohl hinreichen, einige fehlende gute Schauspieler anständig zu besolden. Geld ist die Losung, und weil die falsche Catalani Geld schafft, so mag sie unbekrittelt bleiben.

Herr Blumenfeld leistet in dieser Rolle alles nur mögliche. Seine Bewegungen und Manieren, als Dame sind eben so elegant als fein komisch; sein Falsetgesang in seiner Art merkwürdig. Sein Vortrag und Colloraturen sind so schön, daß manche unserer Sängerinnen ihn darum beneiden müßten. Im ganzen unterhält die Posse dadurch am meisten, daß alle unsere Künstler darin con amore spielen.

Einige allzugroße Natürlichkeiten gegen Anstand und Sitte in der Liebeserklärung des Fähndrichs Rummelpuff hätten füglich wegbleiben können, wir wollen sie hier nicht näher bezeichnen. — Dem Vernehmen nach sehen wir einer dritten Vorstellung entgegen; Glück zu! Herr Blumenfeld, wenn das neue Schauspielhaus erbaut seyn wird, kommen Sie wieder.

Donnerstag den 29. **Die wandernden Komödianten**, kom. Oper in 2 Akt. Musik von Fioravanti. Hierauf: **Der Zwerg**, komisch-pantomimisches Divertissement arrangirt von Hrn. Macco. Diese Oper, wegen ihrer gediegnen Composition, und wegen der lobenswerthen Ausführung aller Gesangparthien und des trefflichen Ensembles, eine Zierde unseres Repertoirs gewährte auch heute, wieder einen vielfachen Genuß.

Das von Hrn. Macco arrangirte Divertissement zeigt von Geschick und Einsicht in diesen Theil des Theaterwesens. Mit wenig Mitteln wurde Leidliches geleistet, und wer Besseres nie gesehen, wird zufrieden nach Hause gewandert seyn.

Theater-Anzeige.

Montag den 2. Februar. (Zum Vortheil des Hrn. Thieme): Otto von Wittelsbach, Trsp. (Otto: Hr. Thieme).

Dienstag den 3. Die eifersüchtige Frau, Lustsp. (Rath Uhlen: Hr. Thieme). Hierauf: Der Schiffbruch, Lustsp. Zum Beschluß: Das war ich, Lustsp. (Pachter: Herr Thieme).

Mittwoch den 4. Die gebesserte Eigensinnige, Oper.

Donnerstag den 5. Der Wollmarkt, Lustsp. Hierauf: Ich irre mich nie, Lustsp.

Samstag den 7. Die Schwestern von Prag, Oper. (Johann: Herr Blumenfeld).

Sonntag den 8. Der Bürgerkapitän, Lustsp. und Der Matrose, Oper.

Montag den 9. (Zum Vortheil des Herrn Blumenfeld): Der Neffe als Braut des Onkels, Posse mit Gesang.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 11. Donnerstag, 5. Februar 1824.

Der Sturm.

(Geschrieben in der Januars-Mitternacht. — —)

Kein Stern am Horizonte lacht,
Der Sturm heult durch die grause Nacht,
Die Wetterfahne klirret;
Der dürre Baum schwankt hin und her,
Die hohe Woge braus't im Meer,
Des Menschen Hütte wanket.

Der Sturm zerstört die Saat im Feld,
Blick', Jüngling! hin, so ist die Welt —
Nicht harr' auf heit'ee Tage!
Der Sturm zerschmettert Schiff und Baum,
Der schwere Aar erhält sich kaum
In schroffer Felsen Klüften.

Doch strahlet neu der Sonne Licht,
O dann vergiß der Tage nicht,
Die dich mit Angst erfüllten.
Fest traue dem, der in Gefahr
Dir stets ein treuer Vater war —
Nur so giebt Leben Freude!

Die Familie Courtois.

(Nach dem Englischen.)

Es war etwa im Jahr 1763, als dem jungen Lord Harrel, der von einer Reise durch Frankreich über Holland nach seinem Vaterlande zurück kehrte, bei dem Aufenthalte in Amsterdam ein junger Bursche, als gar gewandter Haarkräusler, zur Mitnahme nach England empfohlen ward. Sein Protektor, der Kammerdiener, hatte ihn, bevor er seinem Sir den Vorschlag that, mit strenger Kunsterfahrenheit geprüft, und in einem zottigen Pudel, den der junge Haarkünstler zur Freude von Mylords Dienerschaft gar zierlich coeffirt und im neuesten Geschmack aufgesetzt hatte, wurde Sr. Herrlichkeit die Meisterschaft und Würdigkeit des Bittstellers dargethan. Der junge Britte wollte vor Lachen sich ausschütten und den Artisten sofort in seine Dienste nehmen; aber dem Mylord vorgestellt und mit seinem Glück bekannt gemacht, weigerte sich Jakob Courtois entschieden und hartnäckig, jenes Erbieten an zu nehmen, unumwunden erklärend: daß er nur, um reich zu werden, nach England zu schiffen begehre; dazu aber müsse er frei seyn, könne sich daher nur während der Reise verkaufen, was er jedoch auch so vollständig zu thun erbötig sey, daß Mylord während ihrer Dauer nichts zu wünschen übrig bleiben solle. Harrel, der — nach Art seiner Landsleute — Andern nicht eben die Freiheit gönnte, die er im vollsten Maaße für sich selbst beanspruchte, fand es höchst originell, daß ein holländischer Frosch, wie er Courtois nannte, nach größerem Reichthum strebe, als die Livrei eines Lords von Old-England verheiße; da jedoch Jakob's Versprechen der Spaßlust Sr. Herrlichkeit ein weites Feld zu öffnen schien, so kam der Vertrag zu Stande, indem ausdrücklich die Nichterfüllung jedes, nicht gegen menschliches Leben und Eigenthum gerichteten Befehls, mit um ein Jahr zu verlängernder Dienstzeit verpönt ward. So folgte Jakob seinem einstweiligen Herrn durch Holland, und gieng, mit zwei Kronen und der an sich tragenden Kleidung ausgerüstet, mit ihm unter Segel. Wie erfinderisch aber der Gebieter auch seyn mochte, die Willfährigkeit des auf die verfängliche Capitulation Angeworbenen auf Proben zu stellen, wie vielfältige Plackereien der brittische Stolz seiner Mitgesellen — die es dem holländischen Sumpfhüpfer nicht vergeben konnten, daß er noch freier als sie zu seyn begehre — über ihn verhängte: der gewandte und unermüdliche Jakob wußte sie theils zufrieden zu stellen, theils mit treffendem Eulenspiegel-Witz manchen gegen ihn gerichteten Bolzen in Wort oder That gegen seinen Schützen zurück zu lenken. So konnte ihm Niemand etwas anhaben, und in London, als dem Endpunkt seiner Dienstbarkeit, gieng er nicht nur frei und ledig von dannen, sondern nahm auch die Gunst des bisherigen Gebieters, wie der Kameraden, mit sich. — Obwohl es Courtois hartnäckig verweigert hatte, auf irgend eine Art von dem Mylord abhängig zu seyn, so versagte er es doch nicht, die gewohnten Dienste des Haarkräuselns ihm täglich zu leisten, und dabei, wenn es nur gehörig bezahlt ward, manchen guten oder schlechten Scherz sich gefallen zu lassen, auch gelegentlich zu erwiedern. Seine Herrlichkeit gedachten des närrischen Kauzes nebenher bei Bekannten, und da Höchstdero Frisur den Empfohlenen wirklich als einen seltenen Meister bekundete, so fehlte es den kunstfertigen Händen nie an Beschäftigung. Jakob kam in die Häuser vieler Vornehmen und Reichen, und bald wurde es ihm ein einträgliches Geschäft, die edlen Lords und Sirs mit passenden Dienern, diese aber mit Herrschaften gegen klingende Erkenntlichkeit zu versehen, wobei er sich so umsichtig und diensteifrig benahm, daß man sich stets wieder von Neuem an ihn wandte. Immer

mehr und mehr breitete sein Ruhm sich aus; bald wußte er die täglich wachsende Kundschaft nicht mehr zufrieden zu stellen, doch fand sein spekulativer Kopf Rath, und es grüßten, vom Meister Jakob herüber entboten, überseeische Kunstgenossen die gastliche Insel, und mußten, von diesem mit Reisegeld versehen und in Lehre und Pflicht genommen, Jahrelang um geringen Lohn ihm dienen. So war denn Courtois eigentlich der ruchlose Bilderstürmer in der ehrwürdigen Perücken-Ordnung, gegen den im Februar 1765, vor König George des Dritten Thron, von der wohlersamen Perückenmacher-Gilde in jener denkwürdigen Petition um Hülfe gerufen ward. Ihre brittische Majestät wurden darin ersucht, aus königlicher Machtvollkommenheit das Tragen des eigenen Haars zu verbieten, das, von fremden Artisten gestutzt, den inländischen Kunstfleiß hemme, der, wo er etwa noch von Patrioten in Anspruch genommen werde, sich doch auch zur Entheiligung des Sabbats durch Werkeltags-Geschäftigkeit verstehen müsse, welches Aergerniß einzig mit Perücken abzustellen sey. Zwar erwiederte der leutselige Georg: daß, wie ihm das Wohl aller seiner Unterthanen am Herzen liege, er auch die Wünsche der wohlachtbaren Gilde nach Kräften berücksichtigen werde. Zwar erschien der wackre Regent wirklich im Hause der Lords, wie bei der nächsten Capitel-Versammlung zu Windsor, mit einer gegen seine übrige Kleidung seltsam abstechenden ungeheuren Locken-Perücke: aber Courtois war nicht aus dem Felde zu schlagen, und indem durch jene, im feierlichen Zuge überreichte Bittschrift, die Sache in der weiten Königsstadt, wie im ganzen Lande erscholl, wurde es vollends Mode, sich von dem Hochberühmten, oder doch wenigstens von seinen Akademiciens kräuseln zu lassen, und trefflich wußte der unermüdlich Betriebsame die Umstände zu nutzen. Allgemach zwar gieng auch sein Glanz vorüber; er entschwand nach und nach den Blicken seiner Gönner, oder, in den wechselnden Verhältnissen des Lebens, sie vielmehr den seinigen. So vergiengen beinahe dreißig Jahre, als ihn das Geschick wieder mit Lord Harrel, seinem ersten Beschützer, zusammen führte.

(Fortsetzung folgt.)

Historisch-literarische Curiositäten.

In Paris ist eine Lebensbeschreibung Rossini's erschienen, in 2 Bänden. Mr. de Stendhal, der Biograph, führt seinen Heros den Lesern mit folgendem Pathos vor:

„Seit Napoleons Tode ist ein anderer Mann erschienen, der Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung in Moskau wie in Neapel, in Paris wie in Calcutta. Es ist Rossini! Der Ruhm dieses Mannes hat keine Grenzen, als die der civilisirten Welt; — und noch ist er nicht 32 Jahre alt."

Unsre Leser werden aus dieser Einleitung abnehmen, in welchem Sinne die Biographie verfaßt ist. Wir theilen ihnen hier einige Curiosa daraus mit.

Rossini, geboren 1792, zeichnete sich früh durch große musikalische Fertigkeit aus. Diese und seine schöne Figur verschafften ihm die Gunst der Damen, unter deren Leitung er 1810 zum erstenmal nach Venedig kam. Später, im Jahr 1813 machte er mit seinem für das dortige Carneval componirten Tancred solch' furore, daß von dem Nobile bis zu dem Gondoliere jeder Mund der singen konnte, das

Ti rivedrò, mi rivedrai etc.

wiederholte, und die Magistratspersonen selbst während der gerichtlichen Verhandlungen öfters genöthigt waren, der Versammlung das Singen von Ti revedrò, mi revedrai zu verbieten. Bis daher hatten die Damen der vornehmen Welt den jungen Künstler auf's eifrigste protegirt. Aber jetzt ließ der Undankbare sich durch die Reize der beliebten Buffasängerin M... von seinen hohen Gönnerinnen abziehen, und ein allgemeines Geschrei entstand in den Casino's gegen ihn *). Von Venedig ging Rossini nach Mayland, wo er für das Theater della Scala die opera buffa: la Pietra del Paragone componirte. Von da nach Bologna. Hier erschien eines Morgens frühe, in der kleinen Stube seines Wirthshauses, eine von seinen Mayländischen Geliebten, die ihren Mann, Kinder und Familie verlassen hatte, um ihm nachzuziehen. Kaum sind die ersten Momente des zärtlichen Wiedersehens vorüber, so tritt plötzlich auch die berühmte schöne Prinzessin C... (der Schmuck der Bologneßischen Damen) herein, um den Componisten zu besuchen. Rossini zieht sich schnell aus der Verlegenheit; singt eine Buffa-Aria, lacht und läßt beide im Stiche.

Von Bologna aus besuchte Rossini die bedeutendsten Städte Italiens, und componirte überall, wo ein Theater war, eine Oper. In einem Jahre componirte er fünf bis sechs **). Im Jahr 1814 begab er sich nach Neapel, und engagirte sich da auf mehrere Jahre, alljährlich zwei Opern zu fertigen. Manche Intriguen und Cabalen verfolgten ihn hier, aber der Künstler ertrug sie mit Lust und Laune, und ging als Sieger aus ihnen hervor. Sein erbittertster Feind bis auf den heutigen Tag ist Herr Barbaja geworden, dem er freilich einen sehr fatalen Streich spielte — nämlich seine Geliebte zu heirathen. Gegen Ende 1815 trat Rossini mit der Oper: Elisabeth auf. Doch um den Applaus des jungen Componisten und seine nachherigen Begebenheiten in Neapel zu verstehen, müssen wir wieder etwas in der Erzählung des Monf. de Stendhal zurückgehn.

König Ferdinand hatte neun Jahre in Sicilien geschmachtet, unter einem Volke, das ihn täglich mit Reden und Adressen über Parlamente, Finanzen, Gleichgewicht der Macht und dergleichen Allotria und Odiosa verfolgte. End-

---

*) Zehn Jahre später ging es ihm hier aber schlimmer. Er hatte sich für das Carneval 1823 zur Ausführung von zwei Opern verbindlich gemacht, und seine Gattin — Mad. Colbran — in solcher zu singen engagirt. Beide wurden beständig ausgezischt, ausgepocht und ausgelacht.

**) Den Tadel, welchen die strengen Kritiker von Bologna über seine musikalische Compositionen ergehen ließen, beantwortete Rossini mit folgenden Worten. „Ich stimme diesem Tadel bei, und ich würde alle diese Fehler selbst finden, wenn ich Zeit hätte, meine Manuscripte nochmals durchzulesen. Aber ich habe kaum 6 Wochen auf die Composition einer Oper zu verwenden. Im ersten Monat amusire ich mich selber; denn wenn ich mich jetzt, in meiner Jugend und in der Periode meines Ruhms nicht amusire, wann soll es denn geschehen? Etwa wenn ich alt und melancholisch werde? So geht es bis zu den letzten vierzehn Tagen. Dann schreib ich jeden Morgen ein Duett oder eine Arie die den Abend probirt wird. Wie ist es möglich, daß ich da einen Fehler im Accompagnement bemerke?"

lich kehrt er nach Neapel zurück, und siehe, eine der höchsten Zierden seiner Hauptstadt, das prächtige Theatro S. Carlo, brennt in einer Nacht ab. Daß dieser Verlust dem König sehr schmerzlich seyn mußte, ist natürlich. In seiner Verzweiflung trat Herr Barbaja zu ihm und sprach: „Ew. Majestät, in neun Monaten will ich das Gebäude wieder aufbauen, welches gestern ein Raub der Flammen geworden ist, und es soll schöner seyn, als das abgebrannte." Der König hielt den Wundermann bei'm Wort, und von dem Augenblicke war Herr Barbaja der erste Mann im Königreiche beider Sicilien. Er war der Protector der Signora Colbran (jetzt Signora Rossini), der prima Donna seiner Oper, die über ihn lachte und ihn beherrschte. Seit 1806 war die Colbran eine der größten Sopransängerinnen von Europa, aber von 1815 an ward ihre Stimme schwächer und sie fing an zu detoniren. Niemand wagte indeß das in Neapel laut auszusprechen, und so mußten die Neapolitaner von 1815 bis 1821 sich in ihrem Hauptvergnügen durch eine ruinirte Stimme stören lassen, ohne sich einmal darüber beklagen zu dürfen.

Als Rossini nach Neapel kam, bemühte er sich um die Gunst der prima Donna. Denn ohne ihr zu gefallen, darf ein Componist nicht leicht hoffen, dem Publicum zu gefallen. Dazu kam, daß die Colbran den Hrn. Barbaja unumschränkt beherrschte. Ihre Stimme war prachtvoll, wie ihre Figur, aber es fehlte ihr der Zauber des Pathetischen. Rossini bemühte sich, ihr Gelegenheit zu geben, ihre Stimme auf eine sehr angemessene Weise geltend zu machen. Aber ihre Stimme wurde immer schwächer und schwächer, und die Protection des Königs und des Hrn. Barbaja gerieth in Gefahr, an dem Unwillen des theaterlustigen Publikums zu scheitern. Man will wissen, daß jene Theaterprotection den Neapolitanern drückender erschien, als alles, was man durch die spanische Constitution im Jahre 1820 abzuschütteln versuchte; ja Mons. de Stendhal geht so weit, zu behaupten, daß eine Revolution, welche die Colbran damals von dem Theater entfernt hätte, den allgemeinen Wünschen der Neapolitaner entsprechender gewesen wäre, als die Proclamation der spanischen Constitution.

Rossini wurde bald ein treuer Anbeter der Colbran, und dieses Verhältniß soll ungünstig auf seine Compositionen gewirkt haben, die nun anfingen, von der Stimme seiner Gebieterin abhängig zu werden. Diese drang in ihn, solche Stücke zu schreiben, deren Vortrag ihrer Kehle zusagte, und auf diese Weise — sagt Mons. de Stendhal ganz naiv — verirrete sich Rossini zuweilen in die deutsche Harmonie und entfernte sich allmälig von dem wahren dramatischen Ausdruck.

Von Neapel ging Rossini nach Rom und schrieb für das Carneval 1816 Torvaldo e Dorliska und den Barbiere di Seviglia. Hierauf erschien er wieder in Neapel und ließ dort die Gazetta und den Otello aufführen. Dann gab er in Rom die Cenerentola, und in Mailand die Gazza ladra. Kaum nach Neapel zurückgekehrt, brachte er die Armida auf die Bühne; aber das Publikum dieser Hauptstadt wagte es endlich bei der Aufführung dieser neuen Oper seinen lange verbissenen Unwillen über die Stimme der prima Donna laut werden zu lassen, und die Armida machte deswegen kein Glück. Rossini, pikirt darüber, wahrscheinlich mehr der Sängerin als des Stücks wegen, schlug nun einen andern Weg ein, und wollte die Wirkung seiner neuen Compositionen nicht mehr, wie bisher, von den Stimmen der Sänger und Sängerinnen allein abhängig machen. „Nach dem Beispiele der Deutschen" versuchte er, was durch die Harmonie der Instrumentalbegleitung zu erreichen sey und schuf mit diesem Bestreben den Moïse, dessen Beifall ungetheilt war. Die Oper wurde im Neapel im Jahr 1818 zum ersten Male aufgeführt. Mit jedem Musikstück stieg der Enthusiasmus des Publikums. Nur das rothe Meer verunglückte durch die Schuld des Maschinisten und erregte eine allgemeine Störung.

In Beziehung auf die Composition dieser Oper erzählte Mons. de Stendhal folgende Anekdote: Den Tag vor der Aufführung des Moïse gegen Mittag, als Rossini, wie gewöhnlich, sich noch im Bette ausdehnte, umgeben von einem Kreise seiner Freunde und Bekannten, trat plötzlich der Dichter Totola, der Verfasser des Operntextes, triumphirend und ohne einen von der Gesellschaft zu grüßen, herein und rief aus: Maestro, Maestro, ich habe den dritten Akt gerettet! — „Was Teufel;" fragt Rossini erstaunt, „was kannst du für den dritten Akt gethan haben, mein armer Freund?" — „Maestro, ich habe noch ein Gebet der Hebräer vor dem Durchgang durch das rothe Meer angebracht. Hier, Maestro, ist die Stelle, ich habe sie in einer Stunde geschrieben." — „In einer Stunde?" fragt Rossini. — „Ja, Signor Maestro, in einer Stunde. — „Gut," fährt der Componist fort, „wenn du die Stelle in einer Stunde geschrieben hast, so will ich sie in einer Viertelstunde componiren." — Gesagt, gethan: er springt aus dem Bette und componirt das Gebet in acht oder zehn Minuten, ohne ein Instrument zu Hülfe zu nehmen, und während seine Freunde ihr Gespräch, ohne Rücksicht auf seine Arbeit, fortsetzen müssen. Und gerade der Effect dieses Gebets bei der Aufführung des folgenden Tages war ohne Grenzen.

Ueber die ungeheure Wirkung dieser Composition äusserte sich der berühmte Arzt Cottugno in Neapel sehr auffallend. Er nannte den Rossini einen Mörder; denn er selbst könne mehr als vierzig Beispiele von convulsivischen Anfällen und Gehirnkrankheiten anführen, welche zartfühlende Frauenzimmer blos durch die Anhörung des Gebets am rothen Meere bekommen hätten.

Rossini wurde in Paris vornämlich durch seinen Barbiere di Seviglia bekannt und beliebt. Mons. de Stendhal klagt jedoch über die schlechte Aufführung der Rossini'schen Musik in den französischen Theatern. Das Orchester kann kein Rossini'sches Crescendo ausführen, der Gesang ist zu kalt. Kein Wunder! denn wer kann es dem Enthusiasmus des Mons. de Stendhal gleich thun? Er kündigt allen seinen Landsleuten zugleich Krieg an; er gibt sie, hinsichtlich ihrer musikalischen Empfänglichkeit, auf, weil sie nicht ihre ganz alte Opernmusik zum Teufel geworfen haben, sobald sie einen Ton der Rossini'schen Compositionen gehört. „Es ist außer Zweifel," sagt Mons. de Stendal, „daß Rossini in drei Tagen eine Oper für das Theater Feydeau schreiben könnte, welche alle französische, komische Opernmusik auf immer zum Schweigen bringen würde." Nun ist er in Paris gewesen — aber, wie Mons. de Stendhal meynt, haben die Franzosen ihn weder gehörig verstanden und von ihm Musik gelernt, noch auch ihn gehörig vergöttert. Am Ende aber freut sich unser En-

thusiast, daß sein musikalischer Napoleon sich nicht in Frankreich festgesetzt hat. Denn, so raisonirt er, Rossini würde zwar in Paris ein ungeheures Vermögen zusammenhäufen können, aber bei längerem Aufenthalte unter uns wäre zu fürchten, daß dieses Genie endlich zu einem gewöhnlichen Menschen würde. Er würde zwar dreimal soviel Kreuze anzuhängen bekommen, als er jetzt hat, aber seine Laune, seine Fröhlichkeit, sein Genius würden erliegen.

Gegen England deklamirt der Rossini'sche Enthusiast nicht minder und weissagt dem dahin abreisenden Componisten wenig Heil in diesem Lande. Hoffentlich wird jedoch Mons. de Stendhal sich mit den Engländern, sowohl dem Hofe als dem Volke versöhnen, wenn er in den Zeitungen von den Auszeichnungen liest, welche der König von England seinem Heros hat angedeihen lassen, und von den 2000 Pf. Sterling, welche eine Tischgesellschaft von Parlamentsgliedern demselben für das Vortragen einer Arie aus Otello geschenkt hat. Aber mit Berton in Paris hat er einen wüthenden Federkrieg angefangen, weil dieser, in einer Parallele dieses Componisten mit Mozart, den musikalischen Napoleon wegen seiner charakterlosen Nachlässigkeit, unterliegen ließ.

Theatersachen.

(Folgende zwei Aufsätze sind uns zur Einrückung in die Iris eingesendet worden.)

Die Nummer 302 des Morgenblattes von vorigem Jahr enthält einen Correspondenzartikel aus London, welchen wir im Auszuge und von ein Paar Noten begleitet hier mittheilen, weil er sich über einen Gegenstand, der auch hier einmal besprochen werden dürfte, sehr verständig ausläßt.

„Die Kritiken über Don Juan [1]), welche ich in den hiesigen Zeitungen las, machten mich zuerst auf die Art und Weise aufmerksam, wie man im Allgemeinen hier kunstrichtert. Jede Zeitung muß Tag für Tag ihre Theaterartikel liefern; die Redaktoren danken gewöhnlich dem Himmel, wenn sie mit ihren Politicis im Reinen sind und haben weder Lust noch Zeit, die Theater zu besuchen, wenigstens nicht in der Absicht, Kritiken zu schreiben. Da übernehmen denn arme junge Leute (gewöhnlich Irländer [2]), wie ich höre) für ein spärliches Honorar die Rolle der Kritiker und schreiben etwas weniges [3]) in's Blaue hinein. Des Lobens ist kein Ende; als ob der verständige Künstler sich an unverständigem Lob erfreuen könne! Wo Tadel ausgesprochen wird, fließt die Quelle gewöhnlich sehr unklar [4]); von einem tief eindringenden Studium in die schwierige Kunst der Schauspieler ist keine Rede. Ein Künstler, der Jahre hinbringt, um einen Charakter von Shakespeare sich genügend aufzufassen und darzustellen (das ist der Fall bei Hrn. Charles Kemble) muß es schmerzlich fühlen, wenn der krittische Delettant mit aller Anmaßung der Jugend und Unkunde von dem Dreyfuße seine Orakel in alle Welt auxposaunt und durch sein we percieve, wn fear, we wish eine Stimme für die Stimme des Publikums abgibt, während das arme Ich überall heraus schaut. Sehr oft sollen den Tadel Persönlichkeiten, das Lob aber Bestechungen jeder Art leiten. Dieß ist in London um so niederschlagender für den Künstler, da die Zeitungen für die Mittelklasse der Bewohner eine Autorität haben, gegen die keine andere aufkömmt. Ich habe oft gehört, daß zwei oder mehrere Personen ihr Urtheil über einen Schauspieler, wenn sie nicht übereinstimmend dachten, suspendirten und der Zeitung des nächsten Morgens gerade zu den Ausspruch überließen. Zur großen Schmach der Zeitungen, von denen hier geredet worden, ist das sogenannte Pfenningsblatt (Theaterzettel und kurze Kritik der am vorigen Tage aufgeführten Stücke) allgemein als das gelesenste betrachtet, was in dieser Beziehung erscheint. Das hiesige Theaterpublikum ist ein sehr achtungswerthes und (wenn man die Tage ausnimmt, an denen die Gallerien sehr laut zu seyn pflegen) ruhiges Publikum. Das Lob, welches es seinen Lieblingen spendet, ist zuweilen nicht gut angebracht, aber der Tadel, den es ausspricht, immer sehr gerecht und mild [5]). Ungezogene Zischer oder Ruhestörer hinauszuschaffen, sind immer Leute bereit und im Nu ist eine solche Scene abgemacht."

Wem drängt sich nicht bei Lesung dieses Artikels unwillkührlich der Gedanke auf, daß im Punkte der theatralischen Klatschereyen, das kleine Frankfurt dem großen London sehr ähnlich ist.

1) Nicht Mozarts Oper, sondern eine abentheuerliche Production: „Don Juan in London."
2) Bei uns sind's auch zum öftern Irländer.
3) Bei uns etwas vieles.
4) Ist auch bei uns nicht selten der Fall.
5) Was das betrifft, so konnten wir uns, wie weiland Napoleon die Genfer, die Engländer des Continents nennen.

Am Montag den 2. Februar erfreute uns Herr Thieme in seiner Darstellung als Otto von Wittelsbach recht sehr; seine Leistung war ganz vortrefflich, wohl durchdacht und gut ausgeführt und erregte die allgemeine Zufriedenheit des Publikums, welches sich laut in den Beifallsbezeugungen einzelner Scenen sowohl, als auch durch das einstimmige Hervorrufen am Schlusse des Stücks, verkündete. Sehr beschämt mußte der unzeitige Federheld da gestanden haben, wenn er gerade der Vorstellung beigewohnt, der in der Didaskalia Nro. 32 in seinem unreifen, mehr aus einem Kindes- als männlichen Kopfe entsprungenen Urtheile, Herrn Thieme Begeisterung, richtiges Gefühl und treffende Beurtheilungskraft abspricht, auch sogar ihm den Wohlklang seines Organs raubt, den er in der Darstellung als Otto, nach nur einigermaßen geminderten Catarrh womit er von der Reise befallen war, vernehmen ließ; und es zeigt von sehr verschrobenem Verstande und gänzlichem Mangel der so nothwendigen Humanität, wenn man einem Künstler das Gute was er besitzt, absprechen und Unwahrheiten, blos weil sie auf einseitiger oft schiefer individueller Ansicht beruhen, nachsagen will. Einem solchen beschränkten Kopfe mögte man zurufen: kennst du nicht das Sprichwort: Vita brevis, ars longa. Schon in diesen wenigen Worten mag er seine Zurechtweisung finden. Et nunc sapienti sat. —

Jodocus Jocosus,
ein Freund der Wahrheit, und kein sogenannter Kritiker vulgo Berichter.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 12. Sonntag, 8. Februar 1824.

Der Weise.

Ein Mann in sich, ein Gott in seiner Stärke
Steht der Mann,
Und baut sich über alle Riesenberge
Seiner schönen Werke
Himmelan
Des Ruhmes Sternenbahn.

Frey schafft sein Geist, frey seine Thaten walten —
Pflicht und Stand
Und Kunst und Recht in ewigen Gestalten
Ihren Cyclus halten,
Treuerkannt
In Wahrheit und Verstand.

Ihm trotzt kein Sturm, sein Ruder lenkt der Glaube,
Gott und Lohn,
Nicht blinder Lust, nicht schnöder Gier zum Raube,
Seinem Erdenstaube
Trotz und Hohn
Ein größ'rer Erdensohn.

Sein Geist, das Sonnenlicht für unsre Nächte
Warm und klar,
Sein Herz, das treue Siegel uns'rer Rechte,
Impuls höh'rer Mächte,
Ernst und wahr
Der Tugend offenbar.

Ein Mann in sich, ein Gott in seiner Stärke
Steht der Mann,
Und baut sich über alle Riesenberge
Seiner schönen Werke
Himmelan
Des Ruhmes Sternenbahn.

Die Familie Courtois.

(Fortsetzung.)

Einige im Geschäfts-Verkehr an sich gebrachte Aktien der Englisch-Ostindischen Compagnie veranlaßten den in seinen Vermögens-Umständen sehr zurückgekommenen Lord, bei den Berathungen dieser politisch-merkantilischen Körperschaft zugegen zu seyn, und hier war es, wo er mit dem ehemaligen Schützling zusammentraf. Mit aller Geschmeidigkeit früherer Jahre bückte sich Jacob vor dem, ihn sogleich wieder erkennenden, und mit rohem Witz gegen ihn ausfallenden Harrel, und da dessen Frisur sich in dem wogenden Gedränge häßlich verschoben hatte, folgte er ihm unverzüglich in ein Neben-Kabinet, dem vormaligen Gönner mit flinker Gelenkigkeit die gefoderten alten Dienste zu leisten. Auch die vornehm hingeworfene Frage nach seinem Ergehen erwiederte er, daß, obwohl sein eigentliches Gewerbe von ihm aufgegeben, er sich doch ehrlich durchbringe und sein Erübrigtes bei der Compagnie untergebracht habe. Das Geschäft war vollendet; der Künstler schätzte, aufgefodert, selbst sein Werk ab, und die hohe Taxe einigermaßen bei dem Lord entschuldigend, führte er diesem zu Gemüthe, wie ja Ort und Bedürfniß den Preis jeder Sache steigere, und daß, wofern er nicht in Bereitwilligkeit zur Hand gewesen, Seine Herrlichkeit auch den nach einem anderen Artisten zu sendenden Boten hätten bezahlen müssen. Nach einigen plumpen Scherzen, die er ruhig über sich ergehen ließ, zahlte Harrel, und man kehrte in die Versammlung zurück. Wer aber beschreibt Milords Erstaunen, als ihm bei der nun beginnenden Berathung — wo bekanntlich Jedermann nur nach dem mehr oder mindern Betrag seiner Aktien mitzureden hat — Sir James Courtois als eines der bedeutendsten Mitglieder der Gesellschaft erschien, der, trotz aller sonstigen Gefügigkeit, doch den Umfang seiner Stimme mit Nachdruck und Umsicht geltend zu machen wußte. Von jeher hatte Lord Harrel etwas auf Stimmen gegeben, was Wunder also, daß er, diese vortrefliche Eigenschaft an dem Haarkünstler gewahrend, die Saiten seiner vornehmen Rohheit unverzüglich herab-

stimmte, um wo möglich seiner eignen Stimme, in Betreff eines Darlehns, geneigtes Gehör und eine wohllautende Antwort zu verschaffen. Alle Herablassung aber war umsonst und der geschmeidige Courtois in diesem Punkte von unüberwindlicher Zähheit. Wie hätte er, dem sein Mammon Alles war, es vermocht, sich des kleinsten Theils davon zu entäußern? Er, der des kleinsten Theils halber die größten Entbehrungen ertrug! Eine überaus rechtliche Gerichts-Person, welche sein Vertrauen in ziemlich hohem Grade besaß, hatte ihn, da er, so weit es einem Geizigen möglich ist, seiner Verwandten mit Theilnahme zu gedenken schien, oftmals aufgefodert, bei seinen öftern Krankheits-Anfällen eine letztwillige Verfügung zu treffen, und ihn wirklich dazu bewogen, nachdem der Sachwalter vorher schriftlich erklärt: für die Aufnahme des Instruments jetzt nichts zu begehren, und die Gebühren, als Vollstrecker des Testaments, nicht von der Nachlaß-Masse, sondern von jedem Einzelnen der Erb-Interessenten zu entnehmen. Nicht ohne große Mühe von Seiten des wackern Motherbys war die Sache so weit gediehen; kaum aber hatte Courtois seine Verwandten genannt und jener diktirte dem Protokoll-Führer: „setze ich zu Erben meines gesammten Nachlasses ein," da war der Erblassende Mammons-Knecht durch nichts zu bewegen, der Verhandlung ihren Fortgang zu lassen; er lief, ohne dieselbe zu vollziehn, in Angst und Furcht eiligst davon. Dem Tode konnte er aber doch nicht entlaufen: ja vielleicht mit durch die heftige Bewegung veranlaßt, ereilte ihn dieser unerbittliche Feind wenige Tage nachher, und die Lage, in welcher man den ausgemergelten Körper fand, ließ vermuthen, daß er weniger der Krankheit, als der gänzlichen Verlassenheit von menschlicher Hülfe unterlegen sey. Das Vermögen Courtois betrug gegen 200,000 Pf. Sterling: der wackre Motherby wurde von der Regierung mit der Regulirung des Nachlasses beauftragt, und da sich dessen Sohn eben auf einer Reise in Holland befand, so ward dem jungen Manne aufgetragen, die Verwandten des Erblassers auszuforschen. Folgende Thatsachen sind aus dem Berichte Sir William's an seinen Vater:

„In dem volkreichen Amsterdam habe ich den Bruder des Verstorbenen endlich ausgemittelt, und begab mich sogleich zu ihm. Peter Courtois ist ein Pfeifen-Drechsler; ich fand ihn in einem engen kleinen Raume — der zugleich als Werk- und Wohnstätte diente — beschäftigt; einen übergroßen Mann von mächtigem Umfange. Das breite Gesicht glänzte von Wohlbehagen und Selbstgefälligkeit, und indem mir die kleinen Augen einen halben Gruß zublinzelten, blieb die Mütze unverrückt auf ihrem Sitze, der Körper in gleichförmiger Bewegung bei der Arbeit und mir überlassen, mein Gewerbe anzubringen. Auf die Aeußerungen, daß ich Kunde von dem in langer Abwesenheit wohl halb verschollenen Bruder bringe, ward mir ein beinahe tonloses, gleichgültiges: „So?" Bei weiterem Fragen konnte ich aus den einsylbigen Antworten abnehmen, daß der Verstorbene doch von Zeit zu Zeit durch rückreisende Landsleute Nachricht von sich und seinem körperlichen Ergehen gegeben. Mag man es eitel nennen: aber seit Jahren unablässig mit den großen Heroen der Beredsamkeit beschäftigt, kam es mir in den Sinn, meine Rhetorik an dieser starren Masse zu prüfen. Wie kunst- und regelrecht ich aber den Schreck über ihn herbeizuführen strebte, auch die Nachricht vom Tode des einzigen Bruders vermochte ihm nur ein dem früheren gleichmäßiges „So" zu entlocken: und ob ich, der ich meinen Mann absichtlich bei der Meynung von den beschränkten Vermögens-Umständen des Verstorbenen gelassen, ihn nun noch so plötzlich mit der Fülle des Reichthums überschüttete, mit dem „So" hatte es ein für alle Mal sein Bewenden, und wie die Grundfesten der Erde schienen die Züge dieses Fleisch- und Fett-Kolosses unbeweglich.

Eine Frau und zwei junge Bursche hatten sich, so weit es die Breite des wortkargen Meister erlaubte, doch mit theilnehmender Neugier hervorgeschoben und äußerten, als Frau und Kinder desselben, obwohl sie den ihnen zugefallenen Reichthum nur nachzulallen, keineswegs aber zu fassen vermochten, doch ein freudiges Erstaunen darüber; Peter aber sprach mit dem Gleichmuth eines Stoikers: „Hat uns je etwas gefehlt? Was kann der Mensch mehr thun, als — sich satt essen? Mehr oder minder gut freilich, doch ließ ich mir nie etwas abgehen." Hier kam die geschäftige Hand zum ersten Male aus ihrer gleichmäßigen Bewegung, indem sie der Meister, beweisführend, über den Schmeerbauch hingleiten ließ, und von dem anhaltenden Reden erschöpft schien. „Was mir zufällt, ist Ueberfluß, und kömmt nur denen zu Gute!" — so unterbrach er nochmals, mit den gleichgültigsten Blikken auf Frau und Kinder deutend, meine Rede. Ich hatte nun genug, und erkundigte mich nach den beiden Schwestern. „Ursel ist unter dem Namen Frau van der Cleev in der Oranien-Straße Nro. 27 zu erfragen!" erwiederte er mürrisch, ohne von seiner Arbeit aufzusehen und das erhöhte Geräusch, womit er dieselbe betrieb, gab mir zu verstehen, daß ich ihn fortan mit Fragen nicht weiter belästigen, und an dem bezeichneten Ort weitere Kunde einziehen möchte. Ich fand das bei Peter Courtois schon in der Ordnung und wollte mich, der stummberedten Anweisung Folge leistend, so eben empfehlen, als sich die Meisterin bei dem dicken Eheherrn vorbei zu mir hindrängte, mich mit widerlicher Freundlichkeit versichernd: in der That keine bessere Auskunft über die Frau Schwägerin geben zu können, indem diese sich viel zu hoch halte, um mit Keesen — Spitzhunden, ein Ekelname, womit in damaliger Zeit die Parthei des Erbstatthalters, die Anti-Oranier, oder Staatsgesinnte, verhöhnte — zu

verkehren. Ich stutzte; war es zu denken, daß ein Peter Courtois sich um politische Händel kümmern sollte? Auch riß er mich bald aus allem Zweifel, indem er behaglich über die errungene Lebens-Weisheit in sich hinein murmelte: „Ja, ächte Keesen, die sich weder um die Oranier, noch den Staat scheren, wenn sie nur zu fressen haben!“ — Während der Zeit schwatzte das Weib weiter von dem Hochmuth der Schwägerin, dem es gar gut geglückt. Van der Cleev sey zwar nur ein Abentheurer; aber als lauter Schreier der Oranischen Parthei jetzt, wo die sich von den Patrioten beleidigt wähnende Erbstatthalterin den Schutz Friedrich Wilhelm des Zweiten, ihres Bruders, angerufen, und mit Hülfe seiner 25,000 Preußen die Herrscher-Gewalt des Hauses Oranien mehr als je befestigt sey, gelegentlich zu Ehre und Ansehn gekommen. „Sonderliches ist freilich nicht dahinter,“ fuhr die Geschwätzige fort; „der lange Titel hallt nur in den hohlen Magen der Leute so gewaltig wieder; doch wird dem Abentheurer die Erbschaft des werthen Seligen wohl recht gut zu statten kommen, eben wie Marien, der anderen Schwester: die hat sich nach Enkhuysen an einen armen Schlucker von Maler verheirathet, der ihr während der Ehe noch gar erblindet; nun jetzt können sie's schon mit ansehen!“ — „Wenn sie während der Zeit nicht verhungert sind,“ brummte Peter gleichmüthig dazwischen, und empört eilte ich, von den herzlosen Menschen fortzukommen. Zwar ein theilnehmendes oder dankbares Herz sollte ich auch nicht finden bei Frau van der Cleev, wo mich hohle Vornehmheit empfing, wo man trotz der Gier, mit der die Erbschafts-Nachricht aufgenommen ward, doch nur ein verlegenes Erröthen für den Bruder hatte, und ihn, so weit es thunlich war, unerwähnt ließ. Zwar wußte der Gemahl der Dame, als ein durch Weltverkehr und Faktions-Leben ausgeprägter Geschäftsmann, 66,000 Pf. St. schon genugsam zu würdigen, um dem Erblasser das einstmalige Handwerk zu verzeihen, und ihn für ein eminentes Handlungs-Genie und einen der ersten Negozianten, die je gelebt, zu erklären. Bei dem Klang dieser Namen hoben sich die Blicke der zärtlichen Schwester allgemach freier, senkten sich aber sogleich in höher erglühender Schaam und Verlegenheit vor einer Pantomime, welche zwei gespreizte, überzeitigte Buben, ihre Söhne, anscheinend einen Puderquast handhabend, hinter dem Rücken des Vaters ausführten. Ich eilte, um sie dieses unangenehmen Gefühls zu überheben, so schnell als möglich von dannen. Die Familie Courtois erschien mir nun bereits so originell, daß ich auch ohne besonderen Auftrag den Weg nach Enkhuysen nicht gescheut haben würde; doch hatte ich, angelangt in diesem Städchen, einige Mühe, die Familie Hoogstraten auszuforschen.

(Schluß folgt.)

Charade.

Die Erste bildet mit Begeisterung,
Wem üppig die Natur verlieh das Ganze;
Sie zeigt den mächtigen Ideenschwung,
Des Menschen Geist in seinem schönsten Glanze:
Sie ist die Blume auf des Wissens Flur,
Die das Gemüth beweget und erfreuet,
Und unter Völkern geistiger Cultur
Zum Werke der Unsterblichkeit gedeihet.

Die Zweyte mag den leichten Kindersinn
Durch ihre Unbedeutsamkeit ergetzen,
Doch hält ein reifer Mann sie für Gewinn,
Wird kein Vertrau'n man in sein Ganzes setzen.
Denn dieses ist's, was geistig uns erhellt,
Den Menschen in der Weisheit Tiefen leitet,
Ihn über jedes Erdenwesen stellt,
Und auf den Adel seiner Abkunft deutet.

Auflösung der Charade in Nro. 10.
Reinhold.

Mancherlei.

Als die Stadt Sheffield wegen Stahlarbeit anfing einigen Ruf zu erlangen, ward daselbst unter andern ein sehr kunstvoll gearbeitetes Messer verfertigt, mancherlei Instrumente enthaltend, und mit der größten Sorgfalt vollendet; dies ward den Messerschmieden in London zum Geschenk gesandt. — Eine der Klingen enthielt folgende Inschrift:

„Mich fertigten Sheffield's Messerschmiedegesellen,
London versuch's ein Gleiches aufzustellen!“ —

Worauf die Londoner Messerschmiede zum Beweise, daß sie ihren nördlichen Amtsbrüdern keineswegs in Geschicklichkeit nachständen, ein ganz einfaches Federmesser verfertigten, in dessen wohlgehärteter Klinge sich ein kleines Behältniß befand, in welchem ein unversengter Strohhalm verborgen lag! — Eine Inschrift auf der Klinge deutete diesen sonderbaren Schatz an, und bewog die Empfänger die Klinge zu zerbrechen, worin sie den Strohhalm fanden; und unfähig zu ergründen, wie dies bewerkstelligt und nachzumachen sey, erklärten sie sich in Hinsicht der Geschicklichkeit von den Londoner Schmieden übertroffen.

Ludwig der VII. von Frankreich hatte 3500 Champagnarden verbrennen lassen, welche sich in die Kirche von Vitry geflüchtet. Er empfand später darüber Gewissensbisse, und wollte sich von Pierre Lombard, dem Bischof von Paris nicht anders als durch Auflegung einer Buße beruhigen lassen. Der Bischof legte ihm zur Buße auf, sich den Bart scheeren zu lassen; und verrichtete diese Handlung selbst an ihm. Alles ging gut, und Ludwig hörte auf, Gewissensbisse zu haben. Aber — Eleonore von Guyenne,

die Königin, konnte kein geschornes Kinn leiden. Sie vermocht' es nicht mehr, Ludwig zu lieben, ließ sich scheiden, (1152) und heirathete Heinrich, Herzog von der Normandie, der bald darauf König von England ward, Frankreich mit Krieg überzog, und vermittelst der vielen Besitzthümer seiner Gemahlin daselbst, leicht im Stande war, zu siegen. Bekanntlich endigte dieser lange Krieg erst unter Karl VII. und mit Hülfe der Jungfrau von Orleans (1451).

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Sonntag den 31. Januar. **Die Schuld**, Trspl. in 4. Abthl. in freien Versen v. Müllner. Diese, anfangs aufs höchste gepriesene, später aufs schärfste getadelte Tragödie Müllners, findet hier kein Gefallen, und erscheint daher seit mehreren Jahren nur dann auf unserer Bühne, wenn ein Gastspieler dazu die Veranlassung gibt. Heute trat Hr. Thieme, als Oerindur darin auf, aber er vermochte, so wenig, als die übrigen Mitspielenden, uns ein Interesse für die Vorstellung abzugewinnen.

Sonntag den 1. Februar. **Die falsche Catalani**, Posse mit Gesang in 2 Abthl. v. Bäuerle, Musik v. Schuster. Hr. Blumenfeld spielte als Gast den Lustig.

Montag den 2. (zum Vortheil des Hrn. Thieme): **Otto von Wittelsbach**, Trspl. in 5 Abthl. v. Babo. Der biedere, treue und offne Charakter des Otto von Wittelsbach, trat in dem Spiele des Herrn Thieme recht kräftig hervor und es entging uns nicht sein schönes Bestreben, diesen Charakter in einem seinen frühern Leistungen entgegengesetzten Geiste zu geben; denn wenn auch Hr. Thieme in den Verstragödien unbezweifelt einer falschen Manier huldigte, so war er doch heute ganz der kräftige Tragiker der ächten Schule. Der unbehülfliche Stelzengang, womit wir ihn in den Verschränkungen der rhythmischen Sprache zuweilen einherschreiten sahen, ward hier zu einer freien und natürlichern Bewegung auf dem Kothurn. — Freilich erfordert die Freiheit, welche unsre Litteratur in dramatischen Werken ausübt, daß ein Künstler, um alle Charaktere derselben genügend darzustellen, eine doppelseitige Ausbildung des Vortrags, der gebundenen und ungebundenen Rede, in gleichem Maaße besitze. Der Gast erndtete allgemeinen Beifall und ward am Schluß hervorgerufen.

Dienstag den 3. **Die eifersüchtige Frau**, Lustsp. in 2 Akt. v. Kotzebue. (Regierungsrath Uhlen: Hr. Thieme). Hierauf: **Der Schiffbruch**, Lustsp. in 1 Akt, von Steigentesch. Zum Beschluß: **Das war ich!** ländliche Scene, von Hutt. (Der Pachter: Herr Thieme.)

Die Leistung des Herrn Thieme im ersten Lustsp. war reich an fein komischen Zügen und frei von Uebertreibung. Herr Henkel, von dem wir früher diese Rolle sahen, verdankte den lärmenden Beifall, den er darin erhielt, größtentheils einem grell aufgetragenen Spiele. Bei dem kleinen Publikum fand die Mäßigung des Hrn. Thieme die gerechteste Anerkennung. Die letzte Gastrolle, den Pachter in: Das war ich! gab derselbe ebenfalls mit allgemeinen Beifall; wenn gleich sein Spiel im Vergleich mit dem unserer Lindner zurücksteht.

Wir können nicht umhin, hier unser Bedauern auszudrücken, daß ein so braver Künstler, wie Herr Thieme, nicht der Unsrige wird. Ihm wäre es gewiß gelungen, in unseren Schauspielern an der Stelle mit Erfolg zu wirken, deren unzulängliche Besetzung, allen lobenswerthen Bestrebungen unseres Künstlervereins zu einem schönen Ganzen, den größten Eintrag thut. Sollten denn die vielen fruchtlosen Versuche, das Fach, welches Hr. Henkel begleitete, genügend zu besetzen, nicht gelehrt haben, wie selten gute Schauspieler, und wie wenig ein gutes Repertoir, durch solche immerwährende Proben mit wenig versprechenden Anfängern zu erhalten ist?

Was das Lustsp. **Der Schiffbruch** betrifft, so ist es nicht genug zu loben, daß man ältere Lustspiele, die so reich an origineller Charakterzeichnung, so natürlich in der Intrigue, und so vortrefflich dialogisirt sind, wieder hervor sucht, sey es auch nur um die Kunst der Schauspieler frisch zu erhalten; denn in der Flut von neuern seichten und charakterlosen Original-Lustspielen und schlechten Uebersetzungen wird sie untergehen. Hr. Otto gab den trocknen Seemann Jacob Waller in einem hohen Grade von Vorzüglichkeit, wie denn sein Spiel immer in Rollen der Art schwer zu erreichen seyn wird. Auch Hr. Leisring spielte brav, ganz im Geiste des ächten Lustspiels, das keine Uebertreibung erleidet; nur hatte er für einen alten Seemann eine zu unkräftige Haltung. Hr. Düpree (Fritz Waller) und Mad. Ellmenreich (Fr. v. Werden) hielten ihr Spiel fern von Carricatur und sind deshalb zu loben. Die übrigen kleinen Rollen waren gut besetzt.

Mittwoch den 4. **Die gebesserte Eigensinnige**, Oper in 2 Abthl. Musik v. Martin.

Donnerstag den 5. **Der Haupttreffer in der Güterlotterie**, Lstspl. im 4 Abthl. von J. v. Weissenthurn: Hierauf: **Der kleine Matrose**, Oper in 1 Abthl. Musik v. Gaveaux.

Theater-Anzeige.

Montag den 9. Februar. (Zum Vortheil des Hrn. Blumenfeld): Die falsche Catalani, Posse mit Gesang.
Dienstag den 10. Die Zauberflöte, Oper.
Mittwoch den 11. Die Schwestern aus Prag, Oper. (Johann: Herr Blumenfeld).
Donnerstag den 12. U. A. w. g., Lustsp. Hierauf: Der Wollmarkt, Lustsp.
Samstag den 14. Der Unbekannte, Drama. Hierauf: Der Schiffbruch, Lustsp.
Sonntag den 15. Ferdinand Cortez, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 13. Donnerstag, 12. Februar 1824.

Altes Lied von Ulrich von Lichtenstein.

Wo ein Weib nicht fröhlich machen
Kann den herzgeliebten Mann,
Durch ihr Kosen durch ihr Lachen:
Da die Freude gar zerrann.
Freut ihn nicht ihr süßes Kosen,
Nimmer freuen ihn des Maien Rosen.

Ich bin froh von einer Rosen,
Die kann sprechen süßes Wort;
Und ihr lieblich freudig Kosen
Ist mir hoher Freuden Pfort'.
Mit dem kleinen rothen Munde
Zieht sie mir Trauer wohl aus Herzensgrunde.

Seht, so wie die Biene Süße
Aus den Blumen ziehen kann,
Also ziehn mir ihre Grüße
Trauern von dem Herzen dann.
Ihr Urlaub und auch ihr Grüßen
Kann sie mit holden Worten wohl versüßen.

Die Familie Courtois.

(Schluß.)

Der Eintritt eines Fremden mochte in dem engen, niedrigen Stübchen kaum mehr Verwunderung erregen, als ich selbst von der heitern und sinnigen Benutzung und Ausschmückung des kleinen Raums, und dem lieblichen Stillleben der darin versammelten Familie, überrascht ward. Sorglich hatte man einer freundlichen alten Frau den besten Platz am Kamin eingeräumt, die einem kleinen vor sich stehenden Knaben die Buchstaben nachsagen ließ, zugleich aber von Zeit zu Zeit, aus ihrem Sorgestuhle heraus, das Feuer zu schüren und der dabei stehenden Töpfe wahrzunehmen schien. In der Mitte der Stube saßen der blinde Vater und zwei ältere Knaben — von denen der eine ein aufgeschlagenes Buch neben sich liegen hatte — mit Netzestricken beschäftigt; und dem Fenster zunächst die Mutter mit zwei Töchtern eifrig bei ihrem Knöppelkissen. Die dürftige Kleidung vereinigte doch Geschmack mit holländischer Sauberkeit, und auf den etwas bleichen Gesichtern der Leutchen selbst lag doch kein Ausdruck von Dumpfsinn oder Mißmuth; besonders aber leuchtete aus den Zügen der jüngern Frau Friede, Klarheit und heiteres Umschwissen durch die Furchen, welche manch widriges Geschick in das immer noch schöne Gesicht gegraben zu haben schien. Mich als einen Boten von Jacob Courtois ankündigend, wandte ich in lebhafter Theilnahme Aller Blicke auf mich, und das gute Weib ließ eine so herzliche Anhänglichkeit an den kaum gekannten Bruder blicken, daß ich mich in Verlegenheit fühlte, die Todes-Botschaft auf eine genugsam schonende Weise ihr bei zu bringen. Ein inniger Schmerz durchdrang bei der endlichen Nachricht die freundlichen Züge, und ob sie auch nie einen Beweis davon erhalten, schien doch die gute Seele den entfernten mit all der Milde und Theilnahme ausgestattet zu haben, welche den nahen Geschwistern mangelte. Mich sorgfältig hüthend, sie aus diesem glücklichen Wahne zu reißen, freute ich mich doppelt, daß ich den goldnen Regen des Reichthums als Balsam konnte niederthauen lassen. Allerdings verfehlte die frohe Nachricht auch ihre Wirkung nicht; aber nur fortgerissen von der Kinder Freude konnte die Mutter sie theilen. Dankend schlug sie das große Auge empor, in unendlicher Liebe es dann auf den erblindeten Gatten senkend, den sie zärtlich umarmte. „Weg, weg mit dem langweiligen Zeuge!" rief, die Netzgeflechte in eine Ecke schleudernd, in fröhlichem Uebermuthe einer der älteren Knaben: „Vater, nun kann ich ein Maler werden und der Moritz ein Gelehrter!" — „Das will ich auch!" sagte, mit leuchtendem Blick auf sein Buch, der Bruder. „Nun, Großmutter," rief die eine etwa vierzehnjährige Tochter, „wird man doch des Morgens ausschlafen und hin und her ein wenig müssig gehen können." „Und spatzieren!" ergänzte der kleine Knabe. „Und ich" — begann das älteste Mädchen, doch ließ ein Blick zu mir hin die Jungfrau nicht vollenden, und verschämt errothend lächelte sie nur recht selig in sich hinein. Mit fröhlicher Lebendig-

keit hatte der Vater Jedem etwas zu erwiedern; die Mutter schien, obwohl mit theilnehmender Miene dastehend, doch von Höherem in ihrem Gemüthe bewegt. Die alte Großmama aber sprach, tief erseufzend: „Ach, wie hätte der reiche Mann mit einem kleinen Theil seines Ueberflusses vor zehn Jahren uns helfen können." — „Gott hat geholfen!" fiel die Schwiegertochter der Matrone ins Wort, „und" — setzte sie liebreich verweisend hinzu — „hilft denn der gute Bruder nicht auch jetzt noch?" „Ich meyne nur", entgegnete die etwas beschämte Alte, „daß du, liebe Marie, dich dann nicht so zu quälen nöthig gehabt." „Ach!" antwortete Marie, „für meinen Wilhelm, die Kinder und euch that ich ja Alles mit tausend Freuden; da wird einem nichts schwer. Auf wunderbare Weise hat der liebe Gott gemehrt, gesegnet und bis hieher geholfen, nun aber" — so fuhr sie, die all zu große Rührung von sich abwehrend, lächelnd fort — „würzt das frühere Entbehren den jetzigen Genuß." Der Blinde umschloß das geliebte treue Weib, und aus den erloschenen Augen rannen, unter der deckenden Binde hervor, zwei Tropfen die eingefallenen Wangen herab. — Später erfuhr ich, daß, nachdem Hoogstraten in den ersten Jahren ihrer Ehe erblindet, die treffliche Marie durch ihrer Hände Arbeit großentheils die Familie erhalten, bis ihr in den zur strengen Arbeit erzogenen Kindern nach und nach einige Hülfe geworden; daß sie dabei den Gatten und die alternde Mutter mit stets gleicher freundlicher Liebe und Hingebung gepflegt, und bei allen äußeren Bedrängnissen stets ein heiteres Vertrauen auf Gott bewahrt, auch in den Ihrigen zu wecken und zu erhalten gewußt habe. Wehmüthig forschte die liebe Frau jetzt nach den Verhältnissen des verstorbenen Bruders, und bejammerte, in wie mildem Lichte ich dieselben auch darzustellen suchte, doch die Oede und Freudlosigkeit seines Lebens, und daß sie ihm so gar nicht danken und vergelten könne, bis der zweite Sohn sie mit der Versicherung zu trösten suchte: daß er sich den Oheim von mir haarklein beschreiben lassen, ein berühmter Mahler werden, und denselben dann mit solcher Kunst abkonterfeien wolle, daß es ein so hochgehaltenes Kabinet-Stück werden solle, als andere, von denen der Vater gelegentlich erzählt. In erhöhter Heiterkeit sprachen Lust und Drang der unschuldigen Herzen sich jetzt gegenseitig aus, und auch das vorige Erröthen der lieblichen Elisabeth sollte sich mir deuten, als gegen Abend ein junger Mann in's Zimmer trat, der von Allen herzlich gegrüßt ward, und mit der frohen Botschaft zugleich die Ueberzeugung empfing, daß der unerwartete Reichthum keineswegs die Gesinnung gegen den, im ersten Augenblick doch etwas Beklommenen, verändert habe, der seit Jahren schon der sittigen Jungfrau zugethan, und ihr, wenn auch auf ferne Hoffnung, verlobt war. Als ein junger Handelsmann wußte der Ankömmling die ererbte Summe gar gewandt in gangbare Münze zu übersetzen, und wie er Jedem nach seiner besondern Eigenthümlichkeit und Neigung vorrechnete, was sich dafür Alles anschaffen lasse, ging die eigentliche besonnene Verwunderung erst recht an. — Ich verließ die guten Menschen mit der Ueberzeugung, daß der ererbte Reichthum ihnen das stille Glück, das sie in und durch sich selbst besessen, weder geben noch rauben könne, wohl aber den Lebensgenuß freundlich erhöhen werde; und ich hatte mich nicht geirrt. Bei meiner Zurückkunft nach drei Jahren fand ich die Familie in einem geschmackvollen Landhause, von heiterer Wohlthätigkeit umgeben. Vom Bruder Moritz, den ich zu Leiden unter seinen Folianten gar wohlgemuth und wacker angetroffen, brachte ich selbst viele schöne Grüße; Elisabeth war glücklich verheyrathet, und ihr Mann, der durch das ihm anvertraute Erbschafts-Capital ein bedeutendes Etablissement zu gründen vermocht, galt allgemein für einen umsichtigen und rechtlichen Kaufherrn. Heinrich kam wenig von seiner Palette, und Gretchen war wirklich selten vor zehn Uhr des Morgens sichtbar, tändelte auch manch Viertelstündchen vor dem Spiegel, während der kleine Fritz sich in seinen Spielstunden fleißig in dem weitläuftigen Garten tummelte. Großmama hatte im Genuß des gegenwärtigen Guten vergangenes Leid vergessen, und auch Vater Hoogstraten fand ich, obwohl mit umflorten Augen, einem heiteren Daseyn wiedergegeben, zufrieden und glücklich. Marie war dieselbe, nur daß die Röthe, womit freundlichere Verhältnisse die Wangen der jetzt blühenden Kinder überzogen, auch sie wieder leise angehaucht."

Bruchstück

aus den, Meyers Macbeth begleitenden Kriticismen über Shakspeare.

Shakspeare ist der Dichter der Natur mehr als irgend ein Anderer, vor oder nach ihm. Seine Dramen sind ein Spiegel worin der Leser stets ihr treues Abbild erblickt. Die Gedanken, die Handlungen seiner Personen entwickeln sich immer aus den Neigungen und bewegenden Ursachen, welche der menschlichen Natur gemeinsames Gut sind, welche die Thätigkeit jeder Menschenseele bedingen. Daher der mächtige Eindruck jener Dichtungen auf jedes menschliche Gemüth, daher, und weil sie den Leser so zu sagen beständig in das wahre Leben und Treiben seiner Mitgeschöpfe

versetzt halten, weil sie ihm stets die Würklichkeit mit unnachahmlicher Treue verbildlichen, werden sie eine unversiegbare Quelle der im Leben selbst anwendbaren, nie ihre Gültigkeit verlierenden Lehren der Weisheit und gesellschaftlichen Klugheit.

Zwar kann, was man vom Euripides sagt, daß jede seiner Zeilen eine goldne Lebensregel enthalte, von Shakspeare nicht gerühmt werden, denn die höchste Kraft seiner Moral zeigt sich nicht in Aphorismen, nicht in den einzelnen Strichen seines Pinsels; sie zu erfassen, muß man seine Lebensgemählde, wie die Schöpfungen eines Rubens, ganz überschauen, aber dann packt sie auch die Seele mit flammender Ueberzeugung, und ihr Eindruck ist bleibend.

In Shakspeares Dramen, gleichviel ob historischen oder blos fabelhaften Inhalts, drängen sich stets die Ereignisse. Indem er dadurch die Aufmerksamkeit des großen Haufens, die sich durch Tiefe des Gefühls und Größe des Gedankens allein, selten fesseln läßt, unausgesetzt wach erhält, nimmt er die des sinnigern, denkenderen Theils seiner Leser durch die Fülle und Mannigfaltigkeit der Ideen auf das thätigste in Anspruch, und die Erwartung Aller dauernd zu spannen gelingt ihm so vollkommen, er weiß mit jedem Schritte, der dem Ziele der Entwickelung näher führt, die Sehnsucht nach der Katastrophe so zu steigern, daß sich der Leser gezwungen fühlt, ein Drama, dessen Lectüre er einmal begonnen, ohne Unterbrechung bis zum Ende zu verfolgen. In dieser auffallenden Erscheinung, die gewiß ein Jeder, der mit dem großen Dichter bekannt geworden, selbst gemacht hat, liegt der unumstößlichste Beweis, daß er einen Hauptzweck dramatischer Dichtung, die Wißbegierde rastlos und unermüdlich zu beschäftigen, und zugleich auf das anziehendste zu unterhalten, vollkommen erfüllte, und schwerlich hat in diesem Betrachte irgend ein anderer Dichter, aus alter und neuer Zeit, gleiche Ansprüche auf den Kranz des Verdienstes.

Doch um Shakspeares Verdienst umfassend zu würdigen ist es nöthig, einen Blick zurück zu werfen in die eigenthümlichen Verhältnisse der Shakspeare'schen Zeit. Hier suchen wir vergebens nach den Lehrbüchern der Wissenschaft, welche uns zu den Quellen aller Thätigkeitsäußerungen der menschlichen Seele hinführt, und die geheimsten Triebfedern ihrer Handlungen aufdeckt, denn die Wissenschaft selbst schlief noch unentwickelt im Keime.

Philosophie war der Geschichte fremd. Der Historienschreiber erzählte blos Thatsachen, ihre Beweggründe, ihr folgerechter Zusammenhang lag außer dem Gebiete seines Forschens. In demselben Geiste und Style wie die Chroniken waren die Volksromane geschrieben; sie enthielten nichts als eine erzählende Darstellung von Handlungen, die durch ihr Wunderbares, oder Außerordentliches der rohsinnigen Menge gefielen und genügten. Die dramatische Poesie stand auf gleich niederer Stufe. — Da war also die Zeit nicht, wo man Menschenkenntniß gemächlich hinter dem Pulte oder im Schauspielhause erwerben konnte, selbst hinaus auf's rauhe, stürmische Meer des Lebens mußte der Mahler, der des Lebens Wogen, mit seinen Untiefen und Klippen, warnend für Andere verbildlichen wollte, — des Lebens Weisheit war nur praktisch zu erlernen, durch eigene Beobachtung, nicht in spielender Theorie, wie jetzt, aus den Resultaten früheren Forschens.

Bedenkt man nur, welche Hindernisse unserm Shakspeare, durch seine drückenden äußern Verhältnisse, bei Erwerbung des Wissens, dessen Beweise wir in seinen Dramen anstaunen, entgegentreten mußten, so steigert sich unser Gefühl zur höchsten Bewunderung. Wir mögen seine Darstellungen aus der denkenden und lebenden Schöpfung betrachten, oder die Zeichnungen prüfen, worin er uns die Scenen der leblosen Natur versinnlicht, überall steht er groß da über alle Vergleichung. Ueberall beweist er, daß seinen Beschreibungen eigenes klares Anschauen vorhergegangen ist, nirgends und niemals erscheinen sie im erborgten matten Schimmer, sie strahlen immer in dem Alles durchdringenden Lichte, welches die Schöpfungen eigenen Nachdenkens so unverkennbar bezeichnet, und den Leser mit so unwiderstehlicher Kraft zu gleichen Empfindungen, zu gleicher Ueberzeugung hinreißt.

Aber nicht allein durch die Labyrinthe des Lebens, zu dem Ambose des menschlichen Handelns in den Tiefen des Herzens und Gemüthes, nicht allein durch die Wunder und Schauer der leblosen Schöpfung führt Shakspeare mit der hellleuchtenden Fackel seines Geistes, zum sonnenklaren Anschaun den staunenden Leser, er führt ihn nicht nur zu den verborgenen Quellen, woraus die Urstoffe für die grausen Schreckensgestalten der Seele, der Wahnsinn und seine fürchterlichen Schwestern, hervorbrechen, und lehrt ihm das Geheimniß ihrer Zeugung; kühn tritt er mit ihm hinaus aus der Pforte des würklichen Daseyns, in das pfadlose, finstre Chaos der tief und fest in die Menschenseele gegrabenen Ahnungsideen schicksalswaltender Geister, und dem Zauberstabe seiner alles anschaulich erfassenden Phantasie öffnen sich die Pforten der Hölle. Furchtlos erhebt der Führer die lodernde Leuchte, und fährt samt dem Leser, der kaum weiß wie ihm geschieht, mit donnerndem Flügelschlage, hinab durch die Grüfte der Unterwelt zu den Werkstätten des Bösen,

„wo die schwarzen Geister, Satans Diener
falbes Gold und bleiches Silber kochen".

und vorüberziehen an ihm die luftigen Schauergebilde in einer Wahrheit, einer Eigenthümlichkeit, daß sich an das lebendige Anschaun fast der Glaube knüpft. Selbst in solchen Scenen weicht vom Leser nie das klare Gefühl, daß, wenn es in der Würklichkeit solche Wesen gäbe, sie, nach den menschlichen Begriffen von ihrer Natur, nicht anders seyn könnten, als sie der kühne gewaltige Shakspeare, aus der Tiefe seiner Seele herauf beschwört zur idealen Verkörperung.

Spaziergänge in Spanien.

Sevilla. Die Andalusierinnen.

Fast jede Stadt in Spanien hat einen öffentlichen Spaziergang, wo sich die höhern Klassen des Nachmittags versammeln. Diese Plätze heißen Alamedas, von Alamo, dem gewöhnlichen Namen der Ulm- und Pappelbäume, womit diese Orte bepflanzt zu seyn pflegen. Große steinerne Bänke längs der Gänge, dienen zum Ausruhen, oder mit der nächsten Dame eine flüsternde Unterhaltung anzuknüpfen, welche Art der Unterhaltung in dem Idiom des Landes durch die sonderbare Redensart: pelar la pava, — „ein kalkutisches Huhn pflücken," ausgedrückt wird. Wir haben auf unserer Alameda einige treffliche Brunnen, und zwanzig oder dreißig Männer gehen in allen Richtungen mit Gläsern umher, deren jedes ungefähr ein Quart hält. Sie stoßen zwei derselben sehr geschickt an einander, ohne sie zu zerbrechen, und verbreiten liebliche Töne, wie von wohlabgestimmten kleinen Schellen. Die Menge Wasser, welche diese Leute den Spaziergängern verkaufen, ist so groß, daß die meisten derselben das ganze Jahr hindurch von dem leben, was sie im Sommer damit verdienen, und der Erfolg dieses Gewerbs hängt von der Schnelligkeit ab, mit der sie jeder Foderung Genüge leisten, ferner von der Reinlichkeit, mit der sie die Gläser waschen, und vorzüglich von der Art und Weise, ihre gutmüthigen Scherze, die der gemeinen Klasse der Andalusier so besonders eigen sind, anzubringen wissen. Ein gewisser Blick, ein schalkhaftes Lächeln, und einige süße Worte, die Lob und Zuneigung ausdrücken, als: meine Rose — meine Seele — und manche andere, die sogar ein sittsames, wohlerzogenes Frauenzimmer gern hört, sind unfehlbare Mittel des guten Erfolgs in diesem Verkehr mit dem Publikum, und besonders mit dem zartern Theil desselben. Die Gesellschaft auf diesen Spaziergängen besteht aus einem bunten Gemische: Offiziere in ihren Militärkleidern — Geistliche mit ihren Priesterröcken, schwarzen Mänteln und breitrandigen Hüten — andere Herren in weite Mäntel — capas — gehüllt, oder in irgend einer Uniform, ohne welche ein Spanier von gutem Ton sich fast zu erscheinen schämt.

Der Anzug der Damen, bei ihren Spaziergängen, ist nicht sehr mannigfaltig. Nichts Geringeres als eine Feuersbrunst könnte eine Spanierin bewegen, auszugehen ohne einen schwarzen Rock — Basquiana, oder Saya — und einen großen schwarzen Schleier, — mantilla — der vom Kopf über die Schultern herabhängt, und sich auf der Brust kreuzet, wie ein Shawl. Dieser Schleier ist gewöhnlich von Seidenzeug mit breiten Spitzen besetzt. An Sommerabenden sieht man wohl einige weiße Mantillas; kein Frauenzimmer aber würde solche des Morgens tragen, und noch weniger mit einem so weltlichen Anzug in der Kirche erscheinen.

Ein hübscher Fächer ist ein unumgängliches Erforderniß zu allen Jahrszeiten, und sowohl im Hause als außer demselben. Eine Andalusierin könnte eher ihre Zunge entbehren, als ihren Fächer, der auch den Vorzug hat, die Gedanken in einer größern Entfernung mittheilen zu können. Einen begünstigten Freund, und befände er sich am entgegengesetzten Ende des Spazierplatzes, kann man durch eine schnelle Bewegung des Fächers, von einigen bedeutenden Blicken begleitet, grüßen und erfreuen. Einen gleichgültigen Gegenstand entläßt man durch eine langsame, gezwungene Neigung des Fächers, die sein Blut erstarrt. Bald verbirgt der Fächer ein Gekikker oder Geflüster: bald verdichtet er gleichsam die Strahlen der dunkel glänzenden Augen, die über ihn wegschießen. Ein leiser Schlag mit dem Fächer erweckt die Aufmerksamkeit des Unachtsamen, eine winkende Bewegung mit demselben ruft den Entfernten. Ein gewisses schnelles Herumwirbeln zwischen den Fingern, verräth Zweifel und Unruhe; ein rauschendes Entfalten und Schließen, Ungeduld oder Freude. Kurz, in gehöriger Verbindung mit den ausdrucksvollen Gesichtszügen meiner Landsmänninnen ist der Fächer ein Zauberstab, dessen Macht sich leichter fühlen als beschreiben läßt.

Was ist bloße Schönheit, verglichen mit der magnetischen Kraft tiefen Gefühls? Wer diese zu schätzen weiß, wird auch jene bei den jungen Andalusierinnen nicht vermissen. Ihre Züge gefallen dem Auge vielleicht nicht auf den ersten Augenblick, aber sie gewinnen von Tage zu Tage, bis sie ganz schön werden. Ohne die Vortheile der Erziehung, selbst ohne alle äußere Ausbildung, verbreitet die Glut ihrer Phantasie doch einen beständigen Schimmer über ihre Unterhaltung, wie die Wärme ihres Herzens den unbedeutendsten ihrer Handlungen ein freundschaftliches Interesse verleiht. Aber die Natur, gleich einer allzuzärtlichen Mutter, hat sie verderbt, und Vorurtheile vollendeten das Unheil. Da ihre Geistesfähigkeiten, aus Mangel an Unterricht und Pflege, völlig brach liegen, so führt das Bewußtseyn zu gefallen, sie früh schon zu dem Glauben, daß das Leben nur Eine Quelle der Glückseligkeit habe. Entsprängen ihre Reize jener kaltsprühenden Flamme, welche die Herzen der meisten Französinnen umflackert, so würden sie bloß auf den Frieden und die Wirksamkeit Einer Hälfte der Gesellschaft störend wirken. Anstatt aber eigensinnige Tyrannen der Männer zu seyn, werden die Frauen vielmehr ihre Opfer. Koketten, möchte ich sagen, wenn der Sprachgebrauch es gestattete, sind in Spanien, besonders aber in Andalusien, häufiger unter dem männlichen, als unter dem weiblichen Geschlechte zu finden. Von allem entfernt, was einen löblichen Ehrgeiz erwecken und nähren kann, führen die Männer ein müßiges Leben, und verschleudern ihre ganze Jugend, und einen Theil ihres männlichen Alters, indem sie mit den besten Gefühlen des zartern Geschlechts ihr Spiel treiben, und aus bloßem Muthwillen den Urquell aller häuslichen Glückseligkeit vergiften.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 14. Sonntag, 15. Februar 1824.

Spanische Sitten.

Andalusien.

Dem Ausländer muß die seltsame Mischung von Zwang und Freiheit in den Sitten der Spanier auffallen. Die meisten Zimmer haben Glasthüren; wo dies aber nicht der Fall ist, wäre es höchst unschicklich für ein Frauenzimmer, mit einem Manne, außer bei offener Thür, allein zu seyn. Dagegen empfängt jede Dame, bei leichter Unpäßlichkeit, ohne Bedenken, im Bett liegend, männlichen Besuch. Nie nimmt ein Frauenzimmer den Arm eines Mannes, oder gibt ihm die Hand. Aber bei der Rückkehr eines Bekannten, nach einer längern Abwesenheit, oder bei Gelegenheit eines Glückwunsches, ist die gewöhnliche Begrüßung ein Kuß. Unverheirathete Frauenzimmer gehen nicht ohne Begleitung aus dem Hause, und vermeiden jedes Selbander mit Mannspersonen, selbst bei offener Thür. Sind sie aber einmal verheirathet, so mögen sie gehen, wohin sie wollen, und auch stundenlang mit einem Manne allein zusammen bleiben. Im Ausland hat man sonderbare Begriffe von spanischer Eifersucht. Sollten jemals die spanischen Ehemänner so gewesen seyn, wie sie in Romanen und alten Schauspielen geschildert werden, so ist eine große Veränderung mit ihnen vorgegangen.

Das Frühstück ist in Spanien kein regelmäßiges Familienmahl. Es besteht gewöhnlich aus Chokolate und geröstetem Butterbrot, oder kleinen runden Kuchen, die man Molletes nennt. Jeder fodert sein Frühstück, wann es ihm beliebt; die Meisten nehmen es, wenn sie aus der Messe kommen, welche selbst von denjenigen nicht leicht versäumt wird, die man nicht für sehr religiös hält. Nach dem Frühstück gehen die Herren zu ihren Geschäften, und die Damen, deren freundschaftlicher Umgang unter einander sehr beschränkt ist, hören die Musik und die Predigt in derjenigen Kirche, die an dem Tage zur öffentlichen Verehrung der geweiheten Hostie bestimmt ist, welche Feierlichkeit hier und in einigen andern großen Städten, das ganze Jahr hindurch, von früh bis Abends Statt findet. Man nennt sie le Jubileo, das Jubelfest, indem zu Folge einer Begünstigung des Papsts, denjenigen, welche die bestimmte Kirche besuchen, der volle Genuß des Ablasses zu Theil wird, mit dem man in vorigen Zeiten die Mühseligkeiten und Gefahren einer Reise nach Rom, im ersten Jahre jedes Jahrhunderts, belohnte. —

Gegen Mittag sind die Damen zu Hause, und nehmen, mit der Nadel beschäftigt, Besuche an. Es ist leicht für einen Mann der von angemessenem Stande ist, in irgend eine Familie eingeführt zu werden. Die geringste Gelegenheit veranlaßt ein Darbieten des Hauses; der buchstäbliche Sinn der bei einer solchen Einladung gebräuchlichen Redensart ist nämlich: das Haus gehört Ihnen, und nach diesem Anerbieten mögen Sie hingehn, so oft sie wollen, und ganze Stunden in unbedeutenden, oder, wenn das Glück es will, in anziehenden Gesprächen verplaudern.

Einladungen zum Mittagessen sind selten, geschehen nur schriftlich und man darf sie nicht gleich aufs erste Wort annehmen. Vielleicht macht nur unsere komplimentenreiche Sprache es nothwendig, sich erst zu vergewissern, wie weit es dem Einladenden ein Ernst sey, und eine gutmüthige Höflichkeit hat es zur Regel gemacht, die Nationaleitelkeit zu schonen, und sich nie blindlings auf Topf-Glück zu verlassen, da man in diesem Punkte sich so leicht betrogen findet. Die erste Einladung: „zu einer Suppe" sollte man mit einem: „tausend Dank" beantworten, wodurch ein Spanier höflich abschlägt, was keiner angenommen zu sehen wünscht. Wenn nach diesem Zolle, der guten Lebensart dargebracht, die Einladung wiederholt wird, dann mag man anfangen zu glauben, daß es keine bloße Phrase sey, und man erwiedert die gewöhnlichen Worte: no se meta usted en eso, — „bemühen Sie sich nicht in dieser Sache." Ist die Verhandlung bis auf diesen Punkt gediehen, dann sind beide Theile zu weit gegangen, um sich zurückzuziehen: die Einladung wird wiederholt und angenommen.

Die Vorsichtsmaßregeln gegen die Hitze sind sehr mannigfaltig. Gegen das letzte Ende des Mai's begibt sich die ganze Volksmenge in die untern Stockwerke. Ein Segeltuch, das man vermittelst Stricken und Rollen auf- und zuziehen kann, wird über die Mitte des viereckigen Hofplatzes gezogen, in gerader Linie mit dem Dache des Hauses. Die Fensterläden werden bis zum Untergang der Sonne fast völlig zu-

gemacht, so daß sie nur so viel Licht hinein lassen, um einer den andern sehen zu können, wenn das Auge nicht eben dem blendenden Schimmer in den Straßen ausgesetzt war. Der steinerne Fußboden wird alle Morgen gewaschen, damit die Ausdünstung des eingesogenen Wassers die Hitze mildere. Eine sehr leichte, vielfarbige Strohdecke dient statt Teppichs. Das ganze Viereck ist mit Blumentöpfen geziert, vorzüglich rings um den kleinen Springbrunnen in der Mitte der meisten Häuser. Hier empfangen die Damen während der heißen Jahrszeit ihre Freunde. Die Straßenthüren sind fast immer offen, besonders aber von Sonnenuntergang bis gegen Mitternacht. Drei oder vier große Glaslampen hängen in einer Linie von der Straßenthür bis an den gegenüber liegenden Theil des Gebäudes, und da man die Abendgesellschaften der meisten Häuser von der Straße sehen kann, so stellt die Stadt, bis nahe an Mitternacht, einen schönen lebhaften Schauplatz dar. Die ärmere Volksklasse bringt, um der unerträglichen Hitze ihrer Wohnungen zu entgehn, einen Theil der Nacht im Gespräch vor ihren Thüren zu, und alle Klassen von Menschen gehen spät umher, um Bekannte zu sehen, oder auf den öffentlichen Spaziergängen kühle Luft zu schöpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Einen Opernhelden kenn' ich,
Dessen Name, nur acht Zeichen,
Vieles doch in sich enthält.
Die vier Ersten, eine Wohnung
Nennen sie, die Jung und Alt.
Wohl bezieht, ein kleines Haus,
Selten geht Jemand heraus,
Und geschieht's ist's halb ein Wunder. —
Wendet man sie um, erscheint
Eine Pflanze, nicht geachtet,
Oft getreten von den Menschen;
Und doch trägt sie vieles bei
Zur Erhaltung unsers Lebens;
Manches Thier nährt sich damit,
Das zur Nahrung uns muß dienen.
Die vier letzten Zeichen nennen
Einen span'schen Frauennamen,
Umgekehrt trifft man sie an
In Begleitung eines Helden
Eines deutschen Trauerspiels.

Auflösung der Charade in Nr. 12.

Vers tand. Verstand.

Abgedrungene Erklärung.

Die Nro. 11 der Iris enthält, unter der Rubrik: Theatersachen, zwei Aufsätze von verschiedenen Verfassern. Beide sind ihr, wie dabei bemerkt ist, zur Aufnahme eingesendet worden, und der letztere, Jocosus unterzeichnet, ist gegen einen Herrn J. und dessen in der Didascalia abgedruckte Bemessungen der theatralischen Darstellungen des Herrn Thieme gerichtet. Hiegegen hat nun besagter Herr J. am 11. Febr. etwas erlassen. Allein der Schuster ist auch hier nicht bei dem Leisten geblieben. Statt dem Jocosus zu entgegnen, fällt er mit plumpen Händen die Iris an, die er beschuldigt, sie zeichne sich wieder einmal durch eine Regengalle (?) aus. Er schließt seinen Aufsatz mit selbstbehaglichen Ausrufungen in gewöhnlichem Marktschreier Ton.

Die Redaktion der Iris findet sich bewogen hierauf zu bemerken, daß sie des H. J. und seiner Theaterbeurtheilungen noch nie mit einer Sylbe gedacht hat. Die Rüge eines Fremden, rc. in Nro. 104 des vorigen Jahrs ist, wie dabei angezeigt worden, eingesendet. Ebenso der Artikel in Nro. 11. Der neuliche und der hier folgende Aufsatz des Jocosus sind ihr (wahrscheinlich von einem Abonnenten des deutschen Journals selbst) zur Aufnahme zugetheilt. Es sind lediglich gegen die Einrückungsgebühren abgedruckte Inserate —

Ihrem bisherigen Grundsatz getreu wird die Redaction der Iris von dem H. J. und seinen Productionen auch ferner keine Notiz nehmen. Ob er es gut oder schlecht macht; ob er dem Publikum gefällt oder mißfällt, das ist seine Sorge; — und seiner Leser Sache, sich darüber nach Gefallen eben so auszusprechen, wie er selbst über Schauspieler und theatralische Vorstellungen es zu thun sich für berechtigt erkannt hat.

(Eingesandt.)

Einige Anmerkungen über die mit dem Buchstaben J. in der Didascalia Nro. 39 unterzeichnete Theater-Kritik, und dann ein Schlußwort als Duplikhandlung in Nro. 42 daselbst.

Wenn es keine Verlaumder in der Welt gäbe: so würde es um die Sittlichkeit der Menschen um vieles besser stehen. Wo gab es einen Heiligen und wo gibt es jetzt einen Tugendhaften, den nicht böse Zungen verfolgten.

Der unbedeutendste Schaden, welchen die Verlaumdung anrichtet, ist wohl der, daß einzelne Menschen an ihrer Ehre gekränkt werden; der größte aber, — daß wir den Glauben an menschliche Tugend verlieren.

Das Männlein sagt unter andern, „keinem sey das Recht benommen, seine Meinung über ein Individuum das öffentlich auftritt, gleichfalls öffentlich auszusprechen rc. rc.“ Ey das wissen wir. Es heißt aber auch, du sollst dem Ochsen der da drischet nicht das Maul verbinden; will man aber über etwas sprechen, so muß es bescheiden, nicht kränkend sondern vernünftig seyn, die menschlichen Rechte müssen dabei nicht verletzt werden, Wahrheit muß und soll Wahrheit bleiben, und gedacht werden, was du nicht willst

das dir geschehe, thue andern auch nicht. — Ferner sagt es, „fern von uns sey der Gedanke kränken zu wollen." Jetzt, da er schon gekränkt, das Gift ausgespien hat, also la moutarde après diner, will er anders scheinen als er wirklich ist und gehandelt hat. An seinem Urtheil und Tadel ist nichts gelegen, letzterer kann aus einem solchen Kopfe wie der seinige ist, mehr zum Vortheil als Nachtheil eines Künstlers gereichen. One can not please every one. Weiter spricht er sich aus „Herr Thieme habe die Rolle des Regierungsrath von Uhlen sehr vorzüglich gegeben, und bis in die kleinsten Theile gut ausgeführt." Dieses kann doch wohl kein gewöhnlicher Rolleuspieler, wie ihn Herr J. nannte; also jetzt wo die Wahrheit für des Künstlers Talent durch erwiesene Thatsache sich aussprach, jetzt erscheint er als Nachbeter. War also sein Urtheil nicht unreif, nicht zu vorschnell zu nennen? und hätte er nicht bescheidener urtheilen und sich einen Schlupfwinkel offen lassen sollen, worin das Mäuslein Schutz gefunden hätte? Besser würde er thun, wenn er spräche: Pater peccavi, errare humanum est und nimmer thun ist die beste Buße, als daß er jetzt erzwungenen Beifall, der hier gar nichts mehr relevirt, zollt und nachbetet; wir würden ihm als einem zwar übereilten aber doch bußfertigen Sünder verziehen und noch volle Achtung geschenkt haben, aber so hat er die Rechte der Menschheit verletzt, hat gekränkt und unwahr gesprochen, und weder bei dem Publikum noch bei irgend einem redlich denkenden Künstler vermag er in Achtung zu stehen. Mit weit größerer Bescheidenheit und Humanität wurde in der Iris Nro. 12 über Herrn Thieme's Leistung gesprochen, und gewiß er, als ein reel denkender Mann, würde jede vernünftige Zurechtweisung dankbar anerkannt haben. Ist gleich das Ziel nach hoher Kunst schwer zu erreichen, so verdient doch das Streben nach Vollkommenheit dankbare Anerkennung. Leicht ist das Gute verkünstelt, in Werth und Würde es zu erhalten ist nicht leicht; doch nichts ist schwer wenn sich die Herzen begegnen. Wir können nicht auf jeder Bühne einen Eslair, Otto, Weidner, Werdy, eine Schröder, Lindner, eine Werdy, Miedke sehen und finden wollen, darum bescheiden diese sich doch, daß es auch außer ihnen, wenn auch nicht in gleichem Grade, doch noch Individuen gebe, die neben ihnen Platz finden und den Namen Künstler verdienen. Der Wortstreit über das plus vel minus der Leistung erweckt bei weitem den Haß und die Bitterkeit nicht, als Kränkung und Verläumdung. In verbis simus faciles, modo in re conveniamus. Hier war die Sache klar, wenn man nur gerecht gewesen wäre und nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hätte. Der in seinem Aufsatze unterzeichnete Herr J. mag nun Jekel, Judas, Ischariot oder J==an heißen, der Name ändert die Sache nicht und ist uns gleichviel, wenn er nur ein bescheidener, Recht und Wahrheit liebender Mann wäre; aber er ist Scribar, ein für dergleichen Scribeleien bezahlter Irrländer (S. Iris Nro. 11 Theatersachen in der Note 2), der nur verläumden und nicht rechtlich urtheilen kann. Vergleicht man das über Herrn Thieme gefällte und öffentlich ausgesprochene Urtheil in der Iris mit jenem der Didaskalia, welch ein Contrast, wie bescheiden und rechtlich jenes, wie hämisch, unglimpflich, lügenhaft dieses. Wem soll man hier glauben, jeder will geglaubt haben. Drum gehet selbst hin, sehet, höret, empfindet und urtheilet, und in zweifelhaften Fällen befolgt die goldne Mittelstraße, seyd human, behandelt den Künstler, dessen Loos ohnehin oft schwer ist, als Mensch, der unvollkommen ist, wie wir alle sind, fallt nicht gleich grob aus der Thüre in das Haus und denkt in medio consistit virtus. — Als Schlußwort wollen wir nur noch sagen, daß wenn man den Hund tritt, so bellt er, wie wir in Nro. 42 gehört haben und daß es heißt: From Pollution and Mire, nothing but Filth and Stench can be expected, und Jack will never make a Gentlemen. Manche Theater=Recensenten beschäftigen sich zwar viel mit dem Lichte, aber leider: nur in der Art, wie die Lichtputze! Sie leben nicht von dem Lichte, sondern von den Unreinigkeiten, die das Licht verdunkeln. Beschäftigen soll und muß sich der Mensch, und gestattet es seine Lage ihm nicht Goldkörner zu zählen, so zähle er doch ja Sandkörner, oder werde, um doch etwas zu seyn, ein Löb Gröschelmacher.

Zuletzt wollen wir noch bemerken, daß es durchaus gegen unsere Grundsätze streitet, eine zweite Lanze mit diesem blauen Ritter brechen zu wollen; er möge sich bessern, and better late than never. Auch wollen wir ihm zurufen: Si garrula pica, audaxque scurra tacuisset, Philosophus in aeternum et semper mansisset! und endlich mit Schiller schließen; allen Sündern soll vergeben und die Hölle nicht mehr seyn!

Doch vergesse er nie unsern Grundsatz, den wir stets aufrecht zu erhalten suchen werden!

Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Jodocus Jocosus.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 7. Februar. Faust, romant. Oper in 2 Akt. Musik v. Spohr. Je öfter man diese vortreffliche Oper hört, desto mehr gefällt sie; das ist aber so mit dem wahrhaft Schönen. Die erste Aufführung von Mozarts Don Juan in Prag mißfiel gänzlich; nichts natürlicher, denn Mozart war seinen Zeitgenossen zu weit voraus geeilt, um ganz von ihnen verstanden zu werden, doch uns war es aufbehalten dieses Meisterwerk zu würdigen. Aehnlich war das Schicksal von Spohr's Faust auf unserer Bühne, — er gefiel vor Jahren unter Spohr's eigener Direction wenig, und blieb mehrere Jahre liegen, bis er endlich durch Hrn. Kapellmeister Guhr wieder auf die Bühne gebracht wurde. Jetzt ist er eine Lieblingsoper von Vornehm und Gering, von Kennern und Nichtkennern; ja hätte diese Oper sich einer liberaleren scenischen Ausstattung zu erfreuen; so würde sie auf die Menge von noch größerer Wirkung seyn, und diese darf am Ende weder der Aesthetiker noch der Financier aus dem Auge verlieren.

Wenn es Zweck dieser Blätter wäre, den sogenannten Coulissen-Witz zu üben, so ließe sich über die schauderhafte

Scene des Burgbrandes, — eine Art Parodie des Raphaelischen — manche Vergleichung anstellen. Auch mit den Hexen sind wir unzufrieden, wohlverstanden nicht mit ihrem Gesang, sondern mit ihren Kleidern, kurz der ganze Teufelsspuck der Oper ist ärmlich angeordnet und wie viel anziehende Kraft ein solcher auf das Publikum ausübt, zeigt der Freischütz.

Die heutige Ausführung der Oper in musikalischer Hinsicht, war wie immer, lobenswerth. Die beiden Gefährten, Faust (Herr Größer) und Mephistopheles (Herr Dobler) erscheinen uns bei jeder Wiederholung vollendeter in ihren Leistungen. Die Arie des Erstern „Liebe ist die zarte Blüthe" wurde verdientermaßen applaudirt, die des Letztern „Stille noch dies Wuthverlangen" mußte auf Verlangen wiederholt werden. Kunigunde (Dem. Rotthammer) sang diese Parthie minder schön als das letztemal; wenn wir nicht irren, so war zu viel Anstrengung hörbar. Auch Herr Rieser, Hugo, schien nicht bei Stimme; in der großen Aria mit Chor vor dem ersten Finale wurde er kaum gehört; obgleich das Accompagnement sich nicht in seiner gewöhnlichen Stärke vernehmen ließ. Röschen ist durchaus eine Hauptparthie in dieser Oper, und sollte durch eine Sängerin gegeben werden.

Sonntag den 8. **Ich irre mich nie, oder der Räuberhauptmann**, Lustsp. in 1 Akt. Hierauf: **Die Entführung, oder der alte Bürgerkapitain**, Lstsp. in 2 Abth.

Montag den 9. (Zum Vortheil des Herrn Blumenfeld): **Die falsche Catalani.**

Dienstag den 10. **U. A. w. g. oder die Einladungskarte**, Lustsp. in 1 Akt, von Kotzebue. Hierauf: **Der Obrist**, Lustsp. in 1 Akt, a. d. Franz. des Scribe v. Blum. Zum Beschluß: **Der Calif von Bagdad**, komische Oper, Musik von Bojeldieu — und dieß alles wegen einer Unpäßlichkeit des Hrn. Dobler, sonst hätten wir uns der Zauberflöte erfreut; eine gute Oper wäre nach so vielem Spaß recht willkommen gewesen.

Mittwoch den 11. **Die Schwestern von Prag**, komische Oper in 2 Abth. Musik von Wenzel Müller. (Johann Krebs: Herr Blumenfeld). Herr Wenzel Müller erzeigt dem Text zu seiner guten Musik zu viel Ehre, wenn er ihn eine komische Oper nennt; es ist eine Faschingsposse und zwar sehr veralteter Gattung. Solche Producte müssen vor allen Dingen Frische haben, und die Satyre — für welche übrigens die Posse eine sehr passende Form ist — sollte sich nie am Erstorbenen, sondern nur am Lebendigen versuchen. Herr von Pappendeckel, so vortrefflich ihn auch Herr Leisring gibt, ist der heutigen Welt ein durchaus fremder Charakter, so auch sein Zerrbild. Der alte verliebte Geck würde gewiß weit komischer wirken, wenn er zu der, auf der Bühne sehr neumodisch gehaltenen, Dem. Wilhelmine in ein Verhältniß moderner Art gestellt wäre. Eine solche Maske kann historisch interessant seyn, aber ergötzlich gewiß nie. Des Komikers Element ist die Gegenwart. Eine andere komische Person des Stücks ist schon beßer gezeichnet, wenn gleich die Originale dazu jetzt selten sind; es ist der Chevalier Chemise, der von Hrn. Düpre recht brav gegeben worden. Eine dritte, Caspar, Hausknecht (Herr Hassel) in der Rede ziemlich matt und reizlos gehalten, wurde durch die meisterhafte Mimik des Komikers zu einer höchst vollendeten Charakterzeichnung erhoben. Eine vierte komische Rolle ist Krispin, ein Schneidergeselle. Herr Größer, dessen vielseitiges löbliches Streben, auch in diesem Fache einen Wirkungskreis zu finden geglaubt, stellte sie dar. Er erregte zwar durch mehrere auffallende Aeußerlichkeiten, und allerlei eingestreute Späschen vielfaches Lachen, verfehlte aber im Ganzen, dadurch, daß er sich von einer gewissen Wahrheit, innerhalb deren Grenzen sich selbst die Karrikatur bewegen muß, zu sehr entfernte, eine Totalwirkung. Es kommt nämlich in dieser Rolle durchaus nicht blos darauf an, durch jedes Mittel komisch zu wirken, sondern im Gegentheil sich nur derjenigen zu bedienen, die dem vorzustellenden Charakter angemessen sind. Wenn also durch das Medium eines einzelnen Individuums aus irgend einem Stande, die Eigenheiten dieses Standes auf der Bühne komisch wiedergegeben werden sollen, so muß vor allem zuerst die Gattung — hier ein Schneider — charakterisirt werden. Die Eigenheiten der Handwerksburschen im Allgemeinen, die der Schneidergesellen insbesondere aufzufassen und komisch gesteigert wieder zu geben, ist die Aufgabe in der Rolle des Crispin's. Herr Größer schien nicht von diesem Gesichtspunkt ausgegangen zu seyn, sondern im Allgemeinen blos darauf hinausgearbeitet zu haben: Spaß zu machen; denn die Manieren eines Figaro, eines Tristapatte, eines Dichter Süßbach waren zu einem Schneider Wetz-Wetz eben so unhaltbar zusammengeflickt, als Crispins Hosen, deren grobes pfuscherhaftes Genähte eben nicht den Schneider charakterisirte.

Herr Blumenfeld endlich ist in dieser Oper ziemlich unbedeutend; nur am Schluß derselben, wo er den Gesang der falschen Catalani anbringen kann, hat er den Beifall verdient, der ihm zu Theil ward. Herr Hassel, Herr Blumenfeld und Herr Größer wurden gerufen, alle drei kamen. Weder was der eine bei dieser Gelegenheit sang, noch was die beiden anderen sagten, verdient der Nachwelt aufbewahrt zu werden.

Donnerstag den 12. **Maria Stuarts erste Gefangenschaft**, Drama in 4 Abth. nach W. Scott v. Lembert.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 17. Febr. Die Nymphe der Donau, 1r Thl. Oper.
Mittwoch den 18. (Zum Erstenmale): Der Unbekannte, Drama in 3 Aufz. Hierauf: Ein Lügner der die Wahrheit spricht. Lustsp.
Donnerstag den 19. Ferdinand Cortez, Oper.
Samstag den 21. Der Wollmarkt, Lustsp. Hierauf: Der Schiffbruch, Lustsp.
Sonntag den 22. Oberon, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 15. Donnerstag, 19. Februar 1824.

Der edle Geschwindläufer.

Der Geschwindläufer Stolz ist von hier aus nach Hanau und zurück mit seiner bekannten Schnelligkeit gelaufen. Dieser starke Mensch verdient der Seltenheit wegen eben so abgebildet zu werden, wie jener Bote von Basel, welcher in Zeit von dreißig Stunden, von dieser Stadt nach Straßburg und wieder zurück seinen Auftrag ausgerichtet hatte. Dieses veranlaßt mich, das Bild eines andern Geschwindläufers zu schildern, so viel es in meinem Gedächtnisse zurückgeblieben ist. Es war, und ist nämlich noch üblich, daß bei fürstlichen Höfen Geschwindläufer angestellt werden, um vor den fürstlichen Wägen herzulaufen, oder auch in der Residenz schnell Depeschen umherzutragen. Dergleichen war auch ein besonders schneller an dem Hof des Kurfürsten von Mainz, Johann Friedrich Karl von Ostein, angestellt. Nun ergab sich der traurige Fall, daß eine junge, sonst züchtige Kindesmörderin zum Tod verdammt wurde. Ich kenne die Criminalacten nicht, um den Grad des Verbrechens beurtheilen zu können. Die Anverwandten des Mädchens suchten überall Hülfe nach; aber das Todesurtheil war bestätigt, und die arme Sünderin sollte mit dem Schwerdte hingerichtet werden. Der Zug zum Hochgericht muste, um zum Gauthor zu kommen, über den Thiermarkt gehen, wo der Osteinische Hof erst kurz zuvor erbaut war. Die junge Gräfin und der Graf waren auf den Altan getreten, um den Zug zu sehen, die arme Sünderin erblickte sie, hob ihre Augen mit Thränen gen Himmel und verneigte sich tief. Die junge Gräfin wurde von diesem Auftritte so ergriffen, daß sie sogleich anspannen ließ, um nach Hof zu fahren und von dem fürstlichen Oheim Gnade zu erflehen. Der Kurfürst ertheilte sie auch auf der Stelle. Er ließ seinen immerfertigen Geschwindläufer rufen, um den Gnadenbrief so schnell wie möglich zum Hochgericht zu bringen. Dieser Mensch, von Mitleid und wahrer Menschenliebe beseelt, eilte mit seiner gewöhnlichen Geschwindigkeit durch die flachen Straßen der Stadt, und als er an die bergaufgehende Gangasse kam, und schon früher den Schlag der Armensünder-Glocke am St. Stephansthurm gehört hatte, verdoppelt er der Höhe ungeachtet seinen Lauf, und kam zum Gauthor hinaus. Das Mädchen sitzt schon auf dem Stuhle, sein Hals ist entblößt, der Freyknecht hält den Kopf am Schopfe, der Scharfrichter ziehtt das Schwerdt, — da ruft der Laufer noch in der Ferne Gnade! Gnade! und sein Ruf geht von Mund zu Mund des versammelten Volkes bis zum Hochgericht: Gnade! Gnade! — Die arme Sünderin wurde vom Stuhl losgebunden, sank ohnmächtig in die Arme der Geistlichen; der Scharfrichter steckte sein Schwerdt ein. — Der gute Läufer wurde von dem Volk gleichsam im Triumphe zurückgetragen, der Kurfürst belohnte ihn, aber die außerordentliche Anstrengung, verbunden mit Angst, hat ihm die Brust ergriffen. Er starb bald nach diesem edlen Lauf, einer Krone von Olympia würdig. Der Kurfürst sorgte für seine Wittwe und seine Kinder. Der Dank der Kindesmörderin läßt sich nicht beschreiben. Alle gute Bürger von Mainz erzählten noch bei einer jeden Hinrichtung von seinem Laufe.

Durch diesen einzigen Zug kann man sich vielleicht das geistige Bild dieses Menschen vorstellen, aber sein leibliches ist leider in seinem Grabe untergegangen. Indessen wäre es des Pinsels oder Grabstichels würdig den Moment darzustellen, wo die Kindesmörderin schon auf dem Stuhle sitzt, der Scharfrichter das Schwerdt zuckt, und der Läufer, den Gnadenbrief in die Höhe haltend, aber schon entkräftet von dem Volke herbeigetragen wird.

R. B.

Historische Literatur.

Der durch seine Geschichte der Revolution von Neapel in der Literatur rühmlich bekannte Graf Orloff hat eine nicht minder interessante Beschreibung seiner Reise durch Frankreich unternommen. Sie ist durch eingestreute geschichtliche Reminiscenzen, durch charakteristische Züge, und durch geist- und gemüthvolle Skizzirungen gleich lehrreich und anziehend. Wir theilen hier einiges daraus mit. —

Die Stadt Blois.

Ich betrat nicht ohne Bewegung diese Stadt Frankreichs, welche Erinnerungen zurück ruft, die zu den bejammernswürdigsten seiner Geschichte gehören.

Dieser Eindruck steht mit den Reizen der Gegend, die eben so angenehm ist, als die Erinnerungen traurig sind, im Widerspruch. Das Auge wird durch eine höchst pittoreske Landschaft entzückt, das Herz durch Gräuelthaten des Ehrgeizes und durch Verbrechen der Politik in Trauer versenkt. Könnte man nicht etwa diese Stimmung mit der vergleichen, in der man sich oft befindet, wenn man in unsern Theatern der Vorstellung eines tragischen Drama's beiwohnt? Während man in einem herrlichen Gebäude die bezaubernden Verse eines Racine vortragen hört, sieht man plötzlich einen Dolch blinken, den Verrath oder Rache zuckt, und der ohne Erbarmen einem großen Opfer zur Ruhe der Völker, oder zum Vortheil der Fürsten, den Tod gibt.

Zu der Menge von merkwürdigen Begebenheiten, von denen die Mauern des Schlosses zu Blois Zeugen waren, gehört ohnstreitig der Tod jener interessanten und tugendhaften Valentine von Mailand, die, eine neue Cornelia, von ganz Frankreich Gerechtigkeit für das so unwürdig vergossene Blut ihres Gemahls, Louis von Orleans, forderte, und da sie dieselbe nicht erhalten konnte, in dem Schweigen dieser friedlichen Mauern, die ihren Schmerz nährten, den grausamsten Verlust zu beweinen kam. Nachdem dieses Schloß der Tugend eine Freistätte gewährt, diente es dem Laster zum Kerker. Isabeau von Baiern, jene Messaline der Franzosen, beweinte daselbst, nicht ihren Gemahl, der unglücklicher als Claudius, und deshalb nicht weniger entehrt war, sondern den Ritter Bourdon, ihren Geliebten. Später sind jene Hallen der Schauplatz von Begebenheiten traurigeren Andenkens geworden!

Religionskriege verwüsteten Frankreich. Die Stände, bekannt unter dem Namen der Stände von Blois, wurden in diesem Schlosse zusammen berufen, um wo möglich die tiefen Wunden des Königreichs vernarben zu machen. Heinrich der Dritte, jener Fürst, der nur Laster besaß, nachdem er Tugenden geübt hatte, und der, wenn er Nero nicht durch seine Tollheit zurück ruft, doch an ihn durch seine Ausschweifungen erinnert, hatte den Vorsitz. Die Guisen, durch ihren Ehrgeiz Häupter der Ligue, aber Abgott eines ganzen Volks durch Muth und eine Seelengröße, die nur dem Heldenmuth angehört, begaben sich dahin. Umsonst hatten den Einen von ihnen, wie den Cäsar,*) geheime Nachrichten belehrt, man stelle seinem Leben nach; umsonst warnte ihn eines jener geheimen Vorgefühle, die gewissen und fast nie beachteten Vorläufer von dem Tode großer Männer, den Befehlen nicht Gehorsam zu leisten. Er hörte nicht auf das, worauf Cäsar in Rom und Brutus in Philippi zu hören verschmähten, und mit dem Cardinal, seinem Bruder, vereint, schickt er sich an, einer Sitzung jener stürmischen Stände beizuwohnen. Doch auf dem Wege dahin sieht er die Wache verstärkt und die hundert Schweizer auf der Treppe aufgestellt. Er tritt in den ersten Saal des Schlosses, und sogleich schließt sich die Thür hinter ihm. Ohne Zwang behält er die festeste Miene, und grüßt alle versammelten Personen mit jener Anmuth und jener Würde, die ihm eigen waren; als er aber auf Befehl des Königs in dessen Cabinet treten will, wird er, indem er die Thür öffnet, von mehreren Dolchstichen durchbohrt, ehe er noch Hand an seinen Degen legen kann. Er stirbt mit den Worten: „Mein Gott erbarme dich meiner!" — Obschon mit dem römischen Purpur bekleidet, der in jenen Zeiten so mächtig war, wurde sein Bruder nicht mehr geschont. Man führte ihn den andern Tag mit dem Erzbischof von Lyon in einen dunkeln Saal des Thurmes dieses Schlosses; dort ermordeten die Soldaten Beide mit Partisanen, einer Waffe, die damals im Gebrauch war. Sie warfen den Körper des Kardinals in einen Kamin, und zerstreuten, als derselbe verbrannt war, seine Asche, in der Furcht, daß die Liguisten Reliquien daraus machen möchten. Von solcher Art waren die Staatsstreiche der Stände von Blois!

Trotz diesen Gräuelthaten will man doch solche Oerter, welche Zeuge dieser verschiedenen Meuchelmorde und politischen Mordthaten sind, sehen; man kann jener unersättlichen Begier nach lebhaften Erschütterungen nicht widerstehen, die weder ohne Interesse für die Phantasie, noch ohne Nutzen für das Herz sind; man durchläuft mit einem gewissen Schauder jene Säle, wo blutige Saturnalien auf den Leichnamen zweier Feinde gefeiert wurden, die, es ist gewiß, furchtbar waren, die man jedoch auf eine andere Art hätte strafen, und an denen man eine andere Rache hätte ausüben sollen. Heinrich der Vierte, damals König von Navarra, sagte, als er die Nachricht von Guise's Tod erfuhr: „Wäre Guise in meine Hände gefallen, ich hätte ihn anders behandelt!" Immer findet man das Herz dieses Fürsten wieder, nichts kann ja seine Güte ändern!

Tours.

Ist eine der Städte dieser Landschaft, von der man besonders die Reize der Lage rühmt. Touraine ist der Garten von Frankreich, so wie Italien der von Europa; auch ist es mit Recht das Paradies von Frankreich genannt worden. Eher hätte d'Urfee, der Vater der französischen Pastorale, die Helden seines gothischen und schmachtenden Romans an die Ufer der Cher, als an die des Lignon versetzen sollen. Nichts ist frischer, nichts lachender, als die Umgebung der Hauptstadt dieser Provinz in der Jahrszeit, wo Ceres das Gold ihrer Erndten den Händen des Landmanns beut, und unter den glücklichsten Auspizien der ergiebigsten der Erndten betrete ich ihre Mauern.

*) Heinrich von Lothringen, Herzog von Guise, fand unter seiner Serviette, als er sich den Abend vor seinem Tode zu Tisch setzte, ein Billet, durch welches man ihm zu verstehen gab, daß seine letzte Stunde nahe sey. Er antwortete: „Sie wagen es nicht!"

Gewiß wäre es zu weitläuftig, hier die Menge von merkwürdigen Begebenheiten anzuführen, deren Schauplatz Tours gewesen ist. Eine Reise kann keine Geschichte seyn. Aber ich kann nicht umhin, an jene für die französische Monarchie so unglücklichen und für seinen König so schmachvollen Zeiten zu erinnern, wo Carl der Siebente, von der Wollust auf einem Throne eingeschläfert, der unter den verdoppelten Anstrengungen der Engländer in Staub zerfiel, zu Chinon in den Armen von Agnes Sorel seine Ehre, seine Pflichten und seine Unterthanen vergaß. Hier erhielt er — nach der einzigen Stadt, die ihm übrig blieb — den Beinamen des Königs von Tours, und ohne die unerschrockene Johanna, die ihn der unseeligsten und schmachvollsten Apathie entriß, hätte er vielleicht auch diese Stadt, und mit ihr sein ganzes Königreich verloren.

Ich setze meine Reise fort, und das Land, welches ich durchstreiche, zeigt mir sowohl durch die Mannigfaltigkeit seines Bodens und seiner Ansichten, als durch die Fruchtbarkeit und den Reichthum seiner Erndten, fortwährend ein interessantes Schauspiel. Ich bin auf dem Wege nach einer Provinz, welche, ist sie auch weniger glänzend als Touraine, doch nicht weniger berühmt ist, nämlich nach Poitou.

Eine Menge schöner Dörfer und mehrere kleine Städte sind wechselsweise der Gegenstand meiner Neugierde, seit ich diese Provinz betreten. Saint Maur, zu dem ich pfeilschnell gelange, bezaubert mich durch die malerische Ansicht seines alten verfallenen Schlosses, und die Reize seiner Gefilde. Nicht weit gelegen von meinem Wege und von der Station des Ormes, zeigt man mir die Kirche von Fierbois, wo die muthige Johanna auf einem Altare das glorreiche Schwerdt fand, mit dem sie bald ihr Vaterland zu rächen wußte.

Ich betrete den fruchtbaren Bezirk, der von dem artigen Fluß der Vienne benetzt wird, und das schöne Gut des Ormes, das Erbthum der Familie d'Argençon, so reich an Staatsmännern und Gelehrten, bietet mir das Schauspiel ländlicher Pracht dar. Mit der lebhaftesten Freude bemerke ich, daß das Schloß, welches jenes Gut ziert, ein wahres Lusthaus, den verschiedenen Stürmen widerstanden hat, die Raubsinn und Wuth auf Gebäude dieser Art während der Revolution hat unternehmen lassen, und daß, bis jetzt wenigstens, jene eben so geschäftigen als begierigen, eben so habsüchtigen als wenig zartfühlenden Spekulanten, es weder zu einem geringen Preis gekauft, noch nieder gerissen haben, jene Menschen, welche Gefilde in Einöden, und Städte in Gräber zu verwandeln drohen, wo man nicht einen einzigen Garten, nicht ein einziges prächtiges Gebäude erblicken wird. — Gewiß ist der Aufwand, vorzüglich in der Baukunst, nicht die Quelle des wahren Glücks der Staaten; vielleicht sind bequeme, gesunde, luftige und zahlreiche Häuser den Palästen vorzuziehen, welche, mit großen Kosten erbaut, einzig und allein die Wohnungen des Reichthums sind. Aber überall Gebäude zu zerstören, welche sehr oft Denkmäler des Genies und der Künste waren, die sie geschmückt und verziert haben, heißt Barbarei; und jene Gebäude scheinen bei ihrem Fall die Künste selbst in ihren Ruinen zu begraben. Was mich betrifft, so äußere ich den Wunsch, daß eines der unverletzlichsten Rechte, nämlich das, die Sache, die uns gehört, benutzen, ja selbst mißbrauchen zu dürfen, den großen Besitzungen nicht nachtheiliger werde, als den kleinen; daß die Hände der Regierung, wo möglich, aus den Händen des Egoismus Denkmäler rette, die um so kostbarer sind, als sie täglich in den Städten, so wie auf dem Lande, seltener werden; und endlich daß man den Einen nicht weniger ihre Schlösser, als den Andern ihre Gebäude zu erhalten streben möge.

Poitiers.

Poitiers war beständig der Schauplatz der blutigsten Kämpfe und der denkwürdigsten Begebenheiten. Kaum war es von Chlodowig mit der Krone wieder vereinigt worden, als eine furchtbare Macht, welche Asien zur Wiege, Afrika zum Reich hatte, und selbst Europa zu unterjochen sich anmaßte, Spanien mit seinen Heerschaaren bedeckte, und dieselben, Abderaman an ihrer Spitze, gegen Frankreich hinwälzte, welches damals Carl Martel regierte. In den Ebenen von Poitiers war es, wo sich die Franzosen diesem Strom entgegen warfen, der, über Europa sich ergossen, vielleicht seine Religion geändert und dem Islamismus unterworfen hätte. Die dichten Schaaren der Mauren, glänzend von Allem, was Asien damals an Pracht, und die Tapferkeit an Schmuck besaß, wurden von dem ungestümen Andrang der Franzosen durchbrochen und über den Haufen geworfen, und jene Männer, die, mit Eisen bedeckt, dessen Härte im Busen trugen, wurden von Carl vernichtet, der in dieser Schlacht, einer der blutigsten des Mittelalters, den Beinamen Martel von dem ungeheuern Gemetzel erhielt, welches er selbst mit dem Hammer seiner Streitart unter den Feinden des christlichen Namens anrichtete.

In dem Dorfe Maupertuis, zwei Lieues von Poitiers, war es, wo Johann, König von Frankreich, den berüchtigten schwarzen Prinzen erreichte, der das Heer seines Vaters, Eduard des Dritten von England, anführte, und ihm ein Treffen lieferte, welches, trotz eigener und der französischen Ritter Tapferkeit, für ihn so unglücklich ausfiel, daß er selbst gefangen und nach London gebracht wurde.

Von allen Kirchen, die Poitiers einschließt, ruft die, welche die heil. Radegonde, Tochter des Königs Bertaire von Thüringen erbauen ließ, die interessantesten Erinnerungen zurück. Von ihrem achten Jahre Gefangene von Clothar und Thierri, den Mördern ihres Vaters, und der Gegenstand

der Liebe dieser beiden Fürsten geworden, wurde Radegonde auch die Ursache eines Zwistes, welchen die Theilung der Beute, von der sie selbst einen Theil ausmachte, verursachte. Man nahm zum Loos seine Zuflucht, welches den Clothar begünstigte, und Radegonde wurde in ihrem fünfzehnten Jahre seine Gemahlin. Geblendet von ihrem Glück und dennoch beschämt, das Bett des Mörders ihres Vaters zu theilen, suchte sich Radegonde darüber zu trösten, indem sie sich bemühte, seine blutgierige Seele sanft zu machen und ihn dahin zu bringen, die Tugend zu lieben, so wie sie dieselbe liebte. Doch ihre Tugenden und Bemühungen wurden auf gleiche Weise von einem Herrscher verschmäht, der, weit entfernt, die aufgeklärte und fromme Frau zu lieben, welche er zur Gefährtin hatte, sich nur in Ausschweifungen und Verbrechen gefiel. Radegonde zog sich zuletzt in die Abgeschiedenheit eines Klosters zu Poitiers zurück, wo sie ihr Leben, das bis dahin in dem Lärm und dem Pomp der Höfe verflossen war, Gott widmete. Da waren der weise Fortunat und der fromme Gregor von Tours die einzigen Zeugen eines Lebens, welches nur nützlichen Betrachtungen, gelehrten Unterhaltungen (denn Radegonde war in jenen Zeiten der gröbsten Unwissenheit gelehrt) und wohlthätigen Tugenden geweiht war. In dem Kloster des heiligen Kreuzes, welches sie bauen ließ, war es, wo diese Fürstin ein Leben endigte, das nach ihrem Tode durch die Belohnungen der Religion gekrönt wurde, indem diese sie unter die Heiligen versetzte. Man sieht ihr Grab in einer Gruft unter dem Heiligthum der Kirche. Wir wollen nicht der Wunderthaten erwähnen, die man ihr zuschreibt; man verehre diese heiligen Wunder, wie man will, und verweise die auf die Legenden, welche begierig sind, sie zu kennen.

(Fortsetzung folgt.)

Theatersachen.

Le Kain spielte den „Orosman“ in Voltaire's Trauerspiel, „Zaire“ mit der größten Virtuosität. Die Worte an seine Geliebte: „Zaire, vous m'aimés!“ sprach er mit einer solchen Leidenschaft: mit einem solchen Gemisch von Liebe und Eifersucht, daß eine junge Schauspielerin, welche die Rolle der Zaire zum erstenmal spielte, vor Furcht und Entsetzen in die Coulissen floh. — Talma vergießt oft Thränen im höchsten Affect. Als Othello in Shakespear's Trauerspiel sah man ihn die entsetzliche Leidenschaft des heißblütigen Mohren in seiner eifersüchtigen Wuth mit einer so furchtbaren Wahrheit darstellen, daß das Parterre bebte, und die Zuschauerinnen aus den Logen flohen.

Auf einem der Boulevardtheater in Paris wird jetzt Harlekin im Wallfische gegeben. Man sieht den Wallfisch, wie er Harlekin verschlingt; der Rachen bleibt offen, Harlekin findet es recht behaglich im Bauche des See-Ungeheuers, und da er Feuer und Fische darin findet, bratet er letztere auf dem erstern, und das Publikum hört zu seinem großen Vergnügen das Zischen der gebratenen Fische. Im Variétéstheater haben sie ein anderes Kunststück erfunden. Dort werden nämlich die fliegenden Weiber vorgestellt. Auf einer Insel sind die Weiber mit den Männern unzufrieden und bedauern sehr, daß sie nicht von der Insel fortkommen können. Durch Zauberkunst werden ihnen Flügel verliehen; in einem Augenblicke fliegen sie alle davon und lassen die betroffenen Männer sitzen. Allein in der Ferne finden die Entflohenen es doch nicht so behaglich als zu Hause, und kommen bald wieder zurück. Natürlich müssen in diesem Stücke die Flügel das Beste thun, und man geht hin, nicht um ein gutes Stück, sondern um Weiber fliegen zu sehen.

Zu solchen erhabenen Mitteln müßen die kleinen Bühnen greifen, um sich durch etwas Außerordentliches auszuzeichnen, das den großen Haufen herbeilocken und Geld einbringen möge. Vermuthlich halten ihnen die Theater-Directionen dieselben Reden, wie der Director im Vorspiele zum Faust:

Man kommt zu schaun, man will am liebsten sehen,
Wird vieles vor den Augen abgesponnen,
So daß die Menge staunend gaffen kann,
Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen.

Von Berlin berichtet man: „Die beiden Sergeanten“, ein neues Melodram nach dem Französischen, sind im Anzuge und zwar mit schlagenden Effekten. Eine vorkommende Pulver-Explosion, die in einem Theater-Saal probirt wurde, hat vorerst eine solche Erschütterung bewirkt, daß die Gläser der Neuigkeit zuerst ihren Beifall gezollt haben, indem sie, wegen der zerbrochenen Fensterscheiben, dem Stücke Verdienst nachzurühmen haben. —

Berichtigungen.

In Nro. 14 der Iris ist der Ueberschrift des ersten Aufsatzes noch beizusetzen: Sevilla. Auf der zweiten Spalte, in der 18. Zeile von oben, lese man statt: nur schriftlich — nie schriftlich, und Seite 55. in der 13. Zeile der 2. Spalte: gentleman statt gentlemen.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 16. Sonntag, 21. Februar 1824.

Aus des Grafen Orlow's Reise durch Frankreich.

(Fortsetzung.)

Mehrere antike Denkmäler, welche sich in der Nähe von Poitiers befinden und nur für den Archäologen Interesse haben können, veranlassen den Verfasser zu folgenden Worten: Die Denkmäler der Kindheit der Künste sind mir ein ungeheures Buch, von dem man in dem schnellen Lebenslaufe nur einige Seiten lesen kann; aus welchem wir jedoch sehen, daß, wie der Mensch selbst, auch die Gesellschaften untergehen, und bei ihrem Wiederaufleben auch die Künste und Wissenschaften erneuern, die in den ersten Zeichen, welche sie von ihrem neuen Daseyn geben, den Stempel des ungebildeten und rohen Geistes jener Gesellschaften tragen. So geschieht es, daß die Erzeugnisse des menschlichen Geistes anfangs dunkel und unvollkommen sind; aber sie bereiten den Gelehrten der künftigen Jahrhunderte langwierige Arbeiten, um zu ihrer Auslegung zu gelangen; und doch sind sie oft die einzigen Jahrbücher, welche der Wirkung der Zeit, oder dem Bestreben der Menschen, sie zu zerstören, widerstanden haben, und ergänzen die Geschichte, welche aus Mangel an Aufklärung und an Mitteln, sie niederzuschreiben, schweigt. Alles muß daher in den Ruinen der Bau- und Bildhauerkunst sorgfältig gesammelt und beobachtet werden; sie sind, ich wiederhole es, die ergänzenden Jahrbücher der Menschheit.

Ich verschiebe einige Augenblicke meine Abreise, um jenes Schlachtfeld zu besuchen, den beweinenswerthen Zeugen der Niederlage des Königs Johann und des Siegs jenes Prinzen von Walis, der, bekannt unter dem Namen des schwarzen Prinzen, den er von der Farbe seiner Rüstung trug, eine Heldenseele des Alterthums und die hohe Tapferkeit des Ritterthums vereinte. Wie wenn Helden immer in Zeiten geboren würden, wo andere Helden ihnen entgegengesetzt werden können, so mußte auch Eduard einen Nebenbuhler in Duguesclin, vielleicht dem tapfersten aller französischen Ritter, finden. — Trotz den Spuren des Blutes, die noch nach Jahrhunderten jenes Schlachtfeld zu beflecken scheinen, weiß ich nicht, welch ein Gefühl der Bewunderung sich der Seele bei seinem Anblick bemächtigt. Man könnte sagen, die Schatten der Helden, die es berühmt gemacht haben, schweben unsichtbar um uns her, und nöthigen uns den Tribut der Bewunderung ab, den wir ihnen zollen müssen. Und doch, was sind die Trophäen der Krieger? — ein Haufen menschlicher Gebeine; und die Thränen der Familien, das Elend der Völker sind nur zu oft der Preis ihrer glänzenden Thaten. O Ruhm! wenn die Natur nicht mit wohlthuender Hand deine blutigen Fußstapfen verwischte, man würde statt jener Wiesen, die heut diese sonst mit Leichnamen bedeckten Gefilde vergolden, statt jener üppigen Erndten, die Geschlechter ernähren werden, welche denen gefolgt, die der Krieg vernichtete, nur rauchende Spuren erblicken, die deine Schritte auf der Erde zurück lassen!

Ich folge meiner Reise-Route, die mich nach meiner Bestimmung bringen soll. Ich habe schon mehrere Posten, die alle sehr gut bedient waren, zurück gelegt, und komme in Maisonblanche an, wo ich nicht die für meinen Wagen erforderliche Postillionen vorfinde. Ich fordere dieselben von dem Postmeister, der mich bittet, ruhig zu seyn: er werde mich selbst bedienen. Ich betrachte den Mann, und bemerke, bei einer sehr höflichen Sprache, ein nicht gewöhnliches Aeußere. Ich nehme sein Anerbieten an, die Pferde werden angespannt und wir fahren ab. Mit Blitzesschnelle werde ich zu der nächsten Station gebracht. Da rede ich meinen höflichen Fuhrmann an, bezeige ihm die Zweifel, die ich in Ansehung seines Standes hegte, und frage ihn: ob er immer dieses Geschäft getrieben? — Mit Rührung antwortet er mir, daß dieser Stand nie der seinige gewesen sey; daß er, nachdem er zwanzig Jahre als Offizier und Capitän der Cavallerie für die Vertheidigung seines Vaterlandes gedient, mit ehrenvollen Wunden bedeckt, in den Frieden seiner Heimath zurück gekehrt, ohne Vermögen, von einer zahlreichen Familie umringt; und daß er jetzt seiner alten Mutter, seiner Frau und seinen Kindern die Kräfte widme, die einst dem Vaterland gewidmet waren. Da erinnere ich mich des Schlachtfeldes, das ich eben besucht, und setze allem Unglück, welches ich dem Ruhm vorwarf, noch das an die Seite, daß er sehr oft die ohne Belohnung und Stütze läßt, die sich seinem Dienst weihten. — Lebhaft

drückte ich die Hand des braven Veteranen; ich sah ihn gerührt, und glaube selbst Thränen in seinem Auge bemerkt zu haben; doch plötzlich verläßt er mich, schwingt sich auf sein Pferd, und kehrt zu seinem Geschäft zurück, dem er so viele Ehre bringt.

Bordeaux.

Nachdem ich durch jenen Theil des Landes gekommen, welcher nach Bordeaux führt, sah ich bald die Spuren der reichsten Fruchtbarkeit wieder erscheinen, deren sich Frankreich erfreut. Indem ich eine der schönsten Gebiete jenes Gottes betrete, der die Welt seinem Scepter unterwirft, jenes allmächtigen Handels, welcher die Produkte verschiedener Gegenden herbeiruft, verbindet, von einem Ort zum andern schafft, erkenne ich dankbar die Wohlthaten der Civilisation, die mit denen der Natur sich vereinigen. Ueberall leuchtet der Kunstfleiß hervor. Die Regsamkeit, das Leben, welches er verbreitet, theilt sich Allem mit, was man sieht, was man hört. Schon sind die Landstraßen eben so belebt, als sie bisher öde waren; überall Wagen, Reiter, Fußgänger, gehend, kommend und zurück kehrend. Gasthäuser, Landsitze, ansehnliche Dörfer und die reichste Cultur verkünden die Nähe einer großen Stadt. Die Lebensmittel, welche man dahin bringt, die Waaren, welche man in die Ferne versendet, und die aus ihren Fabriken, aus ihren Werkstätten hervorgehen, kreuzen sich auf großen, gewichtigen Karren, und hielten mehr als einmal meinen Wagen auf.

Gibt es ein bezauberndes und für den Menschen tröstendes Schauspiel, so ist es das, welches der Anblick einer reichen Stadt gewährt, die ihre Reichthümer allein der Arbeit, der Thätigkeit und den Tugenden ihrer Bürger verdankt, und welche eine glückliche Lage begünstigt. Von der Art waren alle Städte, welche im Alterthum und in unserm Zeitalter am meisten geglänzt haben und die Wiege berühmter Staaten waren. Bordeaux ist Frankreich das, was London England, Amsterdam Holland, Genua Italien, Cadix Spanien, und was Venedig einst seiner Republik war. Obgleich Bordeaux auf den glänzendsten Theil seines Flors durch den Verlust der schönsten der französischen Colonieen hat Verzicht leisten müssen, so ist doch der Einfluß seiner Lage, des Geistes seiner Bewohner und der Reichthümer seines unerschöpflichen Bodens so groß, daß sein Flor nicht gezögert hat, von Neuem aufzuleben.

Um von de la Bastide nach Bordeaux zu gelangen, führt die Straße über eine Brücke, welche eine der schönsten und solidesten Frankreichs ist, ein Werk, was in Wahrheit Denkmal genannt zu werden verdient. Durch sie werden endlich die reißenden, breiten und tiefen Wasser der Garonne bezwungen, und empfangen das Gesetz, welches in einem überaus aufgeklärten Jahrhundert das Genie der Wissenschaften der Natur auflegt, deren mächtigste Kräfte es nach Willkühr modifizirt. Diese Brücke, längst entworfen, deren Ausführung aber unaufhörlich eine Menge von unübersteiglichen Hindernissen gezeigt hatte, dient schon der Stadt zur Zierde und eröffnet ihr eine eben so leichte als dauerhafte Verbindung. Sie ist gewissermaßen ein Triumph-Denkmal, welches, dem Handel und dem Frieden in einer Stadt errichtet, dessen Schutzgeist diese beiden Gottheiten sind, ihren Flor nur vermehren kann. Es gibt in keiner Handelsstadt ein Gebäude, welches, ich will nicht sagen nützlicher, aber doch dem Glück ihrer Bürger nothwendiger wäre, als dieses.

Nachdem Graf Orlow verschiedene Kirchen, welche Bordeaux einschließt, beschrieben, und mit Recht bei der des heil. Michael jenes Mißbrauchs erwähnt, den man von zur Schau ausgestellten Leichnamen macht, die in Gewölben, so wie man deren mehrere findet, während einer Reihe von Jahren fast ganz erhalten wurden, geht er von einem Herz und Auge beleidigenden Schauspiel zu einem andern über, welches, im Wesentlichen dasselbe, der Form nach aber einen erfreulichen Gegensatz bildet, indem es das traurige Bild des Todes mit den farbigen Blumen des Lebens schmückt. — Waren meine Augen, sagt der Reisende, durch den Anblick geschändeter Grabstätten, des Todes ohne Schleier und in der schaudervollsten Nacktheit, auf das Aeußerste beleidigt, wie sehr wurde ich durch das entschädigt, welches mir jenes Trauergefilde, von dem Frühling verschönt, darbietet, der, um so zu sagen, die düsteren Wohnungen des Todes mit dem lachenden Schmuck des Lebens ziert. Der Garten der Carthäuser, wie der des Pere-la-Chaise zu Paris in einen weiten Begräbnißplatz verwandelt, breitet hier rührende und philosophische Gemälde aus. Nichts ist weiser, nichts tröstender, als die starren Ueberreste des Wesens, dessen Daseyn geendet, mit den beweglichen Farben des Lebens zu umgeben. Wenigstens heißt dieß daran erinnern, daß, wenn die Zeit Ringe in der Kette der Wesen bricht, diese furchtbare Lücke bald wieder ergänzt wird; daß, um sie unaufhörlich zu erneuen, sie dieselbe unaufhörlich zerstört. Ein solches Schauspiel läßt, wie die Alten sehr richtig gefühlt haben, die Grenze dieses Lebens mit weniger Schrecken überschreiten und die Schwelle jenes künftigen Lebens betreten; es macht den Uebergang vom Leben zum Tode sanfter. Schweift man auf dem mit dem herrlichsten Grün bedeckten Boden, den wohlriechende Gesträuche umgeben, umher, so glaubt man, wie der fromme und gefühlvolle Helvetier, in dem Duft einer Blume die Seele von dem einzuathmen, dessen sterbliche Hülle sie birgt. Mögen jene Reihen friedlicher Gräber mich zur Melancholie einladen, aber mein Herz sieht doch nicht das zurückstoßende Gemälde eines Bodens, der von Gebeinen bedeckt ist, mit welchen sich sparsames und wildes Gras mengt, wo Ungeziefer kriecht und über welchen der Geyer schwebt. Es scheint mir, daß alle jene Tod-

ten, umringt von den lieblichsten Gegenständen und besucht von dem, was ihnen am theuersten war, mit ihren Wohnungen und ihren vorübereilenden Gästen zufrieden, sich erheben, über ihren Gräbern mir zulächeln, mich grüßen, und die Gelübde mir zurückgeben, die ich für ihre Ruhe empor sende. Nein, sollten sich auch einige strenge und neuere Jansenisten darüber erzürnen — die Religion nährt sich, wie die Güte, der sie entsprießt, weniger von traurigen als von lieblichen und rührenden Bildern, weniger von düsteren als von lachenden und frommen Erinnerungen. Mit Bedauern verlasse ich diese Stätte der Melancholie und nicht der Trauer; dies ist genug, um es zu schildern, in welchem hohen Grade Natur und Künste sie um die Wette zu verschönern gewußt haben. Nur einen Vorwurf muß ich den frommen Stiftern machen. Warum haben sie da, wo der Tod alle Meinungen, jeden Glauben, so wie Stand, Gewalt und Vermögen gleichmacht, die Gräber derjenigen, welche während ihres Lebens nach ihrer Erziehung, ihrer Aufklärung und nach ihrem Gewissen Gott anbeten zu müssen geglaubt haben, von den Andern abgesondert? — Ein Zug von Intoleranz, den man den Behörden von Paris nicht vorwerfen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Die Erste fließt im fernen Norden
Durch eines mächt'gen Herrschers Land;
An ihren ausgedehnten Borden
Verweilen rauhe Völkerhorden,
In Künsten fremd, doch kampfgewandt.

Und wo des Ganzen Fluthen wallen,
Kann man die Zweyte grünen sehn:
Wie reizend ists, in ihren Hallen,
Beym süßen Lied der Nachtigallen,
An Liebchens Hand sich zu ergehn!

Das Ganze fluthet schiffbeladen,
Der Handel blüht an seinem Strand;
Die Trauben reifen und die Saaten,
Die Kunst ist heim an den Gestaden —
Genug, es strömt durchs Vaterland.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 14.

Sargines. Sarg. Gras. Ines.

Berichtigung der in Nr. 12. irrig angegebenen Auflösung der Charade in Nr. 10.

Wermuth.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 14. Februar. Preciosa, Schausp. in 4 Aufz. v. Wolf, Musik von C. M. v. Weber.

Sonntag den 15. Die Zauberflöte, Oper in 2 Akt. Musik von Mozart. Eine brillante, Mozarts Composition würdige und unsere Bühne ehrende Vorstellung. Die Sorgfalt, die neuerdings auf die Besetzung einiger Singparthien verwendet worden, verdient das Lob aller Musikfreunde und Verehrer Mozarts. Dem. Schulze, welche die Parthie der Königin der Nacht übernommen hatte, trug ihre beiden Arien mit Sicherheit, Reinheit und so viel Anmuth, als es die Schwierigkeit dieser Rolle erlaubte, vor. Es ward durch allgemeinen und gerechten Beifall anerkannt. Wenn Dem. Schulz einige ungünstige Angewohnheiten im Vortrag des Gesanges abgelegt, besonders aber einen festeren sicheren Ansatz erworben haben wird, so kann es ihr nicht fehlen bald in allen ganz hohen Sopranparthien gerne gehört zu werden. Daß Mad. Dobler die Rolle der ersten Dame übernommen, zeigt, daß sie Künstlerin genug ist, die Bedeutendheit derselben einzusehen. Solche vorurtheilsfreie Beweise von Achtung für ein großes Kunstwerk verdienen ehrenvoller Erwähnung.

Das 2te Finale hat durch die bessere Besetzung der beiden Geharnischten ungemein gewonnen; Hr. Beer und Hr. Just, zwei gute Stimmen, waren von entschiedener Wirkung. Im Uebrigen beziehen wir uns auf unsere früheren Berichte.

Dienstag den 17. Die Nymphe der Donau. Erster Theil, romantisch-komisches Volksmärchen in 3 Akten. Musik von Ferd. Kauer. Immer sind solche Opern 2ter Classe, wie die Donaunymphe, eine angenehme Erscheinung auf unserm Repertoir. Gerne ergözt man sich einmal wieder an diesen gutmüthigen, kindischen Scherzen, und an den muntern Weisen des Wiener Volkscomponisten. Ja, die vollkommene Harmonie in Dichtung, Handlung und Musik stellten uns eher ein Ganzes dar, als die meisten neuern Italienischen Opern, im Vergleich zu denen der angebliche Unsinn der Donaunymphe immer noch als hoher Verstand erscheint, und deren Musik noch nicht das Charakteristische erreicht hat, was Kauers Volksoper einen besondern Wert hgibt.

Herr Hassel, (Caspar Larifari). Mad. Urspruch, (Jgfr Salome) und Hr. Leising, (Minnewart) zeichneten sich durch guten Spaß aus. Hr. Rottmeyer (Ritter Albrecht) durch gewissenhaften Ernst; der Schalk guckte durchaus nicht hervor. Dem. Urspruch, (Bertha) Dem. Scholz, (Hedwig) Hr. Schulze, (Hartwig) spielten nicht minder serios, und trugen dadurch auch einiges zur allgemeinen Belustigung bei. Mad. Hoffmann, eine allerliebste, lustige, duftige Nixe, schlank und reizend; spielt diese Rolle mit ungemeiner Grazie und Behendigkeit; und hätte nicht das feuchte Element, in dem sie lebt, einigen Einfluß auf ihren Gesang gehabt, so würden wir ihre Leistung vollkommen nennen. Dem. Farnung (Lili) ist im Spiel recht ausgezeichnet, singt aber meistens sehr falsch. Wer ist ihr Singlehrer?

Mittwoch den 18. (Zum erstenmale): Der Unbekannte, Drama in 3 Act. von Friedlieb. Hierauf: Ein

Lügner der die Wahrheit spricht, Lustsp. in 1 Act, nach Scribe und Molleville von Thumb. Knaben die unter recht übertriebener strenger Zucht gestanden, werden, wenn sie der Ruthe entwachsen, gewöhnlich die tollsten, rohesten Jünglinge; Weiber wüthen in Zeiten des Aufruhrs und der Gesetzlosigkeit am rasendsten; und der geduldige langmüthige Esel, wenn er einmal mit seiner Ladung durchgeht, ist kaum durch irgend ein Mittel mehr aufzuhalten. Wir schicken diese, Pädagogen, Historikern und Bauern, jedem so weit es ihn angeht, bekannten Sätze voraus, um es begreiflich zu machen, wie ein Stück, wie der Unbekannte (im Original les deux forçat's, in einer andern Uebersetzung; die beiden Galeerensclaven, oder: die Mühle von St. Alderon) nebst der Unzahl ähnlicher Producte, — als die Schleichhändler, die Waise aus Genf rc. — in Paris nicht nur gefallen, sondern furore machen konnten. Daß es dann schon darum vor vielen deutschen Augen Gerechtigkeit fand, ist natürlich. Die Franzosen sind durch die leblose starre Eleganz, die sie mit ihren beschränkenden, conventionellen Formen für die Tragödie unerläßlich halten, so gebunden, und verschüchtert worden, daß ihnen da, wo sie frei von jenem lästigen Zwange zu seyn glauben, in den Melodramen ihrer Theater niedern Ranges, der abscheulichste Unfug, Ungebundenheit, Lärm und Gräuel aller Art, im höchsten Grade willkommen sind.

Einmal aber angefangen, muß sich dieses Scandal immer wilder und toller steigern, um neues Interesse zu erregen; den verwöhnten Gaumen des Schmeckers reizt zuletzt nur noch Teufelsdreck, und wem einmal ein gespickter Hase ein würdiger Vorwurf der Malerei ist, der wird bald auch die niedrigsten und widrigsten Produkte des Pinsels, wenn sie gut gemahlt sind, mit eben dem Kunstgenuß betrachten, wie ein schönes Menschenantlitz.

Den Vorzug indessen hat die französische Bühne, trotz jener häßlichen Auswüchse, vor der unsrigen, daß sie wenigstens das, was sie denn nun mit Recht oder Unrecht für die wahre Tragödie hält, scharf von diesen monströsen Geburten eines schlechten Geschmacks trennt, und sogar beide nicht nebeneinander auf denselben Brettern duldet. Der Pariser weiß doch ungefähr im voraus, was er im theatre français, und was er an der Porte St. Martin zu suchen hat. Bei Uns hingegen, geht das seltne Gute und das häufige Schlechte durcheinander über dieselbe Bühne, und da dem Haufen hier kein anderes Kriterium des Bessern an die Hand gegeben ist, als sein eigenes Behagen und Wohlgefallen; so ist leicht vorauszusehen, wie weit es mit unserer dramatischen Kunst in einer Zeit kommen muß, von welcher Solger in seiner trefflichen Recension von Schlegels Vorlesungen über Dramat. Kunst und Litt. sagt: „Uns überfällt ein Grauen, wenn wir denken, „wie wir Deutsche von liederlichen Thränen zu Criminal„prozessen übergegangen sind, deren Wirkung dem Eindruck „von Executionen auf dem Rabenstein wenig nachgibt.“

Diese Wirkung, der sogenannte Theatereffekt ist es, der gegenwärtig fast lediglich dem Publikum den Maßstaab zur Beurtheilung dramatischer Produkte abgibt und auch die Halbzahmen besticht. Nach ihm allein wird der Werth eines Stückes beurtheilt und abgemessen. Freilich wäre es thöricht, ja widersinnig, von dramatischen Darstellungen keine Wirkung, keinen Effekt zu verlangen; aber dasjenige, was man heut zu Tage mit dem Namen Theatereffekt belegt, ist etwas von der wahren dramatischen Wirkung sehr Verschiedenes, und verhält sich zu derselben, wie etwa die fliegende Hitze eines Brandweinsäufers, zu dem Feuer rascher unverdorbener Jugend.

Wenn den Zuschauern bei Vorstellung von Raub, Mord, Brand und andern tagtäglichen Haus- und Gassenverbrechen angst und bang um das eigne Leben und Gut wird; wenn der Gedanke, daß ja solch ein Unglück jedweden heute oder morgen auch treffen könnte, ihnen die Haare zu Berg treibt; kurz, wenn überhaupt das werthe Ich durch Furcht und Schrecken gehörig gepeinigt wird, dann soll ein Stück Theatereffekt haben. Selbst wenn solche Scenen des Gräuels und Ekels in fernen Zeiten oder Landen spielen, greifen sie ihren deutschen Mann nicht mehr recht an; nur die vorgestellte Nähe, das eingebildete Drängen eigener Gefahr übt jene Wirkung — der beste Beweis, daß man immer nur an seine eigene Haut denke.

Und so sind wir denn wirklich endlich so weit gekommen, daß das Publicum nur höchstens noch Gefallen an Darstellungen des Häßlichen, des moralisch Scheußlichen, des Krankhaften findet; und das Schöne, das Erhabene, das Gesunde als täglich und langweilig verachtet. Wäre dieses nicht der Fall, so käme gewiß kein, auch nicht der hungrigste, verzweifeltste Schauspielmacher auf den Gedanken, eine solche Mißgeburt, wie „der Unbekannte“ auf die Welt der Bretter zu fördern.

Nach dem Gesagten, erlasse man uns jede weitere Kritik; nur so viel noch: das Stück war fleißig einstudirt und wurde recht brav gespielt — das Haus war leer!! — aber bei einer Wiederholung wird es sich schon füllen; — so etwas zieht doch!! —

Donnerstag 19. Ferdinand Cortez, oder die Eroberung von Mexico, große heroische Oper in 3 Abthl. Musik von Spontini.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 24. Februar. Hedwig, Drama. Hierauf: Der Weiberfeind. Lustsp.

Mittwoch den 25. Die Zauberflöte, Oper.

Donnerstag den 26. Der Unbekannte, oder: Die beiden Galeerensclaven, Drama. Hierauf: Die Entdeckung. Lustsp.

Samstag den 28. Der Barbier von Sevilla, Oper.

Sonntag den 29. (Zum erstenmale): Herrmann und Dorothea, Schsp. Hierauf: Der Unsichtbare, Oper.

Montag den 1. März: Die falsche Catalani, Posse, (Lustig: Hr. Blumenfeld). (Abonnement süspendu).

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 17. Donnerstag, 26. Februar 1824.

Das bleibende Gedicht.

Schöpfen mußt du aus der Weltgeschichte,
Soll, was du gestaltest im Gedichte,
Mit der Weltgeschichte fortbestehn.
Alles was sich nicht ans Leben bindet,
Was im Rausch die Phantasie erfindet,
Wird, wie Nachtgestalten, untergehn.

Großer Menschen edle Thaten singe,
Sey Prophet der wundervollen Dinge,
Welche die Natur verborgen schafft;
Mit geweihtem Seherblick enthülle,
Wahr und schön, des Herzens reiche Fülle
Und des Geistes grenzenlose Kraft.

Auf des Liedes Sonnenfittig hebe
Von der Erde dich empor, und schwebe
Zu der Gottheit höherm Heiligthum,
Ihre Lieb' und Allmacht zu ergründen,
Und mit Engelstimmen zu verkünden
Ihres Stammes Herrlichkeit und Ruhm.

Weihen so die Töne deiner Leier
Nicht dem Wandellosen sich zur Feier,
Dann verklingt sie in des Wandels Flucht;
Nur das Göttliche verweilt hienieden,
Heil dem Sänger! dem das Loos beschieden,
Kühn zu brechen der Begeist'rung Frucht.

Ist die That, gleich Nebel hingeschwunden,
Der Gesang beherrscht die Macht der Stunden,
Die der Menschheit Riesenwerke bricht;
Wenn Homer die Saiten nicht geschlagen,
Würdest du umsonst nach Troja fragen,
Und der Held Achilleus wäre nicht.

Ewig jung erhebet im Gemüthe,
Höher, als des Geistes schönste Blüthe,
Sich der Dichtung holde Majestät,
Daß sie mit dem Glanz der Ideale
Raum und Zeit verklärend überstrahle,
Bis uns auf der Wahrheit Sonne geht.

A. W. Neuber.

Aus des Grafen Orlow's Reise durch Frankreich.

(Schluß.)

Wir sehen Bordeaux nacheinander die Hauptstadt eines der angesehensten Völker der Gallier, die der Barbaren, und endlich die Hauptstadt der Provinzen seyn, welche die Engländer in Frankreich besaßen. Aber nie hat es eine wichtigere Rolle gespielt, als zu der Zeit, deren Geschichte wir hier entwerfen; nie bot es den Faktionen einen bequemeren Posten dar, um ihre Händel und ihr Bestehen zu verlängern. Es wurde der Wall der Fronde — trauriges Verdienst, das es theuer bezahlte. So werden die größten Begünstigungen, die eine Stadt genießt, als: ein schönes Clima, ein fruchtbares Gebiet, eine Lage, die sowohl zum Ackerbau als zum Handel sich eignet, die den Kunstfleiß nährt und für den Austausch der Gegenstände, welche sie hervorbringt und nöthig hat, bequem ist, ihr Verderb, und umringen sie nur mit einer Menge von Uebeln, die als ein trauriges Gleichgewicht sich zu allen Gütern gesellen, bestimmt, das Gedeihen einer Volksmenge zu sichern; so scheinen die Nationen auf Kosten ihrer Ruhe und ihres Bluts die größten Wohlthaten der Natur zu erkaufen.

Die Energie des Parlaments verdiente Achtung, aber sie war fruchtlos. Ganz Frankreich war über jenen ersten Minister entrüstet, der mit der Treulosigkeit eines bestochenen und Machiavelistischen Italieners, seine Niederträchtigkeit und seine Gaukel-

leien verband. Die Prinzessin von Condé selbst, welche mit der Herzogin von Longueville die Seele der Fronde war, knüpfte bald wieder strafbare Verhandlungen mit Spanien an, und als der Hof Truppen gegen Bordeaux anrücken ließ, bereitete sich die Stadt zu dem lebhaftesten und hartnäckigsten Widerstande. Der Herzog von Bouillon führte die an, welche man der legitimen Macht entgegenstellte, und Alles erhielt das Ansehen eines Krieges, der ein regelmäßiger und ein Bürgerkrieg zugleich seyn sollte. Nur das Parlament glaubte einen Abgesandten an das von Paris schicken zu müssen, um diesem die schwierige Lage vorzustellen, in der es sich befand, und es zu bewegen, zwischen dem Hofe und Bordeaux der glückliche Vermittler eines Friedens zu werden, der, indem er dem Staat Ruhe gebe, seine tiefen Wunden vernarben ließe. Doch Mazarin gebot dem Marschall de la Meilleraie, mit Truppen vorzurücken, die sich mit den Truppen d'Epernon's und Lavalette's vereinigten, und dieser General ließ, indem er die Insel Saint Georges bedrohte, Bordeaux auffordern sich zu ergeben, und alle Anführer der Fronde, welche es aufgenommen hatte, aus seinen Mauern zu vertreiben. Unter diesen Bedingungen bewilligte er Frieden, mit dem Versprechen, daß der Herzog d'Epernon, welcher den Bordelaisen so verhaßt war, zurückgerufen werden sollte. — Hierauf erklärte das Parlament: es könne von den Pflichten, die es gegen das Vaterland übernommen, die edlen und großmüthigen Gesinnungen nicht trennen, die es bewegten, die heiligen Rechte der Gastfreundschaft gegen die Prinzessin von Condé und ihre Anhänger, was ihnen auch immer vorzuwerfen sey, unverletzt zu lassen, indem es eben dadurch eine neue Probe seiner Anhänglichkeit an den Staat zu geben glaube. Aber Klugheit mit Energie paarend, gab es zugleich Meilleraie die Antwort: es glaube, man müsse eine Stadt, die keineswegs im Kriege mit ihrem Könige begriffen sey, nicht wie ein Rebellin gegen seine Gesetze auffordern. — Kurz darauf erklärte das Parlament zu Bordeaux durch einen Beschluß d'Epernon, seinen Sohn und seine Anhänger für Störer der öffentlichen Ruhe und die heillosen Urheber der Unterbrechungen des Versöhnungs-Traktats des Fürsten mit seinen Unterthanen, und der Uebel, die davon die traurigen Resultate waren. — Ein Kriegsrath wurde ernannt und die gerüsteten Bordelaisen nahmen die Insel Saint Georges wieder ein. Dieser Sieg gab zu Streitigkeiten zwischen dem Marschall de la Meilleraie und dem Herzog d'Epernon Anlaß, in deren Folge der Hof kluger Weise diesen Letzteren zurückzurufen und ihn nach Loches zu verweisen für gerathen hielt.

Aber die Entfernung dieses trotzigen Herzogs, der von den Bordelaisen mit Recht verabscheut wurde, stillte keineswegs die Empörung. Osorio, der neue spanische Gesandte, der, wie man sagte, beträchtliche Fonds herbeibrachte, wurde von dem Pöbel mit Enthusiasmus empfangen und im Triumph zu der Prinzessin von Condé geführt. Aber anstatt erwarteter Schätze brachte er nur die mäßige Summe von vierzigtausend Thalern, und lügenhafte Versprechungen von Soldaten und Waffen. Das Parlament beschloß, man solle der Prinzessin von Condé Vorstellungen machen, und den spanischen Gesandten, so wie die biscayischen Kriegsschiffe, welche unter einer Handels-Flagge in den Hafen gedrungen waren, in Haft nehmen. Dieser Beschluß bewirkte die gewaltsamste Gährung, in der sich Bordeaux je befunden.

Die Prinzessin begab sich selbst mit ihrem Sohn in das Parlament, um ihm eine Versöhnung vorzuschlagen; aber diese Versammlung antwortete ihr dieses Mal: es fände nicht statt, daß man mit Feinden des legitimen Herrschers unterhandle; es fordere sie auf, sobald als möglich die Ruhe in der Stadt wieder herzustellen, und im Falle, daß sie sich dessen nicht unterziehen wolle, werde es selbst mit Hülfe der guten Bürger diese Sorge auf sich nehmen. — Hier nun widersprechen sich die Geschichtschreiber. Nach Einigen soll diese Zusammenkunft die übelsten Folgen gehabt haben und die Ursach gewesen seyn, daß die Frondisten das Blut von mehr als einem Vertheidiger des Throns hätten fließen lassen; nach Andern aber widersetzte sich die Prinzessin von Condé — der Gastfreundschaft werth, die eine Stadt ihr angedeihen ließ, und welche die Ruhe, und was sie Theures besaß, für sie opferte — jeder Feindseligkeit und zog sich mit dem eben so ausdrucksvollen als populären Ruf: „Wer mich liebt, der folge mir!" — in ihren Pallast zurück, von wo aus sie die Bürger aufforderte, sich ebenfalls in ihre Wohnungen zu begeben.

Mancherlei.

Ein Liebesbrief aus dem 12ten Jahrhundert.

An denselben Ludwig VII. von welchem sich, wegen des geschornen Bartes, seine Gemahlin hatte scheiden lassen, (Iris Nro. 12) schrieb Konstanze, Alain's des Grafen von Bretagne Tochter:

Dem erlauchten und glorreichen Könige von Frankreich Heil und Freundschaft. „Ich möchte Ew. Hoheit wissen lassen, daß ich seit langer Zeit Ihr Andenken in mir be-

wahre, und daß, wie viele Personen mir auch zahlreiche Liebesgeschenke angeboten haben, ich keines davon habe annehmen wollen. Wenn es indessen Ihrer Freigebigkeit gefallen wollte, mir, die ich Sie mehr liebe als ich sagen kann, irgend ein Liebeszeichen zu schicken, einen Ring oder sonst etwas, so würde ich dergleichen höher halten als den Werth der ganzen Welt. Ich danke Ihnen in Betreff meines Boten, den Sie auf eine so ehrenvolle Art aufgenommen haben. Wenn sich von meiner Seite etwas fände, dessen Besitz Ihnen behagte, ein Sperber, ein Hund, ein Pferd, so bitte ich Sie es mir ohne Zögern durch den Ueberbringer dieses Briefes sagen zu lassen. Seyn Sie fest versichert, daß wenn das Schicksal entschlossen ist, mir nicht zu lächeln, ich lieber das Weib eines Ihrer Diener, selbst des niedrigsten seyn will, ehe ich Königin von Schottland werden mag und ich werde das durch den Erfolg beweisen; denn sobald mein Bruder, der Graf Konan aus England zurück seyn wird, denke ich nach St. Denis zu gehen, um dort zu beten und zugleich Ihrer Gegenwart mich zu freuen. Leben Sie glücklich, damit auch ich es seyn kann."

Diese Konstanze wurde nachher mit Alain III. von Rohan vermählt.

An Herrn Blumenfeld.

(Eingesandt.)

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt (Montag den 23. Februar), steht von Hamburg aus ein Heirathsantrag, welcher einen ergiebigen Stoff zu einem Lustspiele für Ihre Weiberrollen darbietet. Ich will hier nur die Haupt-Momente des Stückes angeben, die weitere Bearbeitung aber einem witzigen Dichter überlassen.

Die Hauptperson des Stückes, ein junger Mann, liest obigen Artikel in der Zeitung, beredet sich mit einem Freunde oder einer Freundin darüber; und nimmt sich vor, das weibliche Geschlecht an dem eitlen Gecken, der einen solchen Antrag macht, zu rächen. Er schreibt also unter den angegebenen Buchstaben und unter dem Namen eines Frauenzimmers, und erbietet sich, diese Feuerprobe zu bestehen; da es jedoch unschicklich sey, daß ein junges Mädchen ihren künftigen Bräutigam zuerst besuche, so gibt er in dem Briefe ein Wirthshaus in einer dritten Stadt an, wo er mit seinem Freunde oder seiner Freundin eintreffen würde, um sich einmal kennen zu lernen. Der Freiwerber antwortet und verspricht, sich zur angegebenen Zeit und in dem angegebenen Wirthshaus einzufinden.

In diesem Wirthshause beginnt nun das Stück. Die ersten Scenen der Erwartung, der vorgefühlten Freude bei der Beschämung, der weiblichen Ankleidung ꝛc. ꝛc. will ich dem Dichter auszumahlen überlassen. In dem zweiten Aufzuge kommt der Millionär angefahren, erkundigt sich um die Fremden, und hört, daß die Dem. Blumenfeld mit ihrer Freundin schon seit gestern Abend hier wohne. Der Millionär bringt vor dem Spiegel seine Haare und seine Kleidung in Ordnung und läßt sich melden. In den folgenden Scenen und schon bei dem Empfange muß die Dem. Blumenfeld sowohl in Kleidung, als Anstand, Reden und Minen alle Kunst der koketten Einfalt ꝛc. annehmen, welche Herr Blumenfeld auf dem Theater so meisterhaft nachzuahmen versteht. Obwohl aber die Kleidung sehr einfach gewählt seyn muß, so darf doch überall und selbst in den ausgepackten Geräthschaften, Reichthum hervorschimmern. Dieser zweite Aufzug endigt damit, daß der eitle Herr Millionär rasend verliebt wird.

Der dritte Aufzug beginnt damit, daß der Millionär sich sowohl bei dem Wirthe als den Gästen über die Demoiselle erkundigt, und sie wird von diesen für ein sehr schönes, züchtiges und reiches Frauenzimmer gehalten. Ein mit dem Complot vertrauter pfiffiger Bedienter wird für einen Juwelier ausgegeben, und tritt gerade zu der Zeit, wo der Millionär der Geliebten seine Neigung zu erkennen gibt, in das Zimmer und bietet ihr einen kostbaren Schmuck zum Kaufe an; diese aber weist ihn zurück mit den Worten: „der schönste und einfachste Schmuck eines Weibes ist Bescheidenheit." Der Millionär entzückt über diese Worte, fragt den angeblichen Juwelier, was der Schmuck koste, kauft ihn auf der Stelle, und übergibt ihn seiner Geliebten mit den Worten: „Von mir werden sie ihn doch annehmen? Mir zu gefallen werden sie ihn doch tragen?" Sie nimmt ihn an mit der Antwort: „Es sey; aber unter der Bedingniß, daß Ihr Bild in diese Brillanten gefaßt wird." Hierauf wendet sie sich zu dem Juwelier mit den Worten: „gehen sie nun, mein Herr, und rufen sie mir meinen Freund (oder Freundin)." Der Bediente geht ab: der Freund (oder die Freundin) erscheint; und sie sagt zu diesem: „unterhalten sie doch eine kurze Zeit unsern Freund, ich komme bald wieder zurück!" Der Freund betrachtet den Schmuck, fragt nach seinem Werthe; rühmt das Geschenk ꝛc. ꝛc. Die Hauptperson tritt wieder auf, aber in Manns-Kleidern, *) nimmt den Schmuck, gibt denselben dem Millionär zurück und sagt: „das Mädchen Blumenfeld hat Ihnen diesen „Schmuck abgenommen, aber der Mann Blumenfeld gibt „Ihnen denselben zurück. Sie sehen daraus, daß, wenn „Sie mit ihrer Eitelkeit in die Hände von Spitzbuben gefallen wären, Sie nicht nur diesen Schmuck, sondern auch „die Ruhe Ihres Lebens hätten verlieren können; und beleidigen Sie in Zukunft nicht mehr den edlern Theil des „weiblichen Geschlechts mit so läppischen Anträgen ꝛc."

Man könnte dem Stück den Titel geben:

Der Heirathsantrag.

N. N.

---

*) oder besser in Weibskleidern mit dem Schmuck geziert; weil die Mannsstimme des Hrn. Blumenfeld mit der Weibsstimme mehr contrastirt.

Der starke Fußgänger.

Die Körperkraft und Ausdauer bei Fußreisen ist seit kurzem auch bei uns ein Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden. Folgendes Beispiel wurde in vorigem Jahre in England, als das merkwürdigste und stärkste, was in jenem Land darin geleistet worden, angeführt.

Nachdem das Unternehmen, 30 (deutsche) Meilen in 28 Stunden zurückzulegen von einem der berühmtesten Fußgänger unternommen, und verunglückt war, so versuchte es ein Liebhaber. Er setzte sich, von einem Manne zu Pferde begleitet, in Bewegung, und begann — Freitags Nachmittags um 5 Uhr — 1¼ Meilen pr. Stunde, ohne sich aufzuhalten, 5¼ Meilen zu gehen, dann verzehrete er ein Hühnchen, setzte sich wieder in Bewegung, und legte in Allem 9½ Meilen zurück, ehe er sich wieder ausruhete, nun blieb er zwei Stunden ruhig im Quartier, setzte sich wieder in Bewegung, und kehrte zurück, nachdem er die Hälfte seines herculischen Unternehmens in 13 Stunden 12 Minuten beendigt hatte. Um 5 Uhr Sonntag Morgens legte er sich, nachdem er sich tüchtig mit wollenen Tüchern hatte reiben lassen, zu Bette, ruhete einige Stunden, und begab sich ziemlich erquickt um 8 Uhr wieder auf den Weg; die nächsten 2¾ Meilen legte er in 3 Stunden zurück, und richtete es so ein, daß er für die letzten 3 Stunden noch 2 Meilen zu gehen hatte, die ihm aber nur durch die größte Ausdauer zurückzulegen möglich wurden. Er gelangte noch 4 Minuten vor der bestimmten Zeit, aber fast blind durch Anstrengung, an's Ziel! —

Partheienwuth.

In Paris fand folgender Vorfall statt: Zwei Freunde, beide Offiziere, der eine im Dienst, der andere pensionirt — der eine ein Ultra, der andere ein Liberaler, stritten bei einem Glase Punsch über die Verdienste des Herrn von Chateaubriand, Minister der auswärtigen Angelegenheiten. „Es geht nichts über sein treffliches Werk „Atala," rief der Eine; „es taugt nichts," entgegnete der Andere. „Es ist unmöglich erhabener zu schreiben;" — „es ist unmöglich unverständlicher zu seyn." — „Noch hat keiner so geschrieben!" — „gerade so müßte niemand schreiben."

Man trank während man stritt, der Punsch machte das Blut noch mehr wallen, die Streiter wurden hartnäckiger. Aux mots tranchants folgten des mots piquants — aux mots piquants des mots injurieux, eine Herausforderung findet statt, und man eilt auf den Kampfplatz. Hier bemühen sich die Sekundanten vergebens, die Gemüther zu beruhigen. — Das Duell beginnt, — der für Atala focht, erhält eine tiefe Wunde, und stürzt zu Boden. Sein Gegner ist in Verzweiflung. — „Ihr Thoren!" ruft einer der Sekundanten, „Euch um nichts und wieder nichts den Hals zu brechen."

„Sie haben vollkommen recht," erwiderte der Sieger, „um nichts und wieder nichts, denn ich habe Atala in meinem Leben nicht gelesen."

„Ich eben so wenig," stammelte der Verwundete.

Theater-Nachrichten.

Leipzig.

Am 9. Febr. wurde hier zum Erstenmal Spohrs neue Oper, Jessonda, unter des Componisten eigner Leitung gegeben. Die Ouvertüre wurde mit der größten Stille angehört, mit dem rauschendsten Beifall begleitet, und mußte wiederholt werden. Eben so im Verlaufe des Stücks, der Soldaten-Chor und das Duett zwischen „Nadori" und „Amazili." Unter dem vielen Schönen dieser, mit Enthusiasmus aufgenommenen Oper, zeichnen sich die sanfteren, gemüthlichen und lyrischen Stellen am meisten aus. Die Musik vereint mit der gründlichsten Tonsetzung die ansprechendste Wahrheit. —

Der unermüdeten Thätigkeit unsrer Theaterdirection ungeachtet sind wir doch nicht ohne Besorgnisse, ob unser stehendes Theater sich erhalten werde. Der Unternehmer soll dem Magistrat dargelegt haben, wie er trotz der größten Ordnung und Thätigkeit, das Institut dennoch nicht ohne pecuniäre Opfer bisher verwaltet habe, und selbiges daher, unter den gegenwärtigen Bedingungen nicht fortführen könne.

Man hofft daß unser liberaler Magistrat mehrere ungünstige Verhältnisse und Lasten, die das Theater beschweren — als: Miethzins, Consumtionsabgabe, Armenbenefize — demselben für die Zukunft erlassen werde. Die allgemeine Ansicht betrachtet das Theater als eine, größeren Städten unentbehrliche Anstalt, die durch Aufführung der dramatischen Werke unserer Dicht- und Tonkunst unterhält, unterrichtet und verfeinert, und sonach vor den meisten Vergnügungen den Vorzug verdient. Wir sehen daher beinahe in allen Ländern, die uns in der Cultur vorausgingen, als in Italien und Frankreich, selbst die Provinzial-Theater von der Regierung und den städtischen Behörden unterstützt und in ihren Lasten erleichtert. Auch in Deutschland z. B. in Baiern und Baden, werden mehrere Theater durch baare Zuschüsse von der Regierung unterstützt, welches ohnfehlbar in der Absicht geschieht, um den Nachtheilen schlechter Theater auf die sittliche und geistige Bildung zuvor zu kommen, und weil die allgemeine Erfahrung dargethan und noch darthut, daß bei der höheren Bildung und den größeren Ansprüchen des Publikums, der Künstler, Dichter und Componisten, eine dem Guten und Schönen nachstrebende Theater-Anstalt, selbst in größeren Städten, kaum durch sich selbst bestehen kann. Um so mehr sollten die Theater, an welche die Behörden, sowie das Publikum, Anforderungen machen, wenigstens von Abgaben und Lasten befreit werden. —

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 18. Sonntag, 29. Februar 1824.

Die Gabe des Bautasteines.

(Erzählung von L. M. Fouqué.)

Auf einer Meeresküste von Schleswig, unfern des freundlichen Schleystroms, standen vor etwa zwei hundert Jahren ein paar junge Liebende sehr traurig an einem hohen, uralten Heldengrabe. Der Jüngling war **Klaus**, der Hirt, geheissen; das Mädchen war, obgleich es sehr still und sittsam lebte, weit im Herzogthum unter dem Namen **Schön-Sigrith** bekannt. Jedes von den jungen Leuten hatte eine arme, alte Mutter zu verpflegen, und deshalb konnten sie nicht daran denken, einander zu heirathen; denn ihr angestrengtester Fleiß reichte nur eben aus, jener heiligen Pflicht zu genügen. Irgend eine Sorge mehr in die Wagschaale, und die guten alten Frauen hätten darben müssen in ihrem hohen Alter. Daß aber eine der Mütter sterben könne, oder gar Beide, — das kam den lieben Kindern gar nicht in ihren treuen Sinn. Und so hatten sie sich denn bisher ganz heiter daran begnügt, einander nach vollbrachtem Tagewerk hier guten Abend zu sagen, bei dem hohen schöngelegenen **Bautastein**, wie man in den Nordlanden so ein Heldengrab zu nennen pflegt. Auch sangen sie dann wohl irgend ein schönes Lied miteinander. Es sang sich hübsch hier. Das Meer mit seinem feierlichen Geroll, die hohen Heldenbuchen mit ihrem heimlichen Säuseln und Rauschen sangen den Liebenden gleichsam vor, und sie stimmten dann voll ernster Heiterkeit mit ein. Aber heute sangen sie nicht. Sie weinten.

Denn Schön-Sigrith hatte zu Klaus gesagt: „Klaus, ich fürchte, Du bringst mich noch endlich in's Gerede, wenn wir einander hier immer wieder begegnen, und auch wenn Du bei jedem Tanz, den es einmal gibt, immer nur mit mir tanzest, und wenn ich nicht da bin, gar nicht an's Tanzen denkest."

„So will ich überhaupt nicht mehr tanzen, liebe Sigrith!" hatte Klaus geantwortet, noch ganz vergnügt. „Denn mit Andern tanzen, als mit Dir, — das kann ich nun einmal nicht. Aber hier an dem Bautastein mir begegnen und mit mir singen, — das mußt Du wirklich. Denn siehe, sonst sterb' ich wohl. Und dann hätte meine herzliebe Mutter keinen Pfleger mehr." —

Schön-Sigrith hatte jedoch erwidert:

„So wird es nicht kommen, wie Du meinst, lieber Klaus; das läßt der liebe Gott nun einmal nicht zu. Mag seyn, daß wir Beide uns etwas bleich grämen fortan. Aber was thut das? Der liebe Gott wird uns unsern Müttern schon erhalten. Und besser ist es doch so, als wenn die Leute irgend ungleich von Deiner lieben Sigrith dächten." —

Da hatte Klaus eingewilligt, und deshalb standen sie nun Allebeide so betrübt und stumm neben einander, und wußten nicht recht, wie sie es anfangen sollten, um sich das Abschiedswort zuzusprechen.

Da sagte endlich Klaus:

„Wir wollen dennoch zu guter Letzt noch einmal mit einander singen, liebe Sigrith."

Sie winkte bejahend, und stimmte einige Töne an. Er sang hinein, und so ließen sie, gegen das Heldengrab gewendet, folgendes Lied, welches damals die Strandleute häufig zu singen pflegten, durch die stille Abendluft hinklingen:

„Du Held Thorwakur im hohen Grab,
Siehst Du noch auf Land und Fluth herab?
Hör' uns einmal an aus Deinem Bautasteine!

Du Held Thorwakur, sie sagen zumal,
Du hieltst in der Hand einen Doppelstahl.
Hör' uns einmal an aus Deinem Bautasteine!

Das Eine Schwerdt hast Du selbst geschwungen,
Das Andre hast Du dem Feind entrungen.
Hör' uns einmal an aus Deinem Bautasteine!

Es gibt noch immer zu kämpfen am Strand,
Es gibt noch immer zu seufzen im Land.
Hör' uns einmal an aus Deinem Bautasteine!

Gedenk' wie viel Du des heißen Wehes erlittest,
Bevor Du Dir einst Schön-Ingerlill erstrittest!
Hör' uns einmal an aus Deinem Bautasteine!

Du hast sie erstritten, Du hast sie ersiegt.
Nun zeig', daß Dir auch an uns was liegt.
Hör' uns einmal an aus Deinem Bautasteine!

Wo blutet ein Herz, wo dräuet ein Graus,
Da tritt mit Deinen zwei Klingen heraus.
Hör' uns einmal an aus Deinem Bautasteine!

Und willst Du nicht wieder zurück in's Lebensspiel,
So sind zwei Klingen für Einen Mann zu viel.
Gieb ein Schwerdt heraus aus Deinem Bautasteine!

Ein Heldenschwerdt, geschmiedet vom mächtigen Schmidt!
Da hilft dann wohl tapferes Herze sich selbst damit.
Heraus, heraus gib ein Schwerdt aus dem Bautasteine!

Doch es schläft Thorwakur in tiefer Ruh!
Die Felsenthüre zum Hügel bleibt zu.
Es kommt nicht Held, nicht Schwerdt aus dem Bautasteine.

Hier fließet die Thräne, hier rinnet das Blut: —
Der Held Thorwakur sitzt drinnen und ruht.
Er höret uns nicht in seinem Bautasteine!" —

„Er hat's überstanden!" sagte Hirt Klaus, als der Gesang verhallt war. „Er hats schön und rühmlich überstanden und auch nicht allzuschwer! — Denn sein Tod kam rasch und frisch im kühnen Kampf, und gelebt hat es sich damals unendlich leichter in der schönen, goldnen Heldenzeit, als heut zu Tage." — Schön-Sigrith aber entgegnete: Ach, sie haben wohl eben so schwer an ihrem Päckchen zu tragen gehabt, als Unsereins. Aber so von Weitem sieht man's nicht eben deutlich." — „Nein doch, nein doch!" sagte Klaus eifrig, „sie haben's wahr und wahrhaftig besser gehabt. Du weißt ja auch die alten schönen Lieder. Wenn da zwei Seelen einander so lieb hatten, wie wir Beide, da kamen sie entweder glücklich zusammen, oder sie gingen mitsammen zu Grund. Aber von einem so schmerzlich ruhigen Fahrwohlsprechen, wie wir arme Leute es diesmal vorhaben, war eben die Rede bei Jenen nicht. Das macht, es gab da noch mehr Waffen in der Welt und mehr Kampf. Mit den Waffen, Schön-Sigrith, kann ein tüchtiger Mann ausnehmend viel durchsetzen." —

„Du, frevle nicht!" sagte warnend die Jungfrau. „Kampf und Waffen noch gibt es immer weit mehr, als ehrlichen Leuten lieb seyn sollte. Hast Du nicht gehört, was der mächtige Seeräuber Hartwunger vor Kurzem wieder auf Laaland angerichtet hat? Wenn der nun einmal über kurz oder lang an unserer Küste landet mit seinen Mordbrennern!" —

„Nun ja," — erwiederte freudig blitzenden Auges Hirt Klaus, — „dann gäb' es freilich wohl einmal ein schönes Fechten, und man könnte zeigen, was man gelernt hat; — nein, eben nicht was man gelernt hat — ich habe beinahe gar nichts gelernt, — aber doch, was man kann. Nur ist es schlimm mit solchen Seeräuberkriegen: höchstens am Ende behält man, was man hat. Und wiederum auch habe ich beinahe gar nichts. An Gewinn aber ist dabei auf keine Art zu denken. Denn ob man auch den Seeräubern etwas abnähme an Geld und Gut, — das hätte ja doch immer schon andern ehrlichen Leuten gehört, und denen müßte man's wiedergeben. Hieße also nur damit, — und so viel noch hab' ich aus der Schule behalten, denn es kommt immerfort in Mutters und meiner Wirthschaft vor: Null zu Null bleibt Null. — Siehe mich nicht so verwundert an, Schön-Sigrith. Ich bin nicht etwa ein geizig trübes Kaltherz geworden, drin weder Deine hellen Augen zünden könnten, wenn ich was Braves durchgefochten hätte, noch auch die Freudenfeuer am Heerde und auf Hügeln über einen schönen Sieg. — Ach wenn ich an Geld und Gut nur irgend denke. — Du weißt ja, für wen es geschieht und warum. Hatten die Leute aus der Heldenzeit ihr Päckchen zu tragen, so trugen sie doch just nicht an dem, was uns jetzt auseinander drückt. — Fahr wohl, Schön-Sigrith!"

Die Thränen brachen aus seinen Augen. Sie wollte ihm noch einmal die Hand zum Abschiede reichen, aber sie brauchte beide Hände, um ihr vom Weinen überströmendes Angesicht zu verdecken, und so wankte sie leise schluchzend von hinnen. —

Hirt Klaus blieb einsam stehn in der wachsenden Dunkelheit des Abends, und er hätte wohl noch sehr lange so still und regungslos gestanden. Aber sein treuer Hund, der bis dahin ruhig im Grase gelegen hatte, schlug an, und emporblickend sahe Klaus, wie er ein schönes schlankes Rehlein verfolgte, das der schönen Grasdecke des Heldengrabes nachgegangen war. Alsbald pfiff der Hirt sein folgsames Thier zurück, daß es nicht dem zarten Gast seine Weidlust verderbe. Aber das Reh, einmal eingeschüchtert, sprang in wilder Angst hügelan. Plötzlich rasselte droben etwas laut, wie zusammenbrechendes Gestein. Das Reh verschwand, — kam aber im nächsten Augenblick mit einem gewaltigen Satze wieder auf der Oberfläche der Erde zum Vorschein, und rannte verwilderter noch von hinnen.

Hirt Klaus ging hinauf, zu betrachten, was da geschehen sey. Da fand er, daß unfern unter dem riesigen Bautasteine, welcher das Heldengrab bezeichnete, ein Theil des verwitterten Gewölbes vor dem Lauf des Thieres eingebrochen war. Der Gang zu dem starken Thorwakur mit seinen zwei mächtigen Klingen stand frei.

Schaudernd und sehnend überlegte Hirt Klaus bei sich, ob er wohl die Ruhe des edlen Todten nicht verstöhre, wenn er hineinsteige in die Gruft.

Da leuchtete ihm der eben jetzt hell aus den Wolken vorbrechende Mond mit klargewaltigem Strahl voran, daß er Stufen sehen konnte, die in den Hügel hinabführten, und aus der Tiefe ein Funkeln, wie von Waffen, sichtbar ward.

Unwillkührlich sagte er laut zu sich selbst: „Thorwakur winkt, und das Licht des Himmels

zeigt mir den Weg. Ich bin am Ende eben so gut ein Dänemann als Thorwakur, und müßte mich ja vor ihm schämen, wenn ich in ängstlicher Scheu draußen bleiben wollte. Wer weiß, er mag es wohl schon beschlossen haben, mir eins seiner schönen Schwerdter zu schenken." —

Und rasch hatte er einen harzigen Ast von den Bäumen, welche den Hügel überschatteten, losgeschnitten, und ihn sich zur Fackel bereitet, und rasch hatte der Funken aus seinem Feuerzeuge gezündet. Da sagte er noch zu seinem guten Hunde: „Du bist wohl nicht mitgeladen, und es schickt sich überhaupt nicht, daß du den todten Helden besuchst. Bleib hier draußen sitzen, bis ich wiederkomme. Hörst du wohl?" —

Das kluge Thier that nach dem Worte seines Herrn, und Klaus stieg mit lodernder Fackel hinab.—

Kalt und schauerlich hauchte ihm Grabesduft entgegen, — aber schön und immer schöner funkelte edler Waffenglanz aus der Tiefe dem Nahenden herauf vor Mondscheinblicken und vor dem Strahl seiner eignen Fackel.

Jetzt stand er drunten im mächtigen Gewölbe, und vor ihm saß auf hoher Steinbank eine riesige Waffengestalt mit geschlossenem Helm, in jeder Hand ein blankes Schwerdt.

Hirt Klaus neigte sich. Dann sang er leise;

„Willst, Held, nicht zurück in's Lebensspiel,
Sind wohl zwei Schwerdter für Einen Mann zu viel." —

Er hielt inne.

„Zu viel, — zu viel!" murmelte der Widerhall des Gewölbes ihm nach.

„Was bedeutet mir das: „Zu viel, zu viel!" flüsterte der Jüngling. „Hab' ich zu dreist gesungen, oder will er mir wirklich Eins der zwei Schwerdter mit hinaufgeben? — Wollen's mal proben." —

Und mit fester Stimme sagte er:

„Held Thorwakur, schenk mir, bitt' ich, zu der Probe Vergunst!"

„Vergunst!" murmelte der Widerhall.

Hirt Klaus faßte nach dem Schwerdt in Thorwakurs Rechten. Aber die gepanzerte Knochenhand hielt die Waffe fest eingeklammert.

„Will er vielleicht erst meine Kraft erprüfen?" dachte Hirt Klaus bei sich, und faßte schärfer an. Aber da ergriff ihn der furchtbare Gedanke: „wie nun, wenn über dem Ringen die Heldengestalt mit mir hinunterstürzte von der Steinbank, und etwa aus dem aufgesprungnen Helm grinste mich der Todtenschädel aus seinen hohlen Augen an." —

Er ließ schaudernd ab. Doch sagte er nach einigem Besinnen wieder laut und fest: „Halt mir's zu gut, Held. Ich habe Dich, mag seyn, sehr thörlich verstanden. Das Schwerdt in Deiner Rechten wird wohl Dein eignes gutes Schwerdt gewesen seyn. Ei ja, natürlich! Und wer hieß mich auch gleich nach dem fassen! So etwas schenkt wohl kein Ehrenmann leicht weg. Aber die eroberte Klinge in Deiner Linken, — ich denke immer, die soll für Hirt Klaus!" —

„Für Hirt Klaus!" murmelte hohl der Widerhall, und kaum hatte der Jüngling die Waffe berührt, so sank sie aus der todten Heldenhand in die seinige.

(Fortsetzung folgt.)

An die Traurende.

Warum in der Schwermuth Schleier
Immer noch den Blick gehüllt?
Liegt vor Dir in süßer Feier
Nicht der Auferstehung Bild?
Sieh' umher in's heit're Leben,
Horch' dem freudigen Getön!
Laß uns frische Kränze weben,
Gottes Erd' ist wunderschön!

Wechselnd mischet uns're Loose
Hier das ewige Geschick;
Ohne Dorn blüht keine Rose,
Ungetrübt kein reines Glück.
Aus dem Schmerz entkeimt die Wonne,
Sonder Schatten ist kein Licht;
Selbst die ewig heit're Sonne,
Ohne Flecken ist sie nicht.

Was der Erde sich entringet,
Ist allein für sie nur todt,
Und aus Grabesdunkel dringet,
Hell ein schön'res Morgenroth.
Reich ist unsers Gottes Milde,
Schau empor zum Sternenzelt,
Aus dem hehren Glanzgefilde
Strahlt der Lohn der bessern Welt.

Allen Wesen winkt die Freude,
Und der Jugend ist sie hold;
Niemand hat im Trauerkleide
Einen Blick ihr abgegrollt.
Sieh' umher in's heit're Leben,
Horch' dem freudigen Getön!
Laß uns frische Kränze weben,
Gottes Erd' ist wunderschön!

Charade.

Wenn der junge Tag im Osten grauet,
Glänzt die Erste purpurn am Azur;
Wenn der Abend Kühlung niederthauet,
Siehst du rosig sie auf Hain und Flur:
Silbern blinkt sie, wenn der Mond vom blauen
Aethermeere sanft hernieder strahlt,
Aber oft erfüllt sie auch mit Grauen,
Bildend eine ferne Truggestalt.

Wer die Zweite ist, flieht jene nimmer
Die ihn oft entzückte, oft getäuscht;
Nicht mehr hascht er nach dem eitlen Flimmer,
Denn er fand, was jeder Müde heischt.
Doch wenn beide sich zum Ganzen einen,
Aeußert sich der Ersten Täuschungsmacht;
Ach! die Lieben, die den Freund beweinen,
Scheu'n die Zweyte; doch der Freund erwacht.

Auflösung der Charade in Nr. 16.
Donau.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 21. Februar. **Der Wollmarkt,** Lustsp. in 4 Abthl. von Clauren. Hierauf: **Der Schiffbruch,** Lustsp. in 1 Aufz. von Steigentesch.

Sonntag den 22. **Oberon, König der Elfen,** kom. Oper in 3 Akt. Musik von Wranitzky. Abermals eine erfreuliche Erscheinung aus der guten alten Zeit der hiesigen Bühne. Wie unschuldig dumm ist doch das Gedicht, eine rechte Speise für Kinder; aber auch die Alten erbauen sich daran, und lachen ob der toll zusammengewürfelten Historie, die mit ihrem Apparat von Elfen, Nymphen, Orakeln, Genien, Rittern, Bassen, Sultaninnen, Fürsten, Derwischen und Janitscharen, schnell wie die rasch gezogenen Bilder einer laterna-magica über die Bühne eilen, ohne dem Zuschauer nur die Zeit zu gönnen, sich zu fragen: Woher? Wohin? Warum? Mancher Theatergänger, der vielleicht nie von dem, bei unsern Modeleuten vergessenen, Wieland hörte, hat gewiß bei Gelegenheit der Aufführung des Oberons, von irgend einem belesenen Nachbarn erfahren, daß dieser eigentlich der Schöpfer des, seiner Zeit viel gelesenen, Oberons seye. Welche Vorstellung mag sich wohl ein [illegible]her, eben unterrichteter, von Wieland machen?

Wranitzky's Musik hat eine gute Probe ausgehalten; lang [illegible] ihrem Erscheinen lebte sie im Munde des Volkes fort, [illegible] heute noch erfreuet sie allgemein durch ihre lieblichen, sanft[illegible] volksmäßigen Melodieen. —

Die heutige [illegible]führung übertraf unsere Erwartung in jeder Hinsicht. Dem. [illegible]einefeder (Oberon) leistete durch ihre ausgezeichnet schöne Stimme, durch ihren freien einfachen Vortrag Ungewöhnliches. Ihr Benehmen auf der Bühne und ihre Sprache waren ungezwungen und natürlich; ganz Produkte eines kindlichen unbewußten Talentes. Die Leistung der Dem. Heinefeder wurde durch die lautesten Beifallsbezeugungen geehrt. Wir erfreuen uns jeder Aufmunterung, die ihrem schönen Talente von Seiten des Publikums wird, und von Seiten der Direction werden könnte.

Herr Gröser (Hyon) weiß sich in dieser ziemlich hohen Gesangpartie sehr vortheilhaft zu zeigen; seine Stimme sprach wieder durch besondere Weichheit an, die, außer der Parthie des Hyons, er allein noch als Faust und als Kolin im Mandarin, in so hohem Grade, seinem Gesange gibt. Herr Hassel (Scherasmin), wie in allen Rollen der Art recht brav. Dem. Schulz (Amande) sang diese nicht sehr dankbare Rolle zwar recht befriedigend; aber Leidenschaften durch den Gesang auszudrücken, vermag sie noch nicht. Das übrige Personale, das hier gleichsam als Füllsteine gebraucht wird, that seine Schuldigkeit, aber auch nicht viel mehr. Das Scenenwesen war, bis auf den Unfall mit dem Wolkenwagen, der den Sultan Düpre beinahe wirklich um vier Backenzähne und einiges Barthaar gebracht hätte, lobenswerth.

Dienstag den 24. **Hedwig, die Banditenbraut,** Drama in 3 Abthl. von Körner. Hierauf: **Der Weiberfeind,** Posse in 2 Akt. von Lebrün.

Mittwoch den 25. **Oberon,** kom. Oper in 3 Abthl. Musik von Wranitzky.

Donnerstag den 26. (Zum Erstenmale wiederholt): **Der Unbekannte, oder die beiden Galeerensclaven,** Drama in 3 Abthl. v. Friedlieb. Hierauf: **Das war ich!** ländl. Scene in 1 Aufz. von Hutt. Ungeachtet des vermehrten und verbesserten Titels des Drama's, war das Haus ungewöhnlich leer. In Berlin und Dresden füllte dieses Stück jedesmal das Haus; sollte hier — ein besserer Geschmack wie dort herrschen?

Theater-Anzeige.

Montag den 1. März. Die falsche Catalani, Posse. (Lustig: Herr Blumenfeld). (Abonnement suspendu.)
Dienstag den 2. Die Schwestern von Prag, Oper.
Mittwoch den 3. Das Intermezzo, Lustsp. Hierauf: Der Schiffbruch, Lustsp.
Donnerstag den 4. Johann von Paris, Oper.
Samstag den 6. Herrmann und Dorothea, Familiengemälde.
Sonntag den 7. Die Teufelsmühle, Oper.
Montag den 8. Zum Erstenmale: Euryanthe, Oper. Musik von Carl Maria von Weber. (Abonnement suspendu.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.
Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 19. Donnerstag, 4. März 1824.

Dichterschicksal.

Und wenn dir nun der Gott gegeben,
Was selber dich zum Gott erhebt;
Und wenn nun in dein kahles Leben
Die Dichtkunst ihre Fäden webt;
Und wenn du nun auf allen Jammer
Vergessend und auf alle Lust,
Am liebsten bist in deiner Kammer,
Und untertauchst in deine Brust;

Und wenn nun deinem kräft'gen Herzen
Das kräftige Geschlecht entquillt,
Das du gezeugt in Wonn' und Schmerzen,
Von der Begeistrung Hauch erfüllt;
Und wenn nun deine Lieder blühen
Gar frisch und froh, den Blumen gleich,
Und nun die Blumensträuße fliehen
Hinaus in's weite Schöpfungsreich;

Was ist für Frucht dir aufgegangen
Aus dieser Liedersaat voll Pracht?
Was ist der Lohn, den du empfangen
Für's Werk manch schlummerloser Nacht?
Was ward dir für ein Kranz gewunden
Für deinen duft'gen Liederkranz?
Hast du ein liebend Aug gefunden
Für seinen reichen Farbenglanz?

Du sätest rosig schöne Triebe,
Es ging dir auf der Neid, so blaß!
Du sätest Treue, sätest Liebe,
Es ging dir auf der gift'ge Haß!
Und deines Kranzes Farben haben
Sie abgekratzt und eingestaubt,
Und statt der Lorberkrone gaben
Sie dir die Dornenkron' aufs Haupt!

Und was dir reich und groß erschienen,
Erscheinet ihnen arm und klein;
Und was du sahst in Engelsmienen,
Dünkt ihnen Larvenspuck zu seyn;
Und was in Jugendpracht dir blühte,
Das nennen sie verwelkt und alt;
Und was mit Flammen dich durchglühte,
Das läßt die kalten Seelen kalt.

Da stehst du nun, mit blut'gen Thränen
Im Angesicht, und rufst voll Schmerz:
„Ich Thor! Ist das das Loos des Schönen?"
„So schweig' denn Mund und brich du Herz!"
Drauf schlägst du in des Busens Tiefen
Die Harf' in Stücke, daß sich nicht
Die Töne, die im Innern schliefen,
Hervor mehr drängen an das Licht,

Und schleppst so hin die Qualentage,
Bis deinen Geist der Weltgeist ruft,
Und mit dem schwarzen Sarkophage
Der Leib hinabfährt in die Gruft;
Nun trauern sie an deinem Grabe,
Und grüben gern dich wieder aus,
Allein das Grab gibt seine Habe
Um Alle Schätze nicht heraus.

Die Gabe des Bautasteines.

(Fortsetzung.)

Es ward ihm aber doch schier etwas unheimlich vor der herrlichen Gabe. Eh er indeß Zeit hatte, sich darüber mit sich selbst zu verständigen, ward er durch das zornige laute Gebell seines Hundes nach oben gerufen. Frisch, das Heldenschwerdt in der Rechten, eilt er die Steige hinauf. Draussen fand er Alles in der Mondnacht ruhig und still, nur daß ihm sein Hund eifrig entgegensprang, und dann wieder ein paar Schritte durch das hohe Gras hinrannte, und wieder zu seinem Herrn, und wieder hin, als wolle er ihn aufmuntern, eine Spur zu verfolgen.

„Fällt's dir doch wieder ein, das Reh zu jagen?" sprach Hirt Klaus ihn an. „Oder was hast da sonst vor? Es haben dich wohl Mondgewölke

mit ihren ziehenden Schatten geneckt. Ruhig!" — Der Hund legte sich wieder still an den Boden, und Klaus bemühte sich, die Oeffnung zum Heldengrabe zu verbergen und zu verwahren. „Es muß doch nicht so gradezu ein Jeder hineinlaufen können!" sagte er dabei zu sich selbst; und Morgenfrüh schon, wenn die Sonne hineinblitzte, — das möchte dem alten Thorwakur eben nicht recht seyn. Warte, mein Held; ich will Dir dein Haus wieder zumachen. Das ist das Wenigste, was ich Dir für Deine schöne Gabe schuldig bin." —

Eben hatte er seine treue Arbeit zu Stande gebracht, da fuhr wiederum sein Hund zornig bellend auf, und als Hirt Klaus sich umwandte, stand im hellen Mondenscheine dicht vor ihm ein langer Mann in einen Mantel gehüllt, ein Barett mit vielen Federn tief in das Gesicht gedrückt; ein goldfarbener Küras blitzte unter dem Gewande hervor. „Wer da?" sagte Klaus gelassen, und als der Fremde keinen Laut entgegnete, wiederholte er eben so gelassen: „wer da? Woher des Weges? Wohinaus?" — „Hast Du nach Schätzen gegraben?" sagte mit tiefer, höhnender Stimme der Andere. „Es ist noch nicht Mitternacht." — „Ich habe zuerst gefragt, und an Euch ist das Antworten!" sprach der Hirt. „Wer da? Woher des Weges? Wo hinaus?" — „Wohlan!" erwiederte Jener. „Auf Wer da? — antworte ich: ein Fremder! — auf Woher des Weges? — vom Meerstrand heran; — auf Wohinaus? — ich weis nicht. Es wird auf die Gastlichkeit Eurer Rittersleute ankommen. Eure Strandklippen sind sehr unpäßlich. Eine davon durchbohrte mir dergestalt mein Schiff, daß die Bemannung Tage braucht, um es wieder in Stand zu setzen. Welches ist die vornehmste Ritterburg an der Küste hier?" — „Wir kennen hier weit und breit nur Eine Burg: die bewohnt der Statthalter unsers Königs, ein edler Graf." — „Er wird mich gern aufnehmen, wenn er meinen Namen hört." — „Er wird Euch gern aufnehmen, wenn er auch Euren Namen nicht hört. Er ist ein Dänenmann, und weiß den Gast zu ehren." — „Führe mich hin." — „Gerne. Ich will nur erst nach der Hütte dort im Thale gehen, und meiner Mutter sagen, daß ich nun wohl erst ganz spät in der Nacht zurückkomme, denn die Burg liegt ziemlich fern, und die liebe alte Frau ängstigt sich sonst um mich." — „Die liebe alte Frau wird sich nicht eben gleich zu Tode ängstigen, und du sollst ihr zum Trost ein gutes Stück Geld mit zurückbringen, denn ich verlange Deine Dienste nicht umsonst. Aber geleite mich ungesäumt." — „Ich nehme kein Geld für solch einen Dienst, am wenigsten von einem Gestrandeten. Aber für kein Geld und Gut in der Welt laß' ich die liebe Altmutter auch nur einen Augenblick in unnöthiger Angst. Wollt Ihr warten auf mich, — wohl gut, ich bin im Hui wieder hier. Wollt Ihr nicht, so thut mir's leid, daß ich Euch nicht helfen kann." —

„Ich will warten!" sagte mit vornehmer Verdrießlichkeit der Fremde, und Hirt Klaus flog, und beruhigte seine Mutter, und flog zurück nach dem Strande, und war, wie er es verheissen hatte, im Hui wieder dort. —

Der Fremde hatte jetzt den Mantel zurückgeschlagen, und wie das Mondlicht hell auf sein Antlitz schien, sah der Jüngling in die stolzen Züge eines Mannes mit greisendem Barte, aber mit rüstig blitzenden Augen, der ihn in den Worten anredete:

„Ich bin nicht mehr unzufrieden mit Dir. Vielmehr: Du gefällst mir. Aber sage doch — wo hast Du die wunderlich große Klinge her? Und warum hast Du sie in Deinem raschen Lauf wieder mit zurückgeschleppt?" —

„Nicht geschleppt, Herr. Ihr seht, ich trage sie hoch. Denn ich trage sie freudig und leicht. Wo ich sie her habe, — mag seyn, daß ich's Euch unterwegs erzähle, mag seyn auch nicht. Ueber Dinge, die den Menschen so recht in der tiefsten Seele erfreuen, werden Einem bisweilen die Lippen aufgeschlossen, bisweilen versiegelt. Man kann das eben nicht vorhersagen." —

„Komm!" sagte der Andre, und Beide schritten rasch eine Zeitlang stumm am Gestade hin. Endlich, wie gedrückt von dem langen Schweigen, hub der Fremdling an: „warum hast du deinen Hund nicht mitgebracht?" —

„Der beschützt mir die Mutter in der Nacht;" entgegnete Hirt Klaus.

„Nun, da hättest Du das große Schwerdt auch noch zurücklassen können zu der Mutter Schutz!" sagte lachend der Fremde.

Aber Hirt Klaus sprach verdrießlich: „Ach was da! Ihr scheint mir ja doch ein Kriegsmann, nach Rüstung und Anstand. So brauch' ich's Euch nicht erst zu berichten, daß gutes Schwerdt auf gute Faust wartet, bis es Was Tüchtiges anfangen kann."

„Nicht auf gute Faust allein, mein Bursch, sondern auch auf geübte Faust. Für Dich wär' eine Holzaxt eine bessere Waffe als ein Schwerdt."

„Aergert's Euch, daß ich eins trage?"

„Ja."

„Warum?"

„Eben weil Du's nicht zu führen verstehst."

„Das könnt Ihr ja nicht wissen. Bei uns heißt es: eigner Heerd, eigne Waffe. Und wer eine Hellebarde schwingen kann, oder einen Speer, wird sich auch schon mit einem Schwerdt zu behelfen wissen."

„Leg's von Dir."

„Seyd Ihr der König von Dänemark?"

„Nein."
„So habt Ihr mir nichts zu befehlen."
„Wenn ich nun aber sonst ein andrer König wäre?"
„Da würde ich sprechen: Herr König, befehlt bei Euch zu Hause nach Herzenslust. Wenn hier was befohlen werden soll, — da bittet hübsch den König von Dänemark, daß Der's befiehlt. Oder bittet allenfalls seinen Statthalter darum. Wir sind nun bald an der Burg."
„Bube, — ich bin ein König!"
„Herr König, Bube heiß ich nicht. Ich heiße Hirt Klaus." —
Sie gingen wieder stumm eine Strecke weiter. Dann fragte der Fremde:
„Ist das da die Statthalterburg, das hohe Gebäude?" —
Und auf des Jünglings bejahende Antwort, sprach er dumpf in sich hinein: „mir thut's leid um diesen armen Wurm. Aber was hat er mir fort und fort die Galle gereizt! Es gibt nun keine Ruh in meinem Blut, bis mein Auge sein Blut gesehen hat. Es thut mir leid. Aber was kann's helfen! Zudem — todte Leute sind verschwiegne Leute." —
„Fahr hin!" rief er plötzlich wild, und sein Klingenschwung sauste dicht an des seitwärts springenden Hirten dunklem Gelock vorbei.
„Herr König," — sagte Klaus ganz langsam, aber mit wildfunkelnden Augen, — „Herr König, ich rath' Euch Gutes, — bleibt mir vom Leibe!" —
„Daß ich den Thoren noch länger schwatzen ließe!" rief Jener, und hob die Klinge zu einem zweiten Hiebe. Da sauste Thorwakurs Schwerdt in des Hirten Faust, und mit gespaltenem Haupte stürzte der Fremde vorüber in das Gras. —
„Er ist todt!" sagte Hirt Klaus, nachdem er sich eine Zeitlang vergeblich bemüht hatte, ihn wieder ins Leben zu rufen. „Der fremde Herr König ist todt! Du lieber Gott, das wird nun eine schöne Geschichte werden. — Ach, und die arme Mutter und die arme liebe Schön-Sigrith! — Ja, — was kann's helfen! sagte der fremde Herr König, als er noch lebte. Was kann's helfen! sag' nun auch ich. Der Mörder muß in des Statthalters Gewahrsam, und zum Glücke liegt die Burg nicht mehr weit. Hinauf, Hirt Klaus! Hinauf!"
Und so schritt er rüstig bergan, bisweilen nur zu dem blutbespritzten Schwerdte murmelnd:
„Du, du! Hätt' ich mir das von dir vorgestellt, daß du mich in so große Verlegenheit bringen solltest? Und ich habe dich ja doch so lieb."
Er läutet am Thor.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Scene aus Griechenland.

Ein junger Arzt, ein Chiote, befand sich zu Korinth, als Chios verheert wurde. Er hörte, sein Vater und seine Mutter seyen ermordet, seine beiden Schwestern aber nach Smyrna als Sclavinnen verkauft. Seine sechzehnjährige Gattin allein hatte sich retten können. Sie irrte mehrere Tage in einer Felsen-Einöde umher und verbarg sich endlich, von Hunger erschöpft, in einer Grotte nahe am Meere, den Tod erwartend. Kindeswehen weckten sie aus ihrer Betäubung, und die Natur schien zu siegen. Aber nach der Geburt gänzlich entkräftet blieb sie bewußtlos liegen. Daselbst fand sie zufällig ein Fahrzeug, das der Arzt, um sie aufzusuchen, abgeschickt hatte. Sie wurde gerettet, und da sie einige Diamanten bei sich hatte, so hoffte ihr Gatte, damit seine Schwestern loszukaufen. Er wandte sich deshalb an den Obersten Voutier und bat ihn um Empfehlung nach Smyrna. In der Folge traf Voutier mit dem jungen Arzte wieder zusammen und fragte ihn nach dem Erfolg. „Ich habe die eine Schwester wiedergefunden", sagte er, „kommen Sie mit mir, damit wir Ihnen danken können." Voutier sah das junge Mädchen. Sie war sehr schön, aber vom Unglück niedergebeugt. Ein Ungeheuer, dessen Gewaltthätigkeit sie sich entziehen wollte, hatte ihr die Hand abgehauen. „Meine Schwester ist noch unglücklicher gewesen", erzählte sie unter Thränen, „die Natur hatte ihr seltene Reize verliehen, und der Muselmann, dem sie zur Beute wurde, wollte sich nicht von ihr trennen, und führte die unglückliche Maria mit nach Smyrna. Hier lebte sie eine Zeitlang, von Pracht umgeben, einsam trauernd, nach dem stillen Glücke ihrer Familie sich zurücksehnend. Aber das Schicksal unterwarf sie einer härtern Prüfung. Ihre Seelenstärke jedoch war eben so groß als ihre Schönheit. Ihr Gebieter wollte sich mit ihr vermählen, wenn sie zum Islam überträte. Aber sie erklärte, lieber sterben zu wollen, ehe sie dem Glauben ihrer Väter entsage. Der Türke glaubte nicht, daß ein zartes Mädchen, ohne Schutz, standhaft bleiben könne, und behandelte sie eine Zeitlang mit vieler Schonung, um ihren Willen zu besiegen; allein endlich, von dem Widerstande ermüdet, macht er seiner Sclavin kund, daß sie am nächsten Morgen gehorchen und dem Gesetze des Propheten folgen müsse. Es wurde Abend; Maria verließ mit ihrer Begleiterin den Garten, und ging ruhig und heiter in Ali's Wohnung. Fatme freute sich über diese Aenderung und wünschte ihr Glück, sie bald als ihre Gebieterin zu sehen; Maria lächelte und begab sich in ihr Zimmer zur Ruhe. Der Morgen bricht an; auf einmal erfüllt das Haus ein Klagegeschrei. Alles eilt herzu, Maria liegt auf dem Bette, die Augen gen Himmel gewandt, eine Todtenblässe bedeckt ihr Gesicht. Sie hatte sich mit eigener Hand den Dolch in die Brust gestoßen."

Diamanty.

(aus Bork's Kraft und That freier Hellenen.)

Was blickst du hinüber in's Morgenroth,
Was schlägt dir der Busen so warm?
Das Morgenroth,
Ruft: Henkertod!
Es stählt die Noth
Den Arm.

Was starrst du hinab in die Meeresflut,
Das Auge so finster und wild?
Die Meeresflut
Ruft: Muth, nur Muth!
Gib hin dein Blut,
Es gilt!

Was schaust du hinauf, wo der Donner kracht?
Was füllt dich mit Freude und Lust?
Die Wetternacht
Ruft uns zur Schlacht
Und füllt mit Macht
Die Brust.

Es lächelt die Freiheit so hold und schön,
Die herrliche Sonne geht auf!
Laßt uns erstehn!
Die Fahnen wehn,
Bald ist's geschehn;
Nur drauf!

Mancherlei.

Marmontel erzählt in seinen Memoiren: Graf Creuz kam eines Tages, mich zu beschwören, einem jungen Manne zu helfen, der im Begriff stehe, sich zu ersäufen. „Es ist ein Musiker" — sagte er — „voll Talent, kommt aus Italien und hat in Genf einige Versuche gemacht, seine Compositionen anzubringen. Hier ist er mit einer Oper aufgetreten auf eine Ihrer Erzählungen („die Samnitische Heirath"); die Opern-Direktion hat sie aber abgelehnt." — Es war Gretry. — Marmontel hatte auf seinem Tisch gerade den „Ingénu", und gab ihn dem jungen Manne sogleich zur Composition; Gretry war bald damit zu Stande. Als er das erste Mal gegeben ward, staunte Jedermann über die einfache, harmonische und ausdrucksvolle Musik!

Montesquieu hielt es für Pflicht, bei seiner Ankunft in Florenz, den Premier-Minister zu besuchen. Er fand ihn in der Abendstunde in einer Nankin-Jacke vor der Thür seines Pallastes auf einer Steinbank sitzen, um frische Luft zu schöpfen. Ein junger eingebildeter Franzose war Montesquieu's Begleiter, und wollte sich nachher über die Audienz Spott erlauben. M. stopfte ihm den Mund durch folgende Bemerkung: „Lernen Sie doch den Kern von der Schale unterscheiden, und das Land und das Volk glücklich nennen, dessen erster Minister Augenblicke zählt, wo er nichts zu thun hat, und kein Bedenken trägt, diese Augenblicke den Vorübergehenden sehen zu lassen. Wehe dem Volke, dessen Minister geschäftig scheint und unzugänglich ist!"

Georg III. pflegte vor seiner Krankheit oft in den Morgenstunden Spaziergänge in Windsor und zu den Einwohnern zu machen. Eines Morgens kam er zu dem Buchhändler Knight, noch ehe dieser aufgestanden war, setzte sich so, daß man ihn sehen konnte, und blätterte in dem ersten besten Buche. Nach kurzer Zeit erhob er sich, um wieder zu gehen, suchte aber vorher in jenem Buche eine Seite auf, und schlug, augenscheinlich um die Umgebungen aufmerksam zu machen, derb mit der Hand darauf. Er ließ nun Herrn Knight einen guten Morgen wünschen und kehrte nach dem Schlosse zurück. Der Buchhändler kam kurz nachher, um zu sehen, in welchem Buche der König gelesen hatte, und wunderte und ärgerte sich nicht wenig, als er fand, daß es Paine's bekannte Schrift war, und daß die aufgeschlagene Stelle einen höchst bittern Ausfall gegen den König und dessen Familie enthielt.

In einer Londner Zeitung von 1709 steht folgendes Avertissement, um einen verloren gegangenen Frauenzimmeranzug wieder zu erlangen. Er bezeichnet die Mode der damaligen Zeit, weßhalb wir ihn mittheilen:

„Verlorne Sachen.

Ein schwarz seidener Frauenrock mit roth und weißer baumwollener Kante, kirschrothem Leibchen mit Blau- und Silber-Besatz. Ferner ein roth und taubenfarbenes Damastkleid, mit Palmen durchwirkt, eine citronenfarbene Atlasschürze, mit weißer Persischer Seide besetzt, ein Kammertuch-Kopfputz mit Krähenfuß-Besatz, doppelte Handmanchetten mit feinen Kanten, ein schwarz seidener, mit Pelzwerk gefütterter kleiner Mantel und ein geblümter Kopfschirm." —

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 20. Sonntag, 7. März 1824.

Die Gabe des Bautasteines.

(Fortsetzung.)

Bald ward der Statthalter geweckt, und ihm gemeldet, draussen im Schloßhof stehe ein Jüngling, ein uraltes blutiges Heldenschwerdt zur Hand, und wolle ihn sprechen. Er möge wohl etwas verwirrt im Geiste seyn, denn er rede von einem Mörder, den er vor Gericht bringe, und er sey doch nur ganz allein. Auch möge er den Statthalter gern ohne Zeugen sprechen, was aber doch wohl nicht rathsam zu bewilligen stehe.

Der Ritter unterbrach den Berichterstatter, indem er rasch in die Kleider fuhr, sein Schwerdt umgürtete und Befehl gab, den Jüngling zu rufen, und ihn ganz allein in die Kammer treten zu lassen.

Es geschah. —

„Herr Ritter,“ — sagte der bleichgewordene Jüngling, auf seine blutige Waffe gelehnt, — und seine Augen rollten etwas wild, aber im Uebrigen lag edle Ruhe auf seinem männlichen Angesichte, — „Herr Ritter, Hirt Klaus ist in den Blutbann Eures Amtes verfallen, und deshalb bring' ich ihn Euch. Nämlich der Hirt Klaus bin ich selber, und habe jetzt eben da drunten am Strande das Unglück gehabt, einen Fremden zu erschlagen, und der ist nun noch obenein ein König gewesen.

Der Statthalter, ihm fest in die Augen sehend, sprach: „Du bist nicht berauscht, — Du bist nicht wahnwitzig, — Du scheinst mir nicht einmal fieberkrank.“

„Nein!“ entgegnete Hirt Klaus. „Mit alledem kann ich Euch für dasmal nicht dienen. Berauscht, — Gottlob, daß ist mir nur sehr selten begegnet, und seit Schön-Sigrith mich einmal drüber ausgescholten hat, gar nicht mehr. Fieberkrank oder wahnwitzig aber, — nein, davon hat meine Seele all' ihre Lebstage noch nichts gewußt.“ —

„Aber Deine Reden streifen an den Wahnwitz!“ sagte der Ritter. „Was willst Du doch nur mit dem erschlagnen König am Strande?“

„Gar nichts will ich mit ihm, Herr Ritter. Für sein Grab werdet ja Ihr wohl von selber sorgen. Er war ohnehin unterweges, Euch zu besuchen. Kann mir's aber nichts helfen, daß er zuerst ausgehauen hat, und ich wohl wiederhauen mußte, wenn ich am Leben bleiben wollte, — ja, da bringt er mich noch im Tode um's Leben. Denn erschlagen hab' ich ihn nun einmal, und Blut um Blut, das ist das Recht Eures Bannes. Sölte aber auch das uralte nordische Recht: Lösung für Blut, — da hätte ich doch keinen Heller, mich zu lösen. Ja, falls Ihr mich hinrichten lasset, da muß ich Euch noch die Verpflegung meiner Mutter aufgeben. Denn die alte, gute Wittib verhungert sonst. Aber viel wird sie Euch nicht kosten, denn sie wird mich nicht lang' überleben.“

„Du sollst nicht sterben!“ sagte der Statthalter. „So viel kann ich schon jetzt auf Deine Aussage bestimmen und auf dein Aussehen. — Liegt der Erschlagne fern von hier?“

„Ein paar Hundert Schritt vom Schloßberge!“ sagte der Jüngling.“ Hätte er sich noch ein kleines Viertelstündchen länger vernünftig gehalten, ich hätt' ihn Euch mit ganzem Kopf hier heraufgebracht, zu finden aber wird er leicht seyn. Als ich schon den Berg heraufstieg, und mich noch einmal nach ihm umsah, funkelte sein goldner Küras recht deutlich aus dem Grase im Mondlicht herauf.“ —

„Goldner Küras!“ — wiederholte nachsinnend der Statthalter.

„Nun ja!“ entgegnete Hirt Klaus. „Er leuchtet ja wie Gold, und falsche Hökerwaare wird doch so ein König nicht an sich tragen. Zwar liegt er auf dem Gesicht, aber er hat ja auch einen Rückenharnisch, und der dunkle Mantel fiel ihm, während er niedertaumelte, seitwärts beinahe ganz von der Schulter.“

Der Ritter nahm rasch eine Pergamentrolle aus einem wohlverschlossenen Schrein, überlas sie mit schnellen glühenden Blicken, und rief einem wachthaltenden Reisigen auf dem Hofe zu: „Alles heraus und in die Waffen! Wir haben vielleicht einen Angriff zu bestehn. Ingwald mit sechs Knechten soll aufsitzen, und den Strand gegen Norden hin absuchen. Sechs andere Knechte mit mir gen Süden hinunter! Meinen Rappen vor! — Waldemar befehligt im Schloß, bis ich zurück bin.“ — Und zu Hirt Klaus gewendet, sprach er: „willst Du auch ein Roß besteigen? Denn Du mußt mit mir.“ — „Auf's Reiten versteh' ich mich nicht!“ erwiederte der Jüngling. „Ich laufe flink beiher, Eure Rosse sollen mich nicht müde machen. — Aber nun bin ich wohl schon ein Gefangner. Nicht wahr, da muß ich hier mein schönes altes Schwerdt zurücklassen?“ — „Du bist noch kein Gefangner, und wirst es auch vermuthlich niemals!“ sagte der Statthalter. „Dein Schwerdt also nimm

mit Dir. Leicht mag es geschehen, daß Du es brauchen kannst." — „Das wäre prächtig!" rief der Jüngling. Der Statthalter steckte jene Pargamentrolle zu sich, und eilte mit Klaus hinunter zu den schon im Schloßhof wiehernden Pferden. Noch gab er mit schnellem Bedacht einige Befehle. Dann schwang er sich in den Sattel, und rasch trabte der kleine Zug bergnieder.

Jetzt hielt der Statthalter vor dem Erschlagnen. Er stellte drei seiner Reiter so, daß sie von Meer und Land her die Zugänge beobachten konnten. Die drei Andern behielt er bei sich, und vom Roß steigend, gebot er ihnen, eine Fackel zu zünden. Als sie flammte, sprach er zu Hirt Klaus: „nun wende mir Deinen Erschlagenen um, daß der Strahl sein Antlitz erleuchte." — Der Jüngling schauderte. Doch schickte er sich alsbald an, den Befehl zu vollbringen, indem er den Todten mit den Worten ansprach: „wie Du auch etwa nun gräßlich aussehn magst nach dem Kopfhiebe, und mich angrinzen, — mir kann's die Sinne nicht verwirren. Niemand weiß besser, als Du, daß ich Dir in ehrlicher Selbstvertheidigung Dein wildes Hirn gespalten habe." —

Jetzt lag der Leichnam aufwärts, und starrte aus den wildblutigen aber nicht unedlen Zügen den Statthalter an. Der schaute ihm fest und standhaft entgegen, blickte manchmal bei'm Fackellicht in das aufgerollte Pergament, — dann wieder in das erstorbne Angesicht und auf des Todten Kleider und Waffen und auf sein abgeflogneß Federbarett. Dann sprach er feierlich: „er ist es!" — Und seine Hand auf des Jünglings Haupt legend, setzte er hinzu: „im Namen Deines Königs sprech ich Dich frei von aller Schuld an diesem Blute, und erkläre Dich für hochverdient um König und Vaterland." — „Wie denn?" flüsterte beinahe wankend der überraschte Hirt. „Wäre denn das hier etwa ein feindlicher König gewesen?" — „In seinem eitlen Hochmuth hieß er sich so!" entgegnete der Statthalter. „Den edlen Seekönigen der Vorzeit bildete er sich ein, zu gleichen, indem er Räuberwaffen und Mordfackeln schwang. Er —"

Aber da unterbrachen einige Gewehrschüsse von der Nordseite herüber seine Worte. Rasch saß er im Sattel, und rief einem Reisigen zu: „im Gallop zu Ingwald hinüber! Im Gallop zurück, und melde mir, was es gibt." —

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Idylle.

Daphne.

Chloe! woher denn so eilig? Berührt kaum Dein Fuß doch den Boden;
Aengstlich schweifet Dein Blick; sahest den Wolf Du, mein Kind?

Chloe.

Ach! meine Daphne! kein Wolf hat mich so furchtbar geängstet.
Mykon, der häßliche Freund ist's der mit Liebe mich quält;
Denke Dir nur, wie verwegen! Ich war auf dem Rasen entschlummert,
Drüben am murmelnden Quell, bei Philomelens Gesang;
Da schlich er leise herzu, und mit übermüthiger Frechheit
Raubte die Letzte er mir, davon erwacht' ich und floh.

Daphne.

Ueber den häßlichen Mykon! — Ich sag' es dem Bruder, bestrafen
Wird er den Kühnen gewiß. — Sieh' nur, da kommt ja Myrtill!

Myrtill.

Grüß' Euch, Ihr Mädchen! Ich sah', was eben Chloe'n begegnet'.
Nimmer soll mehr es gescheh'n, ja, dafür bürgt Euch mein Wort;
Und daß ich besseren Schutz Dir lieblichem Kinde gewähre,
Schenke die Letzte mir jetzt, laß sie das Ganze mir seyn. —

Daphne.

Ei, wie des Abendroth's Glanz auf Deinen Wangen sich spiegelt!
Blicke den Bruder nur an, treu ist er, redlich und gut;
Lange schon liebte er Dich, und, täuschen sich nicht meine Augen,
Traf auch schon Amor Dein Herz mit dem verwundenden Pfeil.

Chloe.

Ja, ich gesteh' es, ich liebe Myrtill, Dich, den Bruder der Freundin,
Nimm denn die Letzte von mir; ich will die Erste Dir seyn.

Räthsel.

Es fließen aus des Herzens Borne
Zwey Sylben reich an schönem Sinn,
Gleich fern von Phlegma wie von Zorne,
In's unvollkomm'ne Leben hin.
Durch sie ermannt im Thal der Schwächen
Der Wille sich zu edler That;
Wer will den Stab den Brüdern brechen,
Da sie mit uns der Himmel hat.
Trennst Du die Beyden, legst der Zweyten
Betonung, nun dem Hauptwort, bey,
So wird das Ganze Dir bedeuten,
Daß Zahlungsfrist nicht möglich sey,
Daß, selbst wenn ihn die Noth begehrt,
Kein Richterstuhl hier Schutz gewährt.

Auflösung der Charade in Nr. 18.

Scheintod.

Ueber das Concert der Demoiselle Louise David,

gegeben am 26. Februar 1824.

(Eingesandt.)

> Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun;
> Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschert.
>
> Schiller.

Man hört zuweilen klagen, daß die Natur nicht mehr so fruchtbar sey als vordem in der Erzeugung großer Genies. Wenn dieses wahr ist, so muß man wenigstens von der andern Seite einräumen, daß wir freigebiger sind mit diesem Titel, als sie mit den Gaben, die dazu berechtigen. Denn kein Wort wird wohl öfter gebraucht, als das Wort Genie — vielleicht keines wird seltner verstanden. Wenn man bedenkt, in welchen Händen dieses geistige Ehrenzeichen und Ordensband sich nicht selten befindet, so möchte es beinahe scheinen, als käme es auf die Kraft, welche die Natur verleiht, gar nicht an, und als bedürfte es nur des Muths und des Willens, um ein Genie zu seyn. So geht es in der Kunst, so in den Wissenschaften, so im Leben. Keine Erscheinung ist häufiger, als eine sogenannte seltne Erscheinung im Gebiete der schönen Künste, im Gebiete der Wissenschaften, im Gebiete der Literatur. Um hier nur bei der Tonkunst stehen zu bleiben, wie viele Genies hat nicht unter der Kinderwelt die letzte Zeit gleichsam ausgebrütet, Genies, von denen sich doch, bis auf wenige Ausnahmen, im Grunde weiter nichts sagen läßt, als daß sie — verdienstlich genug — ein Concert, oder Variationen, die ein anderer verfertigt hat, geläufig vortragen, tiefere Einsicht in die Theorie der Tonkunst aber, und die Anlage selbst zu erschaffen, wenigstens noch auf keine Weise beurkundet haben. Ein für allemal aber darf das Prädikat Genie, ohne seine Bedeutung zu entwürdigen, nicht auf rein mechanische Verrichtungen angewandt werden, deren Gelingen von Aeußerlichkeiten abhängt, worin bei der gehörigen Kraftanstrengung eine Fertigkeit erworben werden kann, wobei aber eine geistige Thätigkeit weder denkbar, noch erforderlich ist. Wenn der Ruf eines Genies so leicht zu erwerben wäre, welcher Namen hätte erst Mozarten gebührt? — Drako, der athenische Gesetzgeber, hat gesagt, das kleinste Vergehen verdiene den Tod, und für das größte Verbrechen wisse er keine ärgere Strafe. Unsere neueren Enthusiasten machen es eben so. Der erbärmlichste Stümper verdient ihnen nicht selten den Namen eines Genies, und für das größte wahrhafte Genie wissen sie keinen besseren Namen.

Der hier angedeutete, heutzutage so alltägliche Mißbrauch hat uns zu diesen Bemerkungen veranlaßt, so wenig sie auch auf Demoiselle David anwendbar seyn mögen, deren Talent, zumal im Verhältniß zu ihrem Alter, allerdings überraschend ist. Da schon bei ihrem ersten Concert das Gerücht ein zweites als nahe bevorstehend verkündigt hatte, so glaubten wir, dieses abwarten zu müssen, um für das Urtheil eine desto festere Grundlage zu gewinnen. Dem. David thut es schon jetzt manchem ausgebildeten Künstler an Geläufigkeit und Präcision, an Kraft und Sicherheit zuvor. Man kann nicht sagen, daß sie von dieser Seite für die Zukunft zu großen Erwartungen berechtige, weil ihr ausübendes Talent, selbst dann, wenn man die Leistungen der ausgezeichnetesten Tonkünstler dafür zum Maaßstab nimmt, schon jetzt keiner sehr großen Ausbildung mehr fähig erscheint, es sey denn, daß sie für den theoretischen Theil der Tonkunst eine gleiche Anlage wie für den praktischen entwickle, wo denn freilich bei tüchtiger Leitung für die Folge in gedoppelter Hinsicht Großes von ihr zu erwarten wäre. Das Concert von Ries (as moll) enthält beinahe Alles, was von Schwierigkeiten für das Instrument bis jetzt gesetzt worden, aber für die Geläufigkeit der Spielerin doch nicht zu viel. Besonders bemerkenswerth ist die gleichförmige Ausbildung beider Hände, die man übrigens, wiewohl nicht leicht in solchem Grade, jetzt überhaupt öfter findet als früherhin. Es ist dieses unstreitig eine Folge des in neuerer Zeit häufiger gewordenen, aber nicht genug zu empfehlenden Etuden-Spielens, wodurch beide Hände schon frühzeitig zur gleichförmigen Uebung gewöhnt werden.

Die von Dem. David vorgetragenen Variationen verdienen, der dabei zu Grunde gelegten Themas wegen, besonderer Erwähnung. Volkslieder sind, als die Aeußerungsweise der großen Masse einer Nation betrachtet, immer eben so anziehend als ehrwürdig. Der Charakter des Volks, dem sie angehören, spiegelt sich nicht selten so treu darin ab, daß sie wohl verdienen, aufbewahrt und verbreitet zu werden, und zur Benutzung für Variationen mehr als jedes andere Thema geeignet sind. Wer unsere einheimischen Volkslieder sammelte und sie auf gleiche Weise in eine geregelte Form brächte, der würde sich gewiß ein nicht geringes Verdienst erwerben.

Was das heutige Concert außerdem darbot, war gerade nicht geeignet, es anziehend zu machen; blos Dem. Schulz hat uns in einer Arie von Danzi die Höhe und den immer zunehmenden Wohlklang ihrer Stimme bewundern lassen.

Die vierstimmigen Gesänge schienen nicht recht anzusprechen. Herr Beer sollte darin, wie es scheint, als Tenor figuriren. Dieser junge Mann hat unstreitig eine gute Stimme und damit die Anlage, bei gehöriger Ausbildung dereinst ein guter Sänger zu werden. Es ist aber für diese weitere Ausbildung des Herrn Beer gewiß sehr nachtheilig, daß er sich schon jetzt so sehr zur Oeffentlichkeit drängt. Er sollte dieses, bis seine Stimme erst eine gewisse Selbstständigkeit und Haltung gewonnen hat, nicht thun. Es ist ohnehin schon traurig genug, daß bei unserer Oper jeder, der nur irgend eine Stimme erhebt, alsbald Rollen erhält, und mitunter solche Rollen, wodurch er die Aufmerksamkeit des Publikums nothwendig auf sich ziehen muß. Es ist etwas sehr Verfängliches um die sogenannte Aufmunterung, die man dadurch dem aufkeimenden Talent zu geben wähnt, und nur zu oft wird ihm diese vorschnelle Aufmunterung auf Kosten seiner ganzen nachherigen Ausbildung zu Theil; nur zu leicht wird dadurch ein Dünkel auf eingebildete Brauchbarkeit erzeugt, welcher dem aufkeimenden Talent eben so verderblich ist, als Nachtfröste in der Blütenzeit der Vegetation.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 28. Febr. **Der Barbier von Sevilla**, kom. Oper in 2 Abth. Musik von Rossini.

Sonntag den 29. (zum Erstenmal): **Hermann und Dorothea**, idyllisches Familiengemälde in 4 Abth., nach Göthe's Gedicht, von C. Töpfer. Hierauf: **Der Bär und der Bassa**, Vaudeville-Burleske in 1 Aufz. nach Scribe von Blum.

Wenn, wie wir es denn dafür halten, Göthe's Gedicht ein Meisterwerk ist; so kann es solches sicherlich auch nur in der poetischen Form seyn, wie es uns der Dichter gab. Und somit ist denn freilich von einem höheren Standpunkte aus, dem heutigen Drama der Stab gebrochen. Indessen möchten wir nicht behaupten, daß bei dem gegenwärtigen Zustande unserer dramatischen Kunst, die Arbeit des Herrn Töpfer so ganz verwerflich wäre. Selbst bei der zugegebenen Mißhandlung des Gedichts bleibt uns von der unverwüstlichen Trefflichkeit desselben, auch in dieser Form, auch in der Bearbeitung von dieser Hand, immer noch so viel Schönes und Herrliches, daß wir eine Arbeit willkommen heißen, welche unserer, bald von personifizirten Ideen, bald von dem gröbsten Spektakel belebten Bühne, wieder einmal Menschen zuführt. Ja, wir glauben sogar, daß Herr Töpfer die sich gesetzte Aufgabe, abgesehn wie gesagt davon, daß sie poetisch überhaupt nicht zu lösen ist, so weit es möglich war, mit vielem Geschick gelöst, oder mit andern Worten, daß er an Göthe's Hermann und Dorothea beinahe so wenig als möglich, verdorben habe. Manche Theile des Gedichts, die diesem einen besondern Reiz verleihen, wie den frühern Brautstand Dorothea's, die Volksscenen u. s. w. hat er nach unserm Bedünken mit weiser Einsicht weggelassen. Jener, in dem weitern und breitern Gange des Gedichts, die nachmalige Vermählung mit Hermann durchaus nicht störend, ja dem Mädchen einen besondern Zauber verleihend, durfte in der rasch sich drängenden Handlung des Drama's nicht berührt werden, wenn er nicht Widerwillen an der Leichtsinnigen erregen sollte; diese sind auf der Bühne überhaupt nur selten zulässig, und dann, wie sie Göthe im Egmont, wie sie öfter Shakespeare behandelte, im Tumulte aufgeregter Leidenschaften, handelnd, große Interessen verfolgend, zu geben; — das Ameisengewühl Erzählender und Hörender, Gebender und Empfangender; die Zeichen des Wohlwollens, der Liebe, die thätige Hülfsleistung u. s. w. wie sie Göthe's Gedicht uns so herrlich vorführt, wären auf keiner Bühne der Welt ohne Inconvenienzen darzustellen. Eben so müssen wir es lobend anerkennen, daß der Verfasser, wo es nur irgend anging, Göthe's Rede so viel möglich, wörtlich beibehalten; er hat dadurch einen häßlichen Mißstand seiner, auch sonst unbedeutenden, früheren Arbeiten, das Holperige und Unrichtige der Sprache vermieden. — Uebrigens finden wir die Umwandlung des Pfarrers in einen Rector unverzeihlich und durch nichts gerechtfertigt.

Was die Aufführung betrifft, so erinnern wir uns seit langer Zeit keine so vollendete Vorstellung auf unserer Bühne gesehn zu haben. Als ausgezeichnet vorzüglich nennen wir Dem. Lindner (Dorothea), Herrn Otto (Vater) und Mad. Elmenreich (Mutter). Herr Rottmaier (Hermann) schien uns hie und da etwas zu weich. Herr Leißring ließ sich vielleicht durch den „Rector" verführen; wir sind aber überzeugt, daß das bescheidene Zeigen seiner ursprünglichen Amtswürde guten Eindruck machen würde; auch Hr. Düpre (Apotheker) dürfte wohl etwas komischer seyn. Beider Persönlichkeit würde dann verschiedenartiger herausgehoben, und sie nicht grade etwas zu sehr als bloße Bürger und Hausfreunde erscheinen.

Montag den 1. März. **Die falsche Catalani**, Posse in 2 Abthl. Herr Blumenfeld spielte als Gast den Lustig. (Abonnement suspendü).

Dienstag den 2. **Die Schwestern von Prag**, kom. Oper in 2 Abthl. Musik von Wenzel Müller. Herr Blumenfeld spielte als Gast den Johann Krebs.

Mittwoch den 3. **Der Schiffbruch**, Lustsp. in 1 Afz. von Steigentesch. Hierauf: **Das Intermezzo, oder der Landjunker zum erstenmale in der Residenz**, Lustsp. in 5 Aufz. von Kotzebue.

Donnerstag den 4. **Johann von Paris**, kom. Oper in 2 Abthl. A. d. Franz. Musik von Bojeldieu.

Theater-Anzeige.

Montag den 8. März. Euryanthe, Oper. Musik von C. M. v. Weber.

Dienstag den 9. Die gefährliche Nachbarschaft, Lustsp. Hierauf: Das Intermezzo, Lustsp.

Mittwoch den 10. Die Teufelsmühle, Oper.

Donnerstag den 11. Der Jurist und der Bauer, Lustsp. Hierauf: Der Dorfbarbier, Oper.

Samstag den 13. Die Entführung aus dem Serail, Oper.

Sonntag den 14. Der Bräutigam aus Mexico, Lustspiel.

Montag den 15. (Zum Besten des Herrn Blumenfeld): Ein Quodlibet, von Schauspiel- und Opern-Scenen.

Antwort.

Da sich die Redaction der Iris außer Stand sieht, das ihr zugekommene Schreiben vom 2. März, weil es ohne Namen und Addresse ist, zu beantworten, so beschränkt sie sich hier auf die Erklärung, daß alle Vermuthungen jenes Schreibens irrig sind, und daß der einzig richtige Aufschluß in dessen Schlußperiode selbst enthalten sey. Es findet sich, wenn das Ueberreden zum Ueberzeugen, die alte Klugheitsregel zur (nicht ganz neuen) Erfahrung gesteigert; die Worte: — selbst ꝛc. bis hat, als eine fabelhafte Idee weggestrichen, dagegen die Bezeichnung „auf diesem Wege" eingeschaltet, und das Verbum wissen in wollen oder wünschen umgeändert wird.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 21. Donnerstag, 11. März 1824.

Der Modedichter.

Ich kann im Himmel und auf Erden
In Reim und Strophen alles bringen;
Der rauh'ste Stoff muß dienstbar werden,
Wenn meine Rhythmen ihn umschlingen;
Vergraben will ich nicht mein Pfund,
Durch Klang und Sang werd' es Euch kund.

Ich liefre täglich drei Gedichte:
Vor Aufstehn, Essen, Schlafengehn;
So schüttelt man vom Baum die Früchte,
Und braucht nicht ein Mal still zu stehn.
Sie fallen freilich gut und schlecht;
Natur macht auch nicht Alles recht.

Zu Epigrammen, Liedern, Oden,
Dreh' ich wohl zehn Mal zwanzig Klänge,
Bevor ich zwei, drei Perioden
In steife, trockne Prosa zwänge;
Der Reim schmiegt sich den Reimen an,
Und alles geht, wie's will und kann.

Auch pflegen Reime, weil sie klingen,
Manierlich und ganz ungezwungen,
Sinn und Verstand mit sich zu bringen,
Und wenn sich alles schön verschlungen,
So fühlt der Leser sein Gewicht,
Zieht er Verborgnes an das Licht.

So klingend, singend, tanzt das Leben,
Wie über Kiesel eine Quelle,
Und manches Pfand der Weihe geben
Die Horen mit in Flugesschnelle.
In jeder Blumenlese glänzt
Mein Name siebenfach umkränzt.

Bekannt zu seyn in weiter Ferne,
Genannt von mehr als tausend Lippen —
Steigt man nicht gleich in's Reich der Sterne,
Stürzt man auch nicht auf grause Klippen;
Mein Name schwebt auf flachem Land
Zu manchem Strom, zu manchem Strand.

Zur Nachwelt will er nicht gelangen,
Er hat sich mit der Zeit verbunden;
Ich weiß, was ich von ihr empfangen!
Ein Glück, das ich nicht selbst empfunden,
Verschmäht mein stolzer Dichtersinn:
Der Augenblick ist mein Gewinn.

Die Gabe des Bautasteines.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Kriegsmann spornte seinen brausenden Gaul von hinnen.

Nicht lange, so kam er zurück, meldend, Ingwald sende einen Gefangnen nach. Der habe sich zur Burg hinaufschleichen wollen aus der Bucht mit noch einigen Andern. Auf den Anfall der Reiter seyen die Uebrigen, ihre Flinten abfeuernd, wieder in ihr Boot zurückgesprungen. — Ein andrer Reisiger jagte heran, meldend, ein kriegerisch gebautes Schiff, das bisher hinter einer Klippe verborgen gelegen haben müsse, steche jetzt mit großer Eile in See. — „Zum Jagdschiff hin!" rief der Statthalter einem dritten Reisigen zu. — „Nachsegeln soll es den fliehenden Seeräubern zum Kampf auf Leben und Tod. Jetzt können wir mit einem Schlage den Strand beruhigen und die Inseln." —

„Ja, wenn Ihr den Rechten hättet!" rief mit gellendem Hohngelächter eine wilde, mißlautende Stimme drein. Der Statthalter, umblickend, sah, daß sie von dem schon früher angemeldeten Gefangnen kam, einem häßlichen, koboldartig verzerrten Räuber, den ein Reiter neben sich in Banden herzuführte. — „Wer ist der Rechte, von dem Du redest, Du Trotzbold!" fragte der Statthalter. Und der Gefangne erwiederte: „der, welcher meinen Tod rächen wird! Der, welcher nicht auf dem Schiffe ist! Der, welcher sich ohne allen Zweifel schon fern von allen Euern superklugen Anstalten losgemacht hat mit Luchseslist und Adlerblick und Wolfesgrimm! Der, welcher —"

„Da sieh ihn!" donnerte des Statthalters Ruf. Und auf seinen Wink blitzte die gesenkte Fackel ihr volles Licht auf die Züge des Erschlagnen.

„Seekönig Hartwunger!" schrie der Gefangne heulend auf, und sich in Verzweiflung von dem Reisigen losreissend, stürzte er mehr ohnmächtig, als athmend, neben den Leichnam seines Hauptmannes nieder. Auf einen Wink des Statthalters ließ man ihn ungestört.

Nach einer Weile sagte der wilde Mensch, sich mit grimmigem Zorngelächter wieder emporrichtend: „Ihr könnt fortan nun ruhig schlafen, Ihr regelrechten Leute. Dieser war die Seele unsres Lebens; — ob sie nun das Schiff da ereilen oder nicht auf seinem Rückzuge, das macht in der Hauptsache nicht eben viel mehr aus. Es ist, als wenn sie einem Fahrzeuge mit halbtodten Menschen nachjagten. Kriegen sie's, — gut! — Kriegens sie's nicht, so sterben die armen Bestien von Besatzung so nach und nach von selber hin. Das hat nun gar nichts mehr zu sagen. Auch mir ist's einerlei, daß ich gefangen bin. Aber lebte Seekönig Hartwunger, — ha!" rief er, wild emporfahrend, — „ha Du Statthalter mit der Gnadenkette auf Deiner Brust, der Du so stolz auf Deinem stolzen Rosse vor dem Erschlagenen hältst, — Dich hätte er geholt aus Deiner Quadernburg heraus, — lebendig oder todt hätte er Dich herausgeholt! Denn er hatte es geschworen, und Seekönig Hartwunger hielt Wort!" — Dann sich wieder zu dem Leichnam niedersenkend, flüsterte er: „mit Erlaubniß, mein Königlicher Held und Herr, — aber ich will mit." — Und ehe man sich's versah, hatte er aus den Kleidern des Todten einen versteckten Dolch hervorgesucht, und sich entschlossen in die Brust gedrückt. Stumm verblutend sank er auf seinen blutigen Meister nieder.

„Die Beiden sollen ein ehrliches Grab haben!" sagte der Statthalter. „Und zwar Ein und dasselbe Grab." —

Da war es, als richte der Sterbende noch einen dankbaren Blick auf ihn, und ein milderndes Lächeln lag bald darauf über seinem von der Blässe des Todes umgossenen Antlitz. —

Hirt Klaus wischte sich die Augen. „Er hat ihn doch wenigstens so lieb gehabt, wie mich mein Hund!" sagte er. „Und das ist viel." — Dann sah er, wie fragend, klar über Land und Meer, und sprach zum Statthalter: „mir scheint nicht, daß es hier vor der Hand noch etwas zu fechten gibt. Da könnte ich ja nun alsbald wieder zu Haus laufen, zu meiner alten Mutter?"

„Ich will Dir erst noch etwas mitgeben, mein guter Bursch, und zwar im Namen des Königs." — Hirt Klaus rückte ehrerbietig seine Mütze, und schritt frisch wieder neben dem Pferde des Ritters nach dem Schloßberge hinauf.

Droben im Gemache, wohin sich den Jüngling der Statthalter nachentboten hatte, nahm dieser einen Beutel mit vielem Golde aus dem Schrank, und ihn dem Hirten in die Hand legend, sprach er: „nimm hin! Das geb' ich Dir im Namen Deines gnädigen Königs, als einen Dank für Deine wackre That." — „Wie denn?" sagte staunend und zaudernd der Hirt Klaus. „Das wäre ja fast — nein, das geht doch wohl nicht an. Ein sehr großes Glück wär' es freilich für mich. Aber das wäre ja fast, als würd' ich für einen Todtschlag bezahlt." — Und rasch entschlossen, und den Goldbeutel dem Statthalter wieder hinreichend, sprach er: „ich bin kein Metzger. Am wenigsten aber ein Menschenmetzger." — „Kannst Du lesen?" fragte der Ritter. Klaus schüttelte verneinend das Haupt. „So will ich Dirs vorlesen!" sprach Jener, und las aus der Pergamentrolle folgende Worte:

> „So aber etwa Jemand Unsrer getreuen Unterthanen den obbeschriebenen gefährlichen und höchstverderblichen Seeräuber Hartwunger auf eine ehrbare Weise im Kampf erlegt, dem hat Unser Statthalter die Summa von tausend Mark Goldes zu überreichen, als einen Beweis Unsrer Königlichen Dankbarkeit und Unsrer Königlichen Gnade. Doch kann auch diese Summa nach etwanigem Begehr des Empfängers in eine güldne Gnadenkette verwandelt werden."

„Nun?" — sagte der Statthalter, indem er ihn fragend ansah. — „Freilich, Du hast die Wahl. Willst Du die Gnadenkette statt des Goldes?" —

„Herr! — so eine Gnadenkette, wie die Eurige?"

„Eben so eine. Oder wohl noch köstlicher."

„Das wäre freilich was Prächtiges, — was überaus Herrliches! — Und wie mich ein paar gewisse Augen anstrahlen würden bei'm nächsten Kirchgange! Und wahr und wahrhaftig, — auch meine alte Mutter würde ihre große Freude daran haben. — Aber nein! Der liebe Gott hätte wohl dabei doch nicht seine Freude an mir. Denn seht nur, Herr Ritter, — in dieser Nacht ist es mir aufgegangen, daß ich ja auch gelegentlich einmal um's Leben kommen und meine gute alte Mutter hülflos zurücklassen könnte. Nachher die königliche Gnadenkette zu verkaufen? Nein, das thäte die Mutter gewiß nicht. Die hätte keinen Frieden, bis mir das Ehrenzeichen mit in's Grab gegeben würde. — Und also — in Gottes Namen! Ich weiß, ich darf und soll das Gold in Ehren annehmen und behalten." — „Das darfst und sollst Du, mein lieber, wackrer Bursch!" entgegnete der Statthalter, und schüttelte zum Abschiede freudig des Hirten Hand. —

Und wie nun Klaus in großer Fröhlichkeit den Schloßberg hinabrannte, da summte er fort und fort in sich die Worte:

> „Und die Augen!
> Das Paar Augen! —
> Ei, mir fiel's vorerst nicht ein; —
> Doch die Augen soll'n jetzt mein,
> Mein für's ganze Leben seyn.
> O Ihr Augen,
> Liebe Augen!
> O Schön-Sigrith sagt nicht Nein!
> O Lieb Sigrith wirst nun mein!" —

Bald darauf feierte Hirt Klaus sein Hochzeitfest mit der Geliebten. Bei Tische saß der Statthalter zwischen dem Brautpaar, die beiden glücklichen Mütter Jede neben ihrem geliebten Kinde, den Angetrauten grade gegenüber der Pfarrherr. Als die Becher nun fröhlicher zu kreisen begannen, sagte der Statthalter: „mein wackrer Klaus, Du siehest wohl nach Recht und Billigkeit recht oft um mich herum nach Deiner schönen Braut. Aber dann siehst Du doch auch wieder oft nach Deinem alten Heldenschwerdte dort an der Wand, und machst ein schier wehmüthiges Gesicht dazu. Verkünde mir doch, was Du mit dem zu liebäugeln hast. Ich sorge, die Braut möchte noch eifersüchtig darüber werden." —

„Lieber Herr," — entgegnete Hirt Klaus, — „dazu hat sie um so viel weniger Ursache, als meine Blicke nach dem guten Schwerdt eben nur Abschiedsblicke sind. Die Sache geht mir schon ein paar Tage im Kopf herum, und wär' ich nicht so ganz ausnehmend glücklich, — es könnte mich recht betrüben. Da muß ich Euch aber erst erzählen, wie ich zu der schönen Waffe gekommen bin." — Und nachdem er seine Fahrt in die Heldengruft berichtet hatte, sprach er mit folgenden Worten weiter: „Der Thorwakur dort oben unterm Bautasteine hat mir freilich wohl diese Klinge mit ganz gutem Willen gelassen. Denn er hielt sie auch nicht ein bischen fest, da er doch die Knochenfinger im Panzerhandschuh um sein eignes Schwerdt dergestalt eingeklammert hielt, daß ich's wohl kaum hätte mögen loswinden, wenn ich's auch gewollt hätte. Auch meinte ich dazumal, ein ehrlicher Mann habe allenfalls an Einem Schwerdte genug. Aber, aber! — Der Thorwakur hat sich doch nun einmal beide Schwerdter mit in den Bautastein geben lassen. Wenn er da nur nicht etwa mir die schöne Klinge so auf Borg erlaubt hat, daß ich den Seeräuber damit abfertigen sollte, und will sie nun wiederhaben! Freilich ist Held Thorwakur nicht etwa in Träumen drohend zu mir gekommen, oder auch nur mahnend. Aber das hat er vielleicht bloß aus Höflichkeit unterlassen, und es ist ihm nun doch nicht ganz recht, daß er so mit der Einen Waffe dasitzen soll. Ich nehme also das sicherste, und bringe ihm morgen das köstliche Gut wieder. Auch geliehen hat es mir ja so unaussprechliches Glück gebracht." —

Aber wiederum sandte er nach der Waffe einen so recht herzlich wehmüthigen Scheideblick hinauf.

Da sagte der Statthalter: „mein ehrlicher Klaus, so viel ich irgend von der Sache verstehe, hat gewißlich Held Thorwakur nicht an's Borgen gedacht, sondern an's Schenken. Aber doch versteigt sich die Angelegenheit in ein für mich zu heiliges Gebiet. Mein frommer und gelahrter Pfarrherr, was meinet denn Ihr wohl dazu?" —

Mit freundlichem Lächeln entgegnete der ehrwürdige Geistliche:

„Mein Rath an den Bräutigam heißt: lasse die Todten ruhn, behalte Deine Waffe, und danke Deinem Gott in voller Freudigkeit Deines Herzens."

Da faltete Hirt Klaus die Hände, sahe mit wonnestrahlendem Auge himmelan, dann wieder nach der geliebten Waffe hin, und flüsterte leise:

„Es will sich wohl nicht ganz schicken, — aber sonst möchte so ein armes, frohes Menschenkind wohl sagen, daß es der Vater im Himmel ordentlich bisweilen übergnädig mit seinen Schenkungen macht!" —

Mancherlei.

Die Römer belohnten nicht allein diejenigen, die sich verheiratheten, sondern bestimmten auch Strafen für Hagestolze. Die ersten Geldstrafen dieser Art wurden im Jahre 350 in Rom erhoben, und wenn Geldstrafen nicht helfen wollten, so wurde die Vernachlässigung des schönen Geschlechts durch schwere Beschimpfungen gerügt. Dennoch ward der ehelose Stand in Rom immer allgemeiner, und um etwas Wirksameres dagegen anzuwenden, finden wir, daß im Jahre 815 nach der Gründung der Stadt die Censoren folgende außerordentliche Maßregeln ergriffen, sich eidlich von jedem jungen Manne das Versprechen geben zu lassen, innerhalb einer bestimmten Frist sich zu verheirathen! — In Babylon fand jährlich ein öffentlicher Verkauf von unverheiratheten Frauenzimmern statt. Die erwachsenen Mädchen jedes Distrikts wurden an einem bestimmten Tage jedes Jahr versammelt; die schönsten wurden zuerst aufgerufen, und den Meistbietenden übergeben. Die nicht hübschen darnach, und so erlangten die heirathslustigen Männer schöne Frauen nach Maaßgabe der Ergiebigkeit ihrer Beutel. — Nachdem alle Schönen angebracht waren, so zeigte der öffentliche Verkäufer an, daß die Verwachsenen vortreten möchten, und nachdem er öffentlich angekündigt hatte, daß solche an die Mindestnehmenden überlassen werden sollten, so wurden auch diese nacheinander angebracht, und auf solche Art ward das Geld, was aus dem Verkauf der Schönen gelöst war, zur allgemeinen Zufriedenheit als Aussteuer für die Häßlichen oder Verwachsenen angewandt. —

Die Verfasserin der „Briefe über den Bosphorus" erzählt Folgendes von einer Audienz des französischen Gesandten bei dem Sultan: „Sobald der Gesandte (mit oder ohne Eskorte) vor dem Pallast ankommt, wird er in den Serail geführt. Sodann begibt der Drogmann der Pforte sich in den Thron-Saal und sagt zum Vezir: „Es ist drau-

ßen ein Ungläubiger, der Hunger hat und zu essen begehrt; auch möchte er gern gekleidet seyn!" — Der Vezir geht zum Sultan, und dieser ist dann so gnädig, zu erwiedern: „Man gebe dem Ungläubigen zu essen, kleide ihn und lasse ihn eintreten!" — Der Gesandte tritt hierauf ein, hält seine Rede, empfängt seine Antwort und wird wieder entlassen, indem man ihm einen Pelz auf den Rücken wirft. Die Drogmänner, Sekretairs und andere bedeutende Ungläubige seiner Suite erhalten auch Pelze, die geringeren Ungläubigen nur Karikets. Das sind die Ehrengaben der Türken an die Gesandten.

Ein Engländer hatte sich, um des angenehmen Klima's willen, in Neapel angesiedelt und seinem Bankier die Verschaffung eines Landhauses aufgetragen. Kaum dort angekommen, wurde er schon von einem Unbekannten wegen 50,000 Franks gerichtlich verklagt, die er, der Engländer, schuldig seyn sollte, obgleich er kaum einen Monat in Italien war. „Wie viel Zeugen hat der Kläger für seine Aussagen?" fragte der Bankier. — „Zehn!" — „Gut! Gestehen Sie die Schuld ruhig ein, ich schaffe Ihnen zwanzig Zeugen, die das Geld haben wieder bezahlen sehen!" Der Prozeß ward auch gleich in erster Instanz zum Vortheil des Verklagten entschieden.

Cuffer, Geheimschreiber des Grafen Esser, wurde unter der Regierung der Königin Elisabeth für das nämliche Verbrechen hingerichtet, welches seinem Herrn das Leben gekostet hatte. Auf dem Richtplatz hielt er folgende Rede: „Ich bin verurtheilt, für eine That zu sterben, die ich nie beschlossen, eine Verschwörung angezettelt zu haben, die ich nie in Ausführung gebracht habe. Die Gerechtigkeit muß ihren Gang gehen. Ankläger müssen gehört werden; die Uebermacht muß siegen! — Gelehrte und tapfere Männer müssen in England wie Hunde sterben, und gehängt werden, obgleich Gelehrsamkeit und Muth der Vorzug gebührt. Dieß nicht zweckmäßig zu finden, wäre Thorheit, es zu bestreiten, verlorne Mühe, es zu ändern, unmöglich. Aber es zu ertragen, ist männlich, und es zu verachten, ist erhaben! Die Königin ist erzürnt, die Richter sind unerschütterlich, der Tod ist schrecklich! — Aber ich erflehe der Königin Verzeihung, vergebe den Richtern dieser Welt, wie ich deren Vergebung verlange, und heiße den Tod willkommen!" —

In einer der Schlachten, welche Marlborough in den Niederlanden gewann, gab er der irländischen Brigade Befehl zu einem hitzigen und gefährlichen Angriff. Die Brigade rückte vor; allein um sich leichter und freier zu machen, warf sie Tornister, Brodsäcke und Alles, was sie aufhalten könnte, von sich. Die zur Unterstützung beorderte schottische Brigade hob Alles sorgfältig auf, und rückte mit doppeltem Gepäcke nach. — Der alte Lord Tyrawley behauptete: eine unüberwindliche Armee müsse aus 10,000 hungrigen Schotten, aus eben so viel satten Engländern, und aus 10,000 Irländern, nach der zweiten Flasche, bestehen.

Ein Quäker, der ein Kauffahrteischiff zu befehligen hatte, begegnete auf seiner Fahrt einem feindlichen Kaper, und da die Grundsätze seiner Religion ihm verboten, sich geradezu zu vertheidigen, so übergab er den Befehl an seinen Steuermann während des Gefechts; indessen schien es ihm nicht nach Wunsch zu gehen, und er hielt seinem Steuermann folgende wirksame Rede: „Geliebter Bruder, wenn Du die Absicht hast, den Feind zu schlagen, so solltest Du Deine vordern Kanonen ein wenig mehr gegen den feindlichen Spiegel richten!"

Die neulich in Paris erschienenen Memoiren des Dichters Ducis enthalten viele interessante Begegnisse mit Bonaparte. Letzterer äußerte einmal bei einem Diner (er war noch Consul): „Unsere Staats-Verwaltung hat noch gar kein System, weil unsere letzte Regierung keinen freien Willen hatte. Ich werde die Ordnung nächstens herstellen, und Frankreich so erheben, daß es ganz Europa Gesetze vorschreiben kann. Ich werde die nothwendigen Kriege beginnen, nur um den sicheren Frieden zu erkämpfen, werde dem Lande eine feste Verfassung geben und den Bedarf mit den Gebräuchen in Einklang bringen. Ich werde die Religion schirmen und ihren Dienern ihr Auskommen geben." — „Und dann, General?" fragte Ducis, ganz leise. — „Nun und dann?" entgegnete B., etwas stutzend — „dann, ehrlicher Ducis, wenn Ihr es zufrieden seyd, so ernennt mich in irgend einem Dorf zum Friedensrichter!" — Ein ander Mal hatte B. den Ducis, der ihn nicht sonderlich liebte, wieder eingeladen. „Papa Ducis," hob B. an, „wie seyd Ihr denn hierher gekommen? Nicht wahr, in einem alten Fiaker?" — „Allerdings, wie sonst?" — „Ey, ein Mann von Eurem Alter, Eurem Talent, muß einen besseren Wagen haben; Ihr laßt mich weiter sorgen, nicht wahr?" — „Nein, General!" erwiederte Ducis. „Seht da, die Flucht wilder Enten hier über uns. Ihr seyd Jäger, General, und wißt ohne Zweifel, daß es keines dieser Thiere gibt, das nicht Pulver wittert, und des Jägers Flinte heraus spürt! Ich bin auch ein solcher Vogel!" — Für den Augenblick war die Unterhaltung abgebrochen: aber Bonaparte ließ nicht nach und Ducis Freunde und Hausgenossen setzten ihm so zu, daß er endlich seine gewohnte Geduld verlor, und eines Abends plötzlich rief: „Leonard, bring' mein Bett auf die Straße!" — Alles sah jetzt seinen festen Entschluß, und man ließ ihn in Ruhe. „Freund!" sagte er zu einem seiner vertrautesten Umgebungen, „lieber will ich Lumpen, als Ketten tragen!"

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 22. Sonntag, 14. März 1824.

Lied der Gläubigen.

(von J. Nicolay.)

Zum Himmel steigen
die Wasser auf;
vom Himmel kommen,
aus unbekannten
verborgnen Quellen,
sie alle wieder
zur Erde nieder.

Sie rinnen und rauschen
durch friedliche Thäler,
nach allen Seiten
freudig sich wendend
und tränken so
der Erde Leben.

Stürzet zerstäubend
in tausend Tropfen
auch von der Höhe
die helle Fluth:
spiegelt sich doch
in jeglicher Perle
Licht des Himmels,
woher sie kam.

Rauschen sie ernst
durch schaurige Klüfte,
schauend nur selten
der lieblichen Sonne
glänzendes Haar,
oder der Sterne
freundliches Antlitz:
sind doch nicht minder
sie alle dem Lichte
innig verwandt.

Oder wenn freundlich,
leise hinplätschernd,
durch lachende Thäler
voll Blumen sie fliessen,
spielend mit Blüthen
und kleinen Libellen,
mit Vögeln und Fischen;
unten und oben
den ewig blauen
blühenden Himmel,
zeugen die klaren
leuchtenden Wogen
freudig der Abkunft
von Himmel und Licht.

Wie sie auch nahen,
wie sie auch schwinden,
alle die Wasser,
alle doch kehren
zum großen einen
Weltenschooße,
das sie erzeugte
wieder zurück.

So auch mit deinem
Worte des Lebens,
du Herr des Wassers
und Herr des Lichts.
Von Oben kommt es,
führend nach Oben.

Aller Quelle
heiligen Glaubens
strömet aus Dir nur,
wendet zu Dir.

Wer an der lautersten
freudig sich schöpfet
preise sich selig,
aber verachte
nimmer die andern,
die du auch tränkest.

Aller Glaube,
wie er auch heiße,
kommend von dir,
kehret doch selig —
sey es durch Blumen,
durch Dornenwege —
kehret doch selig
in einen Schoos,
Vater der Welten!
zu dir zurück.

Charakteristiken aus Spanien in Briefen vor der Revolution.

(Fortsetzung von Nro. 13 und 14.)

Die beiden Hauptabtheilungen der Stände in Spanien sind der Adel und das Volk. Doch muß ich Sie hier vor einem Irrthum warnen, zu dem diese Worte leicht verleiten können. In Spanien gehört jeder Mensch zur Klasse des Adels, dessen Familie durch Verjährung, oder durch ein königliches Patent, von einigen Lasten befreiet und zum Genuß gewisser Vorrechte berechtigt worden ist. Diese Auszeichnung entstand aus dem Lehnsbesitz gewisser Grundstücke in den Städten, die von den Mauren erobert wurden. In einigen Adelsbriefen — ich weiß nicht ob sie alle gleich lauten — setzt der König, nachdem er die Freiheiten und Privilegien wodurch er die Familie erhebt, hergerechnet hat, die allgemeine Formel hinzu, daß sie in jeder Hinsicht als Hidalgos de casa y solar conocido, das heißt: als Edelleute von anerkanntem Hause und Grundbesitz betrachtet werden sollen. Mehrere Vorrechte dieser Freien, oder Geringer-Adelisgen, sind jetzt zwar vermindert worden, jedoch nicht ohne ausdrückliche Anerkennung des Ranges, der sie vor der Abänderung dazu berechtigt hatte. Doch kann noch immer ein spanischer Herr oder Cavallero — ein Titel der den priviligirten Stand in all seinen zahlreichen und unbestimmten Graden bezeichnet — nicht zur Miliz gezogen werden, und nur ein Hidalgo kann als Kadet in die Armee treten. Im gewöhnlichen Gang der Beförderung gehen zehn Kadeten voran, ehe die Reihe an einen Sergeanten kommt, — und auch dann wird er zuweilen noch hintangesetzt. Selbst die, welche so glücklich sind, befördert zu werden, entgehen selten einer gewissen Zurückhaltung und Hintansetzung von Seiten ihren stolzern Mitbrüder; und der gewöhnliche Spottname, Pinos, ein Fichtenbaum, welcher wahrscheinlich auf die körperliche Größe anspielt, die ein Sergeant haben muß, wird, wie vormals der eines Freigelassenen unter den Römern. als ein Fleck angesehen, den die höchsten militärischen Stellen nicht völlig verwischen können.

Der Adel geht auf immer vom Vater auf alle seine männlichen Kinder über, und obgleich eine Frau dies Privilegium nicht auf ihre Abkömmlinge übertragen kann, so ist es doch unabläßlich erfoderlich, daß sie die Tochter eines Hidalgo sey, ohne welchen Umstand jene nicht Edelleute von vier Ahnen seyn können — Noble de quatro Costados — wie sie in diesem Lande genannt werden, das heißt: ein Mann, dessen Eltern, Groß- und Ureltern zur privilegirten Klasse gehörten. Ohne diese vier Ahnen kann Niemand einen Ritterorden erhalten. Aber wir leben in ausgearteten Zeiten, und ich könnte mehr als einen Ritter in dieser Stadt nennen, der sich einen Lückenbüßer von einem der dienstbaren Notare verschafft hat, welche die bei solchen Gelegenheiten erfoderlichen Beweise und Urkunden zu sammeln, und gehörig auszuarbeiten verstehen.

Noch gibt es einen Unterschied des Blutes, der, wie ich glaube, in Spanien allein Statt findet, und von der Masse des Volks für so wichtig gehalten wird, daß der gemeinste Bauer dessen Entbehrung als ein Unglück und eine Erniedrigung ansieht, die er auf seine späteste Nachkommenschaft übertragen muß. Die geringste Beimischung von amerikanischem, indianischem, maurischem oder jüdischem Blute, befleckt eine ganze Familie durch alle Generationen. Auch verliert sich keinesweges die Kenntniß eines solchen Umstandes im Lauf der Zeiten, oder bleibt unbemerkt, wenn es Leute von geringem und gemeinem Stande betrifft. Keinem Kinde in dieser volkreichen Stadt ist unbekannt, daß eine Familie, die seit undenklichen Zeiten einen Zuckerbeckerladen in der Mitte dieser Stadt besitzt, einst einen Vorfahren hatte, den die Inquisition wegen seiner Rückkehr zum Judenthum, bestrafte. Ich erinnere mich noch, als Knabe oft jenen Weg gegangen zu seyn, ohne einen Seitenblick auf die junge hübsche Ladenhüterin zu werfen, aus Furcht sie zu beschämen. Das Gesetz nennt einen Menschen, dessen Blut rein ist: „einen alten Christen von unbeflecktem Stamme.“ Die Strenge dieses Gesetzes, oder vielmehr der öffentlichen Meynung, welche über die Befolgung desselben wacht, schließt dessen Opfer von allen Aemtern der Kirche oder des Staates aus, selbst von Zünften und Mönchsorden, die übrigens den gemeinsten Klassen offen stehen.

Aber, ach! was man von den Gesetzen sagt, und was auch wohl in den meisten ältern und neuern Staaten wahr seyn mag, daß sie, gleich Spinnengeweben, den Schwachen verstricken, und den Starken und Beherzten durchschlüpfen lassen, ist vielleicht im Allgemeinen noch anwendbarer auf die öffentliche Meinung. Es ist entschieden, daß in den Adern mehrer Granden und betitelten Adeligen jüdisches und maurisches Blut fließt. Ihr Abstamm ist bis zu jenen verdorbenen Zweigen, in einem Manuscript dargestellt worden, das weder der Einfluß der Regierung, noch die Schrecken der Inquisition völlig unterdrücken konnten. Es heißt: Tizon de Espanna, „Spaniens Brandmahl.“ Aber Reichthum und Gewalt bieten der öffentlichen Meinung Trotz, und wenn ein armer betriebsamer Mensch mit

gebeugtem Gefühle es kaum wagt seinen Nachbar zu grüßen, weil sein vierter oder fünfter Vorfahr in die Hände der Inquisition fiel, zur Strafe daß er aus Israel stammte, — so glaubt der stolze Grande, der vielleicht ein noch späterer Abkömmling der Patriarchen ist, sich durch eine Heirath mit einer der ersten Damen des Königreichs zu erniedrigen, wenn sie ihm nicht einen Hut als Mitgift bringt, zu den sechs oder acht andern die er schon berechtigt ist vor dem König zu tragen. Doch dies erfordert einige Erklärung.

Das höchste Vorrecht eines Granden ist, seinen Kopf in Gegenwart des Königs bedecken zu dürfen. Daher versteht man unter zwei, oder mehreren Hüten in einer Familie, daß diese zu so vielen Grandezzatiteln ein Erbrecht habe. Da diese Großen des Landes sich aus Stolz nur in ihrem eigenen Stande verheirathen, und die Güter und Titel auch auf das weibliche Geschlecht übergehen, so befindet sich eine ungeheure Anhäufung von Reichthum und Ehrentiteln in einigen wenigen Händen, und der Hauptzweck jeder Familie ist, diese übertriebenen Anhäufungen fortwährend zu vermehren. Ihre Kinder werden in früher Jugend, vermittelst einer Dispensation, mit einem reichen Erben, oder einer reichen Erbin, verheirathet, und die Menge der Familiennamen und Titel auf die jeder Grande Anspruch macht, ist so groß, daß, wenn der spanische Gesandte an einem auswärtigen Hofe zu einer der alten Familien gehört, und blos einen Paß ausfertigt, die ganze erste Seite des Bogens dazu verwandt wird, anzuzeigen, wer der große Mann ist, dessen Unterschrift das Ganze beschließen soll. Wenn dabei Eitelkeit allein im Spiel wäre, so dürfte in unsern Tagen diese stolze Schaustellung eines vornehmen Familiennamens mit Lächeln angesehen werden. Aber es steckt ein ernsthaftes Uebel in dem abgeschmackten und verhaßten System, das unser erster Adel so sorgfältig aufrecht zu erhalten sucht. Umringt von ihren Untergebenen und vermieden von dem niedern Adel, der selten zu einem Umgange geneigt ist, bei welchem ein Gefühl von Hintansetzung vorwaltet, entgehen diese Großen nur selten den natürlichen Folgen eines solchen Lebens; — ich meine, Unwissenheit, Eigendünkel und zuweilen sogar einen Anstrich von Gemeinheit. Doch ich will gerecht seyn, und nicht die Laster der Klasse jedem Individuum beimessen, ob ich gleich glaube, daß es über diesen Punkt nur Eine Meinung im ganzen Lande gibt. Die Granden haben sich durch ihr Betragen bei Hofe erniedrigt, und durch ihren unerträglichen Stolz bei'm Volke verhaßt gemacht. Sie haben ihre Güter durch Unordnung und Verschwendung zu Grunde gerichtet, und zugleich, durch Vernachlässigung ihrer unermeßlichen Besitzthümer, das Land verarmt. Die Furcht, ihre übergroßen Privilegien zu verlieren, oder die Abneigung gegen eine Reform die sie und die Geistlichkeit am meisten treffen dürfte, wird sie bei einer Revolution immer antreiben, der Krone beizutreten, und sich die Vortheile einer unumschränkten Regierung zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Erste Sylbe.

Vom leisen Hauch der Luft getragen
Naht uns ein unsichtbarer Gast,
Der uns'rer Freuden, uns'rer Klagen
Geheime Deutung in sich faßt;
Du magst jetzt jubeln oder weinen,
Er wird, er muß dabey erscheinen.

Zweyte Sylbe.

Was die Natur uns karg verschwiegen,
Was sie uns neidisch oft bedeckt,
Weiß meine Zweyte zu besiegen,
Hat sie gewaltig aufgeweckt;
Sie schafft uns ein verschwund'nes Leben
Mit seinen Thaten, seinem Streben.

Das Ganze.

Doch wenn mein Eins und Zwey verbunden
Vor deine trunkne Seele tritt,
Dann ist die Gegenwart verschwunden,
In schön're Welten reißt dich's mit;
Und wo des Dichters Schranken fallen,
Beginnt es siegend fortzuwallen.

Auflösungen von Nro. 20.

Charade: Brautkuß.
Räthsel: Nachsicht, nach Sicht.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 6. März. Der häusliche Zwist, Lstsp. in 1 Akt, von Kotzebue. Hierauf: (zum erstenmal wiederholt) Herrmann und Dorothea, Idyll. Familiengemählde in 4 Abthl. nach Göthe's Gedicht, von C. Töpfer.

Sonntag den 7. und Mittwoch den 10. Der Teufelsstein, romant. kom. Volksmährchen mit Gesang in 3 Aufz. Musik von Müller.

Montag den 8. (Zum ersten Male; mit Abonnement suspendü) Euryanthe, große romantische Oper in 3 Aufzügen von H. von Chezy. Musik von Karl Maria von Weber. Da, wie wir vernehmen, der Oekonomie unsers Repertoirs wegen, die Reihe der weitern Vorstellungen dieser Oper erst mit nächster Messe beginnen soll, wir uns aber weder anmaßen mögen, nach einmaliger Anhörung eines so bedeutenden Werkes, darüber ein bestimmtes Urtheil zu fällen, noch elegant genug sind, durch den leichten Spaß: „Euryanthe? Ennuyante!" fertig zu werden; so müssen wir uns eine Kritik ausdrücklich bis nach näherer Bekanntschaft mit dieser Oper vorbehalten. — Der Text, von Frau von Chezy nach der von ihr aus dem Französischen vorzüglich übertragenen histoire de Gerard de Nevers et de la belle et vertueuse Euryant de Savoye, sa mie, bearbeitet, bietet dem Componisten manche treffliche, einzelne Scene dar; im Ganzen aber ist das Süjet zur Oper äußerst unglücklich gewählt. Der Inhalt jener Geschichte ist so überreich an einzelnen, und doch unter einander in einer engen, poetisch nothwendigen Verbindung stehenden Abentheuern, daß nur noch eben der gewaltige Genius Shakespeare's es vermochte, ihn (im Cymbelin) zur dramatischen Form zu zwingen und darin zu beherrschen; in die lyrische der Oper konnte er in allem seinem Reichthum nicht gebracht werden, und so mußte, bei den vielen Verkürzungen und, zum Theil, häßlichen Abänderungen, (wir führen als Beispiel die Art an, wie in der Oper die Untreue Euryanthens durch Lysiart erwiesen wird) ein Aggregat von Episoden aus jener Geschichte auf einander folgen, welches eben so unverständlich für den Zuhörer, als die schöne, ursprüngliche Erzählung entstellend, ausfiel. — Die Aufführung war in vielen Theilen gelungen, in andern es weniger, zu nennen; doch mag letzteres hinreichend durch die unendlichen Schwierigkeiten entschuldigt werden, die sowohl für Orchester, als Singpersonale in dieser Musik liegen, zumahl, wenn es, wie man sich erzählt, wahr ist, daß diese Oper in so unglaublich kurzer Zeit einstudirt worden. Besonderen Beifall erhielten und verdienten Dem. Bamberger (Euryanthe) und Herr Dobler (Lysiart). Erstere gewann in der Rolle der Euryanthe eben so wohl durch ihren schönen ausdrucksvollen Gesang, als durch natürliches, anmuthiges Spiel den größten Antheil des Publikums. Vorzüglich wurde von ihr die zweite Scene des 3n Actes: „So bin ich nun allein" vorgetragen. Der Gesang des Hrn. Dobler war in der ersten Scene des 1n Acts: „Ich trag es nicht" u. s. w. so wie in der Arie im 2n Akt: „So weih' ich mich den Nachtgewalten." von der größten Wirkung. Auch die Parthien der Eglantine (Dem. Rotthammer) und Adolar (Herr Rieser) wurden, jene in leidenschaftlichen dieser in den weichen, zarten Stellen, mit Fleiß und Geschmack ausgeführt.

Auch die äußere Ausstattung der Oper war lobenswerth, anständig, ja, gehörigen Orts, reich; doch nicht die Hauptsache, das innere Wesen durch übertriebenen Aufwand stöhrend. Höchst löblich fanden wir es insbesondere, daß viele sehr achtbare Mitglieder des Schauspiel- und Opernpersonales die Schlußscene durch ihr Erscheinen als Figuranten verherrlichten. Solche, vielleicht Ueberwindung kostende, Mitwirkung zum Ganzen, verdient wahrlich mehr Beifall, als mancher „Brillante Abgang."

Dienstag den 9. Die gefährliche Nachbarschaft, Lustsp. in 1 Akt, von Kotzebue. Hierauf: Das Intermezzo, oder der Landjunker zum Erstenmal in der Residenz, Lustsp. in 5 Abthl. von Kotzebue.

Mittwoch den 10. Der Teufelsstein rc. (s. auch Sonntag den 7.)

Donnerstag den 11. Der Jurist und der Bauer, Lustsp. in 2 Abthl. von Rautenstrauch. Hierauf: Der Dorfbarbier, kom. Oper in 2 Abthl. Musik v. Schenk. Herr Blumenfeld spielte als Gast den Barbiergesellen Adam. Der Gast zeigte sich uns heute in einer bedeutenderen komischen Singrolle. Hier wo der eingelernte Singsang des Lustig keine Anwendung finden konnte, war das Talent des Hrn. Blumenfeld genauer zu ermessen. Der Vortrag einiger, aus irgend einem Vademecum zusammengetragener, mitunter höchst platter Histörchen, so wie ein durchaus schülerhaftes Spiel und ein schlechter Gesang, konnten weder ergötzen noch Lachen hervorbringen. Die Kälte, womit das Publikum seine heutige Leistung aufnahm, mußte ihn überzeugen, daß er durchaus nicht angesprochen habe. —

Theater-Anzeige.

Montag den 15. März. (Zum Vortheil des Herrn Blumenfeld): Ein großes dramatisch-musicalisches Quodlibet.
Dienstag den 16. Die Zauberflöte, Oper.
Mittwoch den 17. Die Mündel, Schsp.
Donnerstag den 18. Die Teufelsmühle, Oper.
Samstag den 20. Röschens Aussteuer, Lustsp. Hierauf: Der Diener zweier Herren, Lustsp.
Sonntag den 21. König Siegmar, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 23. Donnerstag, 18. März 1824.

Elegie.

Zu der Zeit wird große Klage seyn. Zach. 12, 11.

Wem, erlöschend in der Zweifel Hülle,
Bleich und matt des Glaubens Sonne scheint;
Wen der Wehmuth gramgehäufte Fülle,
Freudenarm bey Pflicht und Sorgen peint;
Wem das Leben Ruh und Seelenstille
Auf empörter, wilder Fluth verneint;
Wer sich einsam fühlt und trostverlassen:
Der nur wird verwandte Töne fassen.

Wie der Söldner in des Frohnes Plage,
Hart gedrückt bey übergroßer Last,
Sehnlich horcht dem letzten Feyerschlage,
Schwerer Mühen kurze Friedensrast,
Wenn entbunden nach durchstrebtem Tage
Sanft der Schlummer in den Arm ihn faßt,
Liebreich spendend, süß und ungemessen,
Aller Leiden seliges Vergessen:

Ach so strebt, qualvoller Furcht befangen,
In der Kräfte regem Widerstreit,
Meiner Seele steigendes Verlangen
Aus den Schranken dieser Dienstbarkeit.
Jenseits, jenseits, wo ein heilig Bangen
Ahnung mir des bessern Looses leiht,
Droben nur, in heitern Himmels-Zonen,
Kann die Ruhe, kann der Friede wohnen.

Nicht wo tief der wilden Zwietracht Funken
Flucherregt für Weltenbrände glimmt,
Wo der Obmacht süßen Wonne trunken
Nur die Selbstsucht Recht und Pflicht bestimmt,
Und, des Geistes edler Kraft entsunken,
Schwelgend sich der Wüstling übernimmt,
Wo des Schicksals nachtumhüllte Waltung
Alles treibt zu wechselnder Gestaltung:

Hier nicht suche, was kein Gott beschieden,
Nun Asträa himmelwärts entflohn,
Seiner Seele ungetrübten Frieden
Nothumdrängt der arme Erdensohn.
Seit die Brut grauvoller Eumeniden
Niederriß der Jungfrau heil'gen Thron,
Stieg obsiegend himmelan das Laster,
Sank die Menschheit, schwach und gottgehaßter.

Wenn des Kampfes jähem Trieb entzündet
Leidenschaft das grimme Antlitz zeigt;
Wenn Bellona tausend Morde kündet,
Und geschreckt die holde Muse schweigt;
Kalter Ehrgeiz, mit der Schuld verbündet,
Bluthejubelt zu Trophäen steigt,
Wo des Sieges stolze Fahnen wallen,
Burg und Tempel preisend wiederhallen:

Dann beweint die stille Jammerklage,
In des Schmerzes übervollem Drang,
Dieses Daseyns vielgeformte Plage,
Der Geliebten frühen Untergang,
Goldner Freyheit schwere Niederlage,
Grauser Schickung hartgediegnen Zwang,
Der Verödung, des Verlustes Größe,
Fremde Fessel, und der Armuth Blöße.

Wirst du ewig, ewig fern uns weilen
Du, der Menschheit holder Genius?
Nie die tiefgeschlagnen Wunden heilen
Durch der Liebe linden Friedenskuß?
Nah' erbarmend! Sieh, die Jahre eilen
Und des Lebens flüchtiger Genuß.
Scheuch, ein Retter von der Zwietracht Sünde,
Die Erynnis in des Orkus Schlünde!

Wenn vermessen ihres Forschens Schranke
Schwindelnd hier die Endlichkeit durchbricht,
Und der Zweifel, wie ein Mordgedanke,
Glauben raubt und frohe Zuversicht;
Wenn die Irrsal ihre Dornenranke
In der Einfalt Lilienkrone flicht;
Aus der Spötter gottvergeßner Mitte
Heil'ge Scheu entweicht und fromme Sitte;

Wenn das Laster, mit gewohntem Glücke,
Kühn und stark die Tugend unterdrückt;
Der Verführung schlau gestellte Tücke
Reiner Unschuld offnen Sinn berückt;
Wenn des Günstlings stolzem Gnadenblicke
Niedrer Schmeichler feile Schaar sich bückt,
Thorheit sich in Rang und Würden blähet,
Grelle Willkühr Zucht und Ordnung schmähet;

Wenn sich grausam jedes Uebel einet,
Das die Zeit, die schwerbefangne, zeugt;
Wenn des Wohlstands traurig Sinken peinet,
Und die Noth mit jedem Tage steigt;
Schaam und Mangel in der Stille weinet;
Blasse Sorge Jung' und Alte beugt;
Wenn der Nothdurft trauriges Entbehren
Nicht vermag qualvoller Furcht zu wehren:

Da, ach! da erseufzen wir und zagen,
Daß kein Strahl die dunkle Nacht erhellt;
Sträubend nur und ungeberdig tragen
Wir die Uebel dieser Sinnenwelt.
Und des Unmuths und des Jammers Klagen
Sind der Frevel strafender Vergelt.
Was die Unlust schmerzenvoll erduldet,
Hat abschweifend längst die Lust verschuldet.

Charakteristiken aus Spanien in Briefen vor der Revolution.

(Fortsetzung.)

Sevilla 1806.

Ich komme nunmehr von den Granden zu den Hidalgo's. Da diese ihre Würde auf alle ihre direkten männlichen Nachkommen vererben, so ist Spanien voll von Edelleuten dieser geringen Klasse, die ihr Brod durch die gewöhnlichsten Arbeiten verdienen müssen. Und weil die Provinz Asturien demjenigen kleinen Theile der Nation einen Zufluchtsort gewährt hatte, der den spanischen Namen und Thron gegen die Anstrengungen der sieghaften Araber vertheidigte und schützte, so gibt es kaum einen Bewohner dieser Gebirgsgegend, der nicht jetzt noch gesetzliche Ansprüche auf Ehrenstellen und Freiheiten hätte, die seine Vorfahren erworben haben. Denn damals erhielt jeder Soldat entweder einen Theil des Landes, das den Eroberern wieder abgenommen wurde, oder er ward zum Lohn von gewissen Auflagen und Diensten freigesprochen, die nun ausschliessend auf das Landvolk fielen. Die Menge der jetzigen Asturier, die auf diese Privilegien Anspruch machen, verleitet mich zu glauben, daß in den frühern Zeiten der spanischen Monarchie jeder Soldat zum Range eines Befreiten erhoben wurde. Aber die Umstände haben sich sehr geändert. Asturien ist eine der ärmsten Provinzen Spaniens, und die bevorrechteten Einwohner, die größtentheils nichts weiter von ihren Vorfahren geerbt haben, als einen starken, männlichen Körperbau, sind genöthigt, denselben unter den schwächern südlichen Stämmen geltend zu machen. Hier in Sevilla, der Hauptstadt Andalusiens, übernehmen sie ausschließlich die Verrichtungen der Bootsleute, Lastträger und Bedienten. Die beiden erstern Klassen bilden eine Zunft, und haben den ausschließenden Gebrauch einer Kapelle in der Domkirche. Das Vorrecht, welches sie jedoch am meisten schätzen, besteht darin, daß zwanzig der Stärksten unter ihnen am Fronleichnamsfest die bewegliche Bühne herumtragen, auf welcher sich die geweihete Hostie in einem kleinen Tempel von massivem Silber befindet. Die Träger sind hinter den goldgewirkten Teppichen, die von den vier Seiten der Bühne bis zum Boden reichen', versteckt. Die Maschine ist außerordentlich schwer; aber ungeachtet dessen tragen diese zwanzig Männer solche auf dem hintern Theil des Kopfes und Nackens, und schreiten mit einer erstaunlichen Leichtigkeit und Ordnung vorwärts, als ob die Bewegung durch eine mechanische Kraft hervorgebracht würde.

Obgleich diesen Hidalgo's, die sich mit bürgerlichen Geschäften abgeben, die Freiheiten ihrer Klasse gesetzlich zugestanden werden, so verweist die öffentliche Meinung sie doch auf den ihnen angemessenen Standpunkt; und der einzige Fall, wo man sie öffentlich standesmäßig mit Ehre und Achtung behandelt, ist unglücklicherweise wenn sie den rauhen Händen eines spanischen Nachrichters überliefert werden. Vor zwei Jahren hatten wir hier ein Beispiel davon, welches ich erzählen will, da es unsere eigenthümlichen Nationalvorurtheile auf das vollkommenste karakterisirt.

Eine Bande von fünf Dieben war in dem Bezirk des hiesigen obern Gerichtshofes (Audiencia) ergriffen worden, und Einer derselben, obgleich in der gemeinsten Volksklasse geboren und erzogen, war doch von Geburt ein Hidalgo, und hatte einige Verwandte in der höhern Klasse. Nachdem diese Leute vier oder fünf Jahre, wie gewöhnlich, im Gefängniß geschmachtet hatten, wurden sie einiger Mordthaten und Straßenräubereien überführt, und zum Tode verurtheilt. Die Verwandten des Hidalgo, diesen unglücklichen Ausgang voraussehend, hatten den Fortgang der gerichtlichen Untersuchung genau beobachtet, um zur gehörigen Zeit hervorzutreten, und den Schimpf abzuwenden, den ein Vetter im zweiten oder dritten Grad auf ihre Familie würde verbreitet haben, wenn er, wie ein gemeiner Bösewicht, am Galgen gestorben wäre. Sie überreichten daher den Richtern eine mit den erforderlichen Dokumenten versehene Bittschrift, in welcher sie für ihren Verwandten um die seinem Range gebührende Auszeichnung baten, und sich verpflichteten, die Kosten, welche die Hinrichtung eines Hidalgo's erfodert, zu tragen. Nachdem das Gesuch, als eine Sache in der Ordnung, bewilligt worden war, ergab sich die folgende Scene. In einiger Entfernung von dem Galgen, an welchen die vier andern Räuber sämmtlich, in weiße Sterbekleider gehüllt, und die Hände vorn zusammengebunden, um dem Henker, der sich rittlings auf die Schultern des Verbrechers setzt, als Steigbügel zu dienen, gehangen wurden — war ein Gerüst, ungefähr zehn Fuß hoch, und mit einer Fläche von funfzehn und zwanzig Fuß errichtet, welches von allen Seiten, bis zum Grunde herab, mit schwarzem Fries bedeckt war. In der Mitte des Gerüsts stand eine Art Armstuhl, mit einem Pfahl statt der Lehne, an welchem, vermittelst eines eisernen Halsbandes, das an einer Schraube

befestigt ist, der Hals des Verbrechers durch eine einzige Umdrehung des Griffs, zugeschnürt wird. Zwei Stufengänge, an den entgegengesetzten Seiten der Bühne, bildeten abgesonderte Eingänge: einen für den Verbrecher und Priester, und den andern für den Scharfrichter und seinen Gehülfen.

Der Verurtheilte, in fliegendem Kleide von schwarzem Fries, ritt auf einem Pferde, eine Auszeichnung dieser Klasse (da die gemeinen Leute auf einem Esel reiten, oder auf einem Karren hingefahren werden), begleitet von einem Priester und einem Notar, und umringt von Soldaten. Man band ihn mit schwarzseidenen Schnüren an den Armstuhl, weil man Stricke für schimpflich hält, und nachdem er niedergekniet war, um die letzte Absolution vom Priester zu erhalten, nahm er einen Ring vom Finger, mit welchem er zu diesem traurigen Behuf war versehen worden; anstatt denselben aber, der Etikette gemäß, dem Henker verächtlich vor die Füße zu werfen, gab er ihn, als ein Zeichen christlicher Demuth, in seine Hände. Nachdem das Urtheil vollzogen war, wurden vier silberne Leuchter, fünf Fuß hoch, mit verhältnißmäßig starken brennenden Wachslichtern, an die Ecken des Gerüstes gestellt, und nach etwa drei Stunden begann der Leichenzug der posthumen Freunde des Hingerichteten, dem sie vielleicht das unglückliche Ende würden erspart haben, wenn sie ihm mit der Hälfte der Summe zu einem Gewerbe verholfen hätten, welche sie auf dieses alberne und widrige Gepränge verschwendeten. Da aber von diesen Ehrenbezeigungen den Ueberlebenden gehörige Beglaubigungsscheine gegeben werden, um sie als gesetzmäßige Beweise ihres Ranges aufzubewahren, so sind sie vielleicht unbesorgt gewesen, daß ihr Verwandter den Glanz der Familie durch den Schluß seiner Laufbahn trüben könne.

Das Karnaval.

Sobald sich das Karnaval nähert, gehen die Possen an, steigen immer höher, und lassen nicht nach, bis die drei Tage vor Aschermittwoch vorbei sind.

Der Gebrauch, **einen Schweif anzustecken**, wird noch von den Straßenjungen befolgt, und zwar zum Aergerniß alter Frauen, die gewöhnlich die Gegenstände dieses Spaßes sind. Einer der abgerissenen Knaben, die haufenweise in Sevilla herumlaufen, befestigt eine krumme Stecknadel in ein Stück Papier, schleicht unbemerkt damit hinter eine langsam schreitende Frau, die in ihren Schleier gehüllt, den Rosenkranz betet, den sie in der linken Hand trägt, und hängt den papiernen Schweif an die Hinterseite des schwarzen Rockes, den man **Saya** nennt. Eine Menge kleiner Lumpenkerle beobachten die Behendigkeit ihres Spielgesellen von weitem, und schreien laut lárgalo, lárgalo — „wirf ihn weg! wirf ihn weg!" — worauf jede Weibsperson in der Straße hinter sich blickt, weil man wol weiß, daß dies die bestimmte Stelle ist, auf welche die lustigen Gesellen den Angriff wagen. Auch hört der Lärm nicht auf, bis irgend eine freundliche Hand das Opfer dieses Spottes befreiet, das sich wie ein abgelaufener Kreisel drehet und nicket, und umsonst bemühet ist, das angesteckte Papier zu sehen.

Das Karnaval, im eigentlichen Sinn, ist auf den Sonntag vor Fastnacht und die zwei darauf folgenden Tage beschränkt, und diese Zeit bringen die gemeinen Leute nur mit Trinken und Herumschwärmen in den Straßen zu, in denen es eine Menge gemeine Häuser gibt, zumal in der Nähe der großen Gerichtshöfe und Hallen, die man **Corrales** nennt; sie haben kleine Stuben, oder vielmehr Zellen, in denen eine Menge der ärmsten Menschen in Schmutz, Elend und Ausschweifung leben. Vor diesen ekelhaften Plätzen versammeln sich ganze Haufen von Männern, Weibern und Kindern, die singen, tanzen, trinken, und sich unter einander mit Puder bewerfen. Aber ich habe nie bemerkt, daß sie sich Freiheiten gegen Personen höhern Ranges erlaubt haben; doch erregen diese Bacchanalien eine gewisse Furcht, und man nähert sich ungern diesen Oertern während des Karnavals.

In Madrid, wo ganze Theile der Stadt, als **Avapiés** und **Maravillas**, ausschließend von dem gemeinsten Volk bewohnt werden, verübt man diese Saturnalien auf einem größern Fuß. Ich wagte einst mit einigen Freunden, in unsere Mäntel gehüllt, während des Karnavals durch Avapiés zu gehen; die Straßen waren voller Männer, die bei der geringsten wirklichen oder eingebildeten Veranlassung, sogleich ihre Messer gezogen hätten, und auch von Weibern, die keinen unbedeutenden Antheil an diesen Fehden nehmen; denn diese allerliebsten Geschöpfchen tragen häufig einen Dolch in der Scheide, im obern Theil des linken Strumpfs, den das Strumpfband aufrecht erhält. Aber wir betrugen uns fein artig, sahen mit Wohlgefallen ihren Possen zu, hielten uns in einer höchst ehrerbietigen Entfernung von ihren Weibspersonen, und so entließ man uns ohne die geringste Spur von Rohheit oder Grobheit.

Ein Herr, der aus Neugierde, oder schlechtem Geschmack den Vergnügungen des gemeinen Volkes beiwohnt, wird gewöhnlich mit Achtung behandelt, das heißt, wenn er einen bloßen Zuschauer abgibt, und gleichgültig gegen die Weibspersonen zu seyn scheint. Die alte Eifersucht ist noch unter der gemeinen Klasse bemerkbar, und ob man gleich in Spanien keinen Degen in Liebeshändeln zieht, so entscheidet doch oft das Messer die Rechte der gemeinen Liebhaber. Aber es ist nicht Liebe allein, die bei uns zum Mord verleitet; eine angeborne Reizbarkeit, besonders in den südlichen Provinzen, führt häufig ohne eine besondere Ursache zum Blutvergießen. Ein kleines Maaß Wein, ja bloß ein östlicher Wind, den man **Solano** nennt, veranlassen oft gefährliche Streitigkeiten in Andalusien. Man rechnet gewöhnlich zwei bis drei gefährliche oder tödtliche Wunden, die bei jeder großen Festlichkeit in Sevilla vorfallen.

Die Karnavalsunterhaltungen, die noch unter den Mittelständen in Andalusien üblich sind, beste-

ben hauptsächlich in allerlei Streichen die man dem Arglosen spielt, als Eierschalen mit zerstoßenen Steinchen angefüllt, auf den Kopf zu schleudern, und Zuckerplätzchen den Damen zuzuwerfen, welches sie dadurch erwiedern, daß sie die Spaßvögel aus einer Sprütze mit Wasser benetzen. Aber dieser letztere Scherz fängt an abzukommen, und zunehmende Verfeinerung wird ihnen wol allen bald ein Ende machen. Die Bemittelten geben in der Regel denen einen Ball und ein Abendessen an einem der drei Tage des Karnavals, die ihre Tertulia täglich besuchen.

Der Johannistag.

Das Fest des Täufers wird gerade nicht mit den allerfrömmsten Gefühlen gefeiert. Ob es nun von der einladenden Temperatur einer Johannisnacht herrührt, oder von irgend einem andern alten Gebrauch, der auf diesen Abend Bezug hat; genug, „St. Johann," sagt ein spanisches Sprichwort, „lockt alle Mädchen aus den Häusern." Nach Sonnenuntergang sind die öffentlichen Spaziergänge angefüllt mit Menschen, und die Hauptunterhaltung besteht aus verliebten Neckereien, oder in der Andalusischen Redensart, pelar la pava [Hühnchen mit einander zu pflücken] *), die ihren Anfang nehmen, sobald sich beim Sternenlicht eines klaren Himmels, unvermischt mit dem sparsamen Schimmer der Lampen, die verschiedenen Gruppen mit der Freiheit vermischen können, die man auf einer Maskerade genießt; aber kein Vergnügen dieser Art hat mehr Reiz, als das Plaudern durch die eisernen Gitter der untern Fenster, welches gegen Mitternacht anfängt. Junge Damen, die ihre Mütterchen zur gehörigen Zeit zum Schlaf bringen können, schleichen unbemerkt in den untern Theil des Hauses, setzen sich auf die Fensterbank, hinter dem Gitter, daß in diesem Lande statt der Laden dient, und warten im wahren Geist des Abenteuers (wenn sie nicht schon zu einem ehelichen Präludium versagt sind), auf einen der jungen Stutzer, die meistens verkleidet, von Mitternacht bis Anbruch des Tages, in den Straßen umhergehen. Diejenigen, die blos zum Spaß die Nacht am Fenster zubringen, laden gewöhnlich eine Gesellschafterin ein, eine Schwester, Freundin, und zuweilen sogar eine Lieblingsmagd, um Antheil an der Unterhaltung zu nehmen, und durch eine gelegentliche Verwechselung der Personen, die Herren auf der Außenseite der Fenster zum Besten zu haben. Und wenn diese Letztern nicht ernsthaft engagirt sind, gehen sie in Haufen umher und spielen verschiedene Rollen, die sie am besten glauben vorstellen zu können. Einer gibt vor, daß er ein armer Handwerker sey, manche sprechen gebrochen spanisch, als wenn sie Ausländer wären, und zuweilen stellt einer einen Gallego vor, und erklärt seine Liebe in dem unverständlichen Dialekt seiner Provinz. Auch müssen die Herren einen eben so starken Vorrath von Zuckersachen mitbringen (welche Papelillos heißen, weil jedes einzeln in ein Stück Papier gehüllt wird), als von Witz und lebhaften Reden. Ein Mangel der Letztern wird nicht leicht verziehen, und ein Ueberlästiger, oder Majadero, der nicht sogleich seinen Posten verläßt, wenn man es befiehlt, hat bald keinen andern Genuß, als das leere Gitter anzusehen. Die Entfernung, in welcher die niedrigen Klassen von den höhern gehalten werden, verhindert sie, sich in diese Dinge zu mischen, und die Frauenzimmer, die sich diese Zeitvertreibe erlauben, haben daher keine impertinente Zudringlichkeit zu befürchten.

In Madrid ist es an diesem Abend gebräuchlich, in den Feldern umherzugehen, welches cogér la verbena heißt, um Eisenkraut zu pflücken; eine Benennung, die sich wahrscheinlich von einem Vorurtheil herschreibt, welches dieser Pflanze übernatürliche Kraft zuschreibt, wenn sie um Mitternacht vor dem Johannisfest gesammelt wird.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir haben eine ähnliche Redensart in Schlesien, und vielleicht auch in andern Theilen Deutschlands. „Ich habe ein Huhn mit ihm zu pflücken," heißt, ich will einen Streit mit ihm schlichten, wo jedoch mehr Liebe als Feindseligkeit zum Grunde liegt.

Gedanken.

Eine Handlung, durch die wir uns zugleich einen Feind und einen Freund machen, ist für uns immer ein verlornes Spiel; denn Rache ist stärker als Dankbarkeit.

Die wahren Beweggründe unserer Handlungen sind, wie die wirklichen Pfeifen einer Orgel, immerdar verborgen. Nur die falschen übergoldeten Vorwandspfeifen werden zur Schau dargeboben.

Der Aberglaube ermordet die Religion, um Thoren mit dem Schatten derselben zu erschrecken.

Der Stolz zeigt, dem Magnete gleich, immer nur nach einem Punkte — nach dem Selbst hin; — aber er besitzt nicht wie dieser anziehende Kraft, sondern stößt ewig und immerdar von allen Seiten zurück.

Von allen Leidenschaften fordert Eifersucht den härtesten Dienst, und zahlt den bittersten Sold. Ihr Dienst besteht darin, die Fortschritte des Feindes zu beobachten, — ihr Sold darin, sich von denselben zu überzeugen.

Keine Nacht ist so dunkel, daß nicht Aurora sie mit ihrer Fackel verklärt. — Kein Leiden so bitter, das nicht irgend eine irdische oder ewige Hoffnung versüßt.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 24. Sonntag, 21. März 1824.

Amor, als Briefträger.

Ich saß in stiller Laube,
Da war's, als ob man rief.
Schnell flattert' eine Taube
In meine stille Laube,
Und bracht' mir einen Brief.

Er war von meinem Lieben,
Aus weit entferntem Land;
Lang' hatt' er nicht geschrieben.
Er war von meinem Lieben,
Deß zeugten Ring und Hand.

Und zart in zarten Tönen,
Gestand er mir sein Herz,
Sein Hoffen und sein Sehnen,
In zarten, süßen Tönen,
Und harter Trennung Schmerz.

Und heiße Thränen rollten
Wohl aus den Augen mir.
Was doch die Thränen wollten?
Denn heiß und leise rollten
Sie hin auf das Papier.

Auf meinem Schooße wiegte
Der Liebesbote sich;
Und traut und trauter schmiegte,
So wie mein Schooß ihn wiegte,
Der Holde sich an mich.

Er stahl von meinen Lippen
Sich seinen Botenlohn:
Durch süßer Küsse Nippen,
Stahl er ihn von den Lippen,
Und flatterte davon.

Helft, Schwestern, mir errathen,
Den Vogel wunderbar!
Doch reden nicht die Thaten?
Ich habe schon errathen,
Wer dieser Vogel war.

Gardthausen.

Ludwig von Tremouille, genannt: der Ritter ohne Tadel.

Ludwig XI., König von Frankreich *), war nicht beliebt, am wenigsten bei den Großen des Reichs, die auch weit mehr als Bürger und Bauern von seiner Härte und Arglist litten; daher trugen nun viele Pairs Bedenken, ihm, nach damaliger Sitte, ihre Söhne als Edelknaben anzuvertrauen. Auch Ludwig von Tremouille dachte so; er, der durch Persönlichkeit, bedeutende Familienverbindungen und ein großes Vermögen ein wichtiger Mann im Staate war. Ganz anders war sein Erstgeborner, Ludwig, der meinte, nur am Hofe könne er das rechte Ritterthum erlernen, ja, er hieb sich wohl gelegentlich mit seinen jüngern Brüdern und Spielkameraden herum, wenn diese die Parthie der mit dem König Unzufriedenen nahmen. Der Knabe übertraf bald alle anderen seines Alters an Fertigkeit in körperlichen Uebungen, er bändigte die wildesten Rosse, und war dabei folgsam und wohlwollend, der Stolz des Vaters, die Freude der Mutter. Auch der König erfuhr von den viel versprechenden Anlagen des jungen Tremouille, und verlangte ihn zu sich an den Hof, ein Antrag, der erst abgelehnt wurde, aber bei nochmaliger Wiederholung endlich doch eingegangen werden mußte. Ohngefähr im Jahre 1472 kam er, ein zwölf- bis dreizehnjähriger Knabe, an den Hof König Ludwigs. Ringen und Fechten, Rosse tummeln, kurz alles was in jener Zeit für die nöthigsten Wissenschaften eines Ritters gehalten wurde, trieb er mit Eifer und Geschick, manches kecke Wagstück ward von ihm unternommen und ausgeführt, worüber die ernsten Zuchtmeister schalten, und ihn wegen seines nicht immer die Folgen berechnenden Muthwillens hart büßen ließen. Man hielt damals strenge auf Gehorsam, und ahndete jeden Fehler, welchen die zu erziehenden Knaben und Jünglinge begingen. Der junge Tremouille besaß wegen seines treuen Gemüths, der redlichsten Gesinnung, des tapfern Muths und der ungemeinen Gewandtheit in jeder ritterlichen Uebung, das Wohlwollen seiner Vorgesetzten, und doch rügten

*) Den Lesern von Walter Scotts Quintin Durward ist er aus diesem näher bekannt.

ſie auch das kleinſte Verſehen an ihm. Wiſſenſchaftliche Bildung eigneten ſich damals nur ſelten die Ritter an, doch blieb der allmählig in die Jünglingsjahre eintretende Tremouille auch nicht ganz unwiſſend, er lernte ſchreiben, und prägte ſich ſo manches ein, worin der gelehrte Kaplan ihn unterrichtete. Nichts lag ihm jedoch, nach der Ehrfurcht vor Gott, der Treue für ſeinen König, der Sehnſucht, bald im ernſten Gefecht die Kraft ſeines Armes zu erproben, mehr am Herzen, als recht genau alles, was ritterliche Ehre erheiſchte, in der zarteſten Bedeutung, wie in der verfeinertſten Ausdehnung, zu wiſſen; damit er auch nicht auf die entfernteſte Weiſe je ihre Geſetze beleidige. So manche reizende Dame er auch ſah, ſo mancher freundliche Blick auch auf den friſchen blühenden Jüngling fiel, blieb ihm doch die Liebe fremd, und auch ſein Buſenfreund, der um vier Jahre ältere Armand von Souſſol, dachte ihm gleich; doch erwähnte dieſer öfters mit Lachen, daß er gewiſſermaßen ſchon als ein Ehemann zu betrachten ſey, weil ſeine Aeltern für ihn bereits eine Braut ausgeſucht hätten, die er denn auch, wenn ſie nicht allzu häßlich ſey, mit der Zeit heimzuführen gedenke. Brüderlich theilten Armand und Ludwig alles mit einander, und verhehlten ſich einander nichts. Früher als Tremouille wurde Souſſol vom Hofe entlaſſen, und erhielt die Ritterwürde, der nun neunzehnjährige Ludwig mußte den König auf ſeinen Reiſen begleiten, wo er ſeinen treuen Freund nur allzuſehr vermißte.

Ein lieblicher Frühlingsmorgen hatte ihn einſt an den Ufern der Loire weiter und weiter von dem Gefolge weg in einen Wald gelockt, voller Duft und Blüthen, und erquickenden Schatten. Immer tiefer drang er in die grüne Waldnacht, und horchte den Melodien der flötenden Nachtigall, da vernahm ſein Ohr plötzlich folgende Worte, von einer lieblichen Stimme geſprochen: „Geſchwind, meine Alix, pflücke mir jene Roſen, ſie gehören noch zum Kranze.“ Wie mit magiſcher Kraft fortgezogen folgte er der Stimme nach, und erblickte ein wunderſchönes, noch ſehr junges Mädchen am Rande einer Quelle ſitzen, und einen Kranz winden. Tremouille's in der heidniſchen Götterlehre wohlerfahrner Meiſter würde geſagt haben, es ſey eine ruhende Nymphe, ſo zierlich waren die Glieder, ſo himmliſch leuchtete das ſchwarze Auge, prangte der dunklen Locken üppige Fülle. Die bei aller Einfachheit doch reiche Kleidung der Schönen verrieth, daß ſie vornehmer Geburt ſey, jede ihrer Bewegungen war voller Anmuth und Seele. Ludwig ſtand erſtarrt vor ihr, da heftete ſie das Auge von ohngefähr auf ihn, beide errötheten; er ſah, als er ſeinen Blick wieder in die Höhe richtete, oben auf einer Felſenſpitze einen Buſch wilder Roſen, von denen ſie vermuthlich geſprochen; da kehrte Leben in ihm zurück, er eilte mit vieler Beſchwerde den unwegſamen Pfad hinauf, und brachte ihr den begehrten Zweig. Mit kaum merklicher Beugung ſtreckte ſie die Hand aus, ihn zu empfangen, da bemerkte ſie plötzlich, daß der freundliche Geber blute. „O! rief ſie aus, um meinetwillen, um meinen kindiſchen Wunſch zu befriedigen, habt Ihr Euch verletzt? geſchwind, reicht mir Eure Hand, ich will ſie verbinden.“ Er ſtammelte einige höfliche Entſchuldigungen, aber ſo abgebrochen und verwirrt, daß, wäre das Fräulein ganz unbefangen geweſen, ſie von ſeinem Geiſt und ſeiner Lebensart einen ſchlechten Begriff bekommen haben würde. Sie zog die Dornen aus der Hand, und verband ſie mit einem feinen Tuche. Seine Augen ſprachen mehr als ſeine Lippen ſeinen Dank aus, und ſchon begann er vermittelſt dieſer ſtummen und doch beredten Dollmetſcher ſich recht gut zu unterhalten, als ihr herannahendes Gefolge das Fräulein zur weiteren Reiſe mahnte, ſie ſchwang ſich behend auf einen ſtolzen Zelter, und winkte ihm, mit der Hand grüßend, den Abſchied zu. — In Gedanken verloren ſtand er noch eine Weile, alles um ihn her ſchien ihm verändert, Bäume, Blumen und Bach, alles ſah ihn ſo fremd an, der Zauber der Liebe hatte alles unendlich verſchönert, er ſah nur ihr Bild in der Natur, und konnte ſich von dem ſüßen Plätzchen nicht losreißen. Der laute Ruf des Horns, das Zeichen der ſich nähernden Jagd, riß ihn aus ſeinen Träumereien, aber nur der Körper, nicht die Seele war bei ſeinen Kameraden, die ihn mit ſeiner Zerſtreuung neckten. Seine Nachforſchungen nach der Unbekannten blieben fruchtlos, ſo emſig er ſie auch anſtellte.

Bald nach dieſem Abentheuer, das ihn ganz umgeſchaffen hatte, begleitete er den König in die Provenze. Nach und nach verlor ſich das Träumeriſche in ſeinem Weſen, er nahm ſich kräftig zuſammen, und gewann die frühere Regſamkeit wieder. Doch nannten ſeine luſtigen Kameraden ihn noch zuweilen den Einſiedler, und wunderten ſich, wie er bei den Reizen der lebhaften, blühenden Provenzalinnen ſo kalt bleiben, und doch ſo gerne den zärtlichen Liedern des Landes horchen könne, ja, ſie behaupteten ſogar von ihm, er übertrüge ſie in das Nordfranzöſiſche, und ſänge ſie dann ganz in der Stille für ſich. Immer mehr entwickelte er ſeine kriegeriſchen Talente, und dachte nun ohne Sehnſucht und Klage an die ſchöne Unbekannte wie an einen lieblichen Morgentraum zurück. Er hatte bereits die Ritterwürde empfangen, als er eine Einladung von ſeinem Freunde Armand bekam, ihn auf ſeinem Schloſſe zu beſuchen. Er ſchrieb ihm, daß ſeine junge Frau, Blanka, ein Inbegriff weiblicher Huld und Schöne ſey, daß er ſie auf's innigſte liebe, und eben ſo wieder geliebt ſey. Anfangs ſey ſie ſo ſchüchtern gegen ihn geweſen, und oft habe ſich ihm ein leiſer Zweifel aufgedrungen, ob ſie ihn denn auch wirklich ſo recht herzlich liebe, aber nun wäre ſie ihm ſo hold und gewärtig wie er ihr, und habe er auch ein überaus tugendſames Weib. Ludwig freute ſich in-

niglich am Glücke seines Freundes, und beschloß so bald als möglich zu ihm aufzubrechen. Es verstrichen indessen doch noch etliche Monate, und er mochte wohl zwanzig Jahre zählen, als er in das Schloß seines Coussol's eintritt. Er fand ihn allein, Blanka besuchte eben eine unpäßliche Base. Armand sprach mit Entzücken von den Vorzügen seiner herrlichen Frau; die Freunde ergötzten sich im traulichen Gespräch, und ließen noch einmal in der Erinnerung die fröhliche Jugendzeit, die sie zusammen an König Ludwigs Hofe verlebten, an ihrem Geist vorüber ziehen. Sich einander die Versicherung zu geben, wie ihre Freundschaft immer noch so innig sey, und auch bleiben würde, sey überflüssig, meinten sie, das verstünde sich von selbst, und wenn die Gelegenheit sich darböte, würden sie es schon durch Thaten beweisen, daß sie sich wie Brüder liebten. Einige kleine Mißhelligkeiten der Untersassen erforderten die Entfernung des Freiherrn vom Schlosse, nicht lange darauf sank abermals die Zugbrücke, der Trompeter blies ein lustiges Stückchen, die edle Frau ritt in's Thor, Tremouille, der aus seinem Gemach den Hof überschauen konnte, blickte nach ihr, und — erkannte in ihr die Schöne an der Quelle. — Diese Ueberraschung bewegte ihn lebhaft; hatten auch Zeit und Wille seine Neigung für sie abgestumpft, so regte sich doch noch immer in seinem Herzen ein Gefühl, das ihn verlegen machte, mit ihr zusammenzutreffen. Er rief sich alle Pflichten und Gesetze, die der ächte Ritter gegen den Freund und die Frauen zu beobachten hat, in sein Gedächtniß, Gesetze, mit denen es ein so sittlicher, ritterlicher Jüngling wie Tremouille sehr genau nahm, gelobte sich's feierlichst, auch nicht mit einem Blick zu verrathen, daß die Frau seines Freundes einst einen so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht hatte, und so gelang es ihm, mit anscheinender Unbefangenheit vor ihr zu erscheinen. Nicht ohne Verwirrung erblickte ihn Blanka, doch wußte sie ihre Empfindungen schnell zu bemeistern, man konnte nicht merken, daß sie ihn schon früher einmal gesprochen, und sie nahm es sich noch fester vor als er, ihren Pflichten treu nachzuleben. Noch vor der Abendtafel, an welcher Armand zugegen war, räumte Ludwig das Tuch, mit welchem Blanka ihn einst verbunden, und das er noch immer sorgfältig verwahrte, bei Seite; sie schienen beide heiter, wurden es endlich wirklich, und es entstand nach und nach zwischen ihnen das Verhältniß, wie unter wohlwollenden Geschwistern. Vielleicht wiegten sie sich zu sorglos in diese zufriedne Ruhe, nicht ohne Kampf sollte ihre Tugend sich erproben. Das stete Beisammenseyn, das Unterdrücken ihrer Gefühle fachte ihre Leidenschaft gegen einander wieder an.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Der Jüngling. 1ste Sylbe.

Wenn im Ringeltanz der schnellen Horen
Unsre Mutter küßt ein rauher Mann,
Wird ihr glänzender ein Sohn geboren
Der beim Werden schon auf Tücke sann;
Raubst du ihm sein echtes deutsches Haupt
Und denkst nun, der Schelm, er sey verloren:
Nicht doch, Freund! denn schneller als man glaubt,
Wird in Frankreich weiblich er geboren.

Das Mädchen. 2te Sylbe.

Nehmt das Haupt ihm nicht, dem holden Knaben,
Denn sein Werdetag verheißt mir dich,
Süßer Freudengeber! Wie erlaben
Deine Töne, deine Zauber mich!!
Und die reizenden Gestalten drehen
Sich in anmuthsvollen, lust'gen Kreisen;
Noch in der Erinnerung umwehen
Mich die Töne, ihre Zauberweisen!

Beide.

Wenn vereint wir durch die Kunst entstehen,
Ohne Werkzeug, ohne Künstler Gaben,
Sind wir nur ein Spiel für lose Knaben;
Hat mich aber dort in Wolkenhöhen
Die Natur, durch Zufall oft, geboren,
Wachs' ich schnell, verwüstend Hain und Fluren.

Auflösung der Charade in Nro. 22.

Tonkunst.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Sonntag den 13. März. Die Entführung aus dem Serail, Oper in 3 Aufz. Musik von Mozart. Diese herrliche Oper hat einige Zeit geruht; um so lebhafter erfreute sich der kunstliebende Theil des Publikums heute wieder dieses ausgezeichneten Kunstwerks, dessen unvergängliche Schönheit die Seele des Hörers bei jeder Wiederholung mit neuem Reitz berührt. Dem. Schulz, welcher die schwierige Parthie der Constanze übertragen war, löste diese Aufgabe über alle Erwartung. Ein recht sicherer Vortrag, sehr reine Intonation, besonders in der Höhe, und ein schönes anmuthiges Spiel erwarben ihr einen Beifall, wie sie ihn hier noch nicht erhielt. Daß dieses sehr günstig und

aufmunternd auf ihre heutige Leistung wirkte, war nicht zu verkennen; die Beklommenheit, welche sie bei der ersten Arie äußerte, schien sie später verlassen zu haben. Von Hrn. Dobler können wir nur wiederholen, was wir bei Gelegenheit früherer Darstellungen dieser Oper gesagt haben; sein Osmin ist eine Meisterrolle. Ebenso ausgezeichnet ist Hr. Rieser als Belmonte.

Da die Parthie des Pedrillo nun durch Hrn. Größer gesungen wird, welches, besonders in den Ensemblestücken, von sehr angenehmer Wirkung ist, so bleibt uns von den in Bezug auf die Besetzung dieser Oper letztlich geäusserten zwei Wünschen jetzt nur noch Einer übrig, auf dessen Erfüllung wir nicht minder vertrauen.

Sonntag 14. Der Bräutigam aus Mexico, Lustsp. in 5 Aufz. von Clauren.

Montag den 15. (Zum Vortheil des Herrn Blumenfeld): Ein großes dramatisch-musikalisches Quodlibet, in 3 Abthl. Wir wissen nicht, wem die Ehre der Erfindung dieses zwar nicht großen, aber langen dramatisch-musikalischen Quodlibet gebührt; aber reumüthig müssen wir ihn, der es wagte damit allem gesunden Geschmacke so keck Hohn zu sprechen, wegen eines Unrechts um Verzeihung bitten, das wir ihm beim Erblicken des heutigen Anschlagzettels gethan. Wir glaubten nämlich, er habe dem Beneficiaten sehr unpolitischer, vielleicht heimtükkischer Weise zur Aufführung eines solchen Mischmasch gerathen, und hielten dadurch nicht weniger den künstlerischen Ruf, als den baaren Vortheil desselben für gefährdet; allein siehe da — wir hatten uns schmählich geirrt — Herr Blumenfeld ärndtete Geld und Beifall; und wir sind jetzt fest überzeugt, hätte z. B. auf dem Zettel gestanden:

„Während der Scene zwischen Roderich und Elotald
„wird im Hintergrund der Bühne ein geschickter Seil-
„tänzer seine Sprünge machen; oder: zur Begleitung
„der Schauerscene aus der Ahnfrau, wird ein Juden-
„junge aus Heddernheim wie eine Nachtigall pfeifen;
„oder auch: zwischen den 2n und 3n Akt wird Peter
„Bajus laufen, und zuletzt wird ein Feuerwerk auf
„dem Theater abgebrannt," u. s. w.

das Publikum würde sich noch viel zahlreicher eingestellt haben. Man hätte freilich, wenn man durchaus etwas Geschmackloses dieser Art hätte geben wollen, mit etwas wenigem Commißwitz dramatische Scenen auf einander folgen lassen können, die, wie in mehreren bekannten musikalischen Quodlibets wenigstens durch den Contrast des äußerlichen, scheinbaren Zusammenhangs mit dem Inhalte gereizt hätten; allein selbst eine solche zusammengeflickte Hanswurstjacke würde noch keinen Beifall gefunden haben, weil sie doch wenigstens etwas, wenn auch nur ein Hanswurstkleidungsstück, vorgestellt hätte; das Publikum aber nicht etwas, sondern nichts haben zu wollen scheint.

Die uns dargebotenen Bruchstücke wurden übrigens zum Theil recht brav gegeben, namentlich die drei Ouvertüren, die Scenen aus: Welcher ist der Bräutigam? die Arie des Podesta, u. s. w. — Ueber die Leistungen des Herrn Blumenfeld im Tragischen läßt sich wohl nach der heutigen Vorstellung allein nicht urtheilen, da er darin zu sehr und zu vielartig beschäftigt gewesen, um die Confundirung des Don Cäsar und Roderich mit der Spizzenhändlerin aus Brabant, und des Jaromir mit dem abgewirthschafteten Strumpfwirkermeister Würferl gehörig vermeiden zu können. Als Würferl stand er jedoch weit hinter Dem. Lindner (Mad. Urschel) zurück, welche diese Rolle ganz vorzüglich gab, und darin besonders die Parodie der entsprechenden Scene in Menschenhaß und Reue sehr geistvoll hervorhob. Das merkwürdige Falsett des Gastes fand in den Scenen aus den Liebesabentheuern in Strümpfelbach (übrigens ein schmutziges Stück Arbeit) wieder die verdiente Bewunderung. Ein Spaßvogel im Parterre meynte indessen, ein solches wunderbare Singorgan verdiene doch mehr Aufmerksamkeit auf dem anatomischen, als auf einem Nationaltheater. — Das s. g. „ganz neue Duett" wäre bei besserem Text und besserer Musik gut zu nennen gewesen, und mußte darum repetirt werden; in dem andern: „Wars vielleicht um Eins" hatten wir Gelegenheit die schöne, klangvolle Stimme der Dem. Heinefeder, der jüngern, zu bewundern.

Dienstag den 16. Die Zauberflöte, Oper in 2 Aufz. Musik von Mozart.

Mittwoch den 17. Abermahls: Ein großes dramatisch-musikalisches Quodlibet; und abermahls das Haus gedrängt voll! Doch, lobend sey es erwähnt, der letzte Platz und die Gallerie blieben heute etwas leerer, und retteten so allein einigermaßen die Ehre des besseren Geschmacks. Auch hatte man heute wenigstens die tragischen Parcellen weggelassen. — Hoffentlich erscheinen solche Monstra überhaupt nicht wieder auf unserer Bühne!

Theater-Anzeige.

Montag den 22. März. (Zum Besten der Pensions-Anstalt): Götz von Berlichingen, Schsp.

Dienstag den 23. Tony, Drama. Hierauf: Der Mandarin, Oper.

Mittwoch den 24. Die Entführung aus dem Serail, Oper.

Donnerstag den 25. Die Teufelsmühle, Oper.

Samstag den 27. Die Mündel, Schsp.

Sonntag den 28. Der Freischütz, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.
Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 25. Donnerstag, 25. März 1824.

Ludwig von Tremouille, genannt: der Ritter ohne Tadel.

(Fortsetzung und Schluß.)

Im wonnigen Maimonat (versichert der alte Chronikenschreiber, der Tremouille's Leben aufzeichnete) schoß Amor einen seiner stärksten Pfeile in Tremouille's Herz. Er wurde nachdenkend, mißmuthig, und sichtbar verfiel die schöne Gestalt. Armand drang in ihn, ihm die Ursache seines Uebelbefindens zu gestehen. Tremouille schwieg und erröthete, der erfahrne Coussol schloß aber aus ihren unwillkührlichen Seufzern, wenn sich ihre Blicke begegneten, und sie sich unbemerkt glaubten, auf den wahren Grund. Ganz unbefangen fragte er seine Blanka, ob sie nicht wisse, welcher Dame der tapfere Tremouille sein Herz geschenkt habe, denn sein ganzes Wesen deute ja auf Verliebtseyn, und um ihm zu helfen, würde er alles, ja seine eigene Ruhe auf's Spiel setzen. „Und wenn er nun seine Liebe auf mich gerichtet hätte," sagte die Dame, „was würdet ihr dazu sagen, Armand?" — „Gestehen müßte ich, daß Ihr es wohl verdient, geliebt zu werden, daß aber das edelmüthige Herz nicht fähig ist, unedle Absichten zu hegen, er kennt zu gut die Vollkommenheit Eurer Tugenden und die Gesetze der Liebe, die Ihr Euch für mich auferlegtet, ich bitt' Euch daher, meine Blanka, verhehlt mir nichts!"

„So glaubt mir, mein theurer Gemahl, er liebt mich, aber er würde lieber sterben, als Euch kränken."

„So will ich denn," fuhr der Ritter ruhig fort, „des theuren Freundes Schmerzen lindern; schon morgen reise ich fort von hier, und überlasse Euch, mein trautes Weib, einen Brief für Tremouille, den ihr ihm selbst einhändigen sollt. Euch, meine Blanka, kenne ich zu gut; ich reise sorglos von hinnen, und hoffe so des Freundes Wunde zu heilen. — Er küßte sie zärtlich, legte sich zur Ruhe, und schlief ganz sanft ein, seine Gattin aber brachte die Nacht unter Thränen zu, die aus ihrem Herzen jeden pflichtwidrigen Gedanken vertilgten.

Coussol erhob sich früh von seinem Lager, schrieb den oben erwähnten Brief, und wiederholte seiner Blanka die Verabredung. Nach gehörter Messe aß er noch mit seiner Gattin und Tremouille zu Mittag, lehnte des Letzteren Anerbieten, ihn auf seinem Ritt zu begleiten, freundlich ab, händigte Blanka den Brief ein, und schied, von einem einzigen Diener begleitet. Tremouille folgte der Herrin in ihr Gemach. „Wie geht es Euch, Tremouille?" fragte sie sanft.

„Wie es dem Leidenden geht, Blanka, trüb und düster."

„Auch ich verbrachte diese Nacht unter Thränen und Angst," entgegnete die Hausfrau, „wißt, Herr Ritter, mein Gemahl kennt unsere Liebe, statt uns aber zu trennen, statt uns mit Eifersucht zu verfolgen, übergiebt er mich als ein theures Pfand in Eure Hände, mich zu schirmen und zu schützen in seiner Abwesenheit, sein Edelmuth soll uns aus den Schlingen verbotener Liebe ziehen. Nehmt hier diesen Brief!"

Tremouille, ganz bestürzt, stand sprachlos da, erst als er mühsam einige Fassung gewann, konnte er nachstehenden Brief lesen:

„Niemand, mein Freund, kennt besser als ich das Geheimniß Deines Herzens, und betrauert Dein Geschick. Die hohe Schönheit, die unendlichen Reize meiner Blanka haben zu starken Eindruck auf Dein Herz gemacht, Du liebst sie. — Ist sie für deine Leidenschaft nicht unempfindlich, erkennt Ihr beide, daß Ihr getrennt nicht glücklich seyn könnt, so bin ich bereit, das Opfer zu werden; dann nimm sie hin, mir das theuerste Kleinod auf Erden; mein Schmerz wird mir dann bald den Tod geben. Möchte keine zu späte Reue dein gehofftes Glück verbittern!

Dein Freund auf ewig.

Kaum war der Brief gelesen, als sich Tremouille's Herz durch Thränen Luft machte, auch Blanka war wie vernichtet, der Brief hatte mit Allgewalt den Schleier von ihren Augen genommen, ihnen Coussols unendliche Güte und Redlichkeit und ihre eigene unverzeihliche Schwäche in dem hellsten Lichte gezeigt.

Tremouille bestieg unverzüglich sein Roß, und sprengte dem schwer beleidigten Freunde nach, er holte ihn ein, beschwor ihn zurück zu kehren, gestand sein Unrecht, und betheuerte seinem geliebten Coussol, durch seinen Edelmuth von jener thörigten Leidenschaft durchaus geheilt zu seyn.

Tief erschüttert sank die Gattin bei ihrer Zurückkunft an Armands Brust, und der heiligste Bund der Freundschaft ward erneuert.

Am folgenden Morgen erhielt Tremouille Nachricht, daß sein Vater krank sey; er benützte diese, sich zu beurlauben, und trennte sich von Coussol und seiner Gattin nicht ohne Thränen. Blanka war eine geraume Zeit nachher ganz verstimmt, es verging kein Tag, wo sie nicht mit Schrecken an die Gefahr dachte, in der sie sich befunden, sie beweinte schmerzlich ihre Schwäche, aber ihr Benehmen war so musterhaft und gut, daß sie alle anderen Frauen übertraf. Zu ihren anderen Tugenden gesellte sich noch die der Demuth.

Tremouille pflegte seinen kranken Vater; nach dessen Tod mehrten sich seine Geschäfte. Ein Theil seines reichen Erbes hatte der König sich mit Unrecht angemaßt, es kostete Mühe, solches wieder zu erlangen, dann starb Ludwig XI., und da gab's so viele Händel die Regentschaft für den minderjährigen Carl VIII. betreffend, daß ein so bedeutender Baron wie Tremouille keine Muße hatte, schwermüthigen Gedanken nachzuhängen. Ein thatenloses Hinbrüten achtete man damals an einem Ritter für entehrend, der junge Tremouille fand häufig Gelegenheit, die Tapferkeit seines Armes, sein redliches Wollen zu zeigen, und verkündete damals schon den Helden, der dereinst die Stütze des Thrones wurde. Es gelang ihm, nach manchem Kampf, an Blanka wie an eine theure Freundin zu denken, und an seinen Freund so harmlos und ruhig wie ehemals zu schreiben. Ja, als nach einigen Jahren Coussol ihn als Taufzeugen seines erstgebornen Sohnes zu sich einlud, konnte er seine schöne Gevatterin ohne schmerzliche Empfindungen wiedersehen, er ehrte sie wie seine Schwester; in der Liebe zu ihr war jede Spur der Leidenschaft verschwunden. Nur die Sehnsucht nach häuslicher Glückseligkeit wurde durch diesen Besuch lebhaft in ihm geweckt, und doch hatte keine der schönen Fräuleins, die er bisher gesehen, einen bleibenden Eindruck auf sein Herz gemacht. Doch als 1483 die Herzogin von Bourbon, Regentin des Reichs, ihm vorschlug, sich mit ihrer reizenden Muhme, dem Fräulein Gabriele von Bourbon-Montpensier zu vermählen, da fühlte er sich wie umgewandelt. Der Ruf schilderte sie als ein Muster weiblicher Sitte und Anmuth, und schon ihr Bild, welches Anna von Bourbon besaß, bezauberte ihn ganz, doch wünschte er sie zuvor zu sehen, und die Regentin schien nicht zu wünschen, daß er sich zu ihr nach Auvergne begeben möge. Als er nun erfuhr, daß Anna zu dem holden Mühmchen einen Herrn vom Hofe schicken wollte, der sich für ihn um diese bewerben sollte, überredete er diesen, ihn unter fremdem Namen mitzunehmen, und sein Gefolge an einem Ort unweit Gabrielens Aufenthalt zu lassen. Es gelang alles auf's beste. Tremouille nahm Urlaub, um auf seinen Gütern Einrichtungen zu machen, und traf mit dem gefälligen Botschafter verkleidet zusammen. Er übergab der jungen Dame, die er tausendmal schöner fand, als ihr Bild es verkündete, die Briefe, und machte ihr bemerkbar, daß er um deren Inhalt wisse. Gabriele, sanft und schüchtern, sagte: „Der Brief, den mir meine gute Tante geschrieben, beweist, daß ich Euch glauben darf; der gute Ruf, in welchem der Ritter de la Tremouille steht, wird mich glücklich machen, denn man sagt, er besitze jede Tugend, die man an Männern schätzt, in einem solchen Grade, daß er von Jedermann verehrt und geliebt wird, und so bitte ich denn Gott, daß er mir ihn zum Gemahl und Herrn gebe."

Tremouille und der Gesandte wurden zur Tafel geladen, ersterer bemerkte mit Freuden, daß das liebenswürdige Fräulein sich bei weitem mehr mit ihm als mit diesem unterhielt. Sie stellte ihnen eine schriftliche Antwort an die Regentin zu, und indem sich die Herren beurlauben wollten, entdeckte ihr Tremouille seine Liebe und seinen wahren Namen. Die freudig überraschte Gabriele zürnte nicht ernstlich und nicht lange, und versprach auch, der Regentin Tremouille's und des Gesandten List nicht zu verrathen.

Die dreißig Jahre dauernde Ehe der Liebenden war ungemein glücklich, Gabriele war die sanfteste Gattin, die trefflichste Mutter ihres einzigen Sohnes, und führte bei den häufigen Abwesenheiten ihres Gemahls das Regiment des Hauses, die Verwaltung über ihre großen Güter, kräftig und einsichtsvoll. Sie war nie unthätig, und gestattete auch keinem von ihrer Umgebung es zu seyn, und sorgte liebevoll wie eine Mutter für Diener und Unterthanen. Ihre Frömmigkeit war rein und innig, gern sprach sie über Religion, aber sie vertiefte sich nicht in dogmatische Spitzfindigkeiten, ihr galt der Geist, nicht der Buchstabe; auch dichtete sie geistliche Lieder, und schrieb religiöse Betrachtungen. Die Heldenthaten ihres Ludwigs entzückten sie, mehr noch das Bewußtseyn, daß er weder im Getümmel der Schlacht, noch auf dem schlüpfrigen Boden am Hofe aufhörte, ein guter, freimüthiger, redlicher Mann zu seyn.

Vätereinfalt.

Wo weilt sie nun, der biedern Vorzeit Sitte,
mein Vaterland,
die segnend sonst in deiner Kinder Mitte
sich immer fand?

da Herzlichkeit den Freund zum Freunde führte,
nicht Modezwang;
und traulichhold, wie Freunden es gebührte,
die Rede klang;

da Falschheit noch in gleißnerischen Mienen
nicht Treue log,
und Schmeichelei den Willen, gern zu dienen,
nicht überwog;

da Biedersinn auf Treu' und Glauben sagte:
„ein Wort, ein Mann!"
und Schalkheit nie den Schwur zu brechen wagte,
den Ernst gethan;

da Schlauheit noch nicht bunte Blätter mischte,
zum Broderwerb,
nicht Lässigkeit sie durch die Finger wischte,
zum Zeitverderb;

da thatenreich nach nützlichem Gesetze
der Tag verstrich,
und unvermerkt bei traulichem Geschwätze
der Abend wich;

da Landesbrauch den Leib an Landesfrüchten
sich weiden hieß,
und nicht den Gaum bei fremden Naschgerichten
verleckern ließ;

Geselligkeit aus kreisendem Pokale
Erheitrung trank,
Genügsamkeit bei Meth und kalter Schale
in Wonne sank.

O Einfalt, komm! komm, biedrer Vorzeit Sitte,
zurück ins Land,
und banne weit hinweg aus unsrer Mitte
des Prunkes Tand;

und lehr' uns, daß wir Wenig nur bedürfen,
vergnügt zu seyn,
ist Herz und Mund, auch wann wir Tropfen schlürfen,
nur schlicht und rein. —

Literatur.

Zu Glarus ist unlängst bei Cosmus Freuler erschienen: Die revolutionären Umtriebe in der Schweiz. Worte der Warnung; einer hohen Tagsatzung und allen echten Schweizern gewidmet. — Davon gibt das Leipz. Litterar. Conversations-Blatt folgenden Bericht:

„Seid einig, einig, einig!!!" Mit diesen Worten des sterbenden Attinghausen schließt der Verf. seine Warnung. Ist es der alte Bruder Claus (Nicolaus von der Flur), der wieder aus seiner Einsamkeit hervortritt, und die Schweizer zur Eintracht ermahnt? Oder ist die kleine Schrift ein Commentar zu Haller's (des unsterblichen — nicht des Restaurators) kräftigen Worten, die unter dem Denkmale alter Heldenzeit zu Murten stehen? Der Verfasser nennt weder diesen, noch jenen; aber er scheint zu fürchten, was Raoul-Rochette in seiner zu Paris 1823 erschienenen Histoire de la révolution helvétique de 1798 bis 1803, behauptet hat: die Schweiz habe durch ihre Revolution verloren: „sa force morale, la considération extérieure."

Er warnt seine Mitbürger vor dem Wahne: „als beruhe die ehemalige Existenz der Eidgenossen nicht so sehr auf eigener Kraft als auf dem Willen der Fremden." — Die äußere, formelle Freiheit, setzt er hinzu, gab uns der wiener Congreß, die innere, reelle, können nur wir selbst uns geben." Er will durch Thatsachen jenes Mißtrauen beseitigen, welches die heilige Allianz gegen die Schweiz, und diese wiederum gegen jene zu hegen scheint. Er warnt vor Neuerern, sie mögen nun das entschwundene Alterthum, oder das noch nie Gewesene einführen wollen; er warnt vor Verrath, der die Eintracht und den Frieden der Schweizer umspinne. Verschwörer, sagte er, gibt es in der Schweiz, welche Religion und Legitimität in ihrer Basis, der Moralität, zu untergraben bemüht sind; nur findet man sie nicht unter den unglücklichen Opfern der Verführung, welche in der Schweiz eine Freistätte gesucht haben.*) — Wer sind sie denn? — Diese Frage beantwortet der Verf. durch folgende Thatsachen:

Johann Ulrich von Parrot aus Mümpelgard, wegen Spitzbübereien verfolgt, spielte in der Schweiz die Rolle eines verbannten Carbonaro, suchte geheime revolutionaire Verbindungen zu stiften, und machte dann den Angeber. Indem der Verfasser dieses Factum mit allen einzelnen Umständen erzählt, bezeichnet er den Hrn. von Parrot und Andere als die Agents-provocateurs eines revolutionairen Comité directeur, der die friedlichen Eidgenossen durch falsche Gerüchte zur Zwietracht und zu Exzessen zu verleiten strebe, um hierdurch die großen Mächte zu Gewaltschritten zu veranlassen. Vor diesen Aufwieglern, welche den Plan befolgen: „Verbrecher zu machen, um Verbrechen zu bestrafen,"

*) Auch der östreichische Beobachter unterscheidet in seinem Artikel vom 5. Februar 1824 die Opfer der Verführung von den Verführern, die Betrogenen und Getäuschten und seine Gründe sind wichtig genug, um die Frage des Völkerrechts in Ansehung der Freistatt, die politische Verbrecher im Auslande suchen, befriedigend zu beantworten.

warnt der Verf. seine Mitbürger. Ueberhaupt ist seine Schrift für alle Jünglinge, die sich so gern mit eitler Einbildung dem Trugspiel geheimer Verbindungen hingeben und dadurch, wo sie sich nicht ganz unglücklich machen, doch ihren Zweck aus den Augen verlieren, ein abschreckendes Warnzeichen. Hier ist das satanische Gewebe solcher Verführungsmittel enthüllt. In jedem Fall verdient das, was der Verf., um seine Ansicht von jener geheimen Verschwörung zu rechtfertigen, von einem franz. Obersten, dem Grafen Beaumont Brivasac erzählt, eine genaue Untersuchung. Dieser Mann, der lange in geheimen Polizeimissionen in England gelebt habe, sey 1821 in die Schweiz gekommen und habe geheime Verbindungen zu stiften gesucht, um die Schweiz und Piemont vom östreichischen Interesse abwendig zu machen und mit dem französischen zu verbinden. Er habe unter dem Namen des Marquis von Champagne Flugschriften gegen Rußland und Andre, welche die heftigsten Ausfälle gegen verehrte Monarchen und Regierungshäupter enthielten, verbreitet, zu Morges ein Ordens-Capitel der Société de la regénération européenne gehalten, an welchem der H. von Parrot und ein soi-disant Baron von Schlossern, der nachher als Spion erkannt wurde, Theil genommen, u. s. w. Zu diesem Orden sollen auch entschieden: Ultraroyalisten gehören. Die Ordenszeichen wären zum Theil aus Lyon vom Polizeicommissär Rousset verschrieben worden. Auch habe er, Graf Beaumont, die Protestation der zum Tode verurtheilten Piemonteser, verfaßt. Seine und andrer Ränkemacher geheime Berichte aber hätten die Schweiz als den Sitz des Jakobinismus verdächtig gemacht; durch die Enthüllung ihrer Ränke und Umtriebe will der Verfasser die biedern Eidgenossen von jenem Verdachte reinigen. Wir schliessen unsre Anzeige mit des Verfs. Bemerkung S. 24: „Ein kleinerer Staat ist stets im Nachtheile, wenn er sich über Gegenstände in diplomatische Verhandlungen einläßt, die auf blos juristischem Wege abgemacht werden könnten."

Mancherlei.

Garrick betrat seine theatralische Laufbahn kurz vor Pope's Tode. Der große Dichter sah ihn noch auf der Bühne. Garrick selbst erzählt den Auftritt mit großer Offenherzigkeit: „Als man mir, noch ehe das Stück anging, sagte: Pope sey unter den Zuschauern, schlug mir das Herz gewaltig; doch kann ich nicht leugnen, die Bewegung in mir war eher eine Folge der Freude, als der Furcht. Ich war damals in der ganzen Kraft und Blüthe der Jugend, und stand auf dem Scheitelpunkt meines Künstler-Ehrgeizes. Vorzüglich lieb war es mir, daß Pope mich als „Richard III." sehen und hören sollte. Als ich auftrat, suchte und fand ich den kleinen Mann, den großen Dichter, in einer Seiten-Loge, ganz nahe an der Bühne. Er sah auf mich mit ernsthafter Aufmerksamkeit; sein Auge schoß Feuerblicke und Blitze auf mein Spiel. Ich fühlte einige Mal, daß ich vor Aengstlichkeit und Freude zugleich stockte; als aber Richards Charakter immer feuriger wurde und in hellen Flammen aufschlug und ich mich meinem Feuerstrome überließ, als das Publikum in lauten Beifall ausbrach, da bewegten sich auch Pope's Hände, und dies setzte mir den Lorbeerkranz auf."

Der Abt Morellet erzählt in seinen Memoiren: „Zur Zeit meines Aufenthaltes in England machte ich auch die Bekanntschaft von Garrick. Er führte mich in's Schauspiel, als er „Richard III." gab. Ich verstand damals nur wenig Englisch, und wollte das Buch mit mir nehmen. Er verbot es mir aber ausdrücklich, und versprach, so deutlich zu spielen, daß mir kein Wort entgehen sollte. Während des Stücks nahm ich einige Mal, bei andern Rollen, meine Zuflucht zu Shakspeare. Als ich unglücklicher Weise einmal bei Garrick's Auftreten das Stück nicht gleich aus den Händen legte, schoß er einen furchtbaren Blick auf mich; ich ließ das Buch fallen."

Als Crebillon's „Catilina" zum ersten Mal gegeben ward, wollten seine Gläubiger ihm die Einnahme streitig machen. Ein Ministerial-Dekret erkannte aber: Geistes-Produkte könnten nicht in Beschlag genommen werden.

In einigen Gegenden der Grafschaft Fife (in Schottland) geht man ganz eigentlich mit den Füßen auf die Freyth oder Freite. Derjenige Mann, der zu einer Jungfrau Neigung fühlt, richtet es so ein, daß er mit ihr an einem dritten Orte zu Tische eingeladen wird. Dann weiß er es zu fügen, daß er ihr gegenüber zu sitzen kommt. Nicht mit Reden, nicht mit Augenspiel, sondern durch Berührung ihrer Füße mit den seinigen gibt er ihr zu erkennen, daß er sie liebe. Der stärkere oder schwächere Druck bezeugt den Grad seiner Leidenschaft. Zieht das Mädchen ihren Fuß nicht mit Geräusch zurück, oder schreit sie nicht gar auf, so gilt es für ein gutes Zeichen. Vom Tritt kommt es zu Worten, von Worten zur Entscheidung. Ist der Jüngling zu blöde, selbst den Fuß seiner Geliebten zu sondiren, so setzt er einen Freund ihr gegenüber und sich neben ihn. Der Brautwerber hat eine andere Art, den Fuß zu berühren: ein leiser Druck und ein Blick auf die Seite, wo die Hauptperson sitzt. Mit dem Uebrigen geht es dann ut supra. Der Brautwerber führt den Namen Lightfoot (Leichtfuß), weil er leise zutritt, wenn er auf Kundschaft ausgeht. Das Bewerben ohne Mittelsperson und geradezu heißt Footje (das Füßeln).

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 26. Sonntag, 28. März 1824.

Glaube.

Wage nicht im kühnen Selbstvertrauen
Jenes Unerkannte zu durchschauen,
Das dem Blicke dämmernd stets entweicht.
Kindlich glauben sollst du, kindlich hoffen.
Fester Glaube sieht den Himmel offen;
Erdwärts blickt das zweifelnde Vielleicht.

Vieles mag des Denkers Geist ergründen,
Der Natur verborgne Regel finden,
Und des Weltalls großen Wunderplan.
In die Tiefe darf er forschend steigen,
In die Höhe, zu dem Sternenreigen,
Und zur ungemeßnen Sonnenbahn.

Aber durch des dunklen Wortes Hülle
Aufzufassen jene Strahlenfülle,
Die des Lebens Finsternisse klärt;
Wie ein Schicksal, wirr und vielgestaltet,
Allgerecht und gut und weise waltet:
Dieses, dieses blieb ihm ungewährt.

Ob ein Gott sey? — lehrt es die Erfahrung?
Nur der Schrift geweihte Offenbarung
Ueberzeugt das ahnungsvolle Herz.
Hoch im Himmel muß ein Vater thronen,
Ueber Sternen ein Vergelter lohnen
Stille Tugend und des Dulders Schmerz.

An des unbegränzten Lebens Schranke
Weile zweifelnd jeder Erdgedanke.
Freier steigt das gläubige Gemüth,
Bis im Reiche unverhüllter Wahrheit,
Lustbeseligt vor der Himmels-Klarheit,
Gottes Friedensanhauch es durchglüht.

Cinq-Mars

(eine historische Skizze.)

Um Ludwig XIII. von dem Fräulein Chemereau zu entfernen, vermochte Cardinal Richelieu ihn zu einer Reise, die Grenzplätze des Königreichs zu besichtigen. Auf dieser stellte er dem König einen neunzehnjährigen Jüngling, Cinq-Mars, vor. Er war aus einem alten adeligen, aber weder durch Waffenthaten, noch durch Verwaltung hoher Staats-Aemter berühmten Geschlecht der Auvergne entsprossen. Seine Vorfahren blieben in der Stille des Landlebens, und auch ihm gaben keine hervor schimmernden Eigenschaften größere Ansprüche. Er hatte nie den edlen Ehrgeiz, durch eigene Tugenden zu glänzen und den Beifall fähiger Beurtheiler zu erwerben. Ihm genügte ein erborgter Schimmer, der Gegenschein der königlichen Würde, welcher den Liebling eines Königs immer in ein zweideutiges Licht stellt. Seine Sitten und seine Lebensweise verdienten Tadel; aber eine vortheilhafte Bildung, jugendliche Munterkeit und die Leichtigkeit einer oberflächlichen gesellschaftlichen Unterhaltung gewannen ihm das Wohlwollen Vieler. Richelieu hatte ihn mit treffender Vorsicht erwählt. Cinq-Mars sollte ihm nur zum Kundschafter bei Ludwig dienen; er war nicht kraftvoll genug, um sich der Leitung des Cardinals zu entziehen, und der König, der hier keine Ueberlegenheit des Verstandes fand, war für ihn weniger verschlossen. Cinq-Mars ward des Königs erklärter Günstling, so sehr, daß er der Frau von Hautefort, die den Liebling getadelt hatte, vor den versammelten Höflingen einen Verweis gab. Dies bezeugte deutlich die Gewalt des Günstlings und des Cardinals. Der König verachtete die ungebundenen Sitten des Cinq-Mars und blieb dennoch an ihn gefesselt. Cinq-Mars erhielt schnelle Beweise der königlichen Gnade: zuerst durch ein großes Gehalt, dann durch die Ernennung zum ersten Stallmeister, die er aber voll Ehrgeiz abwies; er strebte nach einem Kron-Amte, und dieser Wunsch ward erfüllt, als der Herzog von Bellegarde ihm, für eine Vergütung von 100,000 Thalern, die der König auszuzahlen befahl, das Groß-Stallmeister-Amt von Frankreich überließ. Von da an nannte man ihn nicht mehr Cinq-Mars, sondern le Grand. Die Verwandten und Anhänger des Cardinals murrten laut über ein so gro-

ßes Glück, am meisten der Marschall Brezé, der auch nach dieser Kronbedienung gestrebt hatte, und den neuen Emporkömmling verachtete. — Richelieu, der Alles seinen Zwecken aufopferte, wich nicht von seinem Wege. Er vermochte endlich den König, die Frau von Hautefort und das Fräulein Chemereau, für welche Ludwig noch Anhänglichkeit hatte, vom Hofe zu entfernen, weil er an beiden Frauen Verstand und Furchtlosigkeit bemerkte. Die vollkommene Einigkeit der beiden Verbündeten erhielt dem Cardinal das erworbene Ansehen und verschaffte Cinq-Mars erneuten Glanz. Der König ließ oftmals seinen Günstling vor seinem Bette sitzen und unterredete sich so mehrere Stunden hindurch mit ihm. Diese königliche Gunst erweckte besonders den Neid der Höflinge und erwarb bei Einigen ihm sogar Achtung, weil man in ihm die Kunst einer geistvollen Unterhaltung vermuthete.

Cinq-Mars konnte, von dem Cardinale unterstützt, die Gunst des Königs erwerben; ihm fehlten aber die Fähigkeiten, sich darin zu erhalten. Er hatte nicht den Stolz eines edelsinnigen Mannes, aber die kleinlichen Anmaßungen eines ungebildeten Emporkömmlings. Er war unzuverlässig und besaß nicht einmal die gewöhnliche Ehrlichkeit. Als der König über des Günstlings nächtliche Reisen von St. Germain nach Paris einst sehr erzürnt war, verpflichtete er sich durch einen Eid, Marion de Lormes — ein schönes, aber berüchtigtes Mädchen, das er besuchte — nicht wieder zu sehen. Er hielt den Eid nicht und rühmte sich dessen öffentlich. Diese Unredlichkeit kränkte Ludwig so sehr, daß er zwei Tage einsam in seinen Gemächern blieb. Cinq-Mars trieb seine Undankbarkeit gegen seinen königlichen Wohlthäter so weit, daß er sich über die Einschränkung, worin des Königs Zuneigung ihn halte, öffentlich beschwerte; daß er sich die Freiheit wünschte, auf Schlachtfeldern Ruhm zu erwerben und die königliche Gnade ein Unglück nannte; oft fügte er im Uebermaaß der Schamlosigkeit hinzu: daß er die größte Abneigung zu dem König habe. — Auch unbiegsame Gemüther unterwerfen sich dem Zwange einer Glück bringenden Beschränkung, aber Cinq-Mars ungezügelte Eigenliebe opferte ihrem Ungestüm selbst das Glück auf. — Seine Ansprüche immer weiter, vielleicht ohne bestimmtes Ziel, ausdehnend, alle Pflichten gegen den König, alle Rücksichten auf den Cardinal, seinen eigenen Ursprung und seines Glückes Quelle vergessend, hörte Cinq-Mars auf Vorschläge, die ihm der Graf von Soissons machte, um den Cardinal zu stürzen. Dieser Prinz versprach ihm die Vermählung mit seiner Nichte, der Tochter des Herzogs von Longueville; er stellte ihm die Macht seiner Anhänger vor, zu denen alle Große des Reichs gehörten, und seine eigene Unsicherheit bei solchen Stützen, wie die Pläne des Cardinals. Er erinnerte ihn daran, daß Rachbegierde eine hervorragende Leidenschaft des Cardinals sey, und daß er ein zwar versteckter, aber unversöhnlicher Feind derer wäre, gegen die er Verpflichtungen habe. Er versprach ihm die Verbindung mit dem höchsten Reichs-Adel, die glänzendsten Würden und den Beifall des ganzen Frankreichs. Diese Unterredung machte einen tiefen Eindruck auf Cinq-Mars; er wankte und kämpfte mit sich selber. Endlich überredeten ihn der Herzog von Bouillon und besonders sein Freund de Thou.

De Thou war aus einem alten, in den Jahrbüchern der französischen Literatur berühmten Geschlecht. Die ausgezeichneten Eigenschaften seines Geistes waren durch die sorgfältigste Erziehung so frühzeitig ausgebildet, daß er schon im neunzehnten Jahre seines Alters Rath in dem Parlamente zu Paris ward. Reisen und Uebung in Geschäften vervollkommneten ihn und machten ihn der hohen Staats-Aemter würdig, zu denen seine Geburt ihn berechtigte. Er war auch durch die Abstammung seiner Mutter, aus dem Hause Chastre, den ersten Geschlechtern des Reiches verwandt. So viele Vorzüge erwarben ihm eine allgemeine Anhänglichkeit, seine bedeutenden Kenntnisse das Amt eines Ober-Aufsehers der Bibliotheken des Königs. Richelieu bemerkte bald seine großen Anlagen und ihm entgingen auch seine Fehler nicht; ein unruhiger Geist, ein übermäßiges Streben nach äußerer Ehre. Die Herzogin von Chevreuse, Wittwe des Connetable von Leynes, brachte ihn an den Hof. Diese kluge Frau vermochte große Anschläge zu entwerfen, aber ihr fehlte die Beharrlichkeit zur Ausführung. Als sie das Königreich verlassen mußte, ward de Thou der Vertraute ihrer fortdauernden Verbindung mit der Königin. Der Cardinal ließ einige ihrer Briefe aus England auffangen, und da er aus der dunkeln Schreibart einen gefährlichen Anschlag argwöhnte, befahl er, de Thou in die Bastille zu bringen; als ihm aber der Sinn der Briefe, der nur eine Geldverlegenheit bezeichnen sollte, erklärt war, widerrief er den Befehl, verbot aber de Thou gänzlich, die Königin zu sehen. Er beobachtete ihn immer genau, hielt ihn von einflußreichen Aemtern entfernt und verweigerte es sogar den Bitten des als Kriegshelden hochberühmten Cardinals la Valette, ihn in den Staatsrath eintreten zu lassen. De Thou, der auf seinen Wegen den Cardinal immer als ein Hinderniß fand, beschloß dessen Fall, und verband sich mit Cinq-Mars. Auf sein Anrathen schloß auch der Herzog von Bouillon sich ihnen an.

Cinq-Mars hörte nun auf, des Cardinals Kundschafter bei dem König zu seyn, und ward dem Minister dadurch völlig verdächtig. Mit der Abneigung des Cardinals verstärkte sich auch der Haß, den Cinq-Mars gegen ihn hegte, und Fontrailles, ein Edelmann von großen Talenten und des Cardinals, der seine Gestalt verspottet hatte, unversöhnlicher Feind, fachte ihn noch mehr an. Den ersten öffentlichen Beweis von Richelieu's Rache erhielt Cinq-Mars zu Rhetel. Er wollte, als der Staatsrath versammelt war, sich entfernen; aber der König faßte seine Hand und sagte: „Ich will, daß mein junger Freund den Versammlungen beiwohne, damit er sich unterrichte und geschickt werde, dem Staate dereinst Dienste zu leisten." Der eben so sehr erstaunende als erbitterte Cardinal schwieg, trug aber in dieser Sitzung nur Dinge ohne Wichtigkeit vor. Nach der Sitzung vermochte er je-

doch den König zur Zurücknahme des Beschlusses. Da erklärte sich Cinq-Mars, ohne weiteren Rückhalt, für den offnen Feind des Cardinals. Um diese Zeit warb er um die Hand der Herzogin von Nevers, Fürstin von Gonzaga. Sie verschob ihre Erklärung bis zu der Zeit, da er Herzog und Pair des Reiches seyn würde. Er gewann es über sich, den Cardinal um die Erhebung zu bitten; dieser erinnerte ihn an seine Herkunft aus niederem Adel und nannte ihn unbesonnen und verwegen. Cinq-Mars verstummte vor Zorn. Noch größer ward seine Wuth, nachdem er von dem König erfuhr: der Cardinal habe ihn der Feigheit beschuldigt, als er bei der Belagerung von Arras die Freiwilligen angeführt. — Das Zutrauen des Königs ward stärker, sobald er die gänzliche Trennung der beiden Gegner entdeckt hatte, und Cinq-Mars schritt mit desto größerer Zuversicht seinem Ziele näher. Er wagte es, Ludwig vorzustellen: daß die Entfernung des Cardinals den inneren und äußeren Frieden des Reiches befördern werde, daß er die Unruhen anfache, um sich selber zu erhalten, und daß endlich alle Franzosen in offenem Aufruhr sich gegen den despotischen Minister erheben würden. Da, durch des Königs große Gnade für Cinq-Mars, das Vertrauen zu ihm mehr und mehr zunahm, vermehrten sich auch seine Anhänger. Richelieu konnte sich die Gefahr nicht verhehlen; die scheinbare Anhänglichkeit an ihn, selbst die Ehrerbietung verminderte sich; man fürchtete es nicht mehr, ihm zu mißfallen, und der König behandelte diejenigen, welche dem Cardinal noch anhingen, mit Härte. Die Armee war dem Cardinal günstig; bei ihr glaubte er Hülfe zu finden und zu ihr wollte er den König führen. Er erinnerte ihn an seine Zusage, nach dem ihm zugefallenen Catalonien zu kommen; er schmeichelte ihm mit einer leichten Eroberung Rousillons und mit dem Gedanken, die siegenden französischen Waffen bis in das Herz der spanischen Monarchie zu bringen. Cinq-Mars widerstrebte vergeblich; der König beschloß die Reise zu der Armee. Die meisten Begleiter des Königs wurden aus den Anhängern Richelieu's gewählt; auch Cinq-Mars folgte ihm.

Diese kriegerische Unternehmung gefiel dem König auch deshalb, weil er durch siegreiche Fortschritte in Spanien den Frieden zu erreichen glaubte. Cinq-Mars und de Thou hörten aber auch hier nicht auf, um neue Anhänger für ihre Partei zu werben, vor Allen um den Marschall Schomberg und die Herzoge von Beaufort und Bouillon. In des Letzteren Gewalt war die Festung Sedan, welche den Verschwornen zum Waffenplatz und bei unglücklichem Ausgang als Zufluchtsort dienen konnte. — Um die wahre Reise des Königs zu verbergen, war ausgebreitet, daß sie nach Lyon gerichtet sey; aber als Krone und Scepter mitgenommen wurden, glaubte man, daß Ludwig die Huldigung von Catalonien empfangen wolle. Die Verfügungen, nach denen die verschiedenen, von Richelieu's Anhängern befehligten Armee-Corps aufgestellt waren, ihr Zusammenhang mit den Bewegungen der Flotte, ließen keine Zweifel über des Cardinals Absichten, und man erwartete, in ihm nun völlig den Meister über die Person des Königs und über Frankreich zu sehen. — Das immer wandelbare Gemüth Ludwigs hatte sich, durch mancherlei Täuschungen gewonnen, in dieser Zeit wieder so sehr zum Cardinal gewandt, daß er einsmals seinem Günstlinge sagte: „Denkt immer daran, daß ich Euch nicht zu beschützen wüßte, wenn der Cardinal sich offenbar für Euern Feind erklärt!" Diese Worte erregten starkes Schwanken in Cinq-Mars Entschlüssen und er neigte sich schon dahin, den wahrscheinlich nicht sehr fernen Tod des kränkelnden Königs abzuwarten und dann mit seiner starken Parthei die Regentschaft des Reiches anzuordnen, als ein Vorfall ihn zu seinem ersten Eifer zurück brachte. Der König ward übler Laune und schien, nach dem Rathe des Leibarztes, die Reise nach Catalonien aufgeben zu wollen. Da entwickelte ihm Cinq-Mars die Absichten des Cardinals, malte ihm seine Abhängigkeit, die einer Gefangenschaft gliche, und wagte den Vorschlag: den Cardinal zu tödten. Ludwigs Antwort ist ungewiß; er selbst sagte in einem eigenhändigen Memoire an den Canzler Seguier: daß er den größten Abscheu bezeigt, Cinq-Mars versichert: daß er eingewilligt habe. Um diese Zeit schloß sich der Herzog von Bouillon wirklich der neuen Partei an und kam nach Paris; aber er täuschte noch den Cardinal durch eifrige Bewerbungen um seine Freundschaft; dieser, dem sie wichtig war, blieb in gleicher Verstellung und übertrug dem Herzog den Oberbefehl der italienischen Armee. Der Herzog glaubte sich nicht von Sedan entfernen zu dürfen, aber auf die Vorstellung seiner Freunde: daß es bei dem möglichen Tode des Königs wichtig sey, die italienische Armee für ihre Plane zu gewinnen, nahm er das Commando an. (Forts. folgt.)

Charade.

Schattend senkt die Erste sich — die Stimmen
Schweigen rings im duftigen Gefild.
Nur daß leise manches Heimchen schrillt
Und im Gras' Johanniswürmchen glimmen.

In der Einsamkeit, nicht im Getümmel
Kann, als Zeichen, ich die Zweyte sehn —
Ohne sie kann Liebe nicht bestehn,
Ohne sie vermisse ich den Himmel.

Bitterkeit gießt mir in's Blut die Dritte,
Lästert man die Schönheit der Natur,
Und ich fliehe solcher Thoren Spur,
Treu der unverschrob'nen Herzenssitte.

Prächtiger als alle Opernsäle
Ist wohl der azurne Sternensaal,
Und der reinsten Künstlerstimme Schall
Weicht des Ganzen süßer Wunderkehle.

Auflösung der Charade in Nro. 24.
Schneeball.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Donnerstag den 18. März. (Neu einstudirt): Die Mündel, Schausp. in 5 Akt. von Iffland. Dieses in früheren Zeiten beliebte Schauspiel ward nach einer Reihe von Jahren heute zum erstenmale wieder gegeben, fand aber kein zahlreiches Publikum. Da der classische Wallenstein und der muntere Capitain Belronde, der schauder- und jammervolle Schleichhändler und die Galeerensclaven seit einiger Zeit gleiches Schicksal haben; so findet die darstellende Kunst und ihre Jünger in dieser Neigung des Publikums freilich wenig Aufmunterung und die dramatische Schule keine belebende Anregung. Der heutigen Aufführung fehlte es im Ganzen an gerundetem Zusammenspiel. Einerseits war etwas schlecht memorirt, andererseits nicht mit der nöthigen Laune gespielt. Doch zeigten Hr. Weidner (Kanzler Flessel), Herr Düpre (Hofrath Flessel), Herr Otto (Kaufmann Drave), Mad. Ellmenreich (dessen Frau) durch ihre Darstellungsart, daß ihnen die Ifflandische Schule nicht fremd sey. Herr Rottmayer (Ludwig Brook) dagegen schien mehr über die Art und Weise, wie die Worte, die dieser Ludwig zu sprechen hat, gesprochen werden müssen, nachgedacht, als sich aus diesem ein lebendiges Bild dieses Charakters vor Augen geführt zu haben. Das Spiel des Herrn Wegener (Philipp Brook) war nicht ohne Fleiß und Nachdenken, aber ohne hinlängliches Feuer und Einklang mit dem sichern und zum Theil schnellen Vortrag seiner Rede.

Samstag den 20. Röschens Aussteuer oder das Duell, Lustsp. in 3 Abthl. a. d. Franz. Hierauf: Der Diener zweier Herren. Lustsp. in 2 Aufz. nach Goldoni v. Schröder.

Sonntag den 21. König Siegmar, große heroische Oper in 3 Abthl. Musik von Kapellmeister Guhr.

Montag den 22. (zum Besten des Pensionsfonds) Götz von Berlichingen, Trspl. in 4 Aufz. von Göthe.

Mit diesem Trauerspiel trat Göthe in seinem 22ten Jahre als Dichter auf. „Wenn schon das erste Auftreten jedes bedeutenden Schriftstellers — wir führen hier die eignen Worte eines ausgezeichneten Kritikers an — überhaupt etwas Anziehendes hat, so gewährt doch besonders das der bedeutenden Dichter ein noch höheres Interesse. Entweder treten sie auf in einer Erhabenheit, die an das Ungeheure gränzt, und die deshalb späterhin, durch sich selbst gelähmt, mit Ermüdung endet; — oder in unendlicher Vornehmheit, welche sämmtliche Prosa der Erde auf den Scheiterhaufen liefern möchte, die aber gewöhnlich sich selbst mit verbrennt; — oder überhaupt mit Ueberfülle der Kraft, die die Anmuth verschmäht und die Milde haßt, weil sie beide nicht kennt; — oder, was in neueren Zeiten häufig der Fall gewesen ist, ihre Poesie entzündet sich in der feindlichen Berührung mit den hartprosaischen feindlichen Theilen der Zeit, und es entsteht dann eine polemische Poesie, die Respekt fordert und verdient, sobald sie nur beweisen kann, daß sie über dem Kampfe nicht den Sieg oder das Schaffen verlernt hat, sobald sie nicht bloß mit Worten, sondern auch mit Werken zu kämpfen im Stande ist.

Sehr selten beurkundet gleich das erste Auftreten eine schon vollendete Kraft, d. h. eine solche, die zur Klarheit geworden ist. Aber wir dürfen mit Entschiedenheit sagen, daß dieses Schauspiel uns Göthe gewährt. Hier ist kein Drang und Sturm in das Wilde hinein, sondern eine gesicherte innere Macht, die den Kreis genau kennt, den sie beschreiben will, hier ist keine ästhetische Gefallsucht, keine imponiren wollende Vornehmheit, keine Ueberfülle in der Farbengebung, sondern ruhige Klarheit, geniale Besonnenheit, und eine Charakterzeichnung der festesten Mannes- und Meisterhand.

So wie der Held des Schauspiels selbst, in sein halb sinkendes, halb steigendes Jahrhundert, das den Uebergang zur neuen Zeit bildet, nicht paßte, so, könnte man sagen, passe auch das Stück in keines der gewöhnlichen Fächer, die unsere ästhetischen Lehrbücher den Erzeugnissen der Dichter einräumen. Und doch ist das Ganze wieder sehr einfach gemeint und man braucht nicht lange nach einem Namen dafür sich umzusehen. Es ist ein deutsches Charakter-Gemälde; nicht aber etwa bloß eines einzelnen oder mehrerer Ritter, Frauen, Bürger, Mönche, Bauern, u. s. w. (obwohl auch ein solches sehr schätzbar wäre); sondern es ist eine in sich selbst zusammenhängende Reihe von Gemälden eines ganzen, für Deutschland unendlich wichtigen Jahrhunderts. Dazu kommt noch, daß in diesen Gemälden ein so tiefer Hintergrund ist, daß wir mitunter fast bis zu — Hermann hindurch schauen können, und, anders gewandt, dann wieder auch in einen Vorgrund blicken, der bis in das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu reichen scheint.“ —

Bei dieser einleitenden Mittheilung über das Stück im Allgemeinen, müssen wir es heute bewenden lassen, da wir dessen Aufführung zu sehen verhindert gewesen sind, und uns einen weitern Bericht für die nächste Darstellung vorbehalten.

Dienstag den 23. Tony, Drama in 3 Abthl. von Körner. Hierauf: Der Mandarin oder die gefoppten Chinesen, Singspiel a. d. Franz. Musik von P. Ritter.

Mittwoch den 24. Die Entführung aus dem Serail, Oper in 3 Abth. Musik von Mozart.

Donnerstag den 25. Die Teufelsmühle am Wiener Berge, komische Op. in 4 Abth. Musik v. Wenzel Müller.

Theater-Anzeige.

Montag den 29. März. Vocal- und Instrumental-Conzert. Zum Vorth. des Hrn. Conzertmeisters Hofmann.
Dienstag den 30. Faust, Oper.
Mittwoch den 31. Herrmann und Dorothea, Schsp. Hierauf: Der Unsichtbare, Oper.
Donnerstag den 1. April. Die Waise und der Mörder, Melodrama.
Samstag den 3. Die Nymphe der Donau: 2r Theil, Op.
Sonntag den 4. Götz von Berlichingen, Schsp.
Montag den 5. (Zum Erstenmale) Jessonda, Op. in 3 Aufz.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 27. Donnerstag, 1. April 1824.

Der resolute Trommelschläger.

(von A. W. Reuber.)

Als in des Haders bösen Zeiten
Ein jeder Bürger Krieger war,
Verkündet das Gerücht von weiten,
Es nahe sich der Feinde Schaar.

Nur eine Trommel, aus den Tagen
Des Mittelalters, birgt die Stadt,
Die thut ein Invalide schlagen,
Der das Gehör verloren hat.

Kaum fühlt ihr altes Fell die Schläge
Der schweren, thatenreichen Hand,
So springt's dem Prügel aus dem Wege,
Von einem, bis zum andern Rand.

Der Veteran weiß sich zu fassen,
Gewiegt in der Erfahrung Schooß,
Er humpelt schreiend durch die Gassen:
„Burrem bombom! der Krieg ist los!"

Cinq-Mars

(eine historische Skizze.)

(Fortsetzung.)

Jetzt begannen die Häupter der Verschwörung Versammlungen und Berathschlagungen, zu denen sie auch den Herzog von Orleans einluden. Der Ort ihrer Zusammenkünfte war das Hotel von Venedig, wo die Ställe des Herzogs waren. Der Entschluß, beharrlich in der Verschwörung zu bleiben, war allgemein, aber über die Wahl der Mittel theilten sich die Meynungen. Orleans und Cinq-Mars wollten bei dem spanischen Hofe Hülfe suchen, dem aber der Herzog von Bouillon mißtraute. Endlich blieb dieser Vorsatz geltend, vorzüglich auch, weil bei einer Flucht der Verschwornen nach Sedan Spaniens Unterstützung nothwendig werden konnte. Die Unterhandlung sollte im Namen des Herzogs von Orleans allein geführt werden. Der kluge und herzhafte Fontrailles ward zum Unterhändler erwählt, da er kein königliches Amt hatte und seine Entfernung vom Hofe unbemerkt bleiben konnte.

Cinq-Mars fiel von Zeit zu Zeit in des Königs Ungnade, aber er wußte es zu verbergen, indem er nach des Königs Schlafengehn einige Stunden im Vorzimmer verweilte, da man ihn dann im Schlafzimmer und mit dem König in vertraulicher Unterredung glaubte. Oeffentlich schonte Ludwig immer den Günstling; so vermied er auch, bei den Verschwornen Besorgnisse zu erwecken.

Fontrailles reiste nach Madrid und war in seiner Unterhandlung glücklich. Er schloß mit dem ersten spanischen Minister, dem Herzog von Olivarez, einen förmlichen Vertrag, worin Spanien sich zu einer Hülfsleistung an Kriegsvolk und Geld verpflichtete. Richelieu erfuhr nichts davon, obgleich er an allen Höfen Kundschafter unterhielt, und eine leichte Anzeige des päpstlichen Nuntius: daß ein in Madrid angekommener Franzose mit dem Herzoge von Olivarez Unterredungen halte, beachtete er nicht. Der kluge und verschwiegene Fontrailles kam nach Paris zurück, ohne daß seine Abwesenheit aufgefallen war. Er hatte einen starken Höcker am Rücken, und an diesem pflegte er, wenn er ausging, die spanische Vertrags-Akte zu verstecken. So hatte er sie oftmals in des Cardinals Zimmer bei sich. — Cinq-Mars kam in den Versammlungen der Verschwornen immer wieder auf den Vorschlag zurück, den Cardinal zu ermorden, und wollte die Ausführung selbst übernehmen. Aber es fehlte ihm in dem Augenblicke der Entscheidung doch an Entschlossenheit; denn als bei einer sehr günstigen Gelegenheit, in Briare, ihn ein Nasenbluten befiel, wurde er, als durch eine unglückliche Vorbedeutung, abgeschreckt. — De Thou blieb in den Berathschlagungen immer auf dem Wege der Rechtlichkeit: den Mord verabscheute er und wies diesen Gedanken in den stärksten Ausdrücken ab; er wollte nur, daß der König überredet oder gezwungen werden solle, Richelieu zu entfernen und Frieden zu schließen. — Der Herzog von Orleans wünschte, daß nicht sogleich etwas Entscheidendes unternommen werde; er wollte bei dem Tode des Königs frei in seinen Entschließungen seyn und der spanische Vertrag sollte ihm für jeden Fall nur zum Hülfsmittel dienen. — Der Herzog von Beaufort widerstand allen Ueberredungen. Als de Thou zu ihm nach Vendome kam, erklärte er: daß er sich niemals in Händel mischen werde, welche die Ruhe des

Königs und des Reichs störten. Für die wahre Ursache seiner Zurückhaltung hielt man seine Furchtsamkeit.

Cinq-Mars schien die Vorsicht im Betragen, welche ihm gerade damals so nothwendig war, ganz außer Acht zu lassen. Er gab sich seinem Eigensinn hin und vernachlässigte auch diejenigen Pflichten gegen den König, welche die Ehrfurcht jedem Höfling auflegt, wenn er sich auch der verächtlichen Rolle eines Schmeichlers entzieht. So weit trieb er die Unverschämtheit gegen seinen königlichen Wohlthäter, daß er Ludwigs Gebrechen und Fehler laut verspottete.

Die Gnade der Fürsten ist eine Pflanze, die der sorgfältigsten Wartung bedarf: Ludwigs Freundschaft und Wohlwollen für Cinq-Mars minderten sich nach und nach. Dieses entging den Blicken des Hofes, der damals in Narbonne war, nicht lange. Fontrailles bemerkte es zuerst; aber des Wechsels schon gewohnt, blieben die Verschwornen ohne Unruhe. — Der Cardinal war auch nach Narbonne gekommen, obwohl auf einem andern Wege als der König; denn seine Pracht auf einer Reise war so groß — man schätzte die Kosten jedes Tages zu tausend Thaler — und die Zahl seiner Begleiter so stark, daß er nicht denselben Weg mit dem König zugleich nehmen konnte. Eine sehr gefährliche Krankheit ergriff ihn in Narbonne. Alle seine Anhänger zitterten vor der Rache, die Cinq-Mars nach dessen Tode an ihnen geübt hätte; aber ihm selber ward die Krankheit ein Schutz, denn Cinq-Mars hoffte nun durch Richelieu's natürlichen Tod der Gefahr und der Schande des Meuchelmordes zu entgehen.

Der König reiste nach Perpignan. Hier befehligte der Marschall de la Meilleraye das Belagerungsheer. Zwischen diesem Anhänger des Cardinals und Cinq-Mars brachen Haß und Rache laut hervor. Bald entbrannten auch die Gemüther der Offiziere und der Soldaten: ein Theil derselben erklärte sich für seinen Feldherrn, der andere für Cinq-Mars. Der König erkrankte so heftig, daß sein Leben in die höchste Gefahr kam. Cinq-Mars strebte nun, die Leib-Regimenter und die Schweizer-Truppen an sich zu ziehen; er forderte sie auf, dem Herzoge von Orleans anzuhängen, den seine Geburt zur Regentschaft beriefe, und dem Cardinal zu widerstehen, dessen Anmaßungen auch die Grundgesetze des Reiches verletzten. Beide Partcien — Royalisten und Cardinalisten genannt — wollten bei der kleinsten Veranlassung zu den Waffen greifen.

Den Cardinal hatte indessen seine Krankheit zu Narbonne zurück gehalten. Sie war heftig, aber noch angreifender waren die Bewegungen seines Gemüths; denn trotz aller Macht mußte er doch den Schwarm seiner Feinde während seiner Abwesenheit fürchten. So, zweifach angegriffen, hielt er selber das Ende seines Lebens nahe. Er wandte alle Ueberredungen an, um den König zu bewegen, nach Narbonne zu kommen; er gab die Nothwendigkeit einer persönlichen Unterredung über die wichtigsten Reichs-Angelegenheiten vor. Aber die Gesinnungen des Königs waren verändert; er antwortete nicht; dieses Stillschweigen erschütterte vollends die Standhaftigkeit des Cardinals und zeigte ihm den Abgrund, an welchem er stand. Er erinnerte sich eines Vorganges in Lyon und hielt sich von des Königs Einverständniß mit seinen Feinden überzeugt: Der König verweilte nämlich einige Tage in jener Stadt und Cinq-Mars wollte hier sein Vorhaben ausführen. Er versammelte fast den ganzen, ihm ergebenen Adel von Auvergne, etwa achthundert an der Zahl. Der Cardinal, nur von de Bar, dem Hauptmann seiner Leibwache, begleitet, kam in den königlichen Pallast. Da trat Cinq-Mars zum König und unterredete sich leise mit ihm. Beide schienen bewegt zu seyn und ihre Blicke trafen einige Mal den Cardinal. Er entging damals dem Tode durch des Königs Unentschlossenheit in dem günstigen Augenblicke. — Als der Marquis von Mortemar dem König, dessen Mitwissen bei der Verschwörung ihm unbekannt war, eine Erzählung des gescheiterten Planes machte, sagte Ludwig mit Kälte: „Ich halte Cinq-Mars für schändlich genug, einen so scheuslichen Gedanken zu fassen." — Da der Cardinal die Hoffnung, den König nach Narbonne zu bringen, verloren hatte, entschloß er sich, seiner Schwäche ungeachtet, nach der Provence zu reisen, deren Statthalter der ihm anhängende Graf von Alais war. Nach längerer Ueberlegung erwählte er Tarrascone, aber mit solchen Umwegen, daß man seine Ankunft nicht vermuthete. Er kam zur See nach Agde und verweilte in Beaucaire. Man glaubte, daß er sich nach Italien begeben wolle, bis er über die Rhone ging. Vor seiner Abreise von Narbonne hatte er dem König angezeigt: daß seine Krankheit ihn nöthige, die mineralischen Bäder bei Tarrascone zu gebrauchen.

Der Vertrag, den die Verschwornen mit Spanien geschlossen hatten, war kein Geheimniß geblieben; auch die Königin kannte ihn, aber von ihr war keine Entdeckung zu besorgen; sie haßte den Cardinal, und fürchtete seine Ansprüche an die Regentschaft bei dem Tode des Königs. Fontrailles war am meisten in Gefahr, da er den Vertrag in Madrid abgeschlossen hatte. Er kam insgeheim zu der Armee und suchte Cinq-Mars zu einer gemeinschaftlichen Flucht zu bereden. Dieses war der sicherste Weg der Rettung, und da man den Tod des Königs und des Cardinals für nahe hielt, so konnte vielleicht ihre Rückkehr bald erfolgen. Aber Cinq-Mars hielt sich für gesichert durch des Königs Einwilligung zu seinen Plänen; für den Abschluß des spanischen Vertrages konnte man Entschuldigungen finden, da er nicht gegen den König gerichtet und eine Handlung zur Sicherheit der Verschwornen war. Als er auch Fontrailles überreden wollte, in Frankreich zu bleiben, antwortete ihm dieser: „Ihr seyd groß und wohlgebaut; wenn Ihr enthauptet werdet, so wird Euch Jeder beklagen. Ich bin klein und verwachsen; wenn mein Kopf von den Schultern fällt, so wird Jeder lachen!" Und damit verschwand er aus dem Lager. Aber er wollte den Ruf vermeiden, sich von der Sache der Verschwornen und von Cinq-Mars freiwillig getrennt zu haben; deshalb regte er einen längst aus-

geglichenen Streit mit dem Marschall Despenon wieder an und ließ diesen zu einem Zweikampfe außer dem Königreiche öffentlich fordern. Unter diesem Vorwande verließ er Frankreich.

Fontrailles Ahnungen wurden bald erfüllt. Der Cardinal erhielt in Tarrascone eine Abschrift des Vertrages, den man mit Spanien geschlossen hatte, und ward dadurch in den Stand gesetzt, die Verzweigung dieser Verschwörung zu entdecken und zu vernichten. — De Thou, der auch böse Folgen ahnte, beredete Cinq-Mars, den König zur Abschließung eines schnellen Friedens zu bewegen, so daß die Königin und die königlichen Kinder, bei des Königs Tode, ohne Furcht vor dem Cardinale seyn könnten. Ludwig willigte ein und traf Maßregeln ohne Mitwissen des Cardinals. De Thou, damals Staats-Sekretair, erhielt einen von dem König unterzeichneten Befehl, nach Rom und Madrid zu schreiben, und diese Handlung ward vor dem Cardinal ein Verbrechen, welches er dem unglücklichen de Thou niemals verzieh. Sie war die eigentliche Ursache, daß ihn der rachsüchtige Richelieu bis zum Tode verfolgte, und diente zur Veranlassung der Worte seiner Grabschrift: „Er ist gestorben, weil er seinem Vaterlande den Frieden und seinem Könige Ruhe geben wolte."

In dieser Zeit verlor der Marschall von Guiche eine Schlacht, bei Honnecour, gegen Don Melo, den Heerfuhrer der Spanier in den Niederlanden; absichtlich, wie man glaubte, um den bestürzten König bei diesem Unglücksfall zu einer Zurückberufung des Cardinals zu verleiten. Aber das Mittel des Schreckens, sonst mehrere Male mit Erfolg angewandt, blieb hier ohne Wirkung. Der Verlust der Schlacht bei Honnecour machte wenig Eindruck auf Ludwig, der sich oft an den darüber gedichteten Spottliedern ergötzte. Er war nur unwillig über den Marschall Guiche, der, gegen die Meynung des berühmten Puysegür, welcher den linken Flügel des Heeres befehligte, von einem zweifach stärkeren Feinde eine Schlacht angenommen hatte, die er vermeiden konnte.

Der Cardinal sandte den Vertrag an den König, durch den Staats-Secretair Chavigny. Nachdem dieser ihn von allen Umständen der Verschwörung, so weit er Kenntniß davon hatte, unterrichtet, suchte er ihn, seinen Anträgen getreu, zu einem Verhaftsbefehl gegen Cinq-Mars zu bewegen Aber der König fühlte noch Wohlwollen für den Günstling und konnte den Gedanken nicht ertragen, einen Mann, den er geliebt hatte, in Fesseln zu wissen. Dennoch schien auch seine eigene Lage ihm gefahrvoll. In dieser Ungewißheit warf er in seinem Schlafgemach sich vor einem Crucifix nieder und flehte zu Gott um Erleuchtung. Dann ließ er seinen Beichtvater, den Pater Sirmond, rufen. Dieser arglistige, dem Cardinal ergebene Jesuit, brachte endlich den König zu dem Entschluß, Cinq-Mars gefangen nehmen zu lassen.

Noch einmal versuchte der Cardinal das Mittel, dem König Schrecken einzuflößen; er ließ das Gerücht verbreiten: daß die spanische Armee, nach ihrem Siege bei Honnecour, gegen Paris im Anzuge sey und schon die Piccardie plündernd durchziehe. Der König war betrübt durch die Treulosigkeit seines Lieblings, darum ergriff ihn dieses neue Unglück heftiger, als die Nachricht von dem Verlust der Schlacht. Seine düstre Phantasie zeigte ihm die triumphirenden Feinde schon vor den Thoren der Hauptstadt. Er bedurfte eines Rathgebers und eines Vertrauten, und schrieb an den Cardinal: er möge zu ihm kommen, wenn seine Gesundheit nicht dadurch leide, denn diese sey ihm theurer als sein Vergnügen und die Angelegenheiten des Reiches; er möge die Führung der Geschäfte wieder übernehmen, die er schiene verlassen zu haben; er bewillige ihm von neuem die Gnade, ihm mündlich Vorträge zu machen. — Der Staats-Sekretair ward unruhig über den Erfolg seiner Sendung und fragte nochmals nach des Königs Entschluß. Da befahl dieser: die Thore zu schließen und Cinq-Mars, de Thou und einige Andere zu verhaften. Der Graf Charost, Hauptmann der Leibwache, ward zu Cinq-Mars geschickt. Dieser erhielt eine Anzeige von der Gefahr und verließ, von einem Diener begleitet, seine Wohnung — den Pallast des Erzbischofs — um aus der Stadt zu entfliehen. Als er die Thore verschlossen fand, und ihm der dazu ertheilte königliche Befehl bekannt wurde, suchte er Zuflucht in dem Hause eines Parfümirers. Der Eigenthümer war abwesend und Weiber können nicht leicht die Bitte eines liebenswürdigen Mannes verweigern. Die Frau verbarg ihn in ihrem geheimsten Gemache.

(Schluß folgt.)

Theater-Nachrichten.

Wien im März.

Eine bedeutende Rolle, ja eine der bedeutendsten auf unserm Theater an der Wien, spielen, wie bekannt, seit lange die Thiere. Man hat für dieses Fach nicht nur einen eigenen Künstler engagirt, der mit bewunderungswürdiger Herablassung sich zum beliebigen Thiere brauchen läßt, sondern auch jeden Dichter in Anspruch genommen, welcher im Stande ist, den Knoten seines Stückes durch einen Vieh-Virtuosen zerhauen zu lassen. Schon mehrere dergleichen Hetz-Nachklänge gaben auf diesem Theater dem Volk ein frommes Schauspiel. Ein neues Meisterstück in dieser Gattung erschien im Februar; es heißt: „Der Löwe von Florenz", und als Verfasser nannte sich, nach drei Tagen, — Carl Meisl. — Ueber diesen Löwen hat Hr. M. G. Saphir, der Schrecken und die Zielscheibe der hiesigen Schauspieler, in einer hiesigen Zeitschrift eine recht beißende Recension drucken lassen. Recension? Nicht doch; einen Kernspaß in Versen und Prosa, einen taktmäßigen Jagdhieb, ein zwergfellkitzelndes Pulver für den Leser, ein bitteres gallerregendes Mittel für den Verfasser des Stückes, wel-

cher ihm darüber ein „Tod und Verderben" zuschwur. — Das übrige Neue, was wir in diesem Monat zu sehen bekamen, besteht in — wirklich artigen — Kleinigkeiten. Die erste derselben erschien am Tage des Geburtsfestes unseres Kaisers und bestand in einem militairischen Divertissement. Hundert und funfzig Mann wirkliches Militair machen, unterstützt von dem Ballet-Chor des Theaters, bei einer ungemein frischen und erhebenden Musik von einem der Regiments-Kapellmeister, ihre Contra-Gänge und Labyrinth-Märsche mit bewundernswerther Präzision und feuriger Lebendigkeit. Die dem Ganzen zu Grunde liegende Idee ist: „Die Feier eines glorreichen Sieges mit Hinweisung auf das verehrte Haupt des Monarchen". Ein lauter Jubel begleitete das Schluß-Tableau, bei welchem über der menschenreichen Gruppe plötzlich das Bild des Kaisers empor stieg. — Die zweite Kleinigkeit ist Körner's „Vetter aus Bremen oder die drei Schulmeister". Ich ergötzte mich sehr an diesem lieblichen Lustspiele. Da lernt, ihr aufgeblasenen Kleinwaaren-Händler, wie auch eine kleine Waare von Bedeutung werden, Herz, Phantasie und Verstand befriedigen kann. — Neu einstudirt erschienen Zschokke's „Marschall von Sachsen" unter dem Titel: „Der Eichenkranz;" „Agnes Bernauerin" und Göthe's „Götz". Im ersten Stücke zeichnete sich Hr. Fichtner, in den beiden andern (vorzüglich aber im „Götz") Hr. Rott aus. Hr. Demmer gab den „Weißlingen" sehr gelungen. —

Berlin im März.

Auf dem hiesigen Theater gab es vier Neuigkeiten, nämlich: „Die beiden Sergeanten," Melodrama; „das verborgene Fenster oder ein Abend in Madrid," Singspiel; „Nichtchen und Großonkel," Lustspiel; „das Gedicht," Lustspiel. Die drei ersten Stücke sind nach dem Französischen, das letztere ist deutschen Ursprungs. „Die beiden Sergeanten," von Th. Hell übersetzt, haben den Stoff zu Schiller's „Bürgschaft" französisch uniformirt; die Darstellung ist gut, ohne etwas Ausgezeichnetes erwähnen zu lassen, und das Publikum spendete mäßigen Beifall. Um Furore zu machen, müssen die Effekte in solchen dramatischen Erzeugnissen sich immer mehr zur Uebertreibung steigern; dies ist hier nicht in dem Grade geschehen, um z. B. den „Galeerensklaven" das Ruder abzugewinnen. Schade! wir möchten gar zu gern sehen, wie weit sich dergleichen noch treiben läßt!! — Das Singspiel, bei welchem der Uebersetzer sich M. Tenelli nannte, hat mehrere wohlklingende Gesangstücke, welche applaudirt wurden; Darstellung wie oben. Die beiden Lustspiele haben wenigstens nicht mißfallen; Darstellung wie oben. — Gastspieler: Hr. Borck, vom Theater zu Petersburg; Demois. Braun, ehemals in Cassel, und Hr. Hintze, vom Theater zu Bremen. — „Käthchen von Heilbronn" wird einstudirt; Frau von Holtei erscheint als das erste „Käthchen" auf unserer Bühne und wir sollen dann im Mai Mad. Neumann, im Juni Demois. Lindner in dieser Rolle sehen, die Beide schon früher sie gern hier gespielt hätten. In Kotzebue's Lustspiel: „Das getheilte Herz" trat Frau von Holtei zuerst als wieder engagirtes Mitglied auf; sie spielte die „Pauline" und ihr gelangen auch besonders die Scenen des Landmädchens, wie das Publikum anerkannte. — Hr. Bethmann hat die Direction des Königstädter Theaters einem Andern überlassen; wir wissen nicht wem? wünschen ihm aber Muth und Ausdauer. Zu beneiden ist er gewiß nicht! —

Mancherlei.

Gleichzeitig mit dem König Georg I. lebte Dr. Lockier, ein Geistlicher, Capellan bei der englischen Faktorei in Hamburg, ein Mann von Geist und Weltkenntniß, ein gründlicher Gelehrter und guter Gesellschafter. So oft der König nach Hannover kam, fand Dr. Lockier sich bei ihm zur Cour ein und wurde von Sr. Majestät im kleinen Cirkel aufgenommen. Eines Tages trug der König der Herzogin von Lancaster auf, ihn zum Abend einzuladen. L. erschien nicht, und der König erkundigte sich bei der Herzogin nach der Ursach. — „Der Doctor", sagte diese, „läßt sich entschuldigen: er hat ein Anliegen bei den Ministern, und fürchtet, es würde ihm nachtheilig seyn, wenn man erführe, daß Ew. Majestät ihn auszeichnen." — Der König lachte und gab ihm Recht. Einige Wochen später, als der Doctor erhalten hatte, was er begehrte, das Decanat von Peterborough, und vor dem König erschien, ihm die Hand zu küssen, neigte sich dieser zu ihm und raunte ihm in's Ohr: „Nun, Herr Doctor, hoffe ich, Sie, ohne Gefahr, diesen Abend bei mir sehen zu können; Sie kommen doch?!"

Der jetzige Sultan Mahmud ließ bei dem Antritt seiner Regierung einige Zeit vergehen, ehe er einen Groß-Vezier ernannte. Der Seiman-Baschi, welcher in der Abwesenheit des Janitscharen-Aga den Befehl führte, kam, wie gewöhnlich am Feiertage, um dem Sultan, der zu Pferde stieg, sich in die Moschee zu begeben, den Steigbügel zu halten. Er hielt die Gelegenheit für günstig und erlaubte sich im Namen des Janitscharen-Corps die Frage: auf wen seine Wahl fallen würde? — „Seit wann haben sich", sagte der Sultan unwillig, „meine Janitscharen das Recht angemaßt, ihren Herrn zu fragen? Bring' ihnen meine Antwort!" — damit stieß er ihn mit dem Fuße vor den Kopf. Der Seiman-Baschi zog sich bestürzt zurück; aber die Strafe blieb nicht blos bei dem ihm widerfahrenen Schimpf; er wurde am nächsten Tage enthauptet.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 28. Sonntag, 4. April 1824.

Cinq-Mars.

(eine historische Skizze.)

(Schluß.)

De Thou ward von de Setton, einem Trabanten-Lieutenant, verhaftet, und zwar in Augenblicken freudiger Empfindung, da eben die Nachricht an ihn gekommen war: daß ein großer Theil der Armee um den eröffneten Platz eines Kriegs-Sekretairs für ihn gebeten hatte. Setton erlaubte, gegen seine Pflicht, daß de Thou Briefe und andere Papiere absondern und verbrennen durfte.

Unter den angesehensten Verhafteten war auch der Graf Chavagnac, ein eifriger Calvinist, der in dem Kriege gegen die Hugenotten als General-Lieutenant große Dienste geleistet hatte. — Als dem König die Flucht des Cinq-Mars berichtet war, befahl er, daß der General-Lieutenant von Narbonne, Ricardelle, die Bürgermeister und der Graf Charost in den schärfsten Nachforschungen fortfahren und kein einziges Haus damit verschonen sollten. Vor der Untersuchung erging ein Befehl: daß Jeder, der von Cinq-Mars Aufenthalt Nachricht habe, bei Todesstrafe die Anzeige davon machen solle. Da meldete der Parfümirer dem Erzbischof: daß, in seiner Abwesenheit, seine Frau einem Unbekannten eine Zuflucht verstattet habe. Der General-Lieutenant eilte mit einer Bedeckung dahin und fand Cinq-Mars auf einem Bette mit zugezogenen Gardinen. Ricardelle zeigte ihm den Verhafts-Befehl und forderte seinen Degen. Cinq-Mars blieb gefaßt und bat nur, ihm seinen Degen zu lassen, um nicht, einem jeden Missethäter gleich, mit Aufsehen durch die Straßen zu gehen. Der General-Lieutenant glaubte, ihm diese Schonung verstatten zu können; doch verwies es ihm nachher der Cardinal mit Heftigkeit. Er ward in dem Pallaste des Erzbischofs einem Gefreiten der Trabanten-Wache überliefert, den der König, bei seiner Abreise nach Bezieres, deshalb zurück gelassen hatte. Am andern Tage ward Cinq-Mars nach Montpellier und de Thou und Chavagnac nach Tarrascone geführt. Der Befehl: daß Keiner mit den Gefangenen Verbindung haben solle, ward genau erfüllt; Jeder vermied sorgfältig die Feinde eines Mannes, welcher mit der königlichen Gunst die volle ehemalige Gewalt wieder erlangt hatte und rachsüchtigen Geistes war.

Der Herzog von Bouillon hatte, bei seiner Abreise zur Armee in Italien, einen Offizier von seiner Leibwache, Dossonville, als seinen Kundschafter am Hofe zurück gelassen. Das Geheimniß der Verschwörung war ihm nicht anvertraut, aber er ahnte es, und als Cinq-Mars und de Thou gefangen genommen wurden, eilte er mit Postpferden zu seinem Gebieter nach Italien. In Montfrin traf er den Vicomte von Türenne, und glaubte diesem, dem Bruder des Herzogs, die Veranlassung zu seiner Reise bekannt machen zu können: er erzählte ihm Alles, was am Hofe vorgegangen war. Türenne, der vielleicht mehr nach Gunst des Cardinals strebte, als nach dem Zutrauen seines Bruders, vielleicht auch dessen Theilnahme an der Verschwörung gar nicht kannte, verrieth das Anvertraute dem Cardinal. Richelieu, dem Herzoge schon nicht trauend, sandte einen seiner Kammerdiener, Saladin, einen sehr geübten Reiter, auf Curier-Pferden mit Befehlen an die Platz-Commandanten und Obrigkeiten ab: alle nach Piemont Reisende anzuhalten. Einen eigenhändig geschriebenen Brief des Cardinals, den Herzog von Bouillon gefangen zu nehmen, sollte er dem General-Lieutenant der italienischen Armee, Düplessis-Praslin, übergeben. Saladin eilte so sehr, daß er Dossonville in Valence noch antraf, wo er ihn festnehmen ließ. Düplessis-Praslin, welcher sich der Truppen nicht ganz versichert hielt, überredete den Herzog, die Magazine von Casal vor der Eröffnung des Feldzuges zu besichtigen. Der Commandant von Casal, der General Couange, erhielt den Auftrag der Gefangennehmung: er ladete den Herzog, bei dessen Ankunft, zu sich, und kündigte ihm die Verhaftung an. Der Herzog verlangte den Befehl des Königs zu sehen. Couange, der solchen nicht hatte, ging zu Duplessis-Praslin, um ihn zu holen. Diese Zeit benutzte der Herzog und eilte aus dem Hause des Commandanten. Die Wachen hatten keinen Befehl, ihn anzuhalten, und er entkam bis auf die Gasse, wo er die ganze Nacht umher gehend zubrachte. Bei dem Anbruch des Tages vermochte er den Bewohner eines einsam gelegenen Hauses, ihn aufzunehmen, indem er Flucht wegen eines, damals in Frankreich strenge verbotenen Zweikampfes und Verfolgung von den Gerichten vorgab. Dieser verbarg ihn auf einem gefüllten Heuboden. Couange, der wohl einsah, daß sein Fehler ihm den Kopf kosten konnte, ließ die ganze Besatzung unter das Gewehr treten und die sorgfältigste Nachsuchung anstellen. Als zwei Soldaten das Heu mit Hellebarden durchstachen, mußte der Herzog sich entdecken. Es wäre ihm leicht gewesen, zu entkom-

men, wenn er die Ausgänge aus Casal gekannt hätte, aber er war niemals da gewesen.

Der Herzog von Orleans gerieth in die größte Bestürzung, als er die Nachricht von der Entdeckung der Verschwörung erhielt. Indessen bekam er die Verzeihung des Königs, seines Bruders, unter der Bedingung: sich nach Annecy in Savoyen zu begeben, mit einer jährlichen Einnahme von 200,000 Livres. Späterhin ward ihm der Aufenthalt in Frankreich verstattet.

Der übermüthige Richelieu wollte sein wieder erlangtes Glück dem ganzen Frankreich durch eine außerordentliche Handlung des Königs verkünden. Er verlangte, daß Ludwig zu ihm nach Tarrascone kommen sollte, und der schwach gesinnte König willigte ein. Der Cardinal empfing ihn im Bette liegend, auf welches Ludwig sich setzte. Richelieu sagte dem König eine Rede her, die mit künstlichen Berechnungen ihres Eindrucks gesetzt war und an passenden Stellen durch die Thränen des Cardinals verstärkt ward. Ludwig, von so großer Ergebenheit hingerissen, versprach alle Wünsche des Redners zu erfüllen.

Diese Unterredung hatte die Gesundheit des Cardinals so weit hergestellt, daß er sich stark genug fühlte, nach Paris zu kommen. Seine Reise glich einem Triumph-Zuge. Man hatte ein tragbares Gemach von leichtem Holze verfertigt, das bei schönem Wetter mit rothem Damast, im Regen mit Wachstaffent behängt ward; es enthielt alle Bequemlichkeiten, sogar fand ein Vorleser einen Stuhl darin. Achtzehn seiner Trabanten trugen ihn — auch im stürmischen Wetter — mit entblößten Häuptern. In allen Städten, durch welche der Zug kam, wurden die Stadtmauern in solcher Breite niedergebrochen, daß sein wanderndes Haus ohne Anstoß hindurch konnte. Bei dem Volke erweckte diese Pracht eine große Achtung vor dem Reisenden.

Der Cardinal beschloß, daß Cinq-Mars und de Thou ein gleiches Schicksal haben sollten. Die dringendsten Fürbitten des Erzbischofs von Toulon, der ein Schwager des Letzteren war, blieben unbeachtet. Der Canzler Seguier erhielt Befehl zum Prozeß gegen die Gefangenen. Cinq-Mars hatte die Todesstrafe verdient, aber de Thou war nicht so strafwürdig: Jener war so schwach, sich durch das, dem Gerichtshofe nicht erlaubte Versprechen der Begnadigung, zu einer falschen Aeußerung gegen de Thou bewegen zu lassen. Als der Cardinal die Besorgniß faßte, daß die Richter sich zur Milde hinneigen möchten, ließ er Einige heimlich zu sich holen und unterrichtete sie von seinem Willen.

Cinq-Mars und de Thou hörten ihr Todes-Urtheil der Enthauptung mit der größten Standhaftigkeit. Sie waren erfreut darüber, vereint zu sterben. De Thou wollte zuerst hingerichtet werden. „Ich will", sagte er zu Cinq-Mars, „Ihnen den Weg in den Himmel bahnen!" — „Nein!" sprach Cinq-Mars, „ich muß es, denn ich habe ihnen den Abgrund geöffnet!" — Und so geschah es.

Eines Verunstalteten Herzensergießungen und Trostgründe.

Aus dem Englischen, frei bearbeitet.

Jenes Vorurtheil, welches Verunstaltete unserem Umgange entfremdet, und uns von ihrem Aeußeren auf ihren Charakter schließen läßt, beruht gewiß auf keiner vernünftigeren Grundlage, als die meisten anderen Vorurtheile: auf den flüchtigen Eingebungen der Laune und auf der Bereitwilligkeit, eine Ansicht, die sich in einzelnen Fällen als richtig dargestellt, auf alle vorkommende Fälle auszudehnen. Und dennoch ist kein Vorurtheil tiefer eingenistet unter den Thorheiten der Menschen, als dieses, und mancher würdige, verdienstvolle Mann wird dadurch empfindlich gekränkt. — Die treuherzige Gemüthlichkeit, womit in den nachfolgenden Zeilen ein Verunstalteter sich über dieses sein Gebrechen verbreitet, die Erfahrung und Menschenkenntniß, welche er daneben, bei der Berührung der auf seinem Wege liegenden Materien entfaltet, macht sie würdig, den Lesern dieser Blätter mitgetheilt zu werden.

„Wenn ich auch nicht auf eine so unterhaltende und belehrende Weise, wie Montaigne, von mir selbst reden kann, so wird vielleicht der Gegenstand, worüber ich schreibe, mir zur Entschuldigung gereichen; daß er mir keine Neider zuziehen wird, ist sicher. Auffallende körperliche Verunstaltung ist etwas sehr Seltenes und der Verunstaltete ist in dem Falle dessen, der in einer Lotterie, die über tausend Treffer gegen Eine Niete enthält, unglücklich gezogen. An sich jedem Auge sichtbar, sind mit ihren Folgen nur diejenigen vertraut, welche sie an sich selbst erfahren, und diese sind selten geneigt, sie leichtsinnig zu verplaudern. Wenn ich es hiermit versuche, diesen Gegenstand weitläufig abzuhandeln, ja wo möglich, philosophisch zu betrachten, so wird der Neid selbst mir nicht vorwerfen können, daß mir die dazu nöthigen Attribute abgehen. —

Sollte irgend Jemand glauben, daß ein Abdruck meiner Gestalt ihm die Sache deutlicher machen möchte, so habe ich nichts dagegen einzuwenden, wenn anders er die Kosten des Kupferstechens bestreiten will. Einstweilen möge er wissen, daß ich kaum fünf Fuß hoch bin, mit gekrümmtem Rükken zur Welt kam, und der Gestalt nach mit Aesop, Scarron, Pope und Mendelsohn Aehnlichkeit habe, Thersits und Richards des Dritten nicht zu gedenken, da jener ein Geschöpf dichterischer Phantasie, dieser von den Geschichtschreibern verunstaltet ist, welche wähnten, an dem Teufel die Hörner und den Pferdefuß nicht vergessen zu dürfen.

Wer, der in diesem schönen Lande geboren, die Segnungen einer milden Regierung genießt, hätte nicht Ursache, der Vorsehung dafür zu danken? Aber ich darf zunächst einen negativen Dank nicht

unterdrücken; darüber, daß ich in Sparta nicht zur Welt kam, wo ich, kaum geboren, alsbald wieder in die Finsterniß hätte wandern müssen, und in eine Höhle am Berge Taygetes geworfen worden wäre. Unmenschlicher Lykurg, der du dein eigenes Geschlecht so grausam zerstörtest! Von den Unschuldigen umgeben, die du gemordet, könnte ich nicht dereinst dich unter den Schatten verfolgen? Daß dein Verfahren auf schlechter Politik beruhte, beweisen die Namen, die ich genannt; dein eigener Agesilaus straft deinen Grundsatz Lügen, und auch ich hoffe ihn durch mein Betragen zu entkräften.

Statt dieser spartanischen Strenge verfielen die, welchen die Sorge für meine Kindheit oblag, in ein entgegengesetztes Extrem; sie ließen nämlich aus Zärtlichkeit für mich kein Mittel unversucht, dem Versehen der Natur nachzuhelfen, oder wenigstens es zu verbergen, und nährten dadurch meine falsche Schaam, anstatt sie zu bekämpfen. Dieser durch eine verkehrte Behandlung entstandenen Schüchternheit, habe ich mich selbst durch den gewähltesten Umgang nicht entäußern können, so sehr ich auch bei mir selbst überzeugt war, daß ein ungünstiges Aeußere, wenn auch den Fortschritten des Menschen in der Welt manchmal entgegen, gewiß in sofern vortheilhaft für ihn ist, als es seine Begierde nach weltlicher Bedeutsamkeit bezähmet.

Unverdiente Anspielungen auf eine ungünstige Gestalt werden selbst von den Verständigsten oft übel aufgenommen. Sogar Pope war dagegen nicht unempfindlich, wie verschiedene Stellen in seinen Schriften beweisen. Mir ist in meinem Leben von Niemanden, der Erziehung besaß, oder auch nur Anspruch darauf machte, die geringste Beleidigung dieser Art widerfahren, ich müßte denn unvernünftig genug seyn, irgend einen unschuldigen Scherz von Seiten eines wohlmeinenden Freundes, der vielmehr als ein Beweis aufrichtiger Theilnahme und Zuneigung zu betrachten ist, als Beleidigung aufzunehmen. Daß es sich, wenn ich unter den Pöbel gerathe, ganz anders verhält, und daß seine plumpen Späße, welche mich in der Jugend zu verdrießen pflegten, mich jetzt kalt lassen, ist natürlich". —

— Hier nimmt der Verfasser von dieser Verschiedenheit des gegen ihm eingehaltenen Benehmens Veranlassung, sich über die Macht der Erziehung zu verbreiten, die alle diese Wunder gewirkt: wie sie die Schranke zwischen dem Pöbel und dem Besseren, wie sie der Stempel des menschlichen Charakters sey, an dem man das gemeine von dem edeln Metall unterscheide. — Da aber anzunehmen ist, daß die Leser der Iris den Werth der Erziehung zu schätzen wissen, so glauben wir diese Stelle in der Jeremiade unseres verwachsenen Freundes füglich übergehen zu dürfen.

Er fährt fort:

„Wenn mich der Zufall zu einem Jahrmarkt, einem Kampfplatz, einer Thierhetze oder zu einer sonstigen geräuschvollen Volksversammlung führt, so fühle ich, nachdem ich ungeneckt daraus hervorgegangen, das Vergnügen desjenigen, der der Gefahr eines Schiffbruchs entronnen ist. Auch zu einem Maskenball bin ich nicht geschickt; meine Gestalt würde mich verrathen und mich der Mißhandlung von Seiten der niedrigen Klasse preisgeben, welche sich unter dem Schutze der Maske und der Maskenfreiheit, bei Vornehmeren einschleicht.

In meiner Jugend hatte ich immer Widerwillen gegen Tanzmeister, und suchte durch alle mögliche Ausflüchte mich ihren Lehrstunden zu entziehen; denn ich war es mir immer bewußt, welch ungeschicktes Subjekt sie vor sich hatten. Doch die verschmähten Grazien haben schnöde Rache an mir genommen. Ihre Verhöhnung hat in meinem Benehmen und meinen Bewegungen eine Schwerfälligkeit zurückgelassen, welche frühe Sorgfalt und Gewöhnung allerdings hätten abstreifen können.

Ich war nie Mitglied des ugly club (einer eigenen Gesellschaft, die nur aus häßlichen, verunstalteten Krüppeln bestand), und will es auch nie werden; ich möchte überhaupt jenen Herren rathen, nicht wieder zusammen zu kommen. Denn wiewohl sie eine sehr witzige und spaßhafte Gesellschaft seyn mögen, so ziehen sie doch durch ihre Zusammenkünfte zu sehr die Augen der Welt auf sich, und dieses kann unmöglich zu ihrem Vortheil gereichen. Denn wenn verunstaltete Personen zusammen erscheinen, so ist es die Aehnlichkeit, so wie, wenn sie neben ungewöhnlich schlank Gewachsenen sich zeigen, der Contrast, welcher sie doppelt lächerlich macht.

Es giebt gleichwohl viele Männer, deren Größe mich nicht von ihrem Umgang zurück scheucht, denn obgleich ihr Auge auf einen weit höheren Standpunkt gestellt ist, als das meinige, so sind sie dennoch immer ängstlich besorgt, mich nicht zu übersehen, und sie fühlen Bedauern, wenn sie zufällig meinen Hut mit ihrem Ellenbogen berühren. Gehend oder stehend, finden wir freilich wenig Schwierigkeit in der Unterhaltung, denn sie sind genöthiget, sich zur Erde zu bücken, als suchten sie eine Stecknadel, während ich aufblicken muß, wie ein Sternseher. Ich gestehe, daß ich zuweilen kleine Künste anwende, um den Contrast nicht allzu auffallend zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Charaden.

1.

Noch sind der Ersten winterliche Spuren
Auf Bergen sichtbar und am schatt'gen Rain;
Da weidet schon bei mildem Sonnenschein
Der Schäfer seine Heerde auf den Fluren:

Wie dann die Lämmer und die Zicklein springen,
Den Hals gezieret durch des Hirten Hand
Mit beiden Letzten, die am farb'gen Band
Sich schwingend, lieblich in die Ferne klingen!

Der Hirt indeß mit innigem Entzücken,
Als in der Au', wohin ihn Sehnsucht zieht,
Das Ganze schimmernd ihm entgegen blüht,
Eilt, seiner Hirtin einen Strauß zu pflücken.

2.

Nach der Ersten, wo das zarte Band
Der Natur uns an viel Theures knüpfte,
Wo der muntre Knabe sorglos hüpfte,
Sehnt das Herz sich oft aus fernem Land.

Dem Verletzten fehlt die Zweite nicht,
Und den Körper foltert sie mit Schmerzen;
Doch das Ganze naget oft am Herzen,
Bis das Auge des Betrübten bricht.

Auflösung der Charade in Nro. 26.
Nachtigall.

Concert- und Theaternachrichten.

Montag den 29. März gab Herr Concertmeister Hofmann im Schauspielhause ein großes Vocal- und Instrumental-Concert, welches durch die gute Auswahl mehrerer Musikstücke, durch ein von dem Herrn Concertgeber selbst componirtes, von ihm mit großer Zartheit und Meisterschaft vorgetragenes schönes Violinconcert, so wie überhaupt durch die rühmliche Ausführung der verschiedenen einzelnen Parthien, dem anwesenden Publikum eine, durch lebhafte Beifallsbezeugungen anerkannte, angenehme Abendunterhaltung gewährte.

Die Chronik der Frankfurter Nationalbühne der letzten acht Tage bietet uns nichts neues zu berichten dar. Folgende Stücke wurden gespielt, welche in diesen Blättern schon sattsam besprochen worden sind.

Donnerstag den 25. März. Die Teufelsmühle am Wiener Berge, kom. Oper in 4 Abthl. Musik v. W. Müller.

Samstag den 27. Die Beichte, Lustsp. in 1 Aufz. von Kotzebue. Hierauf: Des Königs Befehl, Lustsp. in 4 Abthl. von Töpfer.

Sonntag den 28. Der Freischütz, Oper in 3 Abthl. Musik von Weber.

Dienstag den 30. Faust, romant. Oper in 2 Abthl. Musik von Spohr. — Die kleinliche theatralische Anordnung, die armselige Ausstattung, ja der Schmutz und die Lumperei, worin wir diese Oper in mehrern Scenen hier erblicken, sind dem phantastischen Gegenstand unangemessen, der Musik unwürdig, und durch den kindischen Contrast in der Darstellung, welche statt Illusion nur Lachen erregt, ihrer Wirkung entgegen.

Mittwoch den 31. Herrmann und Dorothea, idyllisches Familiengemählde in 4 Abthl. von Töpfer. Hierauf: Der kleine Matrose, Oper in 1 Act, Musik v. Gaveaux.

Donnerstag den 1. April. Die Waise und der Mörder, Drama in 3 Abthl. aus dem Franz. mit Musik von Seyfried.

Wie verschieden der Geschmack des Pariser Theaterpublikums von dem des deutschen gegenwärtig ist, davon gibt folgende Stelle, die wir aus dem neuesten Bericht eines ausgezeichneten Schriftstellers in einem vielgelesenen deutschen Blatt entnehmen, Kenntniß:

Es ist merkwürdig, sagt derselbe, wie das bürgerliche Schauspiel, dessen man in Deutschland satt ist, in Frankreich immer mehr und stärker den Appetit reizt. Täglich werden, stillschweigend oder eingestanden, deutsche weinerliche Schauspiele übersetzt, bearbeitet und auf die Pariser Bühnen gebracht. Ihr Entzücken ist Menschenhaß und Reue, ein Stück, dessen Name schon (Misanthropie et repentir) — sollte man meynen — ein Franzose lächerlich finden müßte. Aber Talma, der in einem Altpreußischen gepuderten Grenadierzopfe den Menschenhasser spielt, rührt sie, und sie lassen sich rühren, als wären sie gute Leipziger. Daran ist Türgot Schuld, oder Necker, oder Calonne, oder Maurepas, oder Voltaire, oder der Himmel weiß, wer sonst an der französischen Revolution Schuld ist. Vor dieser hatten die Franzosen keinen Bürgerstand, also kein häusliches Leben, also kein bürgerliches Schauspiel. Nur ein Vornehmer hatte die Ehre, unglücklich oder ein Verbrecher zu werden, und es zur Bastille und zum Blutgerüste zu bringen. Ein Bürger hatte kein Schicksal, und höchstens wurde er gehängt — eine Todesart, die nicht dramatisch ist. Seitdem hat sich dieses geändert. Ein häusliches Leben hat sich gebildet; Haustugenden und Hauslaster sind entstanden; häusliches Glück und häuslicher Jammer haben sich eingefunden, und das bürgerliche Schauspiel mußte als Schatten der Wirklichkeit folgen. Auch die Sittlichkeit hat in Frankreich eine Constitutions-Charte erhalten. Das ist mehr wie sonst. Das Laster wird auch auf der Bühne nicht mehr liebenswürdig dargestellt. Die Tugend tritt ohne Schüchternheit, das Recht ohne Unterthänigkeit, der Leichtsinn ohne Keckheit auf. Der Untreue einer Frau wird nicht mehr zugelächelt, die Eifersucht eines Mannes wird nicht mehr ausgelacht. Die Zeiten der — Schönpflästerchen von kleinen Sünden sind nicht mehr.

Theater-Anzeige.

Montag den 5. April. (zum Erstenmale): Jessonda, Oper in 3 Aufz.
Dienstag den 6. Das Nachtlager in Granada, Drama in 2 Aufz. Hierauf: Das Räthsel, Lstsp. in 1 Aufz. Zum Beschluß: Der Diener zweier Herren, Lustsp. in 2 Aufz.
Mittwoch den 7. Die Nymphe der Donau, 2r Theil. Op.
Donnerstag den 8. Der Herbsttag, Schsp.
Samstag den 10. (zum Erstenmale): Nein! Lustsp. in 1 Aufz. Hierauf: Der Unsichtbare, Oper. Zum Beschluß und zum Erstenmale: Die Lotterielisten, Lustsp. in 2 Aufz.
Sonntag den 11. Euryanthe, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 29. Donnerstag, 8. April 1824.

Eines Verunstalteten Herzensergießungen und Trostgründe.

Aus dem Englischen, frei bearbeitet.

(Fortsetzung.)

Daß die menschliche Figur durch Krümmungen und Mißverhältnisse an Stärke und Behendigkeit verliert, ist gewiß. Scarron hatte eine eigene Vorrichtung erfunden, um seinen Hut abzunehmen; ich wünschte meinestheils, irgend eine erfinden zu können, um meine Schuhschnallen zu befestigen, oder etwas auf den Boden Gefallenes aufzuheben, was ich kaum thun kann, ohne zu knien. Aus diesem Grunde bin ich nicht der Erste, einen von einer Dame verlornen Fächer oder Handschuh aufzuheben; und überwinde oft meine Neigung, dergleichen kleine Dienstleistungen zu verrichten, um nur meine Spinnen-ähnliche Gestalt nicht bloszustellen. Ich hoffe, man werde es mir nicht als Stolz auslegen, wenn ich nicht immer, da wo es schicklich wäre, mich von meinem Sitze erhebe; denn wenn er niedrig ist, so wird mir dieses etwas schwer, und ich habe oft so viele Mühe, das Gleichgewicht zu erhalten, daß ich nahe daran bin, zurück zu fallen. Was andere mit den Händen erreichen können, das liegt außer meinem Kreise; was sie mit Bequemlichkeit verrichten können, dazu bedarf ich des Kraftaufwandes. In einem Gedränge bin ich in Gefahr, mit Füßen getreten oder erdrückt zu werden, und mein ganzes Augenmerk ist darauf gerichtet, meine Person zu hüten.

Ob Verunstaltung auf Gesundheit und Lebensdauer nachtheilig wirke, ob Unregelmäßigkeit in der äußern Form, Verwirrung in den inneren Theilen des Körpers zur Folge habe, darüber entscheiden am besten wirkliche Fälle, und dann sind der Beyspiele zu wenige, und diese wenigen zu unbeachtet, als daß ein allgemein gültiger Schluß daraus gezogen werden könnte. Gesundheit ist mehr als man zu glauben pflegt, in unserer eigenen Gewalt, und mehr der Lohn der Enthaltsamkeit, als die Folge des Körperbaues. Esop konnte nicht mehr jung seyn, als er starb, und er hätte ein höheres Alter erreichen können, wäre er nicht zu Delphi ermordet worden. Pope's Vater soll mißgestaltet gewesen seyn, er ward gleichwohl 75 Jahre alt, während sein Sohn in mittleren Jahren starb, wenn anders man den als gestorben betrachten kann, der sich durch seine Werke unsterblich gemacht hat. Mein Vater war nicht mißgestaltet und meine Mutter eine berühmte Schönheit, und ich, der ich beiden so wenig gleiche, bin schon älter geworden, als beide, und sehe täglich Bekannte von stärkerem Körperbau vor mir von der Lebensbühne abtreten.

Doch ich überlasse es Naturkundigen, zu entscheiden, ob Verunstaltung, an und für sich betrachtet, der Gesundheit nachtheilig; in ihren Folgen ist sie, wie ich glaube, meistens ein Vortheil. Verunstaltete haben weniger Kraft als andere, sollten daher natürlich wirthschaftlicher damit umgehen, und da Enthaltsamkeit das beste Mittel ist, die Kräfte zu erhalten, so wird ihr mangelhaftes Aeußere sie zu größerer Enthaltsamkeit hinneigen. Ich habe Grund zu glauben, daß eben mein schwächlicher Körperbau dazu beigetragen habe, mein Leben zu verlängern. Aber ich würde den Leser hintergehen, und die Gottheit verhöhnen, wenn ich der Tugend zuschriebe, was seinen Grund in der Nothwendigkeit hat. Warum nur die meisten Menschen ihre Gesundheit, ohne welche doch das Leben eine Bürde ist, so muthwillig wegwerfen, während es so sehr in ihrer eigenen Gewalt ist, sie zu erhalten! Wenn jede Tugend ihre Belohnung in sich selbst trägt, so gilt dieses vorzugsweise von der Enthaltsamkeit und ihre heilsamen Wirkungen werden von Jedem gar bald empfunden.[1])

Ein Verunstalteter ist zu heftiger Bewegung nicht geschickt, daher auch den Unpäßlichkeiten, welche daraus entstehen, minder unterworfen. Dabey wird er vielen Unfällen entgehen, welchen Menschen von athletischem Körperbau sich muthwillig preisgeben, um ihre Kraft rühmend zu zeigen. Er wird keine überaus schwere Lasten tragen, keine unglaublich lange Reisen in unglaublich kurzer Zeit zurücklegen können, um keiner erdenklichen Ursache als um des Vergnügens willen, davon zu erzählen. Eingedenk seiner eigenen Schwäche, wird er Orte und Gelegenheiten der Gefahr sorgfältig scheuen. Ich versage mir manche Un-

[1]) Unsere Leser mögen mit dieser kurzen Andeutung sich begnügen, und uns die Lobpreisungen erlassen, welche hier einer Tugend gespendet werden, deren sich der Verfasser in seinen schriftlichen Gedankenäußerungen eben nicht befleißiget zu haben scheint.

Anmerkung des Uebersetzers.

terhaltung, ehe ich mich in ein Gedränge wage, weil ich weiß, wie wenig ich dazu geschickt bin, mich durchzukämpfen, oder bei einem plötzlich entstehenden Streit eine Rolle zu spielen; wo ein Hieb von kernhaften Händen mich unfehlbar in das Reich der Schatten hinabsenden würde. So wie Verunstaltete sich vor der Zufügung solcher Beleidigungen zu hüten haben, welche sie auf das sogenannte Feld der Ehre rufen könnten, so sind sie selbst vor Beleidigungen dieser Art sicher gestellt, denn andere werden erwägen, wie wenig ein so ungleicher Kampf ihnen Ruhm bringen würde. Im Ganzen bin ich der Meinung, daß Mißgestalt ein Schutzbrief für den Körper und die Gesundheit ist, und daß man, so seltsam es auch scheinen mag, durch Schwachheit besser vertheidigt wird, als durch Stärke.

Wir wollen nun den Einfluß körperlicher Verunstaltung auf die äußern Glücksumstände des Menschen untersuchen. Unter den geringeren Klassen ist er dadurch von mancher Beschäftigung, von manchem Gewerbe ausgeschlossen. Zum Soldaten ist er nicht groß, zum Matrosen nicht behende genug, zum Sänfteträger fehlt es ihm an Kraft. In den höheren Ständen ist er übel bestellt zum Advocaten, weil er die Schranken, zum Geistlichen, weil er die Kanzel nicht überragt. Die Ausbildung seiner Geisteskräfte ist das ihm eigene Gebiet; seine Beschäftigungen sind nur solche, wobey der Verstand thätig ist. Ist er nicht zum Tanzmeister, so ist er vielleicht zum Schulmeister tauglich. Kann er nicht als Schauspieler, so wird er vielleicht als Schauspiel-Dichter Glück machen. Als Herold bei einer Prozession würde er sich übel ausnehmen; dagegen kann er als Kaufmann an der Börse ehrenvoll auftreten. Die Beschwerden eines Feldzugs kann er nicht ertragen, aber dessen Bewegungen leiten. Er ist von der Natur eher dazu berufen, auf dem Parnaß zu übernachten, als in die Ebenen von Elis hinab zu steigen. Kann er nicht bei den olympischen Spielen als Sieger gekrönt werden, so kann er als Pindar sie besingen, und sich durch die bloße Erzählung jener Heldenthaten berühmt machen, welche selbst auszuüben nicht in seiner Macht steht.

Lord Baco, dieses weitumfassende und durchdringende Genie, welches so viele Gegenstände der Forschung bezeichnet hat, sagt in seinem Versuch über Verunstaltung: „Sie stillet die Eifersucht von Seiten derer, die über ihm stehen, und die ihn als eine gefällige Zielscheibe ihrer Verachtung betrachten; sie schläfert seine Mitbewerber und Nebenbuhler ein, die ihn nimmer für fähig halten, eine Beförderung zu erlangen, bis sie ihn wirklich in deren Besitze sehen." Allein dieser Vorzug wird eben durch die Verachtung der Welt gewiß aufgewogen, und es ist keine Kleinigkeit sie zu verschmerzen. Denn wenn ein schönes Aeußere ein Empfehlungsbrief ist, so muß Mißgestalt den Weg zur Gunst verschließen. In diesem Betracht daher stehen Verunstaltete gegen ihre Nebenmenschen zurück; und müssen erst das gegen sie herrschende Vorurtheil überwinden, bevor sie mit andern auf gleiche Stufe treten; sie müssen durch ihr Benehmen jene Achtung zu erwerben suchen, welche man der Schönheit beym ersten Anblick zollt. Aber ist dieses einmal gewonnen, dann dreht sich das Spiel zu ihren Gunsten um; denn wenn erst andere sie besser finden werden, als sie erwartet hatten, so werden sie, ihrer früheren Ungerechtigkeit gegen sie eingedenk, sie alsbald auch für besser halten, als sie wirklich sind, während bey einem anziehenden Aeußeren sie sich oft betrogen finden und sich dann ärgern, einen bemalten Götzen angebetet zu haben. Denn um wieder mit Lord Baco zu reden, „es ist selten der Fall, daß sehr wohlgestaltete Personen zugleich ausnehmend tugendhaft sind, ihnen gilt das Betragen mehr als die Tugend — wogegen Verunstaltete, wenn sie Geist haben, sich bald der Verachtung entziehen werden, was entweder durch Tugend oder durch Bosheit geschehen muß, und daher ist es kein Wunder, wenn man zuweilen vortreffliche Menschen unter ihnen findet, wie Agesilaus, Esop, Sokrates u. s. w." Er sagt ferner: „Ein großer Witzling gewinnt durch Unförmlichkeit und Diejenigen, an deren Person oder deren Schicksal zufälligerweise ein unvermeidlicher, unauslöschlicher Schandfleck haftet, wie Verunstaltete, unehelich Geborne u. s. w. werden, wenn sie sonst nicht der Tugend ermangeln, gewöhnlich vom Glücke begünstiget."

Im Ganzen läßt sich nicht absehen, warum eine Gattung der Verunstaltung lächerlicher seyn sollte, als die andere, und warum ein Verwachsener den Pöbel mehr in Bewegung setzen sollte, als ein Tauber, Lahmer, Schielender oder Stockblinder. Warum sollten sie mich hinter dem Rücken begeifern und nicht vielmehr mir in das durch die Blattern entstellte Angesicht lachen? Ein erhöhter Rücken muß alle den Spott tragen, wiewohl ein hervorragender Bauch ein weit passenderer Gegenstand desselben zu seyn scheint, in sofern er die gewöhnliche, selbstverschuldete Folge der Unmäßigkeit ist.

Wäre es aber, meine lieben Brüder und Genossen, bei so bewandten Umständen nicht etwa erlaubt, List zu gebrauchen, um uns so viel als möglich vor Angriffen dieser Art zu schützen, und uns durch den Beistand des Schneiders wo möglich eine bessere Gestalt zu verschaffen, als die Natur uns verlieh? Wider einen so ungleichen Gegner ist Betrug erlaubt, so wenig er auch sonst gebilligt werden mag. In meiner Kindheit wurde ich als Cupido gemahlt, mit einem Bogen und Pfeilen in der Hand und einem Köcher auf den Schultern, nachmals hielt ich dieses für eine tadelnswerthe Anmaßung; als ich daher vor einigen Jahren mich mahlen ließ, bestand ich darauf, so gemahlt zu werden, wie ich würklich bin, so daß meine starken Blatternarben auf dem Gemälde sichtbar werden mußten, denn ich fand es nicht für gut, mich durch eine Lüge zu schminken. Der Mahler bemerkte, es sey ihm noch nie solche Freiheit gelassen worden; ich rieth ihm auch, sich derselben nie wieder zu bedienen, wenn anders er hoffen wolle, in Aufnahme zu kommen;

denn Schmeichler kommen am besten in der Welt fort, und unter allen Schmeichlern sind die Mahler am wenigsten der Gefahr unterworfen, entlarvt zu werden. .... Cicero sagt in einem seiner Briefe: „Agesilaus, der Spartaner, wollte nie zugeben, daß ein Gemälde oder eine Bildsäule von ihm verfertigt würde Er war einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit, sowol seiner Bürgertugenden als seiner Tapferkeit wegen, so daß er mit Recht den Namen Agesilaus des Großen erhielt. Aber so freigebig die Natur in den edeln Gaben des Geistes gegen ihn gewesen, so stiefmütterlich hatte sie ihn in denen des Körpers ausgestattet. Er war sehr kleiner Statur, hatte ein langes und ein kürzeres Bein und ein so gar nichtswürdiges Ansehen, daß er der Verachtung Aller, denen seine moralischen und intellectuellen Vorzüge unbekannt waren, nicht entgehen konnte. Kein Wunder daß er es ablehnte, unter einer so unvortheilhaften, wenig versprechenden Gestalt auf die Nachwelt überzugehen.“ Im Ganzen wäre es weit klüger, wenn die Leute, anstatt eine verzerrte Figur lächerlich zu machen, die Verzerrungen des Geistes verspotten möchten, die gewiß eben so sichtbar, als die äußeren, aber allgemeiner sind, und daher eher unbemerkt bleiben. Nur das Aeußere, die Kleidung der Seele, wird lächerlich gemacht; ihre inneren bösen Eigenheiten schlüpfen durch. — Was soll man aber gar von Balbus, einem römischen Quästor in Spanien denken, welcher einen berühmten Kaufmann in Sevilla muthwilligerweise den wilden Thieren aussetzen ließ, aus keinem andern Grunde, als weil er verunstaltet war. Es ist gut, daß die Geschichte das Andenken dieses armen Mannes aufbewahrt hat, und ich stelle ihn hier in der Liste unserer glorreichen Märtyrer oben an.

(Fortsetzung folgt.)

Weihetafeln.

1.

Wachet.

Nur Erziehung für Tugend und Sittlichkeit, Mensch! ist des Lebens
Zweck; Du hast nicht gelebt, stirbst du nicht weiser dereinst.
Blicke sinnend zurück auf den Pfad, den Dich waltende Vorsicht
Leitete; bald dann erkennst Du es mit preisendem Dank,
Daß ein jeglich Geschick, Dir gesandt von der ewigen Güte,
Jenem herrlichen Ziel näher Dich immer geführt,
Dich das lächelnde Glück nur prüft', und aus schmerzender Leiden
Läuterndem Feuer Du stets stärker und reiner erstandst.
Aber mit merkendem Geist erfaß' ein jedes Verhängniß,
Ohne Frucht für Dein Herz, spurlos, entschwindet es sonst.

2.

Das Eine, was Noth thut.

Wo Du auch seyst, und was Du auch thust, nie weich' aus der Seele
Dir der Gedanke an Gott, der ob Dir waltet und wacht.
Dieser Gedank' erhöht und verkläret jegliche Freude,
Leichtert jeglichen Schmerz, der Dir belastet die Brust.
Liebe sendet auch diesen zum Heil Dir, darum empfange
Ihn als den ernsteren Freund, welcher Dich prüfet und warnt.

3.

Lehre.

Fantasie, Du täuschest uns immer, und dennoch so mächtig
Ist Dein Zauber; auf's neu' lassen wir täuschen uns stets.
Trügend umwebst Du den Geist des Jünglings mit wonnigem Traumbild;
Aber, erwacht er, vergeht, ach! wie ein Schatten es schnell.
Quälende Sorgen erschaffst Du dem bang umblickenden Alter;
Doch wie ein nichtig Fantom schwindet, was schreckte, dahin.
Darum mißtraue der Hoffnung und Furcht, Dir die Gegenwart raubend,
Und nur ein äffendes Bild gebend vom Künftigen Dir.
Wirk' in jener mit Muth und Kraft, und die Sorge für diese
Stelle mit Ruh' anheim Ihm, dem gehorcht das Geschick.

(Fortsetzung folgt.)

Musik- und Theaternachrichten.

Paris.

Hier erregt jetzt ein Kind von Eilf Jahren — Franz Liszt aus Ungarn — durch sein musikalisches Talent das größte Erstaunen. Wirklich muß man es gehört haben, um sich von diesem wunderbaren Talent einen Begriff zu machen. Der Knabe ist erst eilf Jahr alt; sein Aussehen ließe aber kaum auf neun Jahre schließen. Lebhaftigkeit, Muthwillen und Fröhlichkeit strahlen aus seinen Augen, wobei sein Benehmen das eines unbefangenen Kindes ist. Mit seinen kleinen Fingern, welche die Tonleiter nicht umspannen können, bringt er die schwersten Accorde hervor und setzt alle Massen der Harmonie in beliebige Bewegung. Bei einem öffentlichen Vortrage erschien dieses Kind unlängst einem Theil der Zuhörer so unglaublich, daß das Clavier, weil es den Kleinen einigermaßen verdeckte, auf die Seite gewen-

der werden mußte. — Das Improvisiren scheint dabei dem jungen Künstler nur ein Spiel zu seyn. Er variirte die bekannte Stelle aus Figaro's Hochzeit: „Jetzt geht's nicht mehr an Damen Toiletten," auf eine bewunderungswürdige Weise, und führte sie zuletzt mit einer solchen Begeisterung, so hinreißend und so originell durch, daß das entzückte Publikum sich in den lebhaftesten Beifall ergoß.

Braunschweig.

Das Lustspiel Clauren's: „Der Wollmarkt," ist auch hier gegeben und ohnerachtet seiner vielen auffallenden Inconsequenzen beifällig aufgenommen worden, da dem Verfasser eine rasche lebendige Darstellung nicht abzusprechen ist und das Publikum sich mehr für deutsche Original-Arbeiten, als für die vielfach in der letzteren Zeit ihm zugegangenen Uebersetzungen leichter französischer Stücke zu interessiren scheint. Wollte Clauren etwas tiefer in die Sache eingehen, so dürfte er wohl jetzt für das ganz verwaisete deutsche Lustspiel mehr leisten können, als er bei den flüchtigen Entwürfen seiner ersten Probestücke erzweckt hat. Die rasche Darstellung that viel für den günstigen Eindruck und ließ manche auffallende Widersprüche in den Charakteren früher vorübergehen, als sie gerügt werden konnten. Alle Mitspielenden beeiferten sich ihren Aufgaben Genüge zu leisten. Hr. Henkel gab den „Fürsten," Dem. Devrient das „Hanchen," rc. Letztere ist jetzt bei der hiesigen Bühne fest engagirt, und hat sich in allen ihren weiteren Darstellungen so ausgezeichnet, daß man mit Recht in die Zukunft eine der ersten Bühnen-Künstlerinnen in ihr erwarten darf. Wir haben sie kurz hinter einander in den Rollen der „Preciosa," des „Suschen" („Bräutigam aus Meriko,") „Julie" („Romeo und Julie,") „Melitta" („Sappho,") „Louise" („Gouvernante,") „Susette" („Rosen des Malesherbes,") „Hildegard" („Johanne von Montfaucon") und „Fatime" („Kreuzfahrer") gesehen und überall entsprach sie nicht nur den Erwartungen, sondern sie erregte durch die Sicherheit ihres Spiels und durch eine Bühnen-Gewandtheit, wie sie nach so wenigen Versuchen nicht leicht vorkommen dürfte, allgemeines Aufsehen. Vorzüglich muß der Referent ihrer „Julie" gedenken, da sie in dieser Rolle das Ungewöhnliche für ihre Jahre leistete und durch ihr zartes kindliches Spiel in den ersten Akten nicht minder interessirte, als durch die kraftvolle leidenschaftliche Behandlung des zweiten Theils dieser so höchst schwierigen Rolle. In der „Gouvernante" überraschte sie vorzüglich in den letzten Scenen durch die Darstellung der alten französischen Matrone, welche sie so täuschend wie die in solchen Rollen geübteste Künstlerin gab und vorzüglich durch jenen, den alten französischen Gouvernanten eigenen tiefen Ton auf das genaueste zu charakterisiren wußte. —

Zu den besten Darstellungen auf der hiesigen Bühne gehörte noch „das öffentliche Geheimniß," (nach Calderon von Lembert) welches von den betheiligten Künstlern mit solcher Virtuosität gegeben wurde, daß es dem Kunstkenner zum wahren Vergnügen gereichen mußte. Vorzüglich leistete Mad. Klingemann als „Fürstin," Demois. Pichler als „Laura," Hr. Henkel als „Federiko," und Hr. Gerber als „Vito" Alles, was man gerechter Weise erwarten konnte; und wenn Stücke der Art hier auch nie ein allgemeines Publikum gewinnen dürften, so muß doch der gebildete Zuschauer den dringenden Wunsch aussprechen, daß die dirigirende Behörde mehr und mehr bemüht seyn möge, sie auf dem Repertoir zu erhalten, damit die Bühne, wie es leicht bei zu frivolen Anfoderungen geschehen kann, nicht in ein Institut für leere Alltagsbelustigungen ausarten möge. Nächst diesem Stücke nennt Referent das nicht minder trefflich ausgeführte Trauerspiel: „Wallensteins Tod," worin Hr. Henkel als Hauptheld und Mad. Klingemann als „Gräfin Terzky" sehr würdige Erscheinungen waren, so wie Hr. Schütz das eifrigste Bestreben nicht verkennen ließ, seinem Vorgänger, Hrn. Hake, in der Rolle des „Max" nachzueifern. Demois. Pichler zeigte sich als „Thekla" in den milden Scenen sehr angenehm, für die leidenschaftlichen geht ihr das angeborne Feuer und die gebührende Kraft zu sehr ab. —

Unter den zuletzt gegebenen Opern verdienen „Libussa" und „Marcantonio" die nächste Erwähnung. „Libussa" hat gefallen, da sie exact einstudirt war und man auf zweckmäßige Umgebung hinsichtlich der Dekorationen und Costüme viel verwandt hatte. Die Oper ist mehrere Mal bei gut besetztem Hause wiederholt worden. „Marcantonio," wurde ebenfalls beifällig aufgenommen. Ob sich diese Oper länger auf unserm Repertoir halten dürfte, will übrigens Referent nicht mit Sicherheit voraussagen, obgleich die Musik, von Paresi, sehr angenehm in's Ohr fällt, und die Darstellung guten Fleiß in allen Theilen nicht verkennen ließ. — Schade ist es nur überhaupt, daß das Publikum, obgleich es das Theater sehr fleißig besucht und überall guten Antheil nimmt, dennoch in seinen Beifallsbezeugungen so gleichgültig ist, daß es bei den verdienstvollsten Gegenständen seine Anwesenheit kaum ahnen läßt, indeß die Gallerie allein dem Possenspiele brüllend zujauchzt und nur der ärgsten Groteske huldigt. Jede feinere Darstellung wird dadurch beeinträchtigt, indem der Künstler bei dem besten Bestreben durchaus nicht beurtheilen kann, ob er genügt hat oder nicht, da die nothwendige Gegen-Empfindung sich ihm niemals offenbart. Dergleichen Passivität macht die besten Schauspieler zuletzt lau, und schadet dem Publikum selbst unter diesen Umständen am meisten. — In den nächsten Tagen soll „Medea," von Grillparzer, gegeben werden, worüber Referent sich das Weitere vorbehält. —

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.
Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 30. Sonntag, 11. April 1824.

Maria.

(Nach Robert Southey v. F. Becker.)

Wer ist dort das arme, verlassene Kind,
Mit des Wahnsinns starrenden Blicken?
Sie weint nicht, doch Seufzer auf Seufzer geschwind
Entsteigen der Brust, wie sie lautlos sinnt,
Und es will sie der Kummer erdrücken.

Nicht um Beistand, nicht um Erbarmen sie fleht,
Ob in Frost und in Hunger sie darbe.
Wie der eisige Wind ihr die Lumpen durchweht!
Das Gesicht, den verblüheten Busen umfäh't
Der Verzweiflung tödtliche Farbe.

Sonst hat man sie glücklich und heiter geseh'n
Noch ist es in frischem Gedenken;
Die Wanderer, welche die Straße geh'n,
Sie kannten kein Mädchen so fröhlich, so schön,
Als Maria, die Maid aus der Schenken.

Oft hat sie den Gästen entgegengelacht,
Und das Herz erfreute sie Allen.
Kein kindischer Spuck hat sie bange gemacht,
Sie ging durch das alte Kloster bei Nacht,
Wenn es saus't in den düsteren Hallen.

Sie war Braut und nahe der Hochzeittag,
Und sie hofft' ein glückliches Leben;
Doch Richard liebte Spiel und Gelag,
Und, wer ihn kannte, bedauernd sprach:
Sie hat sich in's Unglück gegeben.

Es war Herbst, tief dunkel und stürmisch dazu
Die Fenster klirrten im Hause;
Zwei Gäste rauchten ihr Pfeifchen in Ruh',
Und schauten dem flackernden Feuer zu,
Und horchten dem wilden Gebrause.

Rief Einer: „Am warmen Heerde, wie schön,
„Zu hören da draußen das Toben!
„Nun hinaus in des Klosters Räumen zu geh'n!"
Der Andere spricht: „Wer das zu besteh'n
„Mir wagt, den Mann will ich loben!"

„Mich selber würd' es durchrieseln kalt,
„Bei des Epheus Flüstern, vor Schrecken.
„Ich glaube, mir würde zu Muthe bald,
„Als käm' eine weiße Mönchsgestalt.
„Der Sturm mag Todte erwecken!"

„Ich wett' eine Flasche," der Erste begann,
„Maria wagt es, zu gehen.
„So wett' und verliere Du," lacht der Kumpan,
„Das bürg' ich, die Ohnmacht träte sie an,
„Ließ etwas Weißes sich sehen!"

„Er spottet Deiner Maria, mein Kind,
„Du weißt, wo die Erlen dort grünen,
„Drum eile mir hin in die Halle geschwind,
„Und brich mir ein Zweiglein. Wer waget, gewinnt!
„Du kannst Dir ein Gütchen verdienen.

Einwilligt Maria mit freudigem Muth,
Geht zu den verwitterten Mauern,
Die Nacht ist dunkel, der Sturm nicht ruht;
Er durchfährt die Lüfte mit heulender Wuth,
Und durchkältet das Mädchen mit Schauern.

Sie wallet den oft betretenen Steig,
Bis wo dämmernd sich heben die Trümmer.
Sie tritt in das Thor, sie zaget nicht feig;
Doch droh'n die Ruinen, Gespenstern gleich,
In des Monds zweideutigem Schimmer.

Und Alles ist öde; der Sturm allein
Umheult die riesigen Wände;
Sie schreitet beherzt auf bemoos'tem Gestein,
Sie tritt in die innerste Halle hinein,
Wo die Erle wächst in der Blende.

Mit Freuden erblickt sie's und langt empor,
Und schnell ist das Zweiglein gebrochen;
Da trifft ein Stimmengetön' ihr Ohr,
Da zögert und zagt sie und lauschet hervor,
Und das Herz beginnt ihr zu pochen.

Es raschelt der Wind im Epheugerank,
Kein anderer Laut wird vernommen. —
Es schwieg der Wind und der Muth ihr sank;
Denn Tritte hört sie die Mauer entlang,
Die näher und näher ihr kommen.

Und sie schmiegt sich leise, und athmet nicht,
Wohl hinter die mächtige Säule,
Und der Mond das düst're Gewölk durchbricht,
Da sieht sie zwei Mörder bei Mondenlicht,
Den Erschlagenen sie bringen in Eile.

Und Marien gerinnt in den Adern das Blut,
Und ein Windhauch zieht durch die Wände,
Und entreißt dem Einen der Mörder den Hut,
Und wirft ihn Marien zu Füßen, die thut
Ein Gebet und erwartet ihr Ende.

Es flucht der Eine; der Andere: „Geschwind
Laß uns die Leiche verstecken!"
Und als sie vorüber gegangen sind,
Da greift nach dem Hute das bebende Kind
Und Flügel leiht ihr der Schrecken.

Sie fliegt wie ein Pfeil und stürzt in die Thür
Mit furchtbar gräßlichen Blicken;
Die schwachen Füße versagen ihr
Und sie sinkt ermattet zu Boden schier,
Und die Wort' im Munde ersticken.

Und eh' sie die Lippen eröffnen kann,
Verweilt ihr Aug' auf dem Hute,
Und Richards Namen erkennt sie daran;
Sie erstarrt', und als sie sich wieder besann,
Wie entsetzlich ward ihr zu Muthe!

Wo das Kloster steht, auf dem Anger hoch,
Da winkt sein Galgen so schaurig,
Und die Ketten klirren am hölzernen Joch
Und der Wanderer hört's auf der Straße noch
Und gedenkt an Mariechen so traurig.

Eines Verunstalteten Herzensergießungen und Trostgründe.

Aus dem Englischen, frei bearbeitet.

(Fortsetzung.)

Lord Baco bemerkt weiter: „Daß Verunstaltete es gewöhnlich mit der Natur wett machen; denn so wie die Natur an ihnen übel gehandelt, so handeln sie wieder übel an der Natur, da sie (wie die Schrift sagt) meist von natürlicher Zuneigung entblößt sind." Ich kann weder diese Stelle, noch deren Ursache in der heiligen Schrift finden, eben so wenig kann ich einem Satze beypflichten, oder ihn abläugnen, bis ich dessen Sinn genau kenne. Wenn unter natürlicher Zuneigung hier allgemeines Wohlwollen verstanden ist, und Verunstaltung dasselbe nothwendig ausschließen sollte, dann wäre ein Verunstalteter ein vollendetes Ungeheuer. So häufig der Fall auch vorkommen mag, meine eigenen Empfindungen sagen mir, daß es nicht allgemein wahr ist. Ist unter natürlicher Zuneigung einseitige Rücksicht für Individuen verstanden, dann halte ich die Bemerkung für vernünftig und in der Natur gegründet. Verunstaltete sind meistens der Gegenstand des Spotts, der Verachtung, der Mißhandlung; sie werden selten begünstigt, sondern gewöhnlich von Eltern, Vormündern und Verwandten zurückgesetzt; ihr Sinn für Zärtlichkeit wird nicht durch Zärtlichkeit geweckt, wie sollten sie geben, da wo sie nicht empfangen? — Die Schrift befiehlt, unsere Liebe nicht den irdischen Dingen zuzuwenden; die Vernunft gebietet, nicht zu überschätzen, was wir so bald verlassen müssen, und daher ist es weder religiöse, noch moralische Pflicht, sondern kindische und weibische Schwachheit, andere so lieb zu gewinnen, daß wir weder ihre Abwesenheit, noch den Gedanken sie zu überleben, ertragen können; ich muß den Verunstalteten Glück wünschen, wenn sie das Beyspiel frühzeitig eines Besseren belehrt hat. Ich will nun mein eigenes Herz eröffnen, und den Leser urtheilen lassen, ob Lord Baco's Lehrsatz sich in mir bewährt.

Ich hoffe, es entspringt nicht aus Bösartigkeit des Herzens, daß die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens, sie mögen nun mich selbst oder andere betreffen, mich nicht stark ergreifen. Todesfälle, Verluste, oder sonstige Hiobsposten scheinen mir nichts Außerordentliches; sie können jeden Augenblick sich ereignen: wie sollte ich erstaunen, wenn der Augenblick eintritt? Wenn ich bey solchen Gelegenheiten jemanden weinen und sich in die Brust werfen sehe, so kann ich ihm keine Gesellschaft leisten, aber auch auf der andern Seite eben so wenig ihn auslachen. Ich lese von Schlachtfeldern, die mit Erschlagenen bedeckt, von Städten, die mit Feuer und Schwerdt, durch Hungersnoth, Pest oder Erdbeeen verheert worden; ich vergieße keine Thräne: wahrscheinlich, weil dieses die gewöhnlichen, die Menschheit heimsuchenden Stürme, und weil sie entweder in den gerechten Urtheilen des Himmels, oder in den falschen oder mißverstandenen Grundsätzen der Machthaber begründet sind. Ich lese von Verfolgungen, Folterungen, Ermordungen, Blutbädern; groß ist meine Theilnahme für die Leidenden, aber Groll und Unwille gegen die Urheber und Vollführer solcher Gräuelthaten ersticken meine Thränen. Allein es giebt vielerley Dinge, die mir unwillkührlich, oft ohne erklärbare Ursache, Thränen ins Auge locken. Nichts z. B. macht mich trauriger, als das Laster gekrönt und die Tugend mit Füßen getreten zu sehen. Wenn ich lese, wie Regulus zur Folter, und Johann von Frankreich zum Gefängniß zurückkehrt, gegen die Bitten ihrer Freunde, um ihren Feinden Wort zu halten, so weine ich bey dem Gedanken, daß es kaum noch ein drittes Beyspiel so erhabener Tugend giebt. Diejenigen, welche mich oft lesen hören, wissen, daß meine Stimme sich verändert und meine Augen sich füllen, wenn ich Seelengröße oder Heldenmuth in Worten, Thaten oder Charakteren besonders solcher ausgedrückt finde, deren Beyspiel oder Befehl auf die Menschheit würken kann. Voltaire's Geschichte Karls XII. gewährt mir Unterhaltung, flößt mir aber keine Rührung ein, dahingegen ich in Thränen zerfließe, wenn ich die Lebensbeschreibung seines Gegners, Peters des Großen, lese. Jene ist die Geschichte eines Wahnsinnigen; diese schildert den Vater, den Freund, den Wohlthäter seines Volks, den Mann, dessen Charakter die Bewunderung aller zukünftigen Geschlechter fesseln wird, und ich beweine, daß es Gott nicht immer gefällt, solche Werkzeuge des Menschenwohls zur Königswürde zu erheben. Heinrich IV von Frankreich hatte alle Eigenschaften, die einen Fürsten liebenswürdig machen konnen. Sein Betragen bey jeder Gelegenheit ist bezaubernd, und ich kann die Beschreibung, die uns sein erster Minister von ihm giebt, nie ohne

Rührung lesen. Wenigstens fünfzig Personen haben seine Geschichte geschrieben, und über fünfhundert haben ihn in Gedichten und Lobgesängen gefeyert, und das ist kein Wunder; denn es giebt wenige Fürsten, die des Titels des Großen so würdig wären. Seinem Enkel ward derselbe Titel zu Theil, aber wie wenig verdiente er ihn! Eben so viele Biographen und Dichter haben ihn besungen, aber meistens feile, und keiner von ihnen, Voltaire selbst nicht ausgenommen, wird ihn der vorurtheilsfreien Nachwelt als einen großen Mann zuzuführen vermögen. [1]) Man vergleiche ihn mit seinem Großvater, so wird man finden, daß er gerade das Widerspiel ist. Heinrich wurde in Beschwerden und Mühseligkeiten, Ludwig in Wollust und Ueppigkeit erzogen. Heinrich war munter, zugänglich und leutselig; Ludwig förmlich, hochmüthig und verschlossen; Heinrich tapfer, keine Gefahr scheuend, Ludwig vorsichtig und immer an einem sichern Posten; jener durch sich selbst und seine persönliche Tapferkeit, dieser durch seine Feldherren und Ueberlegenheit seiner Truppen Siege erkämpfend; jener ehrgeitzig, große Thaten zu verrichten, dieser, sich Thaten zugeschrieben zu sehen, die er nie ausgeübt. Heinrich vergab Empörern und Mördern, Ludwig munterte sie auf; der eine gab Gewissensfreyheit, der andere beschränkte sie; der eine behandelte seine Unterthanen wie Kinder, der andere wie Sklaven; Heinrich vertheidigte tapfer seine eigenen Rechte; Ludwig griff niedrigerweise in die seiner Nachbarn ein. Heinrich zog sein Land aus dem Elend hervor, und legte den Grund zu seiner künftigen Größe — Ludwig vergeudete sein Blut und seine Schätze, und schlenderte es von seiner Höhe herab an den Abgrund des Verderbens. Wie klein erscheint Ludwig im Vergleich mit Heinrich dem Großen!

Doch wieder zur Sache zu kommen. Ich bin unruhig wenn ich einen Hund, ein Pferd, oder irgend ein anderes Thier mißhandeln sehe; denn es fehlt ihnen gewiß nicht an Sinn für Mißhandlungen, und Gott hat dem Menschen die Herrschaft über sie verliehen, nicht, damit er den Tyrannen spiele, sondern damit er ein milder Herrscher sey, und das Wohl seiner Unterthanen befördere. Aber noch weit erzürnter bin ich über eine gegen Menschen verübte Grausamkeit, und wünsche herzlich, daß Procustes in seinem eigenen Bette und Phalaris in seinem Stiere gezüchtigt werden möge. Ein Borender ist für mich ein widriger Anblick, und ich glaube, daß ich mit minderem Entsetzen Tausende auf dem Schlachtfelde fallen sehen könnte, als die menschliche Natur so sehr entwürdigt und geschändet zu sehen. Ein verstümmelter Körper, ist gewiß kein angenehmer Anblick. Warum bezahlt man also dafür? Warum muntert der hohe Pöbel diese Gemeinheiten unter dem niedrigen auf? Gewiß nicht aus Geschmack, sondern aus Affektation, eben so, wie Viele, welche die Musik weder lieben, noch verstehen, in die Oper gehen, um den Ruf von Kennern zu erwerben.

Das sind nun einige von meinen Empfindungen; ich habe sie offen und frei enthüllt, damit der Leser urtheile, in wie fern ich das Beispiel eines Verunstalteten bin, dem es an natürlicher Zuneigung gebricht. Und ich bin wahrlich ein passender Gegenstand der Untersuchung; bei mir ist alles Natur: denn aufrichtig gestanden, habe ich mir nur zu wenig Mühe gegeben, meine natürlichen Mängel zu verbessern. —

Lord Baco behauptet ferner, daß Verunstaltete äußerst kühn sind, anfangs zu ihrer eigenen Vertheidigung, in sofern sie dem Spotte ausgesetzt sind, aber mit der Zeit durch eine allgemeine Gewohnheit." Dieß ist wahrscheinlich unter den geringeren Klassen der Fall, welche unausgesetzt Beleidigungen unterworfen sind; denn Erwiderung ist die natürliche Waffe der Selbstvertheidigung. Immer bleibt es unmoralisch, jemanden ein persönliches Gebrechen, dem er nicht abhelfen kann, vorzurücken; und wer dieses thut, hat nichts besseres zu erwarten, als sich Fehler vorwerfen zu hören, welche zu vermeiden in seiner Gewalt war. Aber in mir finde ich diese Bemerkung keineswegs bewährt. Mein häßliches Aeußere und die unzweckmäßige Behandlung, die ich in meiner Kindheit erfahren, hatte vielmehr, wie schon gesagt, eine übertriebene Schüchternheit, zur Folge. Ich habe mir schon oft über diese Schwachheit, Vorwürfe gemacht, aber es ist mir nicht möglich sie zu überwinden. Schüchternheit ist uns in der Meynung derjenigen, mit denen wir umgehen, sehr nachtheilig, denn so liebenswürdig die ächte Bescheidenheit ist, so sehr ist die falsche der Mißdeutung unterworfen; und wenn jemand ohne Ursache außer Fassung geräth, so kann man leicht auf den Gedanken kommen, daß er irgend eine böse Ursache dazu habe. In Betreff der Kühnheit bin ich mir in der That ein völliges Räthsel, denn während ich mich sträube, durch ein Besuchzimmer zu gehen, oder in Privatgesellschaften den Mund zu öffnen in Gegenwart von Personen, die ich nicht ganz genau kenne, mache ich mir wenig daraus, meine Ansichten öffentlich zu äußern, und meine Reden, oft so nichtsbedeutend als meine Person selbst, den Ohren vieler Tausende Preis zu geben. Wie dieses geschieht, weiß ich nicht; vielleicht einestheils in der Hoffnung, den übeln Eindruck, den meine Gestalt macht, durch meine Worte zu verwischen, anderntheils in dem Bewußtseyn, meine Pflicht zu erfüllen, und dann, weil ich mich in öffentlichen Versammlungen eher vor groben Persönlichkeiten sicher fühle.

Lord Baco vergleicht Verunstaltete mit Verschnittenen, „in welche die Könige großes Vertrauen zu setzen pflegten, ihrer Brauchbarkeit zum Amte der Spione und Ohrenbläser wegen, denn wer gegen Alle neidisch, ist gewöhnlich um so unterwürfiger und dienstfertiger gegen Einen." — Aber mit aller Ehrfurcht vor einem so scharfsichtigen Kenner der menschlichen Natur gestehe ich, daß ich in Verunstalteten keine besondere Befähigung zu Spionen und wenige ihnen eigenthümliche Motive zum Neide

[1]) (!!) Anmerkung des Uebersetzers.

finden kann. Spione erniedrigen sich zu diesem gemeinen und unwürdigen Geschäfte entweder aus Interesse, oder um Macht zu erlangen, entweder um ihre Habgier, oder ihren Ehrgeiz und ihre Rachsucht zu befriedigen, welche Leidenschaften nicht auf Verschnittene oder Verunstaltete sich einschränken, sondern auf gleiche Weise auf Menschen von allen Gestalten einwirken. Verunstaltete ermangeln nur der Schönheit und Stärke, und daher sind diese als die einzigen ihnen eigenthümlichen Motive zum Neide zu betrachten. Was mich betrifft, so sind alle Funken von Neid, die sich früher in meinem Temperament befunden haben mochten, nunmehro völlig erloschen; denn durch anhaltendes und ernstliches Nachdenken habe ich mich längst von dem geringen Werthe der meisten Dinge überzeugt, welche am häufigsten Gegenstand des Neides zu seyn pflegen.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Ein ernstes Weib mit dunklen Augenbogen,
Vom ersten Tag der Schöpfung dir bekannt,
Kömmt schweigend durch die Thäler hergezogen,
Und wandelt ruhig fort von Land zu Land.

Es hemmt der Strom nicht ihre schnellen Schritte,
Sie schwingt sich mächtig über's weite Meer,
Und kömmt nach ihrer tausendjähr'gen Sitte
Vom goldnen Haus der Abendsonne her.

Sie naht dir mild, wenn du in Gram versunken,
Und bringt dir Frieden, bringt dir Trost und Ruh,
Und deines Herzens letzte Anmuthsfunken
Deckt sie mit ihren kühlen Flügeln zu.

Doch manchmal kömmt sie zürnend angeflogen,
Die Eiche beugt sich zitternd ihrer Macht,
Das Meer heult auf, und tausend weiße Wogen
Empören sich zur wunderbaren Schlacht.

Sie aber tobt mit ihren Schreckensschaaren
Durch die erschrocknen Hochgebirge hin,
Und eine Furie mit gelösten Haaren
Siehst du im Sturme sie von dannen zieh'n.

So segelt sie, bald zürnend, bald in Frieden,
Der Sonne nach, der großen Königinn;
Und ewig wird ihr Fittig nicht ermüden,
Und ewig rüstig bleibt die Pilgerinn.

Auflösungen der Charaden in Nro. 28.

(v. L. D. u. C. R. richtig angegeben.)

1) Schneeglöckchen. 2) Heimweh.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 3. April. Oberon, König der Elfen, kom. Oper in 3 Aufz. Musik von Wranizky.

Sonntag den 4. Götz von Berlichingen, Trauersp. in 5 Aufz. von Göthe, für die Weimarer Bühne geordnet. Die Bearbeitung ist von Göthe. Ohne Beschränkung kann das Stück, bei seinem Reichthum an Handlung und bei seinen vielfachen Scenenwechsel nicht gegeben werden. Die enge Schranke der Bühne versagt die Möglichkeit der Darstellung mehr als einer trefflichen Scene, die, beim Lesen, für das reiche Leben ihrer großartigen Gestaltungen nur in unsrer Phantasie einen hinlänglichen Spielraum findet. — Auch eine Anzahl Personen hat dabei verschwinden müssen, wie z. B. der Kaiser, der Bischof von Bamberg, der Abt von Fuld, Olearius, Franz von Sickingen ꝛc. deren Charaktere zur Handlung wesentlich sind, — und so erscheint dieses dramatische Gemählde, dessen Gegenstand in unsrer Zeit ohnehin wenig Berührung findet, sehr an dichterischem Werthe geschmälert, ohne daß ihm eine Bühnen-Würkung dadurch gewonnen wäre. Sonst wären die Hauptpersonen der Darstellung wohl geeignet gewesen, ihm diese zu verschaffen. Hr. Weidner spielte den Götz; Hr. Leisring den Bruder Martin; die Scene zwischen beiden war besonders gelungen. Die deutschen Frauen, Maria und Elisabeth, wurden von Dem. Lindner und Mad. Elmenreich mit gewöhnter Vorzüglichkeit gegeben. — Daß Götzens Knappe, Georg, durch Dem. Urspruch, und nicht durch einen der jungen Männer der Bühne dargestellt wird, scheint uns unpassend.

Montag den 5. (Zum Erstenmal und mit aufgehobenem Abonnement): Jessonda, große Oper in 3 Abthl. von Gehe, Musik von Spohr. Wir unternehmen es nicht, über diese Oper von Spohr schon nach der ersten Anhörung eine Meynung auszusprechen, und verschieben dieses auf eine folgende Darstellung.

Dienstag den 6. Das Räthsel, Lustsp. in 1 Akt, von Contessa. Hierauf: Der Haupttreffer in der Güter-Lotterie, Lustsp. in 4 Abthl. von Frau v. Weissenthurn.

Mittwoch den 7. Die Nymphe der Donau, 2r Th. Romant. komisches Volksmärchen, mit Gesang, in 3 Abthl. Musik von F. Kauer.

Donnerstag den 8. Die unterbrochene Whistpartie, oder der Strohmann, Lustspiel in 2 Abthl. v. C. Schall. Hierauf: Der Jurist und der Bauer, Lustsp. in 2 Abthl. von Rautenstrauch.

Theater-Anzeige.

Montag den 12. April. Der Sammtrock, Lustsp. Hierauf: Der Empfehlungsbrief, Lustsp.
Dienstag den 13. Der Freischütz, Oper.
Mittwoch den 14. Die Quälgeister, Lustsp.
Freitag den 16. Große musikalische Academie: Fidelio: von Beethoven (zum Vortheil des Hrn. Kapellmeister Guhr.)
Montag den 19. Euryanthe, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 31. Donnerstag, 15. April 1824.

Eines Verunstalteten Herzensergießungen und Trostgründe.

Aus dem Englischen, frei bearbeitet.

(Schluß.)

Mehr als dem Neide scheinen Verunstaltete der Eifersucht ausgesetzt zu seyn, denn minder liebenswürdig als andere, werden sie natürlich argwöhnen, daß sie auch minder beliebt sind. Ich für meinen Theil bin so glücklich, hier aus Vermuthung, nicht aus Erfahrung, und höchstens nur nach den Regungen früherer Tage zu reden; denn ich bin längst an ein würdiges Weib verheirathet.

Die nützlichste Folgerung, die sich für einen Verunstalteten aus allem diesem herleiten läßt, ist, sich vor denjenigen Schwachheiten zu bewahren, denen er insbesondere unterworfen ist, und daher besorgt zu seyn, daß die äußere Form nicht auch die Seele verzerre. So wie Juvenal um einen gesunden Geist in einem gesunden Körper bittet, so müsse jeder Verunstaltete um einen geraden Geist in einem gekrümmten Körper bitten. Dann möge er häufig sich selbst prüfen, ob mit dem Alter auch sein Geist und seine moralische Bildung fortschreite. Diese Pflicht liegt ihm besonders ob; denn wenn Schönheit der Tugend selbst höhere Anmuth verleiht, so muß das Laster, von Mißgestalt begleitet, doppelt abscheulich erscheinen. Den Spott und die Verachtung welche man nicht umgehen kann, sollte man nicht zu achten lernen. Man sollte sie männlich ertragen, christlich verzeihen, und philosophisch betrachten. Der Triumph des Verunstalteten wird vollständig seyn, wenn er es dahin bringen kann, Andere im Scherze über sich selbst zu übertreffen. Der Witz wird nachlassen wenn er sich überboten sieht; die Bosheit wird abstehen, wenn sie findet, daß sie unwirksam geblieben, und unverdiente Verachtung wird, wie ein Pfeil auf des Schützen eigne Brust, zurückfallen. Es widerfährt mir zuweilen, daß Personen, mit denen ich eine flüchtige Bekanntschaft habe, mich an gewissen Tagen bemerken, an andern übersehen, wähnend, daß sie gegen Leute von meiner Gestalt sich so betragen können, wie ihre Laune es ihnen eingiebt. Ich will nicht eben sagen, daß dieses ein Vergnügen sey, aber eine Kränkung ist es wahrlich auch nicht. Es regt mich nicht zur Empfindlichkeit, sondern blos zur Betrachtung an. Wenn es mir nämlich auch nicht immer gelingt, einen sehr guten Grund zu dem Betragen der Leute zu finden, so befleißige ich mich, einen minder guten dafür aufzusuchen und begnüge mich damit. Ich überlege bei mir selbst, was sie wohl in diesem Zeitpunkt in ihrer eigenen Schätzung so besonders wichtig machen mochte, und richte darüber allerley Fragen an mich. Ist sein Vater gestorben? Hat er ein Schauspiel geschrieben, eine Rede gehalten? Hat er bei dem Bürgermeister gespeist? Ist er bei Hofe vorgestellt, bei einem Lever angeredet worden? Hat er eine neue Equipage, einen Titel oder ein Amt erhalten? Ist er im Begriff eine reiche Parthie zu thun? Hat sein französischer Koch, oder sein französischer Schneider Beyfall gefunden? Wird er unter die schöne Welt gezählt? Oder bei der Akademie der Wissenschaften zugelassen? — So sind meine Untersuchungen beschaffen und obgleich ich keinen großen Scharfblick besitze, so treffe ich doch zuweilen den Nagel auf den Kopf.

Schöne Kleider ziehen die Augen des Pöbels auf sich; daher sollte ein Verunstalteter sich nicht mit jenen geborgten Federn schmücken, die ihn nur um so viel lächerlicher machen würden. Wenn er öffentlich tanzt, kann er sich kaum eine größere Blöße geben, als wenn er übermäßig geputzt erscheint. Seitdem ich ein gesetztes Alter erreichte, habe ich immer ein einfaches Kleid, seit beynahe 30 Jahren immer einerley dunkle Farbe getragen, und fühle nicht die geringste Neigung, sie zu verändern. Es würde überaus thöricht von mir seyn, irgend einen Schmuck an eine Person zu verschwenden, die des Schmucks unfähig ist, und wenn ich in Tressen oder Stickereyen erschiene, so würde ich es meinen Freunden kaum verübeln, wenn sie mich für einen Mondsüchtigen hielten. Ich kann mich hier einer Abschweifung nicht enthalten, wenn ich bedenke, wie viele, denen man doch bessere Einsicht zutrauen sollte, auf diese Kindereien Werth setzen. Wenn ihnen blos der Putz gefällt, so sind sie nicht besser, als Kinder; wenn sie sich dadurch in Achtung setzen wollen, so kann solche Achtung von keinem Vernünftigen, sondern nur von dem Pöbel kommen. Geschieht es, um ihren Rang zu zeigen? Nein, denn selbst Lehrburschen putzen sich. Geschieht es, um ihren Reichthum zu beweisen? Nein, denn die Bedürftigsten

putzen sich am Meisten, wie die Schneider auf ihre eigenen Kosten wissen. Hängt ihre Rolle oder ihr Ruf von ihren Kleidern ab? Dann sind sie ganz in den Händen des Schneiders, er kann sie retten und verderben. Putzen sie sich, um den Damen zu gefallen? Das wäre noch das Vernünftigste, und gleichwohl sind die wenigsten unter diesen so thöricht, den Mann um des Rockes willen zu schätzen.

Wenn Damen putzsüchtig sind, so ist es eben so thöricht, denn sind sie schön, so sind sie ungeputzt am schönsten; sind sie häßlich, so werden sie durch den Putz nicht verwandelt. Freilich mag ihr Schmuck des poetischen Anbeters Phantasie beleben, und ihm die Mühe ersparen, die Sonne und die Sterne zu seinen Gleichnissen und Anspielungen zu bemühen.

Um jedoch häßliche Personen nicht ihrer selbst überdrüssig zu machen, will ich nun einige mit der Verunstaltung verbundene Vortheile bezeichnen.

Zuerst darf die wesentliche Schutzwehr nicht übersehen werden, welche Verunstaltung menschlicher Tugend und Seelenruhe darbietet und wofür man, anstatt darüber zu murren, vielmehr der Vorsehung dankbar seyn sollte. Eine schöne Gestalt stürzt täglich Tausende ins Verderben; denn die Schönheit ist eine Blume, die jeder gerne in ihrer Blüthe pflücken möchte und weder Mühe noch List scheut, um sich ihrer zu bemächtigen. Entsprang doch der ganze trojanische Krieg aus solcher Quelle! Wer kennt nicht die Geschichte Lucretiens oder Virginiens? So bietet die Geschichte eine Menge von Beyspielen dar, wo Schönheit des Körpers gefahrbringend war. Juvenal beweist unter andern, daß um Schönheit bitten, um einen Fluch bitten heiße.

Noch ein großer Nutzen der Verunstaltung besteht darin, daß sie der Geistesbildung förderlich ist. Wer nicht durch sein Aeußeres glänzen kann, wird zu seinem Inneren seine Zuflucht nehmen und versuchen, denjenigen Theil seiner selbst zu schmücken, der allein des Schmuckes fähig ist. Wenn sein Ehrgeitz ihn spornt sich durch große Werke berühmt oder gar unsterblich zu machen, so wird er freilich manche Zugänge zu dem Tempel des Ruhms verschlossen, dagegen aber wieder andere offen finden. Je unthätiger der Mensch äußerlich ist, um desto thätiger wird sein Geist seyn; die Zeit, welche andere handelnd zubringen, wird er zum Studium und zu Betrachtungen verwenden; dadurch kann er Weisheit und durch Weisheit Ruhm erlangen. Sokrates ist eben so berühmt, als Alexander und Cäsar, aber sein Name steht mit edleren Zügen im Buche der Geschichte aufgezeichnet. Er machte sich durch Weisheit und Güte berühmt; sie durch Tyrannei und Unterdrückung; er, indem er das Menschengeschlecht belehrte, sie, indem sie es zerstörten; ihre Uebelthaten beschränkten sich zum Glück nur auf ihre Lebenszeit, während sein Unterricht segensreich fortwirkt bis auf diesen Tag.

Wenige haben ein Haus, das ganz nach ihrem Sinne wäre, oder dessen innere Einrichtung ihren Wünschen entspräche. Eben so wird kein Verunstalteter den Wunsch unterdrücken können, daß seine Seele welche freilich manchmal nicht standesmäßig beherbergt ist, eine bessere Wohnung haben möchte. Aber er muß sich damit trösten, daß die Wohnung seiner Seele, wenn auch weder sehr bequem noch sehr schön, doch bewohnbar ist, daß er sie bloß in Miethe auf kurze Zeit besitzt, und daß sein Zustand für den Tauben, den Stummen, den Lahmen, den Blinden immer noch beneidenswerth ist.

Wenn ich sterbe, so liegt mir wenig daran, was aus dem elenden Gerippe wird, das der Gegenstand dieser Abhandlung geworden. Die Schwachheit einiger der alten Patriarchen ist zu verwundern, welche eigene Begräbnißplätze erstanden, damit ihre Gebeine mit denen ihrer Voreltern vereinigt werden möchten. Kann ein Erdenkloß in der Nachbarschaft eines andern Vergnügen empfinden? Oder besteht noch im Grabe ein wechselseitiger Umgang? Es kommt nicht darauf an, wo der Körper modert, ob gleich oder wenige Jahre später, ob er von Vögeln oder wilden Thieren verzehrt, oder in ein prächtiges Grabmahl gelegt wird. Die Pharaonen sind aus ihren Pyramiden gestohlen, und ihre Mumien als Gegenstände eitler Neugier in der Welt zerstreut. Obgleich Pyramiden dauerhafter sind, als gewöhnliche Gräber, so ist dennoch ihre Geschichte schon verloren gegangen, und ihnen selbst steht früh oder spät dasselbe Schicksal bevor. Wenn der Mensch nicht durch seine Thaten sich ein Denkmal errichtet, und seinen Namen in Tugend einbalsamirt, so wird der todte Marmor verwittern, und sein Andenken wird untergehen auf ewig.

Weihetafeln.

4.

Hippokrene.

Wunderlich Herz! Nie genügt, was Du hast: und was fern Dir so reizend
Schien, ach! ist es nicht mehr, wenn du jezt nah' es erjchaust.
Nicht von der Gegenwart singt die begeisterte Muse; Vergang'nem,
Künftigem nur ertönt mächtig und freudig ihr Lied.
Immer und immer dichtet die Sehnsucht allein und die Hoffnung;
Selbst in dem höchsten Genuß ahnst du höheren noch.
Herrlicher preist Dein Gesang den Lenz, wenn im starrenden Winter
Schaffender Phantasie bezaubernder Pinsel ihn mahlt.

5.

Freiheit.

Freiheit! Freiheit ruft ihr all', und, traun! nur gerecht ist,
Was ihr begehret, doch eins merkt und bewahret getreu:
Freiheit ist kein Geschenk, und nie verleiht ein bestäubtes
Pergament sie, ob auch Siegel es heiligt und Eid;
Frei nur seyd Ihr durch Euch; denn Freiheit ist nicht ein Aeuß'res,
Nein, ein edlerer Geist, welcher das Inn're beseelt:
Frei ist Albion nicht durch die Magna Charta; nur frei ist's,
Weil dort würdig und frei Jeglicher denket und fühlt.
In dem freiesten Staat ist Sclav', wer fürchtet die Menschen;
Frei in jedem, wer kühn hebet vor Fürsten den Blick.
Aeußere Freiheit gewinnet Ihr stets, errangt Ihr die inn're;
Nie trug Ketten ein Volk, war's für die Ketten zu stolz.

Der Geburtstag.

Ist Liebe nur der Rausch, den ein Blick erzeugt hat; nur hervor gebracht durch ein zufälliges Zusammentreffen, so verschwindet sie eben so schnell und läßt nur eine schwache Spur in der Erinnerung zurück. Ist dies Gefühl, das anfänglich Alles seiner Herrschaft unterwirft, nur ein Zauber der Sinne, oder ist Eigenliebe dabei im Spiel, so verliert sie bald ihre Gewalt und an ihre Stelle tritt Gleichgültigkeit. Wenn aber das Herz durch einen tiefen Eindruck in der Jugend ergriffen wird; so trotzt sie den Stürmen jeder Leidenschaft, wenn Achtung und Vertrauen wechselseitig diese Liebe erzeugen; kurz, wenn der Einklang der Seelen daran größern Theil hat, als der Eindruck der Sinne, so wird ein solches Band mit jedem Tage fester und inniger, es verschmilzt den Geschmack, die Denkungsart, und den Charakter der Liebenden. Sich zu lieben, wird ein eben so großes Bedürfniß, als das Einathmen der Luft; es ist die heilige Gluth, die man beständig nährt und die nur mit dem Tode erlischt.

Ein solches inniges Verhältniß herrschte seit fünfzig Jahren zwischen St. Lambert und der Gräfin D . . .

Beide waren aus Lothringen gebürtig, beide waren edlern Geschlechtern entsprossen, die, seit einer langen Reihe von Jahren, sich Beweise des wechselseitigen Wohlwollens und Zutrauens gegeben hatten. Dadurch war zwischen Beiden jene süße Neigung entstanden, die ihre Kindheit verschönerte, sie im reifern Alter fester an einander knüpfte, und den Herbst ihres Lebens erheiterte.

St. Lambert vereinte mit vielen Talenten, wodurch er sich als Schriftsteller einen ehrenvollen Namen erwarb, die Eigenschaften eines Weisen. Er war ein geliebter Zögling Voltaire's. Ein Feind aller der Umtriebe, die sein Vaterland mit Unheil und Zerrüttung bedrohten, verließ er Paris, als die politischen Unruhen mit verderblichen Stürmen drohten, und zog sich nach einer kleinen ländlichen Besitzung zurück, die er nahe bei dem Dorfe Eaubonne, in dem Thale von Montmorency besaß. Dies Asyl war seine Schöpfung. Es war dort fast kein Baum, den er nicht selbst gepflanzt hatte; er hatte den Plan zu dem Garten gemacht und ließ dort das Wohnhaus erbauen, das durch sein freundliches Aeußere und seine Einfachheit den Zufluchtsort der Musen, der Ruhe und der Unabhängigkeit verkündete. Florian, der seinen Freund St. Lambert dort besuchte, hat von dieser bescheidenen Einsiedelei eine so reizende Beschreibung gemacht, daß jeder, der sie liest, den Besitzer deshalb beneiden möchte.

In dieser Zeit wohnte die Gräfin D. . . auf dem Dorfe Sannois, nahe bei Eaubonne. Es verging fast kein Tag, wo nicht der kurze Weg von dem Einen oder dem Andern dieser Jugendgespielen gemacht worden, die Beide, schon in den Sechzigen, keinen höhern Genuß kannten, als die Erinnerung ihrer unbefangnen Kindheit. Die Gräfin wurde von Allen, mit denen sie in geselligen Verhältnissen lebte, verehrt, und Männer von Geist, die sich gern um sie versammelten, huldigten gern ihren liebenswürdigen Eigenschaften. St. Lambert, obschon das Alter sein Haar erbleicht hatte, versuchte oft noch, ihr Lob zu singen. Hier schrieb er seine Trostgründe des Alters, und bewies dadurch, daß der beredte Sänger der Jahreszeiten noch frische Zweige in seinen Dichterkranz schlingen konnte, die solchem zu einer neuen Zierde gereichten. Man vermißte darin keinesweges die Begeisterung und den Schwung des Blüthenalters, und er erklärte: wenn dies der Fall sey, so verdanke er es dem Glücke, zu lieben und geliebt zu werden, einem der unschätzbarsten Geschicke für einen Greis, und hauptsächlich für einen Dichter, der unerschöpflichen Quelle süßer Genüsse, die bis zum letzten Augenblick des Lebens das Herz vor dem peinlichen Gefühl der Abgestumpftheit bewahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Theater-Nachrichten.

Paris.

Auf dem Théâtre de la gaîté zu Paris spuckt gegenwärtig ein neues Melodrama, la place du palais betitelt; seinem Inhalte nach ein würdiges Seitenstück des Schleichhändlers und der deux Forçats, wimmelnd von Straßenraub, Verführung, Wahnsinn, Selbstmord und ähnlichem

Jammer. Daß in diesem Stücke die Empfindungen des Zuhörers von Anfang bis Ende fortwährend gefoltert werden, läßt sich erwarten; daß diese Folterung dem Zuhörer Befriedigung gewährt, ja Reiz für ihn hat, ist minder natürlich. — Dennoch bleibt die Wirkung dieses Melodrama's nur wenig hinter jener zurück, welche eine Hinrichtung auf ihr Publikum hervorbringt. Dasselbe ist übrigens aus den nachfolgenden Ingredienzien zusammengesetzt: Jacques Murville kehrt nach mehrjähriger Abwesenheit nach Paris zurück, und geht nach dem Blumenmarkt, einen Kranz von Immortellen zu kaufen, um des todtgefundenen Vaters Grabstätte damit zu schmücken. Am Justizpallast vorübergehend, sieht er sechs Verbrecher am Pranger stehen, in deren einem er seinen Bruder Eduard erkennt. In demselben Augenblick eilt ein junges Frauenzimmer, welches von Eduard verführt worden war, mit verzweifelnder Miene und fliegenden Haaren nach dem Quai, stürzt sich in den Fluß, wird jedoch — nur bewußtlos — wieder herausgezogen. In der dadurch entstandenen Verwirrung finden die am Pranger Prangenden Gelegenheit, zu entwischen; einer von ihnen (Bruder Eduard, versteht sich) wirft sich Jacques Murville, der eben mit einem Blumenmädchen um den bewußten Immortellenkranz marktet, zu Füßen, und fleht ihn an, seine Entweichung zu begünstigen. Dieses geschieht, indem man ihn in die Tonne steckt, worauf die schöne Ghirlandiera ihren Kram aufgeschlagen. — Im zweiten und dritten Akt wird die Scene nach dem Dorfe Fontenay verlegt, in das Haus eines Freundes von Jacques Murville, wo die junge Verführte eine Zufluchtstätte gefunden. Eduard, der seinem Bruder Besserung angelobt, stößt mittlerweile auf seine früheren Prangergefährten und verbindet sich mit ihnen zu dem Vorhaben, das Haus zu berauben, welches seinen Bruder, sein Kind und die von ihm Verführte birgt. Die Details des Einbruchs sind mit technischer Gewissenhaftigkeit behandelt und der Zuhörer wird mit den gemeinen Redensarten nächtlichen Raub- und Mordgesindels weidlich abgefüttert. Beim Eindringen in's Haus gelingt es Eduard, sein Kind und dessen Mutter den Mörderhänden seiner Genossen zu entziehen; darauf schießt einer von ihnen ein Pistol auf ihn ab; zeitige Hülfe bleibt, wie in allen ähnlichen Fällen, nicht aus; die Räuber werden festgenommen und der Vorhang fällt.

Ein zu Paris erscheinendes Blatt sagt bei Gelegenheit dieses Stückes: „Vom Justizpallast führt nur Ein Schritt zum Greveplatz, und wenn der entartete Geschmack des Publikums auf dem betretenen Wege fortschreitet, so werden wir in kurzem den Greveplatz in einer niedlichen Dekoration auf die Bühne gebracht, und irgend einen unschuldigen Todgeweihten vor unseren Augen unter dem Henkerbeil fallen sehen."

Der Verfasser dieses dramatischen Ungethüms nennt sich Mr. de Pixerecourt. Behüte uns Gott vor einer deutschen Uebersetzung! —

Wien.

Es ist gegenwärtig ein eignes Treiben um das Theaterwesen. Nicht nur die hiesigen Theater, sondern sogar die auswärtigen nehmen die Aufmerksamkeit der Wiener in Anspruch. Man dreht sich um das Scheinleben der Bühne als ermangele das wirkliche Leben der Gegenstände, die die Welt beschäftigen, und die auch uns anziehen könnten. — Alles ist jetzt auf das Loos des Theaters an der Wien begierig. Die Hestigen meynen, dieses Theater stehe nun so, daß es ganz zu Grunde gehen müsse, eh' es wie ein Phönix aus der Asche wieder hervorgehen könne. Von dieser Idee durchdrungen verdammen sie Jeden, der dieser Bühne nur irgend etwas zu Liebe thut und halten sich selbst von aller (mindestens öffentlichen) Verbindung mit ihr frei. — Andere meynen, es müsse noch schlechter kommen, nicht nur mit diesem, sondern nach und nach auch mit allen übrigen Bühnen, indem überhaupt aller Comödiantismus am Ende sich selbst aufreiben müsse. Wieder Andere (und dieser Meynung scheinen die Coryphäen zu seyn) behaupten, daß die Bühne nie besser bestellt war, als eben jetzt. Meine Meynung ist: das Theater stand noch vor wenigen Wochen so schlecht, daß es nicht mehr schlechter werden konnte. Die Natur leidet keinen Stillstand; die Extreme berühren sich. Natürlich muß nach und nach die Besserung eintreten; und wirklich scheint man bereits Schritte dazu gethan zu haben. — Bei dem Opern-Theater erwartet man große Veränderungen. — Theater-Direktoren besuchen und verlassen Wien in ununterbrochener Folge. Der neue Direktor der Pesther Bühne, der höchst mittelmäßige Schauspieler Grimm, engagirte manche Mitglieder unserer Bühnen. Auch für Dichtungen sorgt er und hat bereits Manuscripte von Castelli, Biedenfeld, Deinhardstein, Meisl, Hofmann, Seidl u. s. w. und Compositionen von Seyfried, Creutzer, Riotte u. s. w. an sich gebracht. Sein Reich wird mit kommenden Ostern beginnen — wann wird es enden?! — Auch die Hrn. Zöllner, Schmidt und Pellet, jetzige Direktoren der Ofener, Prager und Pesther Bühne, kaufen Manuscripte zusammen. — Hr. Holbein steht, dem Vernehmen nach, mit einer der hiesigen Bühnen in präliminarischen Verhältnissen. — Als neueste Theater-Neuigkeiten weiß ich Ihnen nichts weiter zu sagen, als Folgendes: Zur Einnahme des Regisseurs studirt man Houwald's Drama: „Der Fürst und der Bürger" ein. Hr. Hofrath Mosel hat Delavigne's: „Ecole des vieillards" metrisch bearbeitet. Nächstens erleben wir die Aufführung. — Die beiden andern Vorstadt-Theater benahmen sich in diesen beiden Monaten ziemlich zahm. In der Leopoldstadt sind „die Fee und der Ritter", eine von Meisl dem Vestrieschen Ballet nachzügelnde Parodie; „die Zauberscheere", „der Barometermacher" u. s. w. im Schwunge. Die Josephstadt gab uns Bäuerle's „Aline" zum Besten. Der Dichter, welcher fast keine Präsentation dieses seines Lieblingskindes ausläßt, urtheilt sehr günstig über die Aufführung.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 32. Sonntag, 18. April 1824.

Ode am Osterfest.

Triumph! dem Todes Ueberwinder:
Ihm, der allmächtig auferstand:
Allmächtig wird Er seine Brüder,
Vom Tode auch erwecken wieder;
Der Tod und Hölle überwand.

O schau in seinem Glanz den Sieger;
Laut rufen euch die Himmel zu:
Vollendet ist mit eigner Stärke,
Von ihm das göttlichste der Werke;
Gott deine Werke sind wie Du.

Ihm! über Zeit und Erd' erhoben
Verklärte! stimmt ihm Hymnen an;
Den frohe Engelchöre preisen,
Wo Sonnen glühn, und Welten kreisen,
In seiner Wunder Ocean.

Und die noch hier im Staube wallen,
Erlöste! stammelt euren Dank:
Er starb für euch, euch Heil und Leben,
Und Trost und Muth im Tod zu geben;
Ja unser Leben sey Gesang.

Ja Herr! Dich soll mein Leben preisen,
Bis einst mein Geist der Hüll' entschwebt:
Ich will der Erde Müh' und Plagen
Gern dulden, nicht im Tode zagen;
Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.

Muß auch mein Leib zu Erde werden,
Nun schreckt mich die Verwesung nicht;
Denn aus dem Staub der mich umgeben,
Erwach' ich Dir zum neuen Leben,
Wach' auf, zu seh'n Dein Angesicht.

Distling.

Der Geburtstag.

(Fortsetzung.)

Seit der Zeit, wo diese zarte Bande der Zuneigung St. Lambert und die Gräfin vereinten, hatte keiner von Beiden es je vergessen, an den wechselseitigen Geburtstagen sich Beweise der aufrichtigsten Freundschaft zu geben. Jedes Jahr sann man auf neue Ueberraschung, und da das Herz dabei zu Rathe gezogen wurde, so fand man immer Mittel, etwas Neues zu ersinnen, was diesen Festen einen eigenthümlichen Reiz verlieh. Der Geburtstag der Gräfin fiel in den letzten Tagen des Mai's, also in der schönsten Jahreszeit. Man beeiferte sich daher, ihr die lieblichsten Gaben des Frühlings zu spenden, gleichsam als glückverkündende Sinnbilder ihrer noch blühenden Phantasie und der Anmuth, die noch über ihr ganzes Wesen verbreitet war. St. Lambert's Geburtstag war im November, wo schon der eingetretene rauhe Herbst die Blumen zerknickt und die Bäume ihres Blätterschmucks beraubt hat.

Obgleich die Gräfin schon an dem Winter ihres Lebens stand, so hatte sie dies doch nicht zurückgeschreckt, wie früher, ihrem Freunde in einigen Versen, die sie mit großer Leichtigkeit niederschrieb, Glück zu wünschen und zugleich die Freuden einer so langen treuen Freundschaft zu schildern. Als aber St. Lambert das siebenzigste Jahr erreicht hatte, wagte sie es nicht, ihn an die Wonnen der heitern Jugendzeit zu erinnern, aus Furcht, die Erinnerung an jene längst verklungene Seligkeit würde ihn nur zur Wehmuth stimmen, und ihn zu lebhaft daran erinnern, daß er an dem nahen Ziele seiner irdischen Laufbahn stehe.

Funfzig Jahre waren verflossen, wo sie sich einst ewige Freundschaft gelobt. Der Tag war tief in ihren Herzen eingegraben. Dieser glückliche Gedächtnißtag fiel gerade auf St. Lambert's Geburtstag, und er zweifelte nicht, daß ihn die Gräfin, bei welcher er an diesem Tage zum Mittagessen geladen war, wie gewöhnlich, mit einem Angebinde erfreuen würde. Er seiner Seits wollte, bei der funfzigjährigen Jubelfeier einer so seltnen und treuen Freundschaft, seine Freundin ebenfalls überraschen,

wenn sie am Abend wieder mit ihm nach seinem ländlichen Wohnsitz zurückführe.

Er trug daher seinem Gärtner und seinen andern Dienstboten auf, Blumen- und Laubgewinde anzufertigen, so viel es die vorgerückte Jahreszeit erlaubte, und damit die Pforte des Vorhofes bis zu dem Eingange in die Vorhalle seines Hauses zu schmücken. Alle seine Orangerie wurde auf beide Seiten der Stufen der Treppe gestellt, und bildete eine Allee, die bis in sein Arbeitszimmer führte. Dort befand sich das Bildniß seiner Freundin, in der Blüthe ihrer Jahre; der Rahmen war mit Rosen und Immortellen umwunden, und er wollte unter demselben einige Verse anbringen, wozu er sich noch begeistert fühlte. Noch mit den Vorkehrungen zu dieser Ueberraschung beschäftigt, und als sich schon die aufgestellten Orangeriebäume zu einem Bogengang wölbten, unter dessen Laub die alten Freunde im Triumph einherschreiten sollten, gewahrte er auf der Ebne, die Eaubonne von Sannois trennt, den Wagen der Gräfin, die ihm einen Besuch machen wollte. Sogleich ließ er die Flügel der Gitterthüre des Vorhofes und die hinter solchem befindlichen Thüren von Holz schließen. Er verbot allen seinen Leuten strenge, sich nicht sehen zu lassen, und befahl seinem Gärtner, nur eine kleine Nebenpforte, die nach dem Gemüsegarten führte, zu öffnen, und der Gräfin zu sagen, er sey schon früh am Morgen ausgegangen. Alle diese Befehle wurden pünktlich befolgt. Die Gräfin hegte keine Zweifel gegen diese Nachricht; vielleicht, dachte sie, ist er in das benachbarte Gebüsch nach seinem Lieblingsplätzchen gegangen, oder er besucht Einen oder den Andern in der Nachbarschaft. Sie kehrte also um, in der Absicht, ihm entgegen zu gehen und nahm das Angebinde wieder mit, das sie ihrem Freunde hatte darbringen wollen, damit er desto weniger ahnen möge, daß sie noch zur Feier dieses Tages in ihrem Hause andere Vorkehrungen getroffen habe. Als sie um die Ecke der Gartenmauer ging, warf sie noch einen flüchtigen Blick nach dem anspruchlosen Häuschen, in welchem ihr die Musen und die Freundschaft so viele schuldlose Genüsse gewährt hatten. Sie ward nicht wenig überrascht, als sie St. Lambert an einem Fenster, halb hinter den Vorhängen desselben, erblickte, der ihre Schritte zu verfolgen und sich darüber zu freuen schien, daß sie ihn wieder verließ. Sie wußte nicht, ob sie wachte oder träumte. St. Lambert läßt sich für sie verläugnen? Er behandelt sie wie einen zudringlichen Gast, dessen unerbetener Besuch nur lästig ist und Langeweile macht? was kann die Ursache davon seyn? Ein solches Benehmen beunruhigte sie sehr, sie machte sich darüber tausend Gedanken und ihre lebhafte Einbildungskraft war unerschöpflich, sie durch trübe Bilder zu ängstigen. Niedergeschlagen, übel gelaunt und vorzüglich tief gekränkt über eine solche Behandlung, kommt sie nach Sannois zurück. Es war das erstemal in ihrem Leben, wo sie sich über ihren Freund zu beklagen Ursache hatte, und sie beschloß, sich dafür zu rächen.

St. Lambert war mit den Ausschmückungen seiner kleinen ländlichen Besitzung fertig geworden; er fürchtete, daß seine Freundin sich darüber beunruhigen würde, ihn zu einer Zeit nicht zu Hause gefunden zu haben, wo man ihn in der Regel anzutreffen pflegte. Er zog sich eiligst an und ging nach Sannois, um die Gräfin zu beruhigen und zu bedauern, daß sie ihn verfehlt habe. Es fiel ihm sehr auf, als er die Hauptthüre verschlossen fand, und ein Gärtnerbursche, der eine Nebenpforte öffnete, ihm mit der Nachricht entgegen kam: die Gräfin sey schon früh am Morgen ausgegangen und würde erst zur Mittagsmahlzeit zurückkehren.

„So will ich warten," sagte St. Lambert.

Das geht nicht an, erwiederte der Bursche: die gnädige Frau hat ausdrücklich verboten, Jemand einzulassen.

Der Abgewiesene entfernte sich, und konnte gar nicht begreifen, was zu einer solchen Maßregel die Veranlassung seyn möchte. Er beschloß, wieder nach Eaubonne zurück zu gehen. Langsam und mürrisch schritt er vorwärts, sah noch nach dem Schloß der Gräfin und wurde sie auf dem Balcon eines ihrer Zimmer gewahr, wo sie frank und frei sich zeigte. Er glaubte sogar, in ihrem ganzen Wesen eine unverkennbare frohe Genugthuung zu lesen, daß sie ihn so ohne alle Umstände abweisen lassen.

„Hat sie mich etwa gesehen, als sie mich heute früh besuchen wollen," sagte er zu sich selbst: „und „soll dies eine Wiedervergeltung dafür seyn, daß „ich mich vor ihr verläugnen lassen? Wüßte sie, „daß es nur deshalb geschah, um ihr eine unsrer „Freundschaft gemäße Ueberraschung vorzubereiten, „so würde sie die harte Kränkung, die sie mir jetzt „angethan hat, gewiß schmerzhaft bereuen."

Es wird mir wahrlich sehr schwer, ihn so fortzuschicken, sagte die Gräfin ihrer Seits, ihn mit ihren Augen verfolgend: aber er muß es fühlen, daß ich mich nicht dazu verstehen darf, das Spiel seiner Laune zu werden, und weil er mir seine Thüre verschliessen lassen, so soll auch meine für ihn verschlossen seyn.

Mittlerweile war die Stunde zur Mittagsmahlzeit herangerückt; schon hatten sich St. Lambert's vertrauteste Freunde, auf die Einladung der Gräfin, zu diesem ihnen so lieben Feste eingefunden. Der Marschal von Beauveau, der Herzog von Nivernois, Gaillard, La Harpe, Florian, Marmontel und mehrere andre Mitglieder der Académie française waren dort mit vielen Damen versammelt, die sich eben so sehr durch ihre hohe Geburt, als ihre Schönheit und die Eigenschaften ihres Herzens und Geistes auszeichneten, um dem Sänger der Jahreszeiten ihre Theilnahme und Verehrung an den Tag zu legen. Die Gräfin, es bereuend, daß sie einen so alten Freund so hart be-

handelt, hautsächlich, daß sie sich ihm auf dem Balcon gezeigt, um ihn noch mehr zu kränken, schickte ihm ihren Wagen, um ihn abzuholen. Er weigerte sich, davon Gebrauch zu machen, und ließ ihr zur Antwort sagen: er speise nie bei Leuten, die sich für ihn verläugnen ließen. Kaum hatte die Gräfin diese Antwort erfahren, so erklärte sie allen anwesenden Gästen das Räthsel: sie war in großer Verlegenheit, und stand im Begriff, denjenigen selbst abzuholen, der so gegründete Ursache hatte, mit ihr zu zürnen. Ihre Freunde und Freundinnen machten aber dagegen Einwendungen, und drei davon erboten sich, den Widerspenstigen zu besänftigen. Sie fuhren zu St. Lambert und es kostete ihnen nicht wenig Mühe, ihn von seinem Vorsatze abzubringen, bis sie ihm begreiflich machten, daß ihm allein der Zutritt zu der Gräfin lediglich deshalb verweigert worden, weil er die Zurüstungen zu seiner Geburtstagsfeier nicht hätte sehen sollen.

(Schluß folgt.)

Der Genius.

Wenn der Kindheit rosighelle Stunden,
Leichten Fluges, gaukelnd hingeschwunden,
Ueber sie die Zeit den Schleier warf;
Und der rasche Jüngling, mit dem Leben
Unbekannt, der Kraft zum Fürderstreben
Selber nun vertrau'n und folgen darf;

Ach! dann eilt sein Geist auf Sturmesflügeln,
Ohne seinen inn'ren Drang zu zügeln,
Oft den Wünschen eil'ter Thorheit nach;
Was das Leben nimmer kann gewähren
Sucht er auf, ruft selbst, den Blick voll Zähren,
Des getäuschten Herzens Leiden wach.

Nicht auf Erden wohnt wonach er trachtet,
Und das flücht'ge Glück flieht unbeachtet
Ihm vorüber mit behendem Fuß;
Unerreichbares will er erringen,
Hebt sich auf mit allzu kühnen Schwingen,
Doch erlahmt die Kraft des Ikarus.

Heil! dem Jüngling, wenn mit sanften Blicken,
Frieden um sich weckend und Entzücken,
Ihm die Liebe dann zur Seite tritt;
Ihn belehrend, wie das Glück zu finden,
In des Lebens dunk'len Irrgewinden
Leitend seinen ungewissen Schritt.

Wenn das Wesen vor ihm aufgestiegen,
Das so oft, mit noch verschlei'rten Zügen,
Seiner Seele dunkel vorgeschwebt;
Das von Sternen zu ihm niederschaute,
Wenn er der verschwieg'nen Nacht vertraute
Was sein innerstes Gefühl durchbebt;

Das ihm bei des Herzens wildem Streiten,
Klängen ähnlich fern bewegter Saiten
Süßes Wort der Hoffnung zugesandt!
Das, auf Iris farbenreichem Bogen
Durch die Himmelsräume hingezogen,
Ueber dem verirrten Pilger stand!

Charaden.

1.

Kein fühlend Herz muß der im Busen tragen,
Wer nie der Ersten Süßigkeit empfand,
Sie schlinget in des Lebens Blüthentagen
Um zarte Seelen ein beglückend Band;
Sie zaubert zum Pallast die stille Klause,
Und trock'nes Brot zu einem Feierschmause.

Des zweiten Paares zärtliche Gestalten,
Wer kann sie ohne sanfte Regung sehn?
Das Glück ist heimisch, wo sie friedlich walten,
Süß ist's, an ihrer Hand durch's Leben gehn.
Sie sind es, die unweit der Letzten laben,
Wenn sie das Daseyn uns gegeben haben.

Das Ganze quillt aus vaterländ'schen Reben,
Es reift auf sanften Hügeln längst dem Rhein,
Der Himmel lohne jener Winzer Streben,
Und laß in Fülle diesen Saft gedeih'n!
Und wär' ein voller Becher mir gegeben,
Ich ließe hoch die Zweit' und Dritte leben.

2.

Das Erste zeigt, im Strahl des Lichts,
Den Theil des großen Ganzen
In dem, im Kampf des Gleichgewichts,
Die Sonnensphären tanzen.
Das Zweite hat noch kein Verstand
Der Sterblichen durchdrungen:
Die Gottheit selber hält sein Band,
Gleich Welt und Staub, umschlungen.
Das Ganze glänzt in Raum und Zeit,
Als Wiederschein des Zweiten:
Dem Geiste seine Ewigkeit,
Dem Herzen Gott zu deuten.

Auflösungen der Räthsel in Nro. 30.

Die Nacht.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 10. April. (Zum Erstenmal): Nein! Lustsp. in 1 Act von G. v. Barnekow. Hierauf: Der Unsichtbare, Oper in 1 Act, Musik von C. Eule. Zuletzt (zum Erstenmal) Die Lotterie-Listen, Lustsp. in 2 Aufzügen von C. G. Clär.

Nein. Ein kleines artiges Scherzspiel, dessen Pointe darin besteht, daß ein Liebhaber die Aufgabe hat, ein der Geliebten auferlegtes Nein durch negative Fragen zu seinen Gunsten in Ja zu verwandeln. Der Liebhaber, nach einer

kurzen Bestürzung über die schreckliche Einsylbigkeit, durch Ton und Miene der Geliebten auf die Spur des auferlegten Zwangs geleitet, weiß sich alsobald lauter bejahende Nein zu erfragen, von der schüchternen Anfrage, ob ihn ein Anderer verdrängt habe, bis zu der letzten, welche mit dem freiwilligsten wenn auch verschämten Nein die höchste Bejahung, den ersten Kuß zum Ziele hat. Dem. Lindner, Adolphine, nüancirte diese Einsylbigkeit so fein durch Mimik und Ton der Stimme, daß das Nein zur beredtesten Sprache ward. Hr. Rottmayer, Obrist Albert, der Geliebte, welcher seine Aufgabe mit Gewandtheit lösete, hatte zu Anfang harte Stürme zu bestehen. Es macht einen angenehmen Eindruck, wenn man in einer nicht weit entlegenen Residenz sieht, wie pünktlich der Fürst die Zeit des Schauspiels wahrnimmt. Die Republik Frankfurt ihrerseits versammelt sich so unregelmäßig und stürmisch in dem Tempel der Kunst, daß am Ende die Spielenden den Respect dahin bringen, daß sie nicht eher anfangen, bis sich die Balkone zur Ruhe begeben haben. (Gegen den Husten können Dämpfungen durch Schnupftücher und die im Hause sehr wohlfeil zu habenden Papilloten empfohlen werden.) — Der Unsichtbare, neu einstudirt, von sieben Jahren her ein alter Bekannter, machte vielen Eindruck durch seine echt komische Situationen, welche keine Tadelsucht aufkommen ließen. Hr. Hassel, war, sowohl im sichtbaren als im unsichtbaren Zustande, ein vortrefflicher Plattkopf und eifersüchtiger Ehemann. Niemand konnte dem Lachen widerstehen, wie er als Unsichtbarer um die Stühle der beiden medisirenden Freunde herumschwebte, aber als er bei dem tete-à-tete seiner Frau mit dem Offizier, das Zauberwort vergessen hatte, womit er sich plötzlich sichtbar machen wollte, und in die Töne des Entsetzens ausbrach, da strömte ihm das lauteste Lachen Beifall zu. — Die Lotterielisten, das Lustspiel, welches den Beschluß machte, scheint uns allzu gedehnt. Außer dem Gastwirth Frik, welcher, vom Wein etwas umnebelt, die Braunschweiger Lotterie-Liste für die Hanöverische ansieht und dadurch zu dem Irrthum kommt, das große Loos gewonnen zu haben, sind die übrigen, schlecht genug gezeichneten und ärmlich ausgestatteten Personen fast alle ziemlich überflüssig. Alles dreht sich um diesen Schwank, außer welchem wenig Witz anzutreffen ist. Hr. Otto als Gastwirth Frik verkürzte die Langweiligkeit durch seine reichsprudelnde komische Ader; eine beseelte Hogartsche-Zeichnung. Wie schön stand ihm das Räuschchen, wie schön der Hut, wie schön die weite Piqué-Weste, schief gezogen von dem Gewicht der Thaler in der einen Tasche, worin er behaglich wühlte. Hr. Leißring machte als Zeitungsträger Patzke Effect mit seiner rothen Montur und seinen vielen künstlich umschnürten und bis zum Hinterkopf aufgestapelten Taschen; man konnte ihn Anfangs für einen Wilden à la Robinson halten.

Sonntag den 11. Jessonda, Oper in 3 Aufz. von F Gehe, Musik von Spohr. (Zum zweitenmal und mit aufgehobenem Abonnement). Es wird von dieser neuen Oper behauptet, keine einzige Melodie sey darin neu erfunden, sondern entweder Wiederholungen aus desselben Componisten Azor und Zemire oder Reminiscenzen aus den Werken anderer Meister. Ref. ist zu wenig Musikkenner, um sich darüber ein gründliches Urtheil anzumaßen, auch kennt er Azor und Zemire nicht. Der behaupteten geringeren Originalität ungeachtet macht indessen Jessonda mehr Glück als Webers Euryanthe. Ein Hauptgrund ist gewiß, daß sie mehr Melodie besitzt und zugleich ganz eigene Schönheiten in der Verbindung der Theile oder der Harmonie und in der Anwendung der Instrumentirung hat. Unter den einzelnen Gesängen sind vortreffliche und gar zart gehaltene Melodien, vor Allen das Duett im 2. Act: „Schönes Mädchen wirst mich hassen," welches ausnehmend viel Innigkeit hat und meisterhaft behandelt ist. Ein anderer Umstand, welcher diese Oper anziehender macht, ist der scenische Pomp, welcher der einfachen Handlung mehr Leben gibt. Das Aeußere der Handlung und der Schluß hat Aehnlichkeit mit Ferdinand Cortez von Spontini, (an welchen auch einige Recitative erinnern) doch steht es diesem in den Motiven bei Weitem nach; der Stoff ist eigentlich zu arm an lyrischen Momenten. Der 2te Act ist am glücklichsten ausgefallen, in Folge der Dichtung auch in der Musik. Die Aufführung ist im Ganzen zu loben, besonders von Seiten des Orchesters. Dem. Schulz als Jessonda gab sich viele Mühe; Dem. Rotthammer sang besonders im oben gerühmten Duett recht schön, in anderen Parthieen, besonders zu Anfang wäre mehr Anmuth im Vortrag zu wünschen gewesen. Unser ausgezeichneter Bassist, Hr. Dobler, verdient als Oberbramin volle Anerkennung; desgleichen Hr. Rieser als Nadori, dessen sanfte Haltung wir ganz dem Indianischen Charakter angemessen fanden. Hr. Größer, Tristan der portugiesische General, war recht brav in Spiel und Gesang, auch Hr. Beer, Pedro Lopes, ist zu loben. Die Anordnung der Todtenfeier des Rajah im Tempel verdient bei den beschränkten Mitteln ebenfalls Anerkennung.

Montag den 12. Der Sammtrock, Lustsp. in 1 Act von Kotzebue. Hierauf: Der Empfehlungsbrief, Lustsp. in 4 Aufz. von Töpfer.

Dienstag den 13. Der Freischütz, Oper von Weber.

Mittwoch den 14. Die Quälgeister, Lustsp. in 5 Aufz. nach Shakspeare von Beck.

Theater-Anzeige.

Montag den 19. April. Ferdinand Cortez, (Amazilly Madame Brauer).

Dienstag den 20. Der Wollmarkt, Lustsp. und Ich irre mich nie! Lustsp.

Mittwoch den 21. Oper, (noch unbestimmt).

Donnerstag den 22. Preciosa, Melodrama.

Freitag den 23. Nein! Lustsp. Hierauf: Die gebesserte Eigensinnige, Oper.

Samstag den 24. Band und Halstuch, Lustsp. und Der Unsichtbare, Oper. Zum Beschluß: Die Lotterielisten, Lustsp.

Sonntag den 25. (zum Erstenmal): Das öffentliche Geheimniß. Lustsp.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 33. Donnerstag, 22. April 1824.

Die erste Schwalbe.

Sey mir freundlich gegrüßt, holdselige Botin des Frühlings,
Bringerin schönerer Zeit, sey uns willkommen im Land! —
Warum konnt'st du so lange vergessen der anderen Heimath?
Gab sie in Fülle dir nicht einst auch Liebe und Lust?
Trauernd welkte der Hain, als jüngst du von uns geschieden,
Und jenes himmlische Blau deckte ein schwarzes Gewölk! —
Wie die zärtliche Mutter, wenn ihr das liebste der Kinder
Scheidend die Lippen geküßt, nun auch zur Ruhe sich sehnt:
So die ganze Natur. — Sind ihre Blüten verduftet,
Ach, dann wird sie so kalt, trauert und schweiget und — stirbt.
Sieh umher, noch find'st du die Spuren des eisigen Grabes;
Aber schon ahnete still, Holde, dein Kommen die Flur.
Veilchen lächeln dir und Tulpen freundlich entgegen
Und die Amsel im Wald singt dir ihr kindliches Lied.
Alles freut sich, und bald wird bräutlich der Hain sich bekränzen,
Alles entzückter mit dir wieder der Liebe sich weihn.
Laß denn auch meinen Gesang für deine Huld dir gefallen,
Ach und weile in Lust lange, recht lange bei uns.

Adolf Jost.

Der Geburtstag.

(Schluß.)

St. Lambert, dadurch besänftigt, fuhr nun zu der Gräfin, die ihn, im Gefolge aller Eingeladenen empfing. Mehrere davon waren verlarvt, um ihn dadurch an die verschiedenen Schriften zu erinnern, wodurch er sich in der Literatur ausgezeichnet hatte. Einige stellten die vier Tageszeiten vor. Der Mittag war in einer dunklen Farbe gekleidet und verrieth Kummer über einen Zwiespalt zwischen alten Freunden. Andre stellten die vier Jahreszeiten vor. Florian, der Jüngste unter diesen, blühend und heiter, war mit Blumen bekränzt, und erschien als Frühling. La Harpe, im männlichen Alter, mit feurigen Blicken, als Sommer, das Haupt mit Aehren umwunden. Marmontel, gesetzter, aber ein Freund von einer reich besetzten Tafel und guten Weinen, als Herbst, in der Linken einen Tyrsusstab mit Weinranken, in der Rechten eine Schaale, mit dem berauschenden Saft der Reben gefüllt. Der Herzog von Nivernois, schon mit gebleichten Haaren, und einem falschen weissen Bart, als Winter; um anzudeuten, daß er sich an dem Feuer der Jugend wärme, trug er eine Vase in der Hand, auf welcher das Bildniß der schönsten jungen Dame in der Gesellschaft gemalt war.

Diese vier Dichter begrüßten St. Lambert mit sehr schmeichelhaften Versen im Namen aller Anwesenden, und er ward dadurch eben so sehr gerührt, als überrascht.

„Deshalb sind Sie vor meiner Thüre abgewiesen worden, wodurch Sie sich so tief verlezt gefühlt haben," sagte die Gräfin zu ihm, indem sie ihn umarmte. „Gestehen sie es nur, daß ich wohl Entschuldigung verdiene, denn ich wollte sie nicht um diese Ueberraschung bringen. Aber was können Sie Unhold zur Entschuldigung Ihres Benehmens von heute früh anführen?" —

Ich erkläre mich für höchst strafbar! versetzte St. Lambert, um nichts von seinen Vorkehrungen zu verrathen, und bitte darum wehmüthig um Verzeihung. Ich war eben damit beschäftigt, Verse zu machen, und dann vermeid' ich gern jede Störung. Wer so hoch bei Jahren ist, dem schlägt sehr selten noch die Stunde der Begeisterung, und wenn ein solcher glücklicher Moment eintritt, so ist er durch jede Unterbrechung unwiederbringlich verloren.

„Ich will es diesmal gelten lassen," äußerte die Gräfin: „aber eigentlich sollte die Muse der Freundin nachstehen."

Nach einem sehr fröhlichen Mahle führten die jungen Damen und einige junge Männer auf einer kleinen Bühne, die in einem Saale errichtet worden war, das Fest der Liebe, ein Lustspiel mit Tanz, von St. Lambert, und einige Episoden aus sei-

nen orientalischen Fabeln auf. Nachdem man alles erschöpft hatte, was sinnreiche Erfindungskraft, Geschmack und Freundschaft für einen solchen Festtag erdenken können, machte St. Lambert den Vorschlag, ihn in seinem ländlichen Asyl zu besuchen.

Es war ein schöner und freundlicher Herbstabend, fast so mild, wie im Anfang des Frühlings. Man nahm den Vorschlag an, und es wurde beschlossen, den kurzen Weg zu Fuß zu machen; die Wagen sollten nur, für den Nothfall, folgen. Nach einer halbstündigen Wanderung kam man vor dem Eingang von St. Lambert's Garten und stand vor der Gitterthüre. Sie öffnete sich plötzlich und zeigte eine Menge Blumen und Stauden, kunstvoll erleuchtet, zwischen welchen man bis zu dem Hause gehen mußte. Die Treppe war mit wohlriechender Orangerie besetzt und durch diese gelangte man in das Arbeitszimmer des Dichters, wo mehrere Inschriften, und unter andern einige Verse unter dem Bildnisse der Gräfin, seine unerschütterliche Freundschaft für sie bekundeten.

„Sehen Sie nun, weshalb ich Ihnen den Ein„tritt in meine Wohnung verweigerte," sagte er „zur Gräfin, indem er sie umarmte: „und wofür „Sie mich so hart bestraft haben. Ich glaubte, daß „zwei Wesen, die sich seit funfzig Jahren herzlich „geliebt haben, nur eins sind, und daß jedes Fest „für uns ein gemeinschaftliches seyn müsse. Für „die Blumen, die Sie mir heute dargebracht, op„fre ich Ihnen hier diesen ganzen Blumenflor. Wenn „Sie es wüßten, wie schwer es mir geworden ist, „als ich Sie abweisen ließ, Sie würden Mitleid „mit mir haben."

Es kann Ihnen nicht so schwer geworden seyn, als mir, da ich Sie zurück schickte. Ich stellte es mir sehr lebendig vor, wie mißmüthig Sie zurückwandern würden; vielleicht gar voll Mißtrauen in meine Freundschaft, aber, was ich mir selbst nicht verzeihen kann, die Vorstellung an dieser Unruhe machte mir dabei Vergnügen.

„Nie werd' ich's vergessen, daß ich Muth ge„nug gehabt, Ihnen den Eintritt über meine Schwelle „zu versagen, Ihnen, auf die ich so oft mit unge„duldiger Sehnsucht geharrt habe."

Sie hatten sich wenigstens hinter die Gardinen versteckt, aber ich stand keck auf meinem Balcon, um Sie zu necken, und Ihnen alle Zweifel über meinen Unwillen über Sie zu benehmen. — Zu welchem Trotz, zu welchen Ausschweifungen läßt sich nicht das für die Gefühle der Liebe und Freundschaft empfänglichste Herz hinreißen, wenn es sich verschmäht wähnt.

Jeder lächelte bei diesen Eingeständnissen der Schuld, und den Versicherungen der wechselseitigen unerschütterlichen Zuneigung eines so hochbejahrten Paars.

St. Lambert's Gäste wurden nun auf das beste bewirthet und er bot alles auf, um sich als einen liebenswürdigen Wirth zu zeigen.

Oft erzählte er von diesem augenblicklichen Zwiespalt mit der Gräfin, und Beide blieben bis zu ihrem Tode, ein seltnes Beispiel der Zuneigung und Beständigkeit. Beide verloren nie, selbst bis zu dem letzten Augenblick ihres Lebens, jene Lebhaftigkeit des Geistes, und jenes beseligende Gefühl, die in einem für Liebe empfänglichen Gemüth nie ganz verschwinden. Ihre Seelen alterten nicht, und noch ist das Andenken an ihre unerschütterliche Freundschaft bei den Bewohnern des Thales von Montmorency nicht erloschen.

Sonett.

Ein gutes Kind, die liebliche Dorette,
Erbat sich neulich, mich ihr zu verbinden,
Ihr plan und kurz die Regeln aufzufinden,
Zum Klanggedicht, zum niedlichen Sonette.

Daß ich mir auch die Dichterehre rette,
Fing ich gleich an, sie ihr zum Kranz zu winden,
Aus Immergrün und nicht aus — Coloquinthen,
So eilig, wie ein Gentleman zur Wette.

Ich schrieb ihr, um die Regel kurz zu geben,
Zwei Quadernarien mit Wechselreimen,
Und ließ dann folgen, wie geschieht so eben,

Terzinen, die von selbst dem Kranz entkeimen;
Es waren zwei, und so wie hier verschlungen.
So hatt' ich schnell Dorettens Gunst errungen.

Hanau. F. G.

Der Wetterprophet und der Sterndeuter.

Ein Schwank,

(a. d. Ital. des Ortensio Lando.)

Meister Ugo da Santa Sofia, ein gelehrter Veroneser, stand in dem Rufe, sich mehr als jeder Andere auf die Sternkunde zu verstehen, und aus dem, was am Firmament vorgeht, die Zukunft vorher sagen zu können. Unter Andern wurde von ihm versichert, er habe den Tod des Königs Robert von Neapel vorherverkündigt, und daß dies Königreich von einer

Frau werde beherrscht werden; das Reich der Ungarn sich bis nach Griechenland erweitern und die Gränze von Troja berühren, und bald eine verheerende Pest ausbrechen werde, welche auch im Jahr 1348 auf das Entsetzlichste wüthete. — Auf diese Weise hatte sich sein Ruf durch ganz Europa ausgebreitet, und es gab kaum einen Fürsten oder Herrn, der sich bei ihm nicht Raths erholt hätte. Und durch dieses so außerordentliche Zutrauen, das er erworben, gewann er zuletzt an sich selbst einen solchen zuversichtlichen Glauben, daß er sich überzeugt hielt, in seinen Prophezeihungen durchaus nicht irren zu können.

Dieser weltberühmte Verkündiger der Zukunft begab sich nun eines Tages auf sein Landgut, wo er, als ein großer Liebhaber der Landwirthschaft, zur Erndtezeit sich aufzuhalten pflegte. Kaum war er abgestiegen, als er von seinem Nachbar, einem alten Landmann, der wegen eines lahmen Beines sich beständig eines Esels bediente, einen sehr eiligen Besuch erhielt. „Ihr werdet Euch verwundern," sagte der Bauer, „daß ich Euch jetzt gleich meine Aufwartung mache, da Ihr kaum vom Pferde gestiegen seyd; doch hier ist Gefahr im Verzug. Laßt, bitte ich Euch, wenn anders Euer Korn Euch lieb ist, es sogleich in die Scheuern schaffen, denn nach Verlauf von einer Stunde, das versichere ich Euch, wird es so gewaltig regnen, als wenn es mit Mulden gösse."— Meister Ugo fragte verwundert, wie er dies glauben oder vermuthen könne, da doch am ganzen Himmel nicht ein einziges Wölkchen sichtbar sey, auch die Sonne nicht steche, kein kühler Südwind wehe, und das Gebirge gleichfalls frei von Wolken sey. Und wie nun der Bauer dennoch fest bei seiner Behauptung blieb, so beobachtete er noch den Stand der Sonne, aber auch hier konnte er nichts entdecken, woraus sich ein so naher und heftiger Regen muthmaßen lasse. Er wandte sich daher voll Aerger an den Regen-Propheten, indem er rief: „Gott und die Natur können wohl Regen schaffen, aber die Natur allein nicht!"— Man stritt nun eifrigst über diesen Punkt, und Meister Ugo verlangte zuletzt, der Bauer solle die Gründe anführen, die er für seine unglaubliche Behauptung zu haben meyne. Der Bauer blieb aber halsstarrig bei seiner Meynung, ohne Gründe anzuführen, und bat den Nachbar nochmals dringend, seinem guten Rathe zu folgen und möglichst zu eilen, denn es sey ihm, als sehe er schon den kommenden Regen, der nicht nur das Getraide wegschwemmen und verderben, sondern selbst Bäume entwurzeln, Heerden beschädigen und tödten, und manches Haus von Grund aus zerstören werde.

Meister Ugo widersprach dem, da sich ihm am Himmel, den er nach allen Seiten betrachtete, nirgends ein Zeichen darbot, woraus er auf einen nahen Gewitterregen hätte schließen können. Er hätte eher geglaubt, daß sich heute noch die Berge in Ebenen verwandeln, und die Flüsse bergan fließen würden.— Der Bauer, des Streiten überdrüßig, nahm Abschied, und kaum war er in seinem Gehöfte angekommen, als er ein leichtes Wölkchen heraufsteigen sah, das, von heftigem Winde fortgetrieben, plötzlich den ganzen Himmel mit einem grauen Schleier überzog. Von Mitternacht fuhren gewaltige Blitzstrahlen durch die Luft, und vom Morgen zogen regenschwangere Wolken herauf, die sich, von sausenden Stürmen gejagt, im Abend fürchterlich entladeten. Die ganze Natur gerieth in Aufruhr, und es war, als würde die Veste des Himmels von mächtigen Riesen bestürmt. Thürme krachten nieder, Eichbäume stürzten zu Boden, Häuser fielen ein, die Ufer der Etsch erbebten.

Da wurde auch Ugo's Glaube an die Astrologie heftig erschüttert, und er bereuete nun, der Warnung des weisen Landmannes keinen Glauben geschenkt zu haben. Er warf Quadranten, Astrolabium und alle magischen Bücher weit von sich, und konnte vor Ungeduld die Zeit kaum erwarten, wo das Gewitter ausgetobt hätte, um sich bei dem Bauer näher zu erkundigen, wie er bei heiterem Himmel diesen fürchterlichen Regen habe voraussehen können. Endlich war der Gewittersturm vorüber, und er ging nun zum Nachbar, den er, nach liebreicher Begrüßung, dringend bat, ihm doch zu sagen, wer ihn zu einem solchen unfehlbaren Wetterkündiger gemacht habe. — „Niemand anders," erwiederte der Bauer, „als mein Esel; denn dieses kluge Thier, das Ihr wohl kennt, ist mein Quadrant und Astrolabium, und was ich von den Erscheinungen des Himmels vorherzusagen weiß, verdank ich allein ihm und keinem Andern. Ihr müßt wissen, Meister, daß, wenn sich die Witterung ändert, und zwar vom Guten zum Schlechten, so richten sich seine Haar auf dem Rücken in die Höhe, und er steckt den Schweif zwischen die Beine. Ist bloßer Regen ohne Donner und Blitz zu erwarten, so schlägt er sich die Seiten mit dem Schweife, nachdem er ihn eine Zeitlang zwischen den Beinen gehalten; giebt es aber einen heftigen Gewitterregen, so richtet er die Ohren empor, und schlägt mit allen vier Füßen die Erde, etwa so, wie wenn ihn Bremsen und Fliegen stechen. Und über dies Alles dürft Ihr Euch eben so wenig verwundern, als über den Hahn, der die Stunden ankündigt, als hätte er eine Uhr im Kopf; und wenn es Euch nicht wunderbar scheint, daß die Delphine durch ihren gekrümmten Rücken den Seefahrern einen nahen Sturm ankündigen, so kann Euch auch das kein Mährchen dünken, was ich Euch von meinem Esel erzählt habe."

Als ein nachdenklicher Philosoph, stellte nun Meister Ugo über die prophetischen Gaben des Esels seine tiefen Betrachtungen an; es ängstigte ihn jedoch, und er konnte es nicht verschmerzen, daß der Esel des Carabotto — so hieß der Bauer — sich besser auf die Sterndeutung verstehe, als er, der sein ganzes

langes Leben ihr gewidmet hatte; und er bat nun den Carabotto inständigst, dies Alles geheim zu halten, damit sein Ruf dadurch nicht leide. Der Bauer versprach ihm gern, zu schweigen, und er hielt auch sein Versprechen gewissenhaft; leider waren aber Andere bei der ganzen Geschichte zugegen gewesen, und diese machten sie überall bekannt, wo sie hinkamen, so daß viel darüber gelacht und gespottet wurde, und man in der ganzen Lombardei sich erzählte, wie der Esel des Carabotto ein besserer Sterndeuter und Wetter-Prophet sey, als der weltberühmte Meister Ugo da Santa Sofia. Ja es ward sogar unter den Bauern ein Sprichwort, daß man, wenn Jemand zu fest auf seiner Meynung besteht, zu sagen pflegt: Ja, du bist ein besserer Wetter-Prophet als der Esel des Carabotto!" — Und der andere antwortete dann: „Und du verstehst dich schlechter auf's Wetter-Prophezeihen, als Meister da Santa Sofia."

Als nun der arme Mann hörte, wie seine Geschichte in der ganzen Lombardei bekannt geworden, gerieth er in solchen Zorn, daß er seine sämmtlichen Bücher, 2000 Scudi an Werth, verbrannte, mehrere schöne Quadranten, Weltkugeln und andere dergleichen Instrumente zerbrach, und von nun an nicht mehr nach den Sternen guckte; überdies waren ihm alle Esel so verhaßt, wie es nur die Eulen den Vögeln seyn können.

Theater-Nachrichten.

Paris.

Lemerciers Jeanne Shore, welche jetzt, eine eingestandene Nachbildung Shakspeare's und Rowe's zugleich, auf dem Théâtre français einherschreitet, erinnert auf eine muntere Weise an unsern deutschen Pachter Hans, welcher den erstandenen Pegasus zwei gewöhnlichen Kleppern zum Vorspann gibt, und ihn zuletzt gar neben einen Stier vor den Pflug spannt:

„Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?"

Indem er das Feuer des Genius mit dem Phlegma der Mittelmäßigkeit zu paaren strebt, gleicht Lemercier jenem Tyrannen, der einem lebendigen Menschen einen Leichnam anhängte, den einen mit dem Gewichte der Fäulniß belastend, ohne dem anderen einen Lebensfunken einhauchen zu können. — Shakspeare und Rowe sind in Rücksicht des Styls und der Empfindungsart wahre Antipoden. Sie sind die Eiche und die Pappel des englischen Bühnenhains. Rowe, in seinem seichten und schmächtigen Wortkram, möchte wohl auf die Oberfläche der französischen Bühne zu verpflanzen seyn; aber ihr Boden ist zu eng, um Shakspeare zu fassen. — So war schon die Grundidee Lemerciers falsch, und die daraus entsprungenen sind nicht glücklicher zu nennen. — Den Charakter Gloster's (ich meyne den poetischen — um den historischen handelt es sich hier nicht) hat er ganz vergriffen und ihn zum Tyrannen umgeschaffen, aber wohlverstanden, nicht zum kühnen und verwegenen, sondern zum listigen und verächtlichen Tyrannen, weit ähnlicher Ludwig XI. als Richard III. Hastings ist ein dunkler, zweideutiger Charakter geworden, ohne Energie und ohne Interesse; und Shore ein klägliches, weinerliches, hörnerbegabtes Geschöpf, wie es wohl in der Ideenwelt bestehet, in der Wirklichkeit aber zur Ehre der menschlichen Natur eben so schwer zu finden ist, als der Phönix oder das Einhorn. Diese drei Helden des Trauerspiels sind durchaus verfehlt, und die ersten drei Akte sind matt und lahm, wie sie. Im vierten Akt schien eine ferne Hoffnung aufzudämmern und Talma warf in der Scene, wo er Hastings und Jane Shore anklagt, einen Strahl seines leuchtenden Genius durch den Nebel, womit er umgeben war, die sterbenden Pulse des Hauses mächtig zum Leben erweckend. Aber umsonst — des Autors schiefe Behandlung der gegebenen Mittel verwandelte jeden belebenden Impuls in Erstarrung, welche sich endlich in lautes Gelächter und Zischen auflösete. Zu bemerken ist, daß Talma in einer zweiten Gestalt, nämlich als Bettler auftritt, und zwar — um der hungernden Heldin ein Laib Brod zuzustecken; aber französische Zuhörer wissen nicht, oder wollen nicht wissen, daß diese rührende Episode von Lemerciers eigener Erfindung ist. — Unter den Versen hatte kaum einer die Kraft sich dem Gedächtniß einzuprägen, aber dieser Eine reizte unwiderstehlich zum Lachen. Der zum Tode verurtheilte Hastings sagt nämlich zu seinen herrischen Unterdrückern:

Assis sur vos banquettes, vous riez de ma chûte;

diese Worte wurden vom Parterre sofort auf das Stück und auf die Zuhörer angewandt und das Gelächter war allgemein und unauslöschlich.

Ein Engländer, der einer Vorstellung von Jeanne Shore auf dem Théâtre français beigewohnt, läßt es sich angelegen seyn, den Franzosen in einem Pariser Blatte begreiflich zu machen, daß das, was sie gesehen, nicht Shakspeare — nein, nicht einmal Rowe gewesen, aber es verdrießt ihn, daß den kräftigen Bemühungen anderer Dichter, namentlich Pierre Lebrun's, „in das französische Drama allmählich Natur und Wahrheit einzuführen," so täppisch in die Quere gekommen worden durch den ungeschickten Versuch, einem Pariser Auditorium als englisch aufzudrängen, was auf irgend einer Bühne der Welt unerträglich seyn würde.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 34. Sonntag, 25. April 1824.

An einige, die an die Thüre klopfen.

(a. d. Ital. des Grafen Gozzi.)

Diogenes, du weiser, dem zur Wohnung
Ein Faß gedient, das Du aus einem Viertel
Ins andre stets vertauschen, wälzen konntest!
Was thun wir Thoren? Alle Tage kleben
Wir fest an einem Ort! Ein jeder weiß,
Wo meine Wohnung ist und klopft, sobald
Der Hahn gekräht, bis sich der Tag geneigt,
An meine Thüre an. Wer ist da? schallt's
Von oben; und: ich bins, von draußen; dann
Ertönet Angel, Schnur, und Schloß und Thür,
Wenn sie sich öffnen, und sich schließen muß.
Wie? haben denn die Leute solche Eil,
Und solche wichtige Geschäft'? Ihr Armen!
Brach wo im Hause Feuer aus? Bedarfs
Noch anderer Hülf'? Es schlägt in meiner Brust
Ein menschlich Herz, und was den Menschen nur
Betreffen kann, regt auch mein Mitleid auf.
Ein Bückling oder zwei sind das Geschäft.
Die müden Schenkel auszuruhn auf Stühlen,
Zu ziehen aus der Lunge Wort' heraus,
Und nichts zu sprechen, oder höchstens nur:
Was giebt es neues? wie drückt die Luft! wie heiß!
Was meynen Sie, ist es nicht unerträglich?
Wann wird der Himmel doch mit milder Hand
Einmal das dürre Feld erquicken! Wann
Nur läßt die Hitze nach, und wann wird's kühl?
Ich zucke mit den Achseln, schweige still,
Ein dummer Wetterkundiger. Ach, wie
So theuer sind die Nahrungsmittel jetzt!
Wie glücklich waren unsre Alten doch!
Man kaufte Schnepfen und Rebhühner nicht
So theu'r als eine magre Henne heut.
Die leeren Körbe kaum sind zu bezahlen,
Und dennoch haben keinen ärgern Feind
Wir heut zu Tag', als die feindsel'gen Zähne.
Was sagen Sie dazu? Viel kauf' ich nicht,
Und weil ich viel nicht kann, so tausch' ich gern
Die Hausmanns-Kost für reiche Schüsseln ein.
Was haben Sie jetzt unter Ihrer Feder?
Nichts. Freund, das glaub' ich nicht, Sie waren ja
Der Musen Liebling stets, Sie schreiben was!
Ich schwör', ich schreibe nichts und gähn', und sage
So bei mir selbst: unsinniger Prometheus,
Was hat Dich nur vermocht, ein Narren-Volk
Hervorzubringen? Und wie freut es mich,
Daß Vater Jupiter zum hohen Fels
Den Vogel sandte, daß er Dir die Leber
Aushacken sollte. Doch die Sterblichen
So überklug, die jedem Dinge Namen
Anpassen, nannten solche Langeweile
Ehrenbezeugung, Freundschafts-Liebesdienst,
Und Pflicht und Höflichkeit, so zarte Narrheit.
Was weckest, wenn ich schlafe, Du mich auf
Mit Complimenten? schicket Galateo
Dich darum in mein Zimmer wenn ich schreibe,
Daß Du den Kopf mit Wind und Possen mir
Anfüllst? Ich bin Dein Freund. Ja Dein Freund bist Du.
Wenn dir Unthätigkeit zuwider wird,
Dich auf der Seele lange Weile drückt,
Kommst Du zu mir und suchst Dich zu erholen,
Doch mir zum Nutzen nicht. Du setzest Dich,
Wir sprechen. Dichterchen, wie geht es? Ach!
Ein gift'ger Nebel, harter Hagel-Schlag
Fiel auf mein väterliches Gut; die Wuth
Des Sturms verdarb mein Feld; und Bäume, Kraut
Und Vieh schwemmt mir des Stromes Fluth hinweg.
Nun höre Deine Antwort. Lauf der Welt,
Der Menschen Schicksal. Jetzo sind's zwei Lustren
Da mich das auch getroffen; und nun mahlst Du
Mit solcher Kraft mir Dein vergangnes Unglück,
Daß über alte Schaden und Vernichtung,
Längst wieder hergestellt, Du heute noch
Mein Mitleid zu erregen suchst, da mich
Im Innern nagt ein gegenwärtig Leiden.
Du hörest nicht, wie schmerzerfüllt der Freund
Theilnehmend mit mir klagt, du hörst Gewäsch.
Erzähl' ich Dir der Kinder schwere Last,
Der Krankheit, der Prozesse ewiges
Gewebe, dann weißt Du mir zu erzählen
Des Nachbars gleichen Fall, und tröstest mich
Mit leerem Dunst, Gekakel und Geschwätz.
Wenn von den Furien gejagt Orest
Umher lauft auf der Bühn', und heult, und fliehe
Vor seiner Mutter grausem Schreckensbild,
Was sagtest Du, wenn Pylades, gerührt
Von seinem Unglück ihm zum Troste dann
Darreicht' ein Käuzchen oder einen Spatz,
Zum Zeitvertreib wohl auf den Vogelfang
Ging' in den Wald mit ihm? Du würdest lachen;
Ich lache auch, hör' ich, wie viel Sentenzen
Der Freundschaft jeder in dem Munde führt.
Wer einen Freund fand, der fand einen Schatz;
Und legt er in die Wag' auch Gold und Silber,
So wiegt der Freund doch mehr; Wohl ist das wahr,
Nur findest du ihn nicht. Ich höre Worte,
Gewicht'ge Worte, doch das Herz bleibt leer.
Wir spielen, gleich Schauspielern, unsre Rolle,
Wie Leichenstein', und Büsten zeigen wir
Inschriften, doch im Innern selbst ist nichts.

Schaum.

Der gefahrvolle Tag.

Auf meiner Reise nach Lübeck, von wo ich über Travemünde mit dem ersten abgehenden Schiffe nach Reval oder St. Petersburg zu segeln gedachte, kam ich mit der Post im October 18.. von Braunschweig nach Lüneburg. Hier verlor ich meine bisherigen Reisegefährten, deren Gesellschaft mir viel Vergnügen gewährt hatte. Alle nahmen ihren Weg nach Hamburg. Herr Fröbus hatte schon in Braunschweig auf der Post bis dahin bezahlt; Madame Schneider war nebst Herrn Zange ohnehin daselbst zu Hause; Demoiselle R. ließ sich von Herrn Fröbus überreden, ihm zu Gefallen ebenfalls mit dahin zu reisen, und der possierliche Steinschneider Köhler mußte auch mit nach Hamburg, weil er dort sein Unterkommen suchte. Dem zufolge war ich auf einmal allein.

Gegen halb 11 Uhr Nachts fuhr ich aus Lüneburg hinaus. Vor dem Thore setzte sich ein Mann als blinder Passagier auf, und nahm seinen Platz neben mir. Die nächste Station, auf welche wir zufuhren, war Artlenburg, ein kleines Städtchen, zwei Meilen von Lüneburg. Der mir unbekannte Mensch sprach, nach den gewöhnlichen Fragen von seiner und meiner Seite, woher? wohin? sehr zutraulich und freundschaftlich mit mir, und ward desto offenherziger und gesprächiger, nachdem er gehört hatte, daß ich nach Reval reise. Er erzählte mir unter andern vieles von Ehstland, dem dortigen Klima, besonders vom Winter, den Sitten und Gebräuchen, von der Lebensart der Einwohner, der Deutschen sowohl als der Bauern (der Ehsten), des Adels, der Russen in den Städten u. s. w., sagte mir ein Langes und ein Breites davon, wie er es gehalten und sich durchgeschlagen hätte, als er vor einigen Jahren dort gewesen wäre, und theilte mir beiläufig die vortrefflichsten und praktischsten Verhaltungsregeln mit, welche er aus einer vieljährigen Erfahrung von sich und Andern abstrahirt zu haben vorgab. Er unterließ dabei nicht, so ganz nebenher und unmerklich sich bei mir zu befragen, ob ich eine ansehnliche Stelle in Ehstland bekommen werde, ob ich verschrieben sey, oder auf gerathewohl dahin gehe, ob ich in Rußland zu bleiben gesonnen sey, ob ich, und wie viel Reisegeld erhalten habe, u. s. w. Ich beantwortete ihm alle seine zum Theil vorwitzigen Fragen nach der Wahrheit (nur auf die letzte gab ich eine unbestimmte Antwort) um so eher, da er sie völlig unbefangen, arglos, mit der ausserordentlichsten Freundlichkeit an mich that, und dabei nicht die mindesten Absichten zu haben schien.

Durch seine Zuthätigkeit und seine gefälligen Manieren wußte er sich bei mir so einzuschmeicheln, daß ich nicht anders als ihn liebgewinnen konnte. Ich war ein junger, unerfahrner Mensch, mit der Welt und ihren Ränken wenig bekannt, und hegte in meinem Herzen nicht den geringsten Argwohn. Ueberdieß erzeigte er mir auch einen wirklichen Freundschaftsdienst. In einem einsam liegenden Hause auf der Lünebur- um ein Glas Branntwein zu trinken (denn es war eine ziemlich frische Octobernacht), waren auch wir beide abgestiegen und ließen uns ein Glas Rum geben. Der Fremde holte seinen Tornister, brachte einen halben Schinken heraus, schnitt zwei Scheiben davon ab und hieß mich zulangen. Die Wirthin holte schwarzes Brod und Salz, Butter und Käse, und wir ließen es uns wohl schmecken. Als ich bezahlen wollte, bemerkte mein Reisegefährte, daß ich Preußisches und Braunschweigisches Geld hatte und fragte mich, „wie viel ich noch solche Münze habe?" Auf meine Antwort: „etwa noch für 5 bis 6 Thaler," äußerte er: „daß ich dieses weder im Hannöverschen," (wo wir jetzt waren), „noch in Lübeck brauchen könne: doch sollte ich deswegen nicht verlegen seyn, er wolle es mir gegen Kassenmünze auswechseln, wenn es auch noch einmal so viel sey." Auf mein Befragen: „wie viel er Agio fordere?" lächelte er und versicherte: „er sey kein Geldwechsler und verlange gar nichts dafür;" auch gab er schlechterdings nicht zu, daß ich für unsere Zeche auch nur einen Dreier bezahlen durfte. Dabei nahmen seine Freundschaftsversicherungen kein Ende, „denn" setzte er hinzu: „wir reisen ja ohnehin nicht länger mit einander als bis nach Lübeck. Ich solle nur weiter keine Umstände machen; so lange wir zusammen wären, stehe er für Alles! —

So viel ich in der mondhellen Nacht erkennen konnte, hatte er einen dunkelblauen oder schwarzbraunen Mantel um, den er immer fest um sich hielt, und auf dem Kopfe einen runden Hut, oder eine Art von Schako, wie ungefähr die Hannöverschen Soldaten damals zu tragen pflegten. Mit der anspruchlosesten Gleichmüthigkeit setzte er sich wieder zu mir auf den Postwagen und schwatzte unaufhörlich von sich und seinen Reisen, erzählte mir auch einige sonderbare Abenteuer, die sich vor etlichen Jahren auf der Lüneburger Haide sollten zugetragen haben. Selbst das einsame Haus, wo wir eingekehrt waren, äußerte er, stände eben nicht in dem besten Rufe.

Als wir nach Artlenburg kamen, stieg mein Begleiter vor einem nicht allzuweit von der Post entfernt liegenden Hause ab, wo er, wie er sagte, einen Verwandten besuchen wollte, mit den Versprechen, bald wieder bei mir zu seyn. Ich hielt mich eine Stunde im Posthause, welches dicht an der Elbe lag, auf, trank zur Erwärmung ein Paar Tassen Kaffee, und war eben damit fertig, als der Fremde sich vor dem Posthause wieder einfand. Ich bemerkte sogleich an ihm einen Säbel und ein Spanisches Rohr, welches beides er vorher nicht bei sich hatte. Es war gerade 2 Uhr nach Mitternacht und der schönste Mondschein. Ganz nahe bei Artlenburg fließt die majestätische Elbe vorbei, die hier schon ziemlich breit ist. Kein Lüftchen ging, kein Blatt zitterte, kein Wölkchen trübte den heitern, sternvollen Himmel, und der volle Mond spiegelte sich in dem klaren, ruhigen Flusse, über welchen man sich hier mit dem sämmtlichen Gepäck des Postwagens in Ermangelung einer Brücke auf einer Fähre übersetzen lassen muß. Am jenseitigen Ufer stand der leere Wagen für die folgende Station, um die Reisenden und das Postgut in Empfang zu nehmen. Ich stand und betrachtete

blicks desselben, im Vorgefühl des weit prachtvolleren Anschauens des Meeres, über welches ich nun bald fahren sollte. Der Strom fließet hier still zwischen hohen, von wildem Gesträuch beschatteten Ufern, geht ziemlich schnell und schlägt nur sehr sanfte Wellen. Seine Breite, so viel ich beim Mondglanze beurtheilen konnte, mochte ungefähr eine halbe Viertelstunde betragen.

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph. Zwei Sylben

Ein leuchtendes Exempel,
Was Menschenwitz erdacht,
Trag' ich der Stärke Stempel,
Und übe Riesenmacht.

Gestaltlos und geringe;
Und doch — unglaublich fast —
Regt sich durch meine Schwinge
Die ungeheur'ste Last.

Nimm mir das letzte Zeichen,
Und in dem hohen Saal
Werd' ich dir lächelnd reichen
Den goldenen Pokal.

Auflösungen der Charaden in Nro. 32.

1) Liebfrauenmilch.

2) Nordlicht.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Freitag den 16. April. (Zum Vortheil des Herrn Kapellmeisters Guhr): Als große musikalische Akademie: **Fidelio, von Beethoven.**

Montag den 19. **Ferdinand Cortez oder die Eroberung von Mexico,** Oper in 3 Abthl. von Spontini. Heute hatte das Publikum die Freude, Mad. Brauer, welche wegen längerer Kränklichkeit ihr Engagement hatte aufgeben müssen, als Amazilly zum Erstenmal wieder zu hören. Man empfing sie sogleich beim Auftreten mit Zeichen lebhaften Antheils, und reichlicher Beifall belohnte die gelungensten Stellen ihres Gesanges. Nach diesen guten Anzeichen hoffen wir sie bald wieder als Mitglied des hiesigen Theaters aufgeführt zu lesen. Wenn ihr Vortrag noch Einiges zu wünschen übrig ließ, worin ihr die Befangenheit des ersten Auftretens und das schnelle Einstudiren zu Gute kommen mag, so müssen wir doch gestehen, daß ihre schöne, klangvolle Stimme sehr viel Weichheit und Anmuth besonders in den Mitteltönen besitzt und eine Innigkeit des Gefühls, wie sie wohl selten gefunden wird. — Die Aufführung vollkommen für die angekündigte Oper Euryanthe entschädigen, welche wegen fortwährender Unpäßlichkeit der Dem. Bamberger hinausgesetzt werden mußte.

Dienstag den 20. **Der Wollmarkt,** Lustspiel in 4 Abthl. von H. Clauren (Manuscript). Hierauf: **Ich irre mich nie, oder der Räuberhauptmann,** Lustsp. in 1 Akt nach dem Franz. von E. Lebrun. — Es ist nur eine Stimme über den Wollmarkt unter den Kritikern der besseren Zeitschriften, nämlich daß er herzlich schlecht ist. Da keine eigentlich „brillante" Rolle darin ist, wie Suschen, dessen Ueberbleibsel Clauren unter zwei Schwestern distribuirt hat, so kann er auch durch die Darstellung nicht lange gehalten werden. Dieses schien sich schon heute Abend zu bewähren, da das Publikum ziemlich klein und bei gutem Spiel ziemlich lau war. Hr. Otto gibt der zusammengeflickten Figur des Amtsraths Herbert so viel Charakter und Interesse als möglich. Der Prinz Wiburg von Hrn. Düpre ist eine fleißige, lobenswerthe Darstellung, doch entschlüpfen ihm hie und da noch einige Feinheiten. So war die Anrede an den Amtsrath bei Ueberreichung der Verdienst-Medaille kein freier Vortrag, sondern eine auswendig gelernte Rede; ein Fürst aber, wie jeder hohe Staatsbeamte soll, wenn er eine solche Anrede auch auswendig gelernt hat, (wie es denn Claurens verwickelter Periodenbau glaublich machen kann), doch den Schein davon vor einem völlig untergeordneten Amtsrathe vermeiden. Mad. Schultze als Prinzessin und Dem. Lindner als Helmine spielten sehr liebenswürdig. Dem. Scholz bewegte sich noch nicht mit der gehörigen Freiheit der Laune; es fehlt ihr weniger an Unbefangenheit als an der natürlichen Grazie, welche das Spiel der Dem. Lindner so anziehend macht. Hr. Wegener spielte den Oekonomierath Korn mit vieler natürlichen Wärme; wir wünschen, daß dieselbe auch aufs Aeußere wohlthätig übergehen möge, insonderheit wenn er etwas Bedeutenderes als einen Oekonomierath darzustellen hat. Die naseweise Cadettenseele, Fähndrich Schrot, ist Hrn. Rottmayer vorzüglich gelungen. — In dem zweiten Stück spielt Hr. Weidner den Postmeister Bonoeil und wir müssen ihm das Lob ertheilen, daß er sich gewissenhafter an das Individuum (Charakter kann man nicht sagen) hält, als unser Gast Hr. Gern, welchem es mehr um einige Schlageffecte und um Possenreißerei zu thun war. Mehrere Momente gelingen ihm recht gut, aber in anderen entfernt sich Hr. Weidner wieder von der Wahrheit und scheint Spaß machen zu wollen. Der Refrain: „Ich irre mich nie!" ist weit natürlicher als bei Hrn. Gern, doch will er unsers Bedünkens auch nüancirt seyn; in der Angst darf er ohne allen Zweifel nur wie Angewöhnung klingen. Das rührende Tableau, wo der Sohn des Postmeisters den Schild des Vaters bildet, war von guter komischer Wirkung und Hr. Weidner gab hier Hrn. Gern wenig nach. Hr. Brauer spielte den Sohn unübertrefflich. Sein: „Ich fürchte mich nicht" unterm Tisch war lauterste Natur.

Wir können die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, dieses sogenannte Lustspiel mit seinen vermeintlichen Lichtpunkten noch ein wenig in Schatten zu stellen. Tieck nennt in der Abendzeitung ein englisches Lustspiel von Dr. Goldsmith: „The stoops to conquer," im Deutschen: „Sie läßt sich herab, um zu siegen" oder „Irthum an allen Ecken" als vermuthliche Quelle oder wenigstens als würdigeres Erzeugniß von demselben Inhalt, wir kennen ein uns noch näheres Stückchen, eine französische Operette, welche diesen

Herr von der Schalmey. Hieraus scheint Hr. Clauren den Stoff zu seiner schlechten, zusammengewürfelten Erzählung: Ein Scherz und tausend Folgen (Scherz und Ernst 3 Th. Dresden 1819) geschöpft zu haben, und wie dann Hr. Clauren sein Feld gleich dem gesegneten Orientalen zweimal, oder gleich dem ökonomischen Gemüsegärtner mit vielem Dünger dreimal erndtet, so erschien diese Erzählung zweimal, zuerst in einer Zeitschrift, dann revidirt in einem Bändchen, und endlich machte er, so wie aus den Kartoffeln in der Schale den Bräutigam aus Mexico, so auch daraus noch ein Lustspiel, dasmal mit vielem Dünger vom Land gesegnet und den Thespiskarren mit einem schwarzen Esel und einem rothen Ochsen bespannt. Natürlich konnte unser Dichter mit diesem schwerfälligen Zuge seinen poetischen Flug nicht hoch nehmen. Er ward auch nicht versucht sich ins Hochpoetische zu versteigen, nur einmal nahm er einen kühnen Ansatz, er ließ den Oekonomierath Korn in der Frucht von Waizenfelde einen Diamanten finden und wiederfinden, aber der arme Oekonomierath war von dem neuen Fund so verblendet, daß er mit der poetischen Sprache seiner Empfindung in totalen Unsinn gerieth. Er erzählte nämlich gar gelehrt von künstlichen Edelsteinen erster Größe, wie man den und jenen benannt habe, „ich besaß, sagte er, auch einen solchen köstlichen Stein, er heißt — — (Wilhelmine, wollte er sagen). Ich finde den Edelstein wieder, aber — der Edelstein will mich nicht mehr kennen"! Wie das ein Edelstein anfangen will, seinen Herrn nicht mehr zu kennen, möchten wir doch wissen. Das kleine übernaive Hannchen, wie es in der lustigen Apotheke den Cadetten mit den Worten ihres Vaters zum Trinken nöthigt, erinnert lebhaft an Lessings Minna, wo der Wirth gegen Just dieselben Sprichwörter gebraucht; da wird der Spruch wahr; große Geister haben gleiche Gedanken. Hr. Clauren ist auch humoristisch à la Kotzebue und ärger noch; man beachte einmal die Uebergänge von der armseligen Sentimentalität zur baaren Gemeinheit. Ueberhaupt zeichnet er in derben Zügen; feine Arbeit ist seine Sache nicht. Im Bräutigam aus Mexico heißts: „Suschen schlafe wie ein Scheit Holz"(!) hier sagt der Amtsrath: „ich habe geschlafen wie ein Todter;" Gott bewahre, da ist doch noch das schlafende Scheit Holz besser; wer nimmt gern den Tod in den Mund, und wer beschaut sich gern wie einen Todten? warum nicht „wie ein Dachs," von welchem der Oekonom ohnedem sprichwörtlich zu reden gewohnt ist? So schleppt denn, um hier mit odiosis abzubrechen, Clauren den Schwank mit Langweiligkeiten, Trivialitäten, und gemeinen Späßen durch 4 Acte. Dieser beliebte Schriftsteller verhält sich warlich zum Dichter wie der Bänkelsänger zum echten Sänger und wie der Satyr zum Apoll. Wir sind auf sein nächstes dramatisches Product begierig; ein Recensent meynt nicht unwitzig, es werde wohl in einem schön decorirten Kuhstall spielen, und denkt sich dabei wohl, weil wir diesmal schon so weit in die Landökonomie gediehen sind, und es nach einer Hofküche und einer Apotheke nicht leicht einen originelleren Schauplatz geben kann, als diesen.

Mittwoch den 21. Nein! Lustspiel in 1 Act von G. v. Barnekow. Hierauf: Die gebesserte Eigensinnige, Oper in 2 Aufz. von Martin. Es ist ein gutes Zeichen, daß diese einfache alte Oper fortwährend mit Beifall aufgenommen wird; unser Hr. Kapellmeister wird sich gewiß dadurch aufgefordert sehen, ähnliche vortreffliche Stücke aus der Vergessenheit wieder hervorzuziehen, damit unsre Oper in jeder Hinsicht mit den ersten Theatern wetteifern könne. Dem. Bamberger trat heute wieder zum Erstenmal als die Capricciosa, Henriette, auf, und wurde von dem Publikum mit rauschendem Beifall empfangen. Es ist wahr, Dem. Bamberger ist eine treffliche Sängerin, die Schönheit und Lieblichkeit ihrer Stimme und die Anmuth ihres Spieles machen sie mit Recht zum Liebling des Publikums. In der heutigen Rolle entfaltet die Sängerin in Gesang und Spiel eine so liebliche Schalkheit, daß sie dadurch ganz den Sinn und Geist des Compositeurs ins Leben stellt, welcher das lasterhafte Weib durch den Zauber seiner Töne in ein heiteres unschuldiges Wesen verwandelt. Hingegen erregt es Mißempfindung, daß sich Dem. Bamberger auf Künsteleyen einläßt, welche der wahren Gefühls-Sprache ihres Gesanges durchaus unwürdig sind. Hr. Hassel macht rasche Fortschritte als komischer Sänger, er verdient in der Rolle des alten Rumfeld den vollkommensten Beifall. Hrn. Dobler und Hrn. Beer ist im Spiel mehr Gewandtheit zu wünschen. Sänger sollten das Aeußerliche, welches durch einige körperliche Uebungen so leicht gewonnen wird, durchaus niemals vernachläßigen, weil die Oper, welche überall die Sinne ansprechen soll, auch bei Situationen wo geistiger Ausdruck und Zusammenhang nicht zu erreichen ist, mindestens auf gefälligen Ausdruck der Formen zu sehen hat.

Donnerstag den 22. Preciosa, Schausp. in 4 Abth. von P. A. Wolf, mit Musik von C. M. v. Weber. Der neue oder vielmehr von Weber eigentlich verordnete spanische Tanz, welchen Dem. Lindner heute tanzte, gefiel nicht sonderlich, theils weil die Ausführung mangelhaft war, theils auch, weil er dem Aeußern unserer Künstlerin nicht recht zusagt. Den früheren Tanz wußte sie sehr geschickt durch einfachere Bewegungen ihrer Figur anzupassen und mit Recht lobt man darin, wie im Costüm, ihren Geschmack. Ueber ihr Spiel nur Weniges. Vortrefflich gehalten ist das Schwärmerische ihrer Gefühle, nur verliert sich die Stimme einigemal zu leicht in die schmelzende und jauchzende Höhe. Ihr Scherzen und einige Bewegungen scheinen uns etwas nahe an den Ausdruck von Koketterie zu streifen; im Uebrigen zollen wir der feinen Verbindung des kindlich-schwärmerischen Wesens mit der Zigeuner-Prinzessin den vollkommensten Beifall.

Theater-Anzeige.

Montag den 26. April. Das öffentliche Geheimniß, Lustsp.

Dienstag den 27. Herrmann und Dorothea, Drama. Hierauf: Der Weiberfeind, Lustsp.

Mittwoch den 28. Don Juan, Oper.

Donnerstag den 29. Der Bräutigam aus Mexico, Lustsp.

Freitag den 30. Die wandernden Comödianten, Oper. Vorher: U. A. w. g. Lustsp.

Samstag den 1. May. Schauspiel (Noch unbestimmt).

Sonntag den 2. (Zum Erstenmal): Ahasveros, Melodrama in 3 Abth.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No 35. Donnerstag, 29. April 1824.

Spruch der Weihe.

Willst du bilden, willst du dichten,
Such' dich selber erst zu richten
In das Maas und in die Lage,
Nach dem Loth und nach der Wage.

Du bist da, um aufzuklären,
Drum laß ab, dich zu verzehren.
Leyer duldet jedes Wagen,
Nur nicht höhnen, nicht verklagen.

Mag die Unruh, mag das Streiten,
Toben auf der Erde Weiten,
In den heiligen Bezirken
Will der Gott ein friedlich Wirken.

K. Immermann.

Die Geschichte der Braut von Corinth; aus einem antiken Actenstücke

von Dr. W. E. Weber.

(Vorgelesen im Museum zu Frankfurt am 23. April 1824.)

Der Göthe'schen Braut von Corinth liegt ein antikes Actenstück zum Grunde, das in mehrfacher Hinsicht interessant genug ist, um es der Mittheilung würdig zu halten. Jenes Gedicht hat bis jetzt vor Vielen, denen seine Tendenz kein Räthsel zu seyn dünkte, als eine leichtfertige Production gegolten, deren Absicht nichts geringeres sey, als den Werth der christlichen Religion mit dem Ernst ihrer Entsagungen gegen die phantastische den Sinnengenuß begünstigende Sittenlehre des Heidenthums in Schatten zu stellen, und eine Sehnsucht nach der antiken Fantomenwelt in lüsternen Gemüthern ruchlos anzufachen. Vielleicht trägt die Aufdeckung des historischen Bodens, auf welchem eine so verdächtige Pflanze gewachsen, einigermaßen dazu bei, die schlimm gedeutete Willensmeinung des Dichters einer günstigeren Beurtheilung zu empfehlen, und auch an dem genannten kleinen Meisterstücke von neuem klar zu machen, wie glücklich die Natur ihren Liebling, unsern großen Landsmann, bei der Gabe bedacht, jedem Gegenstande, seyner idealischer oder historischer Art, diejenige Seite abzugewinnen, von welcher aus er sich im Spiegel der Dichtkunst schicklich darstellt, und der empfänglichen Seele mit einem deutlichen, wahren und sicheren, in Einem Worte mit einem plastischen Eindrucke sich aufprägen mag. In wiefern bei dieser schöpferischen Operation die moralischen Forderungen, welche die frömmelnde Tagesästhetik an die Kunst mit tausendfach wiederholter Dringlichkeit stellt, entweder in der Dichtung innerstem Wesen — schon ohne alles äußere Verlangen — sich erfüllt zeigen, oder, nach aufgeklärten Mißverständnissen der Beschränktheit, von selbst auf sich beruhen, wäre der Stoff einer eigenen Erörterung, der wir irgend ein andermal zu genügen bereit wären.

Ueberlassen wir aber den Freunden der Göthe'schen Muse, das historische Actenstück mit dem Gedichte zusammenzuhalten, um so eben Angedeutetes selber bewährt zu finden, so dürfen wir doch keineswegs über ersteres selbst die nöthige literarische Notiz vorenthalten. Es ist besagtes Actenstück entnommen aus einer kleinen griechischen Schrift, betitelt „von wunderbaren Dingen," als deren Verfasser Phlegon von Tralles, ein gelehrter Freigelassener des Kaisers Hadrianus, aufgeführt wird. Daselbe besteht in einem offiziellen Bericht des Befehlshabers einer griechischen Stadt, an seinen Proconsul; leider aber fehlt der Anfang dieses Actenstückes, daher wir den Namen der Stadt selber nicht erfahren, wohl aber ersehen, daß die geisterhafte Braut Philinnion, ihre Aeltern Charito und Demostratos, der Gastfreund Machates hießen. Eine Bemerkung kann hierbei nicht unterdrückt werden. Die Schrift des Phlegon enthält allerdings eine ziemliche Anzahl sehr abergläubischer und lächerlicher Dinge; allein abgesehen von jenem Hamletischen Spruche: „es giebt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Philosophie nicht träumen läßt," macht der Umstand, daß jenes Capitel gerade ein Archivstück ist, dasselbe an sich schon bedeutender; dürfen wir aber der Anführung des Aelius Spartianus Glauben schenken (und es läßt sich nichts Besonderes dagegen erheben) daß nämlich Phlegon von Tralles zu den unter seinem Namen umlaufenden Schriften, nichts als eben diesen Namen hergegeben, der wahre Urheber selbiger aber Kaiser Hadrianus in eigner Person gewesen, so hätten wir eine Bürgschaft mehr, die wunderbare Geschichte, wie sie nun zusammengehangen haben mag, nicht blos für eine Lächerlichkeit zu erklären, die man dem guten Freigelassenen aufgebunden, da ohne Zweifel das Actenstück selbst,

wie wir es lesen, unter die Augen des Kaisers gekommen, und von ihm aufbewahrt ist.

Kaiser Hadrianus war ein sehr unterrichteter, man kann sagen ein gelehrter Fürst, obwohl sich sein Studium eben in dem Abentheuerlichen und Bizarren gefiel, und er im Ganzen dabey mehr seine Unterhaltung als Belehrung suchte, wie denn bekannt ist, daß er es ungern sah, wenn ihm seine Gelehrten widersprachen, und etwas besser wußten, als er selbst, daher denn auch Einer derselben seinen streitlustigen Collegen den Rath gab, doch nicht mit einem Herrn zu disputiren, der für seine Logik dreißig Legionen marschiren lassen könne. Was aber für unsere gegenwärtige Mittheilung an Hadrians Persönlichkeit einen eigenen Werth hat, ist die Thatsache, daß er das Christenthum kannte, und bei einer unbestreitbaren Einsicht in die welthistorischen Folgen seiner Verbreitung, den alten Cultus gegen dasselbe in Schutz zu nehmen besonders strenge bemüht war. Jedoch wir geben jetzt das Actenstück selber eben so fragmentarisch wie es anhebt.

Von der Amme heißt es dorten: „sie geht nach dem Gastzimmer zu an die Flügelthüre, und sieht beim Schein der Lampe die Jungfrau zur Seite des Machates sitzen. Außer sich über diese wunderbare Erscheinung, rennt sie zur Mutter und mit lautem Geschrei rufend: Charito! Demostratos! verlangt sie, daß sie aufstehe und mit ihr zu ihrer Tochter gehe; leibhaftig sey sie da, bei dem Fremden, in dem Gastzimmer; was nun die Götter damit vorhaben mögen! Charito, bei Anhörung einer so seltsamen Rede, blieb Anfangs ihrer Sinnen nicht Herrin, und sank in Ohnmacht, theils wegen des Entsetzlichen dieser Kunde, theils wegen des Lärms der Amme; einige Zeit darauf aber, bei der Erinnerung an ihre Tochter, brach sie in Thränen aus; und zuletzt erklärte sie die Alte für wahnsinnig, und befahl ihr, sich augenblicklich zu entfernen. Da indeß die Amme schmähte und dreist behauptete, sie sey bei vollem Verstande, und wisse wohl, was sie sage, Charito aber wolle aus Furcht ihre Tochter nicht sehen, machte sich endlich letztere auf, theils von der Amme bestürmt, theils um sich zu überzeugen, was an der Sache wäre, und begab sich an die Thüre des Gastzimmers. Da aber nun schon eine geraumere Zeit verflossen war (es mochte bereits die zweite Runde gemeldet seyn) kam Charito zu spät, denn sie schliefen jetzt. Indem jedoch die Mutter durch das Schlüsselloch blickte, glaubte sie die Kleider und die Gesichtsbildung ihrer Tochter zu erkennen, hielt aber in Ermanglung weiterer Mittel, um der Wahrheit sogleich auf den Grund zu kommen, für's beste, ruhig zu bleiben. Denn sie hoffte, wenn sie in aller Frühe aufstünde, die Jungfrau anzutreffen, komme sie aber zu spät, den Machates über alles auszufragen; denn er werde doch bei der Befragung über eine so wichtige Sache die Wahrheit sagen. Darum schwieg sie und ging. Als aber die Frühe angebrochen, fand sich, daß jene, sey es nach göttlicher Fügung, oder durch einen Zufall, in aller Stille verschwunden war. Die Mutter aber, als sie dazugekommen, sey böse gewesen über den Jüngling, daß er sie fortgelassen, und nachdem sie ihm Alles von Anfang an erzählt, habe sie seine Kniee umfaßt, und ihn beschworen, die Wahrheit zu sagen ohne den geringsten Rückhalt. Der Jüngling nun, mit sich selbst kämpfend, war Anfangs verlegen, und mit Mühe nur gab er endlich ihren Namen zu erkennen, daß es Philinnion sey, und erzählte, wie sie herein gekommen, und ihm zu verstehen gegeben, daß sie ihn ohne Wissen ihrer Aeltern besuche: worauf er zu Beglaubigung seiner Aussage seinen Koffer aufschloß, und was sie ihm dagelassen hervorlangte, den goldenen Ring, den er von ihr empfangen, und das Leibchen, das sie in der vorigen Nacht zurückgelassen. Als aber Charito solche Zeichen sah, schrie sie auf, und nachdem sie ihre Unter- und Obergewänder zerrissen, und ihre Haube vom Kopfe geschleudert, warf sie sich an die Erde, breitete die Arme über die Erkennungszeichen aus, und begann ein herzzerschneidendes Jammergeschrei. Der Fremde aber, diesen Vorgang schauend, und wie alle in einem Uebermaaße von Herzeleid waren und in Thränen schwammen, als sollten sie eben die Mutter geradezu begraben, war gerührt und sprach ihnen zu, flehend, daß sie aufhörten, und ihnen versprechend, wenn sie wiederkomme, sie ihnen zu zeigen. Darüber beruhigte sich die Mutter, und nachdem sie ihm aufgetragen, seines Wortes ja wahrzunehmen, begab sie sich in ihr Gemach. Wie nun die Nacht gekommen und die Stunde da war, um welche Philinnion zu erscheinen pflegte, gaben jene genau Acht, da sie ihre Ankunft mit Augen sehen wollten; sie aber kam. Nachdem sie nun in dem gewöhnlichen Augenblicke eingetreten, und auf dem Ruhebette saß, ließ sich Machates nichts merken, war aber aufmerksam, um die Sache zu ergründen; denn er glaubte übrigens nicht daran, daß seine Braut eine Todte sey, da sie um eine so sorgfältig eingehaltne Stunde zu ihm kam, und überdieß mit ihm aß und trank, und so schien ihm, was ihm Jene gesagt, ein Mährchen. Nach seiner Meinung konnten Todtenräuber das Grab der Tochter des Demostratos aufgewühlt und die Kleider und den goldnen Schmuck dem Vater des Frauenzimmers, das seine Hausgenossen für einen Geist hielten, verkauft haben. In der Absicht nun, die Wahrheit aufzuklären, schickt er heimlich seinen Diener, jene zu rufen. Als nun Demostratos und Charito auf der Stelle herbeikamen und sie betrachtet hatten, waren sie Anfangs zwar sprachlos und erschüttert wegen des Unglaublichen des Anblicks, wie sie aber hinterher aufschrieen und ihre Tochter umklammerten, da sprach Philinnion Folgendes zu ihnen: Meine Mutter und mein Vater, wie unbillig mißgönnt ihr mir, bei dem Fremden drei Tage nur zu seyn in meinem väterlichen Hause, ohne daß ich Jemandem Leid zufüge. So werdet ihr denn nur neuen Schmerz erleben wegen Eurer Neugier, ich aber gehe wieder zu dem bestimmten Orte; denn nicht ohne göttlichen Willen kam ich hierher. Nach diesen Worten sank sie auf der Stelle todt zurück, und man hatte den Leichnam ausgestreckt auf dem Bette vor Augen. Wie nun die Mutter über sie herstürzte und der Vater, und große

Aufregung und Klage im Hause entstand über den Vorfall, maaßen ein grausenvolles Schauspiel und ein ganz unglaubliches Geschick sich zugetragen, wurde die Sache bald in der Stadt ruchbar, und mir gemeldet. Jene Nacht nun ließ ich die Volkshaufen auseinander halten, welche sich vor dem Hause versammelten, und suchte jeden Auflauf zu verhüten, der bei der Verbreitung eines solchen Gerüchtes entstehen konnte. Am frühen Morgen war das Theater gefüllt; und als nun Alles der Reihe nach mitgetheilt war, schien es uns zweckmäßig, zuvörderst uns nach dem Grabe zu begeben, um nachzusehen, ob der Körper auf dem Todtenbette sey, oder ob wir den Platz leer finden würden. Es waren noch nicht sechs Monate seit dem Tode des Mädchens verflossen. Als nun die Gruft von uns geöffnet war, in welcher alle Angehörigen jenes Hauses nach dem Verscheiden beigesetzt wurden, fanden sich auf den andern Lagerstätten die Körper alle, von den schon länger Abgeschiedenen aber die Knochen: nur auf dem, wo Philinnion war hingelegt worden, und bestattet war, fanden wir den eisernen Ring von dem Fremden liegen, und den in Gold gefaßten Becher, was sie beides von Machates am ersten Tage empfangen hatte. Voll Verwunderung und Bestürzung nun eilten wir sofort zu Demostratos in das Gastzimmer, um der Todten ansichtig zu werden, ob sie wirklich da wäre. Da wir sie nun am Boden liegen sahen, versammelten wir uns zu gemeiner Versammlung; denn das Vorgefallene war wichtig und unglaubhaft. Wie nun aber in der Versammlung die jungen Leute gewaltig aufgeregt waren, und beinahe Niemand wußte, was er aus der Geschichte machen solle, so erhob sich zuerst Einer, Namens Hyllos, der bei uns in dem Rufe steht, nicht nur der trefflichste Weissager, sondern auch ein sehr geschickter Vogelschauer zu seyn, sich auch früher in seiner Kunst zur Genüge bewährt hat, und befahl das Weib ausserhalb der Gränzen zu verwahren, denn es thue nicht mehr gut, diese Person innerhalb der Gränzen unter die Erde zu bringen; dabei aber dem unterirdischen Hermes und den Eumeniden Sühnopfer zu reichen; sodann gebot er gleichermaaßen Alle zu reinigen, auch die Tempel einzusegnen, und was den Todtengöttern herkömmlichermaaßen zukommt zu verrichten. Mir nun insonderheit trug er auf, für den Kaiser und das Reich dem Hermes zu opfern und Zeus dem Wirthlichen, und Ares, und dies mit gehörigem Ernste auszurichten. Da dieser Solches offenbart, thaten wir unseres Theils, was uns befohlen war, der Fremde aber, der Machates, zu welchem die Erscheinung gekommen war, brachte sich aus Verzweiflung gewaltsam von der Welt. Dünkt es dir nun gut, dieserwegen an den Kaiser zu berichten, so schreibe mir sogleich, damit ich auch einige Derer, die sich über die Sache im Einzelnen erkundiget, zu Dir schicke. Lebe wohl!"

Literatur.

Ueber Shakspeare's Vorschule

von Ludwig Tieck. *)

Eine beurtheilende Anzeige nebst einer Einleitung über den Zustand der dramatischen Kunst in Deutschland.

Es ist wohl hie und da behauptet worden, Shakspeare werde der Nachwelt immer erhabener erscheinen, je mehr sie sich von seiner Riesengröße entferne, je kleiner und nüchterner ihr Leben werde. Hiernach wäre die in jetziger Zeit stets wachsende Verehrung für diesen erhabenen Geist ein betrübtes Zeichen unseres Verfalls. Wir glauben gegen diese Behauptung mit schöneren Hoffnungen auftreten zu können. In den Tagen unserer politischen und geistigen Entnervung, als Frankreich die Geissel schwang, war Shakspeare, kaum wieder hervorgesucht, kaum in seiner Würde gezeigt, bald wieder verunglimpft, verstoßen und vergessen, denn er wurde dort verachtet, woher uns alle Ehre und Macht kam, woher uns auch in letzter Instanz alle Weisheit kommen sollte, in Paris, wo unter den geraubten alten Götterbildern neue Götzen glänzten, geschäftig den guten Geschmack über alle Welt auszuschreiben. — Als sich die deutsche Kraft zur politischen Unabhängigkeit zu ermannen anfing, regte sich gleichzeitig auch in den Künsten ein neuer Trieb und im Stillen brachen da und dort herrliche Keime hervor. Deutsche Künstler, von der Gegenwart tief erschüttert, schlossen sich inniger an die Vorzeit an und befeuerten Geist und Phantasie an ihrer erloschenen Größe. Und schon haben wir jetzt in allen Gauen unseres herrlichen Vaterlandes Geister aufzuweisen, welche mit Begeisterung in den großen und frommen Sinn unserer Vorfahren eindringen und aus frischem freiem Gemüth selbst Werke für die Ewigkeit bilden. Alte Schätze leben allenthalben wieder auf in allen Künsten, werden studirt, gepriesen und verbreitet, und die neuen Kunstdenkmäler, welche in der Malerei, Bildhauerei und Baukunst, in der Dichtkunst und auch in der Musik aus dem ernsteren und wahrhaft vaterländischen Sinn hervorgehen, zeigen sich unserer Vorfahren würdig, in ihrem Geiste der Innigkeit und Tiefe gedacht und mit den Fortschritten neuerer Zeit bereichert. Verfolgen wir z. B. den neueren Wiederaufschwung der Malerei, — um in einer Kunst das Streben nachzuweisen, das sich mehr oder minder in allen regt — so sehen wir die großen deutschen Meister Hemelink, van Eyk und die Anderen, dem Namen nach bekannt oder unbekannt, und den letzten, Albrecht Dürer, einen Shakspeare in der Malerei zu nennen, sodann die ersten Meister Italiens, Raphael, Leonardo da Vinci, Michel Angelo und was von ihren Vorgängern und Nachfolgern der Bewunderung werth ist, in ihrer Größe erkannt und zu Vorbildern genommen. Der Geist der Alten strahlt aus hundert neuen Werken und beginnt die eigne Schöpferkraft des aufstrebenden Jahrhunderts zu entzünden. Dieß ist unsere Zeit, im Wollen und Wiederaufschwung mächtig,

*) Shakspeares Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Erster Band. Leipzig bei F. A. Brockhaus. 1823.

wenn auch fast überall noch in der Kindheit der künstlerischen Wiedergeburt. Denn wenn die betretenen Wege so mit Liebe und Begeisterung weiter verfolgt werden wie bisher, so können wir Deutsche bald wieder ein kräftiges volksthümliches Kunstwesen erlangen, welches fürs Leben seine Blüthen und Früchte trägt, würdig den heimathlichen Heerd zu zieren und der Gottheit Wohnungen zu verherrlichen, treu, fromm, innig, lieblich und stark, wie des deutschen Volkes Art ist.

Auch die Dichtkunst, deren heilige Flamme bisher nur von wenigen Geistern gehütet worden, strebt sich wieder frisch zu entfalten und volksmäßig auszubilden. Doch hier ist zuerst ein großer Sündenacker zu reinigen, worauf die Töchter der Fremde Schande getrieben mit den Söhnen des Landes (man verzeihe diese kräftige Trope in dem Andenken Shakspeares und unsrer alten deutschen Sänger). Auch die Besseren sind an den Fehlgeburten jener Zeiten häufig irre geworden, haben fremden Götzen gehuldigt und wir besitzen leider wenig Dichterwerke, welche den deutschen Charakter tragen und den Nachkommen als würdige Vermächtnisse hinterlassen werden können.

Die dramatische Kunst, welche dem gegenwärtigen Volksleben am nächsten steht, hat in den verschiedenen Perioden, die sie in Deutschland durchlaufen, so bedeutende und mannigfache Verirrungen aufzuweisen, daß schon Viele daran gezweifelt haben, ob der rechte Gesichtspunkt, aus welchem das Leben überhaupt, das National-Leben und die Geschichte poetisch zu betrachten sind, jemals zu allgemeiner Anerkennung kommen werde. Seit Lessings Zeiten schwanken unsere Dichter meistentheils auf falschen Wegen, die Spuren des echten Schönen und des wahrhaft Dramatischen sind selten, und leider, wo sich neue überraschende Versuche im Guten und im Schlimmen zeigen, sind sogleich Schaaren von Bettlern geschäftig, sich mit den Lappen des Reichen aufzuputzen und dem Publicum Blendwerke darzureichen. Von Lessing herab bis auf unsere Zeit alle falschen Richtungen des Geschmacks genau nachzuweisen würde hier zu weit führen. Nachdem man lange bis aufs Aeußerste empfindsam gewesen, kehrte man sich plötzlich zu einer erbärmlichen Ritterlichkeit um, welche, von hohlem Tugendprunk und Waffengeklirr wiedertönend, zu der moralischen Periode überging, und aus der schlechtverstandenen Moralität ging gradesweges die Immoralität der Kotzebue'schen Schule hervor, welche, wenn gleich stark gebrandmarkt, doch noch immer spuckt; endlich erlebten wir noch eine Schauer-Periode, deren Triumph der Effekt auf die Gänsehaut ist, auf der einen Seite mystisch-religiöse und gottlos-fatalistische Dichtungen, auf der andern Seite ganz gemeine Criminal-Gegenstände. In dieser Periode ist allerdings das Uebel am ärgsten geworden, denn in den meisten Produkten war es gar nicht mehr auf wirkliche Bespiegelung der menschlichen Seele und auf Rührung im edleren Sinne des Wortes abgesehen, sondern auf grausame Quälerei der Einbildungskraft und zerstörenden Nervenreiz, wie diese Schauspiele selbst als krankhafte Geburten der Zeit anzusehen waren. Jene falsche Mystik fand zuerst an dem überhandnehmenden Indifferentismus einen siegreichen Gegner, aber ein gesunderes Lebensgefühl verbannte sie endlich ganz; die Verwerfung des poetischen Fatalismus stammte sodann aus einer tieferen Religiosität. Von jener Criminal- und Execution-Begeisterung, welche aus den Schlacken der Menschheit Cabinetsstücke sammelt, ist noch ein Restchen in Deutschland vorhanden, welches aber hoffentlich bald untergehen wird. Diesem tragischen Effectwesen steht nun noch ein kindisches Effectspiel mit Theatercoups, mit kriegerischen und Ballet-Scenen gegenüber, welches wir der Spiegelfechterei der Kotzebueischen Muse und der neueren Effekt-Musik verdanken.

(Fortsetzung folgt.)

Theater-Nachrichten.

Berlin, 4. April.

Am 2. April verkündeten uns die Anschlagzettel ein neues Prachtgestirn am Firmament der Bühne; die himmlische Nachricht, daß man übermorgen aufführen wird: „Fernand Cortez, oder die Eroberung Meriko's, Oper in drei Abtheilungen vom General-Musik-Direktor Spontini, Ballets von Telle. Nach einer Umarbeitung des dritten Akts mit Schluß-Dekoration, welche nach einer Zeichnung des Hrn. Geheimen Oberbauraths Schinkel, von den königlichen Dekorations-Mahlern HH. Köhler und Gerst ausgeführt ist. (Neu in Scene gesetzt.)" Der Andrang nach diesem versprochenen höchsten Kunstgenusse ist so groß, daß, trotz den erhöheten Preisen, schon keine Einlaßkarte mehr zu haben ist. Indessen kann ich doch Einiges zuvor berichten, was durch die Eingeweihten ins Publikum gekommen ist. — Zuvörderst ist die Veränderung des Gedichts weder von Hrn. Herklots, noch von Monsieur Théaulon, wie man irrig behauptete, sondern von dem großen Musiker selbst erfunden und ausgeführt. Der Oberpriester wird das arme merikanische Schlachtopfer wirklich auf der Schlachtbank abschlachten wollen; darauf werden ein Paar spanische Voltigeurs oder Scharfschützen vom Cortez'schen Leibbataillon in den Tempel dringen und mit einigen Büchsenschüssen den Oberpriester zu Boden strecken. Da man aber nicht gewiß ist, ob man das Knallen der Gewehre vor der Musik hören wird, so werden nun die Gros der beiden feindlichen Armeen auf einander anrücken, und inwährend einer sanften Zapfenstreich-Musik mit Musketen und grobem Geschütz auf einander feuern, welches ungefähr ein Viertelstündchen dauern wird. Dann aber wird der Tempel niedergerissen werden und das entzückte Publikum die angekündigte Dekoration zu sehen bekommen: nämlich das brennende Meriko, als Bild der himmlischen Flamme, die zu diesem hohen vaterländischen Kunstwerke beseelte. Die ganze Stadt Berlin schwelgt schon zum Voraus in dem Entzücken, das ihnen dieses Schauspiel gewähren muß, und nur einige grämliche Leute, zu denen auch der Nachtwächter gehört, sagen: „Bewahret uns vor Feuer und Licht." —

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 36. Sonntag, 2. May 1824.

Der gefahrvolle Tag.

(Fortsetzung.)

Wir wurden auf einer großen Fähre, die durch starke Seile gezogen ward, übergesetzt. Auf der Ueberfahrt bemerkte mein Gefährte, daß, wenn ich nach Hamburg käme, ich daselbst die Elbe mehr als noch einmal so breit finden würde; zugleich machte er mich auf den gegenüberliegenden Wald aufmerksam, von dem er mir bald mehr erzählen werde. Als wir hinüber waren, erblickten wir nicht weit von dem Ufer auf einer flachen Anhöhe nahe bei einem Hause den leeren Postwagen. Wir wadeten eine geraume Zeit durch zähen Sand, ehe wir hinauf an's Land und auf die Anhöhe kamen. Mein Begleiter sagte mir, daß wir hier eine gute Weile würden warten und frieren müssen, ehe der Wagen bepackt und angespannt seyn würde, und in der That sahe ich auch dazu nicht die geringsten Anstalten machen.

Es war eine überaus schöne Herbstnacht, der Mond in vollem Glanze warf seine Strahlen auf den freien Platz, wo wir standen, und erleuchtete mit seinem Lichte die ganze Gegend, so weit das Auge reichte; ein weiches Gras bedeckte den Boden des Vorplatzes des nahen Waldes; eine liebliche Kühle erfüllte die Atmosphäre, kein Lüftchen wehte; duftende Gesträuche beschatteten die noch grüne Erde; hier stand eine Laube, dort eine andere, und vor uns lag der Wald. Mein vorgeblicher Freund suchte mich durch viele Ueberredungsgründe zu bewegen, zu Fuße mit ihm durch dieses Wäldchen (wie er es nannte) zu gehen. „Es sey ja," sagte er, „äußerst langweilig hier lange warten zu müssen, und von der feuchtkalten Luft sich durchstreichen zu lassen. Es sey ein wahrer Spaziergang durch das lichte Hölzchen, er wollte mich einen sehr angenehmen Weg führen, auf dem wir beide in weniger als einer halben Stunde nach Lauenburg, einer hübschen Stadt an der Elbe und Stecknitz, kämen. Die Gegend da herum sey äußerst romantisch, und die Bewegung werde für uns sehr heilsam und erwärmend seyn, nachdem wir auf dem Postwagen genug gefroren hätten. In Lauenburg werde der Wagen halten und da könnten wir uns dann Beide wieder aufsetzen; denn er würde mir bis Lübeck Gesellschaft leisten. Er wußte dieses alles mit einer solchen einnehmenden Art, und in einem so gefälligen, überredenden Ton, vorzubringen, daß ich es unmöglich abschlagen konnte. Wir gingen also auf einem gebahnten Fußwege anfangs durch ganz dünnes und niedriges Gesträuch, das aber, je weiter wir vorwärts kamen, immer größer und dichter wurde, bis uns endlich der dicke Wald umfing. Er unterhielt mich dabei unaufhörlich bald von diesem, bald von jenem, und suchte meine Aufmerksamkeit vom Wege abzuwenden. Ich gab aber immer genau Acht, wie weit wir uns von der Poststraße entfernten, die noch immer linker Hand hin mit dem Fußsteige ziemlich nah und parallel lief.

Nachdem wir ungefähr einige hundert Schritte den noch immer gebahnten Fußweg gegangen waren, kamen wir auf einen großen weiten Platz, auf welchem alle Bäume wie weggehauen schienen und den der Mond wieder völlig erleuchtete, so daß ich eine zirkelrunde etwa 100 Schritte im Durchmesser haltende Vertiefung in der Mitte und mehrere in der Erde auf eingerammten Pfählen befestigte Tische und Bänke gewahr wurde. Auf mein Befragen, was dieß für ein sonderbarer Ort sey, wußte mir mein Reisegefährte eine Menge Merkwürdigkeiten von demselben zu erzählen. Wenn ich mich recht entsinne, war die Hauptsache diese, daß jährlich hier einmal ein Markt und mehrere Lustbarkeiten, Tänze, Spiele rc. gehalten würden. Dabei fielen ihm so viele drollige Anekdoten, Judenstreiche, Gaunereien, Diebeshändel und Spitzbubenstückchen ein, daß er des Erzählens kein Ende finden konnte. Ich bemerkte ihm, daß wir leicht über dem Schwatzen den rechten Weg verfehlen könnten, und meynte, daß wir hier auf den Postwagen warten wollten; denn noch konnte ich linker Hand die Straße nicht verkennen. Allein er bat mich so inständig und gab mir solche gute Worte, daß ich mich bewegen ließ, noch weiter mit zu gehen, ungeachtet wir immer tiefer ins Gehölz und immer weiter von der Heerstraße abkamen, so daß mir allmählig etwas unheimlich zu Muthe zu werden anfing, wenn ich bedachte, daß ich mich jetzt so ganz in der Gewalt dieses Menschen befand. Indessen sprach er beständig fort. Noch jetzt bewundere ich seine seltene Gabe zu unterhalten und den unerschöpflichen Stoff über Alles, und zwar gar nicht auf eine gemeine Weise zu reden. Er wußte so zu schmeicheln, zu überreden, so für sich einzunehmen, daß man ihm nicht widerstehen konnte.

(Schluß folgt.)

Der Stoff zu Göthe's Hermann und Dorothea,

aus einer im Jahr 1734 erschienenen Beschreibung der Salzburger Religionsunruhen.

Einsender dieses las vor mehreren Jahren in einem öffentlichen Blatt die folgende Geschichte einer Salzburger Emigrantin. Es war daselbst nichts davon beigemerkt, daß Göthe wohl sein Epos „Hermann und Dorothea" daraus geschöpft habe; doch ist dieses ganz augenscheinlich, denn nicht allein das Wesentliche der Begebenheit, sondern auch fast alle kleinsten Umstände sind dieselben, und das schöne Epos unsers großen Landmannes liegt in der einfachrührenden Erzählung gleichsam wie im Ei beschlossen. Da nun Göthe unbezweifelt aus dem seiner Zeit näheren Buche, worin diese Erzählung vorkommt, den Stoff zu Hermann und Dorothea genommen, sich aber Einsender dieses gegenwärtig nicht entsinnen kann, ob irgendwo Göthe sich über den Ursprung seines Gedichts ausgesprochen hat, so bittet derselbe zugleich die Freunde und Verehrer Göthe's, welchen etwas darüber bekannt seyn sollte, um gefälligen Aufschluß in diesen Blättern.

Die Salzburger Emigrantin.

(Gerhard Gottlieb Günthers Emigrations-Geschichte der aus Salzburg vertriebenen Lutheraner 1734.)

„Gottes wunderbare Führung nahm man auch an einer Salzburgischen Dirne wahr, die der Religion wegen Vater und Mutter verlassen hatte, und auf der Reise so wunderbarlich verheirathet ward. Dieses Mädchen zog mit ihren Landsleuten fort, ohne zu wissen wie es ihr ergehen, oder wo sie Gott hinführen würde. Als sie nun durch das Oettingische reiseten, kam eines reichen Bürgers Sohn aus Altmühl zu ihr und fragte sie: Wie es ihr in dasigem Lande gefalle? Sie gab zur Antwort: Herr, ganz wohl! Er fuhr fort: Ob sie denn bei seinem Vater dienen wolle? Sie antwortete: Gar gern! sie wollte treu und fleißig seyn, wenn er sie in seine Dienste aufnehmen wollte. Darauf erzählte sie ihm alle ihre Bauernarbeit, die sie verstünde: sie könnte das Vieh füttern, die Kühe melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten. Nun hatte der Vater diesen, seinen Sohn, oft angemahnet, daß er doch heirathen möchte, wozu er sich aber nie entschließen können. Da aber besagte Emigranten da durchzogen, und er dieses Mädchen ansichtig ward, gefiel ihm dieselbe. Er ging daher zu seinem Vater, erinnerte denselben, wie er ihn so oft zum Heurathen angespornet, und er entdeckte ihm dabei, daß er sich nunmehr eine Braut ausgesucht hätte. Er bäte, der Vater möchte ihm nur erlauben, daß er dieselbe nehmen dürfte. Der Vater frug ihn, wer dieselbe sey? Er gab ihm zur Antwort: Eine Salzburgerin, die ihm sehr wohl gefiele. Wollte ihm nun der Vater nicht erlauben, daß er dieselbe nehmen dürfte, so würde er auch nie heirathen. Als nun der Vater nebst seinen Freunden und dem herzugeholten Prediger sich lange vergeblich bemüht hatten, ihm solches aus dem Sinne zu reden, es ihm aber doch endlich zugegeben, so stellte dieser seinem Vater die Salzburgerin dar. Das Mädchen aber wußte von nichts anderm, als daß man sie zu einer Dienstmagd verlangte. Und deswegen ging sie auch mit dem jungen Menschen nach dem Hause seines Vaters. Der Vater hingegen stund in dem Gedanken, als habe der Sohn der Salzburgerin sein Herz schon eröffnet. Daher fragte er sie: Wie ihr sein Sohn gefiele und ob sie ihn wohl heirathen wollte? Weil sie nun nichts davon wußte, so meinte sie, man suche sie zu äffen. Sie fing darauf an: Man solle sie nicht foppen! zu einer Magd hätte man sie verlangt, und zu dem Ende wäre sie seinem Sohn nachgegangen. Wollte man sie nun dazu annehmen, so wollte sie allen Fleiß und Treue beweisen, und ihr Brod schon verdienen. Foppen aber ließe sie sich nicht. Der Vater aber blieb dabei, daß es sein Ernst wäre, und der Sohn entdeckte ihr auch darauf die wahre Ursache, warum er sie nach seines Vaters Hause geführet, nämlich: Er habe ein heftiges Verlangen sie zu heirathen. Das Mädchen sah ihn hierauf an, stund ein wenig stille, und sagte endlich: Wenn es denn sein Ernst wäre, daß er sie haben wollte, so wäre sie es auch zufrieden, und so wollte sie ihn halten, wie ihr Auge im Kopfe. Der Sohn reichte ihr darauf ein Eheyfand; sie aber griff sofort in den Busen, zog einen Beutel heraus, worin zweihundert Dukaten stacken, und sagte: Sie wolle ihm hiermit auch ein Mahlschatz geben. Folglich war die Verlobung richtig."

Charade.

Wenn Harf' und Flötentöne sich verschwistern,
Dann wirkt das Ganze mächtig auf's Gemüth;
Wenn Liebende das Wort der Treue flistern,
Sind von dem Ganzen friedlich sie durchglüht.

So war's: ich frug dich, kannst du mein vergessen,
Treibt in die Feen mich das Geschick hinaus?
Da sankst du mir an's Herz und sprachst vermessen,
Ha Ungetreue! laut die dritte aus.

Du logst, und ich bin nun der Ersten Beute
Indeß man oft die Zweite klagen hört;
Zerrissen ist des Herzens zart'ste Saite,
Und so das Ganze unheilbar zerstört.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 34.

Hebel, Hebe.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Freitag den 23. April. **Die Hochzeit des Figaro**, Oper in 3 Abth. Musik von Mozart.

Die heutige Vorstellung war besonders interessant als zweite Gastrolle der Mad. Brauer, deren Gesang sehr befriedigte und unser günstiges Urtheil von voriger Woche bestätigte. Dem. Bamberger ist ein Page, wie ihn sich Mozart nicht besser hätte wünschen können; in dem ihr eigenen kindlichen Ausdruck spiegelt sich ganz die Seele der Mozartischen Composition. Ein großer Genuß ist von ihrem Munde jene erste Arie: „Ich vermag es nicht zu sagen rc." und die Romanze: „Liebe gibt Freuden rc." (anderwärts: „Die ihr die Liebe des Herzens schon kennt rc.") Die Sängerin war so artig die Romanze auf Begehren zu wiederholen, aber in der Höhe des großen Laufs am Ende stockte plötzlich ihre Stimme und mahnte damit sehr nachdrücklich, wir hoffen nicht ohne gute Wirkung für das Publikum und ohne schädliche für die Sängerin, an die Unbescheidenheit ihrer Verehrer. In dem Grafen des Hrn. Dobler vermissen wir bei fleißiger Ausführung noch die Anmuth sowohl im Spiel als auch im Gesang. Muß z. B. die Stelle: „So athm' ich denn in vollen Zügen der Liebe hohes Glück" nicht die ganze Empfindung hinnehmen? Hrn. Größer scheint es zum Figaro noch etwas an Gewandheit zu fehlen; sein Gesang war lobenswürdig. Bartholo von Hrn. Hassel und Basilio von Hrn. Leißring sind als vorzüglich bekannte Leistungen.

Samstag den 24. **Band und Halstuch**, Lustsp. in 1 Act von K. Thienemann. Hierauf: **Der Unsichtbare**, Oper in 1 Act, Musik von K. Eule. Zuletzt: **Die Lotterie-Listen**, Lustsp. in 2 Abth. von C. G. Kläbr.

Das Vorspiel ist durch das meisterhafte Spiel der Dem. Lindner als Lieschen sehr beliebt. Heute war sie ganz vorzüglich bei Laune und bis in die kleinsten Bewegungen voll komischer Originalität. Hrn. Düpre können wir zur besseren Ausprägung des Michel nur auf ihr Spiel verweisen, indem alles im Stückchen auf Gegenspiel und Wiedervergeltung beruht. Wie komisch war zum Beispiel der bäuerische Anstand der Gräfin. Hr. Düpre machte wohl den Kratzfuß und die Steifheit recht hübsch, aber wie er mit dem Schulmeister allein war, wollten die Worte: „Du vergißt ja ganz den gräflichen Anstand" nicht recht passen. Das zweite Lustspiel mit Gesang ist von Hrn. Costenoble; wohl ziemlich fad, doch die beiden Zauberwirkungen recht komisch. Die Musik ist nichts weniger als erheblich. — In dem letzten Lustspiel war heute einiges gestrichen, um demselben einen rascheren Gang zu geben. Es scheint uns immer noch gegen das Ende etwas zu schleppend. Ob man nicht im Garten bei der Illumination noch Einiges abkürzen könnte?

Sonntag den 25. **Euryanthe**, Oper in 3 Abth. von Helmine v. Chezy geb. v. Klenke, Musik von C. M. v. Weber.

Es sey uns vergönnt, über diese Oper uns das Urtheil eines ungenannten Correspondenten des Morgenblattes anzueignen, welches mit tieferem musikalischen Sinn, als wir uns zutrauen, faßlich und mit unpartheiischer Ruhe die Oper bespricht, und, da es aus unserer Stadt, von der ersten hiesigen Aufführung herrührt, unserm Kreise insofern näher angehört: „Euryanthe ist ziemlich lau aufgenommen worden. Die Oper ist gewiß sehr kunstvoll componirt und hat im Einzelnen manche Schönheiten und bedeutende lyrische Kraft. Dagegen macht sich der Componist zweier großen Fehler schuldig. Der eine ist die, fast gesucht scheinende, Armuth an Melodie, welche doppelte Mißempfindung bei einem Melodieen-Dichter, wie Weber, erregt. Das Wenigste in dieser Oper ist singbar oder melodiös zu nennen. Wie anders der Freischütz, von welchem fast Alles bestimmte, ansprechende Formen hat, und darum auch überall gesungen wird! Ueber das Tiefstudirte und Gelehrte der Musik, welches nur der Kenner versteht, muß das große Publikum, für welches der Operndichter doch schreiben will, zu kurz kommen. Die unbestimmten, phantasieartigen Motive und Modulationen, die man neben dem Recitativ hier antrifft, sind, mancher blendenden Wirkung ungeachtet, nicht geeignet, der Oper das gehörige Leben zu verleihen. Das eigentliche Leben der Oper liegt doch sicher in dem Melodieen-Zauber, in der faßlichen Singbarkeit, in dem bestimmten und anziehenden Ausdruck der Musikstücke. — Gab sich nun Weber auf der einen Seite Mühe, durch diese eigen gewählte Behandlung in einem ganz andern Geist zu dichten, so suchte er auf der andern Seite doch mehrere Schönheiten und Bravourstücke des Freischütz wieder anzubringen, und durch Beides, insofern es zu absichtlich oder gesucht erscheint, zieht er sich den Vorwurf des Manierirten zu. Wohl soll man in verschiedenen Kunstwerken denselben Meister wieder erkennen dürfen, diese Merkmale bestimmen seine Eigenthümlichkeit, seinen Styl, worin sich sowohl seine musikalische Gemüthsrichtung, seine Weltansicht und Charakteristik, als auch Eigenheiten im musikalischen Ausdruck, seine besondere Sprachweise zu erkennen gibt; dabei darf aber nichts absichtlich gewählt oder vermieden erscheinen, und das Verschiedenartige soll durch begeisterte Anschauung aus den Gegenständen selbst hervorgehen. — An der Ouvertüre, welche manches Schöne enthält, muß es sogleich jedem unverbildeten Zuhörer mißfallen, daß darin dem blendenden Effectwesen gehuldigt wird; ein übles Bestreben, wodurch kaum ein augenblicklicher Eindruck gewonnen wird. Dieses Forte und Fortissimo der Blasinstrumente mit Pausen und plötzlichem Einfallen u. dergl. sind glänzende Mittel ohne Zweck, Figuren ohne wahre Bezeichnung und als bloßer Schmuck vom Uebel. Es ist schade, daß sich ein so gediegener Componist mit diesen Hülfen schwacher Geister abgibt, die man nicht einmal recht zum Zeitgeschmack rechnen kann, da Mozart und Andere, welche sich des natürlichen Ausdrucks bedienen, darum überall hochgeehrt sind. — Mit Recht hat es Vielen mißfallen, daß Weber wieder einen Jägerchor und ein Brautlied, gleichsam als beliebtes Fabrikat, zu Markte gebracht hat. Bei dergleichen wird das Eine immer unter dem Andern leiden, wie es denn hier, vorzüglich bei dem Jägerchor, der Fall ist rc. Schließlich muß ich noch einer Arie Adolars im 2. Act lobpreisend gedenken, welche schon in der Ouvertüre vorkommt, und wirklich von ausgezeichneter Schönheit, warm, lieblich und wahrhaft romantisch ist." — Wir finden noch von bedeutender Schönheit und Charakteristik die Arie Euryanthe's in der Wildniß.

wie sie in Wahnsinn verfällt. Dagegen hat uns das Lied Adelars „Unter blühenden Mandelbäumen," worauf die Dichterin besondere melodische Schönheit berechnet zu haben schien, gar nicht angesprochen. — Die heutige Aufführung ist sehr zu loben. Dem. Schultz, welche die Euryanthe für Dem. Bamberger übernahm, die diese angreifende Parthie noch nicht wieder übernehmen darf, sang recht brav und erndtete in der schweren Stelle des Wahnsinns den verdienten Beifall ihrer Anstrengung.

Montag den 26. (Zum Erstenmale) Das öffentliche Geheimniß, Lustsp. in 4 Abth. nach Calderon von Lembert.

Bei dieser ziemlich gelungenen Uebertragung ist die Griesische Uebersetzung zum Grund gelegt und im Versmaß statt der Trochäen, so viel wie dem Gehör trauen konnten, mit gereimten Alexandrinern und fünffüßigen Jamben abgewechselt. — Wie wohlthuend ist die Grazie dieses zarten Dichtergemüthes nach den unverdaulichen Scherzen eines Claurens! Und, können wir fragen, ist es denn so außerordentlich schwer, in unserm National-Leben eine Mitte zu treffen zwischen jener spanischen Grandezza mit ihrem südlichen Witzschillern, und diesem unästhetischen Dreschflegel-Spiel beim zweideutigen Schimmer schmutziger Stallaternen? — Ritterlichkeit, feine Sitte, Achtung des Weibes, eine oft bis zur Spitzfindigkeit gesteigerte Galanterie athmen in den Spielen des großen Spaniers und werden durch das Band eines leichtgeflügelten Witzes belebt, dessen Fülle sich wie ein duftender Garten voll zarter, feingefärbter Blumen und Gewächse und schwärmender Schmetterlinge ausbreitet. Ueber den Inhalt des gegenwärtigen Lustspiels wollen wir ein Andermal reden. Was die heutige Vorstellung betrifft, so kann sie füglich als Beweis gelten, daß unser Schauspiel, ohngeachtet der Verluste, die dasselbe seit ein paar Jahren erlitt, immer noch auf ehrenwerther Höhe steht. Die Liebe aller Mitspielenden zu der herrlichen Dichtung offenbarte sich in dem Fleiße, der von der ersten bis zur letzten Scene die Vorstellung belebte und die Aufmerksamkeit eines zahlreichen Publicums fesselte. Bei dem trefflichen, von der heitersten Stimmung getragenen Zusammenspiel, waren wir zu sehr in den Totaleindruck versunken, als daß wir vermocht hätten, einzelne Leistungen besonders ins Auge zu fassen; wir müssen uns daher für heute auf folgende wenige Andeutungen beschränken. Mad. Schultze spielte die Fürstin mit so hohem Anstande, daß daneben die Schwäche der liebenden Frau nur interessant wurde und das Gefühl nicht verletzte; auch übersah sie den sittlich feinen Zug des Dichters nicht, nach welchem sie schon im Beginn der Handlung Neigung zu dem als Graf della Torre vor ihr erscheinenden Fürsten von Amalfi blicken lassen soll, ein Zug, wodurch allein ihre schnelle Hingebung am Schluß des Stücks vorwurfsfrei wird. Dem. Lindner war Laura. Diese Anzeige ist hinreichend um zu wissen, daß die allerdings schwierige Rolle mit ungewöhnlicher Intelligenz und Feinheit gegeben worden. Wer sie heute sah, wird das bestätigen, und doch schien es uns, als würde sie bei einer Wiederholung noch größere Schönheit entwickeln. Hr. Rottmayer, Federico, hatte sich Geist und Sinn seiner Rolle ganz zu eigen gemacht; er gab sie in so viel verschiedenen Situationen mit ungemeiner, immer gleich großer Wahrheit, und diese Wahrheit seiner Leistung war lediglich die Folge der freien, vom Declamationspunkt entfernt gehaltenen Rede. Hr. Düpre spielte den Vito mit Lust und Liebe; er zeigte, daß ihm eine Ahnung von dem darzustellenden Character beiwohne. Wir sind jedoch der Meinung, daß hier etwas mehr Trockenheit im Ton und etwas weniger Beweglichkeit in der Haltung besser gewesen wäre. Enrico wurde von Hrn. Wagener, Alessandro von Hrn. Größer und die beiden Alten: Ernesto und Guacco von den Herren Leißring und Otto dargestellt. Eine, wir hoffen baldige, Wiederholung wird uns Gelegenheit geben, mehr über einzelne Leistungen zu sagen.

Dienstag den 27. Hermann und Dorothea, nach Göthe von Töpfer (Mspt.). Hierauf: Der Weiberfeind, Posse in 2 Akt. von Lebrün. Die Bekanntwerdung der Quelle des Göthe'schen Epos, wovon der Redaction eine Einsendung zum Abdruck in der Iris gemacht worden, könnte Hrn. Töpfer ein Trost werden, wenn nicht Göthes Phantasiegebilde dennoch leuchtend über der Quelle schwebten, und wenn Hrn. Töpfers Abbilder mehr als unbestimmte Schattenbilder wären. Der trefflichen Darstellung ungeachtet war es heute wieder ziemlich leer. Dieß ist hier sicher weniger dem mißleiteten Geschmack des Publikums, als dem fast aller Handlung entbehrenden Gegenstande zuzuschreiben. — Im Weiberfeind wirkte die weise Mäßigung des Hrn. Weidner als Meinfeld wohlthuend auf das Ganze dieser etwas derben Posse.

Mittwoch den 28. Faust, Oper in 2 Abth. v. Spohr.

Donnerstag den 29. Der Bräutigam aus Mexico, Lustsp. von Clauren. Die heutige Darstellung war vollendet zu nennen, aber das Haus war leer, vermuthlich wegen des schönen Wetters. Dem. Lindner, Suschen, spielte heute so ausnehmend zart, liebenswürdig und harmonisch in allen Theilen, wie wir sie diese Rolle noch nicht geben sahen. Wir zeichnen in dieser Hinsicht die Scene bei den Kartoffeln mit Alonzo als Gast, ganz besonders aus.

Theater-Anzeige.

Montag den 3. May. Der Teufelsstein, Oper.
Dienstag den 4. U. A. w. g., Lustsp. Und die wandernden Komödianten, Oper.
Mittwoch den 5. Die Schleichhändler, Drama. Und der Schiffbruch, Lustsp.
Donnerstag den 6. Der Freischütz, Oper.
Freitag den 7. Erste Gastrolle der Dem. Flekkenstein. (Noch unbestimmt.)
Samstag den 8. Die Zauberflöte, Oper.
Sonntag den 9. Ahasverus, Melodrama.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 37. Donnerstag, 6. May 1824.

Maylied.

Knabe mit dem Flügelpaar,
Blau und grün durchwoben,
Und dem goldnen Lockenhaar,
Kommst du nicht von oben?
Trägst in deiner milden Hand
Reiche Himmelsgabe:
Bist wohl nicht vom Erdenland,
Kommst von oben, Knabe!

Ja, du bist die Mayenzeit;
Bist der Allbeleber.
An den Gaben, die er beut,
Kennen wir den Geber. —
Frohen beutst du Lied und Klang
In Gehölz und Feldern;
Wassersturz am Felsenhang,
Kühlung in den Wäldern.

Gibst dem Dulder, trüb und stumm,
Sanfte Nachtigallen;
Frommem Sinn' ein Heiligthum
In den blauen Hallen.
Säuselst rings dem Sünder zu,
Daß er besser werde;
Gibst dem müden Pilger Ruh'
Auf beblümter Erde.

Oeffnest Liebenden die Brust,
Wie den Kelch der Rose,
Daß manch' Pärchen unbewußt
Unter Linden kose.
Lehrst die Spröden klüger seyn,
Und zu Paaren wallen,
Wo in jedem Buchenhain
Kuß und Liebe schallen.

Gibst dem Sänger frohen Muth;
Tag- und Abendfeyer;
Seines Wallens einzig' Gut:
„Töne für die Leyer."
Giebst wohl auch ein Mädchen rein
Seinem treuen Ringen,
Daß er fürder nicht allein
Darf im Haine singen.

Der gefahrvolle Tag.

(Schluß.)

Wie wir aber rasch vorwärts gingen und noch immer kein Lauenburg zu sehen war, und wir immer tiefer in den dicken und hohen Wald, der kaum noch einige leichte Strahlen des Mondes hindurch ließ, kamen, und uns immer weiter von der Heerstraße entfernten, stand ich stille und gab ihm meine Besorgnisse und Befremden zu erkennen, daß wir zu weit rechts und von der Post abkämen. Als er merkte, daß ich Mißtrauen äußerte, ward er noch höflicher und fing an zu bedauern, daß ich nicht mehr Zutrauen in ihn setze, ja daß es sogar schiene als wenn ich ihn für einen Mann hielte, der mich ins Verderben locken wolle. „Es sey zwar," setzte er hinzu, „kein Wunder, wenn ich nachgerade Verdacht schöpfe und Mißtrauen zeige, ich sey ein Fremder, der Gegend unkundig und habe mich ihm als einem Unbekannten anvertrauet. Er könne sich gar wohl an meine Stelle setzen und es leicht denken, wie mir zu Muthe seyn müsse. Ihm würde es eben so gehen, wenn er nach Th. käme und ein Unbekannter ihn ins Gehölz führen wollte," u. s. w. Diese und andre glatte Worte mehr wußte er mit einer so einnehmenden und zuthätigen Art, mit einer so gefälligen und freundlichen Miene und in einem so sanften und gutmeinenden Tone vorzubringen, daß ich mich noch weiter zu gehen verleiten ließ. Bei dem allen aber war mir nicht wohl ums Herz. Von der Heerstraße waren wir, soviel ich mich immer deutlicher überzeugte, eine ziemliche Strecke entfernt und weit rechter Hand gekommen. Von Lauenburg war noch immer nichts zu sehen, obgleich der Unbekannte versicherte, daß schon die Spitzen der Thürme zwischen den Bäumen zu erkennen wären: aber er hatte vorher schon von mir auszuforschen gewußt, daß ich kurzsichtig sey, darum setzte er hinzu: „doch Ihr kurzes Auge wird sie Ihnen nicht wahrnehmen lassen."

Er versicherte aufs neue, die Gegend recht gut zu kennen und alle Fußpfade genau zu wissen. Aber das Herz klopfte mir und ich betete zu Gott um

Muth, Kraft und Beistand, mich aus den Händen dieses gefährlichen und verdächtigen Menschen zu retten. Jetzt schlug er den Mantel zurück und hielt sein Rohr in der rechten Hand außer demselben. Der Mondstrahl fiel eben auf sein Gesicht, als er sich umdrehete (denn ich war so versichtig, daß ich ihn immer vorausgehen ließ) und sagte: „Bald werden wir ins Freie kommen und Lauenburg vor uns sehen.“ Ich sah ihn aber ganz ruhig mit seiner gewöhnlichen freundlichen Miene, ließ auch weiter nichts merken, sondern zeigte mich ihm ebenfalls gelassen und unverzagt, ging hinter ihm her und blieb ihm stets drei Schritte vom Leibe. Ich hatte noch so viel Unerschrockenheit, oder vielmehr Entschlossenheit, mein Taschenterzerol, das ich die ganze Reise über bei mir trug, herauszuholen und aufzuspannen. Ein gleiches that ich mit einem großen Reisemesser, das ich in die linke, so wie das aufgezogene Terzerol, in die rechte Hand nahm. Sehen konnte er beides nicht, denn ich hielt sowohl das Messer, als das Terzerol unter dem Mantel verborgen. Ich hatte mir fest vorgenommen, wenn er Gewalt brauchen würde, Feuer auf ihn zu geben und das Messer ihm in den Leib zu stoßen. Ihn allein fürchtete ich auch nicht, da er weder größer war, noch stärker schien, als ich. Was aber meine Bangigkeit vermehrte, war die Furcht, daß er pfeifen und dann sich vielleicht noch mehrere Spießgesellen einfinden möchten. Doch dazu kam es, Dank sey der gütigen Vorsehung, nicht. —

Geradezu von ihm laufen wollte ich auch nicht, weil ich ihn dadurch gegen mich aufzubringen fürchtete, wenn ich ihm offenbar zu erkennen gäbe, daß ich ihm nicht traute. — Endlich hörte ich etwas gerasselt kommen. Nun faßte ich Herz. Ich hielt es für den Postwagen und betrog mich nicht, ungeachtet er noch ziemlich weit zu seyn schien. „Ich sehe, mein Herr,“ sagte ich zu dem Unbekannten, „daß wir immer weiter von der Straße weg und sobald noch nicht nach Lauenburg kommen werden, ich gehe nunmehr nicht einen Schritt weiter.“ „Da liegt es ja vor uns“ antwortete er in einem zuversichtlichen Tone, mich fest ins Gesicht fassend und stille stehend, „kommen Sie, lassen Sie uns doch die Paar Schritte noch gehen, es ist mir so angenehm, in Ihrer Gesellschaft zu bleiben. In Lauenburg hält die Post an, und da trinken wir zusammen eine Bouteille Wein.“ Wie ich das zusammen aus dem Munde dieses Menschen hörte, dachte ich, hier ist es nicht richtig, das ist gewiß ein Werber, nahm von ihm Abschied und schwenkte mich. Als ich nun ungefähr 10 — 12 Schritte von ihm entfernt war, sahe ich mich um und wurde gewahr daß er stille stand. „Sind Sie nicht thöricht,“ rief er, „da liegt ja Lauenburg!“ —

Nun verdoppelte ich meine Schritte, suchte so gut ich konnte den Rückweg, den die hohen Bäume, ungeachtet des hellen Mondscheins, verdunkelten, nicht ohne Furcht die Post zu verfehlen, welche wie ich an dem Rasseln des Wagens merkte, schnell vorwärts fuhr. Ich arbeitete mich so gut es gehen wollte, mit Händen und Füßen durch das Dickicht, immer nach dem Gehör dem Rasseln und Klingern des Postwagens, der jetzt mein einziger Führer war, folgend. Unerwartet drang ich jetzt weiter und kam endlich an die Straße, wo der Wald endigte, als gerade der Postwagen vorbeirollte. Wäre ich einige Minuten später gekommen, so war er vorüber. „Halt, Schwager!“ rief ich dem Postillon zu. „Wer da?“ fragte dieser: „Passagier, gut Freund!“ „Wo is he denn wesen?“ fragte der Bursche in plattdeutscher Sprache „die Post wartet nich uf de Passagier, sondern de Passagier mutt uf de Post warde. Setz he sich up.“ Ich steckte mein Messer und Terzerol ein, stieg auf den Wagen und dankte Gott, daß ich noch mit heiler Haut davon gekommen war. Ich befand mich allein mit dem Postillon auf dem Wagen, und auf meine Frage, ob die Post in Lauenburg anhielte, antwortete er, daß sein Weg gar nicht dahin ginge, sondern nach Boyte und Mölle. —

Nachdem wir eine gute Viertelstunde gefahren waren, kamen wir an einer schmalen, mit Bäumen besetzten Gasse eines kleinen Dorfs vorbei. Da stand der Unbekannte an einer Zaunecke und rief mir zu: „Nicht wahr, mein Herr, ich habe Sie keinen falschen Weg geführt, hier ist Lauenburg,“ und — setzte sich nicht auf, wie er mir doch vorher versichert hatte, daß er mit bis nach Lübeck fahren werde. Ich fragte den Postillon, nachdem ich ihm das Abentheuer im Walde erzählt hatte, was er von dem Fremden glaube? „Wat ek meene? ek meene, he is a Köper.“ Als ich ihn um eine Erklärung bat, was ein Köper sey, antwortete er ganz trocken: „je nu, a Köper is a Köper.“ —

In Lübeck, wo ich den Vorfall im Gasthofe erzählte, hielt man ihn für einen Hamburger Seelenverkäufer, womit des Postillons erste Aussage, „he is a Köper,“ d. i. ein Käufer, (was ich nun erst verstand) übereinstimmte, welche Art Leute gerade so wie dieser, allerlei Kunstgriffe anwenden, und durch Erweisung mancherlei Gefälligkeiten, so wie durch eine einnehmende Sprache und lockende Versprechungen, das Zutrauen derer, welche sie in ihr Netz ziehen wollen, zu gewinnen wissen. Wenn ich aber bedachte, daß es wohl in dieser Gegend keine solche Ehrenmänner gebe, und dergleichen nur in Amsterdam zu finden wären, so kam mir diese Vermuthung wenig wahrscheinlich vor: vielmehr schien er mir ein Unterhändler zu seyn, welcher den wirklichen Werbern oder Zeelenverköpern als Spion dient und ihnen die unerfahrnen Leute durch allerlei Ränke zuführt.

Literatur.

Ueber Shakespeare's Vorschule

von Ludwig Tieck.

(Fortsetzung.)

An die Stelle von Allem diesem, wovon Ueberreste und Nachklänge noch überall vorhanden sind, soll nun Neues treten, was den Gesetzen des wahren Schönen entspricht und vaterländisch, volksmäßig ist. — Es soll. — Wie bald dieses zu erreichen, darüber wird bei der dringenden Noth nicht zu streiten seyn. Wir sollen, alle die nur in irgend einer Weise dazu mitwirken können, dahin streben, mit Ernst und Festigkeit. Wir sind auch nicht so ganz arm an Dichtungen, welche den Grund zum Besseren legen, wir haben bereits einen Anfang zu einer dramatischen Literatur, und es gilt zunächst, diese besseren Werke empfehlen und aufgeführt zu sehen, und da, wo sie fehlerhaft sind, zu zeigen, was ihre Verfasser und deren Nachfolger zu vermeiden haben. — Aber wo ist der Regelstern auf dieser Bahn? — Es ist kein anderer, als Shakspeare. Dieser große Dichter, von jeher mehr angestaunt als begriffen, muß durchaus in der ganzen Tiefe und Wahrheit, womit er die menschliche Natur, die Geschichte, das menschliche Loos auffaßt und darzustellen weiß, erklärt und als Muster aufgestellt werden.

Da tritt nun, wie weiland Lessing gegen den französischen Kunstgeschmack, der würdige Tieck auf, und ebnet seinem Shakespeare in dramaturgischen Aufsätzen den Weg, vor deren Autorität sich doch am Ende, wie vor der Lessingschen, die Schlechten schämen. Zugleich ist er unablässig damit beschäftigt, den großen Shakespeare selbst in seiner ganzen Würdigkeit in die Herzen einzuführen und ihn zu dem Zweck von allen Seiten historisch und kritisch zu beleuchten. Gewiß die gründlichste Weise, den Fehlern der dramatischen Kunst zu begegnen und die nächste, welche zum Ziele führt. Tieck, um dieses Verdienstes willen allein schon unsterblich, ist aber auch Dichter und leuchtet mit seinem Beispiele den Weg vor, welchen unsere jungen Dichter einzuschlagen haben. Denn ihm gebührt der Ruhm, das Drama zuerst in reiner Volksmäßigkeit erfaßt, gleichsam organisch aus dem Volksleben entwickelt zu haben. Die Leichtigkeit und Freiheit, womit er, sein großes Vorbild im Auge, diese reizenden Dichtungen ausgeführt hat, ist bewundernswerth und kann als Muster empfohlen werden.

So ist also Ludwig Tieck der Mann, auf welchen ganz Deutschland und das Ausland mit Recht als auf den Wiederbringer des vaterländischen Schauspiels sieht, mit Freuden sieht in einem Zeitpunkte, wo das Theater seinem Verfall vielleicht näher ist als jemals.

Wir betrachten ihn hier als den ausgezeichnetsten Forscher und Beförderer des Quellenstudiums Shakspeare's, indem wir den Anfang eines neuen hierher gehörigen Werkes vorlegen, wozu wir nun nach der etwas weitläufigen aber nicht wohl zu erlassenden Einleitung übergehen wollen.

Nachdem Tieck in seinem „Altenglischen Theater oder Supplemente zum Shakspeare" sechs Schauspiele, sichere oder vermuthliche Jugendwerke dieses Dichters, in deutscher Uebersetzung herausgegeben, beginnt er in vorliegendem Werk die Bekanntmachung einer Reihe von englischen Schauspielen, welche, wie der Titel andeutet, in der Jugendzeit Shakspeares gedichtet oder doch aufgeführt wurden und wonach er sich gebildet zu haben scheint. Indessen will sich wohl der Herausgeber nicht streng an diese Unterscheidung halten, was ihm auch wegen der Ungewißheit über manche dieser Dramen nicht möglich wäre; nämlich das zweite Stück dieser Sammlung hält Tieck für eine Jugendarbeit Shakspeares und das dritte soll erst 1615, als Shakspeare für das Theater zu schreiben aufgehört, gedichtet seyn. Beide Sammlungen gehören zusammen, und wenn wir eine genauere Scheidung vornehmen wollten, würden wir zwischen Shakspeares eignen Dichtungen und Werken seiner Zeitgenossen unterscheiden und den Flurschützen von Wakefield, welchen Tieck nunmehr für ein Werk des Robert Green erklärt, in diese Sammlung setzen, dagegen, wenn wir Arden von Feversham mit Tieck für ein Jugendprodukt Shakspeare's hielten, dieses in die Supplemente verweisen. — Die Werke dieser beiden unschätzbaren Sammlungen von Uebersetzungen sollen ihre vollständige Beleuchtung und nähere Würdigung erst dann erhalten, wenn Tieck im Stande seyn wird, sein größeres Werk über Shakspeare, das lang erwartete, herauszugeben, welches er binnen Jahresfrist verspricht. — In der sehr lehrreichen und interessanten Vorrede, welche mehrere Hinweisungen auf dieses Werk enthält, erzählt er zuerst, was ihm auf seiner Shakspearischen Entdeckungsreise in England geglückt sey und wie er sich dort einen Schatz von Manuscripten und Excerpten zu verschaffen gewußt habe. An diese Erzählung und an die Einleitungen zu den folgenden Stücken knüpft er sodann noch einige sehr interessante Bemerkungen über den damaligen Zustand der Schauspielkunst und über die Art, wie sie nach Absterben der geistlichen öffentlichen Feierlichkeiten und bildlichen Darstellungen Aufnahme im bürgerlichen Leben gefunden. Er berührt zuerst die geistlichen Schauspiele und die Versuche, welche Gelehrte oder Studierende auf der Universität dichteten, und welche dort häufig aufgeführt wurden, und geht dann von dieser gelehrten Maniee zu der volksmäßigen über, welche sich, nach Tieck's eigenen Worten, in einer Periode von 40 Jahren (1580 — 1612) aus ihrer Kindheit entwickelte, zu einer Vollendung reifte, wie sie nirgend in der neueren Zeit in Europa stattgefunden hat und auch schon zu sinken beginnt. Die mannigfaltigen volksmäßigen Schauspiele dieser Zeit bilden, wie er sich ausdrückt, „die englische Schule der dramatischen Kunst, eine Schule und Form, welche sich uns Deutschen ebenfalls aneignet und uns die natürlichste ist, im Gegensatz des später ausgebildeten und beschränkten französischen oder spanischen Theaters." — Die Form des griechischen Drama (führt Tieck weiter aus) ist eine vollendete, in sich und der Kunst begründete, von den Griechen nach ihrem Wesen nothwendig ausgebildet. Dieser

Form gegenüber steht die zweite, eben so richtige und kunstgemäße, die des neuern Europäischen Theaters, welche in England durch Shakspeare ihre höchste Vollendung erreichte, eben so klassisch (im ächten Verständnisse des Worts) wie die griechische." Diese gewiß richtige Ansicht, welche der Vf. schon früher verschiedentlich dargelegt, verspricht er in seinem großen Werk über Shakspeare mit den eigentlichen Beweisen gründlich zu belegen. — Interessant sind unter andern die Notizen über das Emporkommen des Schauspielerstandes: „Es scheint wohl, daß Schauspieler, eine Art Menschen, die wenig von den Zigeunern und umstreifenden Taschenspielern verschieden waren, schon seit dem Regierungs-Antritt der Königin Elisabeth durch alle Theile des Reichs zogen. Sie wurden abwechselnd verfolgt und geduldet, Magistrate und Richter, Edelleute und Barone sahen ihnen, der Ergötzlichkeit wegen, durch die Finger, ob sie gleich, nach der Strenge, dem Gesetz verfallen waren." „Da sich der Trieb zum Schauspiel nicht mehr hemmen ließ, so schien es billig, unter einer mäßigen Aufsicht dem Volke diese Lust zu gönnen. Und so wurde in den spätern Jahren der Elisabeth die Einrichtung getroffen, daß einige der vornehmsten Herren des Hofes eine gewisse Anzahl von Schauspielern unter ihre Protection nahmen. So entstanden in London einige Truppen, welche auch die Erlaubniß hatten, das Land mit ihren Spielen zu besuchen. Die Lords scheinen von dieser Protection keinen Vortheil genossen zu haben, sie gaben im Gegentheil jedem Mitgliede ihrer Truppe jährlich einen Mantel, der ihr Wappen auf dem Ermel trug. Diese Livree, in welcher zu Zeiten die Schauspieler gingen, hatte nichts Herabwürdigendes, wie in unsern Tagen seyn würde, denn selbst Edelleute und alles, was zum Hause eines wichtigen Mannes gehörte, trug manchmal dieses Abzeichen, um kenntlich zu machen, daß man ihm angehöre." — Von den Kindertheatern in früherer Zeit und von denen, welche Ben Johnson aus Haß gegen die Schauspieler des Globus-Theaters wieder einführte, liest man in dieser Vorrede einige lehrreiche Bemerkungen. Früher war es nämlich Gebrauch, daß die Knaben, welche in der Kapelle der Königin beim Gottesdienste sangen und außerdem zu Aufführung weltlicher Musik gebraucht wurden, am Hofe zu Zeiten Comödien spielten. Aus der Johnson'schen Wiedereinführung erklärt Tieck eine dunkle Stelle in Sh. Hamlet, in der Scene mit den Schauspielern, die er so übersetzt: „Aber es hat sich da eine Brut von Kindern eingefunden, kleine Nestlinge, die immer über das Gespräch hinausschreyn und höchst grausamlich dafür beklatscht werden. Diese sind jetzt Mode, und beschnattern die gemeinen Theater (so nennen sie's) dergestalt, daß Edle, die Degen tragen, sich vor Gänsekielen fürchten und kaum wagen hinzugehen."

(Fortsetzung folgt.)

Theater-Nachrichten.

Berlin 10. April.

Unsre Carnevalsfreuden sind, was die Oper anlangt, sehr einfach gewesen. Alle Pracht- und Orchesteraufgebote können doch nicht vor dem Einerlei des stets wiederkehrenden Genusses schützen. Toujours perdrix! Spontini hat endlich nach zahllosen Proben den dritten umgearbeiteten Act seines Cortez den 6. April auf die Bühne gebracht. Da wird Mexiko mit einem accompagnirenden Batteriefeuer erobert. Folgende Anekdote wird überall erzählt. Ich verbürge sie nicht. Als bei einer Probe die durchdringende Stimme der Mad. Schulz unter dem obligaten Kanonen-Accompagnement nicht gehörig durchgriff, machte ihr Spontini deswegen Vorwürfe. Sie entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit, hier durchzudringen. Da antwortete ihr der Kapellmeister ganz kalt: „Mais croyez vous donc, Madame, qu'on puisse s'emparer d'une ville d'assaut avec une Cavatine de Rossini?" — Man sagt allgemein, daß Spontini die Aufführung der Euryanthe, die Graf Brühl gleich nach ihrer Erscheinung bei'm Kapellmeister Maria von Weber bestellt hatte und schon seit Monaten empfing, unter dem Vorwand, daß sie nur ihm hätte zugeschickt werden können, in einem an Weber geschriebenen Brief für's erste verweigert habe.

Mehrere Tage lasen wir in den Zeitungen und Montag, am zweiten Ostertage, auch noch auf dem Theater-Zettel: „Wegen bevorstehender Urlaubs-Abwesenheit von Mad. Milder letzte Frühjahrsvorstellung von: „Olimpia." Eine solche Ankündigung ist bis jetzt nur bei den Opern Spontini's vorgekommen und vielleicht verdanken wir ihm die undeutsche Composition dieser Phrase, die jedoch auch eine Umarbeitung nöthig hat. Die „Urlaubs-Abwesenheit" thut sich dabei besonders hervor, denn die Abwesenheit des Urlaubs ist wirklich merkwürdig. Wir dürfen übrigens versichern, daß die genannte Sängerin mit Urlaub reiset und von der Abwesenheit des Sinnes in jener Anzeige keine Notiz zu nehmen hat. „Die letzte Frühjahrs-Vorstellung von der Olimpia" hat uns mehr Freude gemacht; denn erstens hat sich die Gute den Winter hindurch sehr abstrapazirt, indem sie nicht leiden wollte, daß außer ihr und ihren Paar Geschwistern noch irgend ein anderes bedeutendes Opernwesen bei dem Publikum einspräche, aus gerechter Furcht, man möchte sonst nicht Langeweile genug haben, um sich nur immer dieselbe geringe Abwechselung gefallen zu lassen. Aber jene equilibristische Ankündigung hat uns noch aus einem zweiten Grunde behagt, indem das Frühjahr uns auch an die Frühjahrs-Kur erinnert, welche unserer Oper, laut dem Vorbemerkten, nicht schaden könnte, damit sie, neu erkräftigt, einen Sommer, d. h. eine Erndte hoffen ließe; denn uns graut etwas vor den künftigen Herbst-Manoeuvre- und Carnavals-Repertoire's, die seit einigen Jahren immer nur verjährte Plagiate waren.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro. 38. Sonntag, 9. May 1824.

Schiller's Begräbniß.

Am neunten May, seinem Sterbtage.

Seht ihr! Sie tragen ihn hinaus
Geschweigsam in sein schweigend Haus;
Gerad' in seiner Lieblingsstunde, —
Hinein in seine Lieblingswelt.
Stumm — weinend steht der Treuen Runde,
Und weinen will das Himmelszelt.

Die Nacht ist schwarz, — der Sturm entlaubt
Der Grabesweiden hangend Haupt;
Hinunter sinkt, in ernster Feyer,
Der Sarg, mit Rosmarin bekränzt;
Da reißt der dichte Wolkenschleyer, —
Der Mond erscheint, — die Truhe glänzt.

Daß ihn sein stiller Freund, der Mond,
Mit einem Scheideblick belohnt,
Glaubt mir! — das fühlt der glüh'n'de Sänger
Selbst noch im kalten Sarggebiet.
Die Truhe sank — das Grab wird enger,
Geschlossen ist's, — der Mond entflieht.

Und also reicht, im Grabgewand',
Die Nacht dem Morgen ihre Hand;
Da gibt dem Grabesmunde glühend
Der Tag den hellen Feuerkuß:
Und rings erwachend, rings erblühend,
Lebt alles auf zum Lenzesgruß'.

Hell glüht wie Regenbogenglanz,
Um's Grab ein Strahlenlorberkranz:
Und Flora's duftbeschwingte Töchter
Umweh'n mit süß'rem Hauch das Grab:
Es flieh'n des Himmels Liedgeschlechter
In schnell'rem Jubelschwung herab.

So bot die Nacht, so beut das Licht
Dem Sängersmann' die heil'ge Pflicht:
Als Vorbild seines Schlafengehens
Der friedlichheil're Mondaufgang:
Als Vorbild seines Auferstehens
Der Morgen-Lerchen Jubelsang.

Johann Gabriel Seidl.

Der Traum der Mutter.

Eine Erzählung.

Die Dame, welche diese Geschichte erzählte, war eine Schottländerin. Ihre Stimme war sanft und angenehm, und besaß jene nationelle Melodie des Ausdrucks, die der Rede so viel antiken Reichthum und Anmuth verleiht. Unter dem Schatten eines langen Schleiers saß sie da, bemüht ein Gesicht zu verbergen, dessen Rosen ein früher Kummer gebleicht, und auf dessen Stirn ein tiefer Gram den Schwermuths-Stempel gedrückt hatte. In ihren schönen Augen aber flammte noch dann und wann das Feuer der Jugend auf, bald hell, bald dunkel, je nachdem die Freuden und Leiden der ehelichen und mütterlichen Liebe ergreifend in ihrer Erzählung berührt wurden.

„Das Weib, wenn es noch jung ist," begann sie mit einem Seufzer, der aber von keiner Reue zu zeigen schien, „liebt in den bevölkertsten Straßen, und in dem Gewühl der Menschen zu wandeln — wenn sie aber älter und klüger geworden, wenn auch sie aus dem Leidensbecher des Lebens gekostet hat, dann wählt sie einsamere Orte zu ihren Spaziergängen, um fern von dem eitlen Tumult der Welt ihren eigenen Gedanken nachhängen zu können. — Als der Pfeil des Kummers, der nur wenige Erdenkinder verschont, auch mich getroffen, und mich zur gattenlos umherflatternden Taube gemacht hatte, wandelte ich eines Tages hinaus an das Ufer jener herrlichen Wasserfläche, „Frauenfluch" genannt. Es war in der Mitte des Sommers; die Hügel, die den See umgaben, prangten im herrlichsten Grün; Schaafe weideten an ihren Abhängen, und auf den Anhöhen saßen die Schäfer, ihre Heerden überschauend. Die großen grünen Seeblätter und weißen Wasserlilien lagen auf der ruhigen Oberfläche bewegungslos da, bis dann und wann die wilden Schwäne, die hier seit Jahren schon ihre Nahrung am grasreichen Ufer oder in der Tiefe des Sees gefunden hatten, majestätisch durch sie hinglitten.

Im hohen Sommer, wenn die Hitze groß und der Stand des Wassers niedrig ist, kann das Auge hier noch die Ueberreste eines schmalen Dammes von Quadersteinen gewahren, der sich von einer kleinen Bucht

an der Nordseite bis in die Mitte des Sees hinein erstreckt. Die Volkssage, indem sie die Geschichte dieses Dammes verfolgt, bereichert den See mit einer Insel, die Insel mit einem Thurm, und den Thurm wiederum mit Kunden von Gefahren und Blutvergießen, von Ritterthaten und Liebe. — Diese Sagen, welche die Caminunterhaltung der Bewohner jener Gegend ausmachen, und von der Phantasie des jedesmaligen Erzählers umgewandelt und ausgeschmückt werden, enden sämmtlich in eine für den allgemeinen Glauben fast zu abentheuerliche Geschichte. Eine gefahrvolle blutige Schlacht soll an der Südseite des Sees gefochten worden seyn. Die Stimme einer Dame ward gehört, ihre Gestalt ward gesehen unter den Bewaffneten, in der Mitte des Gefechts. Ueber den Damm hinweg soll sie von dem Herrn des Thurmes fortgeschleppt worden seyn, durch die Todten und Verwundeten hin, die das Ufer bedeckten. Sie sah ihren Vater und ihren Bruder, die sie zu vertheidigen bemüht waren, vor ihren Augen sterben; ihr Geliebter sank an ihrer Seite, und einen schweren und lastenden Fluch sprach sie aus über ihren Räuber, den See, und den Thurm der jenem Schutz gewährte. Ihre Worte sind nicht vergessen, aber sie sind zu gräßlich, als daß sie die frommen und ernsten Bewohner jener Gegend in ihrer Erzählung wiederholen sollten. In jener Nacht, sagt man, ward eine Stimme gehört, als ob ein Geist rastlos den See mit eiligen Schritten umwandele, und einen grauenvollen Fluch über ihn ausspräche. Das Wasser in dem See wogte mächtig auf, und in der Mitternacht ward ein Jammergeschrei vernommen. Am Morgen darauf war der Thurm hinabgesunken, und die Wellen wogten sieben Klafter hoch über seine Zinnen dahin.

Diejenigen, welche dieser wilden Legende Glauben beimessen, sind geneigt sie durch seltsame Zeugnisse zu bewahrheiten. Sie behaupten, daß man im Sommer, wenn das Wasser klar ist, die Mauern des Thurms noch deutlich unten in der Tiefe gewahren könne, wie sie dastånden mit unverrücktem Gestein, und daß alle Jahr einmal um Mitternacht der Thurm aus dem See emporsteige, erleuchtet, aber nicht durch irdisches Licht, sondern durch helloderude Flammen, die durch die Schiesscharten des dunklen Gemäuers hervorschimmerten, während sich auf der Zinne eine weibliche Gestalt zeige, mit zum Himmel emporgestreckten Händen und dabei laut aufjammernd; eine Vision, die, wie der Aberglaube meint, das Verunglücken irgend eines Menschen auf dem See einige Nächte vorher verkünde. Der Eindruck dieser Sage hat die Ufer des Sees zu einem einsamen und verlassenen Orte gemacht; die zahlreichen und wohlschmeckenden Fische desselben vor den Netzen der Fischer, und die wilden Schwäne vor den Flinten der Jäger bewahrt. Die Landleute jener Gegend besuchen nur selten dies schöne menschenleere Ufer, und vermeiden, sich in dem Wasser des Sees zu baden, und wenn der Wintersturm seine eisigen Schwingen regt, schauen die Alten ernst und sprechen: „Der See verlangt seinen jährlichen Tribut,“ — und seit dem Hinabsinken des Thurms hat er, wie die Sage berichtet, diesen auch alljährlich empfangen.“ —

„Ich hatte,“ fuhr die schwermüthige Erzählerin fort, „das Ufer erreicht, und schauete hinaus über die weite klare Fläche des Sees. Als so meine Blicke das Reizende, von alten Baumstämmen und wilden Hagedorn unterbrochene, Ufer desselben umglitten, wurden sie plötzlich von einem Gegenstande aufgehalten, der mir ein menschliches auf den Boden bewegungslos ausgestreckt liegendes Wesen zu seyn schien. Ich stand auf, und als ich näher kam, sah' ich, daß es ein Mann war, der mit zur Erde gekehrtem Gesicht, und auseinander gespreizten Armen dalag. Ich glaubte er sey todt, als ich aber einem auf einer unfernen Anhöhe ruhenden Schäfer winkte, herbeizukommen, hörte ich plötzlich einen tiefen melancholischen Seufzer, dem ein dumpfer Schrei folgte; ich wandte mich, und sah' wie der Todtgeglaubte, der nun aufgesprungen war, zu einer vom See bespülten Baumwurzel eilte, sich darauf niederwarf, den Kopf in die Hand sinken ließ, und so hinein in den See starrte. Es war ein junger Mann; Ueberreste von Gesundheit und Schönheit waren noch an ihm sichtbar, aber seine Locken, auf die einst die jungen Mädchen mit Freude schaueten, hingen jetzt nur noch wild und verblichen herab; seine Wangen waren hohl und bleich, und aus seinen halberloschenen Augen blitzte nur dann und wann ein wildes Feuer auf. Als ich so eine Weile lang auf diese schwermüthige Trümmer von Jugend und Kraft blickte, sah' ich, wie der Unglückliche beide Hände in den See tauchte, etwas Wasser daraus in die Luft warf, so daß ein Regen über seine Locken herabfiel. Dabei sang er mit wildem Ton und zitternder Stimme seltsame und abgebrochene Worte, deren Inhalt ungefähr so lautete:

Verflucht seyst du o Wasser um meinetwillen,
Verflucht die, die ihre Händen hineintauchen,
Mögen die Vögel deine Ufer verlassen,
Der Fische Schwarm deine täuschenden Wellen flieh'n;
Möge der Wirbelwind sie himmelan peitschen,
Bis die Blitze des Himmels dich auf immer vernichten;
Mögen die Lilien welken an deinem Busen,
Und der weiße Schwan deine Fluth meiden!

Die Töne des Gesanges rollten dumpf und melancholisch über die Oberfläche des Sees dahin. Als der Unglückliche sein Lied geendet hatte, stieß er einen lauten Schrei aus, und sich plötzlich wieder auf sein Gesicht werfend, stöhnte und jammerte er so, als ob er in Todesangst daläge.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Die Erste nennt dir jene heil'ge Zahl,
Die an das höchste Wesen dich gemahnt.
Du staunest ob der Letzten, wenn der Strahl
Des Blitzes sich den Weg durch Felsen bahnt;
Sie wirket unsichtbar im Sternenringe,
Und in die mächt'ge Schöpferin der Dinge.

Die Zwey' und Dritte sind des Menschen Zier,
Sie sind die Quelle aller Sittlichkeit;
Wer sie nicht hat, entartet oft zum Thier,
Die Grazien beleid'gend ungescheut.
(Der Dritten letztes Zeichen laß nicht hören,
Sie kann es jetzt, doch später nicht, entbehren.)

Das Ganze ist, o dankenswerthe Gunst!
Dem Ebenbild des Schöpfers nur verliehn,
Es ist die Mutter jeder schönen Kunst,
Und muß im Haupte jedes Dichters glühn;
Es zeugen Raphaels und Klopstocks Werke,
Und Mozarts Harmonien von ihrer Stärke.

Auflösung der Charade in Nro. 36.
Harmonie.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Freitag den 30. April. Der Diener zweier Herren, Lustsp. in 2 Aufz. nach Goldoni von Schröder. Hierauf: Der Mandarin, Singspiel nach dem Franz. von Ritter. Von heute haben wir nur zu bemerken, daß uns im Spiel des Hrn. Düpre als Truffaldin eine unfreie Aehnlichkeit mit Wurms Darstellung dieser Rolle aufgefallen ist. Wir wünschten, daß Hr. Düpre nicht ohne Noth borgen, sondern sein eignes Vermögen geltend machen möchte.

Samstag den 1. May. Das öffentliche Geheimniß, Lustsp. in 4 Abthl. nach Calderon von Lembert. Da, wie wir hören, eine Wiederholung dieses Lustspiels wegen einer Kunstreise der Dem. Lindner vor sechs Wochen nicht statt finden wird, so wollen wir uns bis dahin nähere Urtheile vorbehalten.

Sonntag den 2. Don Juan, Oper in 2 Aufz. von Mozart. Wenn man die beiden Finale des Don Juan vergleicht, so findet man darin eine merkwürdige Uebereinstimmung schon im Text, und in der Composition tritt der ernste Einklang ganz entschieden hervor. In beiden bricht die Rache über das Haupt des Bösewichts herein, wie er sorglos mitten im Pfuhl der Sünden steht; doch soll das Finale des ersten Akts nur die weltliche Gerechtigkeit bezeichnen, welche ihn bedroht, aber an ihm vorübergeht, dagegen das Finale des zweiten Akts die göttliche Gerechtigkeit darstellt, welche unmittelbar seinem ruchlosen Treiben ein Ende macht. Beider Eindruck ist ungeheuer. Das Toben des Chors im Tanzsaal tönt wie Sturmestosen des Weltmeeres, das im Kampf der aufgeregten Elemente das ohnmächtige, verwegne Schifflein umher schleudert. Don Juan ist hier noch in den Händen der Natur, deren Bande er gehöhnt und freventlich verletzt hat; er ist nicht wenig erschrocken, doch mit List und Gewandheit schlägt er sich durch. Das Gebet der Masken ist noch nicht erhört, die Rache zieht sich wie ein drückendes Gewitter in den Hintergrund, um sich dort fürchterlicher zu entladen. — Das prophetische Dräuen hat ihn nur vorsichtiger und tückischer gemacht; aber endlich ereilt ihn, den Sünder, welchem kein menschliches Gesetz mehr das Maaß der Vergeltung reicht, die göttliche Strafgerechtigkeit. Man kann es sich denken, daß seinen Hohn am Menschengeschlecht, seinen Spott und seine Bosheit mit den Schwachen und Unglücklichen, eine Strafe auf Erden zu tilgen und ihm die Augen zu öffnen vermögend gewesen wäre. Doch nun reift er in eine andere Saat hinüber, denn jetzt wird er ganz Teufel. Daß er die vergebende Liebe der Donna Elvira*) auch da noch höhnt, wo sie ihn als rettender Engel vor dem Abgrund warnt, einzig um sein Seelenheil bekümmert, da sie von ihm „keine Gegenliebe" verlangt und „in den öden Klostermauern ihr Leben beschließen will": das ist mehr als aller Hohn an den Menschen, es ist Hohn am Göttlichen, es ist die Gotteslästerung, womit ein Don Juan die höchste Staffel des Titanismus erreichen konnte, größer noch als der Spott gegen den Geist, welchen er einen „alten Narren" nennt. Wie tief war, kann man sagen, die poetische Eingebung des Verfassers des Textes (wenn wir denselben als Erfinder annehmen), daß er erst Elviren kommen läßt, welche den Sünder sanft mit den Tönen der Liebe zurückruft: „Zum Zeichen der Liebe tret' ich herein ꝛc." Nun erst, da dem Ruf der Liebe nur bitterster Hohn folgt, hüllt sich die ewige Erbarmung in den Mantel des Entsetzens; Furcht soll ihn, den ganz gesunkenen, zurückreißen: der Fußtritt „ta, ta, ta, ta" — und die ungeheuern Töne: „Don Juan, heut' mit dir zu speisen ꝛc." Don Juan überfällt ein innerliches Grauen, das sich in seinem Diener abmalt, wie geschickt er selbst es auch noch zu verbergen weiß. Der Trotz überwiegt das Gefühl, das Teufliche siegt über das Menschliche; aber schon lacht er nicht mehr über den lustigen Einfall, einen steinernen Gast zur Tafel geladen zu haben, er entschuldigt sich, will anderes Essen bringen lassen; doch den Geist gelüstet's nicht nach irdischer Speise, „andere Sorgen, bessere Triebe leiten ihn her." Es ist nicht ein Geist ähnlich dem Geiste Hamlets, nicht gerochen will er seyn, er selbst will sich rächen durch Liebe, durch Erbarmen. Noch heuchelt Don Juan Ruhe. Er soll die Hand des Todes zu fassen bekommen: „Ha, du bist so kalt wie Schnee." Aber noch kälter, unschmelzbar scheint des Sünders Herz geworden zu seyn, es bedarf des

*) In diesem und dem folgenden wird man finden, daß wir die Bemerkungen über Don Juan in den dramaturgischen Aufsätzen der Stadt. Gebblatter benutzt haben, welche diesen Theil der Oper sehr geistreich gegen Hoffmann ausführen.

Rufs: „Es ist die höchste Zeit!" Welcher Sünder würde hier nicht geweckt? Aber Don Juans Antwort ist: „Nein, nein, du alter Narr!" Nun ist die Langmuth erschöpft; der Geist läßt ihn los. Und jetzt erst, auf dem Gipfel, wohin ihn der Teufel gezogen hat, trifft ihn aus den Wolken der Blitz, der ihn gleich Prometheus in die untersten Oerter der ewigen Pein hinabstürzt. Wie alles dieses in der Musik grauenvoll und erhaben ausgedrückt ist, das zu schildern, fühlen wir uns an Worten zu arm. — Mit dem Chor der Furien verschwindet diese Scene, die Erde schließt sich wieder. Nun folgt die Verklärung des Ganzen. Sie suchen Don Juan noch über der Erde, um ihn der Rache zu weihen. Leporello erzählt ihnen das schreckliche Ereigniß. Der Schrecken und das Gefühl der versöhnten Rache äußern sich nach den verschiedenen Eindrücken und gehen in das Lob der Gottheit über. Warum fehlt hier in Frankfurt bei der Aufführung dieser Schlußstein des Stücks? — An der heutigen Aufführung fanden wir noch mehr auszusetzen. Das weibliche Geschlecht, welches in dieser Oper höchst verletzt und leidend auftritt, war heute so leidend repräsentirt, daß die ganze Oper darunter litt. Dem. Schulze war der Donna Anna durchaus nicht gewachsen; diese äußerst schwere Parthie fordert bei der bedeutenden Höhe, welche Dem. Schulze allerdings besitzt, große Geläufigkeit und Bindung der Töne, und bei aller Kunst doch überall Seele und Klang, welcher der Sängerin heute selbst in den hohen Tönen größtentheils versagte. Dem. Rotthammer hatte als Donna Anna mehr Festigkeit und Ausdauer bewiesen. Dieser war heute die Donna Elvira zugetheilt. Ganz unpassend fanden wir den heroischen Anstrich, so im Spiel wie im Gesang; die Rolle fordert äußere Würde und große Leidenschaftlichkeit, aber nicht minder innigen Ausdruck der Empfindung. Daß die Zerline nicht mehr von Mad. Hoffmann, sondern von Dem. Heinefeder d. j. gegeben werden sollte, ist schon öfters in der Iris bemerkt worden und wird im Publikum immer nachdrücklicher gerügt. Herr Größer wurde schon vielfältig daran erinnert, daß der Don Juan feiner genommen werden muß.

Montag den 3. Der Teufelsstein, Volksmärchen mit Gesang in 3 Aufz., Musik von Wenzel Müller.

Dienstag den 4. U. A. w. g. oder die Einladungskarte, Lustsp. in einem Act von Kotzebue. Hierauf: Die wandernden Comödianten, Oper in 2 Abthl. von Fioravanti. Das Lustspiel wurde brav gegeben; Herr Weidner spielte sehr behaglich und Hr. Düpre war heute recht gewandt. Hr. Leißring gleicht in seinem Dr. Blase, wohl nur zufällig, einem berühmten Philologen. — Die Oper ging ebenfalls gut. Hr. Hassel, (Lucas Hirsch), war heute nicht so recht bei Laune, desto mehr Hr. Leißring als Gerichtsscheiber. Hr. Hill thut ein Uebriges im Heroischen. Daß er in voller Uniform erscheint, ist wohl unrichtig, denn zu Anfang hält ihn der Dichter Süßbach für einen Comödianten und zu Ende der Gerichtsschreiber für einen Spitzbuben.

Mittwoch den 5. Der Schleichhändler, Drama in 3 Abthl. Hierauf: Der Schiffbruch, Lustsp. von Steigentesch. Wir wünschen diesem Schleichhändler, daß er mit den Chevaliers d'industrie diese letzte Meßwoche zum Fortschleichen benutzen möge. Da das Kleingewehrfeuer auf unserer Bühne fortwährend so gut gelingt, so können wir bei der Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, daß uns bald die Verbesserung der Oper Cortez von Spontini zu Theil werden möge, welche die Berliner so glücklich macht (Iris Nr. 35.) — Die Darstellung des Drama können wir nur loben, insonderheit die Fortschritte des Hrn. Rottmayer (Cabri) und des Hrn. Düpre (Raimund) in fester, bestimmter Haltung und Hrn. Hill in der neuen Rolle des Obristen Valry. Hr. Otto bewies als Gouverneur eine Gelassenheit und Kaltblütigkeit, welche den erfahrenen General kenntlich machte. — Ueber den Inhalt des heutigen recht angenehmen Lustspiels sagt der Dichter in einer Vorrede: „Der Schiffbruch ist nach dem Französischen bearbeitet, doch gehört mehr als die Hälfte des Plans mir selbst." Die Darstellung war recht und in allen Theilen gelungen; das ungezwungene Spiel der Dem. Urspruch verfehlte den guten Eindruck nicht.

Donnerstag den 6. Der Freischütz, Oper in 3 Abthl. von Fried. Kind, Musik von K. M. v. Weber. Mad. Brauer hatte die Agathe übernommen und sang sie über Erwarten gut. Wir finden diese Parthie ganz dem Umfang ihrer Stimme angemessen. Das öftere Detoniren in den hohen Tönen wußte sie heute mehrentheils glücklich zu überwinden. Hr. Dobler war als Caspar wieder ganz ausgezeichnet. Warum spielt Hr. Rieser den Max so vornehm?

Nachtrag. Wir wurden heute aufs Angenehmste durch einen Gast überrascht, eine Künstlerin von Hanau, welche die Eule in der Wolfsschlucht mit vielem Erfolg darstellte. Die geistvolle Mimik, der edle Anstand, das liebliche gesträubte Wesen, die genialische Bewegung des rechten Beins, zeugen von einer guten Schule. Was wir an ihr auszusetzen hätten, wäre höchstens, daß sie die Flügel etwas affectirt bewegte, ferner daß sie mit ihren feurigen Augen zu viel im Parterre herumschweifte und dadurch mehreren Anwesenden Schwindel verursachte. Einige wollen sie auch singen gehört haben, wovon wir aber in dem Heulen und Bellen nichts vernahmen.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 11. May. Die Ahnfrau, Trsp. (Bertha Dem. Fleckenstein.)
Mittwoch den 12. (Unbestimmt.)
Donnerstag den 13. Jessonda, Oper.
Samstag den 15. Aurelia, Schausp. (Aurelia: Dem. Fleckenstein).
Sonntag den 16. Titus, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 39. Donnerstag, 13. May 1824.

Der Traum der Mutter.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick kam eine junge Frau in Wittwentracht mit einem Gesicht, das noch von größerer Trauer zeugte als ihr Gewand, längs dem Ufer zu mir heran. Es war das Wesen und die Gestalt einer Freundin, die ich in meiner Jugend kannte, einer Vertrauten meines Kummers. Sie war damals die Freude Aller die sie kannten, und hatte das fröhlichste Herz im ganzen Thale. Als ich sie dann später an der Seite eines liebenden Gatten sah, rief ich in meiner Einfalt aus: „die werden lange und glücklich leben auf Erden!“— Ich sah sie wieder; er lag ausgestreckt in seinem Sarge da, neben dem sie kniete und weinte, das vaterlose Kind an ihrer Brust. Solche Erinnerungen schwinden nie aus dem Herzen, und sie ergriffen mich jetzt gewaltig, als eben diese Gefährtin meiner Jugend zu mir heran kam. Wir waren lange getrennt gewesen; ich hatte fern gewohnt, bis mich der Verlust von Allem, was mir lieb und theuer war, bewog, in der Heimath und in den Erinnerungen meiner Kindheit die entflohene Ruhe wieder aufzusuchen.

Etwas, das einem Lächeln glich, überflog ihr Gesicht als sie mich erblickte; aber es schwand schnell wieder dahin. Eine Weile lang sprachen wir nur wenig mit einander; die Geschichte unserer Leiden war auf unseren Gesichtern zu lesen, es bedurfte keiner Mittheilung. „Ach!“ rief sie endlich, „ein theurer Gatte, drei süße Kinder! Alles, alles also dorthin auf den grünen Gottesacker! Du aber warst dennoch glücklich im Vergleich mit mir! Du verlorst Deine Kinder, aber die Thränen der Mutter fielen auf sie herab, eine Mutter pflegte sie, eine Mutter that zu ihrer Erhaltung alles was sie thun konnte, bis ihr letzter Athemzug über die bleichen Lippen zum Himmel hinaufschwebte. — Glücklich warst Du im Vergleich mit mir!“ —

Sie seufzte laut, und starrte in den See, der klar und ruhig vor uns dalag. Bei dem Klang ihrer Stimme sprang der junge Mann schnell vom Boden empor, richtete einen wilden Blick auf meine Gefährtin, und laut aufschreiend stürzte er, sein Gesicht mit den Händen bedeckend, wieder zur Erde nieder, wo er stumm und regungslos liegen blieb.

„Da, schau hin,“ sprach meine Jugendfreundin, „blicke ihn an, sein Name ist Benjie Spedlands. Er war einst der herrlichste Jüngling des Kirchspiels, jetzt aber ruht die Hand des Himmels hart auf ihm, schwer wie sein Vergehen war auch seine Strafe.“

Ich drang in sie, mir zu erzählen was er gethan habe, und wie ihr Erscheinen einen solchen Eindruck auf ihn machen könne, daß er sein Gesicht mit den Händen bedecke und zu Boden gestürzt sey.

„Das ist eine seltsame und traurige Geschichte,“ antwortete sie, „aber es erleichtert mein Herz sie mitzutheilen. Ja, ja, ich war einst ein fröhliches, glückliches Geschöpf, mit einem Antlitz heiter wie der anbrechende Morgen. — Seit den letzten langen acht Jahren aber hatte ich nur freudenlose Tage und kummervolle Nächte, nur trübe Gedanken, nur schreckenvolle Träume. Der Kummer erschien mir in einem Traum, aber er wird nicht von mir weichen bis mich die leidenstillende Erde deckt.“—

„In dem Sommer der dem Tode meines Gatten folgte, war ich in tiefen Trübsinn versunken, nur die Sorge für meinen nunmehr vaterlosen Sohn war mein einziger Trost. Es war ein süßes Kind! — An dem Tage als er zwei Jahr alt geworden war, wo ich Gott hätte danken sollen, daß er bisher huldvoll die Wittwe und Waise beschützte, war ich noch schwermüthiger als gewöhnlich, denn furchtbare Ahnungen drückten meinen Geist nieder, und machten, daß ich die Wangen meines Kindes mit Thränen benetzte. Auch Du warst Mutter, und kennst die Zärtlichkeit und Liebe, die ihr ein geliebtes Kind beweist, wenn sie traurig ist. Mein Sohn schlang seine kleinen Arme um meinen Hals, barg sein Haupt auf meinen Busen, und lächelte mich dann freundlich an; so entschlummerten wir beide. Es mochte ungefähr Mitternacht seyn, als mir folgender Traum erschien:

„Mir träumte, ich säße vor der Schwelle meiner Thür, mein Kind neben mir, das im Sonnenschein neben mir spielte. Auch mein Gatte war zugegen, er lächelte, aber ernster als im Leben, und ein Schein, klarer als die Tageshelle, hielt seine Gestalt umfangen. Vor mir, hinter den grünen Hügeln, glaubte ich die Sonne untergehen zu sehen; die Mägde hörte ich singend von den Wiesen heim-

kehren, und ein Stern stieg nach dem anderen vor meinen Augen am Firmamente empor. Und länger blickte ich hin, da sah ich eine dunkele Wolke zwischen dem Himmel und der Erde schweben, die ward größer und immer größer, bis der ganze Raum vom hohen Himmel herab, bis zu der Oberfläche des Sees hier von ihr bedeckt war. Ich konnte mir diese Erscheinung nicht erklären; da begann die Wolke sich plötzlich zu bewegen, und näher und näher wogend überzog sie das Gefilde, die Lichter des Himmels verlöschend. Ich glaubte Menschengestalten zu sehen, und Stimmen zu vernehmen, andere, als bisher auf der Erde in mein Ohr getönt hatten. In der Entfernung eines Steinwurfs von mir machte die Wolke Halt. Ich bebte zusammen, drückte mein Kind an meine Brust und versuchte zu entfliehen, aber ich konnte nicht von der Stelle. Die Gestalt meines Gatten war verschwunden, und niemand zugegen der mir hätte Trost einsprechen können. Und wieder blickte ich hin, da schien die Wolke gespalten, und ein schwarzer Wagen mit sechs schwarzen Rossen bespannt, rollte aus dem Dunkel hervor. Ich starrte, vermochte aber nicht mein Auge dem Schreckensbilde zu entziehen, und einen Schatten sah ich als Wagenlenker, und eine Stimme hörte ich, die rief: „Ich bringe das Weh den Söhnen und Töchtern der Erde, fahre die Sorgen umher, achte sind's an der Zahl.“ Und vorwärts trabten die schwarzen Gäule, und als der Wagen bis zu meiner Schwelle gelangt war, hemmte das Gespenst den Flug seiner Rosse und sprach: „Hier ist ein Weh', ein Weh für Deinen Sohn, o Wittwe!“ — Ich sprang empor, und schauete in den Wagen, da standen sieben Kindersärge mit den Namen und dem Alter ihrer dereinstigen Bewohner bezeichnet. Und ein anderer Sarg stand daneben, als meine Blicke darauf fielen, las ich den Namen meines Sohnes, und sein Alter war auf sechs Jahre festgestellt. Meine Thränen strömten auf den Sarg hin und verwischten die Buchstaben, da sprach das Gespenst: „Weib, was hast Du gethan, meinst Du Deine Thränen sie könnten es mit mir aufnehmen!“ — und schnell sah ich eine schreibende Knochenhand wieder über den Sarg gleiten, und es zeigte sich der Name meines Sohnes wieder, und sein Alter war auf neun Jahre festgestellt. Da packte mich gewaltsam der Kummer, und noch einmal versuchte ich die Worte mit meinen Thränen wegzuwaschen, da rief der Schatten: „Weib, was beginnst Du? nimm Dein Weh' und geh' heim; sieben Wohnungen habe ich noch zu besuchen, und Deine Thränen dürfen mich nicht aufhalten. Drei Jahre legte ich zu, Deiner Zähren wegen; mehr zu thun vermag ich nicht!“ —

„Schatten,“ erwiderte ich mit dem Muth einer Mutter, „bist Du vom Bösen gesandt, gib Deinen Rossen die Geissel, und eile mit Deinem schwarzen Gespann von hinnen!“ — Das Gespenst ward finsterer bei diesen Worten — „kommt aber,“ fuhr ich fort, „Deine Botschaft von Dem, der in der Höhe thront, — von dem Herrn droben, der da geben und nehmen kann, — so sey sein Name gepriesen; erfülle sein Gebot und scheide!“ Und plötzlich stand der Sarg da vor meiner Thür, der Wagen mit den schwarzen Rossen flog davon, die dichten Wolken folgten ihm, und bald war alles vor meinen Blikken verschwunden. Ich sah nun wieder auf den Namen und auf die Zahl der Jahre; als ich so hinstarrte, schwanden auch diese mit dem Sarge dahin, und ich erwachte mit mächtig klopfendem Herzen, in Thränen gebadet.“

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Ueber Shakespeare's Vorschule

von Ludwig Tieck.

(Fortsetzung.)

In diesem ersten Bande erhalten wir die Uebersetzungen dreier englischen Stücke (die Uebersetzer sind nicht genannt; Tieck bemerkt nur, daß er die Uebersetzungen durchgesehen und manches verbessert habe). Sie sind: 1) „Die wunderbare Sage vom Pater Baco, ein Schauspiel von Robert Green;“ — 2) „Arden von Feversham, eine Tragödie (von einem unbekannten Autor, vielleicht eine Jugendarbeit Shakspeare's);“ — 3) „Die Hexen in Lancashire, von Th. Heywood.“ Die beiden letzteren Stücke scheinen weniger durch inneren Kunstwerth, denn als Kunst-Antiquitäten merkwürdig. Arden von Feversham ist eine schreckliche bürgerliche Criminal-Geschichte, welche die Ermordung eines Ehemannes aus Liebe der Gattin zu einem Andern zum Gegenstand hat. Das Stück ist in der Behandlung des Gegenstandes nicht zu verwechseln mit den erbärmlichen Criminal-Dramen unserer Tage, wenn auch sein Stoff gleich den ihrigen kein wahrer Kunstgegenstand ist. Der Zuschauer erhält freilich keinen wahrhaft poetischen, aber doch den reinen psychologischen Eindruck der Criminal-Acten und wird in eine gewisse moralische Begeisterung versetzt, so viel als die Gemeinheit der Sünden nur irgend zuläßt. Dieser tragische Effect und das Pathetische in Ton und Sprache wären wohl eines jungen Shakspeare würdig zu erkennen, aber schwerlich die Wahl des Gegenstandes. Auch spricht sich das wohl eines Shakspeares würdige tiefe moralische Gefühl in der ganzen Anordnung und Haltung viel zu ruhig und besonnen aus, als daß wir es für eine Jünglingsarbeit halten könnten. So unvollendet auch der Styl seyn mag, so liegt doch in den Bildern und Zügen viel mehr Einfachheit und Ruhe als in den andern uns bekannten vermuthlichen Jugendwerken dieses Dichters. — Wir geben als eine Probe aus diesem Trauerspiel eine der gelungensten

Stellen, die wahrhaft tragische, erschütternde Scene, wie der furchtsame Diener in der Nacht an der Hausthüre steht, welche er für die gedungenen Mörder offen gelassen, und sich die Ermordung seines Herrn so lebhaft denkt, daß er vor Entsetzen um Hülfe ruft, wodurch denn für dasmal der Mord vereitelt wird. Michel, allein, spricht:

Gedanken, kämpfend in der Brust gelagert,
Halten mich wach durch Wiederhall der Schläge;
Ich, der den Streitern soll ein Richter seyn,
Kann keinem den gewünschten Sieg ertheilen.
Die Freundlichkeit des Herrn spricht für sein Leben;
Die Ford'rung ist gerecht, ich muß gewähren. —
Die Frau hat mich mit einem Eid gebunden,
Und für Susannen, den darf ich nicht brechen, —
Und das ist mehr als eines Herren Liebe. —
Der grause Mensch, der grimm'ge schwarze Will,
Und Schakbagge, in dem blut'gen Handwerk gräßlich,
Zwei wildre Mörder gab es nie in Kent!
Die schwuren meinen Tod, brech' ich den Eid; — —
Entsetzlich wohl und sorglich zu erwägen! —
Mich dünkt, ich seh sie mit dem borst'gen Haar,
Starrend und grinsend in dein edles Antlitz,
Den Dolch in der erbarmungslosen Hand,
Wie sie mit Fluch und Spott dich niederhalten,
Und du, ergeben, um Erlösung flehend,
Von grausen Messern hingeschlachtet wirst. —
Mich dünkt, ich höre sie nach Michel fragen,
Der grimm'ge schwarze Will schreit: „Stecht ihn nieder!
„Der Knecht wird sonst das Trauerspiel verrathen!"
Die Runzeln in dem todesdroh'nden Antlitz,
Sie gähnen weit, wie leichengier'ge Gräber:
Mein Tod ist nur ein Zeitvertreib für ihn,
Und er wird mich zu seiner Lust ermorden.
Er kommt! er kommt! Ach Hülf', Herr Franklin! Hülfe!
Die Nachbarn ruft herbei, wir sind verloren! —

In den Hexen von Lancashire erwarte man keine Nebenbuhlerinnen der Macbethschen Hexen; der Inhalt schildert abermals einen Criminal-Prozeß damaliger Zeit, welcher über sechzehn Hexen aus Lancashire in Wirklichkeit verhängt und wovon zwölf schuldig befunden und verdammt wurden. Wie alle Hexenprozesse ist auch dieses eigentlich ein ekelhafter Gegenstand und Mancher wird über die muntere Laune befremdet seyn, womit der Verfasser, Th. Heywood, diesen undankbaren Stoff behandelte, aber doch wirklich so anziehend, als es möglich war. Es war im damaligen Geschmack, die Teufels- und Hexenkünste komisch auf die Bühne zu bringen, und durch ironisirendes Lächeln den crassen Anblick der Wirklichkeit zu mildern, auch wohl mit dem Gespötte des Unglaubens den oft alle Gränzen überschreitenden Aberglauben zu zügeln. Der Verfasser hatte eine Menge wunderlicher Zaubereien, die man sich von den Hexen erzählte, in eine Handlung zu verweben, welche aber natürlich nur ein Aggregat von verschiedenen Geschichten ist, die mit Laune leicht verbunden sind. Die humoristischen und komischen Stellen haben viel Witz und sind zum Theil ausgezeichnet, auch in ganz untergeordneten Stellen, wie z. B. da, wo ein Müller erzählt, daß seiner Frau die Butter nicht gerathen sey: „Sie und ich butterten uns doch fast das Herz aus den Leibe, es wurde nichts wie Molke, was auch die Ferkel nicht saufen wollten. Nur eins kostete davon, aber das verlor den Verstand darüber, wir mußten ihm den Kopf verbinden und es hinlegen zum schlafen, es hat aber doch seitdem ein schiefes Maul behalten." — Die tollsten Zaubereien sind in diesem Schauspiel zusammengetragen: in einem Hauswesen wird eine verkehrte Welt bewirkt; einige Weiber verwandeln sich in Pferde; eine Frau verwandelt durch Ueberwerfen eines Zaums einen Diener in ein Pferd, um auf ihm zur Hexengesellschaft zu reiten, er vergilt ihrs auf dem Rückweg, indem er ihr den Zaum umwirft; eine tolle Jagd, Weiber verwandeln sich in Hasen und Hunde und hetzen die Jäger aufs unsinnigste dem Wild nach; Spuk wird bei Tanz und Gastmal mit Musik und Speisen getrieben; ein Butterfaß läuft von selbst auf Befehl hin und her; von einem Besen wird erzählt, daß er von selbst das Haus ausgefegt habe; bei einem nächtlichen Katzenunfug wird einer Katze eine Pfote abgehauen, die zu einer Hand wird und einer Frau anpaßt, welche sich ganz unschuldig krank gestellt, und nun der Hexerei überwiesen wird; — so kommen mancherlei Histörchen vor. — Die Zusammenkünfte und Gespräche der Hexen sind nicht besonders poetisch und erbaulich, und scheinen absichtlich schwächer gehalten, um die Lust an dem Scherz nicht zu verderben. Tieck erinnert, daß der Uebersetzer manche Anstößigkeiten gemildert; die schlimmsten aber ganz ausgelassen habe. — An Göthe's Brockenfahrt Fausts erinnert die Beschreibung der Cavalcaden: „Auf welchem Vieh thatst du den Ritt? — Auf einem Wiesel. — Ich beschritt ein glattes zartes Stachelschwein. — Ich nahm des Bären Rücken ein. Ich weiß Lady, wen ihr geritten. — Mein Diener ließ sich bald erbitten. — Ist Mab da? — Ja. — Wo ist Jug? — Zu Pferde noch, sie steigt jetzt von dem Besenstiele. — Wo Peg? — Die ist schon in der Mühle." — Shakspearisch fanden wir nur die eine Stelle:

Nun auf des kargen Filzes Grunde,
Wo wir uns trafen, tanzt die Runde,
Daß Lolch und Tresp' und Unkraut herbe
Im weiten Feld sein Korn verderbe.

(Schluß folgt.)

Theater-Nachrichten.

Unsere Bühne (so berichtet man von Cassel) ist durch die Gast-Darstellungen von Hr. und Mad. Stich wieder neu belebt worden. Wir sahen sie in folgenden Stücken auftreten: in „Donna Diana"; den „Quälgeistern"; „Romeo und Julie"; dem „letzten Mittel" und im „Obrist". Im Ersteren zeichnete sich das Spiel des Hrn. Stich als „Perin" durch Sicherheit und Rundung aus. Mad. Stich entfaltete in der Rolle der „Diana" alle ihr zu Gebote stehenden reichen Mittel. Nicht zu wundern war es daher daß sie, von seltenem Aeußeren, so wie durch ein klangvolles, sonores Organ in ihrem ausgezeichneten Spiel unterstützt, schon jetzt zur allgemeinen Bewunderung hinriß.

den Charakter, so wie die Uebergänge des inneren Gemüthszustandes, entwickelte Mad. Stich mit tiefer Wahrheit und südlicher Lebendigkeit; ja über allen Ausdruck elegisch war sie in der Catastrophe, wo Diana sich ihres angeborenen Stolzes im Kampfe mit der in ihr mächtig erwachenden Liebe und Eifersucht entäußert, und diesen stärkeren Mächten der weiblichen Natur ohne Hoffnung eines guten Ausganges endlich unterliegt. — Als „Isabelle" in den Quälgeistern glänzte Mad. Stich durch den Wechsel geistreicher Ironie, durch ungemeinen Humor, Witz und heiteren Frohsinn; vielleicht hätte hier und da die Rolle mehr Leichtigkeit erfordert. Gute Laune und Gewandheit charakterisirten das Spiel Hrn. Stich's als „Hauptmann von Linden"; doch dürfte der Humor wohl tiefer eingreifen müssen, wenn man sich den Shakspeareschen Charakter denkt. — „Romeo und Julia" war das dritte Gastspiel. Es wird dieses Shakespearische Stück, so wie „Hamlet" und der „Kaufmann von Venedig" auch auf unserm Theater in der Schlegelschen Uebersetzung gegeben, was wir, in Beziehung auf eine Bemerkung, welche Tieck in einer seiner geistreichen Recensionen der Abendzeitung (bei Gelegenheit des „Lear") machte, hier anzuführen veranlaßt sind. — Mad. Stich war in der Rolle der „Julia" unübertrefflich anmuthig; am gelungensten gab sie aber die tragischen Scenen. Der Moment, als Julia Romeo's Verbannung von der Wärterin erfährt, kann, bei seiner unnennbaren Schwierigkeit, vollendet genannt werden; aber seinen Culminationspunkt erreichte ihr Spiel in der Scene, als Julia den ihr von dem Mönch bereiteten Schlaftrunk nimmt, wo sie in ihrer grenzenlosen Liebe zu ihrem Gatten die schreckenvollsten Bilder ihrer Phantasie besiegt; ergreifender möchte dies nicht dargestellt werden können. Auch das Spiel des Hrn. Löwe als „Romeo" zeichnete sich durch Fleiß, Zusammenhang und Vermeidung ungeeigneter Ausschmückungen sehr vortheilhaft aus. In der Scene aber, als er von dem Franziskaner die über ihn ausgesprochene Verbannung erfahrt, gewann er sich den wohlverdientesten Beifall, wie es ihm denn überhaupt gelingt, excentrische, leidenschaftliche Zustände mit hinreißender Wärme darzustellen. — Der bis zu seinem letzten Lebenshauch humoristische „Mercutio" wurde von Hrn. Stich, ganz dem Charakter entsprechend, gegeben; besonders gut war die Scene, wo er den „Tybald" zum Streite reizt und von diesem erlegt wird. — Hr. und Mad. Stich traten noch zuletzt auf in den beiden Stücken „das letzte Mittel" und „der Obrist". Obgleich wir hierdurch Gelegenheit erhielten, dieses Künstlerpaar im Conversations-Spiel kennen zu lernen, so konnte man doch nur bedauern, daß die Wahl, wenigstens statt des ersteren, nicht auf ein anderes Stück gefallen war, um das bedeutende Talent der Mad. Stich in diesem Rollenfache entschiedener kennen zu lernen und zu würdigen. Auch Hr. Stich spielte in diesen Stücken wieder mit vieler Gewandtheit, ungleich besser aber in dem letzteren, wo er sein Spiel, als Uhlanen-Offizier „Bontems", ganz in dem Geiste französischer Schule durchführte. — Der wohlverdiente Beifall, den die Gäste bei diesen Vorstellungen von unserem Publikum einerndteten, war übrigens so allgemein und ungetheilt, daß ihnen die Auszeichnung zu Theil ward, nach jeder Vorstellung unter rauschendem Applaus gerufen zu werden. Ein Gleiches fand auch bei Hrn. Löwe statt, nach den beiden Vorstellungen: „Donna Diana" und „Romeo und Julia", in welchem ersteren er gleichfalls die Gäste durch sein Spiel rühmlichst unterstützt hatte.

Der Intendant der königlichen Theater zu München, Clemens Freiherr von Weichs, hat seine Entlassung begehrt und erhalten: er ist Flügel-Adjutant des Königs und bleibt im Militär-Verbande. Sein Nachfolger ist der zweite Intendant der Hof-Musik, der als Dichter, noch mehr aber als Compositeur rühmlich bekannte Freiherr von Poißl. Freiherr von W. führte neben einer Milde, die nur wissenschaftliche Bildung geben kann, den Ernst einer strengen Consequenz durch die verwickelten Geschäfte seines Amtes; er wollte Herr seyn und nicht dem Künstler, oft nur dem Zögling der Zeit, sondern der Kunst zu Gefallen leben. — „Das Satrapenwesen", sagt Klingemann, „taugt überall da nichts, wo man sein Gebiet monarchisch selbst übersehen kann, und man muß die Monarchenkunst studiren, um sie im Reiche des Bühnenwesens, als die einzige durchaus vollkommene Regierungskunst, einzuführen. Dazu gehört aber Zeit; und ein guter Theater-Director wird eben so wenig, als ein höheres Oberhaupt, geboren, sondern muß erst die Schule der Erfahrung durch alle Classen durchwandern." — Zu einer Zeit, wo allgemein über das Untergehen der dramatischen Kunst geklagt wird, ist es mit Thätigkeit, gutem Willen und selbst allem Reichthum der wissenschaftlichen Kenntnisse nicht gethan, die Intendantur einer großen Bühne sicher zu führen. Dichter, Schauspieler und Publikum tragen die Schuld des allgemeinen Verfalles. Dem letzten thut vor Allem eine ernste Schule noth. Es fehlt jedem Theater so gut, wie dem unsrigen, ein sicheres, festes und geschlossenes Publikum. Gegenwärtig ist unter zehn Zuschauern ein Zuhörer, und von den Zehn hören kaum mehr als Einer den theatralischen Gaukler, der die Worte des Dichters mißhandelt und nach eigenem Belieben damit schaltet. Für den Schauspieler ist die gute alte Zeit, Schröder's, Fleck's u. s. w. Schule, vorüber; und der Dichter? Müllner, dem „Hekate" die letzten guten Säfte verdarb, behauptet im Zorne: daß auf allen deutschen Theatern weit mehr Schofel als Gutes aufgeführt werde, und — auf manchem davon nichts als Schofel. „Wer in Deutschland", ruft er, „von der Bühne Ehre erwartet, den halten wir für keinen ächten Dichter. Ruf allenfalls kann sie ihm schaffen; Ehre??" — Es mag zu arg seyn, was da gesagt ist, wir glauben es. Daß aber die Bühnen-Directionen durchaus mehr thun müssen, um die Dichter zu ermuntern, ist gewiß, und eben so gewiß noch eine größere Aermlichkeit auf den Brettern, wenn in dieser Hinsicht nichts geschieht.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 40. Sonntag, 16. May 1824.

Sonett
am Ostermorgen.

O, schöner Tag! an dem der Herr erstanden! —
Zum Heil der Welt, um aus der Sünde Ketten
Uns, seine Brüder, liebend zu erretten,
Entstieg der Himmlische, des Grabes Banden;

Zur Sühne derer selbst, die Ihn verkannten,
Den Heiligen; die Ihn vertilget hätten,
Ihn, der im Tode liebend sie vertreten;
Die ihn im Ruf: „Vergib"! selbst nicht verstanden. —

Ihn werden einst wir, wenn wir Ihm vertrauen,
Ein Vorbild uns, in diesem Prüfungs-Leben,
Verklärt am großen Ostermorgen schauen.

Laßt uns getrost in Leiden auf ihn bauen!
Er wird der Ueberwindung Palme geben,
Dort über Sternen in des Friedens Auen. —

F. Gallois.

H. 18. April 1824.

Der Traum der Mutter.
Eine Erzählung.
(Fortsetzung.)

Und ich erzählte meinen Traum, und alle Bewohner des Kirchspiels erstaunten, und die, welche Kinder hatten, zitterten für ihr Leben. Da trat eine Alte aus der Nachbarschaft zu mir, die sprach: „Du hast, wie ich höre, einen bösen Traum gehabt, weißt Du wie Du die Erfüllung von Dir zu wenden vermagst?" — und ich antwortete: „ich habe einen bösen Traum geträumt, aber ich weiß das von ihm verkündete Unglück nicht von mir abzuwenden, als durch Gebet und durch Buße." — Und die Alte sprach zu mir: „Erstaune nicht über das was ich Dir sagen werde, ich bin alt und die Weisheit des Alters ist mit mir, horch auf meine Worte. Nimm das Unterkleid Deines Kindes, und tauche es um Mitternacht in den See „Frauenfluch" genannt, dann hänge es auf, damit es in den Strahlen des Neumondes trockene. Lege Deine Bibel auf dein Knie, und wache betend dabei. Groß ist der Muth einer Mutter, wenn dem Kinde ihres Herzens Gefahr droht, darum erschrick nicht, eine Gestalt wie die einer Frau wird sich aus dem See erheben, und sich bemühen das Kleid Deines Söhnleins mit sich hinabzunehmen. Dann aber sprich: Geist, aus der Tiefe! Bei allen Segnungen die dieses Buch enthält, gebiete ich Dir, Dich zu entfernen, und dieses Kleid unberührt zu lassen!"

So sprechend schritt die Alte hinaus, mich in seltsamer Stimmung zurücklassend, denn meine Vernunft kämpfte gegen den Rath des abergläubischen Weibes. Endlich am dritten Tage, nachdem ich den oben erwähnten Traum geträumt hatte, trug der Wunsch den geliebten Sohn zu retten, von dem mir von Jugend an eingeprägten Glauben an Legenden und Sagen unterstützt, den Sieg davon, und ich eilte hinaus. Es war nahe an Mitternacht, als ich das Ufer des Sees erreichte; und mich niederlassend auf der Stelle wo wir jetzt weilen, schauete ich kummererfüllt bald hinauf zum Himmel, bald in den klar vor mir liegenden Wasserspiegel. Der Mond war mit halbgefüllter Scheibe emporgestiegen, die Sterne glänzten rund um ihn her, die Schaafe schlummerten und schimmerten weiß von den Hügeln herüber, die wilden Schwäne durchschnitten paarweise die stille Oberfläche des Sees, und kein Geräusch berührte mein Ohr. Ich hatte nach dem Gebot der Alten das Unterkleid meines Sohnes in den See getaucht, und es zum Trocknen an einen Brombeerbusch gehängt; da saß ich nun, das Kleidchen bewachend, mit dem Gram und der Angst einer Mutter. Mitternacht kam; der See lag ruhig und still; ich starrte hin und sann, bis sich endlich vom Wachen ermüdet meine Augenlieder senkten, und mich auf's neue Gebilde umfingen, von denen ich noch jetzt kaum zu sagen vermag, ob es Traum oder Wirklichkeit war. Es schien mir als sey der Sommer in Winter verwandelt, der Schnee lag weiß und glänzend auf den Hügeln, und die Oberfläche des Sees war mit spiegelblankem Eis bedeckt. Als ich so hinsah, bevölkerte sich die Eisfläche mit

Menschen, deren Gesichtszüge mir größtentheils bekannt waren, und auch mein Sohn war darunter, kein kleines Kind mehr, sondern größer und schöner, mit herabwallenden Locken — da pochte mein Herz vor Freude. Und sieben andere Knaben waren bei ihm, und deren Mütter standen mir zur Seite, und wir sprachen von unsern Kindern. Als jene so über das Eis hinglitten sangen sie; ich hörte die Stimme meines Sohnes vor allen Anderen, und mein Herz pochte vor Freude. Als aber der Sang geendet war, hörte ich plötzlich ein lautes Geschrei, ich starrte ängstlich hin, da war das Eis verschwunden, und nur der See lag vor mir da in seiner Sommerruhe, und nichts war darauf sichtbar als die wilden Wasservögel. Plötzlich sah ich meinen Sohn aus der Tiefe des Sees emporsteigen, seine Locken hingen wild und unordentlich herab, Todtenblässe bedeckte sein Gesicht. Eine Gestalt, die ich nicht erkennen konnte, hob ihn aus den Wellen, und legte ihn zu meinen Füßen. Ich sank in Ohnmacht, und als ich meine Besinnung wieder gewann, war es Tag geworden, Schrecken und Nachtluft hatten meine Glieder erstarrt, und mit klopfendem Herzen kehrte ich heim. —

Jahre schwanden dahin; mein Sohn wuchs heran, ein herrlicher Knabe, der alle seine Gespielen übertraf, und die Freude von Alt und Jung ausmachte. Oft gedachte ich des Traums, wenn ich so auf ihn blickte, und immer rief ich dann, mich beruhigend, mit mütterlichen Stolze aus: gewiß, gewiß, es war ein eitler Traum, herbeigeführt von den trüben Gedanken, die damals meine Seele umfangen hielten; ein Wesen, so kräftig an Körper und Geist, wird nicht so früh im Frühling seines Lebens dahinschwinden. Ich war seine stete Begleiterin, in die Kirche, auf die benachbarten Märkte, auf Spaziergängen und zum Tanz; wohin er auch ging, überall folgten ihm die Schritte und die Angst einer Mutter.

Sieben Jahre waren seit meinem Traum dahingeschwunden, als ein allgemeines Spiel unter den Knaben und Jünglingen des Kirchspiels beschlossen ward, noch war man über den See uneins, auf dessen Oberfläche es statt finden sollte. Es war Mitte December, und der Winter bisher nur gelinde gewesen, bis die plötzlich eingetretene Kälte die Seen einer einzigen Nacht dergestalt mit Eis überzogen hatte, daß es das Gewicht eines Mannes zu tragen im Stande war. — Manche gefrorne Gewässer wurden jetzt zum Tummelplatz des Spiels in Vorschlag gebracht; der ältere Theil der Dorfbewohner, der Sage eingedenk, die sich bei ihnen von diesem See hier erhalten hatte, warnten vor demselben, meynten: viele könnten sich hinbegeben, nicht alle aber würden zurückkehren. Ein tollkühner Jüngling aber, dessen Wort bei seinen Gefährten viel galt, spottete dieser Rede und es gelang ihm seine Gespielen zu bestimmen, eben diesen verrufenen See zum Schauplatz ihrer Lust zu wählen. — Jung und Alte, Männer und Weiber, drängten sich nun hinaus meiner Thür vorbei, voll Neugierde die Ufer des Sees umgebend, und das Spiel begann auf der eisigen Fläche, und der Muthigste und Tollkühnste unter den Jünglingen, eben der darauf gedrungen hatte, diesen See zum Tummelplatz zu wählen, war Benjie Spedlands, der bewußtlos dort auf dem Boden ausgestreckt daliegt. —

(Schluß folgt.)

Des Kranken Sehnsucht.

Wann wirst du kommen, innigst ersehnter
Freund mir, getreuer, rettender Engel,
Mit deinen Schwingen kühlende Ruhe
In meine leidende Seele zu fächeln?
Endlich zu lösen mich aus diesen Banden,
Ueber den armen, bedrängten Dulder
Hülfreich zu decken mit liebenden Armen
Deinen umschattenden, mächtigen Schild,
Daß vor den Pfeilen des feindlichen Schicksals
Endlich ein Schutz mir und Friede vergönnt sey?
Ach, warum säumst du, wo weilst du, Alllösender,
Den ich zum trauten, zum treusten, zum einzigen
Helfer und Beistand mir lange ersehen? —
Oede und trauervoll schleichen die Tage hin,
Bringen das Glück, das entflohene, nimmer,
Das mir sonst hoffend und liebend gelächelt —
Was soll ich hier noch, im Reiche der Lebenden
Fremdling, vom Kreise der Frohen verstoßen?
Ach, warum schmacht' ich nach Freiheit vergebens?
Komm' doch, ach komme mir Ruhe zu bringen!
In deine Arme will ich mich werfen,
Führ' mich von hinnen, führ' in ein anderes
Land mich, in andere lichtere Gegenden,
Wo mich die Feinde nimmer erreichen,
Mildere Sonne, sanftere Lüfte
Wieder mich laben, freundliche Genien
Mich den geretteten, glücklich befreieten
Liebend empfangen, mir zu vergelten,
Was ich feindseliges lange erduldet,
Wo ich, von liebenden Mächten geschützet,
Wieder neu grünende Freuden mir pflanze,
Wo ich von Kummer und Sorge entladen,
Die ungetrübten, jugendlich glücklichen
Tage in heiteren Kreisen vollende! —

K. C.

Logogryph.

Weichst du nur einen Finger breit
Von meinem Worte ab,
Geräthst du in Verlegenheit,
Baust leicht dein eignes Grab.

Das Zweite Zeichen zieh' heraus,
Nun hat mich jedermann;
Ich bin die Hauptperson beim Schmaus,
Auf die man rechnen kann.

Ist's Zweite nun und Vierte fort,
Bin ich zwar hell und rein;
Doch könnte dir mein kleines Wort
Wohl auch gefährlich seyn.

Das Zweit' und Dritte, glaube mir,
Dem Worte abgethan,
Gewährt viel Unterhaltung dir
Auf deiner Pilgerbahn.

Räthsel.

Wir wohnen nah' in einem Hause,
Ein Zwillingspaar, und üben gleiche Macht,
Und geben scharf auf Alles Acht;
Doch stets wird eine lange Pause
In unsrer Thätigkeit gemacht,
Und Jedes bleibt bei Tag und Nacht
In seiner wohlbeschirmten Klause.
O Wunder! ohne Zungen reden wir,
Entdecken schuldlos das Geheimste Dir,
Ach, und verrathen oft den Herrn vom Hause.

Auflösung der Charade in Nro. 38.
Einbildungskraft.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Freitag den 7. May. Toni, Drama in 3 Abthl. von Th. Körner. Hierauf: Die Entdeckung, Lustsp. in 2 Abthl. von Steigenteſch. Von dem Körnerischen Drama wollen wir ein Andermal ausführlich reden. Anwesende versichern, daß Dem. Urspruch als Toni sich heute zusammengenommen habe, aber in unbewachten Momenten wieder ins süßlich Klagende und ins Stürmende gerathen sey. Die Wahrheit liegt in der Mitte. — Die treffliche Darstellung des Lustspiels, vorzüglich durch die Komik des Hrn. Otto (Petersen) gehoben, ist schon öfters besprochen worden.

Samstag den 8. Die Zauberflöte, Oper 2 Abthl. von Mozart. Eine ausgezeichnete Vorstellung, in welcher vor Allen Hr. Dobler als Sarastro glänzte. Wie er aus dem Wagen gestiegen war und die Stimme erhob, folgten sogleich den ersten Tönen des kräftigen, klangvollen Basses die verdienten Beifall-Bezeigungen, und die Art wie er diese Parthie mit Kraft und Würde durchführte, machten ihn mit Recht bei Einheimischen und Fremden zum Gegenstand der Bewunderung. Hr. Rieser als Tamino zeichnete sich wieder durch höchst anmuthigen und seelenvollen Gesang aus; Dem. Bamberger, nicht weniger anmuthig, schien schon etwas Schonung zu bedürfen und wir verdachten ihr es darum nicht, daß sie die große Arie im 2 Act ausließ. Dem. Schulz sang die Königin der Nacht zur Zufriedenheit des Publicums; sie bemühte sich nicht ohne Glück, den Ausdruck des Leidenschaftlichen zu gewinnen, bewies vielen Fleiß und söhnte uns mit ihrer Donna Anna wieder aus, wozu es ihr, wie sich hier zu bestätigen schien, wohl nicht an Eifer, sondern an Kraft gebrach. Die Gesänge der Nymphen wären angenehmer gewesen, wenn sich die Stimmen nachgebend hätten unterstützen und nicht in gewaltsamer Anstrengung überbieten wollen. Den Menostatos hatte, wegen Unpäßlichkeit des Hrn. Brauer, Hr. Leißring übernommen und wußte durch lebendige Mimik für die fehlende Stimme zu entschädigen. Je lebhafteren Antheil wir an der glücklichen Entwicklung des komischen Talents des Hrn. Hassel nehmen, desto mehr möchten wir ihn zu überzeugen suchen, daß sein leichtes, ungezwungenes Benehmen als Papageno doch noch nicht das rechte sey. Wir geben zu, daß diese Rolle nicht leicht ist. Papageno, ein seltsames Naturkind, ist im Mannesalter noch ein ganz kindischer Mensch, er ist im Umgang mit der Natur wie viele ihrer Söhne nur ihr komisches Kind geblieben, er hat nicht weniger in seinem Wesen als durch seine Federn Aehnlichkeit mit einem Vogel. Der lustige Vogelfänger ist naiv, beweglich, geschwätzig, naschhaft, glücklich und zufrieden, schreckhaft, unschuldig verliebt, alles wie seine Vögel. Er verlangt nicht nach hohen Dingen, leibliches Wohlbehagen, Pfeifen, Gesang und Glockenspiel, und ein Weibchen, das sind seine Wünsche. Wie kindisch-heiter, wie komisch bittend und verzweifelnd, wie lieblich verlangend malt Mozart das lustige befiederte Kind. Hr. Hassel scheint mehr das Zarte und Kindliche der Musik hervorheben zu wollen. Aber wie meistens, so ist vorzüglich hier der Gesang besser idealischer als die Person. Papageno darf ein bischen derber seyn, weil er grade Leidenschaften und Rührung hinwegscherzen soll. Dabei fehlt noch das trockene komische Wesen, wodurch Papageno sicher am meisten interessirt. Erinnert sich Hr. Hassel nicht der Lazzi des seligen Lux? Ohne Nachahmung anzurathen, wünschen wir nur, daß er sich das Trockene ihres Tons aneigne, z. B. in der Scene mit dem alten Weib, wenn er vor ihren Liebkosungen zurückschaudert, oder zu Anfang, wie ihn Tamino kennen lernt; hier traf Herr Hassel den Ton am wenigsten, seine Verwunderung über die Frage nach der sternflammenden Königin war unwillig und pathetisch statt kindisch pfiffig zu seyn.

Sonntag den 9. (Zum Erstenmale) Ahasverus, der

nie Ruhende, romant. Drama in 3 Abthl., Musik von Mozart, arrangirt vom Kapellmeister Seyfried. Ahasverus, der ewige Jude, welcher zur Strafe seiner Wuth an dem schmachtenden Welterlöser, dafür daß er ihm auf dem letzten Wege die kurze Rast an seiner Thür versagte, wandern muß ohne Ruhe und Rast so lange die Welt steht, dieser Ahasverus wird in gegenwärtigem Drama auf eine höchst seltsame Weise entsühnt, wie weder er sich hätte träumen lassen, noch irgend ein Mensch, noch der mildeste Engel im Himmel. Doch also erschien es in poetischer Klarheit dem Dichter Herrn Theodor von Haupt. Durch des Himmels unbegreifliche Gnade wird's diesem Sünder gar leicht gemacht; er darf in Spanien nur einen Schatz heben, den er vor mehreren hundert Jahren vergraben sah, und ihn der rechtmäßigen Familie zurückgeben: so ist seine Schuld getilgt, die Wanderschaft beendigt und siehe, unter Harfenklängen entschwebt er in das Land des ewigen Friedens! — Mozart hat einen eigenen Unstern mit seinen Textdrehern; war er schon im Leben genug mit ihrem apokalyptischen Wesen geplagt, so stören sie ihm mit dem nie ruhenden Unsinn sogar noch im Tode die Ruhe. — Ob er sich auch wegen der Musik noch im Grab umwenden mag? Wohl möglich. In Göthes Faust heißt es:

> Er hat die Theile in seiner Hand,
> Fehlt leider nur das geistige Band.

Darum sollte man so etwas unterlassen; wir haben ohnedieß jetzt des Zusammengesetzten genug. Und dann muß in dieser Musik vieles tanzen, Gesichter machen, Red' und Antwort geben, was vom Meister nur als Duftgewebe und neckisches Gaukelbild Leben und Farbe bekam. — Was sollen wir aber zu dem Verlauf und zur Ausstattung der Dichtung sagen, von der hohen Stelle des gespaltenen Baums an, von wo ab die Geschichte immer kleiner wird, bis Ahasverus selbst nach und nach zum kleinen steifen Transparent-Bildchen erstarrt. Der Himmel tröste die Schauspielmacher, daß keine Maschinen erfunden werden die ihrer Hände Werk entbehrlich machen, damit sie leben und sich ihrer Thaten und Ruhe erfreuen! — Außer dem Respect vor Mozart rettete vorzüglich Hrn. Weidners künstlerische Haltung das Stück vom Gelächter; er trug das Melodrama durchgängig mit großer Einsicht und Würde vor, zugleich war seine Mimik sehr wirksam. Die ganze Aufführung verdient Lob; auch Herr Matko für die geschickte Anordnung des kleinen Ballets. In der Musik, wovon ein dem Theaterzettel beigefügtes erklärendes Register mit Dank aufzunehmen war, gefiel am besten der Canon: „O du eselhafter Martin," in einen Bedientenchor verwandelt. Er mußte wiederholt werden. Schließlich haben wir die falsche Aussprache des Namens Ahasverus zu berichtigen. Dieser Name, wahrscheinlich persischen Ursprungs, kommt im Hebräischen des alten Testaments vor und heißt dort Achaschvérosch, (mit einem langen e) daher Ahasverus überall auch im Deutschen, mit accentuirten e ausgesprochen werden muß, entweder Ăhăsvērūs wie es in der Poesie klingt, oder Ăhăsvērūs, wie der Name von unsern Dichtern gebraucht wird.

Dienstag den 11. Die Ahnfrau, Trsp. in 5 Abthl. von Grillparzer. Als sie uns vor einigen Monaten zum Letztenmal mit den Worten erschien:

> Oeffne dich, du stille Klause,
> Denn die Ahnfrau geht nach Hause,

wünschten wir ihr von Herzen die ewige Ruh; aber noch war die Friedenlose nicht in Frieden hingeschieden. Der Ruf erscholl, sie spuke noch. Niemand wollte die Unselige noch einmal sehen; der Schauplatz war leer. Nachher kamen Einige, welche die neue Bertha sehen wollten. Dem. Fleckenstein von Würzburg trat als Gast in dieser Rolle auf. Eine schöne Figur, das Gesicht ein schönes angenehmes Oval, sprechende Augen. Von ihrer Kunst läßt sich noch wenig sagen. Sie hatte etwas Schmachtendes in ihrem Wesen. Der Ton der Stimme war einförmig, und süßlich zart, die Mimik noch einförmiger, immer einerlei Bewegung mit Kopf und Armen hin und her. Der Wahnsinn im 4 Act war freier. Ihre durchgängige Mäßigung und Freiheit von Declamation erweckt für künftige Ausbildung gute Meynung. Wir wünschten sie im Lustspiel zu sehen, um unser Urtheil zu vollenden. Hr. Rottmayer gab den Jaromir brav und würde mit einer Heldenfigur und stärkerem Organ großen Eindruck gemacht haben. Zdenko war von der Geistererscheinung so ergriffen, daß er die Worte nicht finden konnte. Empfindungslos vegetirte der alte Löwe seinem Tod entgegen; es war ihm wohl, als er gestorben war.

Mittwoch den 12. Ahasverus, wiederholt.

Donnerstag den 13. Jessonda, Oper in 3 Abth. von E. Gehe, Musik vom Kapellmeister Spohr. Gewiß ist es richtig, wenn man, Jessonda mit Euryanthe verglichen, behauptet, Weber habe mehr für den Verstand, Spohr mehr für das Gefühl componirt. Schon Faust und der Freischütz dürften auf diese Unterscheidung führen. In beiden neuen Opern ist gewiß Spohr der glücklichere, wenn er, sey er auch minder orginell, doch mehr das Gefühl zu treffen weiß; dieß bezeugte bei vielen lieblichen und gemüthvollen Stellen die Bewegung im Publikum. Dem. Schulz ließ sich als unpäßlich ankündigen; bloß im 3 Act war einige Erschöpfung hörbar. Die Aufführung war sonst recht gelungen.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 18. May. Der Doppelpapa, Lustsp. Hierauf: Adolph und Klara, Oper.
Donnerstag den 20. Euryanthe, Oper.
Samstag den 22. Die Mohrin, Schsp. (Jony: Dem. Fleckenstein)
Sonntag den 23. Der Einsiedler, Oper.
Montag den 24. (Zum Vortheil der Dem. Fleckenstein) Preciosa, Melodr. (Preciosa: Dem. Fleckenstein.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 41. Donnerstag, 20. May 1824.

Der Traum der Mutter.

Eine Erzählung.

(Schluß.)

Die unglückliche Mutter hatte bis so weit erzählt, als der geisteskranke Jüngling, der bisher regungslos am Ufer des Sees dagelegen hatte, einen tiefen Seufzer ausstieß, empor sprang und neben uns stand. Er warf seine langen unordentlichen Locken von der verwilderten Stirn zurück, und einen Augenblick lang fest in das Antlitz meiner Gefährtin blickend, fragte er: „kennst Du mich, Unglückliche?" Sie antwortete ihm nur mit einer Fluth von Thränen, und mit einem Wink ihrer Hand sich hinweg zu begeben. — „Kennst Du mich nicht? Du mußt mich kennen!" fuhr er fort, „mich, durch dessen Schuld sich die grause Tiefe öffnete, Dein Kind zu verschlingen. Hast Du eine Zunge mich zu verfluchen, ein Herz mich zu verabscheuen, nun so verabscheue und verfluche mich, damit ich auf dieser gesegneten Erde nicht mehr geschauet werde. Denn das Licht des Tages erregt mir Grauen, und das Dunkel der Nacht erfüllt mich mit Kummer; meine Vernunft schwindet dann, ich eile bei den Thieren des Waldes zu weilen; aber wohin mich auch meine Füße tragen, überall tönt das Jammergeschrei der sieben sterbenden Knaben, und der Fluch ihrer Mütter in mein Ohr."

„Junger Mann," entgegnete die unglückliche Mutter, „Du hast mich meines Kindes beraubt, aber ich fluche Dir nicht, fliehe meine Nähe, und weile bei den Thieren im Walde, oder bleibe auch unter den Menschen, und suche Dein Gewissen durch Reue und Buße zu beruhigen." „Reue!" wiederholte er mit einer furchtbaren Stimme und einem Blick, der mich erstarren machte, — „was hätte ich zu bereuen? Habe ich den tiefen See dort geschaffen, schleuderte ich etwa Deinen Sohn und seine sieben Gefährten hinein? Reue geziemt dem, der eine böse That begangen, — Kummer aber ist das Eigenthum dessen, der willenlos Elend über andere herbeiführt, — das war mein Loos, hört mir zu und ihr sollt richten."

So sprechend setzte er sich dicht am See nieder, nahm acht kleine Steine in seine Hand, und ließ einen nach dem anderen in den See fallen; dann wandte er sich wieder zu uns und sprach: „So wie das Wasser sich schließt über diese acht Steine, schloß es sich auch einst über acht liebliche Kinder. Das Eis brach, die Kinder sanken hinab; — da streckte einer von ihnen, eben Dein Sohn, das Händchen nach mir aus, mich beim Fuß erfassend, und mich um Rettung anflehend. Aber die Liebe zum Leben war zu stark in mir, denn ich sah plötzlich unter mir in der Tiefe des Wassers die Mauern des alten Thurms, von dem die Sage berichtet, und der Gedanke an das alljährliche Opfer, welches der See begehre, erstieg in meiner Seele. Da wand ich meinen Fuß los von dem unschuldsvollen Kleinen, und enteilte der gefahrvollen Stelle, auf der er mit seinen sieben Gefährten hinabsank, weil ihnen sonst Niemand zu Hülfe kommen konnte. — Kurz nur war ihre Qual — aber die meine — die meine! — Rastlos unterbrochener Schlummer, ein verwildertes Gehirn, und ein Schreckensgebilde, das nimmer von mir weichen will, das Bild der acht untersinkenden Knaben, das, das sind die Strafen meines Vergehens!"

So endete der Jüngling — verzweiflungsvoll rang er bei den letzten Worten die Hände, und stürzte aufs Neue zu Boden. Die unglückliche Mutter aber schwankte von mir unterstützt in ihre kinderlose Hütte zurück. Unsere Bemühungen, ihr Trost einzusprechen, waren vergebens. Die Zusammenkunft am See mit dem Urheber ihres Elends hatte das Andenken an ihren Jammer zu lebendig aufgefrischt, ihre Herzenswunde zu gewaltsam aufgerissen, als daß menschliche Kräfte im Stande gewesen wären sie zu heilen. Da schlug sich die Hand des Allmächtigen in das Mittel, sie schwand dahin wie ein Schatten, und bald deckte der grüne Rasen des Gottesackers sie und ihr Elend. Die Bewohner der Gegend weilen gern bei ihrem Grabe, weihen dem Andenken der Unglücklichen eine Thräne, und erzählen sich einander mit leiser Stimme ihre schwermüthige Geschichte. —

Auf der Stelle aber wo Benjie schlief, wuchs nimmer Gras. Jahrelang strich er noch mit ver-

wildertem Gehirn unstät umher durch Wald und Flur, denn das Schreckensgebilde wollte nimmer von ihm weichen. Endlich an einem stürmischen Winterabend sah man ihn, wie von Todesangst gepeitscht, mit ausgestreckten Armen den See umkreisen. Die Nacht ward dunkler und dunkler, der Hagel stürzte in mächtigen Schlossen herab, und der Sturm begann heftiger zu wüthen, trotz seinem Toben aber war Benjie's Jammergeschrei vernehmbar, und die Bewohner der Gegend schauderten zusammen. Um Mitternacht schwieg seine Stimme, um nie wieder gehört zu werden. Am andern Morgen aber verkündete der auf der Oberfläche des Sees schwimmende Hut des Unglücklichen, daß er sein Grab in den Wellen gesucht und gefunden habe.

Literatur.

Ueber Shakespeare's Vorschule

von Ludwig Tieck.

(Schluß.)

Das erste Stück, die wunderbare Sage vom Pater Bako ist ohne Zweifel am poetischsten, eine phantasiereiche Dichtung des Robert Green, eines der glücklichsten Talente jener Zeit und, Tieck zufolge, als einer der Gründer des englischen Theaters zu betrachten. Ueber den Inhalt des Schauspiels lassen wir Tieck selbst reden: „Schon früh galt der berühmte Bako für einen Zauberer.*) Diesen alten Volksglauben hat der Dichter sehr glücklich benutzt und daran eine liebliche Novelle von einem schönen Landmädchen geknüpft, welcher sich ein reicher Graf vermählt, nachdem der Prinz von Wallis seine Leidenschaft bezwungen hat. Dieser heirathet die spanische Prinzeß, und der deutsche Kaiser Friedrich bringt bei dieser Gelegenheit einen andern großen Mathematiker und Zauberer, Jacob van der Mast mit, um mit den Engländern zu disputiren. Der deutsche Kaiser (Friedrich II, der Hohenstaufe) ist sonderbar genug gezeichnet, und sehr verschieden von dem wirklichen. Seinen gelehrten Freund kenne ich nicht, und habe mich vergebens nach bestimmten Nachrichten von ihm umgethan. Das Gedicht schließt sehr edel mit einer poetischen Prophezeihung auf die glücklichen Zeiten der Elisabeth; eine Verehrung, ja Vergötterung der Königin, die sehr häufig in Prologen oder Epilogen jener alten Stücke, oft bis zur übertriebenen Schmeichelei gesteigert, wiederkehret, die aber doch nur Stimme des Volks war, welches sich keinen besseren Herrscher wünschte. „Tieck vergleicht dieses Stück in seiner lieblichen Harmonie alten Gemälden aus einer Zeit, bevor die Kunst ihre höchste Vollendung erreicht hatte;“ und fährt dann fort: „Es fehlt in dieser heiteren Landschaft den gemüthlichen Figuren, ungeachtet ihrer poetischen Bedeutung und mimischen Beweglichkeit noch jene dreiste und großartige Entfaltung der Glieder, sowohl in den komischen wie in den ernsten Scenen, die die Gemälde Shakspeares so wunderbar verherrlicht.“ — Die Zaubereien des Pater Bako haben etwas Phantastisches. Bako selbst erscheint als ein ernster Beherrscher der finsteren Gewalten. (In der Zauberei mit dem erzenen Kopfe scheint uns eine Ironie versteckt zu seyn). Er überzeugt sich endlich nach einigen abschreckenden Wirkungen seiner Zauberei von der Verderblichkeit seines Umgangs mit bösen Geistern und kehrt durch christliche Buße zur wahren Weisheit zurück. Das Letzte seiner Kunst ist eine Prophezeihung auf Elisabeth, welche so poetisch und so schön übersetzt ist, daß wir uns nicht versagen können, sie hier mitzutheilen:

Durch Prophezeihung weiß ich meiner Kunst,
Was einst ich in geheimer Zelle forschte,
Daß hier, wo Brutus Troynovant gegründet,
Aus eines Herrschers königlichem Garten
Entblühen soll die allerschönste Knospe,
Die glänzend Phöbus Blume selbst verdunkelt,
Mit ihren Blättern Albion überschattend.
Bis zu der Zeit ist Mars der Herr des Feldes,
Dann aber endet stürm'sches Dräun des Kriegs,
Froh stampft das Roß, die Lanze nicht mehr scheuend,
Die Trommel wandelt sich in Tanzmusik,
Mit Reichthum schmückt der Ueberfluß den Strand,
Der Brutus irrend Auge schon ergötzte,
Und Himmelsfriede weht in allen Blättern,
Die glorreich diese holde Blume schmücken:
Apollo's Heliotrop wird sich verneigen,
Und Venus Hyacinthe vor ihr bücken,
Der Juno Nelke wird den Schmuck verlieren,
Der Pallas Lorbeer, noch so grün, erkranken,
Und Ceres Farbenglanz mit diesen allen
Vor Cynthia's Rose knieend niederfallen.

Wir können diese Bemerkungen mit der erfreulichen Anzeige schließen, daß dieses schätzbare neue Werk ununterbrochenen Fortgang haben wird. Der 2te Band ist unterwegs und wird, nach der Anzeige des Hrn. Verlegers im Litt. Convers. Blatt Nr. 89 vom 16. April 1824,*) folgende Stücke enthalten:

1) Die schöne Emma, Tochter des Müllers von Manchester. Ein Trauerspiel, wahrscheinlich eine der frühesten Jugendarbeiten Shakspeares;
2) Merlin, oder das Kind, das seinen Vater verloren hat. Ein historisches Schauspiel von W. Rowley und Shakspeare, und
3) Der Tyrann. Ein Trauerspiel von Massinger. Dieses Stück ist noch niemals gedruckt worden und aus einem Manuscript des brittischen Museums übersetzt.

Mr.

---

*) Wir erinnern hier, wie man in früheren Zeiten gar Manchen, welcher Occultiora der Wissenschaften trieb, der Zauberei und des Umgangs mit bösen Geistern bezüchtigte und daß dieser Ruf dann im Volksglauben bewahrt wurde. Albertus Magnus, Theophrastus Paracelsus, und viele Andere, auch mehrere Päbste standen um ihrer geheimen wissenschaftlichen Kenntnisse willen in diesem Verdacht.

*) Ebendaselbst liest man die Anzeige, daß von Fr. Horn's Erläuterungen Shakspeares gegen Michaelis der 2. Band erscheinen und enthalten wird: Hamlet. — der Sturm. — Was ihr wollt. — Wie es euch gefällt. — Wintermährchen. — König Johann. — Richard II. — Heinrich IV. 1. Th. —

Literar. Notizen.

Ueber den großen Verbannten von St. Helena ist ein Gedicht erschienen, welches von einem Bruder Napoleons herrühren soll: Napoleon, poëme en 10 Chants, Philadelphia 1823. 8. Eine Apologie oder vielmehr eine Verherrlichung der Laufbahn des großen Feldherrn und Regenten ist die Tendenz dieses Gedichts, welches mehr Werth hat, als ein Werk brüderlicher Liebe in der poetischen Wage. Die Schlußstelle enthält folgende poetische und rührende Stelle:

> Voyageurs qui cherchez sur la terre et les flots
> Des temples, des palais, des cités, des tombeaux,
> Vestiges imposans de la grandeur humaine,
> Gardez vous d'oublier la roche de Saint-Hélène!
> C'est là que vous verrez, dans un affreux désert,
> Le plus grand monument que le monde ait offert!
> L'aigle vous guidera sur ces roches funèbres:
> Là, soit pendant le jour, soit pendant les ténèbres,
> Il veille, et l'oeil fixé sur un sombre tableau,
> D'Hercule, en gémissant, révèle le tombeau.

Der Graf Orloff, der bekannte Freund und Gönner der Kunst und Literatur, hält sich noch immer in Paris auf und hat vor Kurzem seine interessante Reisebeschreibung über einige Theile von Frankreich: Voyage dans une partie de la France, (in den Nummern 15, 16 und 17 der Iris von diesem Jahr ist einiges daraus mitgetheilt) herausgegeben. Das Werk ist in der Form von Briefen abgefaßt und besteht aus drei Bänden.

Pouqueville's neues Werk über den griechischen Freiheitskampf, welches ohne Zweifel das reichhaltigste und umfassendste von allen über diese größte Weltbegebenheit unsers Jahrhunderts bisher erschienenen ist, hat so ungemeinen Beifall erhalten, daß die erste Auflage in Paris schon vergriffen war, als Viele, die sich für das Werk interessirt hatten, noch gar nicht wußten, daß es erschienen sey. Pouqueville, einer der unterrichtetsten Kenner des Lokals, auf welchem der Kampf gefochten wird, und durch seinen langen Aufenthalt in Griechenland mit dem Charakter und den Sitten der Kämpfer auf beiden Seiten vertraut, ist recht eigentlich dazu berufen, der Geschichtschreiber der griechischen Auferstehung zu werden; und er hat es sich angelegen seyn lassen, alle Nachrichten, gedruckte, schriftliche und mündliche, über die durch Parteisucht vielfach entstellten und verdunkelten Thaten und Ereignisse dieses Krieges unbefangen zu prüfen.

Von Wieland's Oberon ist in Paris eine freie Uebersetzung von einem Herrn Ludw. de Sabareth erschienen unter dem Titel: Oberon, ou un moment d'oubli. —

Der geistreiche Dichter und Irländer Moore hat so eben unter dem Titel: Memoirs of Captain Rock eine sehr anziehende kleine Schrift herausgegeben. Er läßt darin diesen Mann in der ersten Person seine und seiner Familie Geschichte erzählen, d. h. sinnbildlich die ganze Geschichte des irischen Mißvergnügens mit der herrschenden Gewalt in allen Zeiträumen der vereinten Geschichte Großbritaniens und Irlands seit Heinrich II. her.

Mancherlei.

Auf Java werden die Kinder zu neun Jahren verheirathet. Unter den Abyssiniern wechselt der Preis einer Frau von vier Pferden abwärts bis auf eine Flasche Brantwein. In China wird die Braut durch ein ihren Eltern zu machendes Geschenk erworben; der Gemahl darf sie aber erst nach vollzogener Vermählung sehen. Bei den alten Medern war zu Zeiten jeder Bürger genöthigt, sieben Weiber zu nehmen, zu anderen Zeiten jedes Weib, fünf Männern zu gehorchen, je nachdem entweder der Krieg eine außergewöhnliche Verwüstung unter den Männern, oder feindliche Einfälle, wobei oft Frauen und Jungfrauen gefangen hinweggeführt wurden, eine Lücke unter den Weibern angerichtet hatten. — In Brasilien finden gar keine Hochzeitsfeyerlichkeiten statt; der Jüngling bedarf, um die Braut heimzuführen, nur ihrer und ihrer Freunde Einwilligung, und er darf sie mit eigner Hand tödten, wenn er sie untreu findet. Nach altenglischen Gesetzen machte sich der Christ, der eine Jüdin, oder die Christin, die einen Juden ehelichte, eines Staatsverbrechens schuldig, und ward lebendig verbrannt, nach einer andern Variante gar lebendig begraben.

Ueber das vielbesprochene Thema von Naturgaben und eingelernten Fertigkeiten erzählt man folgende Anekdote: Der Italiener Cecco behauptete, die Natur sey mächtiger, als die Kunst, während Dante auf dem Gegentheil bestand, und sich als Beleg für seine Behauptung auf seine Katze bezog, welche er durch anhaltende Uebung gelehrt hatte, ein Licht in der Pfote zu halten während er speiste oder las. Cecco wünschte, dieses Kunststück mit anzusehen und kam nicht unvorbereitet. Als eben Dante's Katze eine Probe ihrer Kunstfertigkeit ablegte, hob Cecco den Deckel eines mit Mäusen angefüllten Topfes in die Höhe und das Kunstgeübte Geschöpf beurkundete alsbald die Oberflächlichkeit eines blos eingelernten Talents, indem es das Licht fallen ließ, und mit allem Feuer des Instinkts über die Mäuse herfiel. Dante war verwirrt und bekannte sich überwunden.

Der Dichter Poinsinet, Verfasser der beiden Lustspiele „Le Cercle" und „Tom Jones", befand sich in so mißlichen Vermögens-Umständen, daß ihm kein Handwerksmann Credit geben wollte. Er brauchte sehr nothwendig einen neuen Rock, ging zu seinem Schneider, sagte ihm: es werde am Abend ein Stück von ihm („Tom Jones") auf-

geführt, und schloß mit der Versicherung: er werde von seinem Antheil an der Einnahme den Rock bezahlen. Der ungläubige Schneider geht mit seinem ersten Gesellen in's Schauspiel (sie hatten vermuthlich Freibillets von Poinsinet erhalten). Während der Vorstellung hört ein Polizei-Beamter ein paar mal leise fragen: „soll ich zuschneiden? soll ich zuschneiden?" hielt die Leute für Beutelschneider, nahm sie fest und wollte sie in's Gewahrsam bringen. Als er aber erfuhr, daß der Schneider, der sich wenig auf den Werth eines Theaterstücks verstand, durch diese Frage an seinen gebildeteren Gesellen nichts weiter gemeint, als ob das Stück gut sey oder nicht, um sich mit dem neuen Rocke danach zu richten, mußte der Polizey-Beamte aus vollem Halse lachen, und entließ den Meister mit der Versicherung: das Stück gefalle, er könne sicher zuschneiden.

Theater-Nachrichten.

Paris im May.

Unter den Theaterneuigkeiten, welche der verflossene Monat uns gebracht hat, verdient eine Oper von Caraffa, an sich höchst unbedeutend, blos darum genannt zu werden, weil sie im Sujet mit dem deutschen „Wollmarkt" verwandt, wiewohl passender als er l'auberge supposée betitelt ist. Das Stück spielt in einem Gasthofe bei Montauban. Freville fühlt Liebe für Sophien, welche eben, von ihrem Vater begleitet, in Montauban angekommen ist. Der Vater ist im Begriff, sie an St. Real zu verheirathen, mit welchem er eine Zusammenkunft im Gasthause zum weißen Roß unfern von Montauban verabredet hat. Freville, der dieses erfährt, faßt den Entschluß, seines abwesenden Onkels Haus in einen Gasthof umzuwandeln, den er mit dem Schilde, „zum weißen Roß" schmückt, und besticht den Führer des Postwagens, Sophien und ihren Vater an dem vermeinten Gasthofe abzusetzen. Dieses geschieht. Aber St. Real wird durch das Aushängeschild ebenfalls irre geführt und die gefürchtete Unterredung findet Statt. Mittlerweile kehrt der Onkel unerwartet zurück, erstaunt nicht wenig, da er das Aushängeschild wahrnimmt, merkt jedoch bald, um was es sich hier handelt, und befördert als gütiger Onkel die Absichten seines Neffen, welcher Sophien glücklich heimführt, während Real seine Schwester erhält. Dieß ist nur ein kleiner Theil der Begebenheiten, denn der Knoten der Intrigue ist so verwickelt, daß der Zuhörer beständig wie über Räthseln brütet.

Auf dem Gymnase dramatique ist eine andere Neuigkeit, Leicester du Faubourg, der geistlose Versuch einer Parodie von Lebrun's Maria Stuart in Form des Vaudeville zur Aufführung gekommen. Franz ist der Ladendiener Angelikens, einer munteren Zuckerbeckers-Wittwe. Er wird von seiner Gebieterin gerne gesehen, und sie scheint geneigt, ihr Herz und ihre Einkünfte mit ihm zu theilen, aber zum Unglück ist er an eine Galanteriekrämerin, Namens Jeannette, heimlich verheirathet. Jeannettens Bruder, der um diese Heirath nicht weiß, wird, da er davon Kunde erhält, sehr begierig, den neuen Schwager kennen zu lernen, aber Franz, um einer vorzeitigen Entdeckung zu begegnen, welche Angeliken abhalten möchte, ihn, wie sie zu thun im Begriff ist, bei ihrem Geschäfte zu betheiligen, überredet seinen Freund Moiré, sich für Jeannettens Gatten auszugeben. Die Wittwe Angelike, welche vor längerer Zeit in Moiré einen Verehrer gefunden hatte, entlockt ihm bald das Geheimniß, indem sie erklärt, daß sie ihn geheirathet haben würde, wenn er ledig geblieben wäre. Als er dies hört, wirft er sich ihr zu Füßen, und betheuert, daß er ledig und ganz zu ihren Diensten sey. So überzeugt sich Angelika, von der Treulosigkeit dieses Leicester unter den Zuckerbäckern, reicht Moiré ihre Hand, vergiebt auf seine Verwendung dem Ungetreuen und nimmt ihn in ihr Geschäft auf.

Diese und ähnliche Erbärmlichkeiten finden ein Publikum in dem leckeren Paris!

Unsre Theatercensur erstreckt gegenwärtig ihre Herrschaft auch über die Tänze. Neulich sollte im Opernhause ein Ballet gegeben werden, welches die alte und neue Mode des französischen Tanzes in contrastirenden Darstellungen vergegenwärtigen sollte. Aber die Censur verbot diese Vorstellung. Warum? — Um nichts Altherkömmliches, wenn's auch nur ein Tanz wäre, lächerlich machen zu lassen. Also ist der ehrbar langsame Menuet als ein wahrhaft loyaler und royaler Tanz anerkannt.

Wien.

Beethoven wird in einigen Tagen eine neue Symphonie und seine große Messe als Oratorium im Theater an der Wien aufführen. Er ist dazu in einem von den Grafen Palffy, Dietrichstein, Fries, Czernin u. s. w. an ihn gerichteten Briefe, der in der Theaterzeitung abgedruckt ist, aufgefordert worden, um, wie es darin heißt, dem eindringenden fremden Geschmack deutsche Kraft und Kunst entgegenzusetzen. Man glaubt, der Brief sey vom Hofrath Mosel, einem der eifrigsten Anti-Rossinianer. Das Auditorium wird gewiß zahlreich werden, aber die Bänke vor den Italienern bleib.n deshalb nicht leer.

Auf dem Theater zu Mailand giebt man ein Stück, betitelt: „König Polichinell". Der benannte König ist so arm, daß, als er einen Macaroni-Verkäufer rufen hört, der die Portion zu 3 Sous verkauft, er denselben kommen läßt und ihm bedeutet: wenn er seine Unterthanen bedrücke, und nicht sogleich an Se. Majestät drei Portionen für einen Sous verkaufe, so werde er ihm den Kopf abschlagen lassen. Der Bedrohte gehorcht. „Du bist eine gute ehrliche Haut!" sagt der König, jetzt zufrieden gestellt, „nun verkaufe an meine Unterthanen so viel Macaroni, und so theuer, als Du willst!"

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 42. Sonntag, 23. May 1824.

Vergeblicher Kampf.

Ich will dem Feind mich gegenüberstellen,
Der sich im Felde zeigt, mit Stahl bewehret,
Denn niemand weiß, zu wem der Sieg sich kehret.

Ich will im Schifflein auf den Meereswellen,
Mit diesen kämpfen, und mit Feindesschaaren,
Denn noch entrinnen kann ich den Gefahren.

Und kann ichs nicht, so bleibt das Eine offen:
Der Wille, gegen alle Macht zu streiten,
Die meiner Freiheit Fesseln will bereiten.

Nur gegen Eines ist kein Sieg zu hoffen,
Denn weder Tapferkeit noch Wille taugen
Im Kampfe gegen ihre schönen Augen.

K. Pistping.

Treue Liebe.

Sir William, ein reicher, in Ruf stehender Handelsmann, bewohnte auf der Londoner Brücke eines von den Häusern, womit er sie auf beiden Seiten überbaut hatte. Er war Vater von vier Kindern. Das jüngste war eine Tochter. Eines Tages ließ die Amme das zehnmonatliche Kind aus einem offenen Fenster in die Themse fallen. Die Familie war im Zimmer versammelt; unbeweglich vor Schreck denkt Niemand an Hülfe und Rettung; nur ein Lehrling des Comptoirs, der sechzehnjährige Osborne, stürzt dem Kinde nach, erreicht es im Wasser, bringt es schwimmend glücklich auf den Strand und seinen entzückten Eltern zurück. — Seit dieser Zeit behandelte Sir William den jungen Osborne als eigenen Sohn, und zog ihn mit den Jahren in die wichtigsten Handels-Geschäfte. Betsy, das gerettete Kind, hieß allgemein seine Pflegetochter; er bildete, er unterrichtete sie in seinen Mußestunden; sie wuchs heran, und was im Anfang nur Dankbarkeit gewesen war, verwandelte sich allmählig in Anhänglichkeit, Zärtlichkeit und Liebe; eine Liebe, die von Seiten Osborne's nicht unerwiedert blieb. Es wird nicht gesagt, wann und wie, auf diese Entwickelung, die eben so natürliche Mittheilung der Herzen erfolgte: genug, daß sie auf diesem Wege nicht ausbleiben konnte. Ein blödes Mädchen, ein zärtlicher, ehrlicher Liebhaber lernen sich kennen, suchen sich, meiden sich; man seufzt, man forscht, man frägt, man erröthet, man bekennt, man schwört sich Liebe, Treue und ewige Beständigkeit, trotz allen möglichen Hindernissen.

Die Hindernisse waren hier unübersteiglich. Sir William, einer der reichsten und angesehensten Banquiers, hatte in ganz London die Wahl eines Eidams. Bewerber in Menge fanden sich ein; jetzt schien es dem Vater Zeit, seine Tochter auszuforschen. Ohne Mühe entdeckte er, ihr Herz sey nicht frei; sie trug kein Bedenken, ihren Retter und Geliebten zu nennen. Ueber den Geliebten vergaß Sir William den Retter. Osborne schien in seinen Augen ein strafbarer Verführer; vielleicht auch nur ein Hinderniß, welches er weg zu räumen habe; genug, er verstieß ihn ohne Barmherzigkeit aus dem Hause.

Ehe Betsy von ihrem zweiten Vater, von ihrem Freunde, ihrem Geliebten sich trennte, schwur sie, in Thränen zerfließend, da sie die Seinige nicht werden könne, nie eines Andern zu seyn. So schieden sie von einander, und Betsy hielt Wort, verwarf standhaft und fest alle Vorschläge ihres Vaters, widerstand seinen Bitten, seinen Drohungen; und obschon sie vielleicht in den Augen mancher Eltern, die dies lesen, zu weit gegangen seyn mag, so berufe ich mich auf meine sämmtlichen Leserinnen, und frage sie, ob sie Unrecht gethan?

Ohngefähr um diese Zeit knüpfte man in England große Handelsverbindungen mit dem moskowitischen Reiche an. Die Königin Elisabeth ließ ihnen vollen Schutz angedeihen. Sie hatte vom Czar Iwan Basilides für den englischen Handel einen ausschließlichen Freiheitsbrief erhalten. Seinerseits hatte der Czar, dem es nicht unbekannt blieb, wie verhaßt ihn seine Grausamkeit und seine Tyranney bei den Moskowiten machte, sich den Schutz und eine Freistatt in England ausbedungen, wenn sie ihm noth thun sollte. Um das Band mit England inniger zu befestigen, hatte er sich erboten, sich mit einer Brittin zu vermählen; und schon war Elisabeths Wahl auf Lady Hastings, Tochter des Grafen Huntingdon und eine ihrer liebsten Hofdamen, gefallen.

Ermuthigt durch die großen Handels-Vortheile, welche sie von Iwan Basilides erhalten hatten, beschlossen die englischen Seefahrer, bis in das Herz

des damals halb wilden und halb wüsten Moskowiens zu dringen. Bald erfuhr man, daß Osborne, ein junger Abentheurer, dessen erste Versuche das Glück besonders begünstigt, und der sich an der Spitze eines wichtigen Handels-Unternehmens befände, mit einem seltenen Erfolg einen großen Theil Rußlands besuchte. Er hatte nämlich kleine Boote mit seinen Waaren befrachtet, sie die Dwina hinauf bis nach Wologda gebracht; von da war er zu Lande, in sieben Tagen, bis Jaroslaw gekommen, hatte sich wieder auf der Wolga eingeschifft, und war bis Astracan gelangt. Hier ließ er ein größeres Schiff bauen, segelte quer über das caspische Meer, und setzte die Ladung in Persien ab. Bei der Rückkehr trug der Czar Verlangen, den kühnen Reisenden zu sehen; er ließ ihn vor sich kommen, empfing ihn mit besonderer Auszeichnung, beschenkte ihn reichlich und gab ihm für die Königin Elisabeth und für die künftige Czarin von Moskowien, die schöne Lady Hastings, Briefe mit.

Nach seiner Rückkehr in England wurde der junge Reisende von der Königin mit ausgezeichneter Gnade empfangen; sie unterhielt sich mehrere Stunden mit ihm über die Handels-Vortheile, welche England von Moskowien zu erwarten habe. Sie gab ihm ihren Wunsch zu erkennen, daß er die lange gefahrvolle Reise nochmals beginnen möchte; allein der junge Mann verbarg ihr nicht seinen Widerwillen gegen ein zweites Unternehmen dieser Art; es sey geschickt, sagte er, die kühnsten Abentheurer abzuschrecken. Auch hat seit ihm Niemand auf diesem Wege Rußland von einer Grenze zur andern bereiset.

Nach seiner Audienz bei der Königin begab sich Osborne zur Lady Hastings. Er überbrachte ihr den Brief und die Geschenke des Czar, bestehend in Zobelpelzwerk, dem reichen Ertrage des neuentdeckten Siberiens. Diese berühmte Provinz Rußlands war kurz vorher von einem Kaufmann aus Archangel, Namens Anika, aufgefunden worden, dessen scharfsinniger Geist ihn auf den Gedanken gebracht hatte, treue umsichtige Diener der Spur samojedischer Tataren nach zu schicken, deren Vaterland bis jetzt unbekannt geblieben war, und welche jährlich bis an die Dwina kamen, und dort, wie die Wilden in Amerika, gegen ihre Erzeugnisse, Fuchs- und Marderfelle, Nägel und Glasperlen eintauschten.

Die schöne Lady Hastings war begierig, den Hof näher kennen zu lernen, dessen Thron sie wahrscheinlich einnehmen würde; sie ließ ihn sich von dem jungen Reisenden schildern, und erschrack über die Beschreibung. Moskau, die Hauptstadt, war damals ein Haufe von Hütten und Blockhäusern. Der Kreml stand zwar schon, hatte aber nur von Außen ein imposantes Ansehen; die Zimmer des Schlosses waren ohne die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens. Statt des Bettes lag man auf Bärenfellen, die über den harten Boden ausgebreitet waren. Die Straßen hatten kein Steinpflaster; es gab keine Künstler, wenig Handwerker, nur die allernothwendigsten und gemeinsten. Der Czar und seine Hofleute, geschmacklos gekleidet und mit Perlen und Steinen übersäet, trugen unreine Wäsche und wimmelten von Ungeziefer. Statt der Schauspiele Kirchengebräuche und Feierlichkeiten; statt der Feste Trinkgelage, die nicht selten mit Wunden und Blut endigten; scythische Sitten mit grob-christlichem Glauben und Gottesdienst verbunden; und ein Czar, wilder als die Wildesten seines Volkes. — Welch ein Unterschied zwischen diesem rohen Sitten-Gemälde und dem glänzenden Zustand der Aufklärung und Geselligkeit an Englands Hofe, dessen größte Zierde die junge Tochter des Grafen von Huntingdon war, umgeben von der Blüthe des englischen Adels, eilend aus einem Feste in das andere, abwechselnd Spencer's Gedichte lesend und Shakspeare's Schauspiele besuchend! — Die junge Lady bedurfte nicht mehr, um allen Lockungen eines Kaiser-Titels zu entsagen. Noch waren die Verhandlungen nicht so weit gediehen, daß sie nicht hätte zurück treten können; die Verbindung wurde ihrerseits für abgebrochen gehalten; sie fühlte sich fest entschlossen, nie nach Moskowien abzureisen und mit dem wilden Czar seinen eisernen Scepter und sein Lager auf Bärenfellen zu theilen. Sie konnte dem Reisenden nicht genug für seine nützlichen und wahrhaften Berichte Dank wissen, und, im Ausbruche ihrer Erkenntlichkeit, verlangte sie von ihm die Geschichte seines Lebens; Osborne trug sie ihr mit Einfalt und Rührung vor. Seine Erzählung erweckte ihre ganze Theilnahme, so daß sie sich nicht enthalten konnte, sie der Königin mitzutheilen, welche sich nun ebenfalls von Osborne's Schicksalen unterrichten ließ.

Tags darauf kam ein Kämmerer der Königin zu Sir William und beschied ihn an den Hof. Sir William stutzte und gehorchte. Elisabeth rief ihn in ihr Cabinet, hatte eine lange Unterredung mit ihm und entließ ihn gnädig. — Kaum war er in seine Wohnung auf London-Bridge angelangt, als er seine Frau, seine Tochter zu sich berief, und sie ohngefähr in folgenden Worten anredete:

„Meine Kinder, uns betrifft ein sonderbares Ereigniß, welches für uns Alle eine Glücksquelle werden kann. Dir, Betsy, geht zuerst der günstige Stern auf. Du wirst den Umstand benutzen, und den Deinigen alle Vortheile verschaffen, die er für sie herbeiführen kann. Dir ist bekannt, meine Tochter, daß ich Deinem Trübsinn immer mit Schonung begegnet, Deinen Schmerz geachtet, Deinem Wunsch nachgegeben, und das mir zukommende väterliche Ansehen nicht geltend gemacht habe. Ich verfügte nicht über Deine Hand, wie ich wohl gekonnt hätte. Es hat sich ein Heer von Freiern gemeldet; Du hattest das Aussuchen unter den Vornehmsten und Besten, hast sie alle ausgeschlagen. Heute aber muß ich von meinem bisherigen Verfahren abgehen; ich darf Dich, ohne den größten Nachtheil für meine Familie und für Dich, Dir selbst nicht weiter überlassen; es wäre thörichte Nachsicht, Unvernunft und Unbesonnenheit von meiner Seite; Du mußt Dich entschließen. Die Königin, nicht ich, fodert Dich

dazu auf; sie hat einen gnädigen Blick auf Dich geworfen, sie will für Dein künftiges Glück wählen und sorgen. Der Gatte, den sie Dir bestimmt, ist in jeder Hinsicht annehmenswerth und Deiner würdig. Ich hoffe, Du wirst dieses Mal nicht dem königlichen Ansehen und Willen Widerstand leisten, wie Du es bisher gegen mich gethan hast. Die Königin befiehlt, Dein Vater befiehlt, Deine ganze Familie befiehlt!" — Die arme Betsy weinte und schwieg. — „Betsy", sagte der Vater mit Ernst, „ich gebe Dir bis morgen Frist zur Antwort. Beruhige Dich; höre, was Dir die Mutter, die Brüder rathen werden; entschließe Dich und bringe mir morgen früh Bescheid Bedenke aber, daß ich zu Opfern des Gehorsams berechtigt bin; daß ich sie erwarte, und daß ein Nein! von Deiner Seite den Vaterfluch zur Folge haben würde!"

Am folgenden Morgen erschien das junge Mädchen zitternd, bleich und mit rothgeweinten Augen vor ihm. Der Vater empfing sie lächelnd. „Wann die Hochzeit?" redete er sie gütig an. — „Vater!" rief sie aus, und warf sich ihm zu Füßen; „Vater, habe Mitleid mit mir. Ich will — ja ich will gehorchen! — aber laß' es nicht zu, daß mein künftiger Gatte durch mich betrogen werde; er mag vielleicht denken, daß mein Herz noch frei ist. Versprich mir, ihm vor der Ehe zu sagen, daß ein Anderer es aus Dankbarkeit, aus Liebe besitzt. Vater! wie könnte ich den vergessen, der mir das Leben rettete, der mein Lehrer in der Kindheit, mein Freund in der Jugend war; wie könnte ich den unglücklichen Osborne vergessen?" — „Tochter!" entgegnete Sir William; „ich kann Dein Zartgefühl nicht tadeln. Ich lobe diesen Zug der Aufrichtigkeit, und ich glaube sogar, Du kannst ohne Erröthen und ohne Dir etwas zu vergeben, Deinem künftigen Gemahl dieses Geständniß selbst ablegen." — „Ich selbst? O Himmel! woran denkst Du? Wie wird er es aufnehmen?" — „Das magst Du sogleich versuchen!" — Mit diesen Worten öffnete Sir William eine Thür, und Osborne, der glückliche Osborne, stürzte sich zu Betsy's Füßen, welche vor Bestürzung und Freude einer Ohnmacht nahe war und ihm in die ausgestreckten Arme fiel. Der Vater und der Geliebte fingen sie auf und brachten sie wieder zu sich. Sir William segnete das überselige Paar. Sogleich erschell die frohe Nachricht im ganzen Hause; Alle nahmen Theil an dem Ereigniß, denn Osborne hatte bei seinem Abgang das Bedauern Aller mit sich genommen und seine Rückkehr gab das Zeichen zu allgemeinem Jubel.

Lady Hastings ließ sich das Vergnügen nicht nehmen, die Braut mit eigenen Händen zu schmücken. Die Königin unterschrieb den Ehe-Contrakt, beehrte die Hochzeit mit ihrer Gegenwart, und gestand, daß dieses Fest jedes andere in der City an Pracht und Frohsinn übertreffe. Osborne, mit königlichen Wohlthaten überschüttet, machte sich durch neue Verdienste des neuen Glücks würdig. Er genoß nicht allein die Gunst der Königin, sondern auch die Liebe und Achtung seiner Mitbürger. Die Stadt London wählte ihn 1583 zu ihrem Lord-Mayor. Er ist der Stammvater des berühmten alten Hauses der Herzoge von Leeds. — Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die Häuser auf London-Bridge nicht abgebrochen waren, zeigte man das Fenster, aus welchem Osborne gesprungen war, um das Kind zu retten, das einst seine Gattin werden und den Grund zu seinem künftigen Glück legen sollte.

Dreisylbige Charade.

Erste und zweite.

Afrika's und Asiens Schrecken,
Könige mit Zug genannt;
Wollt die Schlafenden nicht wecken,
Sind nicht Waffen euch zur Hand.

Dritte.

Trotzig ist zwar auch die dritte
Und verzagt doch nebenher;
Leicht bewegt durch Thrän' und Bitte,
Doch durch kalte Reden schwer.
Keim und Wurzel schöner Saaten,
Lebensquelle, rosigroth,
Strömt die Kraft zu Lied und Thaten,
Wo sie stockt, naht auch der Tod.

Das Ganze.

Ganz: geschmückt mit einer Krone,
Kreuzesritter, König, Held,
Dem die Tapferkeit zum Lohne
3 von 1, 2 zugesellt.

Auflösungen von Nro. 40.

Logogryph: Brauch, Bauch, Bach, Buch.
Räthsel: die Augen.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 15. May. Aurelia, oder Der Raub im Schwarzwalde, Schauspiel in 4 Abth. (alias: Der Wald bei Hermannstadt). Dem. Fleckenstein trat als Aurelia auf. Heute war sie uns wieder etwas zu sentimental. Die einförmig klagende Stimme und der pathetische Vortrag ganz einfacher Stellen war nicht geeignet, besonderes Interesse einzuflößen. Hrn. Weidners Darstellung des Grafen Spangenberg ist rühmlich bekannt.

Dem. Urspruch, welche dessen Schwester Theodora darstellte, wurde gleich zu Anfang über das Bild des Herzogs aus einem schüchternen Mädchen plötzlich zur Mänade; das heißt seinem Geschlecht keine Lobrede halten. Die Bauernfamilie ward von Hrn. Otto, Mad. Scholz und Hrn. Rottmayer sehr brav gegeben; Hrn. Rottmayer gelingen die dummen Bauernjungen vorzüglich. Hr. Böres scheint sich jetzt durch alle Intriguen zum Künstler durchgekämpft zu haben. Nun ist die Reihe an Hrn. Riedel. So gut er auch seine Sache vorbrachte, er wurde dennoch applaudirt. Doch es war Samstag Abend, da macht man sich ein Lustspiel, wenn man keins bekommt.

Sonntag den 16. Titus, Oper in 2 Abth. nach dem Italienischen des Metastasio, Musik von Mozart. Eine sehr brave Vorstellung. Wollte Hr. Rieser (Titus) mehr Fleiß auf Action und Rede wenden, so hätten wir uns zu seiner Erscheinung überall Glück zu wünschen. Titus ist ausnahmsweise (durch Metastasio) eine gedachte Rolle. Hr. Rieser hat aber überall dieselben Bewegungen, dieselbe süße weiche Sprache, worin er das Gefällige dem Wahren vorzuziehen scheint. Wenn Dem. Bamberger (Sextus) auch der Ausdruck des Gehässigen und männlicher Leidenschaft versagt, so ist doch ihre Stimme mehr als das werth; überraschend war heute ihre Stärke im Alt. Mad. Brauer trat als Vitellia zum Letztenmal als Gast auf. Sie wußte bei kunstgerechtem Vortrag sehr glücklich die Sprache der Empfindung geltend zu machen und in dieser Verbindung, nicht in den Schwierigkeiten, besteht ja wohl der Hauptreiz dieser Parthie. Hr. Linker war heute für Hrn. Brauer als Annius eingetreten und sekondirte im Duett: „In deinem Arm zu weilen" recht hübsch. Die Auslassung des Duetts: „O verzeih du Auserwählte" wollen wir beiden Theilen als lobenswerthe Bescheidenheit anrechnen. — Zwei Namen hörten wir heute Abend falsch aussprechen: Fidelia statt Vitellia und Didus statt Titus. Didus ist der Name eines gimpelhaften Vogels aus dem Straußengeschlecht, sonst auch Dronte genannt (didus ineptus).

Dienstag den 18. Der Doppelpapa, Posse in 3 Abth. von Gustav Hagemann. Hierauf: Der Kalif von Bagdad, Oper in 1 Act von Bojeldieu. Heute hatte sich alles zum Nachtheil des Lustspiels verschworen. Das komische Donnerwetter, welches der aufrollende Vorhang verursachte, schien den Mitspielenden in die Glieder gefahren zu seyn. Wir nehmen uns die Freiheit, im Namen des Publikums ein kleines ernsthaftes Gewitter nachfolgen zu lassen. Die Herren Schauspieler meynen oft, wenn Posse auf dem Zettel steht, so dürften sie Possen machen; oder wenn wenig Leute vor ihnen sitzen, sie wären allein unter sich. Auch halten sie es bei dergleichen Bagatellen gar nicht der Mühe werth zu memoriren, aufmerksam zu seyn und zu rechter Zeit zu erscheinen. — Wegen Heiserkeit des Hrn. Größer wurde statt der angekündigten Oper Adolph und Klara von d'Alayrac, der Kalif von Bagdad gegeben. Was unser Orchester als Gesammtheit vermag, tritt nirgends ehrwürdiger hervor, als bei der Ausführung solcher Stücke, wie die Ouvertüre zum Kalifen von Bagdad. Diese Ouvertüre, ein wahrer Damenliqueur, aber zugleich das leidige Paraderoß der meisten Anfänger und Anfängerinnen in der Musik, wird im gemeinen Leben so häufig aufgetischt und so vielfach verstümmelt, daß man sie lieber nimmer hören möchte. Wird sie aber im Theater vorgetragen, so verjüngen sich ihre langgewohnten Melodien; sie ist uns immer neu und immer willkommen.

Donnerstag den 20. Das unterbrochene Opferfest, Oper in 2 Abth. vom Kapellmeister Winter. Murney und Myrrha sind hervorragende Leistungen in dieser Oper. Myrrha war vor beinahe fünf Jahren die Antrittsrolle der Dem. Bamberger auf unserer Bühne, und wenn sie schon damals ungewöhnlich darin befriedigte, so kann man sagen, daß sie sie jetzt vollends zur Bravourparthie erhebt. In einer Beziehung ist jedoch Dem. Bamberger bei dem stehen geblieben, was sie vor fünf Jahren war — in ihrem Spiele hat sie sich durchgängig jene kindliche Unbefangenheit zu erhalten gewußt, die so liebenswürdig macht, jene Unbefangenheit, welche überhaupt die Gefährtin sanfter Weiblichkeit ist, womit aber leider das schöne Geschlecht so selten über die Kinderjahre hinausreicht. Dem. Bamberger stellt als Myrrha ganz das Bild ins Leben, welches uns im Feuer der ersten Liebe Menander von Glyceren giebt. Ihren Gesang betreffend, äußern wir nur den Wunsch, daß sie darin eben so sehr der Natur treu bleiben möge, als in ihrem Spiel. Gehäufte Colloraturen erschöpfen oft, ohne zu verschönern. So z. B. läßt Dem. Bamberger in ihrer Arie bei der Stelle: „Ich möchte gerne spielen" auf jedem zu singenden Tone einen Triller ruhen. Sollte diese Verzierung eine wirkliche Verschönerung seyn? — Den Murney gab Herr Rieser. So wie er heute bei der Anklage im Tempel Vergebung, Theilnahme und Verachtung ausdrückte, wünschten wir ihn immer den bezeichnenden Ausdruck beobachten zu sehen. —

Wir haben in der Kritik vom vorigen Sonntag noch einen Druckfehler zu rügen, der uns einen Unsinn aufbürdet. Bei der Erklärung der Aussprache des Namens Ahasverus soll es heißen: „Ăhāsvĕrūs wie es in der Prosa (nicht Poesie) klingt, oder Ăhăsvērŭs, wie der Name von unsern Dichtern gebraucht wird."

Theater-Anzeige.

Montag den 24. May. (Zum Vortheil der Dem. Fleckenstein): Preciosa, Schsp. (Preciosa: Dem. Fleckenstein).
Dienstag den 25. Die Reise nach Dieppe, Lustsp. Der grade Weg der beste, Lustsp.
Mittwoch den 26. Conzert von Dem. Schweitzer.
Donnerstag den 27. Elisabeth, Oper.
Samstag den 29. Ein Lügner der die Wahrheit spricht, Lustsp. Adolph und Klara, Oper. Der Quartierzettel, Lustsp.
Sonntag den 30. Die Schleichhändler, Drama. Nummer 777. Lustsp.

Frankfurt a. M., Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No 43. Donnerstag, 27. May 1824.

Die Colonie Frankfurt.

Die meisten öffentlichen Blätter haben unlängst einige Curiositäten von einer Europäischen Colonie auf der kleinen Insel Tristan da Cunha in dem Afrikanischen Meere mitgetheilt, welche aus 14 Männern, 3 Weibern und 7 Kindern unter einem Regenten, dem ehemaligen Englischen Sergeanten Glaß, besteht. Uns ist neuerdings die Geschichte einer Colonie Frankfurt auf einer kleinen Insel in den Amerikanischen Gewässern zu Gesicht gekommen, deren 10jährige Schicksale wunderbar genug sind, um von unsern Leser nicht ohne Interesse vernommen zu werden. Wir theilen sie deshalb hier mit:

Eine Tischlerfamilie aus den Gegenden des Mainstroms, deren Wohnort im Anfang des großen Kampfes zwischen den Deutschen und Franzosen auf der einen Seite umschanzt wurde, um ihn gegen den herannahenden Feind zu decken, verlor bei der Ankunft desselben ihre Wohnung, die mit allen ihren Habseligkeiten in Flammen aufging. Nur schwer gelang es den Unglücklichen, sich vor der Wuth der Soldaten in einen nahen Wald zu retten, wo ein menschenfreundlicher Offizier sie antraf und mitleidig mit 22 fl. beschenkte. Christian M—r, das Haupt dieser Familie, war ein gut erzogener, rechtlicher, zum Nachdenken und zur Achtsamkeit gewöhnter und, nach seinen Verhältnissen, mehr als gewöhnlich gebildeter Mann. In dem kleinen, nur aus wenigen Häusern bestehenden Dörfchen, so wie in seiner Nachbarschaft, in welcher er durch seine Arbeit bekannt war, stand er bei Allen wegen seiner Klugheit, Thätigkeit und seines rechtschaffenen Betragens in großer Achtung.

Im häuslichen Kreise seiner Gattin und fünf gesunder, lebhafter Kinder, suchte er seine einzige Erholung nach vollbrachter Arbeit, die er oft auswärts zu verrichten hatte. Jeder Abend, und besonders jeder Sonntag, war ein Fest, wo Alle sich beeiferten, dem oft entbehrten Vater Freude zu machen. Von Liebe wurde unter diesen Menschen nicht viel gesprochen, aber sie wehte wie ein linder Odem in der ganzen, zwar reinlichen, aber fast ärmlichen Umgebung dieser Familie und erzeugte den köstlichsten Reichthum: Friede und Heiterkeit. Einklang und festes Zusammenhalten zwischen Eltern und Kindern machte jede Bürde leicht, und Gottesfurcht mit christlicher Genügsamkeit verbunden, würzte das spärliche Mahl und jeglichen Genuß.

Der große Schlag, der sie nun durch den Verlust ihres Häuschens und ihres Eigenthums betroffen hatte, würde Mutter und Kinder vielleicht doch ganz entmuthigt haben, hätte nicht der Vater mit einem heitern Blicke und mit hohem Gottvertrauen ihnen erzählt, wie er gar Manches erfahren und auf seiner Wanderschaft oft viel ärmer gewesen, als jetzt, da er einen kleinen Schatz saurer Ersparniß von 250 fl., wofür er einen Acker habe kaufen wollen, noch gerettet habe. In der Fremde habe er oft, und besonders bei einer zweimal wiederkehrenden Krankheit keine bekannte Seele um sich gehabt, und nun habe er ja die Mutter und sie, und alle seyen ja gesund, und die beiden ältesten Knaben könnten ja auch schon Etwas arbeiten. So wolle sie sich selbst nicht — und Gott würde sie nicht verlassen. Er überlegte nun, während er in einem benachbarten Orte mit den Seinigen eine Zeitlang ein Unterkommen fand, was zu thun sey, da der Krieg fortdauerte, und an den Aufbau seines Häuschens nicht zu denken war. Er arbeitete im Taglohn bei den Schiffern am Main, und konnte oft kaum so viel erwerben, daß Weib und Kinder sich satt essen konnten.

Da legte eines Abends unvermuthet ein Schiff mit Auswanderern am Ufer an, welche nach Amerika zogen. Die Leute waren alle gutes Muthes und fröhlich, und in seiner Seele war es grade an diesem Tage trüb und ernst. Unter den Gesprächen, in die er und die Umstehenden sich mit einigen der Auswanderer einließen, erzählte Einer zufällig: sie hätten fast alle Handwerker am Bord, nur ein Schreiner fehle ihnen noch, und der sey ihnen unentbehrlich, weil sie in Amerika sich ein eigenes Dorf anlegen wollten. Wie ein Lichtfunke fiel das Wort in seine umdüsterte Seele. Ohne sich aber über seine Gefühle zu äußern, erkundigte er sich näher und höchst sorgfältig nach allen Umständen und eilte dann nach Hause. Hier erzählte er seiner Frau Alles und überlegte mit ihr den Entschluß, der zu nehmen sey. Der Schatz war noch unangerührt, er reichte also wohl hin zur sparsamen Reise, denn das Schiff gehörte den Auswanderern eigen, und diese nähmen sie, meynte er, wohl vielleicht ohne Fracht an Bord. Mit ihm einverstanden, erwiederte Marie: Gottes Sonne scheint ja wohl auch dort, und Arbeit und eine Lagerstätte werden

wir wohl finden. Aber wir sind nur dürftig gekleidet mit den Kleinen, und dadurch gewiß vielen Unbequemlichkeiten auf der weiten Reise ausgesetzt. Mir fällt jedoch ein Gedanke ein: meine Herrschaft, bei der ich in Frankfurt sechs Jahre gedient habe, lebt noch. Es sind biedere, treue Menschen von ächtem Schrot und Korn in dem lieben Frankfurt: da muß ja das Schiff vorbei, und wenn ich zu ihnen gehe mit meinen Kindern, so geben sie gewiß diesen etwas Kleidung, denn es sind fromme und wohlthätige alte Leute. Du weißt ja, was sie uns für ein schönes Hochzeitgeschenk geschickt haben, weil ich ihnen treu und redlich diente und die Frau in ihrer langen Krankheit wartete; und den Gruß: wir sollten einig und christlich leben, so würde uns Gott nicht verlassen, den haben wir ja nicht vergessen Das fand der Mann sehr vernünftig, da sie ja nicht betteln wollten, und es keine Schande sey, solchen braven redlichen Menschen ihr Unglück und ihren Vorsatz zu vertrauen. Der Entschluß, nach Amerika zu ziehen, wurde gefaßt, in der Nacht die geringen Habseligkeiten, besonders aber die Bibel eingepackt, und am nächsten Morgen schwammen sie auf dem Schiffe den Main hinab, da man sie willig und unentgeldlich ohne alle Schwierigkeit aufgenommen hatte.

Bei Frankfurt wurde gegen Abend schon angelegt und zwei Tage gerastet, weil am folgenden Tage ein Sonntag war, und weil man hier sich mit Lebensmitteln und andern Nothwendigkeiten bis nach Amsterdam versehen mußte. Marie machte sogleich ihre Kinder zurecht, und ging mit ihnen über die Sachsenhäuser Brücke durch die ihr bekannten Straßen dem alten, unscheinbaren Wohnhause zu, und der Mann folgte nach, indem er das kleinste Mädchen auf dem Arme trug. Er wollte nicht mit ins Haus gehen, sondern setzte sich auf eine steinerne Bank schräg gegenüber. Nicht ohne Herzklopfen wartete er hier wohl eine Stunde, und mancherlei ernste Gedanken über seine Lage und seinen Entschluß durchkreuzten sich in seiner Seele. Da kam endlich sein größter Knabe mit einem jungen Mädchen aus dem Hause fröhlich auf ihn zugesprungen, erzählte ihm, daß sie Alle schon gar gut zu essen bekommen hätten, und das Mädchen, ihn freundlich grüßend, forderte ihn auf, zu ihrem Herrn Vetter ins Haus zu kommen. Er ging — fast etwas zaghaft. Der alte ehrwürdige und noch sehr kräftige Mann betrachtete ihn mit einem ernsten scharfen Blicke, der ihm durch die Seele ging; aber keiner Schuld sich bewußt, redete er bald mit Zutrauen. Nachdem er Wein und Brod erhalten, nahm ihn der alte Herr mit sich in seine Arbeitsstube. Hier ließ er sich unter kurzen einzelnen Zwischenfragen Alles von ihm erzählen, durchsah die Papiere in der Brieftasche mit großer Aufmerksamkeit, ließ sich das Geld in dem ledernen Beutel vorzeigen, und sagte endlich: „Seine Marie dauert mich mit ihren Kindern, denn sie ist brav; aber ich kann mir nicht eine ganze Familie auf den Hals laden, sonst wollte ich wohl helfen," und damit entließ er ihn. Aber im Hause mußte die ganze Familie die beiden Tage bleiben; denn die fromme Hausfrau hatte eine große Freude über die Marie und ihre gut gezogenen muntern Kinder. Am andern Morgen, nachdem alle alten und neuen Hausgenossen in dem Wohnzimmer versammelt waren, sprach der Hausherr mit entblößtem Haupte, fast wie betend, wenige Worte nur, die aber tröstend, kräftig auf Alle und besonders auf Christian M—r wirkten. Man frühstückte, und die Meisten begleiteten den Herrn und die junge Base in die Kirche, die gedrängt voll Menschen war.

Nach dem Schlusse des Gottesdienstes machte der alte Herr einen Spaziergang mit Christian um die Stadt, und fragte ihn nochmals ernstlich: „ob er seinen wichtigen Entschluß auch vor Gott reiflich überlegt habe?" Und als er sich darüber genügend erklärt hatte, wünschte er ihm mit einem treuherzigen Händedruck Glück zu Ausführung seines Vorsatzes. Er belehrte ihn dann über die Art und Weise, sich und die Seinigen auf der weiten Reise vor manchen Unannehmlichkeiten und Unfällen zu schützen, und über Allerlei, was sein künftiges Fortkommen in Amerika betraf. Am folgenden Tage nahm er ihn mit sich auf die Polizei, wo ihm ein gültiger Paß auf des Kaufmanns Bürgschaft statt seines unbedeutenden Zeugnisses ausgefertigt wurde, dann händigte er ihm zwei Briefe, einen nach Amsterdam und einen andern an einen Kaufmann in Philadelphia ein, den er einst als eine armen Waise in sein Haus aufgenommen, und zum tüchtigen Manne erzogen hatte, und gab ihm auf, an beiden Orten die Briefe ja abzuliefern und ihm auch Nachricht von seinem Schicksale zu geben. Ausser kleinen Spielereien für die Kinder und einigen Näschereien, erhielten sie nichts; nicht einmal alte Kleidungsstücke, die ihnen doch so nöthig waren. Da sie am Abend noch an Bord gehen mußten, so nahm der alte Herr ganz kurz Abschied von ihnen, und nur die Thränen und Segenswünsche der frommen alten Frau und der Hausgenossen, beruhigten Mariens gelassenes und Gott ergebenes Gemüth über die vergebliche Hoffnung, die sie zu äussern viel zu schüchtern gewesen war. Die Kinder waren aber ganz glücklich, und dadurch wurden die Eltern allmählig auch heiterer. Das Schiff war zur Abfahrt bereit da sie ankamen, und ging mit Tagesanbruch lustig Mainabwärts. Da trat ein junger Mensch zu Christian, den er vorher auf dem Schiffe nicht gesehen hatte, und unterhielt sich fast immer mit ihm und den Seinen bis nach Mainz, wo das Schiff wieder anhalten mußte. Hier erst erklärte ihm dieser, daß er für den alten Herrn in Mainz Handlungsgeschäfte, ihm aber noch Einiges zu übergeben habe.

Zuerst zeigte er ihm nun im Schiffsraume zwei große Verschläge die er mit nach Amsterdam nehmen und dort mit dem Brief an das benannte Handlungshaus abliefern sollte; dann übergab er Marien von der alten treuen Wohlthäterin einen großen Pack mit dem letzten Gruße, eine Kiste mit

Lebensmitteln für die Reise bis Amsterdam und dem Christian M—r ein kleines Kistchen, worin eine Hausapotheke mit dem gedruckten Gebrauchszettel für Nothfälle enthalten war, von dem alten Herrn, — nahm eilig Abschied, und entzog sich ihren Danksagungen.

Wie erstaunten nun Beide, da sie in dem Pack einige Matratzen, Mäntel und für alle Kinder neue (vermuthlich schnell von einem Händler erkaufte) Kleidungsstücke und Wäsche vorfanden — und sich im Besitz eines großen Vorraths von Lebensmitteln und mehrerer Bouteillen alten Weins sahen. Mit Thränen im Auge bereuten sie ihr Mißtrauen, — dann dankten sie fröhlich Gott und segneten die edelmüthigen Frankfurter Wohlthäter. Die ganze Reisegesellschaft stimmte mit ein und nahm um so herzlichern Antheil, da Christian M—r ihnen sein Unglück erzählte. Alle faßten für den Mann eine besondere Zuneigung, der den Tag über unermüdet arbeitete und nie müßig ging — auch des Abends ihnen aus der Bibel schön und tröstlich vorlas. So kamen sie nach drei Wochen glücklich und wohlbehalten am Orte ihrer ersten Bestimmung in Amsterdam an. Der mit Schiffen aller Nationen angefüllte große Seehafen dieser berühmten Stadt, welcher einem Walde von Mastbäumen glich, die Volksmenge und das Getümmel in allen Straßen erregte ihre große Bewunderung, aber zugleich auch ein wehmüthiges Gefühl, daß sie hier von dem heimischen Welttheile sich scheiden und in ein fernes Land gehen sollten, das ihnen fast ganz unbekannt war, und bei Manchem stellte sich hier schon die Reue ein über den gefaßten Entschluß des Auswanderns.

Sie suchten den Kaufmann auf, an welchen Christian M—r die beiden Verschläge abzugeben hatte; doch dieser bedeutete ihm, daß der Inhalt derselben, nach dem Briefe, blos für ihn und seine Familie bestimmt und also ihr Eigenthum sey, und daß er den Auftrag habe, Alles zu thun, um ihm die Reise nach Philadelphia zu erleichtern.

Der eine Verschlag war mit einigen Ballen Segeltuch, mit Leinwand, wollenen groben Tüchern, mit Fellen und andern Nothwendigkeiten zur Bekleidung angefüllt; der andere enthielt ein vollständiges doppeltes Zimmer- und Schreinerwerkzeug und Geräthschaften verschiedener Art zum Feldbau und zur Bearbeitung des Eisens. Der Kaufmann versah sie noch weiter mit Proviant und mit einem Kistchen voll Obstkerne und Sämereien aller Art, und so traten sie denn aufs Beste versehen, nachdem das Schiff verkauft und für den Erlös die ganze Gesellschaft der Auswanderer auf einem zweimastigen Kauffartheischiffe eingemiethet war, ihre Reise an. Bei gutem Wetter und frischem Winde segelten sie durch den Kanal, landeten bei der azorischen Insel St. Miguel, um frisches Wasser einzunehmen. Wie freuten sich Alle, wieder nach einigen Wochen Land und Berge zu sehen, und um so mehr, da 3 von den Kindern des Christian M—r nebst mehr als 20 andern theils durch die Heftigkeit der Seekrankheit, theils durch die ungewohnte Kost und Strapatzen erkrankt waren. Der Kapitän ließ die Kranken auf drei Tage an's Land bringen, wo mehrere von ihnen wieder etwas besser wurden. Länger durfte man aber nicht verweilen: das Schiff setzte seinen Lauf dann wieder fort. Am zweiten Tage nach der Abfahrt von St. Miguel umzog sich der Himmel, und ein gewaltiger Sturm brach los, welcher mehrere Tage fortwährte und die Reisenden in die größte Angst und Bestürzung versetzte. Die Macht des Sturmwindes trieb das Schiff mit außerordentlicher Schnelligkeit durch die brausenden Wogen vorwärts und von seiner Richtung ab, so, daß der Kapitän die Spur seines Laufes ganz verloren hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Theater- und andere Nachrichten.

Von Wien schreibt man: Deutschland kommt mir mit seiner immer stärker um sich greifenden Theatersucht wie der alte König von Thule mit seinem goldenen Becher vor. Erschöpft durch die gewaltigen Anstrengungen früherer Jahrzehende, giebt es sich ganz einer ermattenden Geistes-Trägheit hin und lebt weniger im wirklichen als im nachgeahmten Leben zwischen den Coulissen. In Canzleien und Gesellschaftszimmern, in Kaufläden und Kaffeehäusern, in Wachtstuben und Kränzchen, in Weinläden und auf Bierbänken, ja, ich glaube sogar in Schneider-Werkstätten und auf Schuster-Dreifüßen, so wie in Kirchen und Synagogen, denkt und spricht man von nichts als vom Theater. Dies ist die Kette, die das große Rad der Zeit in Bewegung setzt; dies die Spindel, um welche sich der Faden aller geselligen Mittheilungen dreht. Sollte unsere denkende Nation wirklich so arm seyn, daß sie es nöthig hat, sich mit dem Flittergolde aus Garderoben aufzuputzen? Ich denke nicht, aber da es einmal so scheint, warum diese Sucht noch nähren? Warum den schon ohnehin Uebersättigten in zwanzig Journalen immer und immer noch garkochen? Und was sind das für Garköche! Wenn man ihre Phrasen von Kunst und Künstlern liest, glaubt man in einem alten Weiber-Zirkel zu sitzen, der sich wechselseitig Complimente über die große Wäsche macht. Wollt Ihr Euch nicht redlich entgegen stemmen, so verhaltet Euch wenigstens neutral, und müßt Ihr vom Theater sprechen, weil man unter den Flachköpfen — für einen Flachkopf gilt, wenn man nicht davon spricht, so redet wenigstens nur von dem, was sich über dem Wasser erhält, und nicht von dem, was unter demselben, unbeachtet und spurlos, dem Meer der Vergänglichkeit zurollt! — Aber da giebt's Tagebüchler, die jedes Loch im Strumpfe einer Actrice in ihren Kalendern aufnehmen, und endlich unter dem Datum der gewichtigsten Zeit-Ereignisse, z. B. wenn eine zweite Leipziger Schlacht geschlagen werden sollte, nichts werden zu bemerken finden, als daß der Theater-Secretär N. N., der große, geniale Protek-

tor ihrer opera omnia, seinen Barbier verabschiedet und sich nunmehr mit höchst eigener Hand rasiere! —

Hier spielt jetzt Eßlair im Theater an der Wien, und das wollen ihm Viele, der matten Umgebungen wegen, verargen; mich aber freute es, denn eines Theils lernte ich manche Kräfte dieser gesunkenen Bühne wieder kennen, und andern Theils wünsche und hoffe ich, daß sie durch ähnliche Spekulationen (man erlaube mir dieses Wort) sich wieder auf den alten Standpunkt empor schwingen werde, wo wir sie Alle so gern sahen und heimsuchten. Ohne Zweifel paßt Eßlair's „König Lear" mehr in diese geräumigen Hallen, als zwischen die engen vier Wände des Burg-Theaters. Die erste Rolle, in welcher sich der Künstler den Wienern wieder zeigte, war „Theseus". Dieser ist ohnstreitig eine seiner größten Leistungen, im Geiste griechischer Kunst aufgefaßt und ganz von jener erhabenen Ruhe, die, wie mildes Mondlicht im Spiegel eines klaren See's, über alle Werke der Hellenen sich ergießt. Groß und erschütternd war vor Allem der Moment, wo der zürnende Halbgott die Rache Neptuns auf das Haupt des Sohnes herab ruft, und der Künstler gab uns dabei zugleich ein Bild, werth, von dem tüchtigsten Meister aufgefaßt und der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Die Aufnahme von Seiten des Publikums war jedoch nicht so glänzend, als man hätte erwarten sollen, und die Meinungen zeigten sich sehr getheilt. Doch gewann Eßlair die Mehrzahl der Unbefangenen, im Laufe seiner Darstellungen, durch die ihr zusagenderen Rollen des „Tell", „Hugo", „Lear", „Meinau", „Makbeth" und „Dallner". Auch den „Metell" und „Yngurd" wird er hinzu fügen. Was mich anbelangt, so hat mich von jeher sein „Theseus" am tiefsten ergriffen, während mir die meisten übrigen seiner Leistungen nur wie schöne Theile eines unzusammenhängenden Ganzen vorkamen.

In dem Theater der Stadt Barzelona ist das Pfeifen aufs strengste verboten, so wie das Tabackrauchen im Saal und auf den Gängen. Die Damen sind daselbst von den Männern getrennt und sitzen in einem Theil des Saales, der den Namen Gallinoria (Hühnerhaus) führt! (Diable boit.)

Von Breslau wird berichtet: Seit meinem letzten Berichte hat sich die Zahl der Selbstmorde und moralischen Verirrungen beträchtlich vermehrt. Man hat mehrere Leichname, weiblichen wie männlichen Geschlechts, in der Oder gefunden. Einige Personen sind durch Gemüthskrankheiten zur Verkürzung ihres Lebens verleitet worden. Ein Dienstmädchen, welches sich in den Fluß gestürzt hatte, entzog sich der schon fast gelungenen Rettung, und ein Tagelöhner sprang ächt brittisch, nachdem er, wie zum Nachhausegehen, von einem Freunde Abschied genommen, von der Brücke in die Oder. Wie verderblich schlechte Erziehung und mangelhafter Unterricht auf ein Gemüth wirken können, davon hier ein Beispiel: Ein Dienstmädchen hat sich, vermittelst des Blutes aus dem Zeigefinger der rechten Hand, auf 30 Jahre dem Teufel verschrieben, um mit Hülfe dieses Höllenfürsten zur Hebung eines Schatzes zu gelangen. Der dieserhalb abgefaßte finstere Contrakt enthält vollständig die bei dergleichen Unternehmungen üblichen Worte und Beschwörungs-Formeln. Das Mädchen ist um so mehr polizeilich vernommen worden, als es die Regierung sich angelegen seyn läßt, erwiesene Vernachläßigung in Erziehung und Unterricht an Eltern und Vormündern zu ahnden.

Die englischen Zeitblätter gleichen den Silberpappeln, deren Blätter grün auf einer Seite und weiß auf der anderen sind. Bei ihrem Umfange bieten sie eine seltene Vielseitigkeit, oder vielmehr, um richtiger zu reden, eine seltsame Vermischung der Materie dar. Weder die politischen noch die literarischen sind rein und ohne fremden Zusatz das, wofür sie sich ausgeben. Die Politik greift tagtäglich in das Gebiet der Wissenschaft ein, und diese verschmäht es ihrerseits nicht, sich mit jener zu vermischen. Da ist kein feststehender Plan, der gewisse Gegenstände, gewisse Fächer vorzugsweise behandelt, mit dem sich andere nicht vertragen; da findet sich alles zusammen, was ja und was nicht zusammengehört, und man sollte glauben, manche englische Zeitschrift wäre die Encyclopädie aller menschlichen Erkenntniß. — So wie aber die Zeitschriften der Engländer in einem gewissen Sinne die wahrhaften Brennpunkte ihres politischen, bürgerlichen und geselllschaftlichen Lebens sind, so findet auch das Originelle nirgends leichter, nirgends mehr auf Kosten des gesunden Verstandes Eingang, als in England und in den englischen Tagblättern. Während auf der einen Seite die parlamentarischen Verhandlungen über Staatenverband und persönliche Unabhängigkeit die freisinnigsten Erörterungen darbieten, werden auf der anderen die Gänge zweier Borer, ihre Siege und Niederlagen, ihre Erschöpfung und ihre wiederkehrende Kraft technisch treu und selbstgefällig beschrieben. Während auf der einen Seite die theuersten Interessen der Menschheit mit durchdringendem Scharfsinn verhandelt sind, werden auf der anderen die ungereimtesten Behauptungen mit aller Einfalt naiven Kinderglaubens aufgestellt. — So ist es einem englischen Zeitungsschreiber jüngst eingefallen, in allem Ernste eine Verwandtschaft zwischen der Musik und — — der Feuerwerkerkunst auffinden zu wollen. Das gewichtigste Argument, worauf er diese abentheuerliche Behauptung stützt, ist von dem Umstande entnommen, daß von tonkünstlerischen Leistungen häufig das Beiwort brillant gebraucht werde, welche Metapher, wenn sie nur irgend richtig, unstreitig von Feuerwerken entlehnt sey..... Hat man je etwas Abgeschmackteres behaupten hören? Um so folgerecht zu schließen, müßte man zuerst eine Versicherungsanstalt für verunglückte Metaphern errichten. Man weiß, wie prekär eine solche Versicherung seyn würde..... Der Verfasser ist gleichwohl billig genug, der Tonkunst den Vorzug einzuräumen, daß die Ideen des Tonsetzers zu Papiere gebracht und so verewigt werden können. Er fürchtet im Voraus, daß sein Einfall seinen musikalischen Lesern wie Profanation klingen werde, bittet aber zu bedenken, daß Originalität, selbst im Absurden, heutzutage ein nicht zu verwerfendes Verdienst sey. Das ist nun freilich ein überwiegender Vernunftgrund! —

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Fritdr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 44. Sonntag, 30. May 1824.

So treibt auf Silberfluthen leicht bewegt,
Fern von dem Ufer hin, der leichte Nachen,
Bis ihn der Sturm am Felsenriff zerschlägt;
Zur Heimath kehrt der kühne Schiffer nimmer,
Und um ihn her liegt all sein Glück in Trümmer.

Rückert.

Die Colonie Frankfurt.

(Fortsetzung.)

In dunkler Nacht erhielt das Schiff einen furchtbaren Stoß, daß Alles übereinander — und der obere Theil des großen Mastes in die See stürzte. Es stand fest, vermuthlich zwischen zwei Klippen eingezwängt. Mit Zittern erwartete Alles den Anbruch des Tages. Man war in der Nähe einer großen wildbewachsenen Insel. Drei Boote waren vorhanden, der Sturm ließ etwas nach: Alles wollte an's Land. Der Kapitän stellte vor, daß zuerst die Menschen und dann erst die Güter gerettet werden müßten. Und so gingen dann zwei fast überladene Boote mit etwa 70 Menschen ab, die der Kapitän anführte, sich mühsam durch die hohle See gegen das Land hin arbeitend In der furchtbaren Brandung aber schlugen bald nacheinander beide um, Alle versanken in den gewaltigen Wogen.

Nur 23 waren noch am Bord zurückgeblieben, und unter diesen Christian M–r, dem der Kapitän indessen die Aufsicht über die Güter auf dem Schiffe anvertraut hatte. Seine Marie, selbst ganz erschöpft durch Nachtwachen bei ihren wieder kränker gewordenen Kindern, wollte diese erst bei der zweiten Fahrt an's Land bringen, wenn mehr Raum in den Booten wäre. Aber welcher Schrecken überfiel Alle, da bei der indeß eingetretenen Fluth das Schiff, welches keinen Leck bekommen hatte, sich durch eine große Welle plötzlich hob und fortschwamm. Es hing aber sehr stark durch den abgebrochenen Mast auf die eine Seite, weswegen Christian M—r mit einigen Männern schnell das Takelwerk abhieb, das Steuerruder festband, und das Schiff, da ihrer zu wenig waren, um es gehörig zu leiten, beim Forttreiben in die stürmische See sich selbst überließ. Unter den auf dem Schiffe Geretteten waren 6 Männer, nämlich ein alter Matrose, 3 Landleute aus der Schweiz und ein Maurer; ausser diesen noch 2 Jünglinge, 4 Frauen und 11 Kinder beiderlei Geschlechts.

Christian M—r sprach Allen Muth ein, und da es unmöglich war das Land wieder zu gewinnen, so ordnete er an, daß immer einer von den Männern, sich selbst mit eingeschlossen, bei Tage und bei Nacht abwechselnd, 2 Stunden auf dem Mastkorbe des Vordermastes Wache halten mußte, am Tage mit einem der Perspective des Kapitäns, und des Nachts mit einer großen Schiffslaterne versehen.

Die Weiber besorgten theils die Küche, theils die Kinder gemeinschaftlich, und die zwei Jünglinge beschäftigten sich, sobald der Sturm ganz nachgelassen hatte und schönes Wetter eintrat, mit fischen. Mit den Lebensmitteln wurde sehr sorgsam hausgehalten, und so trieben sie sechs Wochen lang fort, ohne irgend etwas anders als Himmel und Wasser zu sehen. Da erscholl beim Anbruch des Tages plötzlich aus des wachhabenden Matrosen Mund das tröstliche Wort: Land! Land! Alles eilte aufs Verdeck. Eine grünbewachsene Küste mit Bergen lag vor ihnen.

Die Männer spannten nun ein Segeltuch auf; der Matrose stand am Steuerruder. Immer näher kamen sie dem Lande: da krachte plötzlich Alles an dem Schiffe und es saß fest auf einer Sandbank. Das kleine Boot mit drei Mann, welche bewaffnet waren, wurde ausgesetzt, um Kunde einzuziehen. Diese waren wohl eine Stunde lang landeinwärts gegangen, und hatten auch eine Anhöhe bestiegen, ohne im geringsten eine Spur von Menschen oder Anbau zu bemerken. Es wurde beschlossen, alle 23 Personen sogleich an's Land zu setzen und dann heute noch, weil man dem Wrak nicht traute, dreimal mit der Chaluppe hinzufahren, um zuerst das nothwendigste zu retten: Lebensmittel, Kleidung, Werkzeuge, Gewehr und Pulver; doch das Wetter setzte erst am dritten Tage um, und da sie sehr fleißig gearbeitet hatten, so war das Beste geborgen, von den Weibern und Kindern auf eine Anhöhe geschleppt, und mit einer Art von Zelt aus den Segeltüchern bedeckt. Am 4ten Tage erhob sich der Wind sehr mächtig, und am folgenden Morgen sahen sie nur noch die einzelnen Theile des gescheiterten Schiffes, Planken und Fässer gegen das Ufer her treiben.

Auch von diesen sammelten sie, was möglich war, und errichteten nahe am Ufer, etwas in einem Gebüsche versteckt, ein bretternes Haus, mit Segeltüchern bedeckt, vorläufig für sich zur Wohnung und zum Aufbewahren der geretteten Sachen. Die Chaluppe ward auf das Land gezogen und, umgekehrt, zum Dache eines kleinen Vorrathshauses benutzt.

Sie wußten nicht, wo sie sich befanden, doch war es wahrscheinlich eine Insel oder Küste von Amerika. Während die drei Bauern und ihre Weiber ein Stück Landes zum Einsäen zubereiteten, und der Maurer mit einem Jünglinge einen Keller für die geretteten Fässer mit Wein und Brantewein grub, um sie vor der Hitze zu bewahren, nahm Christian M—r mit dem Matrosen und dem andern Jüngling eine Reise vor, um das Land zu erkunden und Menschen zu finden. Sie kehrten aber unverrichteter Dinge nach vier Tagen zurück, weil sie durch die undurchdringliche Waldung gehemmt wurden, weiter zu kommen. Doch hatten sie mehrere wilde Schweine und Ziegen gesehen und auch an einem sumpfigten Bache die Tritte von Hornvieh bemerkt. Mit großer Umsicht und unermüdlicher Thätigkeit ließ nun Christian M—r nicht weit vom Landungsplatze im Walde, wo sich eine klare Quelle süßen Wassers befand, Bäume fällen, sie etwas behauen und nach einem abgesteckten Plane tief in die Erde eingraben. Da er ganz nahe eine Lehmgrube aufgefunden hatte: so wurde der Lehm mit trockenem Grase vermischt, zu zwei Fuß großen, sehr dicken viereckigen Stücken geballt und geschnitten, und viele Hunderte derselben an der Sonne getrocknet, die jetzt sehr heiß in dieser Gegend schien.

Mit diesen wurden die Zwischenwände des neuen langen Gebäudes aufgeführt, das Dach von den Planken des Schiffes darauf befestigt, die Fenster aus der Kajüte darin angebracht, und jede Familie bewohnte eine eigene Abtheilung, in welcher für die Kinder wieder besondere Verschläge befindlich waren. In der Mitte der 6 Abtheilungen befand sich die Küche, und im hintern Raume des Gebäudes war eine große Abtheilung zum Aufbewahren der Vorräthe. Von aussen wurde die Wand mit einer Masse von Lehm und kleinen Seemuscheln überzogen, die sehr hart wurde, auch das Gebäude dicht machte und vor dem Regen schützte. Das Alles wurde binnen 4 Monaten vollendet, und während dieser Zeit gedieh die Saat des Korns, Welschkorns und der Hülsenfrüchte ganz vortrefflich. Zwei große Gärten auf beiden Seiten des Hauses prangten schon an einzelnen Stellen mit europäischen Gemüse- und Salatsorten. Man war so glücklich, mehrere Schweine und Ziegen einzufangen; aber mit dem Rindvieh wollte es lange nicht gelingen, bis sie mehrere leicht bedeckte Gruben am Bache anlegten, und dadurch nach und nach mehrerer Stücke habhaft wurden, die man bald zähmte, zum Ziehen, Lasttragen und an's Haus gewöhnte, und so eine kleine Heerde pflanzte. Fruchtbäume waren, ausser einem Wäldchen von Kirschen und Pflaumen, die wohl von ehemals liegen gebliebenen Kernen derselben herrühren mochten, keine vorhanden, aber die mitgebrachten Aepfel-, Birnen-, Pfirsich-, Aprikosen- und Nußkerne hatten eine Baumschule geliefert, von der man sich in der Zukunft viel versprechen konnte. So war die ganze Kolonie mit allem Nothwendigen versorgt; es wurde gemeinschaftlich gegessen; Christian M—r war der Vorsteher, der alle kleinen Mißhelligkeiten schlichtete, und jeden Abend — und des Sonntags aus der Bibel und einigen andern Büchern vorlas, die man gerettet hatte; und die Kinder wuchsen fröhlich heran.

So lebten sie 10 Jahre ohne Sorge arbeitsam und friedlich in dieser ihnen selbst unbekannten Erdgegend, die sich durch das Aushauen des Waldes gegen die Meeresseite, durch mehrere allmählig angelegte neue Gebäude und durch angepflanzte Felder mit Baumalleen, sehr freundlich gestaltet hatte; dennoch wurde der Wunsch gar häufig bei ihnen lebendig, wieder in bewohnten Gegenden unter gesitteten Menschen zu seyn, und etwas von dem Treiben und den Veränderungen in der Welt zu vernehmen. Die Kolonie, welche bis dahin nur drei Personen durch den Tod verloren hatte, war indessen auf 11 Familien, bei denen Christian M—r das Amt eines Geistlichen verrichtete, und auf mehr als 40 Seelen angewachsen — als eine große Katastrophe für sie eintrat.

(Schluß folgt.)

Charade.

Sie stand vor mir, die liebliche Gestalt,
Die Unschuld lächelte aus ihren Zügen,
Ich fühlte ihres Zaubers Allgewalt
Und schwamm in paradiesischem Vergnügen.
Der erste Sylbe dank' ich dieses Glück,
Durch die das Reizende sich läßt empfinden,
Sie äußert sich in jedem Augenblick
Und kann das Herz mit Leidenschaft entzünden.

Nun ist sie ferne, die mein Busen liebt,
Und einsam wandl' ich in des Thales Gründen,
Indeß mein feuchtes Aug' die zweyte übt,
Die engelfreundliche Gestalt zu finden.
Verschlossen ist mein Herz für jede Lust,
Der Frühling kann mir keine Kränze flechten,
Das schmerzlich süße Ganze füllt die Brust
Und hält mich wach in manchen düstern Nächten.

Auflösung der Charade in Nro. 42.

Löwenherz.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 22. May. **Die Mohrin**, Schauspiel in 4 Abth. von Ziegler.

Ein Schauspiel weich wie Butter. Drei Stunden saß man beisammen und kämpfte heldenmüthig mit der Wehmuth. Nicht alle sind so stark gewesen, die Rührung bis zu Ende niederzuschlucken. Ziegler und die heilige Mohrin stürmten gut, die weißen Capitulationsfahnen wehten, der Dichter zog in viele Herzen siegend ein. Unser Gast, Dem. Fleckenstein, erschien heute als Joni in der dritten weinerlichen Rolle. Da sie für Schmerz und Leidenschaft nur den beschränkten Ausdruck hat, den wir schon früher getadelt haben, und heute besonders jener inneren Festigkeit durchaus ermangelte, welche sich so schön in Dem. Lindner's Darstellung ausspricht, so konnte sie auch hier dem Publikum kein besonderes Interesse abgewinnen. Hrn. Wegener war die Rolle des Georg zugetheilt. Sein Spiel hatte manche Härten, doch war das Feuer seines Spiels lobenswerth und die Geberdensprache viel glücklicher und ausdrucksvoller als früherhin. Es hätte in vielen Stellen gemäßigter seyn können. Der Befehl an Joni: „Entferne dich" klang jedesmal zu gebieterisch, besonders das Erstemal. Ueberhaupt geräth Hr. Wegener gar leicht ins Stürmische. Wozu dieses unverständliche Herauspoltern der Worte? Auch waren die Umarmungen viel zu heftig; die Umarmten kamen sichtlich in Gefahr umgeworfen zu werden. Die letzte Scene würden wir in jeder Hinsicht gelungen genannt haben, wenn Hr. Wegener nicht wieder so übermäßig gestürmt hätte. Die Kunst verlangt auch in der heftigsten Leidenschaft noch eine gewisse edle Mäßigung. Dem. Urspruch war als Aurelie bemüht, stille Größe auszudrucken, und wir können ihr das Lob nicht versagen, daß sie, wie in anderen ganz sanft gehaltenen Characteren, auch heute zu Herzen redete und nur selten Spuren von falschem Pathos blicken ließ, worunter wir die Stelle rechnen, wie sie dem Geliebten zu entsagen beschließt: „verschwinden will ich ihm, wie mir das Glück entschwindet;" warum dieser feierliche gemessene Ausdruck, diese beschauliche Geste des Entschwindens? Die Stelle hätte durchaus mit schwacher Geste und ganz sanfter Stimme vorgetragen werden müssen. Die vorzüglichen Leistungen des Hrn. Weidner als Lord Fleetwell, der Mad. Weidner als Lucie und des Hrn. Otto als Major Tromber bedürfen keiner weiteren Ausführung.

Sonntag den 23. **Oberon, König der Elfen**, kom. Oper in 3 Abth. Musik von Wranitzky.

Zeuch hin nach Babylon, und in der festlichen Stunde,
Wann der Kalif im Staat, an seiner Tafelrunde
Mit seinen Emirn sich beim hohen Mahl vergnügt,
Tritt hin und schlage dem, der ihm zur Linken liegt
Den Kopf ab, daß sein Blut die Tafel überspritzet.
Ist dies gethan, so nahe züchtig dich
Der Erbin seines Throns, die ihm zur Rechten sitzet,
Und küß' als deine Braut sie dreimal öffentlich.
Und wenn dann der Kalif, der einer solchen Scene
In seiner eignen Gegenwart
Sich nicht versah, vor deiner Kühnheit starrt,
So wirf dich, an der goldnen Lehne
Von seinem Stuhle hin, nach Morgenländer Art,
Und, zu Geschenk für mich, das unsre Freundschaft kröne,
Erbitte dir von ihm vier seiner Backenzähne
Und eine handvoll Haar aus seinem grauen Bart.

So erzählt Wieland in seinem unsterblichen Gedicht das Gebot des Kaisers Karl, wie dieser den tapfern Paladin Hüon, der ihm den Sohn erschlagen, mit den unerfüllbaren Bedingungen auf ewig aus seinem Reiche verbannt zu haben meynte; — doch durch Hülfe des freundlichen Elfenkönigs Oberon, und seines Geschenkes, des wunderbaren elfenbeinernen Horns erfüllte er die Gebote und kam, nach manch bestandenem Abentheuer mit seiner reizenden Amande glücklich an Karls Hof zurück.

Der Kaiser steigt vom Thron, heißt freundlich sie willkommen
An seinem Hof. Die Fürsten drängen sich
Um Hüon her, umarmen brüderlich
Den edlen jungen Mann, der glorreich heimgekommen
Von einem solchen Zug. Es stirbt der alte Groll
In Karlmanns Brust. Er schüttelt liebevoll
Des Helden Hand, und spricht: Nie fehl' es unserm Reiche
An einem Fürstensohn, der dir an Tugend gleiche!

Den älteren Lesern werden die trefflichen Kupfer von Chodowiecky zum gothaischen Taschenkalender und darunter die Bilder zur Geschichte des Oberon noch in Erinnerung seyn. Dort ist aus der französischen Unterschrift, womit die Bilder erklärt sind, die Quelle des Wielandischen Gedichtes zu ersehen: „Huon de Bordeaux, extrait de Mr. le Comte de Tressan." Wieland schöpfte nämlich seinen Oberon hauptsächlich aus Tressan's Sammlung von Auszügen der alten Ritterromane. — In der Oper, die wir heute hörten, ist wenig mehr als das bloße Skelett einzelner Hauptereignisse enthalten, welche durch Erzählungen zur Nothdurft verbunden werden. Dafür hätte man verlangen können, daß die Musik das Romantische ersetze. Mozart würde diese Forderung in reichem Maaße erfüllt haben; Wranitzky besaß nur die edle Einfalt und nicht die Phantasie, welche zu einer solchen Aufgabe gehört. Und doch ist uns diese alte Oper als ein Stück aus der guten alten Zeit wegen seiner inneren Vorzüge freundlich willkommen. Gewiß verdienten es ihre Lieder, in den Mund des Volks überzugehen. — In Dem. Heinefeder d. j. haben wir einen reizenden Oberon gewonnen, der uns zugleich mit dem Metallklang seiner Stimme zu bezaubern weiß. Auch heute wurde der jungen Sängerin die Aufmunterung und Anerkennung in reichlichem Maaße zu Theil, womit das Publikum aufblühende Talente unterstützen soll. Hr. Größer als Hüon ließ noch einen Rest von Heiserkeit hören, deren Nichtachtung das Publikum mit Dank zu erkennen hat. Hrn. Hassel finden wir als Scherasmin (Cherasmo) recht brav. Wir wissen nicht, wodurch der Künstler veranlaßt werden sollte, diese Rolle feiner zu nehmen, indem der Wielandische Scherasmin hier nicht wieder zu finden ist.

Montag den 24. (Zum Besten der Dem. Fleckenstein): Preciosa, Schauspiel in 4 Abth. von Wolf, Musik von C. M. v. Weber. Dem. Fleckenstein, ob-

wohl sie als Preciosa weder recht sang noch tanzte, zeigte doch heute wie früher natürliches Gefühl, wofür ihr jedoch der mannigfaltige und bestimmteee Ausdruck versagt. Gegen die eminente Darstellung der Dem. Lindner mußte ihre Leistung um so mehr verlieeen.

Dienstag den 25. **Die Reise nach Dieppe**, Lustsp. in 3 Abthl. Hierauf: **Der grade Weg der beste**, Lustsp. in 1 Act, von Kotzebue. Zu welchen Eezeugnissen ein alternietes Repeetoir zueückfühet, kann man an dem ersteren Stück beklagen. In diesem Lustspiel bekommt man wahelich keine Seeluft zu athmen, man bleibt in allen drei Acten von dem drückenden Dunstkreis der Hauptstadt umfangen. Welche Geschichte, welche Figuren! Ein rechter Spaß, einen Alten, der sonst nichts begangen hat, als daß er für's Leben gern in Dieppe die See sehen möchte und immer nicht dazu kommen kann, von ein Paar Gelbschnäbeln angeführt zu sehen, die ihn, statt nach Dieppe, um Paris herumkutschieen. Wenn die Sache nur noch etwas bessere Motive besäße, und wenigstens einen komischeren Ausgang hätte. Nun aber, zu sehen, wie der Vf. dem Zufall unbedeutende komische Situationen abquält, um drei Akte mit dem einen Spaß der ungezogenen Bursche zu füllen, und wie der Vf. dazu noch allerhand Personen und Vorfälle braucht, dieß zu sehen, kann man am Ende nur Mitleiden mit dem Verfasser fühlen, der sich vermuthlich um nicht Hungers zu steeben an diese lustige Arbeit gemacht hat. In Deutschland ist so etwas noch langweiliger, weil man da langweiliger zu spielen pflegt. Doch ging es heute erträglich. Herr Otto hatte in der Rolle Forbins, des gefoppten Alten, recht hübsche Momente, wenn er in Fluß kam. Die Gewandtheit der Mad. Elmenreich als Mad. Forbin und des Hrn. Nottmayer als Rosier haben wir gleichfalls lobend zu erwähnen. Dem. Urspruch möchten wir vor Allem annehmlichere Gesten empfehlen; das beständige Einnicken des Leibes und Schlottern der Arme ist von Anmuth weit entfernt. Es wurde zum Theil nicht das beste Französisch ausgesprochen. Einer behauptete, auf einem Wieh=Acker zu Hrn. Dipperdohn (Duberton) gekommen zu seyn. — Das zweite Stückchen ist sehr witzig und unterhaltend. Wir mögen nicht leiden, wenn man mit ewigem Tadel auf alle Werke eines Mannes losstüemt, weil sie seinen verhaßten Namen tragen. So wollen Viele Kotzebue das Dichtertalent rein absprechen, weil er sich so vielfältig gegen Gott, Kunst, Wissenschaften und Vaterland vergangen hat; man läßt kein gutes Haar an ihm und verdammt das Bessere mit dem Schlimmen. Dieses Unrecht haben sich selbst ausgezeichnete Keitikee zu Schulden kommen lassen. Daß Kotzebue vielen und guten Witz besessen hat und daß er Charaktere zu zeichnen im Stande wae, sehen wir unter Andern an diesem Lustspiel, welches von jeher gefallen hat und sich gewiß erhalten wird. In dem Kiechenpatron, dem Elias Krumm, dem Schulmeister und der Frau Krebs ist gewiß Laune und originelle Zeichnung vorhanden. Auch von Frivolität ist hier nichts zu finden, es müßten denn die biblischen Anspielungen des Schulmeistees damit gemeint seyn, deren jedoch der Dichter zu dieser Figur kaum entbehren konnte. — Wie vortrefflich dieses kleine Lustspiel bei uns gegeben wied, ist bekannt. Der Major von Hrn. Otto, Frau Krebs von Mad. Scholz und der Schulmeistee von Hrn. Leißring, können nicht besser daegestellt werden. Auch Dem. Urspruch faßt ihre kleine Rolle glücklich auf. Hr. Düpee trat heute als Krumm auf. Wir loben seinen gemäßigten Vortrag und wünschen ihm nur freieee Entfaltung des komischen Temperaments. Einen Claque=Hut durfte dee Candidat der Theologie nicht unterm Arm haben. Denn, wenn die Geistlichen auch als milites Christi nach dem Corpus juris Romani besondere Soldatenrechte genießen sollen, so dürfen sie doch eigentlich nichts teagen, was einer Uniform ähnlich sieht. Auch den kleinen dreieckigen Hut, welchen die Geistlichen an einigen Oeten tragen, dürfte sich ein Candidat nicht wohl eelauben. Hr. Wegener spielte den Feiedrich Wahl recht brav.

Mittwoch den 26. gab Dem. Schweitzer, Königl. Baierische Kammersängerin von München, auf vielfältiges Verlangen ein Concert im Schauspielhause.

Donnerstag den 27. **Der Wittwer**, Lustsp. in 1 Akt, von Deinhaedstein. Hierauf: **Ahasverus, der nie Ruhende**, Drama in 3 Abth. Musik von Mozart. Dem. Urspruch spielte in dem Lustspiel statt Dem. Lindner die Lise. Wir wissen nicht, wee ihr statt Dem. Scholz zu dieser Rolle behülflich gewesen ist, auf jeden Fall hat er es nicht gut mit ihr gemeint, da ihr die vierte Huldgöttin, die ländliche Grazie, niemals gelächelt hat. Hr. Düpre gab den Peter recht beav. Es ist uns schon öfters aufgefallen, daß Hr. Düpre in der Rede so unnöthig viele Fragezeichen macht. — An der Darstellung des Ahasverus haben wir nur zu rügen, daß man besserer Belehrung ungeachtet, den Namen Ahasverus dennoch wieder mit kurzem statt mit langem e gesprochen hat. Wir werden nie so undelicat seyn, uns hintennach zu rühmen, daß man unsere Beeichtigungen angenommen hat; aber wie halten es auch für Schuldigkeit der Schauspieler, überall das Rechte anzunehmen. Odee meint man, daß der Name Ahasverus so richtiger ausgesprochen wird, als von den Dichtern und von allen raisonabeln Philologen? Im Griechischen ist der Name in Assuéros ('Ασσουηρος) umgewandelt woeden; wer sich auf das Griechische beruft, kann also wegen des langen e (eta) vernünftigerweise nur Ahasvéros (◡ ◡ – –) sprechen.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 1. Juny. Die Schleichhändler, Drama in 3 Aufz. hierauf: Nummer 777. Posse in 1 Aufz.
Mittwoch den 2. Conzert der Dem. Sessi
Donnerstag den 3. Elisabeth, Oper in 2 Abth. von Rossini.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No 45. Donnerstag, 3. Juny 1824.

Die Colonie Frankfurt.

(Schluß.)

Nie hatte man in dieser langen Zeit von der kleinen Kolonie aus ein Schiff gesehen oder die Spur eines Menschen. An einem Abende war Christian M—r und einer seiner Söhne mit Fischen am Strande beschäftigt, da gewahrten sie dicht am Ufer, aber von der Kolonie weit entfernt, etwas, das einem kleinen Kahne ähnlich sah. Ganz stille gingen sie durch das Gebüsch der Stelle zu und hörten bald das Weinen eines kleinen Kindes. Sie entdeckten am Fuße eines Baumes, ein europäisch gut gekleidetes Frauenzimmer, mit einem etwa dreijährigen Kinde auf dem Schooße, welches weinend in teutscher Sprache rief: ich habe Hunger, gieb mir zu essen. Sie traten hervor mit den Worten: „Wir sind Teutsche, Ihre Freunde, und haben Brod;" und reichten dann zugleich ein Stückchen dem Kinde, welches mit beiden Händen darnach langte. Die Frau wollte aufstehen, war aber so entkräftet und abgemattet, daß sie es nicht vermochte. Daher gaben sie ihr ebenfalls kleine Stückchen Brod, die sie, ohne zu sprechen, nahm, und begierig aß. Da trat aus dem Gebüsche ein junger Mann in Offizierskleidung mit einem Gewehre, und blieb wie eingewurzelt stehen. Doch bald verständigte man sich gegenseitig. Es war ein amerikanischer Offizier, im Dienste der vereinigten Staaten, der mit seiner, aus einer teutschen Familie herstammenden, Gattin in die Hände der Seeräuber gefallen war, welche auf der Küste von Ost-Florida alles geplündert, verwüstet und eine bedeutende Zahl von Gefangenen mit sich in eine unzugängliche Gegend geführt hatten, wo in verborgenen Schlupfwinkeln ihre Niederlage angelegt war. Von hier aus machten sie Streifzüge an der Küste, um neuen Raub aufzusuchen, und bei einer solchen Abwesenheit der Hauptruppe gelang es dem Offiziere bei der verminderten Wachsamkeit der Räuber, auf einem kleinen Fischerkahne mit seiner Gattin und seinem Kinde des Nachts zu entfliehen. Er hielt sich immer nahe am Ufer, mußte aber schon am dritten Tage, weil die wenigen Lebensmittel, deren er hatte habhaft werden können, aufgezehrt waren, an der oben benannten Stelle in der Gegend der Kolonie landen, wo sie zwar eine Quelle, aber keine Lebensmittel gefunden hatten. Nur eine wilde Taube und wenige Beeren, waren ihnen zu Theil geworden, und damit hatten sie schon einige Tage das Leben gefristet. Die Noth war eben auf's höchste gestiegen; denn die Frau war vor Hunger und Kummer außer Stande von der Stelle zu gehen, da sie sich jeden Bissen um des Kindes willen heimlich abgedarbt hatte. Der Offizier konnte nicht teutsch, bat aber Christian M—r durch seine Frau, ihn nicht einmal den Seinen zu verrathen, da die Barbaren wahrscheinlich auch hieher kommen könnten, um ihn aufzusuchen, und sie in ihrem hülflosen Zustande zu unterstützen. Er gelobte ihnen das, und eilte nach Hause mit seinem Sohne. Hier versahen sie sich mit einem großen Segeltuch zu einem Zelte, mit einigen Matratzen und Decken, so wie mit Lebensmitteln und Brandwein aus dem alten Vorrath, nahmen auch gleich zwei Ziegen mit, und das alles unter dem Vorwande auf die Jagd zu gehn, in der Nacht ganz unbemerkt, und eilten schon nach wenigen Stunden den Unglücklichen zu Hülfe. Wie dankten diese der Vorsehung für die wunderbare Rettung! Sobald sie sich erquickt hatten, trat man die Wanderung an, in die Tiefe des dichten Waldes, wo man an einem nicht entfernten Hügel eine bequeme, unsern Kolonisten genau bekannte Stelle fand, um das Zelt aufzuschlagen, und die kleine Haushaltung einzurichten. Man beschloß nochmals, Niemand in der Kolonie etwas von den neuen Ankömmlingen zu sagen, damit, wenn etwa die Freibeuter kämen, Niemand genöthigt werden könnte, Etwas zu entdecken, und so ihre Rettung und überhaupt ihre Anwesenheit in dieser Gegend ganz verschwiegen bleiben möchte. Der Kahn, auf dem sie angekommen waren, wurde daher in den Sand am Ufer der See verscharrt, damit auch hier keine Spur sich finden könne.

Christian M—r war aber durch diese Nachrichten selbst sehr besorgt für die Sicherheit seiner Colonie. Nach reifem Nachdenken und auf die Nachricht, daß sie sich auf der Gränze zwischen Ostflorida und Georgien befänden, entschloß er sich, den Offizier und seine Gattin mit dem Kinde in der Chaluppe nach dem Fort William in Georgien zu bringen, und sich von daher die nöthige Hülfe und Schutz auf's schleunigste zu verschaffen. Den ältesten Sohn, welcher in das Geheimniß eingeweiht

war, ließ er zu Hause, zum Schutze seiner Mutter und Geschwister, aber zwei jüngere und den alten Matrosen nahm er mit sich. Die alte Chaluppe, welche zum Fischfang immer im Stande erhalten wurde, ward auf 14 Tage verproviantirt, und so ging man unter dem Vorwande unter Segel, was auch früher einigemal schon geschehen war, eine bewohnte Gegend aufzusuchen. Des Nachts landete man wieder an, nahm die drei neuen Ankömmlinge ganz in der Stille auf, und erreichte schon nach 5 Tagen ohne alle Schwierigkeit das Fort William. Hier, wo Alles über die wunderbare Rettung der Offiziersfamilie erfreut, und über die Nähe einer solchen unbekannten Colonie erstaunt war, entdeckte es sich nun auf einmal, da Christian M—r seinen Brief von Frankfurt aus der alten ledernen Brieftasche hervorzog, daß der Gerettete der Sohn des Kaufmanns Bergmann aus Philadelphia sey, an den der Brief gerichtet war, und den dieser nun gleich zur Besorgung an seinen Vater übernahm. An eine gleichbaldige militairische Hülfe und Ueberfahrt der ganzen Colonie mit ihrem Eigenthum nach Georgien, war wegen der schwachen Besatzung, der mächtigen Freibeuter, vor denen man selbst im Fort bange war, und des Mangels an einem tauglichen Schiffe, nicht zu denken. Doch gab der Commandant des Forts eine größere, mit Lebensmitteln versehene, und von 8 Mann und einem der Fahrt kundigen Schiffer geführte Barke mit, um wenigstens einstweilen die Menschen herüber zu bringen, und sie so gegen die Gewalt der Freibeuter zu sichern. Die zwei kleinen Fahrzeuge landeten glücklich nahe an der Stelle der Colonie, und man hoffte Alles recht freudig zu überraschen. Aber welcher Schrecken ergriff die Herzen des Vaters und der Söhne, als sie aus dem Gebüsche traten, und die Wohnungen niedergebrannt, die Anlagen zerstört, und den ganzen Raum öde und menschenleer fanden. Wie erstarrt standen sie, von dem Gipfel der süßesten Hoffnung in die Nacht des tiefsten Jammers herabgestürzt; die Ihrigen und ihre treuen Leidensgefährten konnten sie nur, vielleicht ermordet, vielleicht von den Räubern hinweggeführt und mißhandelt, und Alles, was sie vom Schiffe ehemals gerettet hatten, nebst ihren schönen Heerden geraubt sich denken.

Da saß nun Christian M—r, der sonst noch nie im Kampfe mit dem mächtigen Schicksale erlegen war, auf einer Moos-Bank, die er am Ende seines Gartens selbst angelegt hatte, mit düsterm Blicke, auf die Trümmer hinstarrend, im stummen Schmerze! — Alles stand um ihn und die weinenden Söhne her, voll Theilnahme und Mitleiden; Niemand sprach. Da brachte einer der Matrosen eine fest zugestopfte Bouteille, welche nahe am Ufer im Meere schwimmend angebunden war. Man zerschlug sie, und ein darin enthaltener Zettel des ältesten Sohnes enthielt folgende Worte: „Lieber Vater! Wir sind gerettet; Du findest uns bei dem Zelte für Deine Ankömmlinge.“ Christian M—r sprang auf und eilte voran, die meisten mit ihm; nur wenige blieben zum Schutze bei den Fahrzeugen. Nach einer Stunde näherten sie sich der Stelle. Man rief mehrmals laut Marien bei Namen, — und bald antworteten freundlich bekannte Stimmen. Die treuen Gatten fielen sich in die Arme, die Kinder umklammerten ihre Eltern, und die Umstehenden hatten Thränen der schönsten Rührung in den Augen.

Gleich am Tage nach der Abfahrt war ein Schiff am Abend ganz nahe vor der Colonie vor Anker gegangen. Beim Mondschein landeten 2 Schaluppen mit Bewaffneten. Zwei junge Leute, welche die Wache am Ende der Pflanzung hatten, wurden erschossen. Da nahm Wilhelm M—r eilends seine Mutter und Geschwister, und flüchtete mit ihnen in den nahen Wald hinter ihrem Hause, — und von da brachte er sie an die bewußte Stelle. Sobald er sie in Sicherheit wußte, kehrte er zurück, hörte aber nur den Lärm beim Plündern. Bei Tagesanbruch steckten sie die Häuser in Brand, schleppten die Bewohner, die Vorräthe und einiges Vieh auf ihr Raubschiff und verließen die Küste. Er wagte sich nicht hervor. Am folgenden Tage fanden sich noch 5 Flüchtlinge, eine ganze Bauern-Familie, bei ihnen ein, die sich, wie sie, in den Wald gerettet hatte. Man fing einiges von dem Lärm zersprengtes Rindvieh und einige Ziegen auf, sammelte den Rest der Lebensmittel, und so brachten die Geretteten die drei Wochen in großer Sorge und Beängstigung zu, in welchen Vater und Brüder abwesend waren.

Die Bibel und der lederne Beutel mit den 250 fl. waren fast das Einzige, was hatte gerettet werden können.

Mit traurenden Blicken nahm man Abschied von der vieljährigen, einsamen und Allen doch so lieb gewordenen Heimath; nur 2 Ziegen wurden eingeschifft, und so segelten die beiden kleinen Fahrzeuge nach Norden. Den kleinen Fischernachen des Offiziers grub man aus, und ließ ihn auf dem Ufer für etwanige Unglückliche, und eine Nachricht in mehreren Vorteillen von dem was der Colonie, der man in dankbarer Erinnerung schon längst den Namen Frankfurt beigelegt hatte, begegnet war, und wohin sich die Geretteten gewendet hätten.

Nach ihrer Ankunft im Fort William, (von wo der Offizier, mit Frau und Kind, schon in seine Heimath nach Philadelphia abgereist war,) wurden sie vom Commandanten mit den nothwendigen Kleidungsstücken versehen, und dann mit Empfehlungen auf einem abgehenden Schiffe nach Savannah gesandt, einer Stadt von etwa 8000 Einwohnern, wovon fast die Hälfte aus Negern besteht. Man nahm sich ihrer hier menschenfreundlich an, und verschaffte ihnen ein Unterkommen. Christian M—r fing hier sein Schreinergeschäft wieder an, indem er nun zum erstenmal seinen verborgenen Schatz benutzte, um sich mit Werkzeugen zu versehen, und

seine herangewachsenen Söhne dienten ihm als Gehülfen. Die Bauernfamilie erhielt ein Stück Land um es urbar zu machen, bei Neugöttingen am Savannahfluß, welches von Deutschen angelegt ist. So lebten sie etwa ein halbes Jahr ruhig, arbeitsam und geachtet, als plötzlich ein Schiff einlief, von dem Kaufmann Bergmann aus Philadelphia befrachtet. Der Schiffer hatte den Auftrag, nicht nur zuvörderst den Retter seines Sohnes, jenes Offiziers Bergmann, mit seiner Familie, sondern auch alle diejenigen von der Colonie mitzunehmen, welche die Reise mitmachen wollten; es solle für sie alle gesorgt werden. Die Bauernfamilie, des Wechsels und unstäten Lebens müde, wollte aber nicht wieder ändern; daher wurde ihr, im Namen des Herrn Bergmanns, eine Summe Geldes zu ihrem bessern Fortkommen ausgezahlt; M—r hingegen und seine Familie hielten es für einen Wink der Vorsehung zu ihrem Besten, und gingen getrost nach Philadelphia. Hier wurden sie froh und freundlich empfangen. Bergmann las ihnen den Brief des edlen alten Frankfurter Kaufmanns vor, welcher kurz also lautete:

Mein Sohn!

„Diesen Brief überbringt Dir Chr. M—r „mit seiner Frau und Kindern. Weil Du doch „alle Jahre von Deiner Dankbarkeit schreibst, so „schicke ich Dir diese unglücklichen aber braven „Leute, mit dem Spruch: Was Ihr gethan „habt dieser Geringsten Einem, das „habt Ihr mir gethan. Wir sind alt geworden im Segen, aber noch gesund, und grüßen „Dich und die Deinigen vielmal.“

Und der Sinn dieses Briefes ward aus zweifachem Grunde richtig aufgefaßt; denn durch die kräftige Unterstützung des Kaufmanns Bergmann, lebt nun Chr. M—r als vermöglicher, angesehener Möbelfabrikant mit den Seinen in der Nähe von Philadelphia in Amerika, und bekleidet dort, wegen seiner Biederkeit und seiner großen Erfahrungen, ein ehrenvolles bürgerliches Amt, dem er mit großer Treue vorsteht. Seine Marie glaubt immer noch, daß der elterliche Segen mit der Bibel und den anderen Erbstücken auf sie und ihre Kinder übergegangen, und eine Hauptursache ihrer wundersamen Rettung gewesen sey. Der Vater aber, gegen den die Söhne öfters den Wunsch äußerten, wieder nach Deutschland zurück zu kehren, wiederholt ihnen, in schmerzlicher Erinnerung an seine so jammervoll unter den schönsten Hoffnungen verunglückten Reisegefährten, jedesmal die Worte: Bleibe im Lande und nähre Dich redlich! —

Conzert der Demoiselle Louise Schweitzer,

gegeben im Schauspielhause

am 26. May 1824.

Eiferer für die Tonkunst, welche an Gedächtnißschwäche leiden oder der Verführung zugänglich sind, bedürfen, wenn ihr Haß gegen die Ketzerbrut ihnen auszugehen droht, zuweilen eines gelinden Mittels, um denselben zu schüren. Ein solches Mittel war der heutige Abend, wo Rossini, Pucitta und Orlandi mit einander wechselten. Auch in dem früheren Conzert der Dem. Schweitzer waren mit Ausnahme einer Arie aus dem Freischütz lauter Stücke gewählt worden, welche aus der neuern italienischen Kunstschule hervorgegangen sind. Unseres Erachtens aber darf der Sänger bei allen seinen individuellen Vorzügen, nie seine vermittelnde Stellung zwischen dem Tonsetzer und dem Hörer aus den Augen verlieren, und in dieser Beziehung ist es keineswegs gleichgültig, welche Wahl er treffe und in welchem Ansehen der Tonsetzer stehe, als dessen Vertreter er vor dem Publikum auftritt. Es gehört von Seiten des Zuhörers schon einige Ueberwindung dazu, um sich des Schlusses von geschmackloser Wahl auf mangelhafte Ausführung zu erwehren, und die Schönheit des Vortrags kann gegen die Häßlichkeit des Vorgetragenen höchstens in der Oper in Anschlag kommen, wo man entweder weggehen oder geduldig die Stücke anhören muß, die sie enthält. Wenn wir jedoch Dem. Schweitzer die getroffene Auswahl und zwar um so mehr verargen, als sie eine vaterländische Künstlerin ist, und ihr daher nicht einmal der Vorwand der National-Eitelkeit zu Statten kommt, so müssen wir gleichwohl ihrem Verdienst als Sängerin volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dem. Schweitzer besitzt eine reine, besonders im Piano überaus anmuthige Sopranstimme in dem seltenen Umfange von [Noten] bis [Noten], große Kehlengeläufigkeit, die an das Uebermaaß reicht und sich in Trillern und Schnörkeln erschöpft, und in den Mitteltönen bedeutende Kraft. Ihr Staccato ist meisterhaft, ihr Vortrag gebildet und ausdrucksvoll und theilt viele Eigenheiten mit den vorzüglichsten Sängerinnen. Nur etwas bleibt zu tadeln: allzu instrumentenartige Behandlung der Singstimme.

Folgendes sind die in ihrem Conzert gegebenen Stücke:

1) Ouverture aus Olympia. Wenn dieser Ouverture nicht noch irgend eine Umarbeitung bevorsteht, so haben wir alle Ursache, uns ihrer zu freuen. Denn sie enthält manche recht ansprechende Stellen und ist bei künstlicher Durchführung nicht allzuarg mit Geräusch überladen. Wir waren z. B. nicht wenig überrascht, gleich im Eingange eine Stelle con sordino zu finden — eine Art der Instrumentirung, welche wir am wenigsten von Spontini erwartet hätten. Wir hatten schreiben wollen: „Wenn einst die ferne Nachwelt sagen wird, Spontini habe zum Theil tauben Ohren komponirt, so wird dieses zweideutig seyn. —“ Doch das findet auf die Ouverture aus Olympia keine Anwendung.

2) Scene und Arie von Pucitta, gesungen von Dem. Schweitzer.

3) Violin-Conzert, gespielt von Herrn Femy. — Herr Femy ist mehr vortragender als kühner Künstler, und das ist recht. Wenn die Singstimmen anfangen Instrumente zu werden, so müssen die Instrumente zur Singbarkeit zurückkehren, welche das Prinzip und die Quelle aller Musik ist.

4) Variationen von Mittermayer, gesungen von Dem. Schweitzer.

5) Ouverture aus Euryanthe. Daß Spontini Euryanthe nicht geben will, ist natürlich: er darf die Ouverture aus dieser Oper nicht neben die aus Olympia stellen, welche von ihr an Geräusch bei weitem überboten wird. . . Der Ouverture aus Euryanthe ist der erste Eindruck nicht günstig; ihre Mängel schwimmen oben; ihre Schönheiten mögen wohl tiefer liegen. —

6) Arie von Rossini, gesungen von Dem. Schweitzer.

7) Potpourri für das Fagott, gespielt von Herrn Lindner. Das Instrument ist zu ehrwürdig, um in Sechszehntheilen umher zu tanzen. Es ist gerade, als sähet ihr einen ernsten Alten in dem luftigen Gepränge des Stutzers. — Ein gewisser Theil unseres Publikums gleicht jenen Thieren, welche ihre Jungen aus lautrer Liebe auffressen. Weil Hrn. Lindners Leistung sie besonders befriedigte, wollten sie ihn das vorgetragene Stück wiederholen lassen, und ihm aus Dankbarkeit eine ungemeine Anstrengung zum zweitenmal aufbürden.

8) Arie von Orlandi, gesungen von Dem. Schweitzer. —

Wir haben zum Schlusse noch eine grammatische Unachtsamkeit des Anschlagzettel-Concipienten zu rügen. Derselbe schreibt: Ouverture aus der Olympia, Ouverture aus der Euryanthe. Nun aber sind Olympia und Euryanthe Eigennamen, und bedürfen als solche nicht des Artikels, es sey denn zur Unterscheidung von Anderen gleiches Namens. Sollte es aber noch eine zweite Olympia, eine zweite Euryanthe geben? — Gott behüte!

Nur eine kleine Erinnerung an die liebe Eitelkeit.

Man hat mir die Ehre erzeigt, mich für den Dramaturgen der Iris zu halten. Ich würde dieses augenblickliche Gerücht, eben weil es nur augenblicklich seyn kann, mit Stillschweigen übergangen haben, wenn man nicht einen Angriff auf meine Gesinnung damit verbunden hätte, welche ich denen, die Andere kleinlich nach sich zu bemessen pflegen, gern vergebe, der mir aber sowohl für mich um der Gunst der Besseren willen, als auch im Allgemeinen der Rede werth zu seyn scheint. Man glaubte mich ganz sicher an einer Anmerkung zu den Theaterkritiken der Iris vom 9. May zu erkennen, welche bei Gelegenheit einer Betrachtung über die beiden Finale der Oper Don Juan gemacht wurden und so lautet:

„In diesem und dem folgenden wird man finden, „daß wir die Bemerkung über Don Juan in den dra„maturgischen Aufsätzen der Zeitschrift Eichblätter benutzt „haben, welche diesen Theil der Oper sehr geistreich „gegen Hoffmann ausführen.„

In der That also hält man mich für erstaunlich eitel; aber mehr noch, man hält mich für fähig, ein Selbstlob in die Welt auszuposaunen, wie dieses von manchen Schriftstellern und auch von Nichtschriftstellern zu geschehen pflegt. Hierauf kann ich nur bemerken, daß, so wenig es meine Art ist, mich vor der Unwissenheit und vor selbstzufriedener Thorheit zu demüthigen, vielleicht Wenige so sehr von den Unvollkommenheiten ihrer eigenen Producte überzeugt seyn mögen, wie ich; daß ich aber auch deßwegen die Hoffnung nicht aufgebe, daß meine Anstrengungen, worin ich mir wenigstens des „untadeligen Willens" bewußt bin, nicht ohne Früchte bleiben werden. Denn sicher ist das nur allein das richtige Bewußtseyn, welches alle Ausbildung im Leben wie in Künsten und Wissenschaften leiten soll: daß das Wohlgefallen an eignen Werken nur eine gewisse Stufe innerer Befriedigung erreichen darf, welche zu immer besseren Bestrebungen zu erheben fähig ist. Die Freude, welche weiter geht, führt zur Koketterie mit dem lieben Ich, welche den Menschen zurück, statt weiter bringt. Das läßt sich im Leben jedes Menschen und in jeder Culturgeschichte nachweisen, wo immer der Verfall erfolgte, wenn nur Eitelkeit (mit allen Uebeln im Gefolgr) und kein tieferes Gefühl den Menschen leitete. Da man mich einmal als Verehrer Shakspeares kennt, so will ich in dieser Hinsicht nur auf dessen tiefsinnigstes Bild verweisen. Das Liebäugeln mit dem Ich war die Sünde Hamlets, um derentwillen er bei allen edlen Anlagen nichts vollbringen konnte, und am Ende sterben mußte. Und wahrlich, Alle die sich zum Wirken für das Bessere berufen fühlen, haben einen zürnenden Geist zu rächen, wie und in welchen Lagen ihnen dieser auch entgegentreten mag. Daß aber die Demuth die Mutter aller Tugenden ist, muß jeder Einzelne immer mehr an sich erfahren, und dann wieder finden, daß diese Wahrheit nicht allein den Inhalt der Religion ausmacht, sondern daß die Versündigung an derselben, der Inhalt der ganzen Weltgeschichte und das Räthsel aller Erscheinungen ist, welche in ihr auftauchen und verschwinden.

Für das Schreiben von Theaterkritiken, welches mir gleich manchem Anderen verleidet ist, mögte ich, hier schließend, ebenfalls aus Hamlet ein Bild der Wahrheit borgen. Die arme Ophelia bekam von dem Prinzen einen harten Fluch mit in die Welt: Be thou as chaste as ice, as pure as snow, thou shalt not escape calumny. Allen hoffnungsvollen Dramaturgen sollte man, damit sie weder stolz noch bitter werden, denselben Fluch mit in ihr Amt geben, mit Anwendung auf die Kunst:

Sey du auch noch so treu im Dienste alles Schönen,
Du wirst sie Undanks und der Läst'rung nicht entwöhnen.

Der Dramaturg
der Eichblätter.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 46. Sonntag, 6. Juny 1824.

Augenlust.

Menschenaugen, helle, klare!
Was durch euch sich offenbare,
Schönste Sterne,
Säng' ich gerne,
Pries' es allwärts, nah und ferne.

Augenlob, sprich aus, enthülle,
Was so quillt in Schönheitsfülle!
Leyer, klinge,
Lied, besinge
All' die lichten Wunderdinge!

Blumenaugen, süße, milde,
In des Lenzes Lustgefilde
Aeugelt immer;
Quillt doch nimmer
Aus euch Menschenaugenschimmer.

Sternenaugen, glänzt hernieder,
Schwingt das luft'ge Glanzgefieder;
Euch auch fehlet,
Was beseelet
Menschenaug' so schön erhellet.

Edelstein, du magst zwar taugen,
Selbst zu blenden Menschenaugen;
Doch, du helle
Spiegelquelle,
Dir auch fehlt des Auges Seele.

Menschenaugen, schwarze, blaue!
Was in euch ich Alles schaue!
Welch ein Gluthen,
Strömen, Fluthen,
Quell des Schönen und des Guten!

Jünglingsaug', so voll erglühend,
Weithin Feuerfunken sprühend,
Himmelheiter
Steigst du weiter
Stets auf der Erleuchtung Leiter.

Mädchenaug', wie mild du leuchtest,
Dich mit Thränenthau befeuchtest;
In dir fließet,
Aus dir sprieß[illegible]
Schmerzge[illegible] Lust versüßet.

Kinderaugen, holde, reine,
In der Unschuld Heil'genscheine
Wohl geborgen;
Frey von Sorgen
Lacht aus euch des Lebens Morgen.

Greisesaugen, milde Strahlen!
Schön seh ich in euch sich mahlen
Strahl der Wahrheit
Voller Klarheit,
Tiefblick, den nur Weisheit darleiht.

Seheraugen, euch erheb' ich,
Mit euch in die Ferne schweb' ich,
Zu erspähen
Jene Höhen,
Wo des Lichtreichs Palmen wehen.

Laßt mich, o ihr Wunderaugen!
Aus euch Himmelswonne saugen,
Bis ich, trunken
Von den Funken,
In ein glutvoll Meer versunken:

Nur noch träume jenes Schauen,
Das auf Paradiesesauen
Hin zum Licht dringt,
Volles Heil bringt,
Sich zum Anschaun Gottes aufschwingt.

Bathmendi.

(eine morgenländische Erzählung.)

Herr Hossein lebte vor einiger Zeit als der reichste und angesehenste Kaufmann in Balsora, mit einem Glanz und einer Herrlichkeit, wie es einem Manne ziemte, der seit zwanzig Jahren in Molukkaschen Gewürzen, in Shawls von Kaschmir, in Batist aus Nepaul und in Diamanten von Golconda die glücklichsten Geschäfte gemacht hatte, und in Tauris und Abuschär eben sowohl Faktoreien hielt, als in Ormus, Benares und in vielen andern Städten mehr. Endlich aber machte er bankerott. Ich weiß nicht, lag es an der großen Ehrlichkeit von der einen, oder an der Pfiffigkeit von der andern Seite, kurz, es wurde bei diesem Geschäft so wenig gewonnen, daß man es füglich für seine schlechteste Spekulation halten konnte, wenn man

anders damals schon aufgeklärt genug war, einen Bankerott zu den Spekulationen zu zählen.

Hossein's Häuser, Gärten, Sklaven und Sklavinnen wurden zu Gelde gemacht und seine Magazine in Beschlag genommen; es war ein Jammer, anzusehen, wie die Neidharte — die es nicht leiden mochten, daß das Glück irgend einen andern begünstige, als sie selbst — sich freuten, und Hunderte von redlichen Leuten — die es wußten, wie viele Menschen der reiche Kaufmann in Nahrung gesetzt hatte — sich betrübten. Er selbst aber trug sein Unglück nicht eben wie ein Weiser, doch auch nicht ganz wie ein Thor. Es wurmte ihm recht innig, als er seine bequemen Zimmer räumen, seine reich besetzte Tafel und seine zahlreiche Bedienung entbehren mußte, als seine liebsten Sklavinnen fortgeführt wurden, und die Freunde, die sich sonst zu ihm gedrängt hatten, bei ihm vorüber gingen, ohne sich seiner im mindesten zu erinnern. Dennoch erschoß er sich — nicht: er suchte vielmehr aus allen Winkeln kleine Ueberreste seines Vermögens hervor, und brachte ein Sümmchen zusammen, das eben hinreichte, um in einer wohlfeilen Gegend etwas Land zu kaufen, dem er durch Arbeit und Schweiß den nöthigsten Unterhalt für sich und seine vier Söhne abgewinnen wollte. Die Familie durchzog einen guten Theil von Persien, und ließ sich endlich in der Provinz Kusistan nieder.

Das Landleben hat bei allen Reizen, mit welchen es von den Dichtern ausgeschmückt wird, dennoch einige Unbequemlichkeiten; schwere Arbeiten nämlich, bei großen Entbehrungen. Lust und Liebe zum Dinge macht freilich jene leicht zu thun und diese leicht zu tragen, und das Gelingen der Unternehmungen gewährt dann auch süßen Lohn. Aber Hossein bearbeitete seine Felder weder mit Lust noch mit Liebe, weil er immer der Zeit gedachte, wo ihm einige Federstriche wie mit einem Zauberschlage Hunderte und Tausende einbrachten. Wie viel Schweißtropfen kostete dagegen ein Morgen Ackers, um ihn zu pflügen, zu besäen, davon zu ernten und dann das gewonnene Getraide zu dreschen und zu reinigen. War nun am Ende von den eigenen Bedürfnissen etwas erübrigt und nach der Stadt zum Verkauf gebracht, wie wenig wurde damit gewonnen! Es war kein Wunder, daß bei dieser Verdrossenheit auch seine Söhne wenig Neigung zum Landbau bekamen. — Indem nun Hossein die sehnsuchtsvollen Blicke nach einer unwiederbringlich verschwundenen Lebens-Periode hinwandte, die er, aller Sorge und Unruhe vergessend, mit den lebhaftesten Reizen ausschmückte, und indem er dabei, wie jeder Thor, alle Annehmlichkeiten verschmähte, welche die Gegenwart ihm darbot, beschlich ihn, bei so eitlem und nie befriedigtem Verlangen, das Alter. Als er sein Ende nahe fühlte, rief er seine Söhne: sie traten um sein Lager her, und er sprach zu ihnen folgende Worte: „Meine Kinder! Alles, was ich Euch hinterlassen kann, besteht in diesem Hause und dem Lande, das dazu gehört. Das ist freilich ein kümmerliches Erbtheil: doch besitze ich noch ein Geheimniß, welches ich Euch nicht früher anvertrauen durfte, und das hoffentlich von größerem Werth für Euch seyn wird. In den schönsten Tagen meines Glücks lernte ich einen Mann kennen, der an Weisheit die Sterblichen weit überstrahlte. War er einer der uralten Magier oder der Bramahnen, stammte er von jenem Urvolk ab, welches vom Himmel aus seine Kinder nach Sina, Indien, Persien und Baktra ausgesandt hat, oder gehörte er gar einer höheren Ordnung der Dinge an, ich weiß es nicht. Genug, er sprach von der wundervollen und schrecklichen Umgestaltung der Erde, von der Bevölkerung Asiens, wie sie durch die Bewohner der heiligen Höhen in Tibet geschehen, wie die Erkenntnisse, Einsichten, der heilige, aus der Anschauung entsprossene Glaube nebst der reinen Sitte einer Unschuldswelt bald verdunkelt und verschwunden, wie Eigensucht und Tücke an ihre Stelle getreten, die jetzt, vereint mit Despotie und Blutvergießen die Welt verödeten, und das Erdenglück aus allen, auch noch so reich von der Natur begabten Ländern verscheuchten; von Allem diesen sprach er, als sey es in seiner Gegenwart geschehen. Zerduscht und Confutse und viele andere Weise, deren Namen vergessen und verloren sind, wie ihre Lehren, waren ihm vertraute Freunde gewesen; und so wie ihm in der Vergangenheit nichts fremd war, so hell war auch sein Blick in die Zukunft. Auch mich hat Alzim — so heißt der Weise — auf meine Bitte in dieselbe schauen lassen; aber dieser Blick giebt keinen Trost und vermehrt unsere Weisheit nicht, denn sonst würde ich den Umsturz meines Glücks gelassener angesehen, und auf den Anbau eines neuen, wiewohl unscheinbaren, mehr Kraft und ruhiges Nachdenken verwendet haben.“

„Es lebte in Balsora ein Greis, der hatte fast zu gleicher Zeit sein Vermögen, seine Kräfte und seine Kinder verloren. Ich nahm ihn zu mir ins Haus und pflegte seiner siebenzehn Jahre hindurch bis an seinen Tod mit kindlicher Zärtlichkeit. Er, und mehr noch sein Vater, waren Feinde des meinigen gewesen. Man suchte ihn oft bei mir verdächtig zu machen, als spottete er meiner hinter dem Rücken, ich achtete dessen nie und veränderte mein wohlwollendes Betragen gegen ihn nicht, noch ehe ich erfahren hatte, daß nur der Neid durch seine Verläumdungen ihm meinen Schutz entziehen und die Ruhe seiner letzten Tage verkümmern wollte. Diese, wie es mir schien, unbedeutende Kleinigkeit hatte mir Alzim's Gunst erworben. Ich fragte ihn daher, als er mir in dunkeln Worten meine trübe Zukunft enthüllte: ob sie auf keine Weise abzuwenden oder zu erleichtern wäre? Nein, sagte er, das Schicksal hält einen festen, aber auf die Weisheit und Thorheit, auf die Tugend und das Laster begründeten Gang. Willkührlich in dieses Räderwerk eingreifen kann selbst die ewige Weisheit nicht, eben weil sie Weisheit ist. Manche Verirrungen vom rechten Wege scheinen unvermeidlich zu seyn; aber es ist dem Menschen freie Kraft gegeben, täglich Gutes zu wollen und [illegible] Willen zu wir-

ken. Was davon gelingt, steht wie ein unverwelklich blühendes Blumenbeet in allen den öden Wüsteneien da, in die er oft, ohne zu wissen wie, doch nie ganz ohne eigenes Verschulden, verschlagen wird. Sie stärken und trösten durch ihren Anblick und ihre Düfte den müden Wanderer, der zuweilen bis zum Ende seiner Laufbahn wenig Ruheplätze und wenig Erquickung mehr findet. — Jedes dieser Worte klang mir prophetisch, dunkle Ahnungen erfüllten mein Herz mit schauriger Wehmuth; doch jetzt ist auch dieser schwere Lauf vollbracht, ein heiteres Morgenroth schimmert mir von Jenseits herüber."

Schon lange flossen still die Thränen der Söhne; nimmer hatten sie solche Worte vom Vater gehört, er schien mit fremder Zunge zu ihnen zu reden. Jetzt wurde er durch lautes Schluchzen unterbrochen. Er hielt, um neue Kräfte zu sammeln, einige Augenblicke inne, dann fuhr er fort: „Setzet Eurer Betrübniß Schranken! Das Leben ist für eine lange Trauer zu kurz. Was beklaget Ihr denn auch so sehr? Eine Trennung, die vielleicht nur wenige Jahre dauert! — und ein Jahr wenn es verschwunden, ist auch nicht mehr als ein Augenblick. Wenn der Tod Euch als ein Uebel erscheint, so müßt Ihr ihn doch als das kleinste erkennen, das unter zwei Uebeln möglich war. Das Leben erhält ganz allein nur dadurch Werth, daß es enden kann, und enden muß. Doch ich eile, um zu schließen. Ich empfahl dem weisen Alzim Eure Wohlfahrt, meine Kinder! Ich will thun, antwortete er, was ich kann; sie mögen mich nach deinem Tode aufsuchen, tief im Walde von Rom ist meine Behausung. Dort will ich unter sie einen Schatz vertheilen; es bleibt aber ungewiß, ob der Besitz desselben oder sein Verlust sie dem Glücke näher bringen wird. An meinem Rathe will ich es ihnen nicht fehlen lassen! — Jedoch, meine Kinder, hütet Euch wohl, zu glauben, daß ein solcher Rath den Weg untrüglich bezeichnen könne. Es hängt Alles —" Hier überfiel den Vater ein Stickfluß, welcher sein Leben endigte.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Verborgen unterm dichten Laube
Der Ersten, lüstern nach dem Raube,
Das Ganze lau'rt, im düstern Wald;
Da zeigten sich den Späherblicken
Die beyden andern, auf dem Rücken
Saß eine drollige Gestalt,
Wie weiland Ritter Don Quixotte.
Drob lachte laut die ganze Rotte,
Und übte Gnade für Gewalt.

Auflösung der Charade in Nro. 44.
Sehnsucht.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 29. May. **Ein Lügner, der die Wahrheit spricht**, Lustsp. in 1 Akt, nach Scribe und Melville, von v. Thumb. Hierauf: **Der Quartierzettel**, Lustsp. in 3 Abthl. von Reinbeck. Zuletzt: **Adolph und Klara**, Oper in 1 Akt, von d'Alayrac. Wir dürfen den beiden Verfassern des ersten Lustspiels die poetische Lizenz vergeben, daß der Kammerdiener Louis ein Herenmeister im Verifiziren der Lügen seines Herrn ist, wenn es einmal drauf ankommt, daß man lache; aber daß man über ihr Lustspiel nicht lachen kann, das dürfen wir den Herren nicht vergeben. Indessen, so geht's in Paris. Jede armselige Anecdote wird dazu benutzt, schnell ein einträgliches Lustspiel daraus zu machen. Meister Scribe schneidet das Kleid, die Gesellen Melville und wie die aimables bavards nach einander heißen, flicken es zusammen, daß es ein Paar Feiertage hält. Diese Pariser Theaterschneider arbeiten wacker mit dem Meister Scott in Schottland um die Wette. Neulich stand in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt ein witziges Stammbuchblättchen von Walter Scott (man freut sich, ihn wieder einmal selbst zu hören), womit sich schlau der Bauchredner Alexander durch ganz Schottland in Ruf zu bringen wußte. Die Stelle:

> Du mußt Alexander und Compagnie seyn;
> Doch auch nicht 'mal das! ein Complott, eine Menge, —
> Dann komm' ich, als Scherif, gar schlimm in die Enge,
> Und muß, statt in Person dein Lob dir zu singen,
> Durch die Aufruhract' auseinander dich dringen!" —

Dieselbe Anmuthung, die einstens ein Corporal bei einem Aufruhr einem sehr dicken Mann gemacht haben soll: „Geht's auseinander" — man könnte sie auch auf Walter Scott und Compagnie und auf die Pariser Theaterschneider anwenden, und sagen: „Geht's auseinander!" Es kommt bei dem Manufakturwesen nicht viel Gescheutes heraus, die Herren liefern täglich schlechtere Arbeit. — Was die Darstellung dieses Lustspiels anbelangt, so nimmt die Gewandtheit des Herrn Düpre in solchen chargirten Rollen, wie die des Louis, André ꝛc. augenfällig zu; er fahre muthig auf diesem Wege fort und befleißige sich nur immer mehr der individuellen Charakteristik. Hrn. Rottmayer hört und sieht man gern, wenn er einen leichtsinnigen Lügner zu machen hat. — In dem zweiten Lustspiel, welches fortwährend mit Vergnügen gesehen wird, sind die vorzüglichen Leistungen des Hrn. Leißring (Rohrdommel) und des Hrn. Weidner (Wipper) allbekannt. Hr. Düpre zeigte sich auch hier (als Carl) in vortheilhaftem Lichte. — Das Singspiel kritisiren wir mit den Worten eines früheren Berichtes: „die kleine Oper hat längst schon ihren Tag überlebt; sie kann nur einiges Wohlgefallen durch feines Spiel erwecken, welches wir vermißten." Iris vom Jahr 1822, Nr. 79. (Ausführlicher Iris 1821, Nr. 52).

Sonntag den 30. **Der Einsiedler**, Oper in 3 Abthl. Nach dem Roman des Vicomte Darlincourt von Planard, Musik von Caraffa.

Dienstag den 1. Juny. **Der Schleichhändler**, Drama in 3 Abthl., nach dem Französische von Lotz (Mann-

script). Hierauf: Nummer 777, Posse in 1 Akt von Lebrün. Zu den starken Ungereimtheiten dieses Schleichhändlers gehört wohl am Schluß der Umstand, daß der General dem Obristen Valry, welcher noch nicht des Verbrechens überwiesen, sondern erst verdächtig ist, abschlägt, ihn vor dem Verhör des Schleichhändlers Baldi anzuhören. Also zuerst den Spitzbuben und dann den Herrn Obristen. Wenn Valry so vernichtet ist, daß er nicht daran denkt, an seine militärische Würde zu erinnern, so muß sich doch der General daran erinnern und ihn durchaus hören. Jenen Umstand brauchte jedoch der Verfasser unter den Mittelchen, um den Zuschauern so viel als möglich Angst einzujagen, wozu als Hauptcoup die gleich darauf folgenden Executions-Schüsse gehören. Der Knall wirft die geängstigten Eltern nieder, darauf werden sie aber durch den Ruf „Er lebt" alsbald wieder lebendig gemacht. Ist es nicht unwürdig, daß man Mitleid und Rührung an solche Executions-Scenen wegwerfen soll? Ist es nicht arg, daß Schriftsteller Menschen auf die Bühne bringen dürfen, nur um sie alle mögliche hochnothpeinliche Schrecken ausstehen zu lassen? — Von der Darstellung haben wir erst kürzlich berichtet. Es schien uns, als ob es heute im Gang der Vorstellung hin und wieder etwas gestockt hätte. Hr. Rottmayer verdient besonderes Lob für die zarte Ausführung der Rolle des Cabri. Er stellt den zarten unglücklichen Jüngling, ohne ihn in zu große Weichheit aufgehen zu lassen, ganz des Mitleids würdig dar. — In Nummer 777 trägt Hr. Otto in der durchaus launigen Darstellung des Notars Vortheil den Preis davon. So muß der Erzschelm ausgesehen haben. Dieser Kopf trägt schon ganz das Gepräge scheinheiliger Gaunerey. Aber man sehe nun die köstlichen Bewegungen, man höre seine Stimme, wenn er fromm ist, wenn er der Frau Putzig die Cour macht, wenn er sich vergißt und daherpoltert. Wie schön fährt er aus der Thür und flucht über die Katze, die mit dem Brustknochen durchgegangen ist, und wie komisch lenkt er gleich ein, so wie die Magd zu weinen anfängt und ihm der Christenmensch einfällt. „Nun, sey nur ruhig, mein Kind, die Katze will auch einmal einen Feiertag haben, wo sie Braten frißt, die Katz'?" Unvergleichlich ist die Hauptscene, wo der Brief mit der Nachricht vom großen Loos ankommt. Den Pfeffer mit seinen vier Loosen hat er sich so eben durch sein: „Halb Part, süßer Pfeffer!" versichert. Nun kommt der Brief. Je mehr den Schelm das Gewissen schlägt, desto tumultuarischer ist seine Erwartung. Er kann den Brief nicht einmal aufmachen. „Es geht nicht," stößt er ganz erschöpft heraus. „Ei was, Dummheiten!" sagt der kalte Pfeffer, indem er ihm den Brief aufreißt. Vortheil versucht zu lesen. „Es geht nicht," seufzt er abermals, „die Buchstaben tanzen!" Pfeffer soll lesen, zu erst wird aber noch ein Stuhl geholt. Der Notar setzt sich, Pfeffer liest: „Ew. Wohlgeboren ꝛc." Vortheil ruft voller Angst mit gedämpfter Stimme: „Die Nummer!" Pfeffer liest weiter. „Die Nummer!"…. ruft Vortheil zweimal mit steigender Angst und erhebt sich vom Stuhl. Pfeffer: „Nummer 777." Da sinkt Vortheil wie vom Schlag gerührt zurück, läßt die Arme hängen und den Kopf auf die Brust sinken. Diese Scene ist meisterhaft. Hrn. Otto's Spiel in dieser Rolle läßt sich dem Besten von Iffland in der Art an die Seite stellen. Unsere Bühne darf sich glücklich schätzen, einen Künstler wie Herrn Otto zu besitzen. Es ist recht sehr zu wünschen, daß man den würdigen Veteran mehr schonen könnte, um ihm mehr Muße für seine Meisterrollen zu verschaffen. Hr. Düpre entwickelt sich immer besser in der Rolle des Pfeffer. Zu Anfang im Dachfenster hätte er etwas malitiöser seyn dürfen, zuweilen schaute einige Gutmüthigkeit durch. Nachher ging's besser, und besäße Hr. Düpre eine ausgebildete Mimik, so würde er den gehörigen Eindruck noch weniger verfehlt haben. Das schnelle Sprechen wollen wir nicht im geringsten tadeln, wo er in Wuth kommt, aber an anderen Stellen klang die Rede noch etwas memorirt. Die Kleidung war gut.

Mittwoch den 2. gab Fräulein Marie Therese von Sessi im Schauspielhause ein Concert. Mögen sich unsere braven Sänger und Sängerinnen nicht gekränkt fühlen, mögen sie sich noch weniger irre machen lassen, daß man diesen Abend eine ausgezeichnete italiänische Sängerin mit Beifall überschüttet hat. Ein Jedes nach seinen Anlagen und Kräften. Wollte ein Singvogel den andern beneiden, daß er nicht ebenfalls dies und das kann? Dafür hat er andere Vorzüge von der Natur erhalten. Aber, einen Vogel zu hören, der nicht redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, sondern allerhand Kunststücke und Orgeleien gelernt hat, das ist lächerlich oder bedauernswerth. — Die italiänische Kehle hat nun einmal die Anlage zu den gurgelnden und schlagartigen Tönen, die deutsche nicht, sie hat dafür andere bedeutende Vorzüge. Man soll uns die besten italiänischen Sängerinnen aufweisen, ob sie die Seele im Gesang haben, welche der deutschen Stimme eigen ist. Wem aber das Unwesen mit den halsbrechenden Läufen und Colloraturen besser gefällt, als der einfache, gefühlvolle deutsche Vortrag, der verdient gar nicht ein Deutscher zu heißen.

Theater-Anzeige.

Montag den 7. Juni. Elisabeth, Oper in 2 Abth. von Rossini.

Donnerstag den 10. Maske für Maske, Lustsp. in 3 Abth. hierauf: ein Divertissement.

Samstag den 12. Oper, (unbestimmt).

Berichtigung.

Ein Druckfehler in dem vorigen Blatte der Iris verkürzt die Sängerin, Dem. Louise Schweitzer, in den Augen derer, die dem Urtheile der Iris folgen, um einen ganzen Ton ihrer schönen Stimme. Den Sturm zu beschwören, der sich darob über unserm Haupte sammelt, und der Zurechtweisung zu entgehen, welche uns Dem. Schweitzer oder irgend ein heldenmüthiger Beschützer etwa zugedacht haben möchte, erklären wir hiermit „die ewige Gerechtigkeit zu sühnen,"
daß Dem. Schweitzer bis F, und nicht, wie der Druckfehler verrätherisch behauptet, bis E singt.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 47. Donnerstag, 10. Juny 1824.

Bathmendi.

(eine morgenländische Erzählung.)

(Fortsetzung.)

Die nächste Pflicht der Söhne war jetzt, das Begräbniß ihres Vaters zu besorgen. Kaum war dies geschehen und die verordnete Todtenfeyer vollendet, als sie sich auf den Weg nach dem Walde von Kom machten. In die uralte Nacht desselben dringt nur selten ein Sterblicher; Schauder überfällt den Wanderer, wenn er sich der heiligen Stille nahet, in der kein reißendes Thier und kein Raubvogel hauset. Fernhin hört man den leisen Fuß der Gazelle und des Rehes und das Girren der Holztaube. Hier wanderten sie einen ganzen Tag auf einem wenig betretenen Pfade, den ein ehrwürdiger Derwisch ihnen bei dem Eingange gezeigt hatte. Mit Grauen sahen sie den Einbruch der Nacht. Die einzelnen Strahlen des Mondes, die nur spärlich durch die dichte Verlaubung brachen, schienen bloß die Finsterniß in ihrer ganzen Erhabenheit sichtbar zu machen; ihr täuschendes Licht schuf bald näher, bald ferner neue Schreckgestalten. Plötzlich standen die Wanderer vor einem kleinen Hause; beklommenen Herzens traten sie hinein. Sie fanden keine Spur eines Bewohners, nur in einem Zimmer eine brennende Lampe, neben derselben eine Tafel von schwarzem Marmor, auf welcher mit goldenen Buchstaben die tröstenden Worte standen: „Wanderer, genieße sonder Furcht der Ruhe und jeder Erquickung, welche Alzim Dir beut. Nur unter seinem Schutze konntest Du bis hieher gelangen." — Nachdem sie dies gelesen, erblickten sie eine Tafel, welche mit Fleischspeisen und Früchten besetzt war, und wo aus vier goldenen Bechern ein köstlicher Wein von Schiras ihnen entgegen duftete. Nachdem sie das Mahl genossen hatten, legten sie sich auf weichen Polstern, die mit den feinsten persischen Teppichen bedeckt waren, zur Ruhe, und labten ihre ermüdeten Glieder.

Am frühen Morgen setzten sie ihren Weg wieder fort, und gelangten endlich zu einem freien Platze, wo sich ein geräumiger Pallast erhob, der durch seine Bauart und durch seine bildlichen Darstellungen an die Ruinen von Persepolis erinnerte. Das Ganze war völlig gut erhalten, sprach aber den Beschauer durch seltsame und räthselhafte Verknüpfung und Gestaltung als ein Denkmal einer dunkeln Vorwelt an, von welcher jede Kunde längst verhallet ist. Es flößte Ehrfurcht ein und große Gedanken, die über alles Gemeine weit erheben. Mit diesen Empfindungen betraten sie die Vorhalle. Ein Jüngling, dessen Hoheit und feierlicher Ernst trotz seiner milden Jugendblüthe an die Ewigkeit mahnte, und der ein Unsterblicher in irdischer Hülle zu seyn schien, kam ihnen entgegen. Sie wollten ihm ihr Anliegen eben vortragen, da sprach er: „Ich kenne Euch Bekir, Mesrou, Sadder und Tai; Ihr seyd die Söhne eines Vaters, der nicht mehr unter Euch wandelt. Alzim wird das Versprechen erfüllen, das er dem Verblichenen gethan, Ihr werdet mit Golde beladen heim kehren; doch müßt Ihr zuvor Euch eidlich verbinden, den Rath, den Ihr aus seinem weisen Munde vernehmen werdet, getreulich zu befolgen." Er zog darauf eine Rolle heraus, welche, gleich dem Gewande des Jünglings, dem Gewölbe des Himmels an Farbe glich. Er entfaltete sie langsam; sie war mit silbernen Sternen besäet aber die Stellung derselben bildete eine Schrift in unbekannten Zügen. Der Jüngling las langsam und feierlich: „Der Ewige regirt das Schicksal der Sterblichen, und bereitet sie, Genossen einer höheren Ordnung der Dinge zu werden. Der Wunsch aller Thoren, das glänzende Glück, ist nicht seine segenreichste Gabe; aber auf dem Pfade der Weisheit und Güte läßt er auch über Dornen die Blume der Zufriedenheit entsprießen; denn er ist barmherzig und will gern erfreuen." — Jetzt rollte sich das Pergament zusammen, Alle mußten die Rechte darauf legen und den gefoderten Eid leisten.

„Folget mir!" sprach hierauf der Jüngling, indem er sich wandte. Er führte die Brüder durch mehrere Höfe und Gänge. Alle durchbebte ein geheimer Schauder bei der Erwartung der Dinge; nur Tai war ruhiger, denn ihn beschäftigte noch etwas, das er höher hielt, als Alzim's Gold. Der gute Rath, den dir Alzim geben will, dachte er bei sich selbst, könnte dich leicht zu etwas verbinden,

was deine bisherige Lebensbahn ganz veränderte. Das geht aber nicht an, denn du hast deinen Plan schon so lange im Herzen getragen, und so reiflich überlegt; und was wäre denn des Menschen Treiben und Thun, wenn es nicht auf die Ueberlegung gebaut seyn sollte? Geschworen hast du aber einmal; der beste Rath ist wohl, den Rath gar nicht zu vernehmen, den du befolgen sollst. Merkt Alzim die List, und erzürnt er darüber, so mag er sein Gold behalten; wenn er dir nur die Hände läßt, so bist du zufrieden! — Während dieses Selbstgesprächs verstopfte Tai, der, als der Jüngste, die Reihe schloß, beide Ohren ganz dicht mit Baumwolle.

Jetzt wurde das Gemach eröffnet, wo Alzim auf einem Throne saß. Sie warfen sich vor demselben nieder; allein er gebot ihnen, aufzustehen, redete freundliche Worte mit ihnen, und ließ eine mit Goldstücken gefüllte Kiste herein bringen, welche in vier Säcken vertheilt wurden. „Diese Säcke würden Euch auf Eurem weiten Heimwege zu sehr belasten", sprach er nun, „daher habe ich für Jeden von Euch noch ein Maulthier bestimmt, um Euch die Reise zu erleichtern. Es kommt jetzt darauf an, daß Ihr auf Eurem Lebenswege früher oder später ein gewisses Wesen antreffet, in und bei welchem das Glück wohnt. Sein Name ist Bathmendi. Die armen Sterblichen suchen es, gleich Blinden, indem sie umher tappen. Nahe sich also jetzt Jeder von Euch zu mir, damit ich ihm still vertraue, was ich nach dem Willen des Schicksals offenbaren muß. Bekir!" sagte er nun zum Aeltesten, „Dir fehlt es nicht an Muth, Du hast Talente für den Krieg, und der Perser-König sendet eine große Armee gegen die Türken; eile ihr nach, nimm Dienste, im Lager der Perser magst Du Bathmendi erwarten." — Bekir trat mit einer tiefen Verbeugung zurück, und brannte schon vor Begierde, seinem Ziele nachzueilen. Jetzt gab Alzim dem zweiten Sohne, Mesrou, ein Zeichen, sich zu nahen. „Du hast", sprach er, „viel Anlage für das Hofleben; Geschmeidigkeit und die Gabe der Verstellung fehlen Dir nicht. Gehe an den Hof, und suche dort Bathmendi. — Du, Sadder!" sagte er nun zum Dritten, „Du hast eine lebhafte und fruchtbare Einbildungskraft; Dir erscheinen die Dinge nicht, wie sie sind, sondern wie Du willst, daß sie seyn sollen; Dein Genie nimmt zuweilen einen so hohen Flug, daß der gemeine Menschenverstand weit zurück bleibt. Du bist zum Dichter geboren. Wandere nach Agra; unter den schönen Geistern und den reizenden Damen dieser Stadt kannst Du Bathmendi finden." — Tai hatte um so aufmerksamer Alles beobachtet, was vorging, je weniger Dienste ihm das Gehör leistete. Er sah, wie nach der Vertheilung des Goldes jeder seiner Brüder, in der Folge des Alters, die Stufen des Thrones hinan stieg, um sich Alzim zu nähern, der, wie es ihm vorkam, leise mit ihnen sprach. Die Miene des Greises blieb freundlich, doch glaubte er auch einigen Spott darin zu lesen. Von der übelsten Vorbedeutung schien es ihm zu seyn, daß Alzim jedem seiner Brüder, indem sie die Stufen des Thrones herab stiegen, einen wehmüthigen Blick nachschickte. Sie aber drückten in ihren Mienen eine so frohe Zuversicht aus, daß es ihm fast leid ward, seine Ohren verstopft zu haben. Doch dies war nun nicht zu ändern, und er mußte dem Winke folgen, der ihm gegeben wurde. Alzim betrachtete ihn einige Sekunden mit einem forschenden Blick, dann sagte er ihm einige Worte mit einer Miene von unverstellter Freundlichkeit, und hatte ihm, wie er von Sadder erfuhr, einen Blick voll heiteren Wohlwollens nachgeworfen.

Auf der Heimreise wurde gar wenig gesprochen; dennoch währte Keinem die Zeit lang, weil sich jeder der drei älteren Brüder mit der Laufbahn beschäftigte, die ihm vorgezeichnet war, und seine Einbildungskraft bei tausend lieblichen und glänzenden Scenen verweilte, die ihm die Zukunft zu verheißen schien. Keiner ließ seine Gedanken laut werden, denn das geheimnißvolle Flüstern ihres Wohlthäters deutete auf Verschwiegenheit. Tai, den kein fremder Rath in die Welt hinaus stieß, weilte in Gedanken auf den väterlichen Fluren, und hoffte, dort seine liebsten Wünsche erfüllt zu sehen.

Nach ihrer Heimkunft ließen es endlich die Brüder verlautbaren, daß sie reisen müßten. Sie wollten ihr väterliches Erbe verkaufen und Tai brachte es an sich, nachdem er Jedem seinen Antheil baar ausgezahlt hatte. Er umarmte sie, wünschte ihnen glückliche Reise und blieb nun allein in seinem Hause. — Jetzt dachte er zuerst an die Ausführung eines Planes, der ihm schon sehr lange am Herzen gelegen. Amine, die reizende Tochter seines Nachbars, hatte seine Liebe gewonnen. Das gute und sittsame Mädchen besorgte verständig das kleine Hauswesen ihres Vaters, und hegte dabei nur zwei Wünsche: den einen, daß sie denselben noch lange in seinem Alter möchte pflegen können; den andern, daß sie Tai's Gattin werden möchte; denn auch sie hatte den Jüngling schon lange mit stiller Sehnsucht geliebt. Beide Wünsche wurden erhört; ihr Vater zog mit zu seinem Schwiegersohn und lehrte diesen, der Erde Alles abzugewinnen was sie dem verständigen Fleiße zum Lohn darbietet. — Tai wandte das Geld, das ihm noch übrig war, dazu an, seine Ländereien zu vergrößern und eine Heerde zu kaufen. Die Aecker wurden verbessert, die Wolle seiner Schafe gut verkauft, und da er ein fleißiger Arbeiter und seine Frau eine gute Wirthin war, so vermehrten sich ihre Einkünfte von einem Jahr zum andern. Amine gebar ihrem Gatten jedes Jahr ein Kind. Eine große Anzahl von Kindern, durch welche der reiche Städte-Bewohner

zu Grunde gerichtet wird, ist dem Landmann ein köstlicher Schatz. In ihnen wächst ihm eine treue Hülfe für das Alter heran. So war Tai, nach Verlauf von sechs Jahren, als Vater von sechs gesunden und schönen Kindern, als Gatte einer guten und tugendhaften Frau, als Schwiegersohn eines noch munteren und liebenswürdigen Greises, reich überdies an Sklaven und Heerden, der glücklichste und wohlhabendste Bauer von Kusistan.

(Fortsetzung folgt.)

Vergleichende Charakteristik des spanischen und des altenglischen Theaters,

mit Hinweisung auf eine nationale Ausbildung des deutschen Theaters und auf die Mängel des Theaters der Italiener und Franzosen.

(von Ludwig Tieck.*)

Nur den Engländern und Spaniern ist es gelungen, ein wahres nationales Theater zu erschaffen. Fast im Entstehen schon wurde das französische ein Hoftheater, und die Italiäner sind nur in ihren extemporisirten Masken-Lustspielen national zu nennen; Goldoni wurde nachher allgemein beliebt, indem er von den Sitten und dem Wesen des Volks mit großer Wahrheit einen kleinen beschränkten Theil auffaßte und darstellte; wie wenig Gozzi, trotz seines Talentes und augenblicklichen Beifalles, national gewesen, beweiset, daß er schon jetzt in seinem Vaterlande vergessen ist.

In Spanien entstand unbemerkt und ohne Aufwand das Theater aus den Ergötzungen des Volkes; edle Dichter bemächtigten sich gleich der Bühne, ohne ihr die Popularität und Einfalt zu nehmen; Volkssagen, Legenden, Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte füllten das Theater, und früh schon bemerkt man die Anlage zu jener Kunstform, die endlich im Calderon als vollendet erscheint. Ehre, Liebe, Religion, sind die begeisternden Motive, die sich durch alle Töne der alten volksmäßigen Romanze und anderer einheimischen Sylbenmaße, so wie jener künstlichen Formen bewegen, die Spanien von den Italiänern entlehnt hatte; Charakter steht dem Charakter, Rede der Rede, Begebenheit dem Zufalle scharf gegenüber, die auffallendsten Wechsel und Theaterstreiche, die kühnsten und regelmäßigsten Antithesen begegnen und entsprechen einander, und so bauet dieser Dichter die kunstreiche, vollendete und unübertreffbare Intriguen-Comödie, so leben in wundervoller Musik seine Helden- und Rittersagen, so begeistern und erheben noch vor allen seinen Meisterwerken seine religiösen Legenden. Die Religiösität, die Begeisterung, das Musikalische sind der Glanz der spanischen dramatischen Poesie, und hier zeigt sich das vollendetste Ebenmaß, die schönste Symmetrie, die aus der Antithese entspringt, alles scharf und glänzend, wie die Verhältnisse einer großen Architektur, die durch Beleuchtung bezeichnet und hervorgehoben werden. Bis auf unbedeutende Abirrungen der neueren Zeit hat sich dieser religiöse, poetische und nationale Sinn im spanischen Drama erhalten.

Auf dieselbe Weise und fast um die nämliche Zeit entsteht das englische Theater, und findet, so zu sagen, gleich im Entstehen seine Vollendung, um bald nachher zu verderben.

Stellen wir das englische Schauspiel dem griechischen gegenüber, so müssen wir es ohne Zweifel romantisch nennen, doch genügt uns diese Bezeichnung nicht, wenn wir es im Verhältniß zum Spanischen charakterisiren wollen. Gemein hat es mit diesem die Mischung des Komischen und Ernsten, die Mannigfaltigkeit der Begebenheiten und die Vorliebe für Gegenstände aus der reichen und poetischen vaterländischen Geschichte; doch sind ihm die Romanze, die religiöse Stimmung, der Enthusiasmus, der auch die einzelnen Theile durchdringt, die Mannigfaltigkeit und das Musikalische der Versmaße fremd; es bestrebt sich im Gegentheile der Prosa nahe zu kommen, alle Theile deutlich und klar erscheinen zu lassen, ohne daß jener flammende Enthusiasmus sie erleuchtet, mehr in geschichtlicher Verbindung und Entwickelung als in romantisch-musikalischer. Christliche Legenden sind ganz ausgeschlossen, der Sagen der Mythologie und der Ritterzeit finden sich nur wenige, und in ganz verschiedenem Costüme gedichtet; mit einem Worte: wie der Spanier nach Enthusiasmus strebt, so der Engländer nach geschichtlicher Klarheit, die eben darum kein poetisches Element ganz ausschließt, sich aber eben so wenig der poetischen Begeisterung unbedingt ergibt. Daher hat das spanische Drama nur Eine Form, die sich im Calderon vollendet hat, alles Frühere kann man nur Annäherung und Vorbereitung nennen, und was Lope auf anderen Wegen sucht und versucht, ist meist nur unreif und verworren; vom englischen Schauspiele aber muß man gestehen, daß ein gemeinschaftlicher Sinn und Geist zwar allen Dichterwerken zum Grunde liegt, der sich aber in keinem einzigen Kunstwerke so ganz hat aussprechen können, daß wir sagen dürften: dieses Werk stellt am vollendetsten die Form des Shakspear'schen Schauspiels dar, oder: jenes ist der Gipfel der englischen Kunstform, hier hat sie sich vollendet, und alles Uebrige ist nur ein Bestreben hierher, und Alles sollte in dieser Form dastehen! — Dieser umfassende historische Sinn hat sich nicht in einer bestimmten Form aussprechen können; denn er ist lebendig, wechselnd, wandelnd, stets von neuem untersuchend und versuchend, spielend, tändelnd und tiefsinnig, allegorisch und oberflächlich; er sucht nicht aus einer Forderung der Poesie

---

*) Diese schönen Urtheile, welche Tieck in der Vorrede zu seinem altenglischen Theater niedergelegt hat, sind hoffentlich dem Leser als erläuternde Zugabe zu dem Auszug aus Shakspeare's Vorschule nicht unwillkommen, indem dort die Ansicht Tieck's nur kurz bezeichnet werden konnte. Tieck hatte sich in jener Sammlung altenglischer Schauspiele, wie er selbst kürzlich in der Abend-Zeitung bemerkte, keinen glücklichen Ort der Mittheilung an das große Publikum gewählt, und dieses möge uns mit entschuldigen, daß wir diese Bemerkungen hier mittheilen, des Glaubens, daß sie den wenigsten Lesern bekannt sind und der Überzeugung, daß sie von Kennern und Laien gelesen und wiedergelesen zu werden verdienen.

den Gegenstand in sich und in etwas Conventionelles zu verwandeln, sondern sich jedem neuen Gegenstande auf eine neue Weise anzuschmiegen; und diesen Sinn nenne ich im Gegensatze jenes bestimmt romantisch-poetischen, den historisch-poetischen Sinn. Der Engländer hat, wie der Spanier seinen nationalen Grazioso hat, den vaterländischen Clown, der aber nicht, wie im Spanischen, jedem Schauspiele nothwendig ist; im Spanischen ist das Tragische und Komische streng geschieden, und wenn auch oft die Ironie des Dichters über seinen wilden und leidenschaftlichen Scenen schwebt, so sind seine Figuren doch in der Leidenschaft durchaus poetisch und erhaben, dagegen der Engländer selbst dem Fluge der höchsten Leidenschaft gern etwas Seltsames beimischt, das an das Komische gränzt, und seine Ironie oft in den Mittelpunkt des Schmerzes und der Leiden legt, nicht selten die Episode durch eine neue Episode zu stören scheint, und in nicht auffallenden Kleinigkeiten seine Motive verbirgt und andeutet, so daß, wir auch die Baume unsichtbar aus Luft und Erde ihren Wachsthum ziehen, manche Kritiker die Wurzeln des Gedichtes wohl bemerkt, aber oft aus Mangel an Einsicht als unwesentlich und überflüssig getadelt haben. Dieß ist die Ursache, warum Shakspeare zu seiner Zeit und nachher mißverstanden wurde, er, der diesen historischen Sinn seines vaterländischen Drama am tiefsinnigsten und vielseitigsten faßte, dessen wundersame Laune das Sichtbare oft unsichtbar, und das Unsichtbare sichtbar zu machen strebt, der spielend alle Töne der Welt verwirrt, um die Harmonie desto schöner wieder herzustellen. Daher kommt es, daß ein buchstäblicher Nachahmer des Calderon diesem genau seine Zusammensetzung absehen und ein Werk liefern könne, an welchem sich in Hinsicht der Form nichts ausstellen ließe; der buchstäbliche Nachahmer Shakspeares hingegen wird sich an Nebensachen, einzelnen Scenen oder irgend einem bestimmten Schauspiele halten müssen, und er wird nichts weniger als eine shakspear'sche Form zu Stande bringen, weil jedes Werk dieses Dichters eine neue Form darstellt; ein solcher Nachahmer, der den Geist der gemeinsamen Formen erfaßt hätte, würde wohl etwas liefern, das jedem Werke Shakspeares völlig unähnlich sähe.

Hier ist die Stelle, wo der Freund der englischen Bühne mit jenen Gegnern kämpfen muß, die nur Anarchie auf ihr sehen; von hier aus läßt sich entscheiden, warum das Conventionelle des spanischen Theaters ganz etwas Verschiedenes von dem des französischen ist, wie jenes nur entstanden ist, um (wie bei den Griechen auf ähnliche Weise) dem poetischen Enthusiasmus, dem Nationalen, dem Heldenmuthe, der Religion gleichsam festen Boden unterzubauen, und von innen heraus diese Formen mit ewigem Feuer zu durchglühen; da im Gegentheile die Franzosen alles aufgeopfert haben, was das Drama ihrer Nachbarn verherrlicht (ob sie gleich, ohne es einzugestehen, die Form ihrer Tragödie weit mehr von diesen, als von den Griechen entlehnt haben), um in Conventionen, die der Sache fern liegen, ein lebloses Gerippe mit bunten Bändern und tönenden Phrasen aufzuputzen.

Bei den Deutschen hat es von Anbeginne an einer Gelegenheit gemangelt, ein eigenthümliches nationales Theater zu erschaffen und auszubilden. Sind die Schauspieler und ihre Kunst in unsern Tagen vielleicht überschätzt, so waren sie es im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert zu wenig; es gab nur wandernde Truppen, mit wenigen Ausnahmen war das Theater Ergötzung des gemeinen Haufens, und als die Gelehrten sich dieser verstoßenen Kunst annahmen, fingen sie damit an, das wenige Nationale, das sie vorfanden, und aus welchem wahre Dichter ein Volkstheater hätten bilden können, völlig zu zerstören, eine mißverstandene Kritik einzuführen, bevor es noch poetische Werke gab, und die Nachahmung der französischen Bühne als das einzige Heil der Nation zu empfehlen. Seitdem ist auf mannigfaltigen Wegen diesem falschen Bestreben begegnet worden, auf der einen Seite sind Dichter und Kritiker zur Nachahmung und Erläuterung der alten englischen Form zurückgekehrt, auf der andern Seite hat sich, zuerst aus Diderot's Mißverständniß der Bühne, eine Zwittergattung des Drama bei den Deutschen verbreitet, die von allem Sinne für Kunst und Schauspiel entblößt ist, indeß ein zeitiger Beherrscher der Bühne alle Formen ohne Kenntniß und Kritik nachahmt, und als Demagog die Unwissenheit und Anarchie benutzt, um alles, was schlechter Geschmack und Armseligkeit genannt werden kann, auf einige Zeit bei uns einheimisch zu machen. — Die Engländer selbst kamen im achtzehnten Jahrhundert zum Shakspeare wie zu einer Antiquität zurück, und der Ruhm, den dieser große Dichter in seinem Vaterlande wieder genoß, verbreitete sich auch nach Deutschland; wir sehen ihn, nachdem die Nachahmung der Franzosen nur kurze Zeit die Bühne beherrscht hatte, übersetzt, und — einem großen deutschen Dichter nachschwärmend — eine Menge Autoren von ihm entzündet; allenthalben empfindet man diese verwandte Natur, man sucht sich diese Entdeckung anzueignen, der Kritik sind gegen das französische Drama neue Waffen in die Hand gegeben, und natürlich schließt sich an das aufkeimende Verständniß, aus Mangel nationalen Zusammenhanges und echter Dichter, so viel Mißverständniß, daß kein Holberg die parodirenden Carricaturen so grotesk hätte hinstellen können, als wir seitdem eine Menge wirklich ernsthaft gemeinter Schauspiele besitzen, die aus Nachahmung des größten dramatischen Dichters entstanden sind.

Seit Schlegels musterhafter Uebersetzung des Shakspeare scheint nun endlich die Zeit eingetreten zu seyn, in welcher die Ansichten über diesen Dichter sich mehr berichtigen, und es steht zu hoffen, daß durch das Studium dieser Meisterwerke auch der deutsche Genius endlich auf die wahre Art sich begeistern werde, so daß von hier aus eine Schule entsteht, die ein nationales Theater begründet, das, indem es sich dem großen Britten anschließt, eigenthümlich wird, ohne dessen Zufälligkeiten nachzuahmen, oder wieder in leeren Manieren unterzugehn.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro. 48. Sonntag, 13. Juny 1824.

Bathmendi.

(Fortsetzung.)

Seine drei Brüder liefen indessen dem Bathmendi nach. Bekir langte im persischen Lager an; er stellte sich dem Groß-Vezier dar, und bat ihn um eine Anstellung bei demjenigen Theil der Truppen, welcher der Gefahr am meisten ausgesetzt wäre. Seine Gestalt und mehr noch sein guter Wille nahm den Groß-Vezier für ihn ein, und er gab ihm eine Stelle nach seinem Wunsch unter der Reiterei. Bald darauf wurde eine Schlacht geliefert; Bekir that Wunder der Tapferkeit; er rettete seinem General das Leben, und nahm den Anführer der Feinde mit eigener Hand gefangen. Wälder und Berge tönten von Bekir's Lobe wieder; wo er sich sehen ließ, erschallte ein freudiges Hurrah. Wer singen konnte, sang Siegeslieder zu seinem Preise und alles Volk feierte den Ruhm des Helden von Persien! Daß er so Wenigen bekannt und so plötzlich erschienen war, gab seinen Thaten den Reiz des Wunderbaren, und nichts wirkt stärker auf die Menge, die nicht eher zufrieden war, als bis der Groß-Vezier ihren Helden mit allen schimmernden Ehrenzeichen der höheren Anführer geschmückt hatte. — Wenn Bekir jetzt in seiner Pracht vor einem zahlreichen Gefolge durch das Lager ritt, so sah er stets zur Rechten und zur Linken um sich her, hoffend, Bathmendi werde nun erscheinen. Oft harrte er sein bei'm festlichen Gastmahl und wenn er am Abend oder Morgen noch einsam in seinem Zelte saß, blickte er forschend nach jedem Winkel hin. Umsonst, kein Bathmendi ließ sich sehen. Bekir war so glücklich, wie ein Mann, der gegen Sturm, Regen und Gewitter Zuflucht gefunden hat in einem Hause, das in jedem Augenblick mit Einsturz droht. Je mehr der untergebene Krieger ihn liebte und ehrte, weil sein Muth und seine Geschicklichkeit ihm Vertrauen einflößte, desto mehr verachteten ihn die Satrapen, die bei der Erwähnung seiner Verdienste die Nase rümpften, und fragten: aus welchem Hause er sey? — Die Großen und Edlen des Landes glaubten damals, es könne einem Menschen gar nichts helfen, daß er geboren sey, er müsse nothwendig hoch- oder wenigstens hochwohlgeboren seyn; ohne dieses fehle es seinen Verdiensten, Talenten und seiner Tugend an der gehörigen Grundlage. Nach ihrer Meinung war ein Fahnenträger aus einem guten Hause — gesetzt, daß er auch nicht zehn Mann zu stellen und zu führen verstände, und nebenher ein bischen liederlich lebte, denn das gehöre einmal mit zu den Prärogativen — weit höher zu achten, als ein Feldherr, der sich durch nichts in die Höhe geschwungen, als durch ein bischen Verdienst; ein Hofmann, der ein gehöriges Wappen im Petschaft führe, sey ein ganz anderer Mann, als ein Minister, der seine Stelle nur einer elenden Schulfüchserei verdanke rc. Wir sehen daraus, daß die Perser jener Zeit an wahrer Aufklärung der unsrigen weit nachstanden!

Man erzählte sich nun, der Vater Sr. Excellenz, des Herrn Generals Bekir, habe etwas schreiben und rechnen können, in zwanzig bis dreißig Jahren mit gutem Glück geschachert, und dann, wie gewöhnlich, bankerott gemacht. Viele beklagten sich, daß auch sie einige tausend Dariken dabei verloren hätten. Ein Anderer erzählte, daß in seinem väterlichen Hause die Frau Mutter Sr. Exellenz Sklavin gewesen; man habe sie aber um ein Billiges hingegeben, weil man sie zu nichts zu brauchen gewußt habe. Wenn Bekir zugegen war, redete man freilich von alle dem kein Wort; aber man hatte dafür gesorgt, daß ihm hinterbracht wurde, was man in seiner Abwesenheit von ihm sprach. Er sah daher täglich Beleidigungen entgegen, die er zwar würde zu rächen gewußt haben, denen er aber nicht vorbeugen konnte.

Unterdessen hatten die Türken Verstärkung erhalten, und griffen unter einem neuen Anführer, nach ihrer Gewohnheit mit großer Wuth, die Perser gerade an der Stelle an, wo sich Bekir's Division befand. — Das war eine Gelegenheit, nach welcher die Edlen lange getrachtet hatten. Sie wandten zehnmal mehr Geschicklichkeit an, ihren Nebenbuhler vom Feinde schlagen zu lassen, als sie in ihrem ganzen Leben angewendet hatten, selbst nicht geschlagen zu werden. — Bekir kämpfte mit Löwenmuth; allein man gehorchte ihm nicht, man unterstützte ihn nicht. Die persischen Soldaten woll-

ten Widerstand leisten; aber ihre eigenen Offiziere zwangen sie zu einer retrograden Bewegung. Bekir, verlassen und von Wunden bedeckt, fiel in die Hände der Janitscharen. Sobald er halb und halb geheilt war, sandte ihn der Anführer, auf gut türkisch mit Ketten beladen, nach Constantinopel, wo man ihn in einem tiefen Kerker Quartier anwies. „Ach!“ seufzte Bekir, „wohin hat Alzim gedacht? Soll ich hier Bathmendi erwarten?“

Der Krieg dauerte funfzehn Jahr, und Bekir's Auswechselung wurde von den Satrapen stets hintertrieben. Der Schach und der Sultan, erwägend, daß man den verheerten Provinzen wenigstens einige Jahre Ruhe schenken müsse, damit sie wieder angebaut und die Abgaben gehörig bezahlt werden könnten, schlossen einen ewigen Frieden, und dadurch wurde auch der gefangene General frei. Er eilte nach Ispahan, um den Groß-Vezier, seinen Beschützer, aufzusuchen, dem er einst das Leben gerettet hatte. Drei volle Wochen vergingen, ehe er vorgelassen wurde; und als dies endlich geschah, so hatten die funfzehn Jahre, welche er im Kerker geschmachtet, so viel von der Blüthe seiner Schönheit und von seiner Jugendkraft hinweg genagt, daß es keinem Menschen, geschweige denn einem Groß-Vezier, zu verdenken war, wenn er ihn in dieser elenden Gestalt und in einer so abgetragenen Uniform nicht wieder erkannte. Doch nachdem ihm Bekir seinen Namen genannt, und der Groß-Vezier die merkwürdigsten Epochen seines glorreichen Lebens durchgegangen war, geruhte er sich zu erinnern: daß ein gewisser Bekir einst so glücklich gewesen wäre, ihm einen kleinen Dienst zu leisten. „Ja, ja!“ sagte er, „jetzt erinnere ich mich wohl; Sie sind ein braver Mann, ich weiß es; aber was wird der Staat für Sie thun können? der ist verschuldet. Ein langer Krieg und die großen Feste haben die Finanzen zerrüttet. Doch, besuchen Sie mich nur wieder, es wird sich schon etwas finden, ich werde ja sehen!“ — „Ach, gnädigster Herr!“ erwiederte Bekir; „geruhen Ew. Hoheit zu bemerken, daß ich ohne Brod bin; ich wäre schon in den wenigen Wochen, seit denen ich eine Audienz bei höchstdenenselben suche, in meinem Elende umgekommen, wenn nicht ein Soldat von der Garde, ein alter Kriegskamerad von mir, sich meiner erbarmt und seine geringe Löhnung mit mir getheilt hätte.“ — „Hm, hm, was Sie sagen!“ erwiederte der Groß-Vezier, „das ist recht hübsch von dem Soldaten, ja, ja, recht rührend; ich werde es Sr. Majestät erzählen. — Nun, es bleibt bei'm Alten, besuchen Sie mich bald wieder, Sie können sich meiner Gnade versichert halten!“ Und hiermit wandte er ihm den Rücken.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

O zaubervolles Zwillingspaar!
Das mich so sehr entzückte,
Als ich es, wie der Himmel klar,
Bey Röschen jüngst erblickte!

Doch da ich glühend näher kam,
Mich an dem Reiz zu weiden,
Bedeckte schnell, o holde Scham!
Das Ganze jene Beyden.

Seit diesem frohen Augenblick
Laß ich die Letzten tönen,
Und weihe sie, berauscht von Glück,
Der heißgeliebten Schönen.

Auflösung der Charade in Nro. 46.
Buschklepper.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Donnerstag den 8. Juny. Die Hochzeit des Figaro, Oper in 3 Abth., von Mozart. Dem. Bamberger (Cherubin) verleiht allen ihren Darstellungen einen so eigenthümlichen Liebreiz, daß man jede einzelne so lange für ihre vorzüglichste halten möchte, bis man sie in einer andern sieht, und sich dadurch in noch höherem Grade angezogen fühlt. — Susanne: Mad. Hoffmann. — Wenn jeder Mensch, vom kleinsten bis zum größten, im gewöhnlichen Leben gar häufig in den Fall kommt, sich um die Nachsicht seiner Mitmenschen zu bewerben, und wenn derjenige, der ihrer am wenigsten bedarf, oft bescheiden genug ist, am meisten darauf zu rechnen, so darf wohl vor allen der Künstler auf Nachsicht Anspruch machen, welcher auf dornenvoller Bahn wandelt, darin so vielfältige Anforderungen zu berücksichtigen hat, und dessen Aufgabe nicht zu erschöpfen ist. Wer möchte ihm nicht gerne eine Nachsicht, eine Aufmunterung gönnen, wodurch sein Wirken, sein Fortschreiten wesentlich bedingt ist? Darum wird man uns in der Beurtheilung theatralischer Leistungen immer schonend finden, geneigter, selbst unverdientes Lob auszuspenden, als durch verdienten Tadel zu verletzen. Doch fühlen wir keinen Beruf, unsere Schonung auf Fälle auszudehnen, wo fortwährend und hartnäckig, gegen alles bessere Wissen, gegen alle bessere Belehrung, aus Dünkel von der einen oder Schwachheit von der anderen Seite, die Forderungen der Kunst und des Publikums auf eine unverzeihliche Weise verhöhnt werden. — Mad. Hoffmann spielt die Rolle der Susanne. Eben so ist dieselbe im verjährten Besitz der interessantesten Rollen, wie der Zerline, des Blondchen, der Servilia, des Röschen im Faust, des Aennchen im Freischützen, des Pagen im Johann von Paris u. s. w. u. s. w.

Es ist schon vielfältig auf verblümte und unverblümte Weise angedeutet worden, daß Rollen dieser Art, die Gesang erfordern, durchaus für genannte Künstlerin nicht mehr passen; die Wünsche des Publikums sind darüber unzweideutig laut geworden; gleichwohl scheint Mad. Hoffmann ihr vermeintes Recht nicht aufgeben zu wollen, und so geschieht es, daß, besonders in den Mozart'schen Opern, die herrlichsten Gesangstücke entweder ganz weggelassen, oder erbärmlich mißhandelt werden. Glaubt man, mit Mozart'schen Compositionen, so leichtsinnig spielen zu dürfen? Fürchtet man nicht, sich an den Manen des Unsterblichen zu versündigen? — Wir nehmen keinen Anstand, zu behaupten, daß Mad. H. in jeder Oper, wo sie singend auftritt, den Einklang des Ganzen stört. Das Aergste bei der Sache ist, daß es uns keineswegs an einer Sängerin für diese Parthie fehlt, und daß man sie uns verstümmelt aufnöthigt, während das schöne Talent der Dem. Heinefeder, das sie zu erfüllen völlig geeignet ist, beinahe ganz unbenutzt bleibt. Sollte Mad. Hoffmann dieses nicht einsehen? — Man tröstet uns immer mit ihrem Spiele. Wenn das ist, warum wendet sie ihr Talent nicht dem Lustspiel zu? — Den Einwurf, daß es schwer sey, einer Sängerin Rollen, die sie einmal inne hat, wegzunehmen, erwarten wir nicht. Wer möchte uns in die Nothwendigkeit versetzen wollen, zu erinnern, daß das Theater nicht der Schauspieler, sondern des Publikums wegen da ist? — Mad. Brauer spielte als letzte Gastrolle die Gräfin. Es war irthümlich die Parthie der Vitellia neulich als solche bezeichnet. Alle Freunde gefühlvollen Gesangs werden erfreut seyn zu hören, daß diese brave Sängerin nun wieder die unsrige ist.

Montag den 7. Elisabeth, Königin von England, Oper in 2 Abthl. von Rossini. Zweimal standen wir in Erwartung Elisabeth zu hören, an den beiden letzten Donnerstagen, nach den zwei Concerten; heute sollte unsere Erwartung befriedigt werden. Nun hatten wir keine Lust, Kränze zu flechten. Da wir von großer Empfänglichkeit für die schöne Natur sind und das bunte Wogen und Treiben glücklicher Menschen einen unwiderstehlichen Reiz für uns hat, so zogen wir vor, das dunkle dumpfige Haus der Musen mit einem Frühlingsspaziergang zu vertauschen, wie ihn Göthe in seinem allgestaltigen Faust beschreibt:

Kehre dich um, von diesen Höhen,
Nach der Stadt zurück zu sehen.
Aus dem hohlen finsteren Thor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor ꝛc. ꝛc.
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle an's Licht gebracht.
Sieh nur, sieh! wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt,
Wie der Fluß in Breit' und Länge
So manchen lustigen Nachen bewegt,
Und, bis zum Sinken überladen
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfes Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's seyn.

Ist es wohl dem armen, überall angefeindeten Theaterrecensenten zu verargen, daß er auch einmal Mensch unter Menschen seyn will, wenn er hoffen darf, unerkannt zu bleiben *). Ist es ihm nicht zu verzeihen, daß er an einem Feiertag, wo alles ausfliegt, bei schönem Wetter, das er so oft entbehrt, auch einmal einen Feiertag halten will; ihm, der sich ohnedieß, wie Erfahrene behaupten wollen, viel Arbeit, Noth und Sorgen vergebens macht. Möge man doch ja sein Loos nicht für beneidenswerth halten. Niemand glaubt, wie viel Qualen ein gewissenhafter Theaterrecensent ausstehen muß, von dem Augenblick an, wo er noch spät am Theater-Abend, die Sünden der Götter jenseits des uralten Vorhangs in seine Chronik einzutragen hat. Niemand sieht ihm die vielen schlaflosen Nächte an, Niemand den Kummer, der wie ein Wurm an seiner Größe nagt. Gar oft möchte er, wenn er einem wackeren Künstler unter Zittern und Zagen den Text gelesen hat, zu ihm hintreten mit freundlicher Miene und ihn anreden mit sanfter Stimme: „Bester, ich habe Sie beleidigt, ich habe Sie am heiligen Sonntag aufs Sträflichste gereizt. Wahrhaftig, es war mein Wille nicht, ich bin Ihr unbedingter, Ihr grenzenloser Verehrer, aber, gestehen Sie selbst, Theuerster, haben Sie an jenem Abend nicht höchst miserabel gespielt?" Aber wie dann erst, wenn man eine Dame gekränkt hat? An solche Qualen einer ehrlichen Recensentenseele denkt gar keiner der geschätzten Leser. Sie glauben wohl, die Kritik schreibe sich, wie sie sich liest. Bewahre, Verehrteste, haben Sie die Güte, einmal einen Versuch zu machen, gewiß werden Sie inskünftige nachsichtiger gegen den Recensenten werden. Vielleicht fänden Sie auf dieser Bahn noch weit mehr Stoff zur Klage und zur Satyre, aber wenn Sie nur einen Monat recensirt hätten, würden Sie einsehen, daß man viele Dinge, die auf der bretternen Welt da oben vorgehen, gar nicht an die große Glocke hängen darf und sehr oft warten muß, um es Jemanden zu-

*) Warum ist man so indiskret, den Recensenten persönlich kennen zu wollen, wenn er sich aus Bescheidenheit, gewiß nicht aus Bosheit, hinter seine Wahrheiten versteckt, die doch um keinen Gran leichter oder schwerer werden, wenn er sich nennt. Aber es gibt Leute, denen man keine Schrift, kein kleines Gedicht lesen darf, sie müssen erst wissen, von wem es ist? Sie fühlen sich unglücklich, sind selbst nicht im Stand ein Urtheil zu fällen, wenn sie den Verfasser nicht kennen. Nennt man ihn, so heißt's: „Der Neuling!" oder: „Von dem! ist auch was Rechtes!" oder: „Von dem Berühmten, dessen Name in allen Taschenkalendern vorkommt!" dann wirds gleich abgeschrieben oder auswendig gelernt, und wenn auch vor lauter Poesie und Tiefe dem Sinn gar nicht beizukommen ist. Ist das nicht ein Jammer? Liebe Leute, die dieses trifft, ihr könnt die Kritik schier gänzlich entbehren, wenn ihr selbst Kritiker werden wollt. Folgt nur eurem natürlichen Gefühl. Gewiß, ich täusche mich nicht. Sollte der offene Sinn für das Schöne Vielen unter den Söhnen und Töchtern Frankfurts fehlen, die sich durch sinnige Eigenschaften und treffliche Tugenden so sehr auszeichnen? — Aber an Sie, Verehrteste aus dem Geschlecht, welches den Namen des schönen auch in der Kunst behauptet, da es die Flamme der Begeisterung schützt und nährt, an Sie wende ich mich als an meine Schutzgottinnen, schirmen Sie den armen Recensenten in seiner unschuldigen Unbekanntheit, wenn Sie es bestätigt finden, daß er dem Schönen gerne huldigt und ritterlich keine Klinge scheut!

mal für zehnmal zu geben. Sie würden oft wünschen, den fehlenden Künstlern unsichtbar zuflüstern zu dürfen: „Lassen Sie das fatale Wesen, sonst zwingen Sie mich Lärm zu schlagen!" Auch muß man oftmals lieber ein Aug' zudrücken, damit ein wildes Genie da oben nicht sagt: „Siehe, du infamer Kerl, nun thue ichs grade nicht, ich will dich ärgern, daß du schwarz wirst!" — Ist das wohl christlich? Sind diese und hundert ähnliche Rücksichten nicht um je eher je lieber aus dem heiligen Nicolaus-Pelz herauszufahren, wenn man es nicht für Pflicht hielte, so lang als möglich drin zu bleiben, um den Künstlern das Vergnügen ein bischen sauer zu machen, und damit sie nicht, wenn die Messe vorbei ist, gar zu bequem spielen. Gewiß, was man auch über die unerbittliche Strenge der Iris-Kritiker sagen mag, sie muß der Iris zur Ehre und dem hiesigen Theater zum Vortheil gereichen und auch wir freuen uns in aller Bescheidenheit, dazu unser Scherflein beizutragen. Die Iris ist gewiß nicht wenig schuld daran, daß das Publikum (wir meynen nicht das in der Wolfsschlucht) immer die Goldwage in der Hand hat und sich weder von der Direktion, noch von den Schauspielern ein X für ein U machen lassen will. Wir meynen, daß das hiesige Publikum (nicht das in der Wolfsschlucht) gar nicht das schlimmste sey, ohne ihm deßwegen den Hof machen zu wollen. Wir meynen auch, und zwar aus Erfahrung, da wir die meisten guten Theater von Deutschland kennen, daß auf dem hiesigen Theater wegen dieser Strenge auch besser gespielt wird, als an den meisten Orten, wenn wir gleich das Ensemble hier nicht besonders loben können. Lassen wir die Künstler immerhin ein wenig über den Ernst unsrer Kritik klagen. So artig wollen wir nie werden, wie die in Mannheim, Wien, Berlin ꝛc. Laßt uns immer die lieben Leidenden ein bischen angreifen und Recepte repetiren; wir dürfen schon auf kräftige Naturen rechnen. Gehen ein Paar Schwächlinge zu Grunde, so wird dafür ein gesunder Stamm erhalten, der unser Stolz werden kann. Ein Künstler, der nur Lob verträgt, ist kein wahrer Künstler. Im Gegentheil gibt der Schauspieler die meiste Hoffnung, welchem ein verständiger Tadel lieber ist, als triviale Lobhudeley und die ewigen, schier erstickenden Weihrauch-Dünste.

Donnerstag den 10. Hedwig, die Banditenbraut, Drama in 3 Abthl. von Th. Körner. Hierauf: Ein Divertissement von Hrn. Macco. Statt dem angekündigten Lustspiel Maske für Maske, wurde obiges Drama aufgeführt, worin Herr Wegener als Rudolph auftrat. Wenn wir bei geringeren Anforderungen stehen bleiben wollen, müssen wir vor Allem wiederholt dringend wünschen, daß Hr. Wegener deutlich spreche und nicht viele Worte verschlucke, sich auch eines unangenehmen Nasentons (z. B. ich trank den Grausen) zu entwöhnen suche. Herr Wegener weiß die Mittel seiner Kunst noch sehr wenig zu handhaben. Grimm wird sogleich Schrei, die Kraft meistens zu früh ausgespielt, und der Mimik, wo sie nicht unbeholfen ist, fehlt Bedeutsamkeit. Wenn man Hrn. Wegener mit dem Ausspruch des Malers Conti in Lessings Emilia Galotti entschuldigen will: „Auf dem langen Wege aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel, wie viel geht da verloren!" so darf man doch den bescheidnen Wunsch hegen, daß nicht zu viel verloren gehe; — Was hatte denn Hr. Wegener da für schöne Epauletts? Will sie ihm der Graf erlauben, so haben wir nichts dawider, nur geben wir ihm den freundschaftlichen Rath, nicht damit auf die Jagd zu gehn, sonst wird er weder Hasen noch Rehe schießen. — Dem. Urspruch (Hedwig) weiß keinen Mittelton zu treffen, entweder schmachtend oder wild und wüthend. Wer traute es ihrer Silberstimme zu, daß sie sich furienähnlich im 2n Akt Rudolph ergeben werde, in der Scene, wo Rudolph den Rittmeister zu ihren Füßen überrascht. Was war das für ein Schrei: „Rudolph, ich bin dein Weib!" Gott bewahre, das war um selbst einen Banditen aus der Fassung zu bringen. Von dem Schrei stand schon vor vier Jahren in der Iris (Nro. 29, vom 16. Juli 1820). — Das Spiel des Hrn. Rottmayer war heute wieder unbewacht. So spielte er den Rittmeister voriges Jahr. Die Perioden wurden wieder in Stückchen zerbrochen wie eine irrdene Pfeife und die Worte mitunter ausgegeben, als wäre Stück für Stück einen Ducaten werth. Wozu die Schönrednerei? Nach dem Federico vermutheten wir keinen solchen Rückfall. — Wie schlau hat man heute die Frankfurter dahin gebracht, sich nach den schönen Feiertagen auch im Theater zu divertiren. Wird man die List noch einmal versuchen? Warum nicht? Nächstens werden wir auf dem Zettel lesen: „Zuletzt: ein Divertissement, arrangirt von Peter Squenz dem Zimmermann", und wenn dann recht viele Sechsbätzner, Zwölfer, Sechser und Groschen hereingeströmt sind, geht der Vorhang auf und es erscheint — die Ansicht der Zeil, mit dem abgerissenen Haus des Beckers Kitz und einem neuen Kunstladen verschönert. — Wenn Hr. Macco nicht Blei an den Füßen hätte, so würden wir ihn einen Tänzer nennen; als Tanzmeister mag er recht geschickt seyn. Wir rathen ihm, das Publikum lieber einmal mit den italiänischen Masken aus der Oper Axur zu divertiren.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 15. Juny. Die Rosen des Herrn von Malesherbes; Hierauf: Die deutschen Kleinstädter, Lustsp. in 4 Abthl.

Mittwoch den 16. Maske für Maske, Lustsp. in 3 Abthl. von Jünger; Hierauf: Der neugierige Wirth, Divertissement in 1 Akt, von Kindern ausgeführt.

Donnerstag den 17. Die Zauberflöte, Oper in 2 Abth.

Samstag den 19. Der Spieler, Schsp. in 5 Abth. (Wallenfeld: Hr. Heuser.)

Sonntag den 20. Euryanthe, Oper in 3 Abthl.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 49. Donnerstag, 17. Juny 1824.

Bathmendi.

(Fortsetzung.)

Bekir, der bei seinem Hungermahle eine Veränderung seiner Lage nicht so gelassen abwarten konnte, wie der Groß-Vezier bei seiner vollen Tafel, erschien am folgenden Tage wieder, erhielt aber keinen Zutritt. Voller Wuth verließ er den Pallast und die Stadt, mit dem festen Vorsatz, sie nimmer wieder zu betreten. — Entkräftet sank er im Schatten eines Baumes, am Ufer des Senderhout, nieder. Indem er hier sein herbes Schicksal erwog, und die Zukunft, welche ohne alle Hoffnung vor ihm lag, da gab er mit seinem Glück auch sein Leben auf, und erhob sich, um demselben durch einen Sprung in den Strom ein schnelles Ende zu geben. In dem Augenblick fühlte er sich ergriffen von der Hand eines Bettlers, der ihn zurück hielt und ausrief: „Ach, mein Bruder! Bekir, mein Bruder!" — Bekir blickte ihn an und erkannte Mesrou.

Gewiß kein Mensch wird ohne freudige Rührung bleiben, wenn er, nach einer jahrelangen Trennung, einen Bruder wieder findet; aber ein Unglücklicher, der, ohne Freund, ohne Schutz, ja sogar ohne Hoffnung, im Begriff steht, seinem elenden Daseyn ein Ende zu machen, der glaubt bei einer solchen Erscheinung einen Engel vom Himmel zu erblicken. Sie hingen sprachlos Einer an des Andern Brust und mischten ihre Thränen. Nach dem ersten Erguß der Zärtlichkeit betrachteten sie einander mit Blicken, die eben so viel Erstaunen als Bekümmerniß andeuteten. „Du also auch unglücklich?" rief Bekir. — „Dies ist der erste frohe Augenblick, seitdem wir uns nicht gesehen haben!" sagte Mesrou. — Nach diesen Worten umarmten sie sich von Neuem, setzten sich dann unter einen Baum und Mesrou begann seine Geschichte zu erzählen.

„Du erinnerst Dich wohl" — so sagte Mesrou — „des Tages, da wir vor Alzim's Throne erschienen. Ich kann nicht zweifeln, daß dieser Greis, bei aller äußeren Ehrwürdigkeit, uns dennoch betrogen hat; es ist wahr, Vieles an ihm kündigte ein höheres Wesen an; aber — es ist Niemand gut, als der höchste Herrscher über alle Dinge. Alzim hatte mir gesagt, daß ich jenen Bathmendi, nach welchem wir trachten, am Hofe finden würde. Ich ging deshalb nach Ispahan. Ich machte Bekanntschaft mit einer jungen Sklavin, deren Gebieterin die Geliebte des ersten Sekretairs des Groß-Veziers war. Diese Sklavin liebte mich; sie machte mich mit ihrer Gebieterin bekannt, deren Beifall ich erhielt, weil ich jünger und vortheilhafter gestaltet war, als der Sekretair des Ministers; bald räumte sie mir, unter der Firma eines jüngeren Bruders, eine Wohnung bei sich ein; endlich wurde der liebe Bruder dem Groß-Vezier vorgestellt, und einige Tage nachher erhielt ich eine Anstellung im Schlosse. — Von jetzt an hatte ich nichts weiter zu thun, als mich gehen zu lassen, ohne jedoch des Weges zu vergessen, auf dem ich bis hieher gelangt war. Ich wich nicht von diesem Wege, und weil die Sultanin Mutter alt und häßlich war, aber Alles vermochte, so unterließ ich nicht, ihr fleißig meine Aufwartung zu machen. Sie zeichnete mich aus, und beehrte mich bald mit einer eben so innigen Freundschaft, als die Geliebte des Sekretairs und ihre Sklavin mir geschenkt hatten. Von der Zeit an regnete es Ehrenstellen und Reichthümer auf mich herab. Der Sophi mußte mir, weil sie es wollte, alles Gold des Schatzes und alle hohen Aemter des Staats geben. Der Monarch bewies mir viele Zuneigung und mochte gern mit mir plaudern, weil ich ihm geschickt zu schmeicheln wußte, und wenn er mich um Rath fragte, ihm allemal zu demjenigen rieth, was er gern thun wollte. Dies war freilich das Mittel, ihn dahin zu leiten, daß er Alles thun mußte, was ich wollte. Es gelang mir völlig; und so war ich, ehe drei Jahre vergingen, erster Minister, Günstling des Monarchen und seiner Mutter, konnte Vezire ein- und absetzen und Alles durch mein Ansehen entscheiden; jeden Morgen fanden sich die Großen des Reichs ein, welche mich bei dem Erwachen begrüßten, um ein huldreiches Lächeln von mir zu empfangen."

„Bei aller dieser Macht und Herrlichkeit fehlte mir nichts, als Bathmendi. Wo mag er doch bleiben? dachte ich oft bei mir selbst. Aber er erschien

nicht. Dieser Gedanke, verbunden mit dem fürchterlichen Zwange, worin ich lebte, vergiftete alle meine Genüsse. Je mehr die Sultanin alterte, desto gnädiger wurde sie gegen mich, aber meine Dankbarkeit mir auch immer beschwerlicher. Ihre Huld und Gnade wurde mir zur Marter: es gab Stürme, üble Laune, Vorwürfe von Undankbarkeit; darauf folgten Thränen, endlich Liebkosungen, welche hundert Mal schlimmer waren als ihr Zorn. Ueberdies umgaben mich Hunderte von langweiligen Schmeichlern und Tausende von Auflaurern und mächtigen Feinden. Bei jeder Gnadenbezeugung, die ich ertheilte, dankte mir kaum ein einzelner Mund, Hunderte fluchten mir. Die Generale, welche ich ernannt hatte, wurden geschlagen, und ich mußte die Schuld tragen. Das Gute, was der Sultan that, gehörte ihm allein; aber jeder üble Erfolg kam einzig auf meine Rechnung. Das Volk und der Hof verabscheute mich; unzählige Flugschriften lästerten mich; der Sultan grollte oft mit mir; seine Mutter forderte stets zu viel — und Bathmendi blieb entfernt."

„Mitten unter diesem unruhigen Drängen und Treiben machte eine junge Schöne aus Mingrelien das Maß meines Unglücks voll, indem sie dem Sultan eine heiße Leidenschaft einflößte. Der ganze Hof richtete seine Augen auf diese glänzende Erscheinung und hoffte, daß die Geliebte den Minister stürzen würde. Ich aber trat zur Partei der Mingrelierin und schmeichelte der Leidenschaft des Fürsten, auf diese Weise dem heftigen Stoße vorbeugend, der meinem Glücke drohte. Aber der Sultan kam endlich auf den Gedanken, sich mit seiner Geliebten zu vermählen, und fragte mich darüber um Rath. Ich suchte freilich einige Ausflüchte, um eine bestimmte Antwort zu vermeiden. Allein die Sultanin Mutter, welche unstreitig bei der Vermählung ihres Sohnes den bisherigen Einfluß zu verlieren fürchtete, sagte mir klar heraus: wenn ich die Sache nicht verhinderte, würde sie mich an demselben Tage, wo die Vermählung vor sich ginge, ermorden lassen. Eine Stunde nachher beehrte mich die Mingrelierin mit ihrem Besuch, und schwur mir: wenn ich die Sache nicht so beschleunigte, daß sie morgen zu Stande käme, würde sie mich übermorgen ganz unfehlbar erdrosseln lassen. Meine Lage war etwas schwierig; ich hatte zu wählen unter Dolch, Strick und Flucht. Ich habe, wie Du siehst, mich für das letzte entschieden. Verkleidet, wie ich hier bin, habe ich mich, mit einigen Diamanten in der Tasche, aus dem Schlosse geschlichen; und so werden wir in einem Winkel von Indostan leben können, fern von der alten Sultanin, von der jungen Mingrelierin und vom ganzen Hof."

Hierauf erzählte auch Bekir seine Begebenheiten, und Beide waren in dem Punkt ganz einig, daß sie wohl besser gethan haben würden, wenn sie nicht in der Welt herum gestreift, sondern hübsch zu Hause geblieben wären. Sie beschlossen, sich jetzt wieder nach Kusistan zu wenden, wo sie Mesrou's Diamanten zur Grundlage eines neuen Glücks machen wollten. Vielleicht, meinte Mesrou, finden wir unsern Bruder Tai auch so herunter gekommen, und wenn wir ihm wieder aufhelfen können, so sprießen doch auch daraus einige Freuden für uns hervor. — So wanderten sie nun in ihrer unscheinbaren Hülle mehrere Tage fort, ohne daß ihnen etwas Merkwürdiges begegnete.

Auf ihrem Wege durch Farsistan kamen sie gegen Abend in ein Dorf, wo sie die Nacht über zu bleiben gedachten. Mitten im Dorfe sahen sie sich plötzlich von der lieben Schuljugend umgeben, welche ganz munter von einem Spaziergange heim kehrte, während ihr Schulmeister — in den Ueberresten einer einstmals gut gewesenen Kleidung, mit gesenktem Haupte, und, wie es schien, in schwermüthigen Gedanken vertieft — ihr folgte. Sie betrachteten ihn genauer, und: „Sadder, unser Bruder Sadder!" riefen Beide zugleich aus und eilten hin, ihn zu umarmen. „Wie?" sagte Bekir, „belohnt man so das Genie und große Talente?" — „Wie Du siehst, ja; ungefähr eben so, wie man die Tapferkeit belohnt!" erwiederte Sadder, indem er einen leichten Blick auf die schäbige Außenseite Sr. Excellenz warf; — „doch die Philosophie findet darin reichen Stoff zum Nachdenken, und das gewährt schon einigen Trost." — Hierauf ließ er die Kinder zu ihren Eltern gehen, nahm seine Brüder mit in seine Hütte, wo er selbst ein wenig Reis zu ihrer Abendmahlzeit bereitete, und ihnen, nachdem er ihre Geschichte erfahren, die seinige mittheilte.

(Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

In den vereinigten Staaten von Nordamerika leben ohngefähr 10,000 Aerzte und mehr als 6000 Advocaten. Man zählt daselbst 9000 Tempel, Kirchen und Capellen und ohngefähr 5000 Geistliche. 4400 Patente auf Erfindungen oder Verbesserungen wurden ertheilt; 1000 Zeitschriften (Zeitungen u. dgl. inbegriffen) erscheinen daselbst, und mehr als 100 Dampfschiffe befahren regelmäßig die Ströme, Seen und Küsten. Im Allgemeinen segeln die Schiffe der Nordamerikaner um $^1/_3$ schneller, als die der Engländer. Die Zahl der Aerzte, welche dort die Ansteckung des gelben Fiebers leugnen, verhält sich zu der, welche die Ansteckung annehmen, wie 567 zu 28. — Es gibt daselbst zwanzig Orte, die Fairfield, zehn, die Lafayette

(ungerechnet noch zwei, die Fayetteville), sechs, die Frankfurt, acht, die Lancaster, neunzehn, die Monroe, zwei und vierzig, die Franklin, und fünf und funfzig, die Washington heißen. Welche Verwirrung wird das nun einst geben, wenn alle diese Orte, deren einige jetzt noch sehr unbedeutend sind, erst mehr bevölkert seyn und dadurch eine ausgebreitete Correspondenz mit fernen Ländern, vielleicht Erdtheilen, haben werden! Wir bedauern im Voraus die armen, ohnehin in der Regel sehr geplagten Postofficianten, denen dann sicher, aller Nebenbezeichnungen zum Trotz, die 42 Franklins und 55 Washingtons manche heillose Confusion in ihren Registern anrichten werden.

Es giebt nichts Seltsameres, als die bei den verschiedenen Völkern und Volksstämmen üblichen Begrüßungsarten. Die Bewohner der Philippinischen Inseln ergreifen die Hand oder den Fuß der zu grüßenden Person und reiben damit sanft ihr Gesicht ein. Die Lappländer bringen ihre Nase mit derjenigen der zu grüßenden Person in heftige Berührung. In Ethiopien herrscht gar die Sitte, sich zum Zeichen der Ehrerbietung oder Demuth völlig zu entkleiden. Wenn die Bewohner von Carmena jemanden besondere Ehre erweisen wollten, öffneten sie sich eine Ader und boten das fließende Blut dem Freunde zum Getränk dar. In China werden die bei jeder besonderen Gelegenheit zu machenden Bücklinge und Komplimente, die Ceremonien, welche der Hauswirth vor dem für den Besuchenden bestimmten Sessel zu verrichten hat, (der Hauswirth verneigt sich nämlich vor demselben, und reinigt ihn mit den Rockschößen vom Staube,) das stumme Geberdenspiel, wodurch man den Fremden in das Haus nöthigt, und noch viele andere Gebräuche durch ein eigenes Gericht festgesetzt, von welchem tagtäglich allerlei seltsame Entscheidungen ausgehen, denen sich die Chinesen mit religiöser Ergebung unterwerfen. Gesandte bringen vierzig Tage damit zu, sich mit diesen Kleinlichkeiten vertraut zu machen, bevor sie fähig sind, bei Hofe zu erscheinen.

Bei Gelegenheit des Bruchs zwischen Rußland und der Pforte im Jahr 1769, erfolgte der feierliche Auszug des Großveziers mit der Fahne Muhameds am 27sten März. Bei einer solchen Gelegenheit war es, — und ist es vielleicht noch jetzt — Tod für jeden Christen, sich auf den Straßen sehen zu lassen, oder nur aus einer Thür oder einem Fenster zu sehen. Auch war deswegen eine öffentliche Warnung ergangen. Die Neugier zweier Damen, der Gemahlin und Tochter des Herrn Broguard, Gesandten des Wiener Hofes, war gleichwohl zu stark, als daß sie solche hätten unterdrücken können. Sie stellten, man sagt mit Erlaubniß des Großsultans, sich an ein Fenster, wo sie der Procession zusahen, wurden aber bald von dem türkischen Pöbel bemerkt, welcher in der größten Wuth das Haus des Gesandten anfiel. Zum Glück war das Haus fest, und mit vielen Bedienten versehen, die gleich ihre Waffen bereit hatten, und einen muthigen Widerstand thaten. Es erfolgte eine fürchterliche Schlägerei, worin mehrere hundert Menschen um das Leben kamen. Da aber der Pöbel doch endlich in das Haus drang, fand er die Gemahlin des Ministers, brachte sie in den Hof herab, und machte Anstalt sie zu erdrosseln, als ein Haufe Janitscharen ankam, der ihr das Leben rettete, und den erbitterten Pöbel zerstreute. Der Großvezier entschuldigte diese Wuth bei dem Minister so gut er konnte, und versprach alle mögliche Genugthuung. Einige Stunden nachher überschickte er dem Gesandten ein kostbares Geschenk von Juwelen für seine Gemahlin, und einen Sack, worin man die Köpfe der drei vornehmsten Rädelsführer des Tumults fand.

Wie soll man in Frankfurt Theaterkritiken schreiben?

Theaterkritiken, wie die hiesigen, welche sich hauptsächlich über die Darstellungen verbreiten sollen, können sehr leicht langweilig werden, sowohl für das Publikum, als auch für die Schauspieler, wenn sie nicht zuweilen durch Scherz und Satyre gewürzt sind; langweilig für unser Publikum, weil dieses ernste und lehrhafte Erörterungen scheut, langweilig für die Schauspieler, weil diese oft in Versuchung kommen, mit leisen und milden Bitten es nicht so genau zu nehmen. Darum hat sich die Iris zum Grundsatz genommen, ihren gewissenhaften Tadel zuweilen scherzhaft und satyrisch einzukleiden, um mit angenehmer Unterhaltung eindringlichere Belehrung zu verbinden, ohne persönlich zu verletzen. Die Satyre soll im Grunde mehr nachhelfen, wo man milde und ernste Belehrung nicht verstehen will; daher können sich vor ihr die Schauspieler am besten selber schützen. Nur gereizte Eitelkeit wird geneigt seyn, jedem unschuldigen Scherz gleich eine boshafte Deutung unterzulegen, gegen welche sich die Kritik der Iris, weder Gehässigkeiten noch Personen kennend, ernsthaft verwahren muß. — Dieselbe wird sich zugleich immer einer gehörigen Kürze des Tadels befleißigen, welche mit der Deutlichkeit bestehen kann. Anerkannten Mangel an Talent und Einsicht oder Eigensinn wird sie immer aufs bestimmteste kurz zu bezeichnen suchen, um dem Besseren nicht den Platz zu nehmen. Lange Erörterungen vertragen sich ohnehin mit dem Raum dieser Blätter nicht, und können nur in seltenen Fällen als Ausnahmen statt finden. Damit man der Kritik der Iris nicht planloses Gerede oder sträfliches Spiel mit der Kunst und den Künstlern zum Vorwurf mache, stehe hier ein Auszug aus Hoffmanns Theaterdirector, worin das Ideal eines Kritikers, wie wir ihn brauchen, aufgestellt ist, das sich die Iris stets zum Muster nehmen will. Man zeige es an, wo die Kritik von dem darin beschriebenen Weg abweicht und wir werden es dankbar erkennen. Hoffmanns Theaterdirector erzählt folgendes:

„Ich wurde zum Director einer bedeutenden Bühne berufen. Ungefähr nach zwei Monaten erschien in dem öffentlichen Blatt, das an dem Ort cursirte, eine Beurtheilung dessen, was ich mit meiner Gesellschaft geleistet. Ich erstaunte über die scharfe durchgreifende Charakteristik meiner Schauspieler, über die tiefe Kenntniß mit der der Verfasser jeden würdigte, jeden an seinen Platz stellte. Schonungslos wurde jeder, auch der kleinste Verstoß gerügt, unverhohlen mir jede Vernachlässigung vorgehalten, mir gesagt, daß es vorzüglich, was die geschickte Einrichtung des Repertoirs betreffe, mir an aller Einsicht mangle u. s. w. — Ich fühlte mich schmerzlich verwundet, aber gewitzigt durch das, was mir früher begegnet *), überwand ich dies Gefühl mit aller Kraft des Gemüths und mußte, kühler geworden, dem scharfen Beurtheiler meiner Anstalt auch in der geringsten Kleinigkeit Recht geben. In jeder Woche erschien nun eine Kritik meiner Darstellungen. Dem Verdienst wurde das gehörige Lob gespendet aber in kurzen nachdrücklichen, recht an's Herz dringenden Worten, nie in emphatischen Declamationen; das Schlechte dagegen gezüchtigt, mit beißendem schlagendem Spott, sobald es nicht bloß im Mangel des Talents, sondern in frechem Uebermuth des Pseudo-Künstlers lag. Der Kritiker schrieb so geistreich, er traf immer den Nagel so auf den Kopf, er zeigte so viel tiefe Kenntniß des innersten Theaterwesens, er war dabei so schlagend witzig, daß es gar nicht fehlen konnte, er mußte das Publikum auf's Höchste interessiren, ja ganz für sich gewinnen. Manches Blatt wurde doppelt aufgelegt; so wie sich nur irgend wichtiges auf der Bühne ereignete. Funken warf es dann in's Publikum, die überall lustig loderten und sprühten. Aber mit jenen Kritiken stieg auch das wahre Interesse für meine Bühne selbst in eben dem Grade, als sie sich dadurch, daß ich und meine Schauspieler in steter reger Wachsamkeit erhalten wurden, mehr und mehr vervollkommnete. Jeder Schauspieler, auch der verständigste, tobt und schmählt, wenn er nur im mindesten getadelt wird, sey es auch mit dem vollsten Recht. Aber nur der übermüthige Thor wird, ist er kühler geworden, sich nicht ergriffen fühlen von der Wahrheit, die überall siegt. So mußten die besseren meiner Schauspieler den schonungslosen Kritiker hochachten, gegen freche Egoisten gab mir der Ehrenmann aber eine tüchtige Waffe in die Hand. Die Furcht an den moralischen Pranger zur Schau ausgestellt zu werden, wirkte kräftiger als alle Vorstellungen — Bitten — Ermahnungen. Weder mir noch meinen Schauspielern, die sich deshalb alle nur ersinnliche Mühe gaben, gelang es, dem unbekannten Kritiker auf die Spur zu kommen. Er blieb ein dunkles Geheimniß und war und blieb daher auch für meine Bühne ein gespenstiger Wauwau, der mich und meine Schauspieler in steter Furcht und Angst erhielt. So muß es aber auch seyn. Der, der es unternimmt, Theaterkritiken zu schreiben, darf mit dem Theater selbst auch nicht in der leisesten Berührung stehen, oder wenigstens Gewalt genug über sich haben, demungeachtet sein Urtheil frei zu erhalten und Mittel in Händen haben, seine Person ganz zu verhüllen."

Hofmann's Theaterdirector, Berlin 1819, S. 214–216.

*) „Ich rastete nicht, bis ich den furchtbaren Theatercensor des Städtchens durch freundliche Worte, durch Freibillets verlockt hatte, sich mir ganz zu ergeben. Nun wurde gelobt und gelobt was nicht zu loben war, und bei jeder Aufführung eines neuen Stücks hatte die weise, die mit tiefer Kenntniß begabte, die dem höchsten Kunstgenuß alle Kraft und Thätigkeit opfernde Direction auf's neue ihr rastloses Streben nach der höchsten Vervollkommnung der Bühne bewiesen ꝛc. — Die Wackern, Verständigen wandten mir mit Verachtung den Rücken. Meine Schauspieler ruhten auf den Lorbeeren die ihnen in so reichlicher Fülle, wie gemeines Stroh, gestreut wurden und arteten aus in Uebermuth und Nachlässigkeit ꝛc."

Concert-Anzeige.

Der Unterzeichnete ladet hiermit ein geneigtes Publikum höflichst zu einem großen Vocal- und Instrumental-Concert ein, welches derselbe mit seiner Schülerin, Demois. Clara Siebert, morgen, Freitag den 18. dieses, im Saal des Weidenbusches zu geben die Ehre haben wird. Dasselbe wird aus folgenden Musikstücken bestehen:

Erste Abth. 1) Ouvertüre v. Mozart. 2) Sopran-Arie und Rondo v. Rossini. 3) Scene und Baß-Arie v. Paer. 4) Concertino für Clarinett. 5) Romanze: die Sehnsucht. 6) Scene und Duett für Sopran und Baß v. Paer.

Zweite Abth. 1) Introduction nebst Scene und Sopran-Arie mit Violin-Solo, von Generali. 2) Scene und Baß-Arie v. Rossini. 3) Vocal-Terzett für 2 Tenore und Baß. 4) Variationen für Sopran, von Danzi, über ein Thema aus dem Freischütz. 5) Romanze, die schöne Zauberin. 6) Vocal-Quartett für 2 Tenore und 2 Bässe, v. Strauß. Zum Schluß: Es thut's halt nimmermehr ꝛc., ein Wiener Volkslied aus der Oper: die Fee aus Frankreich.

Die Gesang-Parthien werden von Dlle. Siebert, den Herren Größer, Linker, Hassel und Siebert vorgetragen. — Das Nähere besagt der Anschlag-Zettel.

Franz Siebert,
Kön. Sächs. Hofkapell- und Kammersänger, von Dresden.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 50. Sonntag, 20. Juny 1824.

Schwer ist es, großer Geist, dich zu verstehn —
Denn deine Laute sind Jahrhunderte,
Und eine Weltgeschichte jedes Wort.
Und doch, was ist der Mensch, wenn er nicht ringt
Nach dem Verständniß deiner hohen Rede?
Wenn er im Augenblicke, den er lebt,
Befangen bleibt? —

Raupach.

Bathmendi.

(Fortsetzung.)

„Der ehrwürdige Alzim", so begann Sadder, „den ich trotz seines hohen Alters und seiner tiefgefurchten Wangen doch in Verdacht habe, daß er sein Spiel mit den armen Sterblichen treibt, und sich an ihren fehlgeschlagenen Wünschen und Hoffnungen ergötzt, gab mir den Rath, nach Agra zu gehen; dort sollte ich unter den schönen Frauen und geistreichen Verehrern des Apollo jenen Bathmendi suchen, der vielleicht nirgends zu finden ist! — Ich ging nach Agra, und um nicht ganz mit leeren Händen zu erscheinen, schrieb ich ein Buch nach dem Geschmack des Zeitalters. Daß Belletristen und Belletristinnen Alles wissen müssen und wissen wollen, war mir wohl bekannt; ich merkte aber auch eben so wohl, daß sie bei ihren ungeheuern Geschäften weder Zeit noch Lust behalten, dicke Bücher zu lesen. Ich entwarf also einen vollständigen Cursus aller Wissenschaften, und beschränkte mein Werk auf ein Büchlein von vier Bogen in Sedez, in welchem die Theologie, die Rechtsgelehrtheit, die Heilkunde, die Philosophie, die Aesthetik, die philosophische Moral, die Naturlehre, alle mathematischen Wissenschaften, die Künste, die Geschichte und Chronologie, die Geographie und Wappenkunde, so ausführlich abgehandelt waren, als es der Raum eben zuließ. Damit hatte ich die Vorsicht gebraucht, jedes Kapitel und die darin enthaltene Wissenschaft in ein niedliches Geschichtchen einzukleiden. Das Buch wurde gedruckt, und obgleich einige vornehme Damen es hier und da ein wenig zu gedehnt finden wollten, so erhielt es doch allgemeinen Beifall und erlebte in kurzer Zeit sechs Auflagen. Mein Buch kam in die Mode, und ich zugleich mit; man zog mich in alle Gesellschaften, wo man durch Wissenschaft und Verstand glänzen wollte. Alle Buchhändler überhäuften mich mit Anträgen. Ich schrieb einige Romane, einige Schauspiele, einen Musen-Almanach, eine Geschichte des mongolischen Reichs und ein kritisches Journal. — Es war Alles vortrefflich, was ich schrieb! Ich erhielt so viele Besuche und mußte so viele geben, daß meine täglichen Arbeitsstunden sehr abgekürzt wurden; allein ich ersetzte diesen Verlust durch die Schnelligkeit meiner Finger. — Endlich empfing ich ein Billet von der Favorit-Sultanin, das ich zwar, weil es sehr schlecht und fehlerhaft geschrieben war, nur mit Mühe heraus buchstabiren konnte; aber für diese Mühe fand ich mich reichlich genug belohnt, da mir das Billet viel Schönes, obgleich in sehr schlechtem Mongolisch, sagte, und mich überdies einlud, an den Hof zu kommen. Muth gefaßt! rief ich aus, Alzim hat mir die Wahrheit gesagt; ich bedarf, um mich zu erhalten, keiner Ränke; ich werde gefallen, das ist genug. Bathmendi ist gewiß nicht weit!"

„Bei Hofe wurde ich sehr gnädig aufgenommen. Die Sultanin erklärte sich laut für meine Beschützerin, trug mir Gedichte auf, stellte mich dem Groß-Mogul vor, ertheilte mir Pension und gab mir wohl tausend mal die Versicherung einer unveränderlichen Gnade. Ich weihte ihr dagegen aus Dankbarkeit mein ganzes Leben, und schrieb ihr zu Ehren ein Lobgedicht, in welchem ihre Augen mächtiger strahlten als die liebe Sonne, ihre Zähne mit Elfenbein und Perlen, ihr Mund mit den Korallen wetteiferten — Lilien und Rosen waren auch nirgends gespart, wie man denken kann. Diese feinen und zarten Lobsprüche machten ihre Gunst zu einem mir unverlierbaren Gute."

„In dieser Lage erwartete ich nun täglich, Bathmendi erscheinen zu sehen, da erzürnte sich meine Gönnerin mit dem Groß-Vezier, weil er ihr die Statthalterschaft einer Provinz abgeschlagen hatte, welche sie für den Sohn ihres Kochs verlangte. Und doch war dieser Koch, wie Jedermann wußte, ein Meister in seiner Kunst, der durch seine Werke sowohl seine Gebieterin als ihre Gäste täglich zwei Mal erfreute. Die Favoritin verlangte in ihrer Wuth vom Kaiser die Verbannung des Ministers; allein Se. Majestät konnte den Minister

brauchen und schlug diese Kleinigkeit ab. — Es wurde jetzt eine ordentliche Verschwörung gemacht, um den Minister zu stürzen. Ich war von den Verschwörern und sollte eine giftige Satyre auf den Minister schreiben und im Publikum ausbreiten. Die Satyre war bald geschrieben, weil es an überreichlichen Stoff nicht mangelte. Sie war mir ohne viele Mühe gelungen, und wurde, wie es nicht fehlen konnte, mit Begierde gelesen."

„Der Minister erfuhr bald, wer der Verfasser derselben sey. Er besuchte die Dame, brachte ihr die Ausfertigung über die Stadthalterschaft, welche er früher abgeschlagen hatte, und eine kleine Anweisung von 100,000 Dukaten auf den Schatz. Er bat sich dafür weiter nichts aus, als den persischen Dichter in ein Loch werfen zu dürfen, wo ihn Sonne und Mond nicht wieder bescheinen sollten. Das ist eine Kleinigkeit! erwiederte die Schöne — welche bei der Aussicht auf hundert schwere, mit Goldstücken gefüllte Beutel, der poetischen Perlen und Korallen, der Rosen und Lilien und ihrer theuern Zusage sich nicht mehr erinnerte — ich schätze mich glücklich, etwas thün zu können, das Ew. Excellenz Vergnügen macht. Ich werde den unverschämten Witzbold, der es gegen mein ausdrückliches Verbot gewagt hat, Ew. Excellenz zu beleidigen, sogleich holen lassen und ihn ihren Händen übergeben; Sie mögen ihm den Kitzel vertreiben. — Glücklicher Weise hatte ein Sklave, dem ich einmal eine Gefälligkeit erwiesen, diese Unterredung mit angehört; er brachte mir davon Nachricht, und ich gewann kaum so viel Zeit, um zu entfliehen."

„Ich durchwanderte jetzt ganz Indostan, und lebte vom Ertrag meiner Werke. So lange ich noch reich war, boten mir die Buchhändler mehr Honorar, als ich verlangte, und Alles, was ich schrieb, war vortreflich; jetzt, da ich des Honorars bedurfte, wurde es so gering, daß ich meine Bedürfnisse davon kaum bestreiten konnte, und an meinen besten Gedanken fand man etwas auszusetzen. Ich wurde es müde, mein Licht vor der ganzen Welt leuchten zu lassen, und habe meinen Wirkungskreis auf die Kinder dieser Landleute beschränkt, welche ich in den ersten Anfangsgründen unterrichte. So bin ich denn nun hier Schulmeister geworden, und habe bei meinem schwarzen Brod die Hoffnung aufgegeben, Bathmendi bei mir anlangen zu sehen."

„Wenn ich Dir rathen soll", sagte Mesrou, „so hängst du die ganze Schulmeisterei an den Nagel, und gehst mit uns nach Kusistan. Der kleine Rest meiner vorigen Reichthümer reicht hin, uns Alle vor Mangel zu schützen und wird uns sogar einige Annehmlichkeiten des Lebens verschaffen." — Es ward nicht schwer, den Philosophen zu überreden, und so verließen sie nach einer kurzen Rast, noch vor Tages Anbruch, das Dorf, und setzten gemeinschaftlich ihren Weg fort.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Fröhlich ruft von weiten
Muntrer Hörner Schall!
Horch! von allen Seiten
Tönt der Wiederhall.
Süße Liebeslieder
Flattern in der Luft;
Glöckenton hernieder
Senket sich zur Gruft.
Harmonien-Fülle
Wogt in der Natur!
Durch die zarte Hülle
Meines E r s t e n nur
Kann der Töne Schweben
Lust und Schmerz mir weih'n:
Und dieß äußre Leben
Innerlich mich freu'n.
Doch im Z w e y t e n reichet
Treue Zärtlichkeit
Dir das Liebeszeichen
Einer Ewigkeit.
Auch in seinem Kreise
Schaurig ausgemalt,
Ruft die Zauberweise
Manche Truggestalt.
Doch als G a n z e s schwanket
Es am E r s t e n nur
Seinen Wechsel danket
Es der Mode Spur.
Selbst der Otaheiten
Weibliches Geschlecht
Gab zu allen Zeiten
Ihm Toiletten-Recht.

Auflösung der Charade in Nro. 48.

A u g e n l i e d e r.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 12. Juny. Jessonda, große Oper in 3 Abthl. Musik von Spohr. Bei Gelegenheit der jüngsten Aufführung dieser Oper ist in Beziehung auf Euryanthe und Jessonda in diesen Blättern bemerkt worden, Weber habe mehr für den Verstand, Spohr mehr für das Gefühl gearbeitet. Man darf nur zu den Grundbegriffen zurückkehren, um sich zu überzeugen, wie glänzend das Verdienst Spohrs mit diesen kurzen Worten hervorgehoben und zugleich angedeutet wird, wie jeder Componist, der von einem anderen Gesichtspunkt ausgeht, als er, das Wesen der Tonkunst geradezu aufhebt. Wie man aber auch über Spohr in Verbindung mit gleichzeitigen deutschen Tonsetzern denke, immer wird man zugeben müssen, daß er der größere Aesthetiker ist, d. h. daß er sich die Grenzlinie des Schönen

enger gezogen. Schon dadurch scheint er uns klassischer zu seyn, als alle seine Zeitgenossen, daß ihm nicht der Zweck die Mittel heiligt, — wenn er wirklich mit den anderen einen gemeinsamen Zweck hätte. Was Spohr leistet — ob mehr oder minder als die anderen, wie kann hierüber noch Meinungsverschiedenheit herrschen? — dazu bietet er weniger Mittel auf, als Spontini und Weber. Die Spohr'schen Opern haben nur die Eigenheit mit anderen neueren gemein, daß sie mehrmaliger Anhörung bedürfen, um verstanden zu werden. Nur in den Eindrücken, welche dieses spätere Verständniß hervorbringt, weichen sie von den anderen ab. — — Die Versuchung, welche der kriegerische Inhalt Jessondens und die darin vorkommenden großen Chöre darbieten, würde vielleicht für manchen Anderen unwiderstehlich gewesen seyn, aber Spohrs Musik, wiewohl reich und kräftig instrumentirt, überschreitet nie die Grenze des Schönen, artet nie in betäubenden Lärm aus. Was uns in Jessonda am meisten überraschte, war die Harmonienfülle, die darin herrscht, die neuen oder gewählten Akkorde und Bindungen, die darin vorkommen, die Vielstimmigkeit der Begleitungen, welche sich darin mit der höchsten Klarheit und Faßlichkeit vereinigt. Die Anhörung des Ensemble genügt hier kaum: man muß durchaus die Oper näher kennen und prüfen, um bewundernd inne zu werden, wie sich die widerstrebendsten Töne, die ungleichartigsten Melodien zu anscheinenden Dissonanzen zusammen finden, um sich in die reinste, innigste, vollkommenste Harmonie aufzulösen. Die Begleitung hat das Eigene, daß sie, ächt klassisch, vom Gesang gesondert, beinahe immer ein abgeschlossenes, für sich bestehendes Ganze ausmacht. Wenn man jedoch auf diese Weise vermittelst der Partitur oder des Klavierauszugs sich mit der Oper zu befreunden gesucht hat, so wird gleichwohl jedes einzelne Tonstück, im Ensemble gehört, durch die höchst originelle Instrumentirung immer neu erscheinen. Wie die sanfte Schwermuth, welche in der Oper vorherrscht, der Gemüthsstimmung des Tonsetzers vorzugsweise zu entsprechen scheint, so wird ihr rührender Ausdruck in den oft wiederkehrenden Molltonarten gleichgestimmte Herzen stets erquickend berühren.

Die einzelnen Gesangstücke durchzugehen, wäre selbst dann, wenn der Raum es gestattete, überflüssig, da das vaterländische Kunstwerk beinahe in allen deutschen Zeitschriften, in den besseren selbstthätig, in den schlechteren abschriftlich und auszugsweise, bereits genügend analysirt und gewürdigt worden ist, und uns daher in Bezug auf die Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Stückes wenig Neues zu sagen übrig bliebe. Wir beschränken uns also darauf, unsere Ueberzeugung auszusprechen, daß wie Faust, so auch Jessonda mit der Länge der Zeit einen immer größeren Kreis von Verehrern gewinnen wird.

Was endlich die Aufführung betrifft, so ist daran nur die fehlerhafte Besetzung der beiden Sopranpartien, welche besonders in dem schönen Duett „Laß für den, den ich geliebet" schmerzlich sichtbar ist, zu rügen. Diese beiden wichtigen Parthieen hätten, wenn es gegolten hätte, sie geflissentlich zu verunstalten, nicht ungünstiger vertheilt werden können. Der Gesang der Dem. Schulz (Jessonda) war äußerst schwach und unbefriedigend, und der Dem. Rotthammer (Amazili) versagt nun einmal bei der größten Anstrengung jene Innigkeit des Ausdrucks, welche Spohr'scher Musik so eigen ist. Warum aber, wenn die Frage erlaubt ist, singt nicht Mad. Brauer oder Dem. Bamberger die Jessonda, und Dem. Bamberger oder Dem. Schulz die Amazili?

Als vor dem Finale des ersten Akts die Bajaderen noch hinter der Scene den nahenden Todesboten verkünden, sagt Jessonda zu ihrer Schwester:

„Nach altem Brauch wird er erscheinen
Wild tanzen Bajaderen vor ihm her"

Aber sie hatte sich getäuscht: die Bajaderen gingen, anstatt zu tanzen, und ihre Bewegungen trugen keine Spur von Wildheit. — Höchst ausgezeichnet in Spiel und Gesang war Hr. Rieser als Naderi; mahlerisch ausdrucksvoll war sein Gesang bei der Stelle, wo er die Frauen gewahrt:

„Ja, das ist Frauenschöne
Die nie gesehne!"

mitleiderregend da, wo er sich seiner Pflichten erinnert und ausruft:

„Ich Bramin! — weh, meine Pflicht!
Fühlen, lieben darf ich nicht!"

Daß das Publikum die einzelnen Gesangstücke nicht lebhafter beklatscht hat, läßt sich aus den fortlaufenden Recitativen erklären, die man nicht wollte untergehen lassen; daß es sich aber auch außerdem gar nicht dazu anschickte, den anwesenden Tonsetzer durch Geräusch auf seine Weise zu ehren, ist bei seiner sonstigen Erregbarkeit zu verwundern.

Sonntag den 13. **Das Leben ein Traum**, dramatisches Gedicht in 5 Abth. von Calderon, bearbeitet von West. Ein Hr. Heuser eröffnete seine Gastspiele als Roderich. Ein so wüstes Traumleben wie von diesem jungen Mann ist uns doch in praxi noch nicht vorgekommen. Ein Gemisch von Rohheit und Unnatur, das in einem unsinnigen Strom daher floß. Als Hr. Roderich gleichwohl gerufen wurde — bald wird es eine Auszeichnung nicht gerufen zu werden — gefiel er uns. Er war augenscheinlich verwundert über das Publikum; über das oben, daß es rief, über das unten, daß es schwieg!

Dienstag den 15. **Die Rosen des Herrn von Malesherbes**, ländl. Gemälde in 1 Akt von Kotzebue. Hierauf: **Die deutschen Kleinstädter**, Lustsp. in 4 Abth. von Kotzebue. Das kleine Vorspiel wurde mit Lust und Liebe gegeben. Die Leistungen des Hrn. Otto (Malesherbes) und des Hrn. Rottmayer (Peter) sind vortheilhaft bekannt. Dem. Scholz, welche in Abwesenheit der Dem. Lindner (dermalen auf weiteren Urlaub in Berlin) die Susette spielte, zeigte schöne Fortschritte im naiven Fach. Das Trotzen gelang ihr, die heitere Freude gleichfalls, aber die Betrübniß war noch nicht recht komisch, streifte ein klein Wenig an's Weinerliche. Hier ist ihr Vorbild, Dem. Lindner, ganz trefflich. Wenn man meint, die Bauerndirn sey fertig und weine, flugs geht ein frisches Donnerwetter los, oder es ist auf einmal der heiterste Himmel, ganz die trügerische Mädchennatur, welche in der kecken bäuerischen Zeichnung doppelt komisch wird. In dem Contrast des schnellen Ueberspringens liegt wohl ein Hauptreiz der naiven Charaktere, und darin ist Dem. Lindner ohne Zweifel Meisterin. Man kann wahrhaft von ihr sagen: sie hat Lachen und Weinen in Einem Sack. — Die deutschen Kleinstädter wollten heute keinen rechten Eindruck machen. Das Lustspiel scheint uns noch weniger veraltet, als die Lust der Spielenden erkaltet.

Mittwoch den 16. (Neu einstudiert) **Maske für Maske**, Lustsp. in 3 Aufz. nach Marivaux von Jünger. Hierauf: **Der neugierige Wirth, oder die unvermuthete Zusammenkunft**, Divertissement in 1 Akt, von Herrn Macco. „Marivaux (sagt Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie) hat fast ein halbes Jahrhundert für die Theater in Paris gearbeitet; sein erstes Stück ist vom Jahr 1712, und sein Tod erfolgte 1763, in einem Alter von zwei und siebzig Jahren. Die Zahl seiner Lustspiele beläuft sich auf einige dreißig, wovon mehr als zwei Drittheile den Harlekin haben, weil er sie für die italienische Bühne verfertigte. Seine Stücke, so reich sie auch an mannigfaltigen Charakteren und Verwicklungen sind, sehen sich einander doch sehr ähnlich. In allen der nämliche schimmernde und öfters allzugesuchte Witz; in allen die nämliche metaphysische Zergliederung der Leidenschaften, in allen die nämliche, blumenreiche, neologische Sprache. Seine Plane sind nur von einem sehr geringen Umfange; aber, als ein wahrer Kallipides seiner Kunst, weiß er den engen Bezirk derselben mit einer Menge so kleiner, und doch so merklich abgesetzter Schritte zu durchlaufen, daß wir am Ende einen noch so weiten Weg mit ihm zurückgelegt zu haben glauben.“ Dieses schätzbare allgemeine Urtheil leidet wenig Anwendung auf das gegenwärtige Lustspiel, wie es sich in der Bearbeitung Jüngers bietet. Wir haben uns Glück zu wünschen und der Direction Dank zu sagen, daß sie dieses echt komische Lustspiel wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen hat. Warum sollte man nicht gern zu diesen guten alten Stücken zurückkehren, da sie doch die Originale der meisten neueren theils so erbärmlichen Erfindungen sind. Wer wollte lieber aus dem schmutzigen Mühlbach, der schon einige halbverfaulte Räder umgetrieben hat, als aus seiner rein und freundlich sprudelnden Quelle trinken? Wir haben uns heute Abend an dem fröhligen Quellwasser satt getrunken und laden alle nach echter Komik Dürstende zu einem Gleichen ein. Die Mitspielenden waren von heiterer Laune erfüllt und wenn auch nicht alle fehlerfrei spielten, so war doch das Bestreben sichtbar, dem Gegenstande Genüge zu leisten. Auszeichnen können wir nur die beiden männlichen Hauptrollen, Hrn. von Silburg von Hrn. Rottmayer und Johann von Hrn. Düpre, sie stellten ihre Rollen mit vieler Wahrheit dar; weniger die ihnen gegenüberstehenden Darstellerinnen, Dem. Urspruch als Antonie und Mad. Hoffmann als das Kammermädchen Sophie. Beide begingen den Fehler, ihren angenommenen Stand zu natürlich zu spielen und Dem. Urspruch übertrug sogar den Soubrettenton gegen das Ende in den Fräuleinstand. Dagegen gelangen Letzterer mehrere Stellen recht gut, z. B. die verschämte: „da dürfen Sie mich nicht zum Zweitenmal fragen“, auch die Verlegenheit, als der Kammerdiener ihr zu Füßen lag. Was die niedrig-komischen Rollen des Bedienten und des Kammermädchen insbesondere betrifft, so geben diese der Beobachtungs- und Erfindungsgabe der Schauspieler so reichen Stoff, daß sie zu wahren Meisterrollen erhoben werden können. Wir machen es den Besitzern beider Rollen daher ganz besonders zum Anliegen, ihren Scharfsinn auf das individuellste Leben der Bedientenclasse zu verwenden. Dialog und Redensarten sind für diese Scenen nicht besser zu wünschen, als sie Jünger gibt. Hr. Düpre gab, indem er sich auf den Stuhl setzte, einen recht guten Anfang mit origineller Behandlung seiner Rolle. — Das Divertissement von den lieblichen Zwergen machte das neuliche Divertissement mit dem alten Zwerg wieder gut und wir loben gern die geschickte Einrichtung und die große Geduld des Hrn. Macco mit den kleinen Wesen. Man konnte sich mit dem Scherz wohl divertiren und wer die vollendeten Kinderballette verschiedner Hauptstädte noch nicht kennt, wird das Haus befriedigt verlassen haben. Ueberraschend war der Anblick des ganz kleinen nur einige Spannen langen Geschöpfchens, das sein Solo trotz den großen Kindern tanzte und gutes Muths, wie es kam, davon hüpfte.

Donnerstag den 17. Euryanthe, Oper in 3 Abth. von Helm. v. Chezy, Musik von C. M. v. Weber. Mad. Devrient von Dresden, Tochter der berühmten Schauspielerin Schröder, begann heute ihre Gastdarstellungen mit der Parthie der Euryanthe. Wie es heißt ist die Oper besonders in Bezug auf ihre Individualität gedichtet worden, und sie gewann auch wirklich durch diese Künstlerin ein sehr erhöhetes Interesse. Ihr Gesang befriedigte ungemein. Eine sehr angenehme, eben so klangreiche als biegsame Stimme, voller Gefühl und Zartheit. Ihr Piano ist reizend, ihr Forte mächtig und ergreifend. Eine echte deutsche Stimme, der es vergönnt worden ist, sich frei in natürlicher Schönheit zu entfalten. Da Euryanthe die Seele des Ganzen ist, so wirkte das höchst lebendige und gefühlvolle Spiel der Künstlerin, dem wir nur einige Milderung in den Gesten gewünscht hätten, höchst belebend auf die ganze Oper. Mögen sich unsre verdienten Sängerinnen, ingleichen auch Sänger, von dieser lebendigen, künstlerischen Action zur Nacheiferung ergriffen fühlen. Hier wurde es recht sichtbar, wie bedeutend gutes Spiel auf Gelingen der Oper wirkt. Den inneren Vorzügen der Künstlerin entsprach das sehr vortheilhafte Aeußere und das geschmackvolle, zeitgemäße Costüme. Man verweilte mit Lust auf der reichbegabten Gestalt und glaubte die zarte, innige Euryanthe in ihrem Liebesglück und in den Qualen ihres Elendes selber zu erblicken. Das ausgezeichnete Verdienst des Gastes wurde durch einstimmiges Hervorrufen geehrt. Die Aufführung im Uebrigen war in allen Theilen gelungen zu nennen.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 22. Juni. **Maske für Maske**, Lustsp. Hierauf: **Ein Divertissement.**

Mittwoch den 23. (Zum Vortheil der Mad. **Devrient**): **Don Juan**, Oper. (Donna Anna: Mad. **Devrient**.)

Donnerstag den 24. **Der Spieler**, Schsp. (Wallenfeld: Hr. **Heußer**.)

Samstag den 26. **Der Wollmarkt**, Lustsp. Hierauf: **Der kleine Matrose**, Oper.

Sonntag den 27. Letzte Gastrolle der Mad. **Devrient**. (Noch unbestimmt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 51. Donnerstag, 24. Juny 1824.

Bathmendi.

(Fortsetzung und Schluß.)

Sie waren endlich dem Ziel ihrer Reise ganz nahe, in einer Stunde konnten sie schon in Tai's Hause seyn. Bisher hatten ihnen immer die schönsten Entwürfe und Bilder einer angenehmen Zukunft den Weg gekürzt; allein in dieser Nähe fühlten sie sich beklommen. — „Werden wir unsern Bruder finden? sagte Mesrou. „Und wenn wir ihn finden, ach, in welchem Zustande ist er vielleicht! Als wir ihn verließen, behielt er nur wenig Geld; auch er wird den Bathmendi nicht gefunden haben!" — „Ueber den Bathmendi", sprach Sadder, „habe ich lange nachgedacht. Ich bin schon oft der Meinung gewesen, Bathmendi möchte ein Wesen seyn, dem es an objectiver Realität fehle." — „Was heißt das?" riefen Bekir und Mesrou zugleich. — „Das heißt", fuhr Sadder fort, „eine bloße Idee, ein Hirngespinnst; und meine neuesten Erfahrungen bestätigen mir dieses vollkommen. Bekir hat Bathmendi nicht gefunden, als er die Hälfte der persischen Armee commandirte; Mesrou nicht, als er Günstling des großen Königs war; ich nicht, als mir Ehre und Reichthümer von allen Seiten zuströmten. Allein tausend Erfahrungen machen die Welt nicht klüger, sie läuft noch immer dem Bathmendi nach, weil das Laufen nun einmal ihr Lieblingsgeschäft ist und Hirngespinnste den meisten Reiz für sie haben."

In diesem Augenblick fiel ein Trupp Räuber aus dem Waldgebirg, das den Weg bekränzte, hervor. Es war armes Gesindel, das Alles gebrauchen konnte; deshalb nahmen sie den armen Wanderern ihre dürftige Kleidung, welches in zwei Minuten geschehen war; darauf wünschte ihnen der Hauptmann eine glückliche Reise, und ließ sie, so nackt wie sie Gott erschaffen hatte, auf der Landstraße stehen. — „Ach, meine eingenähten Diamanten!" jammerte Mesrou. — „Hätten mir die Spitzbuben nur nicht zuerst mein Schwerdt entrissen!" rief Bekir. — „Der Räuber-Capitän mag wohl der eigentliche Bathmendi seyn!" sagte Sadder, dessen satyrische Ader am leichtesten floß, wenn die Noth am größten war, und das Messer so recht an der Kehle stand.

Guter Rath ist niemals theuer, wenn es nur eine einzige Sache gibt, die man thun kann. Diese war, so schnell als möglich nach Tai's Hause zu eilen, denn die anbrechende Nacht fächelte sie schon mit mehr als milder Kühlung an. Endlich erreichten sie das Haus, und der Anblick desselben entlockte ihnen Thränen; aber es schien ihnen größer und fester zu seyn und weitläuftige Gebäude umgaben es. Sie standen vor der Thür und wagten es nicht, an zu klopfen. Es kann unmöglich Tai's Haus seyn, meynten sie, und alle ihre Besorgnisse stellten sich ihnen auf's Neue in der furchtbarsten Gestalt dar.

Während sie noch berathschlagten, wälzte Bekir einen großen Stein unter das Fenster, stieg hinauf und sah durch eine Spalte des Ladens seinen Bruder Tai, wie er an einem großen runden Tische saß, umgeben von seinen siebenzehn Kindern, welche schäkerten, lachten und aßen. Zu seiner Rechten saß seine Gattin Amine, eben beschäftigt, ihrem jüngsten Kinde seine Portion zu zerschneiden; zur Linken befand sich ein Greis von sehr sanfter Miene, der eben eingeschenkt hatte und dem Hausvater mit holder Freundlichkeit den Labebecher darreichte. Bekir sprang herab, umarmte seine Brüder und klopfte aus allen Kräften an die Thür. Ein Sklave öffnete sie und ihm entfuhr vor Schreck ein lauter Schrei, da er drei nackende Menschen erblickte. Tai eilte herbei, Alle warfen sich ihm an den Hals und begrüßten ihn mit Freudenthränen als Bruder. Im ersten Augenblicke wußte Tai nicht, was er sagen sollte, aber bald erkannte er die Brüder, nannte sie bei Namen und drückte sie an sein Herz. Alle Kinder liefen herbei, auch Amine, aber sie entfernte sich schnell mit ihren Töchtern, da sie die Brüder in diesem paradiesischen Costüm erblickte. Der Greis war der Einzige, der ruhig bei der Tafel sitzen blieb.

Hierauf ließ ihnen Tai Kleider geben und machte sie dann mit seiner ganzen Familie bekannt. „Ach!" rief Bekir gerührt aus, „Dein glückliches Loos tröstet uns über Alles, was wir haben erdulden müssen. Von dem Augenblick unserer Trennung an hat unser Leben in einer einzigen Kette von Unglücksfällen bestanden, ohne daß wir jenen Bathmendi erblicken konnten, dem wir doch stets so eifrig nachliefen." — „Ich glaube es wohl!" rief der kleine Greis aus, der noch immer bei Tische saß — „daß Ihr mich nicht gesehen habt; ich bin ja nicht

von hinnen gewichen!" — „Wie?" rief Sadder erstaunt aus, „Du wärest wirklich —" — „Ja, ja, wirklich Bathmendi!" erwiederte dieser. „Es ist natürlich, daß Ihr mich nicht kennt, da Ihr mich in Eurem Leben nie gesehen habt; aber fragt nur Tai und Aminen, und alle Kinder, die kennen mich Alle recht gut. Seit funfzehn Jahren wohne ich hier, und bin hier wie zu Hause. Nur ein einziges Mal habe ich mich auf eine kurze Zeit entfernt, damals, als Aminens Vater starb; aber ich kehrte bald zurück, und bin willens, immer hier zu bleiben. Es hängt jetzt nur von Euch ab, Ihr Herren Abentheurer, mit mir näher bekannt zu werden, und wenn es Euch beliebt, soll es mir angenehm seyn; wo nicht, so werde ich mich darüber auch zu trösten wissen. Ich beschwere Niemand, sitze ruhig in meinem Winkel, hasse den Lärm und meide allen Hader und alles Disputiren."

Die drei Brüder konnten sich an dem freundlichen Greise nicht satt sehen, und wollten ihn umarmen. — „Sachte, sachte!" rief er, „ich bin gar kein Freund von heftigen Bewegungen, und wenn man mich ein bischen hart anfaßt, so bin ich weg. Und dann muß man sich doch auch erst kennen und lieben lernen, ehe man sich Liebkosungen erweist. Wenn wir recht gute Freunde werden sollen, so bekümmert Euch ja nicht zu viel um mich; ich liebe die Freiheit mehr als Complimente, und alles Sanfte und Gemäßigte ist mein Element." — „Aber," sagte jetzt Sadder, „hat uns nicht Alzim recht boshaft betrogen, als er uns einen so falschen Weg anwies, Dich zu finden?" — „Darüber," antwortete Bathmendi, „soll Euch Aufschluß werden, sobald Ihr ihn fassen könnt." — Nach diesen Worten erhob er sich, und begab sich, nachdem er die Kinder geherzt, Tai und Aminen freundlich zugelächelt hatte, in das Schlafgemach.

Auch die Brüder begaben sich, erquickt von einem stärkenden Mahl, zur Ruhe. Am folgenden Morgen zeigte ihnen Tai seine Felder, seine Gärten und Wiesen, sein Anspann, seine zahlreichen Heerden, und machte ihnen bemerklich, wie sein ganzes Glück aus den Arbeiten und der Sorge für seinen Hausstand hervor ginge. — Bekir begann noch an diesem Tage zu pflügen, und er war auch der Erste, der sich Bathmendi's Freundschaft erwarb. Mesron wurde aus einem ersten Minister der Oberhirt des Guts. Sadder brachte das Getraide, die Wolle, die Butter und alles Verkäufliche zu Markte, zog durch freundliches Gespräch die Kunden an, und machte sich dadurch eben so nützlich wie die Uebrigen: auch führte er Buch und Rechnung über die ganze Wirthschaft, die jetzt immer weitläufiger wurde: denn Tai kaufte noch mehr Land hinzu, und der Viehstand vermehrte sich unter Mesron's Aufsicht so ansehnlich, daß Tai bald jedem seiner Brüder ein Eigenthum anweisen und ein eigenes Haus bauen konnte. Sobald dieses geschehen war, suchte und fand Jeder noch eine Gattin, die ihn durch Liebe beglückte; bald sahen sie liebliche Kinder um sich her, und erkannten nun auch einen Zweck des leicht vorüber schwebenden Lebenstraumes.

Einst, als sie Alle beisammen saßen, Bathmendi mitten unter ihnen, wiederholte Sadder seine einst gethane Frage: ob Alzim sie nicht getäuscht habe? — „Bei Euren Leidenschaften und Thorheiten," erwiederte der freundliche Greis, „war Euch das Heiligthum des wahren Glücks und der Zufriedenheit verschlossen. Das Thor desselben öffnet sich nur dem Weisen; aber die Weisheit kann man selten wohlfeiler einkaufen, als durch sehr bittere Erfahrungen. Euch ist sie um diesen Preis geworden, und sind es nicht eben jene Erfahrungen, die jetzt Euer Glück erhöhen?" — „Das ist freilich wahr," erwiederte Sadder; „allein es scheint mir nach meinen Erfahrungen, daß nicht Alle in der Schule des Schicksals auslernen, oder erst so spät zur Weisheit gelangen, daß ihnen keine Zeit mehr übrig bleibt, die Früchte zu genießen." — „Das mag wohl seyn!" lautete die Antwort; „aber des Lebens höchster Zweck ist nicht, genießen, sondern lernen; und Jeder geht bei seinem Abschiede vom irdischen Leben aus einem Gottesreiche in ein anderes, wo er höher steigen und höhere Genüsse erringen kann."

Liedes Freyheit.

Frey wie des Adlers glänzendes Gefieder,
Erhebe sich im Aether der Gesang,
Und ungehindert, wie des Sturmes Gang,
Ergieße sich der Strom der Lieder.

Denn in der Freyheit nur gedeiht das Schöne,
Nur fessellos ergreift es das Gemüth;
Wie uns das Reich des Lenzes frey umblüht,
Umblüh' uns auch das Reich der Töne.

Das Leben deckt der Psyche Himmelsschwingen,
Wie Dämmerung der Morgenröthe Licht,
Bis Poesie den dunkeln Kreis durchbricht,
Den Geist der Fessel zu entringen.

So führt Alceste aus des Orcus Klüften
Heracles zu der Sonne warmen Glanz,
Und neu ergrünt der Liebe schöner Kranz,
Und Leben steiget aus den Grüften.

Doch frey nur konnte er zur Freyheit führen,
Und ungebunden wie der Göttersohn
Bewege sich der helle Liedes Ton,
Die Zeit zu heben und zu zieren.

Schnabel.

Kirchen-Verordnung eines Markgrafen von Schwedt

aus dem 17ten Jahrhundert.

(diplomatisch treu).

Nachdem durch eine übele Gewohnheit, theils Leuthe zu Schwedt, wan Sie in die Kirche kommen, Anstadt daß Sie daselbst Singen, Bethen undt das heylige Wortt Gottes anhören sollen, Sich dem Schlaffe soforth ergeben, danebst auch högst Ergerlich das mancher seine Hunde mit in die Kirche laufen lesset; dahero dan nettig gefunden, zu Abhelffung Dessen allen einen gewissen Kirchenwecker und Hundeausjager anzunehmen und zu bestellen, Worzu Sich der N. N. (David Schulze) gebrauchen zu lassen angegeben: Alß ist demnach gemeltet N. N. zum auffwecker und Hundeausjager bei der Kirchen in Schwedt auff ein Jahr von dato anzurechnen, Ordentlich angenommen Undt bestellet, Undt zwar der Gestalt und also, daß derselbe Sobalt Sich der Gottesdienst daselbst anfähet, Er sich soforth in der Kirchen einzufinden sein soll, Uemb die Schlaffenden Leuthe, es sey Unterm gebeth Singen Oder Predigt mit aller Behutsamkeit undt ohne Beschimpffung derselben, damit nicht ein Gelächter undt Aergernüs daraus entstehe, auffzuwecken, welches dan mit Anklopfung an die Bänke mit einem Stock geschehen kan, Undt zwar da der Schlafende sitzet Oder in der Gegend desselben, damit nicht zugleich ein Wachender und Unschuldiger mitbeschämet werde. Was die Hunde, welche in die Kirche kommen, betrifft, So müssen selbe, Sobalt Sie in die Kirche kommen, mit der Peitzschen ausgejaget, und davon nichts verabsäumet werden, wohinkegen demselben vor solche Bemühung Eine freye Zelle im Hospitahl, alle drey Jahr einen Schwarzen Tüchenen Rock aus der Cämmerey, und alle Quartahl Achtzehn Groschen aus der Kirchen zur Belohnung gereichet werden sollen, Im übrigen wen er sein Ambt mit fleiß verrichten wird, So soll Er nach Befinden ferner beibehalten, Undt Ihm gebührender Schutz geleistet werden. Sign. Wildenbruch, den 4. August 1695.

Ursprung des deutschen Michel's.

Die Benennung deutscher Michel wird wohl noch immer bei uns gehört, aber nur wenige wissen vielleicht, wer der Mann war, der zuerst mit diesem Beinamen beehrt wurde. Dieser war Johann Michael Obertraut, ein wackerer General-Lieutenant im Dienste des Königs von Dänemark. Dieser kam den spanischen und kaiserlichen Völkern gar oft derb über den Nacken und jene pflegten dann immer zu sagen, wenn sie ihren erlittenen Verlust beklagten oder von ihrem Schaden sprachen: das haben wir dem deutschen Michel zu danken. Wer hat's gethan? war die Frage, wenn damals etwas Kühnes geschehen war, und die Antwort war gewöhnlich: der deutsche Michel hat's gethan.

Theater-Correspondenz.

Paris.

Wenn ich, Ihren Wünschen entsprechend, es unternehme, Sie mit den vornehmsten Neuigkeiten der hiesigen Bühnen von Zeit zu Zeit bekannt zu machen, so muß ich dabei wiederholend in Erinnerung bringen, daß selbst bei diesen vornehmsten alle Ansprüche auf Interesse nur relativ gestellt werden dürfen. Die heutige Theater-Literatur ist durchgehends, und in Frankreich noch mehr als in Deutschland, so überaus dürftig und unbedeutend, daß dabei das Mehr oder Weniger durchaus nicht im Interesse, sondern lediglich in der Flachheit liegt. Wie man, vermittelst der Genügsamkeit dahin gelangen könne, sich auch an Wenigem zu befriedigen, das ist eine alte, trostlose Lehre; wie man aber, auch ohne jene Genügsamkeit, seiner Armuth froh werden könne, das lehrt auf eine neue und überraschende Weise das heutige Bühnenwesen. Die Ansprüche, welche man an das Theater und an alle seine Umgebungen, folglich zunächst an den Dichter zu machen pflegt, sind um so höher gestiegen, je mehr man sich daran gewöhnt hat, selbst die ehrwürdigen Vorbilder der nächsten Vergangenheit kritisch zu .... beleuchten? — nein: zu verdunkeln, und die Gemüthsstimmung, welche wir vor die Bühne mitzubringen pflegen, ist gewiß nicht Genügsamkeit zu nennen; aber Armuth, meist bittere Armuth das, was sie uns dafür bietet. Und doch, wenn das Theater nicht wäre, wie stünde es um die Conversation? Wie wollte man es anfangen, manche spröde Unterhaltung zu eröffnen, manche zerrissene wieder anzuknüpfen? *) Und doch giebt das Theater beinahe allen Zeitungsblättern Entstehung oder Nahrung. Selbst die, deren Beruf es vordem war, die Furchen auf Mars Stirne zu zählen, lassen sich jetzt freundlich zu Thalien herab, und der Geschmack an dieser Lectüre nimmt täglich dergestalt zu, daß gar viele Leser alles Andere übergehen, und beinahe nur das lesen, was vom Theater handelt! Wie arm an Beziehungen muß das wirkliche Leben seyn, wenn wir uns in diesem bunten Flitterleben gefallen!

Am lustigsten und für Deutschland am meisten fremd ist übrigens der Umstand, daß in Frankreich an manchem armseligen Lustspiel zwei bis drei Schriftsteller arbeiten. Nun sollte man doch glauben, drei über Einem hätten gewonnenes Spiel und selbst das Faustrecht wird diesen Kampf für einen ungleichen erkennen. Aber nein! Oft ist

*) Es war einmal in einer ziemlich gebildeten Gesellschaft hoch verpönt worden, sowohl vom Wetter, als vom Theater zu sprechen. Es ging wie immer: die Gesetzgeber sündigten zuerst.

das Lustspiel stärker, als die drei, die sich über ihm vereinigt haben, und sie können es nicht bewältigen.......

Auf dem Théatre du Vaudeville sind seit kurzem zwei neue Stücke gegeben worden, wovon das Erste kurzweg la Curieuse betitelt ist. Könnte dieses nicht eben so gut der Name einer Fregatte, als der eines Lustspiels seyn? — Die Intrigue ist folgende: In einem Duell, welches zwischen Eugen, dem Sohne einer Baronin aus dem Großherzogthum Berg und Wilhelm, dem Neffen eines bei Hofe in Ansehen stehenden Generals statt gefunden hat, fällt Wilhelm, und Eugen ist genöthigt, sich zu verbergen, um der Rache des Generals zu entgehen. Seine Mutter verbirgt ihn in einem Pavillon ihres Parks. Eugen hat zwei Schwestern, Julie und Ernestine, wovon letztere mit dem bekannten Damenübel, der Neugierde, behaftet ist. Sie hört, daß ein räthselhaftes Personnage sich in dem Park blicken läßt; dies erweckt ihre Aufmerksamkeit und sie entdeckt bald, daß in einem der Pavillons ein Mann verborgen ist. Mittlerweile kömmt der General an, den Mörder seines Neffen verfolgend, und Ernestine giebt ihm, um ihren Scharfsinn zu beweisen, einen Wink von der gemachten Entdeckung, ohne zu wissen, daß sie dadurch die Sicherheit ihres eigenen Bruders gefährdet. Jedoch werden alle üble Folgen durch Wilhelms Wiedererscheinen beseitigt. Die Wunden, welche Eugen versetzt hatte, sind nicht tödtlich, aber die, welche das Auge seiner Schwester beigebracht, erfordern Hymen's Hülfe. Mit Einwilligung der Baronin und des Generals wendet man sich an diesen Universal-Heilkünstler; der Todtgeglaubte wird an Julien verheirathet und Ernestine verspricht, nicht neugierig zu seyn, bis sich wieder Gelegenheit dazu trifft. — Ueberraschend ist, daß die Zensur sich diesem Vaudeville nicht feindlich in den Weg geworfen hat, da die Baronin durch ihre Herkunft aus dem Großherzogthum Berg auf eine unkluge Weise an die Zeiten des französischen Kaiserreichs erinnert.

Das andere neue Vaudeville, eine artige, lebendige Kleinigkeit, führt den Titel: Le château perdu. Eugene Merville verläßt Paris, von seinem Bedienten Heinrich begleitet, um dem Ungestüm seiner Gläubiger zu entfliehen. Unterwegs von einem heftigen Sturm überfallen, suchen sie ein Obdach in einem Schlosse, dessen Thor einladend offen steht. Da sie keine Hausgenossen finden, setzen sie sich nieder, um auszuruhen, werden aber bald nachher von dem Gärtner und seiner Tochter überrascht, welche auf dem Markt gewesen sind und allerley Leckerbissen mitgebracht haben, den neuen Eigenthümer des Schlosses, der stündlich erwartet wird, damit zu bewirthen. Heinrich, welcher wie alle Kammerdiener, die von jeher über die Bühne gegangen, mit einer unersättlichen Eßlust gesegnet ist, gelüstet sehr, die Eßwaaren wenigstens zum Theil zu genießen. Er versucht es daher, seinen Gebieter bei dem Gärtner für den erwarteten neuen Eigenthümer des Schlosses auszugeben. Aber der Gärtner, nicht einfältig genug, dieses Mährchen zu glauben, hält seine beiden Gäste vielmehr für ein Paar Landstreicher, geht weg und läßt sie unter Schloß und Riegel zurück. Die Zeit zu verkürzen, schickt sich Heinrich an, einen unterwegs gefundenen Mantelsack zu durchsuchen, und findet darin unter andern zu seiner frohen Ueberraschung den Pachtkontrakt eben des Schlosses, worin sie sich befinden. Sogleich schellt er und zeigt dem wiederkehrenden Gärtner das Papier vor; dieser Beweis ist unumstößlich und der Gärtner erschöpft sich in Gehorsam und Aufmerksamkeit gegen seinen neuen Gebieter. Als eben das Mittagmahl aufgetragen werden soll, treten Herr Bertrand und seine Tochter Klara herein, und nehmen die Gastfreundschaft des Hausherrn in Anspruch, indem unten vor der Thüre ihr Wagen gebrochen ist. Es findet sich, daß Herr Bertrand — aus irgend einem dunkel gelassenen Grunde, ohne es zu wissen — der eigentliche Besitzer des Schlosses, und daß seine Tochter Eugens Geliebte ist Aber das schöne Schloß, in dessen Besitz sie ihn sieht, führt sie auf die Vermuthung, daß er sie verlassen habe, um irgend einer reichern Gebieterin zu folgen. Der aus einer solchen Situation natürlich hervorgehende Kampf zwischen Liebe und Eifersucht wird noch zu rechter Zeit durch den Gerichtsvogt beendigt, welcher kommt, um Eugen Merville in Verwahrung zu nehmen. Es erfolgt eine Erklärung, Herr Bertrand findet sich zu Hause und Eugen geht aus den Handen des Vogts in Klarens Arme über u. s. w.

Ein drittes Vaudeville, von ähnlicher Bedeutung wie das erste, ist unter dem Titel „le beau-frère ou la veuve à deux maris“ auf dem Gymnase dramatique aufgeführt worden. Die Verwickelung desselben theilen wir nur in so fern mit, als wir den Knoten entwirren konnten. Madame Derville, Wittwe eines auf dem Schlachtfelde gebliebenen Offiziers, ist im Begriff, Felix, dem Bruder ihrer vertrauten Freundin, Frau von Tracy, ihre Hand zu reichen. Alle Anstalten zur Vermählung sind getroffen und das glückliche Brautpaar ist auf dem Punkt, sich zur Kirche zu begeben, als plötzlich ein fremder Herr erscheint und Madame Derville zu sprechen verlangt. Der Verwalter stößt beim Anblick dieses Fremden einen Schrey des Erstaunens aus, und eilt zu seiner Gebieterin mit der betrübenden Nachricht, daß ihr Gemahl nicht todt, sondern in seiner vorigen Gestalt wieder zum Vorschein gekommen sey, um sie zurückzufordern. Darüber löst sich alles auf in Kummer und Verwirrung. Um Herrn Derville das Vorhaben seiner Frau zu verbergen, überredet man ihn, die Vorkehrungen, die er sähe, bezögen sich auf Felix Vermählung mit Frau von Tracy. Inzwischen liegt die Pointe des Lustspiels darin, daß der frühere Gemahl wirklich todt, der Pseudo-Gemahl aber dessen Zwillingsbruder ist, und daß die ungemeine Aehnlichkeit den Irrthum veranlaßt. Dieser Schwager Derville liebt Frau von Tracy, welche er früher in Berlin getroffen, aber ihrer beargwöhnten Untreue wegen plötzlich verlassen hatte. Das Mißverständniß klärt sich nun auf und das Stück schließt mit einer doppelten Heirath.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 52. Sonntag, 27. Juny 1824.

Anzeige.

Die auswärtigen verehrlichen Abonnenten, welche die Iris im künftigen halben Jahr fortzuhalten, so wie die Personen, welche solche neu anzubestellen gesonnen sind, werden ersucht, ihre Bestellungen bei den nächstgelegenen Postämtern unverzüglich zu machen, damit die Zusendung keine Unterbrechung erleide. Herausgabe und Preis bleiben wie bisher; jene nemlich zweimal die Woche, (Sonntags und Donnerstags) und dieser halbjährig fl. 2. Wer die täglich erscheinende Zeitung der freien Stadt Frankfurt, nebst ihren Beilagen und wöchentlich zweimaligen offiziellen Amtsblättern, damit verbindet, zahlt halbjährig nur fl. 3 mehr, überhaupt also fl. 5. — Die hiesige Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition besorgt die auswärtigen Bestellungen.

Die Redaction der Iris.

Lord Byron.

Eine biographische Skizze.

(Dem nächsten Blatt wird Byron's wohlgetroffenes Bildniß beigegeben.)

'Byron! th' etherial touch has bless'd thy frame.
— — — — — — — — — — — — — — —
The light of song surrounds thee. Hark! the voice
Of future times is floating to thy choice,
And waiting to approach thee. Shall thy noon
Of fame and genius, like a wintry moon,
Shine but to chill us? As we fondly gaze,
Win from our best affections all their praise.
— — — — — — — — — — — — — — —
Let thy proud lyre for man's best interest sound:
By him with fame, by heav'n, with blessings crown'd *).

George Gordon, Lord Byron, stammt aus einer adelichen Familie, die schon zu den Zeiten Wilhelms des Eroberers berühmt war, und entsproßt von mütterlicher Seite aus dem königlichen Geschlechte der Schotten. Er hat das Andenken seiner mütterlichen Herkunft durch Gordon in seinen Namen verwebt. Zwei seiner Vorfahren fielen in der ewig denkwürdigen Schlacht von Cressy; manche andere erlagen auch auf dem Felde der Ehre, oder zeichneten sich durch hohe Loyalität aus. — Er wurde den 22. Januar 1788 geboren und verlebte einen Theil seiner Jugend in den wilden Naturgegenden des schottischen Hochlandes, bildete seinen Geist auf der Schule von Harrow und dann auf der Universität Cambridge. Kaum 19 Jahr alt gab er seine Hours of Idleness heraus, welche die Edinburgh Review heftig tadelte. Der Lord antwortete in einer Satyre, English Bards and Scotch Reviewers, in welcher er nach Art der Xenien die besten Dichter Englands heftig mitnahm.

Byron verlor früh seine Eltern, und wurde unter die Tutel eines Rechtsgelehrten gestellt, welcher durch eine seltsame Fügung auch der Vormund einer Miß Ch—lworth wurde, deren Vater, von einem nahen Verwandten Byrons im Duell getödtet worden war. Byron verliebte sich sterblich in dieses Mädchen. Der Vormund wünschte diese Verbindung; das Mädchen aber — (später an Hrn. J. M—ster vermählt) — war unerbittlich gegen den Dichter, der bei der Gewißheit des Verlustes dieser seiner liebsten Hoffnung, sich in die wildeste Zerstreuungen stürzte. Nur die Musen vermochten ihm wieder Besinnung zu geben, in einem dem Wahnsinn ähnlichen Zustande, worin er, in einem seiner Gedichte, die Worte an seine Geliebte richtet:

Fiends might pity what I feel,
To know that thou art lost for ever *).

Er gab damals die unter dem Titel: Minor poems bekannte Poesien heraus, in deren mehreren er das Bekenntniß ablegt, daß die Unmöglichkeit, seiner Liebe zu leben, ihn in wilde Verhältnisse ge-

*) Byron! eine leise Berührung des Himmels hat deine Gestalt verherrlicht. — — — Das Licht des Gesanges umstrahlt dich. Horch! die Stimme kommender Zeiten schwebt heran, deiner Wahl gewärtig und bereit dich zu erfassen. Soll deines Ruhmes und Genius Mittagssonne nur, gleich dem Mond der Winternacht, erstarrend auf uns herableuchten? Da wir mit Zärtlichkeit dich anstaunen, so gewinne von unseren besseren Gefühlen all ihr Lob. — — — Laß deine stolze Leier für das hehrste Interesse der Menschheit ertönen: von den Menschen mit Ruhm, von dem Himmel mit Segen gekrönt zu werden.

*) Höllengeister müßten mir Mitleid schenken, wüßten sie, was ich fühle bei dem Gedanken, daß du auf ewig für mich verloren bist.

stürzt, seine Wangen gebleicht, und seine Ruhe und sein Glück zerstört habe. Mehrere dieser Gedichte sind seiner spätern Zeit würdig, wie z. B. das an das Bild seiner Geliebten *).

Im Jahre 1809 ward Byron majorenn, und nahm seinen Sitz in dem Hause der Lords ein. Er war damals einer der ausgezeichneten Männer in dem hochgebildeten Cirkel von Lord Holland, ging aber bald, des Lebens überdrüßig, (wie er in der Romanze im Anfange von Childe Harold sich schon darüber ausspricht) nach Portugal, Spanien, Griechenland, schwamm von Asien nach Europa, und kam 1811 nach England zurück. Hier faßte — o Eigensinn des Schicksals! — ein Frauenzimmer eine heftige, aber unerwiederte Liebe zu ihm, und versuchte verzweiflungsvoll sich zu erstechen. — Im Jahr 1812 gab er die beiden ersten Gesänge seines Gedichts: Childe Harold's Pilgrimage heraus. Im Januar 1815 vermählte er sich mit Miß Milbank, der einzigen Tochter von Sir Ralph Milbank (seitdem Noel genannt) und eben nachdem sie ihm eine Tochter geboren hatte, wurde er mit ihr entzweit, und sie trennte sich von ihm. Sein rührendes Abschiedslied: Fare thee well rc. ist aus dieser Veranlassung, berühmt geworden. Unbestimmt aber sind die wahren Umstände dieser für ihn verhängnißvoll gewordenen Catastrophe, die ihn zum zweitenmal in ein umherschweifendes Leben stürzte, wie er in dem 3ten Theil von Childe Harold sagt:

Once more upon the waters! Yet once more!
— — — — — — — I am as a weed
Flung from the rock, on ocean's foam, to sail
Where'er the surge may sweep, the tempest breath prevail **)

Er ging nach den Niederlanden, Deutschland, der Schweiz und Italien. Die Früchte dieser Reise sind in dem 3ten und 4ten Gesange von Childe Harold enthalten. Von den ersten Gesängen dieses Gedichts sagt Sir Walter Scott in der Quarterly Review:

Sie machten einen Eindruck auf das Publikum, der bei keinem Schriftsteller in den letzten beiden Jahrhunderten größer gewesen seyn konnte. Während Alle Childe Harold bewunderten, waren auch Alle gestimmt, den Verfasser mit dem Ruhme zu begrüßen, der die beste Belohnung eines Dichters ist, und der so sehr einem Geiste gebührt, welcher sich eine neue Bahn bricht. Es war unter diesen Gefühlen der Bewunderung, daß Lord Byron gewissermaßen zuerst auf der öffentlichen Bühne der großen Welt erschien. Alles in seinem Benehmen, in seiner Person, in seiner Unterhaltung diente dazu, den Zauber zu bewahren, den sein Genius um ihn her verbreitet hatte. Ein Gesicht, welches dem Gefühl und der Leidenschaft nachgebildet ist, und welches den auffallenden Kontrast von sehr dunklen Haaren und Augenbraunen mit hellen und ausdrucksvollen Augen darbietet, gewährt dem Physiognomisten ein interessantes Studium für die Ausübung seiner Kunst. Der vorherrschende Ausdruck seiner Gesichtszüge, ist der von tiefen, beständigen Gedanken, der dem lebhaftesten Geberdenspiel weicht, wenn er sich in eine interessante Unterhaltung einläßt, so daß ein Dichter von ihm sagte: sein Gesicht gleiche einer schönen alabasternen Vase, die man nur in ihrer größten Vollkommenheit erblickt, wenn sie von innen erleuchtet ist. Das Aufflammen der Freude, des Frohsinns, des Unwillens und der satyrischen Abgeneigtheit können von einem Fremden während einer Abendunterhaltung für Lord Byrons gewöhnlichen Ausdruck genommen werden, so ungezwungen und glücklich sind seine Gesichtszüge für alles gebildet, was die Theilnahme Anderer erweckt; allein die, welche seine Gesichtszüge für eine lange Zeit und bei mannigfaltigen Gelegenheiten, während einer Ruhe und einer Bewegung studiren konnten, müssen mit uns einverstanden seyn: daß ihre eigentliche Sprache die der Schwermuth ist. Oft kommen Wolken von diesem Seelendüster über seine freudigsten und glücklichsten Augenblicke, und es heißt, daß er mit folgenden Strophen einen vorübergehenden Ausdruck des Tiefsinns entschuldigt hat, der wie eine Wolke über die allgemeine Freude der Gesellschaft ging, in der er sich gerade befand:

When from the heart, where Sorrow sits,
Her dusky shadow mounts too high,
And o'er the changing aspect flits,
And clouds the brow, or fills the eye;
Heed not that gloom, which soon shall sink:
My thoughts their dungeon know too well;
Back to my breast the wanderers shrink,
And droop within their silent cell *).

Von edler und alter Herkunft, seine Seele ausgerüstet mit den Schätzen der Alten und der Bildung der Neueren, ein Pilger ferner wilder Länder, erhaben als einer der ersten Dichter, die Großbrittanien erzeugte, hat er um sich einen geheimniß-

*) Später, nach deren Abweisung, schrieb er folgendes unter ihr Portrait:

Du all mein Lebensglück, du all mein Leiden!
Seit du mich meidest, sah die Lieb' ich scheiden;
Und daß mich Qualen nicht zum Wahnsinn trieben,
Sind Thränen mir und dieses Bild geblieben.

Es soll den tiefsten Schmerz die Zeit uns lindern,
Warum muß meine Seel' allein sie hindern?
Denn, daß mein Hoffen all ins Grab getrieben,
Das ist unsterblich mir im Sinn geblieben.

**) Noch einmal auf den Wassern! Doch noch einmal! Ich bin wie ein Seekraut, von dem Felsen auf den Schaum des Oceans gerissen, segeld, wohin die Brandung reißt, oder des Sturmes Wehen trägt.

*) Wenn aus dem Herzen, wo die Sorge wohnt, ihr dunkler Schatten zu hoch steigt, über das wechselnde Antlitz fliegt, die Stirne umwölkt oder das Auge füllt, achtet nicht der bald wieder schwindenden Düstre: Zu gut kennen meine Gedanken ihren Kerker: zurück in meine Brust beben die wandernden, in der stillen Zelle sich zu härmen.

vollen Zauber verbreitet, der vorzüglich von dem düstern Ton seiner Gedichte herrührt. Lord Byron beschäftigt Aller Augen und entzückt das Gefühl von Allen: Die Enthusiasten sehen auf ihn, um ihn zu bewundern, die Ernsthaften wünschen ihn warnen zu können und die Empfindungsvollen ihn bedauern zu dürfen. Selbst literärischer Neid, ein Uebel von dem Unser Jahrhundert vielleicht freier ist, wie irgend ein anderes, verzeihet dem Mann, dessen Glück den Ruhm seiner Nebenbuhler verdunkelt. Der Edelmuth Lord Byrons, seine Gemüthsstimmung, seine Bereitwilligkeit, unbekanntes Verdienst zu unterstützen und zu heben, verdienten und erhielten die Achtung aller, die irgend eines Verdienstes theilhaftig waren, während seine poetischen Eigenschaften, die mit gleicher Stärke und Fruchtbarkeit hervortreten, zugleich ein kühnes Zutrauen zu seiner Stärke beweisen und eine Entschlossenheit, durch angestrengte Bemühung den hohen Platz, den er in der brittischen Litteratur erreicht hat, rühmlich zu behaupten.

Originalität ist das seltenste und höchste Eigenthum des Genies und auch das, welches den meisten Reiz für das Publikum hat; Originalität ist indeß nicht immer nothwendig, denn die Welt ist in der Armuth ihrer geistigen Hülfsquellen zufrieden mit bloßer Neuheit und Singularität, und muß daher von einem Werke entzückt werden, welches beide Eigenschaften darbietet. Der gewöhnliche Schriftsteller zeichnet sich nur dadurch aus, daß er in die Fußstapfen des herrschenden Lieblings des Tages tritt. Der wahre Dichter versucht gerade das Gegentheil. Er stürzt sich in die Fluth der öffentlichen Meinung, selbst wenn der Strom derselben am stärksten wogt, arbeitet sich durch die Richtung derselben und hält seine Lorbeerkrone, wie Cäsar seinen Mantel, triumphirend über die Wogen! Selten verfehlt ein solches Schauspiel den herrschenden Geschmack des Zeitalters zu zertheilen und schließlich zu ändern, und hat der kühne Wager mit Erfolg die ebbende Fluth besiegt, in der sein Nebenbuhler fortschwamm, so ist von dem an die Wohlthat des Zeitstroms zu seinen Gunsten. Diese allgemeine Bemerkung ist auf die ernsthaftesten und feierlichsten Gedichte von Lord Byron anzuwenden. Selten hat ein Dichter es gewagt, in seiner eignen Person oder auf eine Weise verschleiert, um errathen zu werden, vor dem Publikum als ein lebendes Wesen zu erscheinen, seine eigenen Empfindungen, Gedanken und Hoffnungen auszudrücken, wie Byron es thut. Childe Harold ist zwar nicht Lord Byron selbst, allein er ist Lord Byrons Ebenbild, von ihm selbst entworfen, in eine Phantasie-Tracht gehüllt, und dem Original so ähnlich, daß wir von dem einen auf den andern schließen können.

(Schluß folgt.)

Homonyme.

Verschlossen wird's und wohl bewacht,
Wenn mächt'ge Feinde nah'n,
Jedoch dem Freund um Mitternacht
Stets willig aufgethan.

Es stellet einen Menschen dar,
Der das nur schätzt, was gleißt,
Und, seinem Wandel nach, ein Narr
Mit vollem Rechte heißt.

Es ist ein Gott der Fabelzeit,
Von Heiden hoch verehrt.
(Jetzt wird der wahre nicht gescheu't,
Und das heißt — aufgeklärt!!!)

Auflösung der Charade in Nro. 50.

Ohrring.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 19. Juni. Das Intermezzo oder der Landjunker zum Erstenmale in der Residenz, Lustsp. in 5 Abthl. von Kotzebue. Hierauf: Band und Halstuch, Lustsp. in 1 Aufz. von Thienemann. Das letztere Lustspiel, worin Dem. Urspruch für Dem. Lindner das Lieschen spielte, waren wir zu sehen verhindert. In dem Intermezzo hat Hr. Rottmayer nunmehr den Landjunker zugetheilt erhalten und verdient in dieser Rolle alles Lob. Hans von Birken ist kein dummer, auch kein nur halbwegs alberner Landjunker. Er wird in der Hauptstadt schnell klug, denn sein Herz ist gesund. Seine Gutmüthigkeit und seine Casse können einen ordentlichen Stoß vertragen — lirum larum! — hat er doch sein Tinchen wiedergefunden! So nahm ihn Hr. Rottmayer und übertraf seine Vorgänger an Wahrheit und echter Laune. Ihn kleidet das Naive gut, weil es bei ihm natürlich ist. Er ließ uns ein natürliches Gefühl, ein unverderbenes Herz sehen und bemühte sich nicht, wie es Manche in dieser Rolle zu thun pflegen, die Lacher auf seine Seite zu ziehen. Dem. Scholz (Amalie) ersetzte ihre Vorgängerin in der Rolle nicht; doch wurde ihre Darstellung durch Fleiß und schöne Nacheiferung angenehm.

Sonntag den 20. Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in 3 Abtheil. von Joseph Weigl. Mad. Devrient, welche heute die Emmeline nicht nur sang, sondern im vollen Sinn des Wortes auch darstellte, gab der alten, vielgehörten Oper einen unbeschreiblichen Reiz. Wenn wir Hrn. Dobler (Richard Boll) ausnehmen, so war es Mad. Devrient allein, die bei einer durch Noth mangelhaften Rollenbesetzung den befriedigendsten Kunstgenuß einem zahlreichen Publicum gewährte. Man kann dieser reichbegabten Künstlerin nachempfinden und lebt schöne Momente in diesem Mitgefühl; aber man würde zerstören was sie leistet, wenn man es beschreiben wollte. Gesang und Rede sind bei ihr allgemein verständliche Laute des Herzens; ihr Organ hat nicht die Fülle einer Milder-Hauptmann, aber sie ist reich an siegender Wahrheit im Ausdruck des Gefühls!

Dienstag den 22. Maske für Maske, Lustsp. in 3 Abthl. nach Marivaux von Jünger. Hierauf: Der neugierige Wirth oder die unvermuthete Zusammenkunft, Kinderballet von Hrn. Macco. Wir haben bei dieser Vorstellung nachzubringen, daß Hr. Otto (von Weißenfels) den Charakter des gutmüthigen, dem Scherz geneigten Landedelmannes mit der ihm eigenen Feinheit aufgefaßt hatte. Wie bescheiden und doch wie innig war seine Freude an der von ihm eingeleiteten Mystification! Dann rühmen wir wiederholt die Natürlichkeit der Dem. Urspruch (Antonie) in der Rede. Nur können wir das einem Uhrperpendikel ähnliche Hin- und Herschwanken der Arme nicht loben. Wäre dieß nicht eine alte üble Angewöhnung der Dem. Urspruch, so würden wir glauben, sie hätte damit das Kammermädchen bezeichnen wollen, was gleichwohl falsch gewesen wäre, denn nicht der äußere Anstand, oder vielmehr dessen Mangel, sondern lediglich das Gewand, die Schürze macht bei Antonien das Kammermädchen, wie die Livree bei dem Baron den Bedienten. Beide dürfen die feinere Bildung nicht verläugnen. — Der Setzer spielte uns in der letzten Kritik einen Höflichkeits-Streich. Er las im Manuscript, Hr. Düpre habe sich auf den Tisch gesetzt. Das kam ihm wohl unanständig vor und so setzte er ihn höflichst auf den Stuhl. Auf diese Art werden den Schriftstellern oft die schönsten Gedanken auf den Kopf gestellt. Schon Bürger bemerkt, es sey für einen Autor nichts schrecklicher, als wenn der Setzer denke. Er schrieb in solchen Fällen an den Rand: „Hier hat der Setzer wieder gedacht." Es ist hart einem Menschen die Aufklärung zu verbieten, aber der Setzer darf durchaus nicht denken.

Mittwoch den 23. (Zum Vortheil der Mad. Devrient) Don Juan, romant. Oper in 2 Abthl. von Mozart. Wenn wir uns recht besinnen, so ist der Titel romantische Oper ein neuerer. Er ist ein wahrhaft verbesserter, denn, wie wir in diesen Blättern früher zu zeigen suchten, wenn Eine Oper den Namen der romantischen verdient, so ist es diese Oper aller Opern, sie ist romantisch in der tiefsten Bedeutung des Worts. In ihr werden die erhabensten Schauer und die heiligsten Gefühle erregt, welche die menschliche Seele ergreifen können; sie weckt die tiefste Empfindung, die in der Menschenbrust schläft; um es mit Göthe auszudrücken:

> Was von Menschen nicht gewußt,
> Oder nicht bedacht,
> Durch das Labyrinth der Brust
> Wandelt in der Nacht.

Dieses Tiefste, Erhabenste und Innigste ist auf dem lustigen Plan der Weltfreude ausgebreitet, aber fast möchte es dem von Ehrfurcht ergriffenen Hörer zu Sinn werden, wie der herrlichen Donna Anna, welche aus diesem Weltstrudel und Sinnentod gerettet worden ist und dem hochzeitlustigen Bräutigam zuruft: lascia, o caro, un anno ancora allo sfogo del mio cor! (eine Stelle des Schlusses, den wir hier nicht zu hören bekommen). Hoffmann meint: „Don Gusmann werde niemals die umarmen, die ein frommes Gemüth davon rettete, des Satans geweihte Braut zu bleiben." — Wir lassen den begeisterten Mann selber fortreden: „Wie lebhaft im Innersten meiner Seele fühlte ich alles dieses in den die Brust zerreißenden Accorden des ersten Recitativs und der Erzählung von dem nächtlichen Ueberfall! — Selbst die Scene der Donna Anna im 2n Act: Crudele, die oberflächlich betrachtet, sich nur auf den Don Gusmann bezieht, spricht in geheimen Anklängen, in den wunderbarsten Beziehungen, jene innere, alles irdische Glück verzehrende Stimmung der Seele aus. Was soll selbst in den Worten der sonderbare, von dem Dichter vielleicht unbewußt hingeworfene Zusatz: forse un giorno il cielo ancora sentirà pietà di me!" Dann schließt Hoffmann mit der Erscheinung der so eben verschiedenen Sängerin: „Die Luft streicht heftiger durch das Haus — die Saiten des Flügels im Orchester rauschen — Himmel! wie aus weiter Ferne, auf den Fittigen schwellender Töne eines luftigen Orchesters getragen glaube ich Donna Anna's Stimme zu hören: Non mi dire bell' idol mio! — Schließe dich auf, du fernes, unbekanntes Geisterreich — du Dschinnistan voller Herrlichkeit, wo ein unaussprechlicher, himmlischer Schmerz wie die unsäglichste Freude, der entzückten Seele alles auf Erden Verheißene über alle Maßen erfüllt!" — Mad. Devrient sprach als Donna Anna nicht so lebhaft an wie in den früheren Rollen, und doch war sie nach unserm Gefühl eben so würdig, eben so groß. Ihr gediegenes Darstellungsvermögen, ihr ausdruckreicher Gesang müssen überall den Sieg erringen, selbst über größere Sängerinnen, die nur singen. Sie erweckt ein Höheres, als berauschenden Sinnengenuß. Sie läßt uns als Donna Anna ahnen, was Mozart mit diesem räthselhaften Wesen gemeint hat und eine Vergleichung mit der begeisterten Auslegung Hoffmanns hat die Künstlerin nicht zu scheuen.

Donnerstag den 24. Ahasverus, der nie Ruhende, Drama in 3 Abthl. mit Musik von Mozart. (Manuscr.) Hierauf: Der Verräther, Lustsp. in einem Act. Das Haus war leer und wir ziehen daraus die Folgerung, daß der Popanz Ahasverus bald ein Ruhender wird, was wir dem armen Schelm von Herzen gönnen. Wir wurden unlängst berichtigt, daß dieser Ahasverus französischen Ursprungs sey. Das kann wohl möglich seyn; Jerusalem hat er gewiß nicht gesehen, sonst wüßte er besser, daß er bis zum Ende der Welt wandern soll. Wir repariren daher die Ehre des Hrn. v. Haupt dahin, daß er nur begeisterter Uebersetzer ist. — Dem letzten Stückchen konnten wir nicht mehr beiwohnen.

Theater-Anzeige.

Montag den 28. Juny. Zum Vortheil des Hrn. Heußer: Wilhelm Tell, Schsp. (Tell: Herr Heußer).
Dienstag den 29. Fluch und Segen, Drama; Die Entdeckung, Lustsp. und Ich irre mich nie, Lustsp.
Mittwoch den 30. Euryanthe, Oper. (Euryanthe: Mad. Devrient, als letzte Gastrolle.)
Donnerstag den 1. July. Der Wollmarkt, Lustsp. und Der kleine Matrose, Oper.
Samstag den 3. Johann von Paris, Oper.
Sonntag den 4. Das Blatt hat sich gewendet, Lustsp.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

I r i s.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 53. Donnerstag, 1. July 1824.

Zu Klopstock's Todtenfeier.

Am 2ten July.

Trüb und düster steigen ernst die Wogen
Auf in der Gefühle Ocean,
Von der Liebe Wehmuth sanft gezogen,
Treiben sie zum Klageton mich an;
Gerne drückte ich sie alle nieder,
Ließe herrschen eine heit're Lust;
Doch sie sinken zwar, und steigen wieder
Auf in schmerzerfüllter Männerbrust.

Laßt sie rauschen diese Trauerklänge,
Die Euch, Brüder, leis' die Harfe klagt,
Tönet sie Euch gleich nicht Hochgesänge,
Nennet sie Euch doch, weshalb sie zagt;
Will es ihr nicht immer so gelingen,
Was ich kühn, doch zitternd ihr vertraut,
Recht und würdig Euch ins Ohr zu klingen, —
Zürnet nicht! — es ist ihr Wiegenlaut.

So hat sie Dich wieder uns geboren,
Ihren jüngsten Sohn, die alte Zeit,
Sey willkommen drum uns, den die Horen
Schon umhüllen mit dem Leichenkleid;
Doch die raschen sollen es nicht wagen,
Dich zu legen in der Mutter Schooß.
Hören mußt Du früher uns're Klagen,
Dann magst reißen Du Dich von uns los.

Jenen Gliedern dort, wie sie da schlafen
An der stillen Linde mächt'gem Fuß,
Wie sie schlummern in dem Ruhehafen,
Ihnen tönet dieser Klagegruß;
Ihnen war auch einst ein schönes Leben,
Ihnen schlug auch einst ein großes Herz;
Da, da war ein reines edles Streben,
Kühn hob sich der Geist da ätherwärts.

O, da schwebten Götterideale
Vor des Sängers hoher Seele hin;
Sie, sie wurden große Feiermale,
Die erhoben seinen edlen Sinn.

Wie sie da noch alle friedlich schliefen
Seine Söhn' in sanfter süßer Ruh',
Und der Lyra Tön' sie leise riefen,
Und sie schritten ernst der Welt dann zu;

O, da kam die Hochgestalt gezogen
Deiner theuren Eidli edles Bild,
Von dem süßten Liebeshauch umflogen,
Lächle es noch jedem freundlich mild.
Wer, entflammt im zartsten Hochgefühle,
Nach des Liebe reinsten Lauten ringt,
Findet dort im schönsten Farbenspiele,
Was die Brust schon lang' ihm klagend singt.

Dann auch traten edler Freundschaft Lieder
Aus der reinen Seele sanft hervor,
Banden Kränze für die theuren Brüder,
Reichten sie im schönsten Farbenchor!
Willst dem Freund Du würd'ge Kränze flechten,
Blicke hin auf dieses theure Pfand;
Winde emsig sie mit deiner Rechten,
Wie als Meister er die Kunst verstand. —

Aber hoch war ihm die Brust gehoben,
Höher rollte dann das edle Blut,
Als der Hoffnung Blick er warf nach oben,
Als erkannte er das höchste Gut;
Da schwebt er hinauf in jene Auen,
Wo der schönste Friede selig thront,
Glücklich konnt' er alles frei dort schauen,
Was im Hochgebild' „Messias" wohnt.

Seine reine Seel' umfaßt in Liebe
Hoch und ernst des ew'gen Schöpfers Macht;
Heil'ges Schauen macht das Aug' ihm trübe,
Als er sieht der Sonne gold'ne Pracht,
Als die ew'ge Güte, zum Versöhnen
Der Verirrten, schafft den großen Plan,
Und der Sohn, das Schöpfungswerk zu krönen,
Satan hemmt die wilde Frevelbahn.

O, da sind die schönsten Kräfte rege,
Die verwandte je der Heldenmuth,
Bruderliebe zeiget ihm die Wege,
Füllet ihn mit ihrer Götterglut.
Auf der andern Seite aufgeschlossen,
Spei't die Hölle Todesflammen aus;
Ringt, — und hat das Heldenblut vergossen, —
Füllt mit Jubel dann ihr düst'res Haus.

Da ist nun der Göttliche gesunken! —
Engeln, Menschen, Allen bricht das Herz,
Nur die schwarzen Geister, freudetrunken,
Lachen höhnend ihrem tiefen Schmerz,
Da, — da schlägt der Sünd' die Todesstunde,
Aus dem Grabe steht er siegend auf;
„Wie ich jetzt," spricht er mit sanftem Munde,
„Wandelt einst der Geist den ew'gen Lauf!"

So hat uns der Sänger hoch gelehret
Des Erlösers große Liebesthat,
Und die stille Achtung noch vermehret,
Durch der Hymnen ächte Himmelssaat.
Kannst zum Beten falten so die Hände,
Und so reines Wort in süßer Lust
Lallen, Dich erhört der Herr am Ende,
Senkt Dir Wonne in die fromme Brust.

Ihn den Seher, der uns dies gesendet,
Birget schützend dieser kleine Ort. —
Hätt' er nur allein für ihn verwendet
Seines Lebens schönste Zeit und Wort?
Ist es er, wohin er rastlos strebte?
Er, der Lohn für seinen kühnen Gang?
Dieses Plätzchen es, weshalb er lebte?
Dieses was ihm gab der Nachwelt Dank?

Dies der Preis für die durchweinten Stunden
In des Geistes höherm Psalmenflug,
Für die Kränze, die er uns gewunden,
Als die Muse ihn zum Himmel trug?
Für des höchsten Schwunges Hochgebilde,
Welches schön der deutsche Name ziert,
Und uns trägt in jene Lustgefilde,
Wo der Schmerz auf immer sich verliert?

Daß am Sterbetag wir uns vereinen,
Liebend auf das Grab ihm Blumen streu'n,
Daß wir trauernd alle hier erscheinen,
Dieses wird ihn wahrlich jetzt erfreu'n; —
Doch wohl eins wird ihm die Freude trüben,
Daß wir seine Werk', wenn gleich erkannt,
Noch nicht würdig schätzen, würdig lieben, —
Denn wir nehmen selten sie zur Hand. —

Um ihm gerne solchen Schmerz zu stillen,
Soll fortan Er unser Meister seyn,
Dann wird bald sich uns die Mus' enthüllen,
Freudig uns zu ihren Priestern weih'n.
Dankend dann an unsern Sarkophagen
Wird die Nachwelt fühlen gleiche Stärk',
Brechen aus in sanfte Trauerklagen: —
Das, — das ist dann Klopstock's schönes Werk!

Seltsam gewonnener Prozeß.

(A. d. Englischen.)

Im Jahre 1758 ward ein Mann, eines Straßenraubes halber, in Newgate festgesetzt. Er ließ den Advokaten Brecknock zur Uebernahme seiner Vertheidigung ersuchen. Der Anwald kam, und seine erste Frage war: ob er den Raub wirklich begangen? „Es liegt nichts daran, ob Ihr schuldig seyd oder nicht; aber nothwendig ist es, daß ich die Wahrheit wisse, um meine Vertheidigung darnach einzurichten." — „Ja," antwortete der Verbrecher, „ich habe den Raub begangen." — „Gut," erwiederte Brecknock, „nun sagt mir für's Erste: habt Ihr Geld? und wieviel?" — „Ich habe etwas über 100 Pfund" — „Wohlan, gebt mir 80 Pfund; sie sind nicht für mich; meine Belohnung überlasse ich Eurer Großmuth, wenn Ihr frei seyn werdet; dies Geld habe ich zu einem besondern Zweck nöthig, und werde Euch Rechnung ablegen. Bis zu Eurem Verhör sind noch 5 Wochen. Mit Zeit und Geld kann man, wie Ihr wißt, alles machen." — Die Summe ward augenblicklich in Banknoten ausgezahlt, welche der Spitzbube künstlich zu verstecken gewußt hatte.

Brecknock ließ sich nun noch über die einzelnen Umstände des Raubes Bericht geben. „Vor ungefähr 5 Wochen," erzählte der Gefangene, „Nachts zwischen 11 und 12 Uhr, begegne ich unweit der neunten Meile auf der Barnetstraße, einem Wagen, halte ihn an, nehme dem Herrn darin 137 Guineen und einiges Silbergeld ab; lasse ihm aber seine Uhr, weil ich mich nicht gern mit entdeckbaren Sachen befasse. Bald darauf seh ich mich von dem Kutscher, auf einem der Wagenpferde, verfolgt, und wende mich deshalb von der Landstraße ab; ich finde diesen Weg am Ende gesperrt und sehe mich genöthigt, mit meinem Pferde über einige Pfähle wegzusetzen. Nun sprang ich herab, gab Fersengeld quer durch die Felder, und erreichte so glücklich die Stadt. Wahrscheinlich hatte mein Verfolger nicht Lust, mit seinem schweren Wagenpferde denselben Sprung zu wagen, denn selbst mein Pferd war ihm entkommen und fand sich, am nächsten Morgen, zu Hause ein. Auf diese Art glaubte ich mich ganz sicher, als bald darauf jener Kutscher mir auf demselben Pferde in Whitechapel begegnete; er hielt mich an, stellte mich vor Gericht, und ich ward von dem Herrn, dem Kutscher und dem Bedienten, der mich, beiläufig gesagt, beim vollen Mondscheine bemerkt hatte, einstimmig für den Räuber angegeben und, dieser Aussage zufolge, festgesetzt." — „Das ist eine kitzliche Sache," entgegnete Brecknock;" jedoch fürchtet nichts: ich werde Euch auf freien Fuß setzen; doch nicht durch einen Beweisversuch, daß Ihr in der Stunde des Raubes anderswo gewesen; denn so etwas ist gefährlich und wird bei scharfem Verhör bald ergründet: nein! durch so schlechte

Beweise will ich Euer Leben nicht gefährden; ich werde anders handeln; seyd getrost, und sprecht nur: ich bin unschuldig." —

Die Zeit des Verhörs kam herbei. Der Herr, sein Kutscher und dessen Dienstgehülfe erzählten und beschworen jeden einzelnen oben erwähnten Umstand, mit dem Zusatz: daß sie ganz fest, sowohl von dem Pferde als auch von dem Manne selbst überzeugt seyen, denn sie hätten des Letztern Gesicht bei dem hellen Scheine des Vollmonds ganz genau gesehen, weil ihm beim Anhalten des Wagens der Flor vom Gesichte abgefallen, welchen nachher der Kutscher aufgehoben, als er mit seines Herrn Erlaubniß ein Pferd ausgespannt, um den Räuber zu verfolgen. Der Gefangne ward aufgerufen, sich zu vertheidigen, als Brecknock sich in folgenden Worten an das Gericht wendete:

Meine Herren Richter und Geschworne!

„Ich habe nicht den geringsten Zweifel an der Unschuld dieses so schwer beschuldigten Mannes, obgleich er hier unter sehr unangenehmen Umständen steht; um so mehr aber bin ich von seiner Unschuld überzeugt. Derselbe wird Raubes beschuldigt, da er doch als dieser geschah, zu Hause in seinem Bette lag. Dies kann er aber nur mit dem Zeugnisse seiner Frau (und ich weiß wie wenig man auf Zeugnisse einer Frau für ihren Mann gibt) und dem eines fünfjährigen Kindes, belegen; dieses ist aber zu jung um zum Schwure zugelassen werden zu können. Ich suche nicht der Aussage des Herrn Klägers zu widersprechen; sein Charakter ist zu bekannt und ich zweifle keineswegs daß er so bestohlen worden, wie er es beschworen. Eben so wenig will ich läugnen, daß der Kutscher den Räuber verfolgte: doch bin ich überzeugt, daß es dieser Mann nicht gewesen. Was die Wiedererkennung des Pferdes anbetrifft, so lasse ich dieses ganz unberührt, und sage nur, daß man ein Pferd, welches man im Dunkeln gesehen, nicht gut fünf Wochen nachher bei Tageslicht wieder erkennen kann. Selten ist ein Pferd so seltsam bezeichnet, daß es nicht noch andre gäbe, welche nicht auch dieselben Zeichen hätten; als Beweis diene: im Hofe unten, stehen nebst dem des Beschuldigten, noch vier andere Pferde, welche hieherzubringen der Herr Sherif zu erlauben so gütig war. Wenn die drei Klagenden, ein jeder insbesondere, des Beschuldigten Pferd, welches sie so genau kennen, von den übrigen vieren aussuchen und übereinstimmend wählen werden, so will ich des Angeklagten „Schuldig" selbst aussprechen. Aber, meine Herren Richter und Geschworne, ich habe noch mehr zu der angeblichen Wiedererkennung des Pferdes beizufügen. Der Kläger ist ohne Zweifel von einer gewissen Gerechtigkeitsliebe angetrieben, aber eben diese Liebe läßt uns in unserm Eifer manchmal zu weit gehen. Der Kutscher kann eben so einen Antrieb zur Gerechtigkeit in sich spüren, aber wenn man bedenkt, daß die Ueberführung des Gefangenen ihm eine Belohnung von 40 Pfund zusichert, so könnten die Herren Richter geneigt seyn zu glauben, er habe einigen Einfluß auf den Ausspruch, den Sie, meine Herren Geschwornen, thun werden. Der Bediente, welcher eine und dieselbe Sache von seinem Herrn und dem Kutscher beschwören hörte, konnte diese für wahr halten, weil sie dieselbe Geschichte darthat. Alle drei erklärten, sie hätten des Angeklagten Gesicht erkannt, weil sie es deutlich und genau bei dem hellen Scheine des Mondes gesehen. Nun habe ich aber einen Beweis, welcher die Uebereinstimmung jener Aussage zweifelsohne beseitigen wird. Zwar ist es ein uneigennütziger und nicht redender Beweis, jedoch ein Beweis, der frei der Ueberzeugung des ganzen Gerichtshofs entgegentreten darf: Es ist Ryders Kalender, und wenn die Herren Richter und Geschworne sich die Mühe geben wollen einen Blick in diesen Kalender zu werfen, so werden sie finden, es sey ganz unmöglich gewesen, daß die Kläger des Angeklagten Gesicht bei Mondschein gesehen: indem, wie Sie bemerken werden, der Mond in jener Nacht des geschehenen Straßenraubes, erst sechszehn Minuten nach drei Uhr Morgens aufgegangen; folglich um halb zwölf Uhr, beinahe drei Stunden bevor er aufging, kein Licht geben konnte; und sobald die Kläger überführt sind, im Hauptpunkte ihrer Beweise geirrt zu haben, so kann keiner von ihnen dem Angeklagten noch etwas anhaben."

Als er dies gesagt, überreichte er den Richtern einen Kalender, woraus man ersah, daß der Mond wirklich in jener Nacht, um die von Brecknock angegebne Zeit aufgegangen. Da die Richter und die Geschwornen durch diesen so in die Augen springenden Beweis, völlig von der Unschuld des Gefangnen überzeugt waren, so ward er augenblicklich frei gesprochen und hatte seinen Prozeß gewonnen.

Brecknock war stolz darauf durch seinen Witz die Gerechtigkeit hintergangen zu haben, was er, wie er nachher sich öfters rühmte, so angefangen: Er hatte das, von dem Spitzbuben erhaltne Geld, dazu verwandt, eine neue Ausgabe von Ryder's Kalender drucken zu lassen, welche, in Allem der frühern gleich, blos in der Mondswandlung verändert war, so daß in der benannten Nacht, kein Mondschein stand. Er hatte nur ein halb Dutzend davon drucken lassen, wovon er einen an die Richter, und die andern fünf an verschiedne Anwesende gab, im Fall ein Zweifel erregt und ein andrer Kalender gefordert werden mögte. Der Syndicus entdeckte den Betrug einige Tage nachher, aber schon zu spät, weil der Spitzbube ausser Haft und sein Vertheidiger nicht verantwortlich war für die Fehler des Kalenders, welchen er vorzeigte und von dessen Unechtheit er nun auch nicht mehr hätte überwiesen werden können.

Theater-Correspondenz.

(Fortsetzung von Paris.)

Ein ziemlich interessantes und gelungenes Produkt ist auf dem Théâtre de l'ambigu comique vorgekommen und mit rauschendem Beifall aufgenommen worden. Das Melodram Cardillac, ou le quartier de l'arsenal ist in seinen Hauptbegebenheiten aus einem unter dem Titel Olivier Brusson vor einigen Monaten erschienenen Roman entnommen. Das Stück spielt zu den Zeiten Ludwigs XIV., in dem Augenblick, wo ganz Paris über die besonders in der Nähe des Zeughauses vorgefallenen häufigen Ermordungen mit Bestürzung erfüllt war. Damals wohnte in dem alten Hotel de St. Paul einer der reichsten und angesehensten Juweliere seiner Zeit, Namens Cardillac. Er stand mit Männern vom ersten Range in Verbindung, und genoß den Ruf eines Mannes von Ehre. Olivier, sein erster Gehülfe, ein junger Mann, der sich in der Schlacht von Senef ausgezeichnet und dem Marquis von Rosambert das Leben gerettet hatte, liebte seine Tochter, aber Cardillac, welcher sie vortheilhafter zu vermählen gedachte, willigte nicht in eine Verbindung und entließ Olivier aus seinem Hause. Dieser kömmt des Abends, um Louisen zum Letztenmal zu sehen, und während er auf Gelegenheit lauert, sich ins Haus zu schleichen, hört er Mordgeschrei, eilt nach dem Ort, woher dasselbe kommt und findet den Ritter de la Fare tödtlich verwundet, indem er zugleich in der Person des entfliehenden Mörders Cardillac zu erkennen glaubt. Von Entsetzen ergriffen bei diesem Gedanken kehrt er in das Haus zurück und erzählt die Mordgeschichte, ohne jedoch seinen Verdacht über den Thäter laut werden zu lassen. Er erfährt von Louisen, daß ihr Vater sich zu Bette begeben habe und dieß verscheucht beinahe seinen Argwohn. Als er aber kurz darauf allein bleibt, sieht er Cardillac durch eine verborgene Oeffnung in dem Getäfel heimlich hereintreten und dieses, verbunden mit anderen Umständen, läßt ihm keinen Zweifel über Cardillac's Schuld übrig, welcher sich endlich genöthigt sieht, sich als den Mörder des Ritters zu bekennen. Der mit Grausen erfüllte Olivier ist im Begriff, Cardillac zu verrathen, als dieser ihn in Gegenwart seiner Familie und seiner Freunde als seinen zukünftigen Schwiegersohn bezeichnet. Doch die Ehe, welche ihn kurz vorher zum glücklichsten der Menschen gemacht haben würde, ist ihm nun beinahe fürchterlich geworden. Noch schwankt er zwischen Leidenschaft für Louisen und Abscheu gegen das Verbrechen ihres Vaters, als dieser, von unersättlicher Habsucht getrieben, den Begebenheiten eine andere Wendung giebt. Der Marquis von Rosambert, welcher einen Zweikampf gehabt und seinen Gegner getödtet hat, ist genöthigt, sein Vaterland zu verlassen und will ein Kästchen Juwelen mitnehmen, welches er Cardillac in Verwahrung gegeben hatte. Er läßt ihm daher sagen, daß er es um zehn Uhr Abends abholen werde. Diese Versuchung ist für Cardillac zu stark. Nachdem er zur bestimmten Stunde dem Marquis das Kästchen gegeben, eilt er ihm durch einen unterirdischen Gang nach einem einsamen Theile der Nachbarschaft voraus, wo der Marquis vorüber muß. Als er sich naht, wird er von Cardillac angegriffen, entwindet ihm aber den Dolch und verwundet ihn damit. Cardillac hat nur noch Kraft genug übrig, sein Zimmer wieder zu gewinnen, wo er in Oliviers Armen verscheidet. Auf des Letzteren Angstgeschrei eilen Bediente und Nachbarn herbei, und da sie Olivier mit dem Leichnam allein finden, beschuldigen sie ihn des Mordes. Er wird ins Gefängniß abgeführt; neue umständliche Beweise häufen sich mit jedem Augenblick, um ihn des Verbrechens zu überführen. Er ist entschlossen, die Wahrheit nicht zu bekennen: er will lieber sterben, als durch Bloßstellung der Schuld ihres Vaters Louisens Herz durchbohren. Er wird verhört und wäre unfehlbar verloren gewesen, wäre nicht der Marquis von Rosambert mit Verläugnung seiner persönlichen Gefahr aufgetreten, um das Verhältniß der Sache zu erläutern *).

Endlich hat auch das erste Pariser Theater, das Théâtre français, nachdem es beinahe sechs Monate damit schwanger gegangen, einen neuen dramatischen Sprößling zur Welt gebracht, welcher aber bei weitem nicht so frisch und kräftig ist und nicht so viele Lebenselemente in sich trägt, als sein Vorgänger (die Greisenschule). Dieser Sprößling ist ein Lustspiel in Versen von Dumerson, betitelt le méchant malgré lui. Nur hüte man sich, dabei an Gresset's Méchant zu denken. Das Stück gründet sich auf eine lang ausgesponnene Mystification, die aber so lose geknüpft und so unwahrscheinlich, daß sie keine Theilnahme erregt, und dabei von allem Witze so entblößt ist, daß sie wenig oder gar keinen komischen Effekt hervorbringt. Felix de Limenil, ein sehr bescheidener, ruhiger, liebenswürdiger Jüngling, liebt Henrietten, die Nichte Dorville's, der zugleich ihr Vormünder ist. Dieser alte Herr, welcher mit dem Eigenthum seiner Mündel etwas frei gehauset hat, ist gleichwohl sehr eifersüchtig auf seinen guten Ruf und fürchtet nichts mehr, als öffentliche Rüge seines Betragens. Er hat Henriettens Hand St. Albin, einem Pedanten und Feigling, versprochen. Da ihm aber Felix de Limenil durch dessen Freund Mérinval als ein äußerst streitsüchtiger und rachgieriger Mensch, und dabei als entschlossen geschildert wird, Dorville's unredliches Verfahren an das Tageslicht zu bringen, so gibt er nothgedrungen seine Einwilligung dazu, daß Felix seine Nichte heirathe. Auf gleiche Weise wird St. Albin vermocht, von seinen Ansprüchen abzustehen, indem ihn Mérinval überredet, Felix sey ein sehr blutdürstiger Nebenbuhler und ein Duell mit ihm unvermeidlich. Durch diesen plumpen Handgriff verschafft sich Felix ein Weib und ein Vermögen; ob aber auch der Verfasser Nutzen oder Ruhm dabei ärndten werde, ist zweifelhaft.

*) Alles das ist sehr schön und möglich. Wie in aller Welt aber hat sich ein solches Sujet auf das Théâtre de l'ambigu comique verirrt?

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

zu durchbrechen,
es eingeengt hat,
zusammengepreßte
nnender Tropfen
wässerigen Theile
ers, den er sich
em Pilger nicht
ur gebildet hat;
en Talenten
hafte sich mit
ohne einen
erdrücken zu

te Belege dazu
bersetzung seiner
seiner unüber-
f den Tod der
Gemahlin Co-
Childe Harold,

ftz wäre, ein hol-
s ganze menschliche
affend, nur jenes
adelndem Aufruhr
ir ein solches We-
n ich wähne, daß
ch es selten unser

pfadlosen Walde,
n Küste, an dem
und sich eindrängt,
be den Menschen
h mehr, aus die-
stehle von allem,
n bin, mich mit
hlen, was ich nie
kann.

eblauer Ocean —
n vergebens über
Erde mit Trüm-
iste auf; — auf
dein Werk, und
g des Menschen
auf einen Augen-
iefe mit sprudeln-

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 54. Sonntag, 4. July 1824.

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

nebst dessen lythographirten Bildniß.

Ich liebte nicht die Welt, die Welt nicht mich:
Ich schmeichelt' ihrem Gifthauch nicht; mein Knie
Bog nie geduldig ihren Götzen ich,
Verzog die Wange nie zum Lächeln — noch schrie
Ich ihrem Echo nach; nie konnten sie
Im Schwarm ihm gleich mich wähnen; stand ich doch
Zwar, wo sie, nicht gleich ihnen, Leichen die
Nie dachten Selbstgedachtes, könnt' es noch
Hätt' ich mich nicht zerfeilt, mich selbst gestürzt ins Joch.

(Harold 3r. Ges.)

In seinem geistigen Ebenbilde, — Childe Harold — entfaltet Lord Byron mit der Größe seines Genies auch die Eigenthümlichkeit seines Charakters; er tritt dem Leser mit seinen Bemerkungen und seinen Meinungen, seiner Liebe und seinem Hasse, seinem Entzücken und seinem Kummer entgegen; er entflammt dessen Einbildungskraft durch die Erhabenheit seiner Poesie und erfüllt sein Herz mit Rührung und Ehrfurcht, indem er ihm die Heiligkeit seines eignen Busens aufschließt. —

Alle Länder durchstreift der edle Pilger, die Schönheiten der Natur aufzufassen, die Verbrechen oder die Thorheiten der Menschen zu erspähen, und von allen entlehnt er Stoff zu Sorge, zu Unwillen und Verachtung. Seine Seele ist gleichgültig gegen die gewöhnlichen Vergnügungen des Lebens, und er verschmäht, wornach alle Welt jagt. Weder den Beifall des Lesers, noch irgend etwas, das die Erde bieten kann, wird, in dem Strom majestätischer Gedanken, der Berücksichtigung Harolds werth erklärt, aber überall durch diese Verachtung leuchten die mächtigen Blitze des Genies und das Talent durch, die Welt zu gewinnen, wenn er das Bestreben der Mühe werth hielt. In dem Sturm seiner begeisternden Dichtkunst ist der Sinn herrschend über den Klang, und ein Auge, scharf genug, die Natur in ihren größten Tiefen zu erspähen, ein Pinsel, mächtig genug die abwechselnden Umrisse von Schönheiten und Schrekken vollendet zu entwerfen, und ein Herz, entflammt bei dem Rufe der Freiheit, voll edler Gefühle, jeden Augenblick den gefrornen Kreis zu durchbrechen, in welchen eine falsche Philosophie es eingeengt hat, glühend wie der vernichtete und zusammengepreßte Alkohol, der ein einziger und brennender Tropfen in einer Eisrinde bleibt, die seine wässerigen Theile gebildet haben. Trotz des Charakters, den er sich angeeignet, ist es unmöglich in dem Pilger nicht das zu erblicken, wozu ihn die Natur gebildet hat; einen Mann, dessen erhabenen Talenten der Weise und der Tugendhafte sich mit Ehrfurcht und Liebe nahet, ohne einen Seufzer oder ein Zürnen unterdrücken zu dürfen.

Wir können keine sprechendere Belege dazu geben, als indem wir hier eine Uebersetzung seiner schönen Anrede an das Meer, und seiner unübertrefflichen und biblischen Elegie auf den Tod der Prinzessin Charlotte von England (Gemahlin Coburgs) aus dem 4ten Gesang des Childe Harold, mittheilen:

1) An das Meer.

Ach! daß die Wüste mein Wohnsitz wäre, ein holdes Wesen dort mein eigen; daß ich das ganze menschliche Geschlecht vergessen, und Niemand hassend, nur jenes lieben dürfte! Ihr Elemente! in deren adelndem Aufruhr ich mich erhoben fühle, könnt ihr mir ein solches Wesen nicht verleihen? Irre ich, indem ich wähne, daß mancher Ort dergleichen birgt? obgleich es selten unser Loos seyn kann, bei ihnen zu weilen.

Es giebt ein Vergnügen in dem pfadlosen Walde, es giebt ein Entzücken an der einsamen Küste, an dem tiefen Meere ist Gesellschaft, wo Niemand sich eindrängt, und Wohllaut ist sein Tosen: ich liebe den Menschen nicht weniger, aber die Natur liebe ich mehr, aus diesem unserm Verkehr, zu dem ich mich stehle von allem, was ich seyn mag, oder vorher gewesen bin, mich mit dem Weltall zu vermischen, und zu fühlen, was ich nie ausdrücken, aber nicht ganz verbergen kann.

Rausche fort, du tiefer und düsterblauer Ocean — rausche fort! Zehntausend Flotten fegen vergebens über dich dahin; der Mensch bezeichnet die Erde mit Trümmern — sein Zwang hört mit der Küste auf; — auf der Wasserebene sind die Trümmer alle dein Werk, und nicht ein Schatten von der Zerstörung des Menschen bleibt da, ausser seiner eigenen, wenn auf einen Augenblick er wie ein Regentropfen in die Tiefe mit sprudeln-

dem Aechzen sinkt, ohne Grab, ohne Geläute, ohne Sarg und unbekannt.

Seine Fußtritte finden sich nicht auf deinen Pfaden, — deine Gefilde sind keine Beute für ihn, — du erhebst dich und schüttelst ihn von dir; die niedrige Kraft, die er zur Zerstörung der Erde handhabt, verachtest du, indem du ihn von deinem Busen gegen die Wolken schleuderst, und ihn, bebend in deinem spielenden Schaum, und heulend, zu seinen Göttern sendest, und ihn wieder zur Erde schmetterst, wo seine kleinliche Hoffnung vielleicht in einem nahen Hafen oder Bucht liegt: — dort mag er verharren.

Die Waffenrüstungen, die mit ihrem Donner Städte, von Felsen erbauet, zerschmettern, Nationen erbeben, und Monarchen in ihrer Hauptstadt zittern machen, die Eichen-Leviathans, deren Riesenribben ihre Schöpfer von Staub den eitlen Titel von Herren von dir und Lenkern des Krieges annehmen lassen; sie sind nur dein Spielzeug, und wie Schneeflocken zerschmelzen sie in dem Schaum deiner Wogen, die eben so des Stolzes der Armada wie der Beute von Trafalgar spotten.

Deine Ufer sind Reiche, in allem verändert ausser in dir — Assyrien, Griechenland, Rom, Carthago, was sind sie? Deine Gewässer verheerten sie, wie sie frei waren, und seitdem mancher Tyrann; ihre Gestade gehorchen dem Fremden, Sclaven oder Wilden, ihr Verfall hat Reiche zu Wüsten aufgetrocknet: — nicht so du, unveränderlich in allem ausser in dem Spielen deiner wilden Wogen — die Zeit schreibt keine Furchen auf deine himmelblaue Stirn — so wie das Dämmern der Schöpfung dich sah, so rollst du noch jetzt.

Du glorreicher Spiegel, in dem des Allmächtigen Gestalt in Stürmen sich abbildet; zu allen Zeiten, in der Ruhe oder im Aufruhr — im Hauch, im Winde, oder im Sturm, den Pol beeisend, oder in der heißen Zone sich düster hebend; — grenzenlos, endlos und erhaben, — das Bild der Ewigkeit — der Thron des Unsichtbaren; selbst aus deinem Schaum werden die Ungeheuer der Tiefe gebildet; jede Zone gehorcht dir; du schreitest einher, gefürchtet, unergründlich, einsam.

Und ich habe dich geliebt, Ocean! und es war die Freude meiner Jugend, auf deinem Busen getragen zu werden, wie deine Wasserblasen: als Knabe schon spielte ich mit deinen Brandungen — sie waren ein Entzücken für mich; und wenn die frischende See sie zum Schrecken machte, so war es ein freudiger Schrecken, denn ich war, wie sie, ein Kind von dir, und vertrauete deinen Wogen fern und nah, und legte meine Hand auf deine Mähne — wie ich hier thue.

---

2) Bei dem Tod der Prinzessin Charlotte.

Horch! aus dem Abgrund kommt eine Stimme hervor, ein langes, heiseres, fernes Gemurmel von furchtbarem Ton, so wie es hörbar wird, wenn eine Nation aus einer tiefen und unheilbaren Wunde blutet; in Sturm und Nacht gähnt die gespaltene Erde, der Abgrund starrt von Geisterbildungen, aber ihre Erhabenste erscheint noch königlich, obgleich ihrem Haupte die Krone mangelt, und bleich, aber lieblich; mit mütterlichem Kummer umschlingt sie ein Kind, dem ihre Brust keine Nahrung zu geben vermag.

Zion der Häupter und Fürsten, wo bist du? Theure Hoffnung vieler Völker, bist du todt? Konnte das Grab dein nicht vergessen, und ein weniger majestätisches, weniger geliebtes Haupt in den Staub legen? In der traurigen Mitternacht, während dein Herz noch um deinen Knaben blutete, Mutter eines Augenblicks, stillte der Tod diesen Schmerz auf immer: mit dir entfloh die gegenwärtige Glückseligkeit und die verheissene Freude, welche die Herscher-Inseln so füllte, daß es überschwenglich schien.

Arme Mütter gebähren mit Sicherheit. — Konnte es geschehen, o du, die du so glücklich, so angebetet warst! Diejenigen, welche um keine Könige weinen, werden um dich weinen, und das Herz der Freiheit, welches so schwermüthig geworden ist, muß nun aufhören, all seinen Kummer für Eine aufzuhäufen; denn sie hatte ihre Gebete für dich hingeströmt, und über deinem Haupte ihren Regenbogen erblickt. Auch du, einsamer Herr und trostloser Gatte — umsonst wardst du vermählt! Ehegenosse von einem Jahre! Vater des Todten!

In Trauerfäden war dein hochzeitliches Gewand geschlagen; deine Brautfrucht ist Asche: in den Staub ist die schönhaarige Tochter der Inseln gelegt, die Liebe von Millionen! Wie vertraueten wir ihr unsre Zukunft! und erachteten wir auch, daß es einst dunkel werden würde über unser Gebein, so wähnten wir doch zärtlich, daß unsere Kinder ihrem Kinde gehorchen würden, und segneten sie und ihre ersehnte Frucht, deren Verheißung uns erschien wie Sterne den Augen des Schiffers: — es war nur ein Luftgebilde, welches strahlte.

Wehe über uns, nicht über sie; denn sie schläft im Frieden: der lustige Hauch der Volksgunst, die Sprache trügerischen Rathes, das falsche Orakel, welches, vom Anbeginn der Monarchie, seinen Klang in fürstliche Ohren läutete, bis die zertretenen Nationen im Wahnsinn sich waffneten, — dies seltsame Loos welches die mächtigsten Monarchen stürzt, indem es gegen ihre blinde Allmacht ein Gewicht in die andere Schaale wirft, das sie früher oder später niederdrückt.

Das alles hätte ihr Schicksal seyn können; aber nein, dem widersprechen unsre Herzen: und so jung, so schön, gut ohne Anstrengung, groß ohne einen Feind; aber nun Braut und dann Mutter — und nun dort! Wie viele Bande zerriß dieser furchtbare Augenblick! Von deines Vaters Brust bis zu der Brust seines ärmsten Unterthans läuft die electrische Kette der Verzweiflung, deren Erschütterung wie ein Erdbeben war, und das Land darnieder drückte, welches dich so liebte, daß keiner dich am heissesten lieben konnte.

(Schluß folgt.)

Dreisylbige Charade.

Sagt, wer seyd ihr holde Schönen?
Blühende, geliebte Töchter,
Kommt aus höhern Welten ihr? —
Schwebt in grazienvollem Schweben,
Stumm und schweigend — doch mit welchen
Sinnig zarten Tönen singt ihr
Alles Edeln Lobgesang! —
Tanzend nur und Lust genießend? —
O! wie weben sie so emsig
In der Jugend Blüthentagen
Sich den schönsten, zart'sten Schmuck!
Aus der Erde tiefen Gründen,
Dienen Euch die finstern Gnomen;
Seyd ihr Elfen? — Seyd ihr Feen? —
Und aus welchen Regionen
Bringen Geister Nektar euch? —
Reicht, o reicht auch mir den Nektar! —
Soll ich Drittes dich ergreifen? —
Oder soll's vorübergehen? —
Wechsel ist der Erde Losung!
Alles Liebliche verschwindet
Wie der Ersten stille Geister;
Nur das Herbe — und das Trübe
Bleibet dem verwöhnten Sinn.
Kommt, o leicht beschwingte Wesen,
Tauchet fröhlich euch ins Ganze!
Künstler mit dem feinen Richtmaß,
Sammelt euch zu eurer Hütte,
Und aus tiefen Gründen hohlet
Euch und uns Ambrosia!

Auflösung der Homonyme in Nr. 52.
Thor.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Sammstag den 26. Juny. **Der Spieler**, Schauspiel in 5 Abthl. von Ifland. Man sagt, dieses Stück habe schon mehrere für verloren geachtete Spieler gebessert. Gut. Aber schreibt man denn Schauspiele, um Schwächlinge, leichtsinnige Buben und Bösewichter von dem Abgrunde des Verderbens wegzureißen? Und wozu all das „nasse Elend," das uns in dem preßhaften Familiengemälde vorgeführt wird? Was ist denn an diesem Baron von Wallenfeld? Verlohnt sich's denn der Mühe, ihn von seiner tödtlichen Leidenschaft (die im höchsten Grade unpoetisch ist) zu heilen? Er hat ja gar nichts gelernt, hat ja zu nichts in der Welt Lust bewiesen, als zum Heirathen und zum Spielen. Er wird jezt Protesser des Kriegsministers, und wenn's gut wird, sezt er noch ein Dutzend Kinder in die Welt und stirbt wie Gellerts Greis. Hr. Heuser wußte uns diesen traurigen Helden in nichts interessant zu machen. Sein Spiel war, wenn nicht völlig schlecht, doch völlig unbedeutend. Hätte er indessen dieses Stück zu seiner ersten Gastrolle gewählt und auf den Roderich verzichtet, gewiß er würde den Abfall der Kunstfreunde nicht erfahren haben. Es ist ganz wunderlich, wie solche junge Leute, wenn sie irgendwo ihr Glück machen wollen, sich am liebsten das Schwerste aussuchen, worin sie fallen müssen. Kein Held oder heldenmüthiger Liebhaber erscheint ohne das beliebte Paradepferd Roderich. Sie werden gewöhnlich abgeworfen und dann herausgerufen, wie hier. — Hrn. Otto gebührt der frischeste Kranz der Muse für sein erfrischend kräftiges, charaktervolles Spiel als Lieutenant Stern. Er heilte die Wunden, welche die Mißgriffe der meisten übrigen Darsteller verursachten. Hr Otto weiß das Herz zu treffen. Hier ist etwas, was kein Studium gibt; hier beurkundet sich siegend die Herrschaft des Gemüths. Hrn. Weidner, (Posert) den sonst so scharfsichtigen Beobachter der Natur, fanden wir heute noch auf demselben Irrwege, wie vor mehreren Jahren. Er wollte mehr belustigen als Abscheu erregen. Dem. Urspruch (Baronin) war im Ausdruck der Gefühle wahr, wenn auch zuweilen zu weich. Möge Dem. Urspruch auf diesem Wege nunmehr beharrlich fortfahren. Nicht das Publikum vernachläßigte sie bisher; das möge ihr von heute und früher der freiwillige Beifall beweisen.

Sonntag den 27. **Der Freischütz**, Oper in 3 Abtheilungen, von Fr. Kind, Musik von C. M. von Weber. Der Freischütz hat schon beinahe drei Perioden erlebt. Die erste war die, wo er, selbst nur theilweise verstanden, die größere Hälfte des Publikums der Wolfsschlucht halber anzog; in der zweiten kam man schon dahin überein, daß die Albernheit des Sujets und das Scenenunwesen der Musik wesentlichen Eintrag thue; die dritte ist endlich die, wo man abstrahirend dahin gelangt, sich das Sujet und die Musik getrennt zu denken, und sich dieser genießend hinzugeben, ohne sich von jenem, das immer mehr in den Hintergrund tritt, in dem Genusse stören zu lassen. Es scheint, daß wir uns dieser dritten Periode und damit dem Zeitpunkt nähern, wo der Freischütz unter den klassischen Opern Deutschlands einen festen Rang einnehmen wird. — Wir unserntheils freuen uns immer, wenn die ersten Scenen abgespielt sind; denn wenn sie auch eine Festlichkeit aus dem Volks- und Jägerleben zur Anschauung bringen sollen, so gewinnen sie dennoch durch das allzugrell hervortretende, neckische Treiben des Hanswursts ein marionettenhaftes Ansehen, welches dem wahren Schönheitssinn sehr widerstrebt. —

Die heutige Aufführung der Oper war vielleicht die gelungenste von allen, die uns bisher dargeboten worden sind. Mad. Devrient (Agathe) zeigte sich durch Kraft und Anmuth, durch Wahrheit des Ausdrucks im Gesang, durch Wärme und Leidenschaftlichkeit im Spiel, ihres Ruhmes und ihrer früheren Auszeichnung würdig. Es möchte wohl wenig Sängerinnen geben, welche bei so weit vorgerücktem Studium dennoch der ursprünglichen Bestimmung der Kunst so eingedenk geblieben sind, als Madame Devrient, und darum überwiegt auch ihre Leistung die Leistungen vieler anderen, welche ihren Gesang nicht tiefer schöpfen, als aus der Gurgel und der Kehle. Hier zeigt es sich

aber auch, wie wohlthätig es selbst auf den musikalischen Vortrag wirkt, wenn der Sänger zugleich Schauspieler ist. — Doch mußte Mad. Devrient für heute die öffentliche Aufmerksamkeit mit Aennchen theilen, und sie hat es gewiß gerne gethan. — Dem. Heinefeder hat in dieser Rolle die Erwartungen vollkommen gerechtfertigt, und zwar befriedigte sie nicht allein im Gesang in einem hohen Grade, sondern verhältnißmäßig auch im Spiel. Wenn sie sich heute Kränze errungen, so waren es nicht die allein, welche die Nachsicht zur Aufmunterung reicht, es waren auch solche, welche dem Verdienste gebühren. Aennchen ist unstreitig eine der schwierigsten Rollen desjenigen Fachs, in welches Dem. Heinefeder nun hoffentlich eintritt und es scheint, daß sie dabei jene alte Klugheitsregel im Auge hatte, nach welcher man den schwersten Stein zuerst fortwälzen soll, um sich dann der leichteren desto bequemer entledigen zu können. Am erfreulichsten war die Mitwirkung der Dem. Heinefeder in dem Duett und dem Terzett des zweiten Akts, wo sie ihre Parthie kräftig hervorhob und dem Tonsetzer das lange verweigerte Recht verschaffte. Von ihren Arien mußte sie die erste wiederholen und das Publikum, welches gegen das wirkliche Verdienst immer gerecht, und nur oft zu langmüthig gegen das eingebildete ist, überschüttete sie mit Beifallsbezeugungen. — Vermöge ihrer Anlagen werden wir die junge Künstlerin bald in vorzüglichen Parthieen glänzen sehen. Wir begleiten sie mit unseren besten Wünschen auf der so glücklich angetretenen Laufbahn. Wir bitten sie und alle, die es angeht, ernstlich darauf bedacht zu seyn, daß der naturgemäßen Entwickelung ihrer Anlagen kein Hinderniß, keine Uebereilung, kein Mißbrauch in den Weg trete; wir bitten sie, nie zu vergessen, daß in der Stufenleiter der Kunst über der erreichten Stufe immer noch eine höhere, zu erreichende, liegt; wir warnen sie insbesondere vor dem gefährlichen Beifall der Menge. Möge sie sich nie dadurch bethören lassen und in eitler Selbstzufriedenheit sich am Ziele wähnen. In der Kunst, wie in der Zeit, giebt es kein Ziel, sondern nur ewiges Vorwärtsschreiten. Das Publikum rechnet auf die Eitelkeit des Schauspielers, wie Mephistopheles auf die Sinnlichkeit des Faust. Es hüllt ihn in einen dichten Nebel von Weihrauch ein, um ihn dadurch zu Fehltritten zu verleiten und ihn dann um so tiefer in den Abgrund der Verdammniß zu schleudern.

Montag den 28. Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Abthl. von Schiller. Wir können von diesem Abend nichts sagen, als nach dem Zettel: daß Hr. Heuser den Wilhelm Tell zu seinem Vortheil gab. Wir gingen zu unserm Vortheil wieder einmal in der freien Natur spazieren und stellten freiathmende Betrachtungen über die zunehmende Engbrüstigkeit und Schlechtigkeit an. Unsere Gedanken liefen ungestört und unbeschnitten zwischen Schein und Seyn umher, und überdachten wehmüthig, was dem Publikum in diesen Tagen wieder zur Belehrung und Unterhaltung geboten wurde. — —

Dienstag den 29. **Fluch und Segen**, Drama in 2 Abthl. von Houwald. Hierauf: **die Entdeckung**, Lustspiel in 2 Abthl. von Steigentesch. Zuletzt: **Ich irre mich nie**, Lustsp. in 1 Act, nach dem Franz. von Lebrün. Wir konnten nur das letzte Stück besuchen. Hr. Weidner legte heute als Bonoeil neuerdings einen Beweis ab, daß ihm das Unbewußte der Komik zu Gebote steht. Er ging ganz in das Individuum auf und ergötzte dadurch allgemein. Der Hasenfuß war eben so richtig und ergötzlich, wie die Zudringlichkeit: „Landsmann ꝛc." und der Scharfblick, der die schwärzlich blonde Farbe erfindet; wie ferner die Erklärung des Incognito und der gut nüancirte Refrain: „Ich irre mich nie." „Der unschuldige Säugling" (mit der Perüke) that seine Wirkung; auch in der Person des Hrn. Hassel.

Mittwoch den 30. **Euryanthe**, Oper von C. M. von Weber. Letzte Gastrolle der Mad. Devrient.

Nachruf
an Euryanthe-Devrient.

Ein Buch der Liebe hast Du uns verkündet
In Euryanthens Treue, ohne Schranke,
Ob auch ihr Herz zum bittern Tod erkranke,
Da aller Trost des Lebens ihr entschwindet.

Von höh'rer Lust sind wir durch Dich entzündet,
Die nicht erstirbt, ob auch die Erde wanke;
Sie feiert vor dem Höchsten der Gedanke,
Wenn ihn die Erdenfessel nimmer bindet.

So lieben und so singen höh're Wesen,
Wenn sie beglückt in unschuldvollem Kosen,
Wenn sie den Erdentrug schmerzlich beweinen.

An uns, die Deinen Pfad bestreut mit Rosen,
Wo Deines Ruhms sich alle Hörer einen,
Gedenk' — und bleibe was Du uns gewesen.

Donnerstag den 1. July. **Der Wollmarkt**, Lustsp. in 4. Abthl. von Clauren. (Mspt.) Hierauf: **der kleine Matrose**, Oper in 1 Act nach dem Franz. Musik von Gaveaux. Dem. Urspruch spielte heute für Dem. Lindner die Helmine mit einer Natürlichkeit, die wir gern loben und welche unsere guten Erwartungen bestärkt. Hrn. Düpre (Prinz Wiburg), dessen Darstellung wir schon früher gelobt hatten, gelang die Schlußscene vorzüglich. In einem frühern Act machte er ein Paar Fragezeichen zu viel. Mad. Hoffmann, hatte für Mad. Schulze die Prinzessin übernommen. Hr. Otto (Amtsrath) war wieder die Seele des Ganzen. —

Theater-Anzeige.

Montag den 5. July. (Zum Besten der Pensions-Anstalt): Die Müllerin, Oper.
Dienstag den 6. Der Diener zweier Herren, Lustsp. Hierauf: Röschens Aussteuer, Lustspiel.
Donnerstag 8. Oper. (Noch unbestimmt).
Samstag den 10. Das Blatt hat sich gewendet, Lustspiel.
Sonntag den 11. Oberon, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 55. Donnerstag, 8. July 1824.

Lord Byron.

(Schluß.)

So weit die Blicke auf den frohen Wellen-
Hingleiten, über dunkelblaues Meer,
So weit im Windeshauch die Wasser schwellen,
Sind wir Gebieter — aller Fesseln leer. —
Frei, wie die Welle, tragen die Gedanken
Die Seele aus des Lebens engen Schranken,
Und unser Königreich ist Grenzen-los,
Ein Scepter ist die Flagge, die wir führen,
Ihr zu gehorchen — des Begegners Loos.
Uns ward die Kraft, das Leben zu regieren
Von Kampf zu Rast — an Freudenwechsel groß —
O! wer vermag des Herzens Hochentzücken,
Des Pulses magisch selig süße Glut
Zu schildern, wenn auf blauem Meeres Rücken
Der Wand'rer zieht, durch pfadeslose Fluth?
Nicht du vermagst es, Sklav der Sinnlichkeit
Im Wellenkampfe will dein Herz verzagen, —
Du Herrscher nicht — der jeder Lust gebeut,
Und freudlos weilt im üppigen Behagen,
Nicht von dem Schlaf, nicht von der Lust erfreut, —
Nur der allein der über dunkle Wogen
Im seligen Triumphe hingezogen.

(Lied des Seekriegers im Corsaren.)

Lord **Byron** hatte früher mehrere Jahren in Griechenland zugebracht. Von seinem Aufenthalt auf der Insel Mitylene theilte im Jahr 1819 ein Reisender folgende Nachrichten mit:

Wir besuchten das Haus des Lord Byron, der seit 14 Monaten hier wohnte, und, wie er sehr oft in seiner Feluke nach verschiedenen andern Inseln segelte, auch jetzt gerade abwesend war. Wir wurden von einem alten Manne freundlich empfangen und im ganzen Hause herumgeführt. Es bestand aus vier Gemächern auf ebner Erde, einer Eintrittshalle, einem Wohn- und Schlafzimmer, an welches ein geräumiges Closet stieß. Alle waren ganz einfach verziert. Die Wände einfach grün, an jeder Seite Marmortische, in der Mitte ein breiter Myrtenbaum, und unter demselben eine Fontaine, welche durch eine, in einer kleine Venusstatue von Bronze angebrachte, Feder in Bewegung gesetzt werden konnte, so daß sie die Zweige des Baumes benetzte, endlich ein breites Sopha — dies machte das ganze Hausgeräth aus. In der Vorhalle standen ein Dutzend englische Rohrstühle und ein großer Bücherschrank; nirgends aber Spiegel oder ein Gemälde. Das Schlafgemach enthielt blos eine große Matratze auf den Boden gelegt, mit zwei ausgefütterten baumwollenen Decken und einem Kissen, — das gewöhnliche Bett in ganz Griechenland. In dem Wohnzimmer bemerkten wir eine marmorne Nische, die, wie der Alte sagte, sonst mit Büchern und Papieren angefüllt gewesen, welche sich jetzt in einem großen Schifferkoffer in dem Closet befanden. Er war offen, allein wir hielten uns nicht für berechtigt, den Inhalt zu untersuchen. Auf dem Tische in der Nische lagen Voltaire's, Shakesspear's, Boileau's und Rousseau's sämmtliche Werke, Volney's Ruinen, Zimmermann in deutscher Sprache, Klopstocks Messias, Kotzebue's Novellen, Schillers Räuber, Miltons verlornes Paradies, und mehrere kleine Schriften aus griechischen Pressen zu Constantinopel. Viele dieser Bücher waren voll Randanmerkungen mit einem Pinsel geschrieben, in italienischer und lateinischer Sprache. Der Messias war überall beschrieben und mit Papierzeichen versehen, worauf sich ebenfalls Bemerkungen befanden.

Der alte Mann sagte: der Herr hat in diesen Büchern noch den Abend zuvor gelesen, ehe er abreiste, und nur vergessen, sie zu den andern zu stellen; aber, setzte er hinzu, sie müssen hier liegen bleiben, bis er wieder kommt; er ist ein sonderbarer Mensch, wollte ich nur das Geringste ohne seinen Befehl verrücken, so könnte er ganze Wochenlang böse auf mich seyn, sonst ist er sehr gut! Ich leistete ihm einmal einen Dienst, und da habe ich den Ertrag seiner Meierei dafür, daß ich sie verwalte, ausgenommen zwanzig Zechinen, die ich einem alten Armenier zahle, der in einer kleinen Hütte im Walde lebt, und den der Herr einst mit von Adrianopel brachte; ich weiß nicht aus welchem Grunde.

Von Außen sahe das Haus recht gefällig aus. Der Säulengang an der Vorderseite war funfzig Schritte lang, und vierzehn breit, die canelirten

marmornen Pilaster mit schwarzen Plinthen und hohlgearbeiteten Cornichen (wie es jetzt in Griechenland Mode ist) waren beträchtlich höher, als das Dach. Dieses aber, umgeben von einer leichten steinernen Balustrade, war bedeckt mit einem feinen türkischen Teppich. Die meisten Dächer der Häuser sind so eingerichtet, weil auf demselben die Griechen ihre Abende mit Tabackrauchen, Weintrinken, Früchteessen, und im Genusse der Abendkühle zubringen.

Links beim Eingange des Hauses gleitete ein Bach dahin, Weinstöcke, Orangen, Linden, wuchsen dicht an seinen Ufern empor, und unter dem Schatten zweier großen Myrtenbäume stand ein marmorner Sitz mit einer hölzernen Lehne, worauf, wie uns der Alte sagte, der Herr manche Abende und Nächte bis um 12 Uhr lesend, schreibend und im Selbstgespräche zuzubringen pflegte. Ich vermuthe, sagte der Alte, er betete; denn er ist sehr fromm, und besucht, außer Sonntags, unsere Kirche immer zweimal in der Woche.

Die Aussicht von diesem Sitze war, was man eine Vogelperspective nennen möchte. Eine Reihe üppiger Weingärten leitete das Auge zu dem Berge Calcla, der mit Oliven und blühenden Myrtenbäumen bedeckt, auf seinem Gipfel einen alten Griechischen Tempel in majestätischen Ruinen trägt. Ein kleiner Fluß rauschte in mehrern Fällen von den Trümmern herab, bis er sich in dem Gebüsche am Fuße des Felsens verlor. Die spiegelglatte See und ein von keinem Wölkchen beschatteter Horizont schlossen die Aussicht von vorn, ein wenig links erblickte man durch die Stämme von Wallnußbäumen und Palmen mehre kleine Eilande, welche auf den blauen Wogen wie schmaragdne Knöpfe schimmerten. Selten hatte ich eines so reizenden Anblicks genossen.

„Der Armenier, sagte unser Führer, könnte Ihnen mehr von ihm sagen, allein ich weiß gewiß, er wird es nicht thun!" Und könnt ihr's denn nicht, alter Freund, versetzte ich. — Könnt' ich's auch, erwiederte er, ich wagte es nicht! —

Wir hatten keine Zeit, den Armenier zu besuchen, allein bei unserer Rückkehr nach der Stadt erfuhren wir mehre einzelne Züge von dem einsam lebenden Lord. Er hatte bei seiner letzten Anwesenheit auf der Insel eilf junge Mädchen ausgestattet, und selbst mit ihnen bei ihrer Hochzeit getanzt. Er gab dem eine Kuh, jenem Pferde, und Baumwolle und Seide den Mädchen, welche von dem Weben dieser Stoffe leben. Er kaufte einem Fischer ein neues Boot, der das seine in einem Sturme verloren hatte, und gab armen Kindern oft griechische Bibeln Mit einem Worte, er erschien uns, soviel wir von ihm hörten, als ein zwar seltsamer, aber sehr wohlwollender Charakter. Einen Umstand erfuhren wir noch, den uns unser alter Freund in dem Landhause verschwiegen hatte. Dieser hatte nemlich eine sehr schöne Tochter, mit der man den Lord oft an der Seeküste spazieren gehen sahe, und er lehrte sie die Musik auf einem Fortepiano, das er ihr gekauft hatte.

Dies war alles, was wir bei unserer Abreise von der friedlichen Insel Mitylene erfahren hatten. Als uns später Child Harold in die Hände gekommen war, erkannten wir auf jeder Seite wieder die Einsamkeit von Calcla.

Einige Jahre hatte Lord Byron seitdem wieder in Italien verlebt, und die Literatur mit mehr als einem unsterblichen Werk seiner Muse bereichert, als er sich zuletzt wieder nach Griechenland begab, um hier an dem Kampfe der Unterdrückten gegen die Barbaren, an der Befreiung Griechenlands Theil zu nehmen, an welches er schon früher in einigen schönen Strophen seines Gedichts: Der Giaour folgende Anrede gerichtet hatte:

Steh auf und erfasse dein Eigenthum!
Hier wo der Väter Asche ruht
Entzünde dran sich neue Glut!
Wer unterliegt mit Heldenmuth
Deß Nam' ist Namen eingewebt
Vor denen der Despot erbebt,
Und Enkel lernen noch durch ihn:
Tod ist der Schande vorzuziehn!
Denn wenn begann die Freiheitsschlacht,
Der blutende Vater dem Sohn sie vermacht,
Mag zögern der Sieg — doch wird's vollbracht!
Gieb Zeugniß, Hellas! — dein Heldenkreis
Für die Nachwelt bleibt er ein ew'ger Beweis.
Die Pyramide steht Namenlos
Auf der Königsgräber versunknem Moos;
Doch deine Helden — ob allwaltender Fluch
Die Säulen am Grabe verwandelt in Bruch —
Sie gebieten — ein größ'res Denkmal erstand!
Es sind die Gebirge vom Vaterland.
Die Muse, die hier den Fremdling umschwebt,
Nennt sie, die den Tod selbst überlebt.

Am 19ten April starb Lord Byron zu Missolunghi, 37 Jahr alt! Die Umstände seines Todes, die Bestürzung und Trauer, die dieser Tod, der in Griechenland als eine öffentliche Calamität, und in der Literatur als ein unersetzlicher Verlust beklagt wird, verbreitete, sind zu neu und aus Zeitungen zu wohl bekannt, als daß wir nöthig hätten, hier davon weiter Erwähnung zu thun. — Seine Leiche ward nach England gebracht; sein Herz behielten die Griechen und es ward zu Missolunghi mit großer Feierlichkeit in einer Urne zur Aufbewahrung beigesetzt. — Spiridion Trikupis, ein junger Grieche, hielt hierbei eine Leichenrede, aus welcher wir folgende Stelle mittheilen, die der befeuerte Redner an die Tochter des edlen Verstorbenen richtet:

„Einige Tage noch, und selbst die sterbliche Hülle jenes berühmten Mannes wird dem trostlosen Griechenland, seinem zweiten Vaterlande, entrissen seyn, um in das Land gebracht zu werden, dem die Ehre seiner Geburt zu Theil ward. Und Du, edler Sprößling eines erlauchten Vaters, dem Du so theuer warst, Du wirst mit Deinen Thränen den Sarg benetzen, der seine Ueberreste umschließt! Die Thränen der verwaisten Griechen werden nur die Urne benetzen, in der sein Herz ruhet; allein sie werden auf dem ganzen Boden Griechenlands fließen: denn ganz Griechenland ist heute sein Grab. Da, in den letzten Augenblicken seines Lebens, er nur Deinen Namen und den Namen Griechenlands aussprach: so ist es billig, daß nach seinem Tode auch Griechenland einen Theil seiner kostbaren Ueberreste besitze. Die Stadt Missolunghi, sein neues Vaterland, bewahrt sein Herz innerhalb ihren Mauern, als Sinnbild seiner Liebe für sie. Du, edle Tochter eines erlauchten Vaters, Du wirst seinen Leichnam erhalten. Ganz Griechenland, in Trauer und Verzweiflung, sendet ihn Dir mit allen Ehren, allem religiösen, bürgerlichen und militärischen Gepränge, dessen er würdig ist; alle Bürger Missolunghi's und eine Menge anderer Griechen begleiten ihn; sie überströmen ihn mit Thränen der Dankbarkeit, und Alles widerhallt von den Gelöbnissen und den Segnungen des Erzbischofs Porphirus, dieses aufrichtigen Freundes unserer Freiheit, des Bischofs Joseph und unserer gesammten Geistlichkeit. Generale trugen ihn auf ihren Achseln zum Tempel des Herrn, Tausende von Soldaten bildeten einen Leichenzug auf den Gassen, durch die er gebracht wurde; ihre Waffen, die zur Vernichtung so vieler Barbaren gedient hatten, waren zur Erde gesenkt. Und in diesem nämlichen Augenblicke umgiebt das ganze Heer, bereit gegen den Feind der Christenheit ins Feld zu rücken, seinen Sarg und leistet auf seiner Leiche den Schwur, nimmer die Opfer Deines Vaters zu vergessen, und nimmer zu gestatten, daß die Barbaren mit ihren Tritten den Boden besudeln, wo ein Theil seiner Ueberreste ruhet. Aus Aller Mund erschallen im Tempel des Gottes der Christen Lobgesänge und Gebete, um daß seine sterbliche Hülle glücklich in sein Geburtsland gelange, und seine Seele an dem Orte ruhe, wo die Gerechten ruhen."

Von einem vaterländischen Dichter A. v. M. nehmen wir zugleich folgendes, hievon veranlaßte, Gedicht hier auf:

Lord Byron.

Von der Griechen Hochgestaden
Stößt ein Nachen in das Meer,
Und die lieblichen Najaden
Fliehen zitternd vor ihm her.

Eine große Sterbestunde
Seufzet von dem Ufer nach,
Ja, so naht die finst're Kunde
Von der Griechen Fall und Schmach! —

Nein, die Heimath der Kamönen
Höhnet das Tyrannenjoch;
Dumpf im Trauergruße tönen
Hella's freie Donner noch;
Wehmuth regt die Wellenreiche,
Die der schwarze Kahn durchdringt,
Der des Sängers kalte Leiche
Aus dem Land der Lieder bringt.

Stolze Insel der Trophäen,
Wunder in dem Ozean:
Deine Trauerfahnen wehen
Nächtlich über diesem Kahn.
In der Hoffnung heil'ger Kriege,
In Begeisterung und Kraft,
In der Ahnung hoher Siege
Ward des Liedes Sohn entrafft.

Klaget nochmals, heil'ge Fluren',
Klagt, im Schmerze fromm vereint,
Die ihr bloß der Helden Spuren
Seit Jahrhunderten beweint.
Zu dem flieh'nden Kahn gewendet,
Männerklagen, hebet an,
Um den Sänger, der vollendet,
Um den Helden, der begann.

Konnte jenes Werk gelingen,
Alter Freiheit Wiederkehr,
Hätt' Er dürfen sie besingen —
Doch der Sänger ist nicht mehr!
D'rum verzage, Heldenrache,
Die auf Hellas Gräbern glüht;
Wehe, Weh' der heil'gen Sache,
Deren Sänger früh verblüht.

Doch sein Kampf, er ward entschieden,
Eh' sein Heldenblut noch floß,
Als der Tod den großen Frieden
Der zeriss'nen Seele schloß.
Säuselnd trage, Meeresstille,
Seines Schicksals letzten Raub;
Fluthen, wieget seine Hülle
Liebend, wie Leanders Staub! *)

*) Lord Byron schwamm bekanntlich durch den Hellespont an der Stelle, wo der griechische Jüngling seinen Tod fand.

Theaterdichter und Theatergeschichten.

Corneille war aus der Normandie gebürtig. Er kam auf eine seltsame Weise zu seiner Frau. Eines Tags nemlich erschien er traurig und nachdenkender, als gewöhnlich, vor dem Cardinal Richelieu, der ihn fragte: ob ihn eine Arbeit beschäftige? Er antwortete: er sey weit von der dazu erforderlichen Ruhe entfernt; die Liebe habe ihm den Kopf verrückt. Er mußte sich deutlicher darüber erklären, und sagte dem Cardinal, daß er leidenschaftlich in eine Tochter des General-Lieutenants d'Andely verliebt sey, und daß er sie von ihrem Vater nicht erhalten könne. Der Cardinal ließ den unerbittlichen Vater nach Paris zu sich rufen. Ueber einen so unerwarteten Befehl ganz in Schrecken gesetzt, kam er an, und kehrte ganz zufrieden zurück, da es weiter nichts war, als daß er seine Tochter einem Manne geben wußte, der so viel Ansehen hatte.

Corneille war nicht immer so zufrieden mit dem Cardinal Richelieu. Er machte auf den Tod dieses Ministers folgende Verse, worin er ihn von der einen Seite als seinen Feind und von der andern als seinen Wohlthäter betrachtet:

> Qu'on parle mal ou bien du fameux Cardinal,
> Ma prose ni mes vers n'en diront jamais rien,
> Il m'a fait trop de bien pour en dire du mal,
> Il m'a fait trop du mal pour en dire du bien.

Dieser große Dichter genoß die ausgezeichnetesten Ehrenerweisungen. Er hatte seinen bestimmten Platz im Schauspiel. Wenn er Besitz davon nehmen wollte, erhob sich Jedermann und das Parterre klatschte in die Hände. Man wird diese Auszeichnung nicht für übertrieben ansehen, wenn man den Zustand bedenkt, worin er das Trauerspiel fand. — Die französische Bühne war damals ganz ohne Verdienst; die Schriftsteller waren eben so unwissend, als die Schauspieler; der größte Theil der Theaterstücke ausschweifend und ohne Charaktere; alle Regel der Kunst, selbst der Ehrbarkeit und Anständigkeit, überall aus den Augen gesetzt. Corneille kämpfte eine Zeit lang gegen den Geschmack seines Zeitalters, und endlich glückte es ihm durch sein außerordentliches Genie, die Vernunft auf der Bühne in ihre Rechte einzusetzen, aber mit aller der Pracht und dem Schmucke, deren die französische Sprache fähig ist. Die Bühne hallt noch von dem Beifall wieder, den sein „Cid," „Horaz," „Cinna," „Pompejus" bei ihrem Erscheinen erregten, alle die Meisterstücke, die auf so vielen Theatern vorgestellt, in so viele Sprachen übersetzt sind, und immer in dem Munde der Nachkommen leben werden.

Bei seinem großen poetischen Talent besaß Corneille auch viele gesellschaftliche Tugenden; er war ein guter Gatte, guter Vater, Verwandter und ein zärtlicher Freund. Er sprach wenig, selbst über solche Gegenstände, denen er vollkommen gewachsen war; und wenn man ihm vorwarf, daß er sich etwas zu sehr in Gesellschaft vernachlässige, so antwortete er: „Je ne'n suis pas moins Pierre Corneille!" Er schmückte das nicht aus, was er sagte, und um in ihm den großen Corneille zu finden, mußte man ihn lesen. Man nannte ihn auch den Anti-Mandores. Mandores war ein trefflicher Schauspieler, der die Verse eben so sehr hob, als Corneille sie verdarb. Corneille war stolz und liebte die Unabhängigkeit, hatte keine Geschmeidigkeit und Welt, welches ihn sehr geschickt zur Darstellung römischer Tugenden und sehr ungeschickt machte, sein Glück zu gründen. Darum blieb er arm. Es ist bekannt, daß er Boileau, der ihm einst wegen seines Ruhmes Glück wünschte, trotzig antwortete: „Ja, ich bin des Ruhmes übersatt, und hungere nach Geld!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Dichter Marivaux hatte im Jahr 1722 das Lustspiel: „Die Ueberraschung der Liebe" geschrieben, seinen Namen aber durchaus dabei verschwiegen. Man brachte den Verfasser zur Dem. Sylvia, einer talentvollen Schauspielerin. Sie war eben an der Toilette. Marivaux that als blättere er in ihren Schriften und finde zufällig die „Ueberraschung der Liebe." — „Was ist das für ein Stück?" fragte er. — „Eine herrliche Comödie!" antwortete die Gefragte; „wenn ich nur den Verfasser kennte! Es ist ein fataler Mensch, daß er sich nicht nennt; wir würden das Stück zehn Mal besser geben können, wenn er es uns nur ein einziges Mal vorlesen möchte!" — Marivaux erbat es sich, daß er einmal einige Stellen daraus lesen dürfe. Sein richtiger Accent, sein Takt gaben plötzlich der Zuhörerin ganz neue Gedanken. — „Mein Herr!" rief sie; „Sie lassen mich wahrlich da ganz neue Schönheiten in dem Stücke finden; gerade so wollte ich, daß es vorgelesen würde; so fühlte ich, daß ich spielen müsse, nur konnte ich die Biegung der Stimme gar nicht finden, die mein Gefühl genügend ausdrückt! — Wie dankbar bin ich Ihnen für diese Belehrung! — Aber hören Sie, Sie sind entweder der Teufel, oder der Verfasser des Stücks!" — Marivaux konnte sich nicht eines genugthuenden Lächelns erwehren, und bemerkte: daß er wenigstens nicht der Teufel sey.

Dlle. Duchenois, die berühmte französische tragische Schauspielerin, spielte neulich die Clytemnestra in „Iphigenie." Die Pariser Blätter rühmten sie nach Verdienst über diese vortreffliche Darstellung, indessen machte ihr eins der bessern den Vorwurf, sie habe réjaillir statt rejaillir gesprochen, und fehlerhaft den Ton auf die erste Sylbe gelegt; denn, sagt es, eine Schauspielerin, wie Dlle. D., muß stets das Beispiel einer reinen Aussprache geben! — Wenn die deutschen kritischen Blätter dergleichen Fehler rügen wollten, so müßten sie Columnen wie der Moniteur haben, denn die falsche Aussprache und Betonung ist auf der deutschen Bühne eben so häufig, als die Verletzung der Regeln der Grammatik.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 56. Sonntag, 11. July 1824.

Elegie.

Klag' ich um euch, o der Zeit ihr hinabgeschiedenen Sonnen,
Da mich der süßeste Traum rasch durch die Jugend geführt!
Klag' ich um dich, das golden am vollen Himmel heraufstieg
Blüthengeschmückt, so viel spendet der festliche Lenz,
Morgenroth der Liebe, mit dem des wonnigsten Tages
Hoffnung mir aufgestrahlt, ach, und sobald auch gewelkt!
Wie wann den ländlichen Mann, dem froh zureifte die Ernte,
Zum herzfreuenden Werk heitere Frühe geweckt:
Aber den Mittag wölket im drohenden Kleide des Schreckens
Schwarze Gewitternacht stürmend von feindlichem Pol.
Also scheuchte mich träumenden auf aus ambrosischem Schlummer,
Der auf dem Veilchenbeet sel'ger Entzückung genaht,
Ueber dem göttlichsten Bilde der Wirklichkeit nüchterner Anhauch:
Ach! es entfloh, und verwaist fühlt sich im Busen das Herz.
Ach, sie entfloh die Verlangte: der Sehnsucht ewige Thränen
Ließ zum Vermächtniß sie einzig den Augen zurück.
Doch wie zum nährenden Lichte die Sonnenblume sich wendet
Und wie der Morgenstern folget der sinkenden Nacht:
Also, seyst du auch fern, und trennen uns Länder und Fluthen,
Drängt auch der Gegenwart giftigster Neid sich mir nach,
Wohin ich mich wende, wohin feindselige Sterne
Mich auf des Daseyns Meer irrend verschlagen im Sturm:
Ueberall wird wandeln dein himmlisches Bild, du Geliebte,
Aber mit Thränen allein wird dein Gedächtniß geweiht!
Du holdselige Feindin! Verbündete Du mit dem Schicksal,
Das unempfindlich mich aufopferte jeglichem Haß!
Siehe, die Menge verstößt, die übermüthige, jedes
Zarte Gefühl, es vertreibt kalt, was entglühet, die Welt:
Herzlos blicken sie nieder mit eisigem Stolz der Verachtung
Auf das bescheidne Gemüth, wenn es die Haltung nicht kennt,
Thränengerührt bei'm Klange der Silberstimmen dahin schmilzt,
Aber vom eklen Gewühl kehrt den beleidigten Blick.
Kaum die Freunde noch tragen, die wenigen, was die gekränkte
Seel' aus innigem Schmerz über das Leben empfand:
Und auch Du, auch Du willst mich nicht kennen, und fliehest,
Die mir der Leitstern war auf der betrüglichen Bahn.
Wohl! Ich verstehe den eisernen Wink, unerbittlicher Himmel,
Und der Geschicke Trotz weicht der verlassene Mensch.
Nur dieß Eine noch gieb, Du hast mir Vieles versaget,
Sicher vor lästerndem Hohn endlich zu schlummern im Grab.
Und, daß jene Geprief'ne noch eine Thräne der Wehmuth,
Die sie im Leben verschmäht, weihe dem ruhenden Staub.
Dieses Kleine gewähre mir nur! Schön ist es, zu sterben,
Fließet zum Todtengeschenk lieblicher Augen Erguß.
Weinen ja doch die Engel, wenn zürnend wendet sein Antlitz
Von dem Geschöpf der Gott, welcher es liebend erschuf:
Und was feindlich sich schied auf sturmgeschüttelter Erde,
Söhnet am blumigen Rand friedlicher Gräber sich aus.

Die Jungfrau mit den goldenen Haaren.

Eine Thüringische Volkssage.

Hoch auf dem Rücken eines felsigen Berges, südlich von der jetzigen Stadt Ohrdruff, lag ein Schloß, welches zu Ende des 11ten Jahrhunderts ein Ritter, Namens Hugo, bewohnte. Einst herrschten Jubel und Freude hier, Bankette und Jagden wechselten mit einander ab; jetzt war es der Aufenthalt des Kummers und der Armuth. Hugo's Vorfahren hatten nach und nach aus frommer Einfalt ihre schönen Ländereien an Kirchen und Klöster geschenkt, waren zuletzt immer am Hoflager der Kaiser, und hatten sich wenig mehr um die Burg und den Rest ihrer Besitzungen bekümmert. Auf diese Weise war nichts übrig geblieben; Hugo erhielt eine verfallene Burg, einen Knappen und zwei magere Rosse zur Erbschaft. Er war zwar vom Kaiser zum Ritter geschlagen worden, allein arm, offenherzig, die Hofsitten nicht kennend, wurde er nicht beachtet, und zog sich deshalb auf seine Burg zurück. Mit Wehmuth mußte er die herrliche Umgebung, die seine Voraltern besessen, und jetzt das

Eigenthum der Geistlichkeit war, beschauen, während er mit Noth und Kummer zu kämpfen hatte. Gern wär er mit Kaiser Heinrich nach Italien gezogen, um dort durch Tapferkeit ein besseres Glück zu erringen, aber seines Vaters Schicksal schwebte ihm vor Augen, der für seine geleistete Dienste nur Wunden und Dürftigkeit erhalten hatte; auch fehlte es ihm an der eigenen Ausrüstung. So standen die Angelegenheiten unsers Helden, als sich sein Schicksal wunderbar ändern zu wollen schien.

Hugo schaute, als sich die Sonne hinter den Bergen verlor, von dem Söller seiner Burg wehmuthsvoll in die grünenden Thäler hinaus; da gewahrte er eine holde Jungfrauengestalt mit langen aufgelösten Haaren aus den Felsenlöchern des Grundsteins der Burg, auf einem selten betretenen Pfade, den Berg hinab wandeln, und im Thale hinter Gesträuch verschwinden. Erstaunt über diese Erscheinung, denn kein weibliches Wesen war in seiner Umgebung zu finden, rief er seinen Knappen Wulf, erzählte ihm, was er gesehen, und befahl ihm stracks nach dem bezeichneten Platze zu gehen, und zu forschen wo die Jungfrau hingekommen sey. Wulf bemerkte zaudernd, daß es gewiß die Jungfrau mit den goldenen Haaren gewesen sey, die sich oft in dem Heidenbrunnen bade, und nach Geistern müsse man nicht laufen. Allein Hugo befahl und Wulf mußte gehorchen. Nach kurzer Zeit kam er zurück und erzählte: daß er aus dem hinter dem Gesträuche sprudelnden Heidenbrunnen wundervolle Töne vernommen, darauf sey eine unbeschreiblich schöne Dirne hervorgetreten, die ihn angelächelt habe, er sey aber schnell entflohen. Hugo stieg gedankenvoll von dem Söller, und beschloß, da von der östlichen Seite der Burg die Erscheinung gekommen war, dort einigen Aufschluß zu suchen; allein eine lange Zeit verging unter Nachforschen, und Hugo wußte nicht mehr, als vorher.

Da ritt er einst in den dunkeln Forst, und kam in die Heide, wo er ausruhen wollte; aber nicht weit von ihm erblickte er auf grünem Moos ein kleines menschliches Wesen mit Moos bekleidet, ein Moosweibchen, liegend. Schon wollte er vorüberreiten, da winkte das Moosweibchen und bat ihn, sie mit sich zu nehmen, denn der wilde Jäger würde heute Nacht seinen Jagdzug hierdurch nehmen. Hugo noch zweifelhaft, was er thun sollte, fühlte schon das Moosweibchen vor sich auf dem Rosse, und dieses, ohne auf seines Herrn Wink zu achten, sprengte durch den Forst, bis es schäumend vor dem Schloßberge stand. Es war Dämmerung, und die Gegenstände verloren sich im Nebelflor. Das Moosweibchen sprang vom Rosse, dankte Hugo, und versprach ihm, für seinen Dienst sich dankbar zu erzeigen, und verschwand.

Hugo erzählte seinem Knappen das gehabte Abenteuer. Wulf freute sich sehr darüber und meynte, daß dem Ritter Glück bevorstehe, denn die Moosleutchen wären gute Geister; doch möchte er auch auf seiner Hut seyn, denn wo diese sich naheten, da wäre auch immer für fromme Christen Gefahr nicht fern. Der Ritter war aber zu sehr zu der frühern Erscheinung hingezogen, als daß er den Worten seines Knappen Aufmerksamkeit zollen konnte.

Am folgenden Tage kam Wulf gesprungen und meldete, daß er eben die Jungfrau mit den goldenen Haaren gesehen. Hugo war sogleich entschlossen, trotz den Bitten seines Knappen, hinab zu gehen. Kaum hatte er das Gesträuch erreicht, hinter welchem der Wasserspiegel ihm entgegen blitzte, als er auch die wundervollen Töne hörte, die ihn in einen ungewöhnlichen Zustand versetzten. Bald rauschte ein Wellenschlag an das Ufer, die Töne verhallten nach und nach — die schöne Jungfrau mit dem goldenen Haaren stand im höchsten Liebreiz vor ihm.

„Du hast spät mich aufgesucht, Hugo!" sprach sie mit dem Finger drohend; — „und doch will ich Dein Glück."

Hugo schwieg betroffen.

„Ich will Dich reicher und geehrter als alle Ritter in Thüringen machen, wenn —"

„Wenn?" fragte Hugo rasch.

„Wenn Du mich an jeder Neumondnacht besuchst."

„Wer bist Du?"

„Das sollst Du erfahren. Erscheine heute noch ausserhalb Deiner Veste, wo an den Felsenhöhlen der greise Eichbaum seine Zweige ausbreitet." — Bei diesen Worten wandelte die Jungfrau langsam wieder den Berg hinan.

Hugo konnte sich so bald von der Ueberraschung nicht wieder erholen, bis Wulf ihn aufzusuchen kam, und ihn mit in die Burg nahm. Zerstreut und von Zweifeln gequält, fand er nirgends Ruhe; Wulf schüttelte bedenklich den Kopf, und ermahnte ihn, sich ja nicht von dem Berggeiste bethören zu lassen, und an das Moosweibchen zu denken.

Es war spät, als Hugo auf seinen Söller trat, und sich in wehmuthsvollen Träumen und Erinnerungen wiegte. Ein tiefes Schweigen lag über der Gegend und die Sterne blitzten aus dem dunkelblauen Aether; da schwangen sich leise zauberische Töne zu ihm auf, ein Locken, wie der Nachtigall Flöten, ein süßes Weh umfaßte ihn, und nie gefühlte Sehnsucht füllte seine Brust — immer stärker, immer mehr schwellen die Akkorde an. Nicht widerstehen konnte er den lockenden Tönen, es zog ihn fort, hinab zu der bezeichneten Eiche — dort winkte ihm schon die Harrende, zu folgen. In die ausgehöhlte Felsenwand ging der Weg, und bald betraten sie ein schauerlich ausgeschmücktes Gewölbe; Fratzenbilder und gräßliche Phantome grinzten aus dem Gesteine hervor. Auf einem hohen Platze saß eine kolossale Figur mit einer Krone von 12 Ster-

nen, die in der Rechten den Blitz und in der linken einen Scepter hielt. Nicht weit davon stand ein Altar, ringsum mit Menschenknochen angehäuft. Hugo's Haar sträubte sich empor; er blickte nach dem Ausgange, aber dieser war verschwunden; die Jungfrau lehnte sich erschöpft an den Altar. Langsam feierlich kam jetzt ein Greis in heidnischer Priestertracht, ein Opfermesser in der Rechten haltend, einher geschritten; er stellte sich an den Altar, von dem eine Flamme aufloderte, zugleich erhob sich ein fürchterlicher Gesang, welcher einem wilden Geheule glich. Männer, in seltsamer Tracht, mit Streitärten bewaffnet, führten einen Jüngling gefesselt heran, dessen Todesangst sich auf seinem blassen Gesichte malte. Schon hatte er dem Altare sich genähert, schon schwang der Priester das Opfermesser, da legte Hugo schnell Hand an sein Schwert, und rief mit gepreßter Stimme: Halt! doch schon tauchte sich das Opfermesser in das rauchende Blut, und ein Blitz, geschleudert von dem Götzen, darauf ein schrecklicher Donnerschlag folgte, stürzte Hugo zu Boden. —

(Fortsetzung folgt.)

Viersylbige Charade.

Im Beutel liebet ihr die ersten zwei,
Doch lang wünscht ihr sie fern dem Haupt;
Das zweite Paar strebt himmelan, hebt frei
Und schlank den Wipfel, dunkelgrün umlaubt.
Von leisem Wind bewegt, im Sonnenglanze,
Erfreuet flüsternd, schimmernd euch das Ganze,
Gleich Wogen, die im Licht des Mondes schwellen,
Gleich Wölkchen, die sein Lilienaug' umquellen.

Auflösung der Charade in Nro. 54.

Blumenkelch.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 3. July. Johann von Paris, komische Oper in 2 Aufz. Musik von Bojeldieu. Wir fragen die geehrten Leser, ob sie nicht eine Aehnlichkeit dieser Oper mit dem Anfang ihres 2n Aktes finden, daß nämlich jene in diesem sich sinnbildlich andeutete? Das Pariser Püppchen Olivier tanzt mit der ländlichen Spanierin Lorezza. Beide zeigen sich in ihrer Weise und begegnen sich am Ende tanzend zu einem Küßchen. — Allerliebst! Aber so ist, wie uns dünkt, auch die Oper. Bojeldieu ist Meister in zierlichen und galanten Tonweisen, es liegt eine unnachahmliche liebliche Weichheit und wollüstige Anmuth in seiner Musik. Aber wie tändelt er zuweilen mit den Gefühlen; ist denn der Reiz der Töne, voll zierlicher Süßigkeit, nicht mit einem süßen galanten Nachtisch zu vergleichen, oder, zu unserem Bilde, gebehrdet sich der Tonsetzer denn nicht wie ein künstlicher, wenn auch anmuthiger Tänzer von Paris? Dagegen gereicht ihm das Idyllische (pastorale) seines Styls, welches mehr oder minder durch alle seine Opern geht und hier im Zweck der Composition besonders ausgesprochen ist, zum Preise. Hirtenlust, ländliche Einfalt und Heiterkeit spricht aus diesen anziehenden Weisen, die wir zu seinen glücklichsten Motiven rechnen. — Nun, und wenn wir das tanzende Pärchen für beider Repräsentanten ausgeben und das Küßchen zum Schluß mit der süßen, vielleicht übersüßen Romanze des Troubadours erklären, so ist unsere Vergleichung fertig. — Die Aufführung war wie gewöhnlich.

Sonntag den 4. Das Blatt hat sich gewendet, Lustsp. in 5 Abthl. von Schröder. Hierauf: Der neugierige Wirth, Divertissement. — Siehe da! wieder ein alter Bekannter, der uns herzlich willkommen sey. Die ehrliche alte Naivität, der gute derbe Spaß ohne Zwang, von keinem Beigeschmack modischer Convenienz und cultivirter Erbärmlichkeit verbittert, wie erfreuten sie den treuherzigen deutschen Sinn. Zarte Ohren möchten in diesen alten Lustspielen da oder dort einen Anstoß finden, aber nur das Wort beleidigt das Ohr. Bei Neueren ist das Wort oft überaus lieblich, aber unter Rosen lauscht die Schlange. Hier ist gesunder, sicherer Genuß. So derb man dieses Lustspiel nennen mag, so schwebt doch seine Intrigue auf einer Degenspitze Aus diesem Centrum wird die Katastrophe so eigentlich in dem doppelten Stahlspiegel des Degenblatts bewirkt. Dort sieht ein geplagter Ehemann hinein und trinkt sich Muth, hier sein böses Weib und trinkt sich den Basiliskentod. Trefflich komisch ist die Idee, daß das Weib diese Zauberwirkung selbst provocirt und gar nicht weiß, welche Waffen sie ihrem Schaaf in die Hand gibt, indem sie ihn zum Duell anspornt. Hr. Weidner stellte den Amtsrath mit ausgezeichneter Wahrheit und Laune dar. Das erste Auftreten bezeugte, daß wir Treffliches zu erwarten hätten. Das war der Schattenmann (nach Schattenkönig) im treuesten Bilde, so geduldig, so matt, so abgespannt von den Quälereyen und Ungewittern seines Eheteufels. Wie er so mild war mit dem schurkischen Diener, wie er sich so ängstlich über den Besuch des Kapitains freute, wie sclavisch er seinem Hauskreuz unterthan war. Ach, es that ihm wohl, als ihn der Kapitain einen Esel nannte und gegen seine Frau vom Untertauchen sprach, daß er sich herum wenden konnte, um sich mit der Bewegung des Untertauchens sein Elend zu versüßen. Die ganze Jämmerlichkeit wurde von Hrn. Weidner so schön in den Gränzen der Natur gehalten und war dabei so launig, daß sie allgemein ansprechen mußte. Wenn ihn darauf seine Frau zur Rettung ihrer Ehre zum Zweikampf auffordert, kommt er zum Muth, er weiß selbst nicht wie; eben so später in Harnisch. Es ist so eine Art Verzweiflungs-Courage, worin das erlabende Vorgefühl dämmert, daß darin etwas von Mannheit steckt; — kurz er wird zum Erstaunen muthig, ja erstaunlich muthig. Dieser Uebergang wurde von Hrn. Weidner gleichfalls trefflich behandelt, einige

Stellen gelangen ihm so gut, daß ihm der augenblickliche lebhafte Beifall nicht entstehen konnte. Kein Mensch wußte, warum der Duellant einen Actenstoß in der Tasche hatte. Das war sein Schild, sein Brustpanzer. Wie behende schob er ihn zwischen Rock und Weste, wie sich der Feind näherte. Man sah es, wie ihm der Degen und der Fechthandschuh Muth machte, und wie wuchs der Muth mit den retrograden Bewegungen des Feindes, so hatte er sich's gedacht, gewünscht. Glücklicher Amtsrath! Blind von Hitze rennt er fechtend an dem Gegner vorbei und zerhaut unbarmherzig die Luft — seine Frau erscheint; ihre Stimme, und alle Rage ist weg; wie ein Dieb, wie eine begossene Katze, steht er nun zitternd da. Diese Scene war meisterhaft. Von dem Moment an, wo ihn der Feind nun auf den gegen seine Frau gewonnenen günstigen Standpunkt aufmerksam macht, benutzte Hr. Weidner sehr richtig und glücklich den Wink des Dichters, daß ihm das Befehlen noch dummer ansteht als das Gehorchen. So wurde der rechte Schluß daraus, und das Lustspiel blieb reines Lustspiel, da er das Schaaf blieb. Nur etwas Ernst und Würde hätte hier alles verdorben. Unser Künstler legte in Miene, Gesten und Stimme so recht das schwindelhafte Glück der neuen goldnen Freiheit. Das zahlreiche Publikum erkannte bereitwillig seine treffliche Leistung, Hr. Weidner wurde gerufen. Die Uebrigen waren vom besten Eifer beseelt. Unter ihnen müssen wir Mad. Elmenreich (Amtsräthin), Dem. Urspruch (Karoline), Hrn. Rottmayer (Wilhelm Brand) und Hrn. Hassel (Johann) besonders auszeichnen. Hr. Düpre half sich mit dem Ludwig Brand so gut als möglich. Zuerst ist er ein Erzschurke, zuletzt wird er dem Lustspiel zu Gefallen, wie man eine Hand umwendet, noch ein ehrlicher Mann. Hrn. Wegener als Lieutenant Willmar empfehlen wir ein feineres Benehmen gegen das schöne Geschlecht; auch sprach er zu Anfang wieder viel zu schnell, wenn gleich viel deutlicher als gewöhnlich.

Montag den 5. (Zum Besten des Pensions-Fonds). **Die Müllerin**, komische Oper in 2 Abthl. Musik von Paesiello, neu eingerichtet von Winter. — (Wiederholt Donnerstag den 8.) — Eine Einrichtung können wir nicht eben nennen, was Hr. Kapellmeister Winter hier angerichtet hat. Dem. Bamberger entzückte das zahlreiche Publikum als Röschen durch ausnehmende Lieblichkeit und Schalkheit, so wie durch schönen Gesang. Hatte ihr Spiel zu Anfang noch nicht die rechte Haltung und Freiheit, so entfaltete es sich doch darauf in besonderer Anmuth, und die Naivität dieses Landmädchens wurde von der Künstlerin bezaubernd dargestellt. Die Cavatine bei ihrem Auftreten im 1n Akt gelang ihr vortrefflich bis zum schmelzendsten Piano, dagegen waren wir von der Arie „Mich fliehen alle Freuden" wenig befriedigt. Dieses ursprüngliche Duett ist in eine Arie umgewandelt, und die tonreiche und majestätische Stimme der Mad. Catalani glänzte ehemals in Conzerten mit einer Reihe kunstreicher Variationen auf deren Melodie. Seitdem ist es Sitte geworden, daß auch in der Oper jede Müllerin die rührende Liebesklage dieses schönen Gesangstücks nur in den äußersten Schnörkeln, Trillern, Läufen und Sprüngen vorträgt, wie wir dieses schon vor zwei Jahren an Dem. Canzi gerügt haben. Die Unnatur dieses Vortrags zerstöhrt so den wahren Ausdruck der Arie, daß man vielmehr glaubt, die Klagende „schwindle vor lauter Freuden und stürbe fast vor Lust!" Selbst auf die Sängerin übt dieß den ungünstigsten Einfluß aus, denn gewiß nur daher kam es, daß Dem. Bamberger, während dieses Vortrags, mehr mit den Nöthchern ihres Strickstrumpfs beschäftigt, als von der Noth der Liebe bewegt erschien, von welcher ihr Gesang auch nicht das mindeste ausdrückte. Und doch wäre sie so sehr dazu geeignet, wenn sie sich dem richtigen Sinne der Musik und dem natürlichen Wohllaut ihrer einnehmenden Stimme überließe. Dem. Schulz (Eugenia) war heute bei Stimme, doch fehlte die rechte Anmuth. Dem. Heinefeder verdiente als Kammermädchen alles Lob. Hr. Dobler (Pistofolus) befriedigte durch seinen Gesang und durch besseres Spiel, nicht eben so durch letzteres Hr. Größer. Unser priviligirter Improvisator, Hr. Hassel, spielte den Amtsverwalter Knoll. Die beliebte Arie: O närrischen Leute ꝛc. mußte er zweimal singen, und ergötzte, bei der Wiederholung, durch eine Parodie, worin er, im Geist seiner Rolle, als verunglückter alter Heirathslustiger gegen die jungen Männer und als ächter Justitiarius Knoll gegen die Oeffentlichkeit der — Rechtspflege — loszieht. Er blieb diesmal nicht stecken.

Dienstag den 6. **Der Diener zweier Herren**, Lustsp. in 2. Abthl. nach Goldoni von Schröder. Hierauf: **Röschens Aussteuer oder das Duell**, Lustsp. in 3 Abthl. Hr. Leißring, von einer vierwöchentlichen Reise zurückgekehrt, wurde in dem zweiten Stück von dem kleinen Publikum freundlich begrüßt. Er ergötzte wieder allgemein als Michel Struf. Ihm stand heute Dem. Scholz statt Dem. Lindner als Röschen nicht unwürdig zur Seite; sie wußte sich das Spiel ihres Vorbildes sehr glücklich anzueignen.

Donnerstag den 8. **Die Beichte**, Lustsp. in 3 Act. von Kotzebue. Hierauf: **Die Müllerin**, Oper von Paesiello. In dem Lustspiel, welchem wir nicht beiwohnen konnten, spielte statt Dem. Schultze Dem. Urspruch die Baronin.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 13. July. Der Empfehlungsbrief, Lustsp. Der Unsichtbare, Oper.
Donnerstag den 15. Die Waise aus Genf, Drama. Der Schiffbruch, Lustsp.
Samstag den 17. Graf Armand, Oper.
Sonntag den 18. Ein Tag aus dem Leben Heinrich des Fünften, Lustsp.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 57. Donnerstag, 15. July 1824.

Die Jungfrau mit den goldenen Haaren.

(Fortsetzung.)

Als Hugo erwachte, ruhete er auf seinem Lager. Staunend und betäubt umher blickend, sah er seinen Wulf mit ängstlicher Miene eintreten, der ihm klagte, daß ein fürchterliches Wetter draußen den alten Thurm und die Rosse erschlagen habe — der ganze Berg schiene sich zu bewegen, als sey unter ihm ein lebendiges Thier. Hugo sprang auf, er hörte das Wetter wüthen, die Windsbraut durch das Thal jagen, und noch einzelne Mauerstücke in die Tiefe hinabrollen, daß ihre Laute mächtig in sein Leben widerklangen. Er konnte das nächtliche Abenteuer für keinen Traum und für kein Spiel seiner lebhaften Einbildungskraft halten, durch Gebet und Buße glaubte er sich aus den Stricken des Geistes zu befreien; er eilte, sobald die Morgenröthe den Tag verkündete, nach der Johanniskirche auf dem Altenberge, um dort dem Geistlichen sein Abentheuer zu beichten, und von ihm Rath und Hülfe zu heischen. Beschwerlich ist der Weg zu diesem Kirchlein, welches der heilige Bonifacius erbaute, aber auch Hülfe ist oben, und Vergebung der Sünden wird dem Pilger dort. — Unterweges trat ihm plötzlich das Moosweibchen entgegen, und warnte ihn, sich lange auf seiner Burg aufzuhalten; lieber sollte er sogleich wieder umkehren, und schnell auf immer diese Gegend verlassen. Hugo, der sich von diesem frommen Wege ungern abgehalten sahe, achtete dieser Reden nicht, und wurde mißtrauischer als vorher gegen das kleine geistige Wesen. Er schritt langsam den Berg hinan, wo das Kirchlein stand; allein er sah oben Werkleute beschäftigt, dasselbe einzureißen. Verwundernd hörte er, daß man diese Kirche in das Dorf setzen wolle, damit die Andächtigen den beschwerlichen Weg nicht zu ersteigen hätten. Mißmuthig, seinen Zweck nicht erreicht zu haben, wanderte Hugo zurück. Die Warnung des Moosweibchens wurde ihm erst jetzt bedeutungsvoll, so wie das gräßliche Abentheuer der Nacht ihn bestimmte, auf welche Art es sey, seine Burg zu verlassen, und Unterstützung von einem noch lebenden Verwandten in Bamberg zu suchen, damit er dem Kriegsheere des Kaisers folgen könnte. Mit diesem Entschlusse stand er vor seiner Burg. Er sah die durch den eingestürzten Thurm verursachte Verwüstung, welche ihn vor allen zwang, die Burg zu verlassen. Als er an die Trümmer des Thurmes trat, erblickte er eine halb geöffnete eiserne Thür, die ihm unbekannt war. Er näherte sich dem Eingange, wo mehrere Stufen in die Tiefe liefen; achtlos war er schon hinabgestiegen, als sich ein langer Gang mit verschiedenen Seitengemächern vor ihm ausdehnte, von einem magischen Lichte erhellt. Seltsame Gestalten erhoben sich vor seinen Augen, und sonderbare Töne schwirrten um sein Ohr. Unwillkührlich griff er an das Schwert, und ging rasch vorwärts, da stand er plötzlich vor einem Gemache, worin die Jungfrau mit den goldenen Haaren auf einem Ruhebette lag. Hugo prallte zurück und wollte sich entfernen. Die Jungfrau aber richtete sich empor und winkte ihm zu bleiben.

„Sey mir willkommen in meiner Behausung!" sprach sie; „ich will Dir jetzt das Räthsel meiner Erscheinung lösen."

Hugo, auf sein Schwerdt gestützt, blieb neugierig, ohne Furcht stehen.

„Ich war" hub sie an, nachdem sie die goldenen Locken in einen Schleier um sich her gezogen hatte — „ich war die einzige Tochter eines edlen Sachsen, der unter Wittekind gegen die Franken fiel. Mein Ohm nahm mich zu sich. Bei diesem lernte ich einen biedern Jüngling kennen, dem ich meine ganze Liebe gab, der aber ein heimlicher Christ war, und mit den Franken im Einverständniß lebte. Schon war der Tag der Weihe bestimmt, als jenes Geheimniß verrathen ward. Mein Ohm und der Priester bereiteten mich durch List und Ueberredung zu dem Gräßlichsten vor: ich ließ den Heißgeliebten in meinem Schooße gefangen nehmen, und ihn zur Sühne unsrer Götter — opfern. Als der Priester schon das Opfermesser hob, rief der Geliebte in der Alrune Sinn: „„„Mein Gott wird diese Blutschuld an Dir, Verrätherin, bestrafen! So lange sollst Du herumwandeln und Deinen Götzen opfern, bis alle gestürzt sind, und auf den Trümmern Eurer Altäre der wahre Gott verehrt wird. Zu jeder Neumondszeit sollst Du die schrecklichen Qualen des Opfertodes leiden, wenn nicht ein Jüngling kühn genug ist —"" da fuhr zu früh für mich und meine Leiden das kalte Eisen in das theure Leben. — Es ward erfüllt. Schon mehrere Jahrhunderte wandle ich hier umher, und bade mich in dem heiligen Blota-Brunnen, hoffend auf die Zeit und auf den kühnen Jüngling, der mich erlösen soll. Schon sah ich

der Sachsen Götter fliehen, und ihre Haine zerstören, und dennoch ist meine Erlösung noch so fern!"

„Was kann ich für Dich thun?" fragte Hugo jetzt nicht ohne Mitleid.

„Rufe mich in jeder Neumondsnacht, und feiere mit mir das Opfer unserer Götter!"

„Nimmermehr!" rief Hugo entrüstet.

„Ich gebe Dir Reichthum, ich schütze Dein Leben auf jede Art —"

„Suche Dir einen andern Befreier, ich kann und will es nicht seyn."

„Besinne Dich!" sie stand auf und die goldenen Haare wehten um ihren Nacken, und rollten hinab in sanft geringelten Locken; „ich lasse Dich nicht, denn Du kannst mich erlösen, Deine Kühnheit wird Dir auch die Mittel dazu angeben." — Sie wieß jetzt auf eine von Hugo noch nicht bemerkte Thür, und verschwand.

Hugo öffnete schnell die Thür und befand sich zu seinem Erstaunen am Fuße des Berges unter seiner Burg. Wulf hatte ihn schon lange gesucht; ein Bote war angekommen, der ihn nach Bamberg zu seinem Anverwandten beschied, wo es seit der Errichtung des neuen Bisthums mehr Leben gab. Hugo zuckte die Achseln, denn weder Rüstzeug noch Geld waren vorhanden.

„Herr!" rief der Knappe mit leuchtenden Augen, „Rüstung für Euch und für mich, auch zwei Streitrosse sind angekommen, von wem? das müßt Ihr am besten wissen."

Hugo dachte an den Berggeist, und unheimlicher ward es ihm in seiner alten Burg; um aus dem Bereich dieses Geistes zu kommen, dessen Begünstigung er gar nicht gewünscht hatte, gab er dem Boten die Versicherung, daß er sogleich nachfolgen würde. — Schnell wurde Alles zur Abreise besorgt, die Burg verschlossen und den Eulen und Fledermäusen überlassen. —

Hugo wurde von seinem Anverwandten, der ein Geistlicher war, sehr freundlich empfangen; er fand in Bamberg bald viele Bekanntschaften und Zerstreuungen, und der Berggeist mit seinen Wünschen war vergessen.

Nach einigen Wochen, da ihm sein Ohm ernstlich gerathen hatte, dem Kaiser nach Italien zu folgen, und er auch schon den Tag seiner Abreise bestimmt hatte, wurde er auf eine nahe Veste zur Hochzeit eingeladen. Unter den Gästen befand sich ein junger Ritter, an welchem Hugo eine große Aehnlichkeit mit dem geopferten Jüngling in jenem Götzentempel fand. Unwillkührlich suchte er demselben auszuweichen, welches nach und nach so auffallend wurde, daß es der Ritter bemerken mußte, und dieß als Feigheit auslegte. Jemehr Hugo auswich, desto mehr suchte jener ihn auf. Endlich kam es zum Wortwechsel, zu Beleidigungen und zum Zweikampf, worin Hugo seinen Gegner tödtlich verwundete. Man rieth ihm jetzt, Bamberg schnell zu verlassen, denn des Gemordeten Familie und der Bischof würden alles anwenden sich zu rächen. Hugo eilte mißmuthig in die Stadt, erzählte dem Ohm was ihm begegnet, nahm Abschied von ihm und verließ mit seinem Wulf Bamberg. —

Schon fing es an zu dämmern, der entfernte Forst lag schon in Nacht, und in Westen entschwand der letzte Purpurstreif, als eine Anzahl Reuter hinter ihnen sich näherten. Daß diese Verfolger waren, konnte Hugo ahnen, und Rettung war in diesem Augenblick nur in dem vorliegenden dunkeln Walde zu finden. Aber wenig Schritte vorwärts mußte er schon absteigen, und sich mit dem Schwerte einen Weg bahnen. Wulf war mit den Rossen zurück geblieben. Nach wenigen Minuten stand Hugo vor einem Sumpf, rechts und links heulten Wölfe, und ein Nebelmeer hinderte ihn vorwärts zu schreiten. Da stand das Moosweibchen vor ihm und zeigte ihm einen Pfad rechts, mit dem Bedeuten, auf seinem Wege Kreuze an die Bäume zu schlagen, und verschwand. Hugo diesen Wink für kein Rettungsmittel achtend, schon den Hufschlag der Rosse seiner Verfolger hinter sich hörend, dachte an den Berggeist, der ihn aus jeder Gefahr zu retten versprochen hatte, und sprach jetzt seinen Wunsch um Hülfe laut aus. Die Jungfrau mit den goldenen Haaren stand freundlich vor ihm, und geleitete ihn auf Stufeneiner sich vor ihm öffnenden Höhle schnell hinab.

„Du hast mich gerufen zur rechten Zeit," sagte sie vor ihm hergehend, — „Du wirst mich erlösen."

Hugo schwieg, denn er machte sich jetzt Vorwürfe, des Geistes Hülfe erfleht zu haben. Beide traten jetzt durch einen Bogengang in das schon uns bekannte schauerliche Gewölbe, wo der Götze thronte. Im Kreise hatten sich viele bewaffnete Männer gelagert, und am Altare stand wieder der Priester, sein Opfermesser erwartend. Die Jungfrau kniete mit angstvollen Mienen neben den Priester, und warf flehende Blicke auf Hugo, der seine Hand an das Schwert gelegt hatte. Ein neues Opfer ward herangeschleppt, — schon zückte der Priester das Messer, als Hugo sein Schwerdt zog, und auf den Oberpriester eindrang. Aber da rollte der Donner und erschütterte die Grundfesten der Felsenwohnung, die Erde wankte, und Hugo stürzte abermals zu Boden. —

Als unser Ritter die Augen wieder aufschlug, lag er an dem Ausgange eines großen Forstes; die Sonne sprang eben in Osten auf, und vergoldete die Wipfel der Bäume. Er richtete sich auf, sah vor sich einen Meierhof liegen, und seinen Wulf vergnügt mit den Rossen auf sich zukommen. Das Abentheuer der vergangenen Nacht war ihm noch sehr lebhaft vor seiner Seele; er war zwar gerettet, aber desto enger in den Schlingen des Geistes gezogen, dessen Erlösung er nicht vollenden konnte. Ohne Wortwechsel mit seinem Knappen wie er sich gerettet, schwang er sich auf sein vorgeführtes Roß und zog langsam der Straße nach Italien zu. Immer fester wurde jetzt sein Vorsatz, den Berggeist nie wieder um Hülfe zu rufen, sondern eigne Mittel anzuwenden, sich aus jeder Gefahr zu retten. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Zeiten.

Klag' um die alten Zeiten nicht,
's hat ja jede Zeit ihr eigen Gesicht;
Schaust du sie frey von Herzen an
So wirst du ihr wohl zugethan;
Schaust aber stets in dich hinein,
So wirst du ihr oft grämlich seyn.

Was innerlich der Mensch mag nähren,
Das hat die Zeit herauszukehren,
Drum ist sie oft in Gefühlen warm,
Dabey an Selbsterkenntniß arm.
Ein andermal ist sie so klar,
Vernünftelt alles auf ein Haar,
Und läßt bey ihren kalten Manieren
Das Herz im Leibe fast erfrieren.

Zum drittenmale ist sie toll,
Weiß nicht, was sie fühlen oder denken soll,
Und quält sich unter viel Grimassen
Sich selbst zusammen- und auf-zufassen.
Willst du dabey Gesichter schneiden,
So muß dir's Leben fast verleiden;
Bleib nur in solcher Zeit ganz still,
Sie findt am End doch was sie will.

Meinst aber du, sie soll einmal ruh'n,
Damit du mögest dir gütlich thun,
Und deiner selbst behaglich genießen;
So laß dichs eben nicht verdrießen,
Daß du bist kurz, die Zeit so lang,
Viel Menschen mitnimmt auf Einen Gang,
Verstehst du sie recht und siehst ihr zu,
So läßt sie wahrlich dich in Ruh.

Theaterdichter und Schauspieler.

(Fortsetzung.)

Johann Racine war zu Ferte-Milon im Jahr 1639 geboren. Er wurde in Port-Royal erzogen, wo er in großer Vollkommenheit das Griechische lernte; eine Kenntniß, die ihm in der Folge für seine tragischen Arbeiten sehr nützlich wurde. Er fand Mittel, den Roman „Theagenes und Chariklea" griechisch zu erhalten. Einer seiner Lehrer nahm ihm das Buch weg und warf es in's Feuer. Acht Tage nachher hatte Racine ein anderes Exemplar, welches dasselbe Schicksal erfuhr. Er kaufte ein drittes und lernte es auswendig; dann gab er es dem Lehrer, um es, wie die beiden andern, zu verbrennen.

Er hatte kaum jene berühmte Schule verlassen, als er sich dem Theater widmete. Er hütete sich wohl, Corneill nachzuahmen, den alle Welt für unnachahmlich hielt. Er bahnte sich selbst einen neuen Weg, und vielleicht haben nie zwei Schriftsteller so verschiedene Wege gewählt, um zu demselben Ziel zu gelangen. Corneille wollte durch den Verstand zu dem Herzen gehen, und Racine durch das Herz zum Verstande. Der Eine entschleiert die ganze Pracht und Majestät Melpomene's; der Andere die ganze Zärtlichkeit und alle Grazien der tragischen Muse. Corneille setzte den Verstand in Erstaunen; Racine bezauberte das Herz. Die Seele des Ersten war größer, sein Geist erhabener, sein Herz heroischer; die Seele des Andern feiner, sein Geschmack natürlicher, sein Herz zärtlicher. Hier ist die Schilderung, welche Voltaire in seinem „Temple du goût" von ihm macht, nachdem er Corneille'n geschildert hat:

Plus pur, plus élégant, plus tendre,
Et parlant au coeur de plus près,
Nous attachant sans nous surprendre,
Et ne se dementant jamais,
Racine observe les portraits
De Bajazet, de Xiphares,
De Britannicus, d'Hipolite.
A peine il distingue leurs traits
Ils ont tous le même mérite,
Tendres, galans, doux et discrets,
Et l'amour qui marche à leur suite
Les croit des courtisans François.

Zwei Ursachen bestimmten Racine, das Theater aufzugeben. Die Erste war die Untreue der berühmten Schauspielerin Champmelé. Er wurde ihrer nicht eher überdrüssig, als bis sie ihn gegen Clermont-Tonnerre verließ. Dieß veranlaßte, daß man damals von dieser Schauspielerin sagte: Qu'un Tonnerre l'avoit dé-Racinée. Die zweite Ursache war die ehrenvolle Wahl Ludwigs XIV., der ihn nebst Boileau zu seinem Historiographen ernannte. Pelisson, einer der feinsten Schriftsteller, welche Frankreich gehabt hat, war zu dem Geschäft angesetzt, die Geschichte des Königs zu schreiben. Eine Hof-Dame, welche von diesem Fürsten eine Abgabe von den Fleischbänken in Paris erhalten und solche durch Pelisson verloren hatte, rächte sich deswegen, indem sie Despreaux und Racine seine Stelle verschaffte. Ludwig reisete bald nachher von Mons ab, und befahl den neuen Geschichtschreibern, ihm zu folgen. Racine unterließ es aber. Der König tadelte ihn deswegen nach seiner Zurückkunft. Unser Dichter antwortete sehr sinnreich: „Sire, ich hatte nichts als Stadtkleider, und bestellte mir welche zum Feldzuge; aber die Festungen, welche Eure Majestät belagerten, sind eher erobert, als meine Kleider fertig waren."

Folgende Stücke von Racine werden nicht mehr gespielt: 1. „Die feindseligen Brüder." Dies ist das schwächste von Racine's Werken; der Stoff dazu wurde ihm von Moliere an die Hand gegeben, der uns dadurch gewissermaßen einen Racine verschafft hat. 2. „Alexander" wurde gegeben, als er neu war, an einem Tage auf beiden Theatern zu Paris; ein Beispiel, welches einzig ist. Dies Stück fing an, Racine's Ruhm zu gründen, ungeachtet vieler wesentlichen Fehler desselben, von welchen der beträchtlichste der ist, daß Alexander zu klein und Porus zu groß ist. 3. Racine's jetzt so vernachlässigte „Berenice" triumphirte sogleich über alle Kritiken. Der Hof und die Stadt nahmen sich ihrer leidenschaftlich an. Lange nach

ihrer ersten Erscheinung sagte der große Condé, bei dem oft über Werke des Geistes gesprochen wurde, in Bezug auf diesen Gegenstand, die beiden Verse her, worin Titus, von seiner Geliebten spricht:

Depuis cinq ans entiers chaque jour je la vois,
Et crois toujours la voir pour la première fois.

4. „Esther." Man braucht nur die Geschichte der „Esther" zu lesen, und man wird sehen, daß Racine nichts that als daß er die Capitel derselben in Dialogen brachte, und dadurch der Handlung mehr Feuer und Annehmlichkeit gab. Der Fehler dieses Stückes ist, daß es so einförmig ist und nicht genug Action hat.

Mad. Campan erzählt von Moliere Folgendes: Ludwig XIV., um den beliebten Moliere stets bei sich zu haben, machte ihn zu seinem Kammerdiener. Moliere bemerkte aber bald, daß Alles ihm auswich, Niemand ein Geschäft, noch Essen und Trinken mit dem gewesenen Schauspieler theilen wollte. Er klagte es dem König. Ludwig ließ daher eines Morgens ein Tischchen bringen, für zwei Personen serviren und befahl Moliere, trotz aller Weigerung, sich zu ihm zu setzen und mit ihm zu frühstücken. Jetzt ging die Thür auf, Tritte wurden hörbar. Moliere wollte aufspringen. „Laßt Euch nicht stören!" sagte Ludwig; „es sind meine Kammerdiener!"

Marivaux erzählt von sich: in seiner Jugend habe er ein junges Frauenzimmer zärtlich geliebt, und besonders wegen ihres natürlichen kunstlosen Wesens. Eines Abends verläßt er sie, ganz entzückt über diese seltene Gabe. Er hat vergessen, sie um etwas zu fragen, kehrt um und findet sie, wie sie — vor dem Spiegel — sich nochmals alle jene natürlichen Hingebungen und Bewegungen einübt, womit sie ihn vor einer Viertelstunde entzückt hatte!

Als der berühmte Englische Schauspieler Kean vor einiger Zeit zu Portsmouth durch seine unübertrefflichen Darstellungen Alles bezauberte, ersuchten ihn einige Freunde, in einem Hotel mit ihnen ein Frühstück einzunehmen. Kean weigerte sich anfänglich, gab indessen nach, und wurde in die angesehenste Restauration geführt. Kaum hatte der Wirth erfahren, daß Kean von der Parthie sey, so führte er die Gäste in das eleganteste Zimmer des Hauses, dankte für die ihm erwiesene Ehre und erschöpfte sich in Artigkeiten. Kean ertrug diese Zudringlichkeit einige Minuten; endlich aber runzelte er die Stirne, faßte mit festem Blick den Wirth in's Auge, und sagte in einem ausdrucksvollen Tone: „Herr, ich kam in Ihr Haus mit Freunden, um einige Erfrischungen zu genießen, aber nicht um mich von Ihren Höflichkeiten erdrücken zu lassen, von welchen jede für mich einen Stachel hat! — Sehen Sie mich an! — Nun! Sie erinnern sich meiner nicht, wie ich sehe! — Wissen Sie, ich bin Kean; derselbe Edmund Kean, der vor funfzehn Jahren als Mitglied einer herumziehenden Gesellschaft zum Jahrmarkt nach Portsmouth kam." — „Ich erinnere mich sehr wohl, daß ich zu jener Zeit in Ihre damalige Schenke kam, und eine Bouteille Porter forderte. Sie ließen mich lange warten, ehe Sie mich bedienten; endlich reichten Sie mir mit der einen Hand die Flasche, hielten aber auch zugleich die andere hin, um das Geld dafür zu empfangen. Sie hielten mich nicht einen Schilling werth. Nie werde ich diese Unverschämtheit vergessen. Jetzt haben sich nur die Umstände geändert! — Sie sind aber noch der flache Mensch wie ehedem, und ich bin Edmund Kean! — Was ist jetzt an mir, daß Sie mich mit Ihren zudringlichen Höflichkeiten peinigen! — Bin ich etwa ein besserer Mensch, wie damals! — Gehen Sie Herr! — Ich schäme mich Ihrer! — Behalten Sie Ihre köstlichen Weine; ich mag nichts davon haben!" — Damit kehrte der Aufgebrachte ihm den Rücken zu, und verließ mit seinen Begleitern das Haus.

Demoiselle Lindner spielt gegenwärtig Gastrollen in Berlin. Ein dortiges Blatt enthält darüber, unterm 14. d. M. folgendes:

Berlin.

Demoiselle Lindner, vom Theater zu Frankfurt am Main, gibt in einer Folge von Gastrollen uns neue Beweise ihrer längst rühmlich anerkannten Talente; die Künstlerin ist uns vor zwei Jahren schon lieb geworden, und wir bedauerten damals nur, daß ihr beendeter Urlaub sie zu rasch uns entführte. Jetzt dürfen wir hoffen, sie in einem reicheren Cyklus von Charakteren zu sehen. Von dem hiesigen Publikum mit lebhaften Ausbrüchen der Freude begrüßt, trat sie zuerst wieder auf als „Suschen" im „Bräutigam aus Mexiko," und spielte dann den „Victorin" („Waise und Mörder,") das „Käthchen von Heilbronn," „Clärchen" („Verräther,") „Madam Schnell" („Proberollen") und die „Ophelia" in „Hamlet," stets sich auszeichnend durch tief eindringende Auffassung, und eine Darstellung voll Leben und Wahrheit, die gar oft bisher unscheinbare Momente einer Rolle so glänzend durchdringt, daß eine die Künstlerin ehrende Ueberraschung in den Zuhörern sich regt. Der Anordnung der Redaktion gemäß, referiren wir vorläufig über die Darstellungen im Allgemeinen und geben, am Schlusse der Gastspiele, unsere nähere Ansicht über die durch Natur und Studium werthvollen Leistungen der Künstlerin, deren Ruf bisher immer das Haus füllte. —

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 58. Sonntag, 18. July 1824.

Die Jungfrau mit den goldenen Haaren.

(Fortsetzung.)

Viele Tage waren sie schon fort gezogen, ohne Abentheuer gelangten sie an die Grenze von Italien, als der letzte goldene Schein der Abendsonne an den Bergen hinflog.

„Heute haben wir Neumond," sagte Wulf, gerade die Zeit, in welcher uns die Bamberger auf dem Halse saßen."

Hugo fuhr zusammen; jedoch war sein Vorsatz jest geblieben, und er ritt noch gelaunt in eine nahe Herberge ein. Diese war aber mit Menschen von allen Ständen so angefüllt, daß er außerhalb derselben unter einem Akazien-Dache sein Nachtlager aufschlagen mußte. Wulf sorgte schnell für das Abendbrod, befriedigte die Rosse, und nachdem man sich gesättigt hatte, lagerten sie sich in das duftende Grün. Kaum war Hugo eingeschlummert, als ihn das Moosweibchen weckte, und ihn ermahnte, schnell aufzubrechen und weiter zu ziehen, denn es drohe Gefahr, und würde er diese Warnung nicht befolgen, so werde sie ihm nie wieder erscheinen. Hugo von der Reise ermüdet, und keine Gefahr sich hier denkend, gab der Warnerin eine verdrießliche Antwort, und legte sich wieder zur Ruhe; das Moosweibchen verschwand mit einem Seufzer.

Nach einigen Stunden wurde er durch einen Lärm von neuem in seinem Schlafe gestört. Sein Wulf war mit zwei Räubern im Kampfe. Sich nicht lange bedenkend sprang er auf, und bald hatte sein Schwerdt den unglücklichen Kampf beendigt, aber da stürzten mehrere herbei, überwältigten und fesselten ihn. Hugo, dieser unritterlichen Sitte ungewohnt, das Schlimmste ahnend, und kaum die Schmerzen, welche die Fesseln verursachten, ertragend, rief bewußtlos den Berggeist zu seiner Rettung herbei. Plötzlich verschwand er den Händen seiner Räuber und stand fessellos in einem düstern Gange an der Seite der Jungfrau mit den goldenen Haaren. Diese führte ihn schweigend wieder in jenen Tempel Thors und die frühere Scene ward wiederholt. —

Die rauhe Morgenluft weckte Hugo auf. Er lag unter dem Akazien-Dache, sein Wulf schlief nicht weit von ihm. Ueberzeugt nun, daß der Geist mit Willen jene Begebenheiten herbeizöge, damit er dem Opferfeste beiwohnen solle, dessen Grund er nicht zu enträthseln hoffte, strengte er sich jetzt an, ein Mittel zu finden, welches ihn gänzlich von dem Berggeiste befreien könnte. Endlich glaubte er das Mittel gefunden zu haben; er stand auf, weckte seinen Knappen, der sich über die Flucht der Räuber freute, von der Abwesenheit seines Herrn nichts bemerkt hatte, und beide zogen auf der Straße weiter. Ein Purpurschleier überzog einen Theil des Horizonts und noch feierliche Stille herrschte rings umher, nur aus der Ferne tönte einsam der Klang einer Glocke, mit dem Schalle spielte die Luft, und führte ihn bald stärker bald schwächer zu ihnen hin, bis sie in einiger Entfernung ein bedeutendes Kloster gewahrten. Hugo ritt sogleich darauf los, bat, eingelassen zu werden, ließ sich dem Prior melden, erzählte diesem sein Abentheuer, die Bekanntschaft mit dem Berggeiste, und bat um Rettung. Der Prior trug Bedenken Rath oder Hülfe zu ertheilen, doch legte er Hugo Buße auf, und erlaubte ihm bis zum nächsten Neumond im Kloster zu wohnen, bis dahin sich vielleicht ein Mittel finden könnte, oder daß Hugo, durch die heiligen Mauern geschützt, nicht mehr von dem Geiste beunruhigt würde. Es wurde ihm hierauf eine Zelle angewiesen, und er den Mönchen als ein Gast vorgestellt.

Bald wollten nun die Klosterbewohner des Nachts gräßliche Gestalten um den Klosterhof wandeln sehen, die Glocke zur Mette wurde zur ungewöhnlichen Zeit von unsichtbaren Händen gezogen; allenthalben neckte es die Betenden, und Niemand wollte mehr in die Kirche allein gehen. Der Prior, der die Ursache bald errieth, und sein Kloster nicht in einen üblen Ruf bringen wollte, gab einigen seiner Vertrauten einen geheimen Befehl, welcher auch noch in dieser Nacht ausgeführt werden sollte.

(Schluß folgt.)

Requiem.

Allen, die hier einsam blüh'ten,
Langsam still in sich verglühten,
Sich nach Lieb' und Freundschaft sehnten,
Dauernd Glück zu gründen wähnten —
Die in irrd'schen Blüthenstunden
Nur der Schlange Gift gefunden,
Und am Busen der Erwählten
Ihres Strebens Ziel verfehlten:
Aufgezehrt von heißem Sehnen,
Aufgelöst in stille Thränen —
Möge in des Sarges Hüllen
All' ihr Sehnen sich erfüllen.

Die ihr trüb' begonnen Leben
Trüb' und freudlos sah'n entschweben;
Die der Schatten nie erquickte,
Wenn des Mittags Gluth sie drückte;
Die in nächtlich düst'ren Stunden
Keinen Stern sich aufgefunden,
Und mit abgemühten Handen
Fruchtlos sah'n ihr Mühen enden —
Ob auch immer fehl sie rangen,
Eines werden sie erlangen,
Wenn sie ledig aller Bande
Schlummern auf des Friedhofs Lande.

Auch die nimmer fehl gerungen,
Denen Alles hier gelungen,
Die, belohnt von nassen Blicken
Konnten Armuth oft erquicken;
Die im Kreise der Geliebten
Biedermannes Pflichten übten;
Und im Blühen holder Sprossen
Noch ein Leben froh genossen —
Hatten sie auch viel hienieden,
Eins ward ihnen nie beschieden:
Denn die Ruh' ist nur zu finden
In des Grabes stillen Gründen.

Arabische Sprüche.

Widersprich dir selbst, so wirst du Ruhe finden.

Des Geizigen Pfennig ist ein Stein.

Die Erinnerung der Jugend ist ein Seufzer.

Das Gesicht eines Freundes erleuchtet das Auge.

Eines Mannes Rath ist die Waage seines Verstandes.

Die Menschen sind in zwei Gattungen getheilt. Die eine sucht und findet nicht, und die andere findet, und ist nicht zufrieden.

Wissenschaft ist der Reichen Zier, und der Armen Reichthum.

Ein weiser Mann kennt einen Narren, weil er vormals selbst unwissend gewesen; aber ein Narr kennt einen weisen Mann nicht, weil er selbst niemals weise war.

Derjenige verdient eine Wohlthat, der ihren Aufschub geduldig erträgt; wird sie gar abgeschlagen, dies entschuldigt, und wenn er solche empfängt, dafür dankbar ist.

Logogryph.

Ich bin erst, wenn zu seyn ich aufgehört,
Ich gehe stets, nie bin ich umgekehrt,
Und dennoch wiederhole ich mich täglich,
Leicht und vergänglich, fest und unbeweglich.
Ich bin so alt schon, wie der Sonne Licht,
Ich bleibe jung, und dennoch bin ich nicht.
Seitdem du bist, war ich schon oft bei dir,
Nur Ephemeren wissen nichts von mir.
Kein Arm und keine Kraft hält meinen Lauf
In seinen immergleichen Schritten auf.
Entferne nun die beiden ersten Zeichen,
Dann wird dein Blick am Himmel mich erreichen.
Willst du der ersten Zeichen Paar vom neuen
Bei diesem Worte an das Ende binden,
Dann wird mich sehr der muntre Leichtsinn scheuen,
Doch wirst du mich beim ernsten Manne finden.
Auch ein bekannter Name bin ich dann:
Ein Fürst, der einen neuen Stamm begann
Und sich den Ruf der Frömmigkeit gewann.

Auflösung der Charade in Nro. 56.
Silberpappel.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 10. July. Die gefährliche Nachbarschaft, Lustsp. in 1. Act. von Kotzebue. Hierauf: Das Blatt hat sich gewendet, Lustsp. in 5 Aufz. von Schröder.

Sonntag den 11. Oberon, König der Elfen, komische Oper in 3 Abthl. Musik von Paul Wranitzky. Wir bemerkten neulich, dem Componisten habe, um zur Genüge des Stoffes romantisch zu seyn, bei aller edlen Einfalt die Phantasie gefehlt. Wir wollen mit diesem Urtheil keine Ungerechtigkeit begehen und bemerken daher hinzu, daß wir wohl wissen, daß Mozart auch auf Wranitzky's Schultern stand, als er seine Operschöpfungen, namentlich seine Entführung schrieb. — Wer wollte darüber Mozarten einen Makel anhängen? Wranitzky war sein Vorgänger.

Nicht umsonst erlebte Oberon einen stürmischen Beifall, wie ihn jetzt nicht einmal Webers Freischütz genießt. Denn Alles war damals mit Recht entzückt. Mozart fand in dieser einfachen aber lebenvollen, charakteristisch-melodiösen und in ihrer Einfachheit musterhaft harmoniösen Musik, ein gutes Vorbild, dem er nacheifern und daß er besonders in der Volksmäßigkeit zu erreichen streben durfte. Mehr noch als in der Entführung, welche die sichtbarsten Spuren von Wranitzky trägt, gelang ihm dieses Letztere in der Zauberflöte. Seit Oberon hatte keine Oper so furore gemacht, und was bei Wranitzky noch in einer kindlichen Beschränktheit verborgen lag, entfaltete Mozart zur höchsten Kunstblüthe in lyrischer wie in dramatischer Hinsicht. Seitdem hat sich die Musik mehr verstandesmäßig entwickelt, und auch da, wo dem Gemüth die Oberherrschaft blieb, hat man häufig das Heil der Kunst in Schwierigkeiten gesucht, welche den freiesten Genius eingedämmt, verschüchtert und beleidigt haben. Auch hiervon kann Schillers Spruch gelten:

> Sie bannen den Geist in ein tönend Wort,
> Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Es hat sich eine gewisse Pedanterie der musikalischen Bildung und eine üppige, schwere Redekunst zur Schule gemacht. Daneben sind Componisten gegen den Zwang der Regel aufgestanden und haben die Gabe des Humors und der Heiterkeit so über die Maaßen ausgebildet, daß sie, statt Verkündiger der Gottheit zu seyn, geistreiche Harlequins wurden, die ihr Buntes Allerlei von Lappen und Gedanken zur Schau der Menge tragen und sich weidlich dafür beklatschen lassen. Keiner der ernsten neueren Componisten, sey er auch noch so trefflich, kann sich rühmen, daß er von jener unbefangenen Heiterkeit Wranitzky's ausgegangen sey, um zur Beherrschung des Stoffes zu gelangen wie Mozart. Hat man aber Mozarten seiner Zeit den Vorwurf des Ueppigen und Ueberladenen gemacht, welchen Vorwurf soll man den Neueren machen? Wer hilft uns wieder zur guten alten Einfachheit? Lieber, möchte man sagen, einen Schritt rückwärts als noch einen vorwärts. — Was wir von der Aufführung des Oberon zu sagen haben, ist wenig. Der liebliche Elfenkönig ist mit Recht Geber des hellklingenden elfenbeinernen Horns, wenn er, wie der unserige, selbst eine hellklingende Stimme hat.

> Schön wie im Morgenroth ein neugeborner Engel
> Steht er, gestützt auf einen Lilienstengel,
> Und um die Schultern hängt sein elfenbeinern Horn.
>
> Er setzt das Horn an seine Lippen an
> Und bläßt den lieblichsten Ton. Straks übermannt den Alten
> Ein Schwindelgeist. — — —

Ja, wen, sey er jung oder alt, übermannte nicht die Lust von so hellen elfenbeinernen Tönen? Zum komischen Tanzen nicht, nein zur Frühlingsbegeisterung und, wem's gegeben ist, zur rhythmischen Feier des Genusses. Dem. Heinefeder, welcher die Muse bei der Geburt gelächelt, erfreute uns als Oberon, in Gesang und Spiel. Herrn Größer's (Hüons) Gesang war heute nicht ganz von der früher gerühmten Weichheit, womit er die etwas hochgesetzte Parthie annehmlich zu machen wußte. Hr. Hassel (Scherasmin) erwies sich im Spiel und Gesang, wie früher, recht vorzüglich. Dem. Schulz (Amande) befriedigte nicht allein durch sicheren und anmuthigen Vortrag, sondern auch durch besseren Ausdruck der Empfindung. Wir können nicht schließen, ohne der zarten und sinnigen Haltung der Dem. Scholz als Titania zu gedenken, zuerst in der Trauer, dann im Schmuck mit der Rosenkrone an Oberons Seite. Wir erinnerten uns bei dieser Schlußscene im Feentempel der Worte Wielands:

> — — — — Gleich der Morgensonne
> In ihrem Bräut'gamsschmuck — — —
> Ein Jüngling, ewig schön und ewig blühend, stand
> Der Elfenkönig da, den Ring in seiner Hand.
>
> Und ihm zur Seite glänzt mit ihrer Rosenkrone
> Geschmückt Titania in milderm Mondesglanz,
> In beider Rechten schwebt ein Myrtenkranz ꝛc.

Dienstag den 13. **Der Empfehlungsbrief**, Orig. Lustsp. in 4 Abthl. von Töpfer (Mspt.) Hierauf: **Der Unsichtbare**, Oper in 1 Act von Costenoble, Musik von Eule. Der Zettel nannte für das Lustspiel Dem. Urspruch als Tochter des Emanuel Brecht und Hrn. Größer als Maler Sellen; für die Oper Hrn. Linker als Cornet Steinfeld. Wir konnten uns der veränderten Besetzungen ungeachtet nicht entschließen der Vorstellung des Lustspiels beizuwohnen, dessen Empfehlungsbrief nach gerade abgelaufen zu seyn scheint.

Donnerstag den 15. **Die Waise aus Genf**, Drama in 3 Abthl. nach dem Franz. des Victor von Castelli. Hierauf: **Der Schiffbruch**, Lustsp. in 1 Act von Steigentesch. Frage: Wodurch unterscheidet sich das antike von dem modernen Drama? Antwort: Dort herrscht Natur, hier Unnatur. Dort entfernt man den Gegenstand des Jammers, wenn er ausgekämpft hat, entfernt die unglücklichen Todesopfer, wenn das Gemüth gehörig erschüttert worden ist. Hier schleppt man die Leichen erst recht herbei, um, wenn das Gemüth in lauter Schauern hungert, die Einbildungskraft mit Entsetzen satt zu füttern. Man sehe die Waise aus Genf. Da wird die Leiche einer Frau, welche zufälligerweise durch Verwechslung umgebracht wurde, eine Leiche die gar nichts Abschreckendes hat, als daß es eine todte Frau ist, diese wird, um dem Gräßlichen aufzuhelfen, auf die Bühne gebracht. (Nachher gibts noch eine Geistererscheinung, um dem Gräßlichen die Krone aufzusetzen). Man sehe den Leuchtthurm von Houwald. Ein unglückseliges Weib, von welchem man sich gern nur erzählen läßt, kommt als gestrandete Leiche zur Ehre des Mitspielens, um ihren verrückten Mann ins Wasserreich abzuholen, der sich mit dem feuchten Weibe jämmerlich abschleppt, bis es ihn im eigentlichsten Sinn hinabzieht in die Fluth. Pfui, über den ekelhaften Gegenstand! — Wer sieht gern der Katze zu, wenn sie ihr Mäuschen zu Tod quält? Man sagt, wie kann ein Thier so grausam seyn! Und wenn das Mäuschen todt ist, so läßt es die Katze liegen. Aber unsere Dichter quälen nicht bloß die unglücklichen Geschöpfe zu Tod, sie spielen noch mit den todten Mäusen, sie tappen nach ihnen, daß sie sich bewegen, als wären sie noch lebendig. Pfui! — Heute zappelten zwei Mäuse, eine alte und eine junge. Die eine kam auf Ver-

sehen um, die andere war ein armes Thierchen, Henriette hieß es. Es hatte einen grausamen Kater, der hieß Strömborst. Meilenweit lief ihm sein Mäuschen weg, er fing es wieder, und tappte es so grausam, daß ihm alle Lebensgeister ausgingen. Dann biß er in blinder Hast die alte Maus todt und sein Mäuschen entwischte. Wie gefällt Ihnen das Märchen? — Die Aufführung dieses unnatürlichen Stückes war fast durchgängig so musterhaft, daß wir nur zu bedauern hatten, daß diese schöne Kräfte auf so Unwürdiges verwendet wurden. Hr. Weidner war Strömborst. Man erschrickt vor dieser Kunst, so „hält sie der Natur den Spiegel dar." In allen Situationen meisterhaft, wissen wir nicht, welchen Ausdrücken wir den obersten Preis zuerkennen sollen, ob der kecken Sicherheit des Bösewichts, ob seinem Lauern und seiner Verstellungskunst, ob seinem allmähligen Selbstverrath. Das verzerrte Lächeln des Ertappten möchten wir doch für den Triumph seiner mimischen Kunst halten. Welche Pole von Unnatur reicht das Vermögen dieses Künstlers ab! König Philipp und Strömborst, beide meisterhaft, und welch ein Abstand! Gewiß, Hr. Weidner ist ein bedeutender Künstler. Er würde noch weit größer seyn, wenn er überall eben so nur „der Natur den Spiegel vorhalten" wollte. Besonders läßt er sich im Komischen zuweilen, statt ganz objectiv (in den Gegenstand aufgegangen) zu seyn, von seiner subjectiven (persönlichen) Laune beherrschen und nimmt dadurch dem Publikum einen Kunstgenuß, den es mit Recht von einem so tiefen und poetischen Physiologen erwarten darf. Dem. Urspruch wandte von jeher vielen Fleiß auf die Darstellung der Henriette, doch nahm sie diese sanfte Dulderin früher fast immer zu feierlich, ja stellenweise, als prunke sie mit ihrer Unschuld. Heute war ihr Spiel um Vieles gebessert, in einigen Stellen trefflich. Dieses veranlaßt uns zu einigen genaueren Bemerkungen, unter andern zu der Erinnerung, daß jener alte Fehler zu Anfang sogleich wieder in dem Ton durchschimmerte, womit sie im 1n Act dem Geistlichen erzählte: „ich floh rc. nur von meinem reinen Gewissen begleitet." Accent und Geste waren etwas beschaulich, was sie nicht seyn durften; das reine Gewissen brauchte nicht hervorgehoben zu werden. Mehr spielte Dem. Urspruch dahin über, wo sie im 2n Act ihrem Verfolger Entschlossenheit entgegensetzt, und bald darauf in der Rede zu dem Geliebten, voll Zuversicht auf ihre Unschuld. Hier ließ sich Dem. Urspruch durch die Macht des Wortes wieder etwas zum Feierlichen verlocken. Im dritten Act war sie dagegen zu weich, wo sie von ihrem geistlichen Freund Abschied nimmt; eine festere Haltung im Gefühl der Unschuld wäre richtiger gewesen. Ohne gehässige Absicht, aber unwillig über früheren vergeblichen Tadel, sagten wir neulich: daß Dem. Urspruch keinen Mittelton zu treffen wisse. Hätte Dem. Urspruch früher gründliche Urtheile benutzen wollen, so hätte sie jenen alten Vorwurf in der Wahrheit aufgelöst gefunden, daß die stille weibliche Tugend, welche stets auf ein Höheres gestützt ist, ihren Schein verliert, wo sie gepanzert einherschreitet, daß dagegen Weichlichkeit und schmachtendes Wesen einen totalen Mangel jener inneren Harmonie kund gibt, welche mit der Hingebung an ein Höheres wohl bestehen kann. Zwischen beiden Extremen, welche wohl im Leben vorkommen, aber kein würdiger Gegenstand der Kunst sind, liegt ein schöner Bezirk weiblicher Tugend und Seelenstärke mit mannigfaltigen Abstufungen, je nachdem kindlich unbewußte Harmonie, oder Religiosität, oder Liebe, oder Dankbarkeit oder mütterliches Gefühl vorherrscht und je nachdem Stand und Sitte den Unterschied näher bestimmen. Wir erhielten heute in mehreren Situationen ein befriedigendes Bild der stillen weiblichen Tugend, welche durch religiöse Ergebung über die höchsten Qualen siegt. Ihr Gespräch mit Egerton im 1n Act (nur etwas zu flüchtig und zu leise) ihre religiöse Fassung da und im 3n Act, ferner auch die sanfteren Ausbrüche des Entsetzens, söhnten uns mit den früheren Mißgriffen fast völlig wieder aus. Frau von Rollstein von Mad. Ellmenreich und Karl von Hrn. Rottmayer sind bekannte vorzügliche Leistungen; der plauderhafte und furchtsame Pächter Werbold von Hrn. Otto und seiner Frau Brigitte von Mad. Weidner deßgleichen. Pastor Egerton rechnen wir zu den glücklichsten Leistungen des Hrn. Leißring, eine durchaus ansprechende ehrwürdige Erscheinung, die im Aeußern an den herrlichen Lavater mahnt. Als Willi war Hr. Urspruch angekündigt, es erschien aber wie vordem Hr. Hill. — Zum Schiffbruch haben wir nur zweierlei zu bemerken. Anton Waller ist ein alter gerader Seemann, der keine Verstellung kennt. Dieß beweist sein öfteres Herausfallen aus der Rolle. Hr. Leißring ließ diesen ungebildet treuherzigen Zug nicht genug vorherrschen, in seinem Spiel lag zu wenig unterdrückte Heftigkeit. Auch war der Abschied an Fritz Waller zu sanft. Für Sophie bemerken wir, daß etwas kindisch zuweilen wohl anstehen kann, doch hüte sich Dem. Urspruch in diesen heitern Mädchenrollen den Conversationston zu verfehlen und ins Läppische zu verfallen.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 20. July. Die Vestalin, Oper. (Licinius: Herr Baader).

Mittwoch den 21. Die Mündel, Schsp.

Donnerstag den 22. Unbestimmt.

Samstag den 24. Tankred, Oper. (Tancred: Herr Baader).

Sonntag den 25. Hermann und Dorothea, Drama und der Unsichtbare, Oper.

Montag den 26. (Zum Vortheil des Hrn. Baader): Axur, Oper. (Tarar: Hr. Baader.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 59. Donnerstag, 22. July 1824.

Klage.

Wo find' ich Ruhe,
Wo weilet Frieden?
Ich trank aus dem Becher der Sinnenlust,
Und stürzt' in den Taumel der Freude die Brust.
Nach wilden Nächten, bey vollen Pokalen
Sah ich den Morgen sich golden malen.

Wo find' ich Ruhe,
Wo weilet Frieden?
Bey todten Worten, bey kaltem Wissen
Wähnt' ich den Quell der Freude fließen,
Und hab' in einsam stiller Nacht
Mit bangem Zweifel im Herzen gewacht.

Wo find' ich Ruhe,
Wo weilet Frieden?
Bey Menschen wollte ich Frieden finden,
Und suchte und suchte nach allen Winden,
Und suchte Freundschaft und liebte warm,
Und fand die Menschen an Frieden arm.

Beruhigung.

Suchst du Frieden, suchst du Ruh,
Suche in dem eignen Herzen,
Da sind Freuden oder Schmerzen,
Und dein Glück bereitest du.

C. L. Grosse.

Die Jungfrau mit den goldenen Haaren.

Eine Thüringische Volkssage.

(Schluß.)

Hugo wandelte an diesem Tag durch den Kreuzgang. Schon fing es an zu dämmern, in ihren Zellen waren die Mönche eingeschlossen, und Todtenstille herrschte rings umher, da schlich Wulf ängstlich heran und entdeckte seinem Herrn, daß er vor einer kurzen Zeit zwei Mönche belauscht habe, welche von ihnen beiden gesprochen, wie man ohne Aufsehen sie gefangen nehmen und in den Kerker bringen könne. Hugo, der schon so etwas geahnet, wurde durch die Entdeckung seines Knappen bewogen, auf schnelle Flucht zu denken, allein nur der hochummauerte Klostergarten bot ihm einen Zufluchtsort an, um dort den Morgen zu erwarten, und das Kloster zu verlassen. Er eilte mit Wulf dahin, auf eine Grotte zu, in deren Tiefe sie sich verbargen. Wulf schlummerte bald ein. Jetzt erst bemerkte Hugo, daß er ohne Waffen war; zurück in seine Zelle zu gehen, war gefährlich, und doch konnte er sich bei einem heimlichen Angriffe nicht vertheidigen, denn beschlossen war es, sein Leben theuer zu verkaufen. Eben wollte er von einem Baume einen Ast zur Wehre abbrechen, die dunkle Nacht hatte sich herab gesenkt, nur das Flüstern der Blätter, vom leisen Abendwinde bewegt, unterbrach die nächtliche Stille, da naheten sich hörbar Fußtritte der Grotte. Gern hätte er jetzt das Moosweibchen gesehen, aber sie erschien nicht, und er sah sich ohne Rettung verloren; — und als schon die Mönche ihr Opfer gewahrten, dasselbe umzingelten, da rief Hugo schaudernd den Berggeist wieder zu Hülfe. Schnell erschien auch die Jungfrau mit den goldenen Haaren und führte ihn durch eine im Hintergrunde der Grotte sich öffnende Thür, welche sich sogleich hinter ihnen wieder schloß. Hugo folgte mit wankenden Schritten, und machte sich nun Vorwürfe seinem Vorsatze nicht treuer geblieben zu seyn. Bald waren sie wieder in jenem Tempel, wo Thor mit seinem Blitze thronte. — Die Jungfrau selbst wurde jetzt vor den Priester geführt, alle Zeichen der Todesangst malten sich auf ihrem Gesichte, und ein flehender Blick um Hülfe nach Hugo bestimmte diesen, nachdem er glaubte das Mittel ihrer Erlösung gefunden zu haben, sie zu retten. Er stürzte auf den Priester zu, entriß ihm das Opfermesser und stieß ihn damit nieder; aber da erbebten die Felsenwände und schienen über einander zu stürzen, und Hugo sank vor dem Altar leblos nieder. —

Melancholische Töne erweckten ihn wieder. Er rieb sich die Augen, richtete sich in die Höhe, die Gegenstände wurden ihm deutlicher, er erkannte das Gemach des Geistes und sah ihn selbst vor sich stehen.

„Du hast nicht wohl gethan," sprach die Jungfrau mit traurigen Blicken; — „nicht den Priester hättest Du niederstoßen, nicht durch Drohungen das

Opferfest stören sollen, sondern jenen Jüngling oder mich durch den Namen Deines Gottes befreien sollen. Dieß ist mir leider! jetzt zu spät klar geworden, ich muß nun wieder zu dem Brunnen wandeln, muß die mir unbekannte Zeit erwarten bis das Reich unserer Götter allenthalben zerstört seyn wird. — Auch Du hast nichts zu hoffen, Deine Burg liegt zertrümmert, wie Dein Glück, darum wandle fort! die Götter mögen Dich nach ihrem Willen richten!" — Sprachs und verschwand.

Hugo mehr erfreut, daß er so leicht von dem Berggeiste befreit war, öffnete eine ihm gegenüber stehende Thür, und befand sich in einer ihm unbekannten doch sehr reizenden Gegend. Gedankenvoll bestieg er sein nicht weit von ihm angebundenes Roß, und ließ es laufen, wohin es wollte. In einem seltsamen Gewirre schwammen die Begebenheiten der vergangenen Nacht vor seiner Phantasie, aber er athmete freier, war er doch von des Geistes Fesseln befreit. Bald kehrte eine gewisse heitere Stimmung zurück, die besonders durch die herrliche Gegend, wo Dörfer und Villen in der Ebene in malerischen Gruppen lagen, gehoben ward. Da kām auch querfeldein Wulf heran geritten, und begrüßte ihn frohlockend, daß er seinen Herrn wieder fand, und erzählte, daß er mit seinem Rosse am Morgen an der Heerstraße gelegen habe, wahrscheinlich hätten die Mönche dieß Werk der Barmherzigkeit an ihm gethan.

Nachdem sie einige Tage fort gezogen waren, stießen sie auf den Herzog Robert Guiscard mit seinen Normännern, der den gefangenen Papst aus der Engelsburg befreien wollte; denn Kaiser Heinrich war, nachdem er Rom eingenommen, und den ungehorsamen Papst Gregor gefangen genommen hatte, lange zurück nach Deutschland gekehrt. Hugo's Entschluß war schnell gefaßt, er nahm Kriegsdienste, und zog mit den Normännern gen Rom. Der Pabst wurde befreit, allein Hugo wurde dabei von eines Römers Lanze durchbohrt. Mit ihm starben die Besitzer der Burg bei Ohrdruff aus, und die Spur der ehemaligen Veste sucht man noch in einigen Vertiefungen eines Grabens, so wie die Sage einige Felsenlöcher zu Ueberbleibseln eines Tempels, dem Gott Thor geweihet, gemacht hat.

Lange noch wallte die Jungfrau mit den goldenen Haaren vom Schloßberge hinab, um sich in dem heiligen Brunnen, jetzt der H a r t i n g s - B r u n n e n genannt, zu baden; an der Seite hing ihr ein Bund Schlüssel, weil sie die Wache über die Felsengemächer des Tempels hatte. Als aber die Rügen, Pommern, Liefländer, Finnländer, Norweger, Wenden u. a. m den christlichen Glauben angenommen hatten, ward die Jungfrau nicht wieder gesehen. Nur wenn jetzt ein leiser Abendwind über den Brunnen flüstert, will man anmuthige Töne gehört haben.

Aus Friederichs Tagebuche.

(Bruchstücke.)

(Mittheilungen aus dem Vorrathe der Betrachtungen und Ansichten eines Menschen, der in der Stille mit Ernst und offenem Gemüthe nach Wahrheit und Bildung gestrebt, können von Werth und Interesse seyn, wenn sie auch nicht gerade Neues, ganz Unbekanntes enthalten, indem sie verwandten Gemüthern zur Theilnahme, zur Erweckung, oder Bestätigung des Erkannten darlegen, wie ein anderer, unabhängig, in seiner Weise, bedeutende Gegenstände aus dem Leben oder der Wissenschaft aufgefaßt, über allgemein Menschliches Aufklärung gesucht.)

* * *

Es ist das treffendste Bild und Gleichniß, wenn man sagt: wie nur in dem ruhigsten Wasser die Gegenstände sich wahr und bestimmt abspiegeln; so auch in des Menschen Seele, in welcher um so weniger richtig die Dinge sich darstellen, je mehr Unruhe und Leidenschaft sie bewegen. —

Die Mutter der Weisheit, der wahren, lebendigen, bleibt ewig l e b e n d i g e Beobachtung, fortgesetztes, nie abgeschlossenes Lernen, Erfahren; heller, lebenvoller Geist, der an der Quelle selbst an dem Leben sucht und betrachtet, und das grundsätzlich abstrackte, das theoretisch todte oder das in dem Geist selbst und allein, gleich der Rechnung ohne den Wirth, combinirte und zusammengeputzte flicht und stets sieht, wie es ist und paßt in der Welt und der Zeit, statt zu wissen und zu rechnen, wie es könnte oder sollte, und darnach zu sinnen und zu streben.

Gewiß ist es, daß, im Leben auf dem Lande und größerer Einsamkeit oder Vereinzelung, der Mensch mehr im Besitze seiner selbst, mehr auf sich selbst angewiesen ist, als in der Stadt; daß er, sey er von dem entschiedensten und tiefsinnigsten Charakter, in der Stadt, wenn auch nicht zerstreut, doch in jedem Fall mehr aus sich selbst heraus und in die Sinnenwelt gezogen wird. Durch das regere Leben der Stadt, durch die Vereinigung so vieler Hervorbringungen menschlichen Geistes und innerer Kräfte, durch den gegenseitigen Wetteifer und Wechselwirkung der zusammengedrängten Menschenmasse erweckt, muß der Geist natürlich in die Breite des Lebens erweitert werden; aber doch wird diese Ausbildung immer besonders auf das äußere Leben sich beziehen und dahin Werth haben, und weniger das eigentliche Selbst, das Innere, selbstständig von dem weiten Kreis der Erscheinungen Unabhängige, stark machen, zum Bewußtseyn bringen, in sich zum rechten, selbstständigen Seyn entfalten, als das Leben in der Stille, Einsamkeit. Dem Menschen der letzteren scheint bei aller Einfachheit, ja Unvermögenheit in d e r E r s c h e i n u n g, dennoch nothwendiger Weise mehr eigentlich innere immaterielle Kraft und Vermögen erwachsen zu müssen. —

Das Bestreben des Mysticismus und anderer ähnlicher oder verschiedener Ausschweifungen des religiösen Gefühls, Dranges im Menschen, wie Mönchsleben u. s. w. dieß Entfliehen, Entäußern des Sinnlichen, Vereinigung mit dem abstract Reinsten ist an sich, in seinem Ursprunge nicht tadelns-, ja verehrenswerth, wäre der Mensch nicht eines Theiles der Natur angehörig, wäre er nicht aus einer Mischung des Sinnlichen und Geistigen zusammengesetzt, und es nothwendige Folge, daß er verkrüppelt, sich zerstört, wenn er den gesetzmäßigen Forderungen des ersten widerstrebt, wenn er das Gleichgewicht seines Wesens zu erhalten irriger Weise verschmäht. Solch ein unnatürlich überspanntes Bestreben, ein Hindringen in die Geisterwelt, in intellectueller oder sittlicher Hinsicht, dem seine Natur und Kräfte ewig nicht gewachsen sind, wird immer als ein Frevel an dieser Natur und Bestimmung erscheinen und sich nothwendiger Weise strafen; vergebens wird der verirrte einen wesentlichen Vortheil, ein Wachsthum seines Wesens erwarten, das nur zerrüttet werden und erscheinen, das die Lebensbestimmung verfehlen muß. —

Darum ist der Mysticismus dem forschenden und fühlenden Geiste so gefährlich, weil er ihm die männliche Haltung und Selbstständigkeit untergräbt, und Kraft und selbstbewußte Klarheit in einer düsteren verworrenen, einseitigen Neigung untergehen. —

Es scheint wirklich wahr zu seyn, und im Wesen unseres Geistes zu liegen, daß jedem Negativen ein Positives entgegensteht, anhängt, folgt, jedem Mangel ein Vorzug, jeder Tugend ein Gebrechen, daß keine Tugend, keine Eigenschaft, recht vorhanden seyn kann, ohne einer andern Eintrag zu thun. Betrachte nur die verschiedenen Temperamente, die verschiedenen Menschenalter u. s. w.; intellectuellen und sittlichen Vorzügen, einem jeden besonders eigen, entsprechen wieder eigene Mängel; bei größerer Gabe und Ausbildung des Verstandes leidet die Fülle und Kraft des Gefühls und der Einbildungskraft u. s. w. —

Geisteskraft, Geisteshöhe kann in verschiedenen Menschen qualitativ gleich, aber quantitativ verschieden seyn. Durch letzteres bringt der eine mehr und größeres hervor, als der andere.

Bei allen menschlichen Einrichtungen, bei gegenseitigen Verbindungen vernünftiger Wesen, Staats- und kleineren Constitutionen u. s. w., überall liegt die Furcht vor dem Ausbruche der Leidenschaften, dem Anti-Vernünftigen, Zerstörenden, den Maaßregeln, Ansichten u. s. w. zum Grunde. Warum darf der Vernünftige nie dem Uebergewichte der Vernunft trauen, warum muß er stets das Entgegengesetzte fürchten? —

(Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Ueber des Kaisers Bart streiten.

Diese Redensart ist eine von den wenigen, deren Ursprung und Veranlassung man nachweisen kann. Es gab nämlich eine Zeit, wo man weitläufig, heftig und sehr gelehrt darüber stritt, ob Kaiser Karl der Große einen Bart getragen, oder nicht. Gelehrte und Ungelehrte lachten über den Streit, und spotteten desselben dadurch, daß sie ihn als ein Beispiel von einer unnützen Untersuchung aufführten. Aber mit Unrecht. Die Frage: Ob Karl seinen Bart habe scheren lassen oder nicht, war wirklich wichtig. Denn es fanden sich Urkunden vor, von deren Echtheit große Privilegien abhingen. Auf einigen Siegeln derselben stand aber das Bildniß des Kaisers mit, und auf andern, ohne einen Bart. Darüber entstand der sehr natürliche Verdacht, daß entweder jene oder diese untergeschoben seyn müßten; und es ward die wichtige Frage: Welche von beiden ächt wären, aufgeworfen. Diese Frage aber konnte nicht anders entschieden werden, als dadurch, daß man auszumitteln suchte, ob der Kaiser einen Bart getragen habe, oder nicht. So ungerecht indeß auch der Spott über diese Untersuchung war, so ist er doch in ein Sprichwort übergegangen, welches so viel sagen soll, als: Man streite über eine Sache, die wenig Interesse habe. Ueberhaupt spielte der Bart in den alten Sprichwörtern eine nicht unansehnliche Rolle. So sagte man unter andern: „Laß Dir darum keinen Bart wachsen!“ weil man damals den Bart wachsen ließ, wenn man Trauer hatte. Als z. B. der Pabst Clemens VII. 1525 vom Kardinal Pempro Colonna in der Engelsburg eingeschlossen war, hatte er sich den Bart wachsen lassen, und ließ sich nachher, in dieser Gestalt eines Leidtragenden, auf einer Münze abbilden, auf deren Rückseite der Engel den Apostel Petrus aus dem Gefängnisse führt, mit der Ueberschrift: „Dominus misit angelum suum, et eripuit me de manu Herodis; daß heißt: Der Herr hat seinen Engel gesandt, und hat mich errettet aus der Hand Herodis.

Jähzorn und Rechtsgefühl.

Jacob VI. von Schottland war einer der heftigsten, jähzornigsten Monarchen, der aber, sobald er sein Unrecht erkannte, es nicht unter seiner Würde hielt — solches zu bekennen, und das Geschehene so viel als möglich wieder gut zu machen. Einst (da er als Jacob I. König von England war) hatte er einige wichtige Papiere, in Betreff eines Traktats mit Spanien, verlegt. In der Meynung, daß einer seiner ältesten Schreiber, Namens Gib, dem er sie anvertraut zu haben glaubte, sie verloren oder auf die Seite geschafft, fuhr er ihn heftig an und forderte sie mit Ungestüm von ihm zurück. Gib, sein vertrautester Diener, der ihm in einer langen Reihe von Jahren vielfältige Beweise der Treue und Pünktlichkeit gegeben, den er mit sich aus Schottland gebracht, warf sich auf die Kniee, und betheuerte, die Papiere nie gesehen, nie in Händen gehabt zu haben. Durch den Widerspruch des Greises gereizt, vergaß

sich der König und stieß ihn mit einem Fußtritt um. Jetzt erhob sich Gib, stellte sich in einige Entfernung von Jakob, nahm eine feste Stellung an und sprach: „Sire, ich habe Ihnen von meiner Jugend an gedient und treu gedient; solchen Lohn habe ich weder erwartet noch verschuldet!“ — Zugleich neigte er sich ernst und tief und erklärte dem Könige: er würde ihm nicht ferner dienen, um sich einer solchen Demüthigung und Beschimpfung nicht zum zweiten Mal auszusetzen. Damit entfernte er sich und reisete eine Stunde darauf nach Schottland ab. — Bald nachher erfuhr ein zweiter Schreiber, was vorgegangen. Ihm hatte der König die Dokumente eingehändigt, und, daß er es gethan, vergessen. Sogleich eilte Jener mit den Papieren zu Jakob. Unverzüglich gab der König Befehl, dem Gib einen Courier nachzuschicken, und erklärte diesem dabei mit einem kräftigen Eide: er werde nicht eher essen, trinken und schlafen, bis er ihn zurück gebracht. Gib kam vor den Monarchen und der Monarch ließ sich vor ihm auf ein Knie nieder und schwur: nur dann aufstehen zu wollen, wenn ihm sein Diener die ungerechte Beleidigung, die er ihm angethan, verzeihen würde; und als dieser aus Bescheidenheit sich weigerte, das Wort Verzeihung, als unschicklich vom Diener gegen seinen Herrn, auszusprechen, beharrte Jacob darauf und stand nicht eher auf, bis ihm von Gib — verziehen worden war.

Der eingebildete König.

Auf der kleinen und öden Insel Rotonneau, nahe bei dem Hafen von Marseille, steht ein altes Schloß das einst Franz I. von Frankreich erbauen ließ, um die Rhede von Marseille gegen die Angriffe Kaiser Karls V. zu beschützen. Im Jahre 1597 ward noch eine andere kleine Burg auf der Insel erbaut, in welcher einige Invaliden die Besatzung ausmachen. Es besteht diese Besatzung gewöhnlich aus einem Korporal und vier Gemeinen.

Einer dieser Korporale verlor den Verstand und hielt sich in seinem Wahne für den König dieser Insel. Er erklärte dies feierlich den unter seinem Commando stehenden Invaliden. Diese merkten wohl, daß es in seinem Kopfe nicht richtig sey, und wollten ihn nicht dafür anerkennen. Gewalt zu gebrauchen, dazu war er zu schwach, denn keiner theilte seine Ansicht; alle seine gütliche Vorstellungen fanden kein Gehör; er suchte daher durch List zu erhalten, was er auf keine andere Weise zu erhalten vermochte. Die Mannschaft ward von ihm ausgesandt, Lebensmittel zu holen; inzwischen verriegelt der König die Burg, schoß nach den Landenden, und drohte Jedem den Tod, der sich ihm nähern würde.

Man belachte eine Zeitlang die Thorheit des Einsamen, da er den Dienst der ganzen Besatzung erfüllte. Niemand störte ihn. Als er aber endlich den Fischern lästig, und sogar gefährlich wurde, die er durch seine Schüsse zwang, anzulanden, und ihm Lebensmittel zu bringen, wenn sie ungehindert dort fischen wollten; so mußte man darauf Bedacht nehmen, sein Reich zu zerstören.

Zwei entschlossene Leute übernahmen seine Entthronung für eine ihnen zugesicherte Vergütung. Sie näherten sich der Insel mit einer weißen Flagge. Der König fragte von der Burg herab: wer sie wären? — Sie gaben sich für Flüchtlinge aus Marseille aus, die durch erlittene ungerechte Mißhandlungen genöthigt wären, die Stadt zu verlassen, und Schutz in seinem Staate suchen wollten. Der Inselkönig, müde der Einsamkeit und der sorgfältigen Bewachung seines Landes, sah mit Vergnügen Unterthanen ankommen, die jene Sorgen mit ihm theilen konnten. Er kam herab an das Gestade, ließ die Flüchtlinge landen und hieß sie willkommen.

Sie näherten sich ihm ehrerbietig, nannten ihn Se. Majestät, und fielen vor ihm auf die Kniee. Diese Huldigung entzückte ihn ungemein, als er aber huldvoll sie empor heben wollte, bemächtigten sie sich seiner und schleppten ihn auf ihr Fahrzeug.

Sie kamen glücklich mit ihm nach Marseille, hier wurde er in ein Irrenhaus gebracht, wo er verstorben ist, immer in der Meinung, er sey ein Souverain, den nur Kabale und Meuterei vom Throne gestoßen habe. Dieser Gedanke beunruhigte ihn Tag und Nacht und alle Versuche, ihn zu heilen, waren fruchtlos.

Türkischer Beweis.

Der Eroberer von Constantinopel und der europäischen Türkei, Mahomet II., der von 1451 bis 1481 regierte, liebte auch die Künste. Italienische Kaufleute hatten Gemälde ihrer Landsleute nach Constantinopel gebracht. Er sah und bewunderte sie; verschrieb sich den damals berühmten Maler Gentile Bellino aus Venedig, behandelte ihn sehr gütig, ließ sich, seine geliebte Sultanin, und manche andere Gegenstände von ihm malen, belohnte ihn königlich, und ertheilte ihm auch den Orden des halben Mondes. Einst mußte Bellino ihm den Kopf Johannes des Täufers, den die Türken als einen göttlichen Propheten ehren, abmalen, auf der Schüssel, wie die tanzende Prinzessin Herodias ihn sich von ihrem wonnetrunkenen Vater ausgebeten hatte: ein widerlicher Gegenstand, den aber bekanntlich mehrere Maler gewählt haben. Der Italiener wandte sein ganzes Talent an, und brachte dem Kaiser das Bild, wahrscheinlich auf laute Lobsprüche rechnend, die er auch erhielt, nur mit der anatomischen, oder scharfrichtermäßigen Bemerkung, daß die Muskeln am abgehauenen Halse nicht krampfhaft genug zurückgezogen wären. Die Richtigkeit des Einwurfs wurde nicht sogleich zugestanden. Welcher Künstler, aber auch welcher Sultan will Unrecht haben? „Die Sache ist bald zu entscheiden,“ sagte Mahomet, ließ einen Sclaven rufen, ihm den Kopf abschlagen, und zeigte dem vor Schreck zitternden Bellino, wie das Fleisch am Halse wirklich beschaffen sey. Der erschrockene Maler hatte nun keine ruhige Stunde mehr in Constantinopel, als bis er von seinem hohen Kunstliebenden Gönner die Erlaubniß zur Rückkehr in seine Heimath erhielt. Er reiste mit Geschenken vom Kaiser, und als Ritter des Mondes, zurück in sein Vaterland Venedig.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro. 60. Sonntag, 25. July 1824.

Morgen und Abend.

(von J. R. Wyß.)

Dunst-umschwommen zog der stille Morgen
In das weite, reichbegabte Land;
Vieles sichtbar, doppelt viel verborgen,
Ruhte, hob sich, wogt' und wallte — schwand! —

Ahnungsvoll ersah das Auge Segen,
Reitz und Zierde, Fruchtbarkeit und Pracht;
Doch ein Bangen mußt im Geist sich regen:
Sieget nicht zuletzt der Dünste Macht? —

Aber golden stieg des Abends Stille
Von des Himmels Klar herab den Gau'n
Und entschleiert, ohne Duft und Hülle,
Rein umzeichnet, strahlten Berg und Au'n.

Nicht der Hoffnung zweifelhaftes Ahnen
War dem Sinne fürder auferlegt;
Alles lacht', ihn zum Vertrau'n zu mahnen,
Wie die sichre Gegenwart es hegt.

Da gemahnt' es mich an's Menschenleben,
Das so Vielen Vieles früh verheißt;
Mög' ein Gott Erfüllung jedem geben;
Wie sie herrlich solch ein Abend weis't!

Der Findling.

Die Marquise von Preville verließ am 1. May 17.. Toulouse, um ihren Landsitz La Vallee zu besuchen, wo sie gewöhnlich den Sommer zuzubringen pflegte. Sie war, ausser der nöthigen Bedienung, bloß von ihrem Gemahl begleitet. — Tiefe Stille herrschte im Wagen, die nur zuweilen durch einzelne Bemerkungen, wozu ein Blick auf die herrliche, in der reizendsten Frühlingspracht prangende Gegend, den Marquis oder seine Gemahlin veranlaßte, unterbrochen wurde. Dies Stillschweigen war jedoch keinem gespannten Verhältnisse unter den Eheleuten, noch irgend einem unangenehmen Ereignisse zuzuschreiben, sondern es gehörte seit fünf Jahren bei diesem Paare zur Tagesordnung. Die Marquise, aus einer der ersten Familien des Reichs, deren Güter aber mit der Menge glorreicher Ahnen in umgekehrtem Verhältnisse standen, von der Natur mit einem stolzen und energischen Charakter begabt, den eine Erziehung, wie sie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich so häufig war, noch mehr entwickelte, hatte, nach damaliger Sitte, allen Ansprüchen auf die Welt und ihre Genüsse, zu Gunsten ihrer zahlreichen Brüder entsagen müssen. Sie wurde in einem Kloster erzogen, welches sie in ihrem sechszehnten Jahre nur verließ, um, nach einem kurzen Blicke in die Welt, es auf's neue für immer zu betreten. Ihre Begriffe von der Hoheit ihres Hauses, von der Nothwendigkeit, den Glanz desselben durch ihre Brüder aufrecht zu erhalten, und wo möglich noch zu vermehren; die lange Gewohnheit, das Klosterleben ihre Bestimmung, die so viel andere, nicht ältere Opfer mit ihr theilten, hatte dieser Aussicht fast alles Furchtbare benommen, das sie für eine andere Person von ihrem Alter und ihren Reizen wohl hätte haben müssen; allein der kurze Aufenthalt in Paris, die Vergnügungen, an denen man sie, vermöge einer eben so unbegreiflichen, als damals üblichen Inconsequenz, Theil nehmen ließ, hatten bald in ihren Gefühlen und in ihrer Denkungsart eine solche Revolution bewirkt, daß sie anfing bald mit Widerwillen und bald mit Schrecken an die Rückkehr in's Kloster zu denken. Ihr Stolz und die Kraft ihres Gemüths bewahrten sie jedoch vor jeder Aeußerung ihres Gefühls, welches sie, als eine ihrer unwürdige Schwäche, selbst verdammte, und ohne Zweifel würde sie, wie so manche Andre, das beklagenswerthe Opfer des Familienstolzes geworden seyn, wenn nicht ein glücklicher Zufall ins Mittel getreten wäre. Auf einem sehr stark besuchten Balle fand sie sich plötzlich durch die erstickende Luft im Saale so beklemmt, daß sie einer Ohnmacht nahe war. Der Marquis von Preville, der nicht weit von ihr stand, war zufällig der erste der es bemerkte, und reichte ihr schnell ein Glas Wasser. Dieser kleine Dienst wurde die Veranlassung zu einer nähern Bekanntschaft. Der Marquis war von der Gestalt und dem Geiste der jungen Gräfin bezaubert. Die Verbindung mit ihrem Hause mußte seinem Ehrgeize unendlich schmeicheln, indem seine

Familie der ihrigen eben so sehr an Alter als Ansehen nachstand; glücklicherweise war sie ihr an Reichthum überlegen. Dieser Umstand, der ihn über jede Rücksicht auf Vermögen wegsetzte, konnte ihm auch allein die Kühnheit geben, sich um die Hand einer Clermont zu bewerben; denn es war nicht unbekannt, daß sie nur den pecuniären Interessen ihrer Brüder geopfert würde. Der Antrag wurde mit aller möglichen Delikatesse gemacht. Die Aeltern, die ihre Tochter zärtlich liebten, und, wie so viel andere Menschen, jedes edlen Gefühls fähig waren, sobald ihre Hauptleidenschaft oder Hauptschwachheit aus dem Spiele blieb, ergriffen mit Freuden die Aussicht, ihre Tochter glücklich zu sehen, ohne dem Glanze ihres Hauses zu schaden, und setzten dem Marquis nur die einzige Bedenklichkeit entgegen, daß die Neigung der jungen Gräfin zum Klosterleben so entschieden zu seyn schiene, daß man kaum eine Sinnesänderung bei ihr hoffen könnte; allein der Marquis kannte die Welt zu gut, um bei einer Person von sechszehn Jahren, in aller Fülle der Gesundheit und Schönheit prangend, an eine so ernstliche Vocation zu glauben, und drang auf einen Versuch, der auch, nach einigen Bedenklichkeiten, so glücklich ausschlug, daß die junge Gräfin vier Wochen darauf als Frau Marquise bei Hofe vorgestellt wurde.

Stolze aber edle Gemüther sind gewöhnlich sehr reizbar und leicht zu verwunden; nicht bloß durch wirkliche Verletzungen, sondern auch da, wo sich nur die Möglichkeit einer Verletzung zeigt. So bereit sie sind, sich, der Demuth und Unterwürfigkeit gegenüber, aller ihrer Ansprüche zu begeben, um jeden Schein einer Ungleichheit verschwinden zu lassen, eben so ängstlich machen sie ihre Rechte geltend, wo die Arroganz sie ihnen streitig machen will, oder wo auch nur ein dunkles Gefühl ihnen sagt, daß man sich dagegen auflehnen könnte. Der Stolz gleicht einem kecken Usurpator, der überall Angriffe vermuthet, und dadurch immer das Schwerdt gezückt hält, um sie zurückzuweisen. Die Verbindung der Gräfin mit dem Marquis war kein Werk der Liebe, wenigstens nicht von ihrer Seite. Er war ein Dreißiger, von zwar angenehmer Gestalt, aber doch nicht dem Ideal entsprechend, welches ein junges Mädchen mit glühender Phantasie sich in den einsamen Mauern einer Klosterzelle zu schaffen pflegt; dennoch hätten seine liebenswürdigen Eigenschaften vielleicht ihr Herz gewinnen können, wenn nicht ihr, in allem was den Stolz betraf, so argwöhnisches Gefühl, ihr unaufhörlich zugeflüstert hätte, daß ihr Gemahl vielleicht, seiner Idee nach, gewissermaßen ein Werk der Barmherzigkeit an ihr gethan hätte, und daher alle mögliche Beweise der Zärtlichkeit und Achtung als einen Tribut der Dankbarkeit von ihr erwarte. So wenig der arme Marquis an etwas dachte, so war dennoch dieser Argwohn hinreichend, ihm das Herz seiner Gemahlin zu entfremden, und es für alle so innigen und heiligen Gefühle der ehelichen Zärtlichkeit unzugänglich zu machen. Hiezu gesellte sich noch eine Art von Verachtung gegen die Herkunft ihres Gemahls, die sie, gegen die ihrige genommen, fast niedrig fand, und die Vermuthung, daß dieser Standesunterschied ein anderer Bewegungsgrund gewesen sey, ihren Besitz zu wünschen, welche Meynung sie freilich weit weniger täuschte, als die erstere. — Dies Alles hatte bald den Ton, den das junge Paar künftig gegen einander annehmen sollte, unabänderlich festgesetzt. Der Marquis erwiederte das abgemessene und höfliche Betragen seiner Gattin mit einer eben so abgemessenen, aber höchst achtungsvollen Begegnung, so daß beiden kein Grund zu Klagen blieb, der sich hätte angeben lassen, obgleich beide wohl fühlten, daß zärtliche Gatten noch ganz andere Gefühle gegen einander hegen. Die Marquise hatte gehofft, das, was sie ihre unglückliche Lage nannte, durch die Geburt eines Kindes versüßt zu sehen, und weidete sich nicht selten an dem Gedanken, daß ihr Sohn oder ihre Tochter einst ihr den höhern Glanz verdanken würden, auf den sie, als Sprößlinge des Marquis, keinen Anspruch machen dürften; allein der Himmel schien so ehrgeizigen Entwürfen seinen Beifall zu versagen; die Marquise war im sechsten Jahre ihrer Ehe noch kinderlos, und hatte endlich, mit der bittern Resignation einer stolzen Seele, die sich als das schuldlose Opfer eines ungerechten Schicksals betrachtet, auch dieser Hoffnung entsagt.

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Grüner Fläche Raum
Die des Menschen Wille
Deckt mit fremder Hülle;
Ihre sieht man kaum. —

Schläfer, der im Frieden
Von der Reise ruht,
Welchem nicht beschieden
Irdisch Glück und Gut. —

Baum, der Bäume Krone,
Dessen Zweige grün
So zu Schmuck als Lohne
Manches Haupt umzieh'n. —

Stets ein Zeichen minder:
So trifft alles dieß
Meines Wortes Finder.
Doch — ihr habt's gewiß.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 58.

Gestern. Stern. Ernst.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 17. July. **Graf Armand oder die zwei gefahrvollen Tage**, Oper in 3 Abthl. Musik von Cherubini. Wir glauben unsern Lesern keinen unwillkommenen Beitrag zur Bekanntschaft mit dem großen Componisten der deux journées zu geben, wenn wir ihnen das Bild dieses Mannes in den Worten eines Briefes näher bringen, welchen J. F. Reichardt im Jahr 1802 aus Paris schrieb.

„Des liebenswürdigen Cherubini gedenkst du wohl noch, wie er vor siebzehn Jahren als ein junger lieber Mann mit Babini nach Paris kam und da im concert spirituel und in dem vortrefflichen concert d'amateurs zum Erstenmal Haydn'sche Symphonien hörte? wie er ganz erstaunt und entzückt, zuletzt blaß und fast versteinert dastand? Der schöne Augenblick hat gewiß für seinen nachherigen Geschmack und Kunststyl entschieden. Und wenn er auch dadurch der erste italiänische Singcomponist wurde, welcher der Instrumentalbegleitung oft die Singpartheien aufopfert; so ist er auch wieder der erste und einzige unter seinen Landsleuten, der solche Orchester-Effekte hervorzubringen im Stande war, und ein so eigenes und kunstreiches genre geschaffen hat. Welche Anstrengung es ihm aber gekostet, so gegen sein natürliches, angenehmes Talent für gefälligen Gesang anzugehen, und auf einem verschiedenen Wege mit unserm Haydn Schritt zu halten, das sieht man leider seiner Gestalt nur zu sehr an. In seinem Gesichte und ganzen Wesen ist nichts mehr von der lieblichen, heitern Jugendfrische, die uns damals so an ihm auffiel; er sieht schwach, kränklich und melancholisch aus. Doch entstellt ihn dieses gar nicht; es macht ihn vielmehr sehr interessant. Er sagte mir, daß er, ganz abgezogen von der Gesellschaft, mit einer lieben Frau und zwei lieben Kindern eingekehrt häuslich lebe. Hieran hat auch wohl die Ungerechtigkeit und Undankbarkeit ihr Theil, mit der man hier diesen seltenen Künstler behandelt. Seit seines ganzen, zehnjährigen Aufenthalts in Paris hat er noch keine Oper auf das große Operntheater (des arts) bringen können. Schon vor mehreren Jahren hat er für solches eine kleine Oper gemacht, die man aber seitdem immer für andere Opern favorisirter Componisten, wie jetzt wieder Paisiello's Proserpina, zurückgesetzt hat. Alle die schönen Werke, die wir in Deutschland so allgemein bewundern, hat er für das kleine Theater Feydeau gemacht. Eben so gehet es auch Méhul, der doch, wie Cherubini, Inspektor und Lehrer beim Conservatoire de musique ist, welches anfängt, der großen Oper bessere Stimmen zu liefern."

So behandelte man einen Componisten, dessen tiefes Studium an sich und an Anderen die herrlichsten Früchte trug. Haydn und Mozart wurden von ihm mit einer Art Religiosität verehrt, und wie tief er in den klassischen Geist ihrer Werke eingedrungen sey, beweisen seine genialen Produkte, Medea, Faniska ꝛc. und der Wasserträger. Diese letztere Oper, welche wir heute sahen, hat unter seinen Werken die größte Berühmtheit erhalten. Sie ist ein Muster charaktervoller, kräftiger, harmoniereicher Musik, und hat nicht den Nachtheil des Schweren, Gedrungenen, was seine ernsteren Opern erst nach öfterem Hören verständlich macht. Die Ouvertüre des Wasserträgers, wieder von ganz ernster, tiefer Art, ist in sich ein Meisterwerk. Welche Fülle von Kraft und Erhabenheit, welcher Reichthum der verschlungensten Töne der Leidenschaft und der Leiden, und welche herrliche Auflösung! Hier zeichnet sich wieder ganz das Tiefsinnige und Schwermüthige seines Styls. Cherubini gleicht einem einsamen Adler, der von den Pfeilen der Jäger gedrängt und verwundet, in sein wolkenumgürtetes Felsennest, wo die Stürme hausen, zurückflüchtet. Cherubini liebt grause Spannungen und erschütternde Ueberraschungen zu Motiven, und setzt den Schrecken die Krone seiner Erhabenheit auf. Im Wasserträger ist die tragische Spannung durch das idyllische Leben der Savoyardenfamilie, durch den treuherzigen Biedersinn ihrer Stütze, des Wasserträgers Micheli, endlich durch das martialisch-wilde Wesen der italiänischen Soldaten lebenvoll ausgestattet und erheitert. Dabei kam der eigene Mollton des Savoyarden seinem Styl ganz zu Statten. Da er den Grundton des Werkes bildet, ist über das Ganze, die Stürme beruhigend, eine süße Schwermuth verbreitet, die nur Cherubini so rührend und lieblich darzustellen im Stande war. Wenn der Gesang des Micheli so erfrischend kräftig, und mild und labend ist, wie das Wasser seiner Tonne, so ist die Stimme unseres Wasserträgers, Hrn. Dobler, wie sie sich der Componist nur wünschen konnte. Das Spiel läßt sich nicht biederer, treuherziger wünschen; indessen die redliche Angst, die ängstliche List, das ganze Spiel in der Klemme dürfte stärkere Farben erhalten, damit man nicht versucht werde zu glauben, Micheli gehe täglich mit List und Betrug um. Hr. Größer gab den Grafen Armand mit gewohntem Fleiß, doch mangelte es seiner Haltung an edlem Anstande. Den Kopf in die Höhe werfen, wie Hr. Größer pflegt, ist kein Ausdruck des Erfurchterweckenden. Mad. Brauer wirkte heute als Constanze, wie in allen Parthieen, welche Innigkeit des Gefühls erfordern, wohlthätig auf das Ganze, nur reichten ihre Töne einigemal in der Höhe nicht aus. Die für den Soldatenchor wichtige Parthie des 2n Commandanten wünschten wir, wenn irgend möglich, von einem kräftigen Sänger zu hören. Uebrigens die trefflichen Chöre ausgezeichnet gut.

Sonntag den 18. **Der arme Poet**, Schausp. in 1 Act von Kotzebue. Hierauf: **Heinrich des Fünften Jugendjahre**, Lustsp. in 3 Aufz. nach dem Franz. des Alex. Düval, übers. von Iffland. Der arme Poet, Lorenz Kindlein, von Hrn. Weidner hatte eine edle Haltung und wahrte vor dem Lächerlichen und Erbärmlichen, welches in dieser verunglückten Figur liegt. Doch schien uns das Streben des Künstlers fast zu gewissenhaft und war von einer Flüchtigkeit begleitet, welche uns wenig Ruhepunkte gönnte. Iffland sprach langsamer, bildlicher, war kindlicher. Er rührte in jedem Ausdruck; Hr. Weidner schien es hauptsächlich auf die Schlußscene angelegt zu haben. — Das neu einstudirte Lustspiel, Heinrichs V. Jugendjahre, ist sehr lange nicht auf unserer Bühne gegeben worden. Die Anecdote ist anziehend genug dramatisirt, um durch gute Darstellung ihr Glück zu machen. Hr. Rottmayer stellte den Prinzen dar. Er wußte uns den vornehmen Rake in-

tereſſant zu machen, dennoch mangelte ihm die gehörige Aisance des königlichen Libertins. Den Matroſen ſpielte er faſt zu natürlich. Gut beobachtete er den Unterſchied, wenn er allein war; auch nüancirte er mit Feinheit die wirklichen Verlegenheiten, welche den Prinzen ſchier aus der Rolle bringen; aber ſollte der Verfaſſer nicht noch ein mehreres Durchſchimmern des Standes andeuten? (Bei der Punſch-Bowle). Dem. Urſpruch (Milady Clara) hatte eine gemäßigte, edle Haltung. In der erſten Scene fehlte ſie wider den Anſtand, indem ſie ſich gegen Rocheſter zu viel mit der Hand zu thun machle. Hr. Düpre (Rocheſter) war zu eigentlich Maſchine in dieſer Intrigue. Rocheſter iſt ein gewandter Libertin, der alles Schlimme, was man ihm nachſagen kann, durch ein einnehmendes Weſen, auch bei den Damen, wieder gut zu machen weiß. Herr Düpre war etwas eintönig und ungelenk. Dee Reſpektſchritt und das ganze förmliche Benehmen in der erſten Scene mit dem Prinzen wollte zu dem Vertrauten der Liederlichkeit nicht paſſen. Mad. Hoffmann (Page) möchten wir vor Allem auf fließendere und wenigee einförmige Körper-Bewegungen aufmerkſam machen; ferner da Mad. Hoffmann ins Schauſpiel einzutreten ſcheint, fleißiges Charakterſtudium empfehlen. In der Oper iſt Einförmigkeit wenigee fühlbar, weil die Muſik zur Charakteriſtik das Meiſte thut, im Schauſpiel muß man ſeine Individualität verläugnen können, wenn man einige Wirkung hervorbringen will. Dem. Scholz ſpielte die Betty recht lieblich, mit lindneriſcher Feinheit und Grazie. Der Schenkwirth Copp, von Hrn. Otto, beſeelte recht eigentlich die originelle niederländiſche Gruppe. Durch Erſticken der Stimme gingen uns heute (und auch in den Mündeln) einige ſchöne Stellen verloren. Zuletzt war er nicht ſo launig wie in der Schenke, und gerade auf die Verlegenheit vor dem Prinzen machte uns das Spiel des Künſtlers begierig.

Dienſtag den 20. **Die Veſtalin**, Oper in 3 Abthl. von Spontini. Hr. Bader, vom Hoftheater in Berlin, trat heute in ſeiner erſten Gaſtrolle als Licinius auf. Hr. Bader hat den ihm vorangegangenen Ruf eines kunſtgewandten Sängers gerechtfertigt. Seine Stimme iſt reich an Umfang, Stärke und Klang, und es gebührt ihm der Rang neben den beſten Tenoriſten der Zeit zu ſtehen. Als Darſteller erſchien er uns heute zu lebhaft, zu leidenſchaftlich, welche Leidenſchaftlichkeit ſich auch in den Vortrag der Recitative miſchte, wodurch dieſelben den Charakter des Geſanges hie und da einbüßten. Wir beſcheiden uns jedoch bei dieſer erſten Leiſtung des Gaſtes über denſelben nicht abzuſprechen; das Fremde in der Erſcheinung konnte leicht ein richtiges Urtheil hindern. Dem. Schulz war als Julie ſehr brav, aber für dieſe Parthie reichen ihee Kräfte nicht aus. Die neue Beſetzung der Oberprieſterin durch Dem. Rotthammer iſt eine glückliche Wahl; Dem. Rotthammer glänzte im wahren Sinn und zeigte dieſe Parthie in ihrer eigentlichen Bedeutenheit. Hr. Größer ſang den Cinna beifallswüedig, mit Zartheit und Gefühl. Der gediegene, kräftige Vortrag des Hrn. Dobler als Oberprieſter war von bedeutender Wirkung.

Mittwoch den 21. **Die Mündel**, Schauſpiel in 5 Aufz. von Iffland. Wir ſind mit unſern Leſern darüber einig, daß Iffland mit der bürgerlichen Miſere den poetiſchen Standpunkt verfehlte. Aber laſſen wir heute die Klage über den katechiſirenden Momus und erfreuen uns unſerer braven Künſtler. Seyen wir willig, ihren Eifer zu erkennen, dankbar für ihre Anſtrengung. Auch heute ſahen wir wieder, daß unſer Schauſpiel für die Clauren und Conſorten doch zu gut iſt. Die Vorſtellung war durchaus lobenswerth und das aufmerkſame Haus ſchien merklich auf das Gelingen zurückzuwirken. Kanzler Fleſſel von Hrn. Weidner, Kaufmann Drave von Hrn. Otto, ſeine Frau von Mad. Ellmenreich und die kleine Rolle des Kaufmann Rooſe von Hrn. Leißeing, waren ausgezeichnete Leiſtungen. Dem. Urſpruch ſprach uns als Auguſte recht an, und wenn ſie foetfährt wie heute mit Unterdrückung der Sentimentalität und mit zunehmender Feſtigkeit zu ſpielen, ſo kann es ſich nicht fehlen, daß das Publikum ihre Erſcheinung lieb gewinnt. He. Rottmayer gab die Rolle des Ludwig Brook heute mit mehr Wahrheit als in der erſten Vorſtellung, doch ſollte er das beſſere Gemüth in den erſten Akten nicht ſo ganz verläugnen. Sein Mephiſtopheles, Hofrath Fleſſel, gelang Hrn. Düpre nur halb, keine ſeiner Impertinenzen und Bosheiten war recht prononcirt. Hr. Größer ſpielte heute den Philipp Brook. Der Charakter dieſes jungen Mannes iſt ſo reich an Großherzigkeit, Edelmuth und Selbſtbeherrſchung, daß wir dafür den Ausdruck in dem Leben unſerer Zeit nicht finden. Was Hr. Größer davon ahnete, hat er redlich gegeben. In den ſanften entſagenden Stellen gefiel er uns am beſten. Gegen den jungen Fleſſel hätte ſein Stolz verachtender, weniger feierlich ſeyn mögen. Den heftigen Ausbruch des langverhaltenen Zorns gegen den Kanzlee wollen wir keineswegeg tadeln, er ließe ſich jedoch vielleicht noch etwas veredeln.

Donnerſtag den 22. **Aurelia oder der Raub im Schwarzwalde**, Schauſp. in 4 Abthl. von Johanna von Weißenthurn.

Theater-Anzeige.

Montag den 26. July. (Zum Vortheil des Hrn. Bader): Arur, Oper. (Taear: He. Bader.)

Dienſtag den 27. Heinrich des fünften Jugendjahre. Hierauf: Der Unſichtbare, Oper.

Mittwoch 28. Das Opferfeſt, Oper. (Murnay: Herr Bader.)

Donnerſtag den 29. Der Bräutigam aus Merico, Luſtſpiel.

Samſtag den 31. Johann von Paris. (Seneſchall: Herr Weckurle.)

Sonntag den 1. Auguſt. Das öffentliche Geheimniß, Luſtſp.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 61. Donnerstag, 29. July 1824.

Aus Friederichs Tagebuche.

(Bruchstücke.)

(Fortsetzung.)

Wer Kinder näher und mit Liebe betrachtet, dem leuchtet ein, was Göthe sagt, daß die kleinen Wesen mehr versprechen, als sie halten. Diese reiche Seelenfülle und Kraft, die bei der ersten Entwickelung aus den Kindern spricht, scheint in der Folge sich nicht verhältnißmäßig zu behaupten und darzustellen. Sollte dieser göttliche Funke in der sinnlichen Welt wirklich hemmende Gegensätze finden, die sein Aufstreben stören und hindern?

In dem Selbstmord liegt eine Art Empörung, Trotz, Hohn gegen den höchsten Lenker und Gesetzgeber aller Schicksale und alles Lebens; er ist ein frevelhaftes Eingreifen in das dunkele, ewige Gewebe, ein Zerreissen desselben; ein bitteres Gefühl scheinbar widerfahrener Ungerechtigkeit von Seiten des Ewigen, grundlos geduldeter Pein, ein Abfall von Glauben und Hoffnung. — Gottlosigkeit geht demselben, von andern moralischen Verirrungen und Verderbtheit abgesehen, meist voran, bringt ihn zur Reife. Selbst in dem edelsten Menschen erwachen in Tagen der Prüfung, dauernden, wiederholten Leidens, solche unselige Regungen und Gefühle solch verzweifelt hoffnungslosen Trotzes gegen das Schicksal, die Gedanken des Selbstmordes, wenn auch nur leise, in der Seele aufkommen lassen. — Hieraus erklärt und rechtfertigt sich leicht, wie, von solch richtiger Ansicht des Selbstmordes und seiner Motive geleitet, eine vergangene, tief religiöse, gottesfürchtige Zeit diesem Verbrechen eine scheinbar so übertriebene, unverhältnißmäßig entehrende Ahndung, tiefen Abscheu darstellende Behandlung auflegen konnte. Denn daß der Selbstmord in einzelnen Fällen auch aus andern, fast entgegengesetzten Gefühlen der sanftesten Schwermuth, kränkelnder Schwärmerei und Träumerei hervorgehen, und ein Hingeben in diese, ohne das vermessene Gefühl trotzender Verachtung und Hasses gegen das Geschick, ihn zur Folge haben könne, — dieß war bei jener älteren Ansicht und Bestimmung, unserem Gefühl nach mit Unrecht, nicht erwogen oder berücksichtigt.

Sollte wohl in dem Reiche der Schöpfung, des Lebens, irgendwo ein Schauplatz, eine Bühne gefunden werden, wo dasselbe in noch geringerer Entwickelung aufträte, als auf der Lebensbühne der Erde? Sollte eine Welt, ein Lebenskreis seyn auf noch niedrigerer Stufe, von noch niedrigerem Charakter, wo die Geister noch tiefer in die Fessel der Materie geschlagen, noch weniger sich von ihr loszureißen, sich zu regen fähig wären? Sollte, von dem gedrückten, kämpfenden, sehnenden Menschen an die Stufenleiter des Erdenlebens abwärts verfolgt bis zu dem letzten Pflanzen- und Mineralienleben hinab, wo die Aeusserungen des Lebens fast aufhören, sich in der Masse ganz verlieren, — eine noch weiter hinabgehende Stufenleiter anderwärts gedacht werden können, oder — ist der erste Anfang, das erste Auftreten des Lebens, der Geister, der erste, schwerste Kampf auf der Erde? —

Die ***sche Criminalgeschichte besiegelt und belebt stark und auffallend das alte Dogma, von der Ohnmacht des Bösen, Unmoralischen, von der Schwäche und dem Verrechnen des Verstandes, des Scharfsinnes, wenn dieß nicht auf dem Boden des Moralischen und Rechten wurzelt. Es ist auffallend, wie fehltreffend die schlausten Berechnungen werden, wenn sie ein sündliches Motiv haben; der innere Mensch und seine Seelenkräfte, sein eignes Wesen ist in sich selbst zerfallen, im Widerspruch; der Gescheidte scheint in der That dumm zu werden, wenn er böse wird, von den ewigen, einfach göttlichen Gesetzen sich abwendet, wenn der äußere, zeitlich grobe Vortheil ihm Gott und das Höchste wird, dem er allein Wesen und Werth zuerkennt. —

Ja, es bleibt wahr, es ist dem Menschen im Glücke nur wohl, wenn er bei der vollsten Anwendung aller Kräfte und Ausfüllung seiner Zeit sich bezeugen kann, er sey desselben würdig; das Unglück ist ihm erträglich, wenn er fühlet, daß er ein besseres Loos verdiene. Nil conscire sibi, nulla palescere culpa — o welch eine gewaltige Aegide gegen jeden Andrang des Schicksals! —

Ahnde ich wieder deine Nähe, heiliger Frühling? Ein frischer Lebensodem weht über die Welt, wie aus einem düsteren Traume scheint alles zu erwachen. Welch ein milder Geist schwebt über der Landschaft, sieht aus der göttlichen Bläue des Himmels auf mich nieder! Wie ist mir? Bin ich noch der vorige? Wie seht ihr Bäume aus dem Walde mich an, so freundlich erstaunt, was klingt über deine dürren Grashalmen hin, du selige Haide? Ach, ich darf hören das unendlich weite, sanfte Morgenlied der Natur, ich darf mich anschließen an das große Chor neuen Lebens, neuer Liebe; ich darf ihn auch ahnden und anbeten, den neu erschienenen, kindlichen Gott, und an seinem Heiligthum erfrischen und befruchten die todte Leere des Busens! —

(Fortsetzung folgt.)

Der Findling.

(Fortsetzung.)

Unsere Reisenden hatten ungefähr die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, und passirten eben ein kleines Wäldchen, als der Kutscher plötzlich anhielt, und zu gleicher Zeit der Bediente der seinen Sitz theilte, vom Wagen sprang, etwas von der Erde aufhob, und der Marquise an den Schlag brachte. Diese hatte noch nicht Zeit zu einer Frage gehabt, als sie das Dargereichte bereits in Händen hatte. Es war ein niedliches Kästchen mit durchbrochen gearbeitetem Deckel, durch den man jedoch den Inhalt nicht erkennen konnte, der sich aber bald von selbst kund that. Ein Kindergeschrei, welches sich vernehmen ließ, befriedigte die Neugier der Reisenden vollkommen, die dafür dem Erstaunen Platz machte. In der That, die Aussetzung eines Kindes von kaum drei Monaten an diesem Orte, und zwar eines Kindes, das, nach der Wäsche und dem Kästchen, noch mehr aber nach seinen zarten und lieblichen Zügen zu schließen, nicht von gemeinen Aeltern seyn konnte, zeugte entweder von überlegter schändlicher Ruchlosigkeit, oder von äusserst unglücklichen Verhältnissen, von einer Verkettung sonderbarer Schicksale, die die Aeltern nöthigen mußten, das unschuldige Geschöpf so dem fast sichern Verderben preis zu geben. Es war ein Knäbchen, und in dem Kästchen fand sich, ausser einem Zettel mit dem Namen Ferdinand, nicht das Geringste was zu einer Entdeckung seiner Herkunft hätte führen können. In der Brust der Marquise regten sich mannigfache Gefühle bei dem Anblicke dieses verlassenen Geschöpfes, das weinend ihren Schutz zu erflehen schien. Mitleid mit dem unglücklichen Wesen wechselte mit grollendem Vorwurf gegen das Schicksal, welches ihr ein Geschenk versagt hatte, was sie so sehnlich wünschte, und das Andere, freiwillig oder gezwungen, von sich stießen und dem Zufalle überließen. Doch waren beide Gefühle dem Flehenden günstig. Das Bedürfniß eines Gegenstandes für ihre Mutterzärtlichkeit, hatte zu lange unbefriedigt in ihrer Brust geruht, als daß sie ihn nicht in dem kleinen Findling, den ihr das Schicksal selbst darzureichen schien, hätte erblicken sollen. Es war daher in den ersten Minuten beschlossen, daß er in ihr nicht allein eine Beschützerin und Wohlthäterin, sondern eine Mutter finden, und alle Rechte eines eigenen Kindes genießen sollte. Die unbedenkliche Einwilligung des Marquis ließ sich um so eher erwarten, da er seiner Gemahlin noch nie widersprochen hatte, und seine edlen und großmüthigen Gesinnungen ihr hinlänglich bekannt waren. Auch kam er ihren Wünschen entgegen, sobald er aus den ersten Worten ihre Absicht erkannte, und die Marquise fand sich in der Idee, nunmehr einem so lieblichen Wesen alle Mutterpflichten widmen zu können, so glücklich, daß sie noch vor ihrer Ankunft auf dem Schlosse ihren Schützling seinen eignen Aeltern nur mit Mühe überlassen haben würde.

Zwei Jahre waren vergangen, während welcher die Marquise die heiligen Verpflichtungen, die sie gegen den kleinen Ferdinand übernommen hatte, mit eben so vielem Vergnügen als Gewissenhaftigkeit erfüllte, als der Himmel ihren Edelmuth durch das Geschenk eines so lang ersehnten Kindes belohnen zu wollen schien. Die Aussicht Mutter zu werden, der sie seit mehren Jahren entsagt hatte, setzte ihr ganzes Wesen in Bewegung. Alle glänzenden Entwürfe, woran sie sich in den ersten Jahren ihrer Ehe geweidet hatte, traten wieder in lockender Gestalt vor ihre Phantasie, und fast wäre der arme Ferdinand darüber vergessen, oder doch in den Hintergrund gestellt worden, wäre er nicht bereits in dem Alter gewesen, sich selbst bemerklich zu machen. Sein kindisches Geschwätz ließ der Marquise selten lange Muße ihren Träumen nachzuhangen, und doch konnte sie dem reizenden Knaben wegen dieser Störung nicht zürnen, und zwar um so weniger, da sie das Glück, welches ihr bevorstand, als den Lohn ihres guten Werks, und ihren Pflegling daher als den Urheber desselben betrachtete. Endlich kam die Stunde ihrer Entbindung herbei, und wenn auch die Geburt einer Tochter ihre Plane einigermaßen störte, indem sie alle auf einen Sohn berechnet waren, so fand sie sich darum nicht weniger beglückt, und nie hatte der Marquis diese Zärtlichkeit in ihren Augen leuchten sehen, als da sie ihm die neugeborne in die Arme legte.

Amalie, so wurde ihre Tochter genannt, verdiente in reichem Maße alle Zärtlichkeit, die ihre Aeltern, und bald auch der kleine Ferdinand für sie hatten. Sie entfaltete mit jedem Tage neue Reize, und gewann besonders, als sie heranwuchs, alle Herzen durch ihre bezaubernde Sanftmuth und Bescheidenheit. Diese Eigenschaften, so wenig sie in ein Charaktergemälde ihrer Mutter paßten, thaten ihr dennoch in dem Herzen derselben keinen Eintrag, und so bestätigte sich auch hier die Bemerkung, daß in der moralischen Welt, wie in der physischen, oft entgegengesetzte Eigenschaften sich anziehen, gleiche hingegen sich abstoßen. Die Marquise liebte ihre Tochter mit aller Stärke und Innigkeit, die ihrem kräftigen Gemüth angemessen war, und diese trug in ihrem sanften und weichen Herzen eine so unerschöpfliche Fundgrube der zärtlichsten Gefühle, daß sie alle, die sie umgaben, und von denen sie irgend ein Zeichen des Wohlwollens empfing, mit der innigsten Liebe umfaßte. Dennoch möchten wohl ihre Empfindungen für Ferdinand die stärksten gewesen seyn, wenn man nach der Lebhaftigkeit urtheilen darf, mit welcher sie solche äusserte, und die man in ihren übrigen Gefühlsäusserungen ganz vermißte. Jeder kleine Unfall, der ihn traf, jeder Verweis, jede kleine Züchtigung, die er sich zuzog, regte sie zu Beweisen einer so lebhaften Theilnahme auf, die ihre Aeltern in Erstaunen setzte, und zwar ihre Mutter eben nicht in das angenehmste. Diese hatte, seit der Geburt ihrer Tochter, ihre Zärtlichkeit für den kleinen Findling täglich abnehmen gefühlt, ohne sich selbst einen Grund davon angeben

zu können. Ihr Gefühl für ihn war schon jetzt nicht mehr weit von Gleichgültigkeit entfernt, und es stand zu befürchten, daß es, bei so fortschreitender umgekehrter Progression, bald bis unter Null sinken würde; doch dachte sie zu edel, um ihren Pflegling darunter leiden, und zu stolz um diese Sinnesänderung, die sie selbst nicht gut hieß, ihrem Gemahl merken zu lassen, dessen Zärtlichkeit für Ferdinand sich nie verläugnete, und die vielmehr täglich zuzunehmen schien.

Ich übergehe einen Zeitraum von mehren Jahren, während dessen die Erziehung Ferdinands und Amaliens mit der Entwickelung ihrer liebenswürdigen Eigenschaften gleichen Schritt hielt. Ferdinand war jetzt sechszehn und Amalie vierzehn Jahr alt. Der Marquis hatte jenen zur militärischen Laufbahn bestimmt, indem er in dieser allein, bei seiner dunklen Geburt, Glück zu machen hoffen konnte. Ferdinands Neigung entsprach vollkommen den Absichten seines Wohlthäters. Er war nun vorbereitet genug, um eine Militärschule beziehen zu können, und mehrere Gründe bewogen den Marquis, die Anstalt zu Compiegne zu wählen. Ferdinand verließ das Haus seiner Pflegältern mit den wechselnden Gefühlen eines Jünglings, der, bei allem Schmerz, von den Geliebten scheiden zu müssen, sich doch zugleich der Aussicht auf einen veränderten Zustand, den die Jugend stets wünscht, weil sie ihn selten zu würdigen weiß, und auf eine gewisse Selbstständigkeit freut. Der Abschied von Amalien war schmerzhaft, hatte aber nichts Bitteres. Die innigste Liebe zu einander war so mit ihrem ganzen Wesen verschmolzen; sie betrachteten diese Empfindung als so natürlich, als einen so unzertrennlichen Theil ihres ganzen Seyns, daß ihnen auch nicht von fern einfiel, diese Trennung könnte etwas mehr als die Unannehmlichkeit, sich einige Jahre nicht zu sehen, zur Folge haben. Keine Versicherung ewiger Liebe wurde hier gegeben und verlangt. Sie fühlten, daß es keines Vorsatzes, keiner Zusage bedarf, wo das Gegentheil unmöglich ist, und Amalie sah ihren Bruder (so hatte sie ihn stets genannt) mit Wehmuth, aber zugleich mit Resignation abreisen, da sie wußte, daß er jetzt den Weg zu seinem künftigen Lebensglück beträte. — Ferdinand von der Natur mit den herrlichsten Anlagen begabt, und nicht unbekannt mit dem verlassenen Zustande, in welchem seine Pflegältern ihn gefunden hatten, indem ihn der Marquis mit aller möglichen Schonung davon unterrichtet hatte, um seinen Fleiß und seinen Eifer, sich durch eigene Kraft empor zu schwingen, anzuspornen, arbeitete unablässig, sich dem vorgesteckten Ziele täglich mehr zu nähern, und übersandte fast mit jedem Briefe an seine Wohlthäter die rühmlichsten Zeugnisse seiner Vorgesetzten und Lehrer. Nach einer dreijährigen Abwesenheit, erhielt er zu seiner unaussprechlichen Freude von dem Marquis die Aufforderung zu einem Besuch von einigen Wochen. Mit freudig pochendem Herzen betrat er das Haus seiner Wohlthäter. Der Marquis empfing ihn mit der Zärtlichkeit eines Vaters, die Marquise mit einem Wohlwollen, welches sie ihm seit zehn Jahren nicht so herzlich bezeigt hatte. Wie soll ich aber die Empfindungen der beiden Liebenden beim Wiedersehen beschreiben? Beide hatten mit der Sehnsucht zärtlicher Geschwister auf dies Wiedersehen gehofft, allein wie verschieden von diesem Gefühle war das, welches in ihnen erwachte, als sie sich von dem Erstaunen über die beiderseitige Veränderung, die sie erblickten, erholt hatten. Ferdinand war zum herrlich blühenden Jüngling aufgeschossen; Amalia zur holden Jungfrau herangereift, und beide empfanden bald, daß in ihrem Innern eine noch größere Veränderung, als in dem Aeußern des Andern vorgegangen wäre. Die Marquise hatte, bei der bevorstehenden Ankunft Ferdinands, nicht rathsam gefunden, ihre Tochter über sein Verhältniß zu ihr in Unwissenheit und in dem Wahn, daß es ihr Bruder sey, zu lassen. Sie fand, daß die Vertraulichkeit einer Schwester gegen einen Jüngling von diesem Alter sich für ihre Tochter nicht mehr schickte, die längst kein Kind mehr war, und die bereits dem Zeitpunkt nahe schien, wo ihre Reize und ihre liebenswürdigen Eigenschaften allgemeine Bewunderung auf sich ziehen, und die kühnsten Plane, die ihre stolze Einbildungskraft je entwarf, zur Reife bringen würde. Ihr Hauptzweck, dem Gefühle ihrer Tochter für Ferdinand dadurch ein anderes Gepräge zu geben, wurde allerdings erreicht, allein gewiß nicht so wie sie es wünschte. Die ruhige schwesterliche Zärtlichkeit Amaliens für Ferdinand, wich jetzt einem unbestimmtern, aber weit innigern und heimlichern Gefühle. Nicht blos seine so vortheilhaft veränderte Gestalt, noch das Gefühl, daß er jetzt als Fremdling ihr gegenüber stehe, sondern hauptsächlich das zärtlichste Mitleid mit einem Wesen, welches das Schicksal schon in dem zartesten Alter so grausam verfolgte, und ihm das höchste Gut eines Kindes, die älterliche Zärtlichkeit, versagte, hatten ihn zu einem höchst interessanten Gegenstand gemacht; und welcher Kenner des weiblichen Herzens weiß nicht, daß solche Gegenstände ihm weit gefährlicher sind, als andere mit den herrlichsten Eigenschaften ausgestattete, die aber in gewöhnlichen Verhältnissen leben. Die Marquise wachte mit zu ängstlicher Sorgfalt über alle Aeußerungen und Empfindungen ihrer Tochter, um nicht bald in ihrem Herzen zu lesen. Sie war klug genug, sie nicht durch Vorwürfe oder Strenge über das aufzuklären, dessen sie sich vielleicht selbst nicht klar bewußt war; desto weniger aber verbarg sie ihren Widerwillen gegen Ferdinand, den sie als einen Undankbaren ansah, welchen ihre Wohlthaten so frech gemacht hatten, seine Augen bis zu ihrer Tochter zu erheben, und den sie beschuldigte, die Leidenschaft angefacht zu haben, und sie noch jetzt durch alle Mittel die ihm zu Gebote ständen, zu nähren. Wie wenig kannte sie Ferdinands Herz! Der edle Jüngling, der mit einer ungewöhnlichen Tiefe des Gefühls eine reiche Vernunft verband, die man in seinem Alter kaum erwarten durfte, war weit früher über die Natur seiner Empfindung

für Amalien mit sich im Reinen als diese. Er war zu weit von dem Dünkel unserer heutigen jungen Leute entfernt, um Amaliens Gegenliebe als ausgemacht anzusehen, aber schon der Gedanke an die Möglichkeit, dem einzigen Kinde seiner Wohlthäter vielleicht ein Gefühl einzuflößen, das ihre Aeltern auf keinen Fall billigen würden, und daß daher eine Quelle des Kummers und Elends werden müßte, machte ihn schaudern, und mit Aufbietung aller moralischen Kraft, deren er fähig war, legte er sich die grausame Pflicht auf, Amaliens Anblick und Umgang sorgfältig zu meiden, und den Aufenthalt in dem Hause ihrer Aeltern so viel als möglich abzukürzen. Der harte Kampf, den er zu bestehen hatte, die nachtheilige Folgen, die diese gewaltsame Anstrengung auf seine Gesundheit äußerte, waren zu sichtbar, als daß sie dem Marquis hätten entgehen können. Die Veranlassung zu dieser Veränderung war eben so bald aufgefunden. Weit entfernt aber, wie seine Gemahlin den armen Jüngling einer unverschämten Arroganz zu beschuldigen, zeigte er ihm das innigste Mitleid, und war auf alle Weise bemüht ihn zu zerstreuen, und seinen Geist von dem einzigen Gegenstande, der ihn unaufhörlich beschäftigte, abzuziehen. Es war vorher beschlossen gewesen, daß Ferdinand noch auf ein Jahr nach seiner Schule zurückkehren sollte; allein dieser, dem nach Ablauf dieser Zeit abermals eine Rückkehr in das Haus seines Wohlthäters, und mit dieser ein neuer schmerzlicher Kampf bevorstand, bat den Marquis so dringend, ihn schon jetzt die militärische Laufbahn antreten zu lassen, daß dieser seinem Wunsche nachgab, und ihm eine Fähndrichsstelle in einem Regimente kaufte, welches zu Mezieres in Garnison lag. Ferdinand erhielt, wie man denken kann, leicht Erlaubniß von dem Marquis, unverzüglich zu seiner Bestimmung abzugehen, und seine Abreise wurde auf den ersten des nächsten Monats, der nur noch acht Tage entfernt war, angesetzt. Gern hätte er auch diesen kleinen Zeitraum noch abgekürzt. Er hoffte, daß die Entferunng von Amalien, und die ernstliche Beschäftigung mit seinen neuen Berufspflichten und den Studien, die sein Stand erforderte, ihn von einer Leidenschaft heilen würde, die jetzt sein ganzes Wesen zerrüttete. Er wußte nicht, oder wollte es nicht eingestehen, daß Amaliens Anblick, den er unwillkührlich suchte, so sorgfältig er ihn zu vermeiden glaubte, noch der einzige Trost war, der sein zagendes Gefühl aufrecht erhielt, und daß, mit dem Verluste desselben, auch seine so mühsam errungene Standhaftigkeit zusammen stürzen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Entdeckte Spieler-Kniffe.

Ein Italiener bediente sich einer sehr einfachen List, die jedoch erst dann entdeckt wurde, als er damit viel Geld gewonnen hatte. Er führte nämlich eine ganz glatte goldene Tabacksdose bei sich. Wenn er einen entscheidenden Schlag machen wollte, nahm er zuvor eine Prise und setzte dann die Dose nachlässig auf den Tisch. Beim Abziehn spiegelten die Karten in dem polirten Deckel derselben und darnach ordnete er sein Spiel.

Ein solcher gelernter Spieler spielte einst mit einem Offizier Piket, und betrog den Letzteren auf eine ziemlich plumpe Weise.

Jedesmal, wenn er ein gutes Spiel haben wollte, putzte er mit der einen Hand das Licht, während er mit der andern die Volte schlug.

Dem Offizier entging dieser Kunstgriff nicht, und nachdem es drei oder viermal wiederholt worden, sagte er zu dem Spieler mit kaltem Ernst:

„Mein Herr! ich habe bemerkt, daß ich jedesmal, wenn „Sie das Licht putzen, ganz erbärmliche Karten habe. Sie „würden mich daher verbinden, wenn Sie sich damit nicht „bemühten, denn ich will lieber schlecht sehen, als schlechte „Karten haben."

Auf diesen Wink unterließ der Spieler während einer halben Stunde das Putzen des Lichts, aber da es auf einen entscheidenden Schlag ankam, und er keine gute Karten in der Hand hatte, griff er wieder nach der Lichtscheere und sagte:

„Ich muß um Entschuldigung bitten, mein Herr! aber „ich hab' es mir so sehr angewöhnt, das Licht bei'm Spiel „zu putzen, daß ich es gar nicht mehr lassen kann."

Während der Zeit vermischte er, aber ziemlich sichtbar, den Talon mit acht von seinen Karten.

„Und ich," rief der Offizier zornig aus: „ich hab' mir „angewöhnt, diejenigen zu putzen, die mich im Spiel betrügen."

Bei diesen Worten sprang er vom Tisch auf, zog den Degen und stieß ihn dem Betrüger in die Brust.

Ein anderer Spieler bediente sich bei'm Paschspiele falscher Würfel. Als er eben die Würfel wieder vom Tisch aufnehmen wollte, zog einer der Betrogenen ein Messer aus der Tasche, stach es durch die Hand des Betrügers und sagte zu den Umstehenden:

„Was gilt die Wette, die Würfel sind falsch." Mit diesen Worten hob er die blutende Hand in die Höhe.

Alle Anwesende erschracken und machten ihm die bittersten Vorwürfe, er antwortete jedoch kalt:

„Wenn sie nicht falsch sind, so hab' ich freilich unrecht; es kommt auf eine Untersuchung an."

Die Würfel wurden zerschlagen und man fand sie mit Blei gefüllt. Der Spieler ließ sich die durchstochene Hand verbinden, entfernte sich und hielt es nicht für rathsam, darüber Klage zu führen.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 62. Sonntag, 1. August 1824.

Wehmuth.

Ach, wie schien so helle,
Was im Leben kam,
Eh' des Lebens Welle
Mir den Schleier nahm,
Der, aus leichtem Blute,
Rings nur Morgenroth,
Und dem frohen Muthe
Heit're Zukunft bot.

Ohne daß ich wägte
Mit verzagtem Sinn,
Gab das schnell erregte
Herz ich Jedem hin;
Aber sonder Wunden
Kam es nie zurück,
Bis es nun verschwunden
Vor dem eig'nen Blick.

Ja, das Herz zu morden
Weiß die Menschenwelt —
Mein's ist todt geworden,
Eh's dem Tod verfällt!
So, mit kalter Schwere
In der wunden Brust,
Werd' im Lebensmeere
Mein ich kaum bewußt.

Ueberall verlassen,
Bin ich nirgend heim;
Kann auch nicht erfassen
Neuer Hoffnung Keim,
Bis der Tod zur Stelle
Mit dem Schleier kam,
Den des Lebens Welle
Mir so früh entnahm.

Der Findling.

(Fortsetzung.)

Vier Tage vor seiner Abreise, bot ihm der Marquis einen Spazierritt an. Sie ritten schweigend durch die blühenden Felder hin, und schienen beide reichen Stoff zum Nachdenken zu haben „Die heutige Witterung," begann endlich der Marquis, „und die Aehnlichkeit dieser Landschaft mit einer andern, die Du schon oft mit mir durchstrichen hast, mahnt mich lebhaft an jenen Tag, wo wir Dich im Wäldchen fanden. Deine erste Begrüßung war ein klägliches Geschrei; allein bald schienst Du zu merken, daß Du Dich in keinen schlimmen Händen befändest, und das Schaukeln des Wagens wiegte Dich bald in einen sanften Schlummer. Meine Frau hatte Dich auf dem Schooße, und konnte nicht müde werden Dich zu betrachten, bis wir im Schlosse anlangten." — „Nicht dieser Tag und diese Gegend allein, mein theurer Wohlthäter," erwiderte Ferdinand, „sondern jede Stunde, ja jeder Augenblick meines Daseyns erinnert mich an jene Zeit, wo Sie mich als das hülfloseste Geschöpf fanden. Alles was ich bin und habe, ist ja Ihr Geschenk. Werde ich wohl je im Stande seyn, mich für Ihre Wohlthaten dankbar genug zu beweisen? Kann ich wohl je....." Ein Schuß, der in der Nähe fiel, unterbrach hier die Ergießungen seines dankbaren Gefühls. Das Pferd des Marquis wurde scheu, und rannte mit ihm so reißend schnell fort, daß ihm Ferdinand, trotz aller Anstrengung, nur in einiger Ferne folgen konnte. Er sah mit Entsetzen seinen Wohlthäter stürzen, und fand denselben, als er herankam, leblos am Boden liegen. Nach einigen Augenblicken erreichte sie auch der Bediente des Marquis, der ihnen nicht schnell genug hatte folgen können. Während dieser sich im nächsten Dorfe nach Hülfe umsah, war Ferdinand bemüht, den Marquis ins Leben zurückzurufen, und gelangte endlich nach vielen Versuchen zu der Gewißheit, daß er noch nicht todt wäre. Bald war eine Bahre herbeigeschafft, auf welcher man ihn nach Hause brachte. Man denke sich die Bestürzung der Marquise und Amaliens Schmerz bei diesem

Anblicke! Die Bemühung der Aerzte hatten zwar endlich dem Marquis das Bewußtseyn wieder gegeben; allein bedeutende Verletzungen ließen keine Hoffnung zu seinem Aufkommen. Der Marquis hatte, sobald ihm die Sprache wieder zu Gebote stand, seinen Wundarzt dringend aufgefordert, ihm seinen Zustand nicht zu verhehlen, und erhielt daher das freimüthige Geständniß, daß er kaum noch zwei Tage zu leben hätte. Er empfing diese Nachricht mit aller Fassung, die ächter Muth und praktische Philosophie nur verleihen können, und nachdem er seiner Gemahlin und seiner Tochter einige Worte des Trostes gesagt hatte, bat er sie, ihn mit Ferdinand allein zu lassen.

Hier theilte er, von den wechselnden Empfindungen der Liebe, der Scham und Reue, und von den tiefen Bewegungen, womit lebhafte Erinnerungen in einer umständlich gegebenen Erzählung sein Gemüth bestürmten, häufig unterbrochen, dem erstaunten Ferdinand das Geheimniß mit, daß er sein Sohn sey, die Frucht einer unerlaubten Neigung welcher er, nach mehreren Jahren einer kinderlosen Ehe und durch Kälte und Stolz seiner Gemahlin von dieser entfremdet, sich damals unbedachtsam überlassen habe. — Daß seine Mutter, Jeannette Collard, die Tochter eines seiner Pächter, seitdem an einen Beamten in Nismes verheirathet sey, mit dem sie glücklich lebe; und daß es seine eigene Veranstaltung gewesen, wodurch er als Findling seiner Gemahlin in die Hände gespielt und in sein Haus aufgenommen worden sey.

Dieß Geständniß, so schloß der Marquis, das mich vielleicht um deine Achtung bringt, möge meine Schuld sühnen, wenn ich sie durch eine mehrjährige Reue noch nicht abgebüßt habe. Zwar würde ich es noch mehrere Jahre hinausgeschoben haben, wenn der Himmel nicht meinen Lebensfaden plötzlich abgeschnitten hätte; allein es ist nicht die Annäherung des Todes, oder der Wunsch, Dich über Deine Geburt aufzuklären allein, der mir diese Entdeckung abdringt, sondern die Pflicht, einem schrecklichen Verbrechen zuvor zu kommen, welches die zwei Wesen, die mir am theuersten auf der Welt sind, in den Abgrund des Elends stürzen könnte. Dein Erröthen sagt mir, daß Du meinen Wink verstehest. Ja, mein Sohn! ich habe in Deinem Herzen gelesen. Deine Liebe zu Amalien war das Gebot der Natur, was Du freilich nicht ahnen konntest. Mit zärtlicher Bewunderung, und zugleich mit heimlicher Scham, sah ich Dein stilles Leiden, sah Dich siegreich aus einem Kampfe hervorgehen, in welchem ich einst, noch einmal so alt als Du, unterlag. Die heutige Entdeckung wird Dich belehren, daß Du die Stimme in Deinem Innern nicht zu unterdrücken, sondern nur recht zu deuten brauchst. Amalie ist Deine Schwester, und der Gedanke versüßt meine letzte Stunde, daß ich ihr in Dir einen Beschützer zurücklasse, den sein Herz eben so sehr, als die Bande des Bluts an sie fesseln. Nur eine Bitte habe ich an Dich: Versprich mir, Deine Herkunft und meine Verirrung ewig meiner Gemahlin zu verschweigen. Ich kann den Gedanken nicht ertragen noch im Grabe von ihr gehaßt zu werden. Lasse sie in dem Wahn, daß Du nie Deine Angehörigen gekannt habest. Mein letzter Wille enthält Verfügungen, die Dich gegen Dürftigkeit schützen werden; Deinem Kopfe und Deiner guten Aufführung sey es vorbehalten, Dir einen Namen zu erwerben, da Du den meinigen nicht führen darfst."

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Zwar zierlich, zart und fein, doch wenig nur geachtet,
Das Erste unbemerkt an dürrem Boden schmachtet;
Das Zweite allgeliebt, gepriesen und bekannt
Wird oftmals Königin mit hohem Ruhm genannt;
Und dennoch bleibt es wahr: zeigt sich's von schönster Art,
Die höh're Schönheit ihm nur durch das Erste ward.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 60.

Bleiche — Leiche — Eiche.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 24. July. Tancred, Oper in 2 Abthl. von Rossini. In der Rolle des Tancred konnte unser Gast, Herr Bader, aufs Neue den bedeutenden Umfang seiner schönen Stimme, besonders in der Höhe zeigen. Die Cavatina: „Nach so viel Leiden" und die letzte Arie mit der schönen Stelle: „Nur wer die Liebe kennt" trug er mit Zartheit und Empfindung vor. Gegen die darin angebrachten Coloraturen dürfen wir weniger einwenden, da sie im Geiste der Oper und noch ziemlich gemäßigt waren. Wenn sich die Stimme des Hrn. Bader in dieser Parthie nicht besonders auszeichnete, so war dies in dem natürlichen Grund zu suchen, daß diese Altparthie, wenn auch herabgesetzt, sich nicht für einen Tenoristen, sondern, soll sie einmal von einem Mann gesungen werden, nur für einen Baßisten eignet, weil sich Alt und Baß wie Sopran und Tenor correspondiren. Hr. Bader wurde übrigens, wie das Erstemal, gerufen. Mad. Brauer, Amenaide, entschädigte durch die reichen Töne ihrer gefühlvollen Stimme für die Qual der Künstlichkeiten und erhielt den verdienten Beifall. Hr. Größer hatte für den abwesenden Hrn. Rieser den Arsir übernommen und sang die Parthie über Erwarten gut. Mit dem würdig ernsten Vortrag contrastirte einigermaßen komisch der wulstige Anzug und die Gesichts-Malerei, welche statt ins Aeltliche etwas stark

ins Rußige gerathen war. Der kräftige, sonore Baß des Hrn. Dobler, Orbassan, war in dem Quartett von trefflicher Wirkung. — Niemand flickt einen neuen Lappen auf ein altes Tuch, aber in unserm Theater geschieht's sogar mit einer großen Saalthüre. Wenn's da einmal reißt, kann's ein komisches Unglück geben. Dieser berühmte uralte Saal von ci-devant rosenfarbnem Marmor ist seiner Transfiguration nahe. Die Postamente sehen schon ganz wolkig und durchsichtig aus. Wenn man doch sparen will, mit diesem Saal hätte man durch Aufwand einiger Guirlanden den neuen Feensaal entbehrlich machen können.

Sonntag den 25. Otto von Wittelsbach, Trauersp. in 5 Abthl. von Babo. Zschokke erzählt in seinen Baierischen Geschichten die Thatsachen, welche zu diesem Trauerspiel die Veranlassung gegeben haben, wie folgt: „Von allen Fürsten aus dem Herzogthume Baiern stand kein tapferer an Philipps Seite als Herzog Ludwigs Vetter Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein junger Ritter, heißen Bluts, zu Zorn und Liebe jäh, so furchtbar in der Schlacht, wie am Gerichtstag *). Oft hatte der König des Wittelsbachers Muth erprobt; und hielt ihn hoch, daß er selbst seine Tochter Kunigunde dem Pfalzgraf zugedacht hatte. Diese aber erschreckte mit zügelloser Wildheit die Verlobte wie den Vater. Es wird gesagt, Otto hab' einen edeln Herrn des Reichs nichtiger Dinge willen ermordet **). Kunigunde ward des Böhmenkönigs Wenzeslaw Gemahlin. Da erlosch des Wittelsbacher Freundschaft zu seinem Herrn; und sie verkehrte sich zuletzt in tödtlichen Haß, der mit dem Morde Philipps endete. Die Ursachen dieser schwarzen That liegen verborgen. Es wird aber von den Alten versichert, der Pfalzgraf habe nach Kunigundens Untreue sein Herz einer Fürstin aus Polen zugewendet, und vom Könige ein Sendschreiben begehrt, ihn dem Vater derselben zu empfehlen. Als der König solches ausgestellt, sey es vom Pfalzgrafen voll Argwohns erbrochen und verläumderischen Inhalts gefunden worden. Darüber empört, hab er des Königs Tod geschworen. An einem Sommertag des Jahres zwölfhundert acht, da der König Philipp zu Bamberg Hoflager hielt, ritt Otto hin zu dessen Pfalz. Mit ihm waren sechzehn seiner Dienstmannen. Er allein ging zum Hof unbewaffnet, und ward eingelassen. Im Vorsaal standen Eckbert, Bischof von Bamberg, und dessen Bruder Heinrich von Andechs Markgraf zu Histerreich; beide seine Vertraute; vielleicht Mitwisser des verbrecherischen Gedankens. Hier nahm er der Leibwache das Schwerd, entblößt' es, und trat in des Königs Gemach. Philipp, ein Mann edler Gestalt, blondhaarig, sanfter Gemüthsart, doch schwächlichen Leibes, saß da am Bretspiel mit seinem Kanzler, dem Bischof von Speier und Heinrich von Waldburg, dem Truchseß. Er hatte sich diesen Tag eine Ader schlagen lassen; ihm war nicht wohl. Den Pfalzgrafen gewahrend, der das entblößte Schwerd umher schwang, verwies er ihm solche Gaukelfechterei, zu welcher hier nicht Ort noch Zeit sey. „Wohl Ort und Zeit, Eure Untreu zu rächen!" schrie Otto, stürzte gegen den König und schlug demselben das Schwerd tief in den Hals, daß die Pulsader zerschnitten sprang. Mit Entsetzen verbarg sich vor dem Wüthenden der Kanzler. Der Truchseß von Waldburg hingegen suchte des Mörders habhaft zu werden, und rannte, die Thür zu verschließen. Jach versetzt' ihm der Pfalzgraf einen Schwerdstreich über das Antlitz und entsprang. Philipp starb. Mit Abscheu vernahm die ganze Welt den Kaisermord. Selbst Otto, der Welfensohn und Gegenkönig, obwohl ihm durch den Tod des Hohenstaufen das Reich geworden, verfluchte die That und ihren Urheber mit Acht und Aberacht; daß, wer ihn fänd', ihn tödte. Herzog Ludwig, nicht minder durch die That empört, vollstreckte des Reiches Spruch an des Mörders und seiner Mitschuldigen Burgen, zerstörte des Wittelsbacher Schloß am Paarfluß ꝛc. Lang irrte der geächtete Pfalzgraf verborgen, sonder Friede und Obdach. Endlich ward er dem Pappenheimer, Heinrich Kalatin, des erschlagenen Philipp Marschalken, verrathen. Dieser umringte mit Kriegsknechten einen Maierhof, ohnweit Abach, den Mönchen von Ebrach gehörig, worin der Flüchtling versteckt lag, zog ihn hervor, tödtete ihn mit vielen Wunden und schleuderte das abgeschlagene Haupt in die Wellen der Donau."

Unter allen Nachbildungen des Götz von Berlichingen ist Babo's Otto von Wittelsbach die beste. Gleich Götz steht Otto als überragender Heros in der losen, wankenden Zeit; beide stehen über ihr durch persönliche Kraft und Adel der Gesinnung, Götz mehr durch Freiheitssinn, Otto mehr durch tiefes Rechtsgefühl. Leidenschaft stellt sie unter die Kämpfenden. Ohnmächtig ist die Kraft des Einzelnen, sie wirft sich zerstörend auf ihn zurück. Götz, die alte abgelebte Eiche, bricht in sich zusammen; Otto, die kräftige Stammeiche, begeht einen Todschlag mit ihrem Fall. Beide Dichter haben ihren Helden eine Bedeutenheit und einen Adel verliehen, den sie in der Wirklichkeit nicht hatten. Götz war ein roher, zu Grausamkeiten geneigter Ritter, der sich unter andern viel drauf einbildete, dem Kaiser Mordbrennerei zur bequemeren Führung des Kriegs empfohlen zu haben; die Stricke, welche Otto zum Gerichtstage mitnahm, sollen noch nicht die stärksten Zeichen seiner Rohheit und Executionslust gewesen seyn, und wir lernen ihn schon hinreichend durch Zschokke kennen. Indeß, veredeln darf und soll der Dichter, wenn es nur zum rechten Zweck geschieht und keine höhere Rücksichten darüber verletzt werden. Götz soll uns die gute alte Ritterzeit gelten, so mag sein Heldenthum hingehen und wir dürfen in der Dichtung die Idee verehren. Die Idee des Otto von Wittelsbach ist, wenn nicht tragischer, doch dramatischer; es wird höchst persönlicher Kampf geschildert, es ist fortgesetzter Kampf des Helden, That folgt dem Wort und im Drama ist Zug und Einheit. Die Ausführung blieb unter der Idee; allein die Idee selbst trägt den größten Fehler in sich. Babo hat zum Vortheil seines Helden die Geschichte entstellt und dies schmälert seinem Trauerspiel das erste, das National-Verdienst. Babo schrieb, wenn wir so sagen sollen, ein Baierisches Nationalstück, und auch das nicht einmal, denn er schilderte die Sache eines beleidigten Einzelnen, nicht des Baierischen Volkes, welches diese That mit seinem Herzog verabscheuen mußte. Die Milderungsgründe,

*) Wenn er als Pfalzgraf zu Gericht ritt, soll er selber Seile in seinen Gurtel gesteckt haben, um sogleich jeden Dieb damit henken zu lassen.

**) Einige sagen einen Pappenheimer, andere einen Freund des Herzogs Ludwig; alles unverbürgt.

ja die beschönigenden Motive, welche Babo den Thatsachen substituirt hat, sind also nicht einmal aus dem Gesichtspunkt der National-Partheilichkeit, welcher man einiges nachsehen darf, zuzulassen. Da aber ohne diese Veredlung der Held, statt Mitleiden in Anspruch zu nehmen, zum Gegenstand des Abscheues herabgesunken wäre, so muß man sich von dem einmal gewählten Gegenstande, der mit so bedeutender, wenn auch rohen poetischen Kraft ausgestattet ist, die grobe poetische Lüge bei unsrer Armuth an Volksschauspielen schon gefallen lassen. Die Darstellung des Otto von Hrn. Weidner war so vollkommen von dem Verstande beherrscht, wie es von einem so tiefdenkenden Künstler nicht anders zu erwarten ist. Der Raum gestattet uns heute nicht ein näheres Eingehen. Dabei können wir jedoch den Wunsch nicht unterdrücken, daß in seinem Spiel das Kindlich-Gemüthliche und Leidenschaftliche noch überwiegender hätte seyn mögen. Herr Weidner wurde übrigens verdientermaßen gerufen. Kaiser Philipp von Schwaben —

Montag den 27. (Zum Besten des Hrn. Bader): Axur, König von Ormus, Oper in 4 Aufz. von Salieri. Zum Benefiz und diesesmal wirklich zum Vortheil des Gastes, denn das Haus war voll und Niemand bereute es gekommen zu seyn. In der Parthie des Tarar sprach Hr. Bader weit mehr an als in den beiden früheren. Er konnte darin sein schönes Organ in voller Kraft und mit Anmuth entwickeln und däuchte uns auch gemäßigter im Ausdruck. Er wurde gerufen. Dem. Rotthammer, Astasia, im Gesang vorzüglich, dagegen in der Rede wie gewöhnlich zu hastig und im stummen Spiel nicht aufmerksam genug auf ihre Rolle. So konnte sie sich wieder nicht enthalten, den von Hrn. Leißring zwar recht komisch gegebenen aber für sie nicht vorhandenen Pierrot, den Täppischen, zu beobachten. Hr. Hassel gefiel uns, die Schneelawine auf seinem Kopf abgerechnet, recht gut in Spiel und Gesang, besonders im Gebet, welches Dem. Heinefeder, als Flamir, so andachtsvoll kindlich nachsang, daß es allgemein entzückte. Biscroma wurde wegen fortwährender Kränklichkeit des Hrn. Brauer von Hrn. Größer gegeben. Der Ausdruck der Treue gelingt ihm vorzugsweise, so auch hier. Die Angst um das Haupt Tarars hätte er jedoch verbergen sollen, hier hätte Axur blind seyn müssen, um nichts zu merken. Die Romanze: „Ich war im Römerlande" trug er schön und musterhaft deutlich vor. Das Hauptverdienst von unsern Künstlern ist Hrn. Dobler als Axur zuzuschreiben. Insonderheit erregte der kräftige Ausdruck der Wuth am Schluß des 3n Akts die allgemeine Bewunderung.

Dienstag den 27. Heinrich des Fünften Jugendjahre, Lustsp. in 3 Aufz. nach Düval von Iffland. Hierauf: Der Unsichtbare, Oper in 1 Akt von Costenoble, Musik von Eule. Die Vorstellung des Lustspiels war viel gelungener als die erste. Besonders der heiteren Laune des Hrn. Otto, Schenkwirth Copp, hätten wir ein größeres Publikum gewünscht. Ueber die Gesticulation erinnern wir, dießmal männliche Mitspielende, an das was Schröder über Bewegung der Arme und Hände sagt. Man beobachte die Menschen im Leben, Niemand macht so viel Handbewegungen als die Schauspieler auf dem Theater, außer, setzen wir hinzu, gemeine Leute, die immer mit den Händen sprechen müssen. Ferner geben wir zu bedenken, daß die Erhebung der Hand zur Kopfhöhe unter Gebildeten und insonderheit am Hofe höchst selten vorkommt.

Mittwoch den 28. Das unterbrochene Opferfest, Oper in 2 Abthl. vom Kapellmeister Winter. Von dieser letzten Gastrolle wollen wir nunmehr unser Urtheil über Hrn. Bader vollständig aussprechen, indem wir ihn mit unserm braven Tenoristen, Hrn. Nieser vergleichen. Hrn. Bader's Tenor ist reine Brustimme, von einem Umfang, von einer Kraft und Fülle des Tons, wie sie selten angetroffen wird. Hierin steht er, als Günstling der Natur, über Hrn. Nieser, welcher den geringern Umfang seiner Stimme durch ein sehr angenehmes, in den Uebergängen kaum zu unterscheidendes Falset ergänzt. Unser Künstler dagegen übertrifft Hrn. Bader an Weichheit und Schmelz der Töne, an Empfindung und Anmuth des Vortrags und an Geschmack in den Modulationen. In der Aktion behauptet Hr. Nieser ebenfalls unbedingt den Vorrang; sein Spiel ist stets gemäßigt und edel. Dem. Bamberger (Myrrha) wurde nach einer kleinen Abwesenheit lebhaft applaudirt und zuletzt nach Hrn. Bader gerufen. Es war überhaupt ein starker Lärm im Haus, den man Unfug nennen kann. Der Segen kam nieder, wie gewöhnlich, von oben, und fiel fast nach jedem Gesangstück ein, deren mehrere wiederholt werden mußten. Die Götter hatten sich vorgenommen, ihre drei Batzen recht zu genießen und im eigentlichsten Sinn herauszuschlagen, denn es staubte und krachte gewaltig. Man wird dem Unfug nicht eher steuern bis ein Paar Opernmitglieder zu Grunde gerichtet sind oder ein Theil der Gallerie ins Parterre fällt.

Donnerstag den 29. Tony, Drama in 3 Abthl. von Th. Körner. Hierauf: Die Lotterielisten, Lustsp. in 2 Abthl. von Kläbr. Der Anschlagzettel enthielt die Anzeige: „Wegen noch immer nicht erfolgter Ankunft der Dem. Lindner kann die durch das Repertoir angekündigte Vorstellung von: Der Bräutigam aus Mexico, nicht gegeben werden. — Von welchem Geist Dem. Urspruch heute beseelt war, wollen wir unerörtert lassen. Hr. Otto, Frick, mußte seine treffliche Komik an eine schlechte Rolle und an ein leeres Haus verschwenden.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 3. August. Johann von Paris, Oper. (Seneschall: Hr. Weckerle).

Donnerstag den 5. Der Bräutigam aus Mexico, Lustspiel.

Samstag den 7. Don Juan, Oper. (Leporello: Herr Weckerle).

Sonntag den 8. Das öffentliche Geheimniß, Lustspiel.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 63. Donnerstag, 5. August 1824.

Auf dem Kirchhof.

Wenn wir weilend in des Friedhofs Mauern,
Unsre früh Entschlafenen betrauern,
An das theure Denkmal hingelehnt;

Wenn der Gram das kranke Herz zerrissen,
Weil das Theuerste uns noch entrissen —
Und nun betend unser Auge thränt: —

O! dann sagt ein leises stilles Hoffen,
Auch für uns ist ja der Himmel offen,
Nach dem innig sich die Seele sehnt.

Kurze Prüfung nur ist unser Leben;
Ach! Vollkommnes kann die Welt nicht geben,
Leiden wechseln oft mit Freuden ab;

Drum erhebe dich nur aus dem Staube,
Wundes Herz — und liebe, hoffe, glaube,
Bis auch dich einst deckt das kühle Grab!

Mußt du auch oft dulden, kämpfen, ringen,
Ausgelitten, trägt, auf leisen Schwingen,
Einst der Engel — Tod — auch dich hinab!

Amalie M . . . r.

Aus Friederichs Tagebuche.

(Bruchstücke.)

(Fortsetzung.)

Im Leben ist schlechterdings kein Stillestand, sondern Auf- und Absteigen allwärts, und wie für den Umlauf der Sonne, so gibt es für jedes lebende Wesen einen Culminationspunkt, einen Moment, mit dem Sinken, Absteigen zugleich gegeben ist. Diese Höhe, volleste Aeusserung der Lebenskraft, herrlichstes Gefühl des Daseyns, des Glückes, wird dem Menschen nicht in der Mitte des Zeitraumes seiner Laufbahn zu Theil, sondern im ersten Drittel, und auch bei allen andern Lebensindividuen ist der sinkende Theil des Lebens der ungleich größere. Alle Kräfte des Leibes und der Seele streben nach jener Höhe der glücklichen Jugend; es ist ein Verlangen nach Vorwärts bei dem Knaben und Mädchen; aber in der Folge gehet alle unsere Sehnsucht, unsere liebste Erinnerung nach jenem Punkte zurück; was sich auch in uns weiter entfaltet und ausgebildet habe, wir fühlen, daß wir im Ganzen, in unserem innersten Leben, dort immer am höchsten gestanden, daß alles, was wir später sind, jenes nicht mehr erreiche. Immer ist es die Jugend, die Blüthe, die man in sich oder Andern ausschließend liebt. O warum mußte sie so kurz, so flüchtig bestimmt seyn!

— — Lange säumten wir noch auf der ansehnlichen Burg und überdachten ihren Bau und Anordnung und Zweck, und vergegenwärtigten uns den Sinn der Zeit. So hatte ich sie denn wieder gesehen, die wohlbekannte, vertraute Feste, die ich so oft besucht, an der ich so oft vorübergezogen war; ein bedeutendes Denkzeichen eines mir vergangenen Lebenskreises rief sie eine ganze untergegangene, verklungene Welt in meiner Seele wieder einmal herauf; ein so theures Eigenes, hingeflohen für immer, ein unaussprechlich süßes Frühlingsgefühl der Jugend schien bei ihrem Anblick wieder einmal flüchtig in die Gegenwart heraufgezaubert. Aber ach, das Vergangene ist vergangen, und wie die Seele auch an ihm hängt, wie es mit liebender Wehmuth manchmal wieder zu ihr spricht, so lebendig, so lockend —, sie kann es nicht mehr festhalten und muß zugeben, trotz dem innersten Widerstreben, daß es wirklich vergangen sey, daß jene Jugendblüthe des Lebens wirklich aus unserer inneren Welt hinweg, wie in eine himmlische Heimath, zurückgezogen sey. — Soll solches innerste Selbst, solches theuere Gelebte, Besessene, dieß dem Gefühl ewig Werthe, Unnennbare, das wir in einer Zeit des Lebens gehabt, das gewesen, das wie eine Erscheinung, wie ein Ton schnell vorübereilend, manchmal noch vor unsern Geist tritt, — wirklich nimmer wiederkehren, wieder ganz unser eigen werden — — so fragt dann ein tiefes Gefühl in unserer Seele, und es lebt eine Hoffnung auf: was einst mein gewesen, was so innig mir angehört, müsse mir wieder werden, und sey es auch jenseits der Gränzen und Schranken dieses Lebens. — —

Was für das physische Leben des Menschen ein freies Athmen ist, das ist Hoffen für das geistige. So lang er jenes nur noch in sich vorhanden, so lang er sich nur noch da fühlet, muß er hoffen; und wenn er tausendmal betrogen worden, und nimmer das Glück erreicht hat zu dem diese unzerstörbare Lebensregung der Seele immer vorausschweift, sie wird dennoch, wieder und wieder niedergeschlagen, sich immer aufs neue aufrichten, und jede Wil-

lens- und Verstandeskraft mit sich fortreißen. Was ist sie denn nun, diese Hoffnung, ihrem Wesen nach, von wannen ist sie, wohin und was will sie? Ist sie der göttliche Funke, der Keim des ewigen Glückes in uns, der die Herkunft, das Gepräge des Allseligen andeutet, aus dem wir entsprungen; der Wink, die unauslöschliche Sehnsucht zur Rückkehr dahin, in die eigentliche Heimath, die harmonische, in die Sphäre der Glückseligkeit, die ewig gefoderten?

K. Ebenau.

(Fortsetzung folgt.)

Der Findling.

(Fortsetzung.)

Ferdinand, dessen Thränen und Ausrufungen dieses Geständniß beinahe eben so oft unterbrochen hatten, als die Schwäche, die den Marquis häufig befiel, versprach mit der innigsten Rührung jeder Anordnung seines Vaters den strengsten Gehorsam. Er hatte in diesem Augenblick nur den Zustand desjenigen vor Augen, den er so lange als seinen Wohlthäter geliebt hatte, und den er nunmehr auch als Vater verehrte; denn seine Begriffe von kindlicher Ehrerbietung waren zu strenge, als daß er sich auch nur einen Gedanken der Mißbilligung über das Vergehen seines Vaters erlaubt hätte. Es konnte ihm also in dem Augenblick nicht einfallen, welche schwere Pflicht er sich durch das gelobte Stillschweigen auflegte. Sein Herz, in welchem er nur mit der größten Anstrengung die Liebe zu Amalien niedergekämpft hatte, ergriff mit Begierde den Ausweg, den das Schicksal selbst ihm anzuweisen schien. Er durfte nun Amalien lieben, war sogar durch ein heiliges Naturgebot dazu angewiesen, und sein innigster Wunsch, ihr sein Leben weihen zu dürfen, war jetzt zur süßen Pflicht geworden. Der Arme ahnete nicht, daß sein eigenes Herz ihn täuschte; daß seine wahre Empfindung für Amalien sich nur hinter der Maske der Bruderliebe barg, um den Angriffen seines Gewissens zu entgehen, und daß eine Leidenschaft, die plötzlich verstummt, gewöhnlich der Stille vor einem Sturme gleicht, welche nur zu bald durch ein um so heftigeres Toben unterbrochen wird.

Zwei Tage nach dieser Eröffnung starb der Marquis, nachdem er von seiner Gemahlin und seinen Kindern alle Beweise der zärtlichsten und liebevollsten Anhänglichkeit, und des tiefsten Schmerzes empfangen hatte. Die Marquise, von seinem plötzlichen Verlust in der That tief ergriffen, fand bald in der Energie ihres Geistes, noch mehr aber in einer gewissen Empfindlichkeit gegen den Gestorbenen, Hülfe genug, um ihren Schmerz, wenn auch nicht ganz zu bekämpfen, doch in die Gränzen einer stillen Betrübniß zurückzudrängen.

Kein Trostgrund, keine philosophische Betrachtung, kann so wirksam den Schmerz eines tiefbekümmerten Herzens unterdrücken, als der Zorn, oder eine ihm verwandte Empfindlichkeit. Diese Erfahrung machte die Marquise, als das Testament ihres Gemahls eröffnet wurde, worin er Ferdinand so reichlich bedacht hatte, daß diese Freigebigkeit fast die Gränzen der Großmuth zu überschreiten schien. Die so lange und geheime Unterredung mit Ferdinand, hatte schon das Gemüth der Marquise verletzt. An einem Fremdling, der nur ihrer augenblicklichen Rührung die Aufnahme in ihrem Hause verdankte, ein so lebhaftes Interesse zu nehmen, um ihm den größten Theil der wenigen Stunden, die ihm noch übrig blieben, zu widmen, und zwar um geheime Unterhandlungen zu pflegen, von denen sie ausgeschlossen war, galt ihr für eine offenbare Zurücksetzung seiner Gattin und Tochter.

Als aber nun gar, durch das bedeutende Vermächtniß des Marquis, Ferdinand in eine ganz unabhängige Lage versetzt wurde, und ihr so jede Gelegenheit benommen war, ihm zu zeigen, daß sie auch nach dem Tode ihres Mannes und aus eigenem Willen seine Wohlthäterin bleiben wollte, wurde die Erbitterung über diese, wie sie es nannte, lieblose und hinterlistige Handelsweise ihres Gemahls, zugleich mit dem Gedanken bei ihr überwiegend, daß dieser Gunst eine noch größere vorangegangen sey; daß er Ferdinand nämlich die Hand seiner Tochter zugesagt, und als unzweideutigen Beweis seiner Zurücksetzung, sie nicht einmal gewürdigt habe, ihr diesen seinen Willen mitzutheilen. Sie zweifelte nicht, daß Ferdinand, früh oder spät, mit seinen, von ihrem Gatten sanctionirten Ansprüchen hervortreten würde, und die Aemsigkeit, mit welcher er sich jetzt Amalien eben so sehr zu nähern bemühte, als er sich in der letzten Zeit von ihr entfernt gehalten hatte, bestärkte sie in dieser Meynung. Um so sorgfältiger bewachte sie jeden Schritt ihrer Tochter, und vergönnte Ferdinanden durchaus keinen Augenblick des Alleinseyns mit ihr, und nur die Scheu vor dem Urtheile der Welt, welche ihren Widerwillen gegen Ferdinand einem niedrigen Interesse zuschreiben konnte, hielt sie ab, ihn gänzlich aus ihrem Hause zu verweisen.

So ungegründet, wie der Leser weiß, ihr Argwohn, und ihre Besorgnisse waren, so litten die beiden Liebenden darum doch nicht weniger durch ihre Strenge. Ferdinand erkannte erst jetzt, welche Last sein Vater auf sein Herz gelegt hatte, eine Last, die er nie hoffen durfte, abschütteln zu können. Wie sollte er sich gegen Amalien benehmen? Sollte er ihr das Geheimniß seiner Geburt mittheilen? Sein Vater hatte sich hierüber nicht erklärt, und sie nicht namentlich in das Verbot einer Mittheilung dieser Art eingeschlossen. Dennoch empfand er den heftigsten Widerwillen, seinen Vater noch im Grabe in ihren Augen herabzuwürdigen, und ihr ein Vergehen desselben mitzutheilen, von dem ihre reine Seele kaum einen Begriff haben konnte. Auf der andern Seite schien es ihm eine Treulosigkeit, vor ihr, die er so innig liebte, in deren Busen er so gern seine geheimsten Gedanken

ausschüttete, ein Geheimniß von dieser Wichtigkeit zu haben; sie des süßen Gefühls zu berauben, einen Bruder in ihm zu lieben. Und mußte er mit diesem Geheimnisse nicht zugleich jede Aeusserung seiner Bruderliebe in sein Herz zurückdrängen? Durfte er es wagen Empfindungen bei ihr zu wecken, die vielleicht von denen, welche ihr die Natur gegen ihn vorschrieb, so sehr abwichen, und sie ohne ihre Schuld zur Verbrecherin machten? Doch wenn auch seine Bescheidenheit ihn vor dieser Besorgniß schützte, würde ihr wohl ihr Zartgefühl und die weibliche Würde jemals erlauben, von ihm, den sie als Fremden betrachten mußte, den Schutz und die Dienste anzunehmen, zu denen er jetzt berufen war, und die er ihr so gern widmete? Alle diese Betrachtungen durchkreuzten unaufhörlich seine Seele, und gab seinem Betragen einen Schein von Unstätigkeit und Widerspruch, der die arme Amalie, die ohnedies durch die strenge Wachsamkeit ihrer Mutter, und deren öftere Ausfälle gegen Ferdinand unendlich litt, in die peinlichste Lage versetzte. Es entging ihr nicht, daß ein heftiger Kampf Ferdinands Herz bewegte; allein wie konnte sie die Natur desselben ahnen! Wie gern hätte sie nach der Ursache dieses so sonderbaren Betragens geforscht, wie gern ihm den Trost gereicht, dessen er offenbar so sehr bedurfte; allein die beständige Gegenwart ihrer Mutter erlaubte ihr nur zuweilen durch verstohlene Blicke Ferdinanden ihre Verwunderung und ihre Theilnahme auszudrücken, und ihm, der diese Sprache nur allzugut verstand, dadurch den innern Kampf noch mehr zu erschweren.

Ferdinand, der die gleichförmige und konsequente Handelsweise der Marquise zu gut kannte, um eine Aenderung ihres Betragens gegen ihn und Amalien zu erwarten, gab endlich die Hoffnung auf, diese einen Augenblick allein zu sehen, um ihr, wenn auch nicht den Grund seines Betragens zu entschleiern, doch wenigstens jenen Verdacht gegen seine Gesinnungen und seine fortdauernde Liebe zu benehmen. Er beschloß daher, diesem peinlichen Verhältnisse durch seine Abreise plötzlich ein Ende zu machen. Er wollte, ehe er zu seinem Regimente abging, vorher seine Mutter aufsuchen, und hoffte in ihren Busen wenigstens die Gefühle kindlicher Zärtlichkeit ohne Zwang ergießen zu dürfen; allein, auch dieser Trost sollte ihm jetzt noch versagt seyn. Eine Ordre von seinem Obersten, rief ihn aufs schleunigste zum Regimente, indem dieses, bei dem nahe bevorstehenden Kriege, täglich den Befehl zum Aufbruch erwartete.

Mit tiefem Schmerz sah Ferdinand sich vielleicht auf lange Zeit der Aussicht entrückt, seine Mutter kennen zu lernen; noch weit beklagenswerther aber war die unglückliche Amalie. Sie mußte ihren Geliebten abreisen sehen, ohne von ihm das Geständniß einer Empfindung erhalten zu haben, die sie doch längst in seinen Augen gelesen hatte. Die Gefahren des Krieges, denen er entgegen ging, erfüllten sie mit den schrecklichsten Besorgnissen. Des einzigen Trostes beraubt, ihrem Schmerze Worte zu geben, mußte sie sogar ihre Thränen, selbst ihre stille Traurigkeit den strafenden Blicken ihrer Mutter entziehen.

Wie wenig kennen diejenigen die wahre Bitterkeit des Schmerzes, die ihn noch in den Busen eines theilnehmenden Freundes ausschütten können, die in ihren Klagen selbst einen gewissen Genuß suchen dürfen, den die sinnliche Lebenslust gemeiner Seelen freilich nicht ahnt, der aber für Gemüther edler Art oft einen geheimen und so anziehenden Reiz hat, daß sie ihn gegen den Zustand gleichgültiger Ruhe nur ungern vertauschen würden.

Ferdinand, den der Marquis kurz vor jenem traurigen Unfall der ihn das Leben kostete, mit den besten Empfehlungen nach seinem neuen Bestimmungsort versehen hatte, fand die freundlichste Aufnahme bei seinen Obern sowohl, als bei seinen neuen Gefährten. Er hatte bereits auf der Militairschule den Namen Vermont geführt, und da man ihn von der zartesten Kindheit im Hause des Marquis als der Familie zugehörig behandelt hatte, so zweifelte Niemand, daß er ein Verwandter des Marquis wäre. Unter den Offizieren seines Regiments, deren Umgang ihm verstattet war, zeichnete er besonders den Lieutenant St. Didier aus, der sich seinerseits eben so sehr zu ihm hingezogen fühlte, so daß das innigste Freundschaftsband sie bald vereinigte. St. Didier war von sehr niederer Geburt und nicht älter als Ferdinand; durch seine ausgezeichneten Kenntnisse und musterhafte Aufführung aber, hatte er sich bereits zu dem Grad eines Lieutenants emporgeschwungen. Seine Bescheidenheit und liebenswürdigen Eigenschaften machten ihn allgemein beliebt, und Ferdinand empfand bald den Vortheil, sich einen so schätzbaren Freund erworben zu haben.

St. Didier führte ihn in einige sehr geachtete Familien ein, und verhalf ihm dadurch zu mehrern angenehmen Bekanntschaften. Doch er zog noch weit wesentlichern Nutzen aus seinem Umgange. Unter Anleitung seines Freundes setzte er mit allem Eifer die Studien fort, worin er es auf der Militairschule bereits so weit gebracht hatte, und da er auch mit dem Mechanischen des Kriegsdienstes bald vertraut war, so konnte es nicht fehlen, daß seine Vorgesetzten eine sehr vortheilhafte Idee von ihm faßten; und er war kaum vier Monate beim Regimente, als mit der Ordre zum Aufbruch zugleich das Lieutenantspatent für ihn eintraf.

Ferdinand war eben beschäftigt der Marquise zu schreiben, um ihr seine Beförderung zu melden, und Abschied von ihr zu nehmen, da der Krieg gegen Pr. erklärt, und Frankreichs Bundesgenossen den Feldzug bereits eröffnet hatten, als St. Didier in sein Zimmer trat. Der erste Blick, den Ferdinand auf seinen Freund warf, zeigte ihm, daß derselbe in heftiger Bewegung war, die durch den Empfang eines Briefes veranlaßt seyn mußte, den er in der Hand hielt. Meine Freundschaft für Dich, mein lieber Vermont, redete er ihn an, würde mir schon allein verbieten, Dir aus den wichtigsten

Umständen meines Lebens ein Geheimniß zu machen, wenn ich auch nicht heute einen neuen Grund erhalten hätte Dich zu lieben. Du bist ein Verwandter des Marquis von Preville, nicht wahr? Ferdinand, den die Frage eben so bestürzt als verlegen machte, wußte nicht sogleich was er antworten sollte, und sein ganzes Wesen verrieth eine Bewegung, die seinem Freunde nicht entging, obgleich er sie nicht begriff. —

Lies diesen Brief, sagte er, und überzeuge Dich, daß meine Frage nicht aus Unbescheidenheit geschah. Ferdinand las:

„Mein geliebter Sohn!

Zum erstenmal ist es mir vergönnt diesen theuren Namen auszusprechen, und in dies eine Wort alle Zärtlichkeit zu legen, die mein Herz achtzehn Jahre lang verbergen mußte. Staune nicht über eine Anrede, die Dir eben so unbegreiflich scheinen muß, als die Schriftzüge dieses Briefes Dir fremd sind. Ein Wort soll Dir dies Räthsel enthüllen. Du bist nicht der Sohn des ehrlichen Didier und seiner guten Madeleine, sondern Dein Vater war der Marquis von Preville, der, obgleich verheirathet, sich zu einer Leidenschaft für ein schuldloses Landmädchen hinreißen ließ, dem Du das Daseyn verdankst. Verdamme Deine Mutter nicht wegen ihres Fehltritts. Bezeichne nicht den ersten Augenblick, da Du sie kennen lernst, durch eine Härte, die ihr das Leben kosten würde. Achtzehn Jahre eines tugendhaften Wandels, das Glück, welches ein rechtschaffener Gatte in meinen Armen fand, der täglich die Stunde unserer Verbindung segnet, haben ohne Zweifel den Himmel versöhnt, wenn er mir je zürnen konnte. Und welches deutlichere Zeichen seiner Gunst konnte er mir wohl verleihen, als den Besitz eines Sohns, der durch seine Tugenden der Stolz und die Freude meines Mutterherzens ist! Sollte Deinem Herzen wohl die einzige Tugend der Kindesliebe fehlen, oder solltest Du Deine Mutter darum weniger lieben, weil sie sich nicht vor den Augen der Welt zu Dir bekennen darf? Nein, ich fürchte nicht in meinem Sohne einen strengern Richter zu finden, als ich an der Welt finden würde, wenn mein Inneres so offen vor ihr da läge, wie ich es Dir jetzt entfalte."

„Gewisse Gründe, die ich diesem Briefe nicht anvertrauen kann, haben mich bis jetzt gezwungen Dir gänzlich fremd zu bleiben, und das strengste Stillschweigen über Dein Daseyn zu beobachten. Der Tod Deines Vaters, den ich erst jetzt erfahren habe, obgleich er bereits vor einigen Monaten die Welt verlassen hat, erlaubt mir endlich meinem Herzen die süße Genugthuung zu geben, die es schon so lange forderte. Was Dir hierin noch dunkel ist, werde ich Dir, bei unserer Zusammenkunft, zur Genüge aufklären; denn sobald ich durch Deine Antwort von Deinen kindlichen Gesinnungen überzeugt bin, werde ich Dir Zeit und Gelegenheit mich zu sehen nachweisen. Könntest Du mich wohl diese Antwort lange erwarten lassen. Bedenke, daß Deine Antwort mich zur glücklichsten oder elendesten der Mütter machen muß."

Nismes, den 15. April 17..

Jeannette Dumoulin, geb. Collard.

Ferdinands Empfindungen bei Lesung dieses Briefes waren von so ungewöhnlicher und sonderbarer Art, daß es ihm selbst unmöglich gewesen wäre, sie zu beschreiben. Er war in der peinlichen Lage eines Menschen, dessen Verstandeskräfte geschwächt sind, und der sich vergebens anstrengt, seine Gedanken mit der gehörigen Klarheit auf einem Gegenstand, von dem sie unaufhörlich wieder abschweifen, festzuhalten. Der Inhalt des Briefes stand zu gleicher Zeit in so genauer Uebereinstimmung und in so grellem Widerspruch mit dem was ihm der Marquis gesagt hatte, daß er sich vergebens abmarterte, auch nur die Spur eines Ausgangs aus diesem Labyrinthe zu finden. Von der einen Seite überzeugte ihn Alles, daß die Verfasserin des Briefes jene Jeannette Collard sey, die ihm der Marquis als seine Mutter bezeichnet hatte. Er erinnerte sich sogar, daß der Marquis den Landmann, bei dem er die ersten Monate seines Lebens zugebracht, Didier genannt hatte. Und dennoch konnte hier keine Verwechselung der Personen statt finden. Der Brief war an den Lieutenant St. Didier gerichtet: ein Name, den Ferdinand nie geführt hatte. Das Lob, welches den Eigenschaften des jungen Mannes darin beigelegt wurde, konnte nur auf St. Didier anwendbar seyn, da Ferdinand, selbst wenn er eitel genug gewesen wäre, es auf sich zu beziehen, doch unmöglich voraussetzen konnte, daß seine Mutter ihn, der stets so entfernt von ihr gelebt hatte, so genau kenne. Ausserdem enthielt der Brief auch nicht den kleinsten Wink, der auf eine Bekanntschaft St. Didier's mit seinem Vater hindeutete, und doch konnte es Jeannetten nicht unbekannt seyn, daß Ferdinand im Hause desselben erzogen war. Was ihn aber am sichersten überzeugte, daß kein anderer als St. Didier gemeynt seyn konnte, war der Umstand, daß Jeannette es nöthig fand, diesem zu sagen, daß er nicht Didiers Sohn sey, da sie doch wußte, daß er (Ferdinand) als Findling im Hause des Marquis erzogen sey, und daher von dem Daseyn der Didiers keine Ahnung haben, viel weniger sie für seine Aeltern ansehen könnte. Alle diese Betrachtungen, die mit Blitzesschnelle sein Gehirn durchkreuzten, überzeugten ihn, daß in diesem Augenblick kein Aufschluß zu erwarten wäre, als durch eine offene Erklärung gegen seinen Freund, den er jedoch vorher um eine ausführliche Erzählung seiner bisherigen Schicksale bat, indem er hoffte, vielleicht darin noch einen Lichtstrahl zu entdecken.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 64. Sonntag, 8. August 1824.

Die Hoffnung.

Mit der Sehnsucht goldnem Engelsflügel
Schaut die Seele zu der Ferne hin,
Wo erglühen lichte Sonnenhügel
Und die Blumen ewig duftend blühn;
Aber, ist gelöst der Zukunft Siegel,
Ist der schöne goldne Traum dahin,
Schlingt die Hoffnung blumenreiche Kränze,
Macht das Leben gleich dem jungen Lenze

Sie hält uns, wenn schmerzliches Entsagen
Das Geschick von uns'rer Seele heischt;
Wenn der Wonne Morgen nicht mehr tagen
Und das Leben manchen Wunsch getäuscht;
Wenn der Seele nichts mehr blieb als Klagen
Da ein herber Schmerz die Brust zerfleischt,
Kommt sie tröstend aus des Himmels Räumen
Und läßt schöne Knospen wieder keimen!

Wenn die Erde bleicht im süßen Sterben
Von des Winters schauerlichem Wehn,
Und die Blumen traurig sich entfärben,
Melancholisch schaun die kahlen Höhn;
Aber bald sprießt Milde aus dem Herben
Wenn des Todes Bilder schnell vergehn,
Und des Frühlings holde Kinder lächeln
In dem Hain Zephyre freundlich fächeln.

Hoffnung lehret der Natur vertrauen
In der Monde ewig heil'gem Gang,
Lehrt den Menschen in die Zukunft schauen
Wenn ihn beugt des Lebens schwerer Drang,
Und der Greis blickt zu des Himmels Auen
Wenn ihn weckt ein leiser Todtenklang;
Denn was hier sich immer kund gegeben
Täuscht den Glauben nicht in jenem Leben.

Alles muß sich einstens umgestalten
In dem Wechsel den die Zeit gebar,
Neue Formen müssen sich entfalten
Denn das Irdische ist wandelbar;
Aber, traue eines Vaters Walten,
Seine Liebe schützt uns immerdar!
Hoffe! denn der Menschheit heil'ge Loose
Ruhen nur im ew'gen Götterschooße.

Sieh', es ringen aus dem Reich der Schranken
Freudig sich die freien Kräfte los,
Und die leichten Schwingen der Gedanken
Werden durch das kühne Streben groß;
Nicht erzittern darf der Mensch, noch wanken
In der Hoffnung holdem Blüthenschooß:
Denn es küssen die getrennten Brüder
Einst sich liebend wiederkennend wieder!

Heinriette Braus.

Der Findling.

(Fortsetzung.)

St. Didier, der mit Verwunderung die innere Bewegung seines Freundes, die sich in dessen Zügen malte, beobachtet hatte, war bescheiden genug, seine Neugier noch länger zu unterdrücken, um erst den Wunsch desselben zu erfüllen. Der Inhalt seiner Erzählung war in der Kürze dieser: Er war bis zu seinem achten Jahre von einem Bauern, Namens Didier, erzogen worden, und hatte sich stets als dessen Sohn betrachtet. Ein Verwandter desselben, der in Bagnoles Schullehrer und kinderlos war, fand bei einem Besuche in Didiers Hause so viel Gefallen an dem Knaben, und glaubte so gute Anlagen bei ihm zu entdecken, daß er den Antrag machte, ihn zu sich zu nehmen, und ihm eine Erziehung zu geben, die ihm einst in der Welt einen bessern Platz verschaffen sollte, als er in seinen jetzigen Verhältnissen zu erwarten hätte. Didier war nicht abgeneigt, behauptete aber, er müsse vorher die Einwilligung einer Tante des Knaben einholen, der er viele Achtung schuldig wäre, und die sich durch ihre Wohlthaten bereits ein gewisses Recht an dem Knaben erworben habe. Die gesuchte Einwilligung erfolgte bald. Thouard, so hieß der Schullehrer, nahm den kleinen Didier mit väterlicher Zärtlichkeit auf, und bemühte sich aufs redlichste, dessen glückliche Anlage auszubilden. Da er viel Neigung zu den mathematischen Wissenschaften äusserte, so entstand dadurch zuerst die Idee in seinem Wohlthäter, ihn für das Militairfach, besonders für das Geniewesen zu bilden. Er brachte ihn daher bald nach einer höhern Schule, wo der

junge Zögling so schnelle Fortschritte machte, daß er bereits in seinem sechszehnten Jahre als Cadet in das Regiment trat, worin er sich in kurzer Zeit zum Lieutenant hinaufschwang.

Diese Aufschlüsse, anstatt Ferdinand Licht zu geben, zogen die Knoten dieses sonderbaren Geheimnisses nur noch zusammen. Er konnte nicht zweifeln, daß jene Tante Jeannette Collard gewesen sey, und so ließ sich denn ihre genaue Bekanntschaft mit den Sitten und dem Charakter ihres Sohnes hinlänglich erklären, da sie ihn ohne Zweifel seit seiner Kindheit nicht aus den Augen verloren hatte. Wie ließ sich nun aber die Mittheilung seines Vaters hiemit vereinigen? Daß dieser ihn hatte täuschen wollen, konnte ihm nicht einfallen, er mußte also selbst getäuscht seyn, welches aber nach allen Umständen seiner Erzählung fast unmöglich war. Die Offenheit St. Didier's, die Rechte die ihm die innigste Freundschaft auf Ferdinands Vertrauen gab, das sonderbare Verhältniß, worin sie das Schicksal gegen einander gestellt hatte, alles dies machte es ihm zur Pflicht, ihn mit gleicher Aufrichtigkeit zu behandeln. Nach einer kurzen Vorbereitung erzählte er ihm ausführlich alles, was ihm der Marquis über seine Herkunft gesagt, und dessen Wahrheit, wie er ihm bemerkte, der Marquis mit seinem Tode besiegelt hatte. Die Reihe des Erstaunens kam jetzt an St. Didier. Keine Muthmaßung, keine Erklärungsart führte zur Entwirrung dieses verwickelten Verhältnisses, und die Entdeckung, die beide Freunde zufällig erst jetzt machten, daß sie beide Ferdinand hießen, mußte sie nur noch mehr verwirren. Wer ihnen am besten aus diesem Irrgange hätte helfen können, war der alte Didier. Gern hätten sie eine Reise zu ihm unternommen; allein, der Aufbruch des Regiments, der schon auf den folgenden Tag angesetzt war, verbot jeden Gedanken einer Entfernung. St. Didier, dessen edles Herz gewiß allen Erwartungen Jeannettens entsprochen haben würde, war durch die sonderbare Verwickelung seines Schicksals so zerstreut, daß er kaum wußte, was er ihr antworten sollte. Indeß erlaubte ihm sein kindliches Gefühl, welches sich früher aus diesem Gewirre herausfand, als sein Kopf, weder ihren Brief unbeantwortet zu lassen, noch ihr Gefühl durch Zweifel, ob ihr Vorgeben gegründet sey, zu verletzen. Er schrieb ihr daher in den ehrerbietigsten Ausdrücken, daß er sich glücklich schätzte, dem Drange seines Herzens, welches ihr so gern die Gefühle eines Sohnes widmete, zu folgen, obgleich einige sonderbare Umstände, die er zufällig entdeckt habe, noch viel Dunkelheit über die ganze Sache verbreiteten, die aber eine Unterredung mit ihr hoffentlich ganz zerstreuen würde. Unglücklicherweise zwänge ihn seine Pflicht, sich jetzt noch weiter von ihr zu entfernen, indem sein Regiment im Begriff stehe ins Feld zu rücken. Er müsse daher seinem Herzen diesen süßen Genuß noch so lange versagen, bis ihm der Friede oder ein Waffenstillstand erlaube, sich mit Ehren von der Armee zu entfernen. Mit diesem Briefe zugleich ging einer von Ferdinand an seinen Großvater Mathurin Collard ab, worin er ihn beschwor, ihm die Mittheilung seines Vaters zu bestätigen, oder die Dunkelheit aufzuhellen, die, durch das entgegengesetzte Vorgeben seiner Mutter, seine Herkunft aufs neue umhüllte, und zugleich die Ehre seines Vaters durch einen förmlichen Widerspruch gegen seine Behauptung angriff. Die beiden Freunde fanden sich durch ihre so äusserst sonderbare Stellung gegen einander, nur noch enger verbunden, und gelobten sich feierlich, wie sich auch ihr Schicksal enthüllen möchte, eine ewige unzertrennliche Freundschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Immerwährend neu geboren
Herrsch' ich über Jung und Alt
Mit gebiet'rischer Gewalt;
Neu zum Abgott oft erkohren,
Werd' ich doch, (wer hätt's gedacht!)
Alt verspottet und verlacht.

Doch versuch's mich umzuwenden,
Und dann raube mir das Haupt,
Nimmer hättest Du's geglaubt
Daß ein Werk von fleiß'gen Händen
Einst erbauet, Dir erscheint,
Das der frommen Schaar vereint.

Auflösung der Charade in Nro. 56.
M o o s r o s e.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 31. Juli. Die Entführung aus dem Serail, Oper in 3 Abtheil. von Mozart. Wie jede Mozartische Oper sich durch einen eigenthümlichen Charakter von den andern unterscheidet, so herrscht in der Entführung National-Charakteristik vor. Die lebendige Schilderung der Türkey wird immer ein Gegenstand der Bewunderung bleiben, und Mozarten kann es nicht schaden, daß er Wranitzky darin nachgegangen ist, ja ganze Motive seines Oberon weiter ausgebildet hat. Sein hoher Genius verwandelte was er vorfand so völlig in Fleisch und Blut wie Shakspeare alte Sagen und Reminiscenzen aus früheren Theaterstücken, oder wie Bürger die Lenore und Göthe den Erlkönig aus den Resten alter Volkspoesie. Einen völligen Gegensatz der wilden Sinnlichkeit der Türkey und nicht weniger des orientalischen Phlegma (Osmin) bildet die sanfte Seelenliebe Belmontes und Constanzens, welche

durch die Gegenbilder Pedrillos und Blondchens wieder im Gleichgewicht mit den Ansprüchen der Sinnlichkeit gehalten sind. Diese schönen inneren Gegensätze und die daraus hervorgehende dramatische Ausgleichung werden keinem feinfühlenden Musikfreund entgehen können, der Mozarten in allen und jeden Zügen belauscht, nichts für zufällig hält und alles aufs Ganze bezieht. Man hat in dieser Hinsicht, dünkt uns, der Entführung noch nicht genug Gerechtigkeit widerfahren lassen und sie mehr einseitig nach den lyrischen Schönheiten und hervortretenden charakteristischen Hauptmassen als nach dem dramatischen Verdienst gewürdigt. Mehr hierüber sey uns ein Andermal beyzubringen vergönnt. Hr. Rieser trat nach einer kleinen Abwesenheit als Belmonte auf, und seinem schönen ausdrucksvollen Gesang gelang es, ganz das Seelenvolle der Composition wiederzugeben. Dem. Schulz, Constanze, war heute nicht so recht bei Stimme, doch lassen wir ihrem schönen Eifer in dieser schwierigen Parthie Gerechtigkeit widerfahren. Wenn Hr. Lux als Osmin mehr durch burleskes Wesen gefiel, so erhebt dagegen Hr. Dobler diese Rolle zu einer wahren Charakterzeichnung und schwerlich wird er in ihr von irgend einem Künstler übertroffen werden. Hr. Größer gab den Pedrillo recht brav. Die Romanze: Im Mohrenland gefangen saß, hätte er leiser und gespannter vortragen dürfen.

Sonntag den 1. August. Wallensteins Tod, Trsp. in 5 Abthl. von Fr. v. Schiller. Die erste poetische Frucht von Schillers abgezogenen historischen und philosophischen Studien war Wallenstein. In seinen Jugendwerken die Räuber, Cabale und Liebe und Fiesko gährt die rohe Kraft des düster erhabenen Geistes, und überall tritt seine Persönlichkeit verlezt und verletzend hervor. Don Carlos in gebildeterem Styl und gemäßigter, bietet ein eignes Gemisch von tieferer Charakteristik und lehrhaft idealischem Prunk, und was die überaus feingespitzte Doppel-Intrigue betrifft, so verräth diese das Mühevolle und Unbefriedigende der dichterischen Anstrengung sobald. Schiller erkannte das Einseitige und Willkührliche dieser Produkte und sein Wallenstein sollte nunmehr ganz objectiv seyn, die Poesie sollte nur aus den Gegenständen, aus der Geschichte reden. Wer möchte es in diesem Drama tadeln, daß er seinem Hang zum Idealen auch hier wieder in der Geschichte von Max und Thekla genügen mußte, sie ist ja das geistige Band, das Herz des Ganzen, und rechtfertigt dieses in solcher Auffassung noch am meisten. Aber ein Anderes ist zu tadeln. Aus seinem Nachdenken über die Menschheit hatte er nur die kalte, allwaltende Nemesis gewonnen, und hier verräth sich abermals die „brüstende Unnatur“ welche ein bedeutender Kritiker seinem Don Carlos zum Vorwurf macht. Als Resultat der Geschichte wurde ihm nur die antike Schicksalsidee zu Theil und diese ist der trübe, beschattende Geist seines Trauerspiels, wenn das Liebesverhältniß dessen Seele ist. In jenen Schicksalsideen hat Schiller seinen Helden, den er nach der Wirklichkeit zu geben suchte, wieder ins Idealistische hinübergespielt. Seine eignen Worte, wo er erinnert, daß der poetische Wallenstein eben so wenig groß seyn sollte wie der historische, sind: „Was in ihm groß scheinen konnte, war das Ungeheure, was ihn aber zum tragischen Helden schlecht qualificirte, dafür suchte ich ihn durch Ideenschwung zu entschädigen,“ — also doch so etwas von einem geputzten Bettler. Schiller gab ihm weniger Mannheit, dafür mehr Phrasen, er nahm ihm von seiner rohen Kraft und gab ihm dafür eine Bildung, die der Held nicht hatte und die nur dient ihn noch mehr zu verwirren. Der Wallenstein ist auf diese Art recht zum Tummelplatz von Sentenzen widersprechender Art und dunkeln Sinnes geworden, welche durch glänzende Farben die Menge immer noch fesseln und bestechen, aber im Zusammenhang des ohnehin der Handlung sehr entbehrenden Dramas den tieferen Beobachter unbefriedigt lassen. Da wäre denn doch immer besser gewesen, das Ungeheure des Helden zu zeigen, den Wallenstein der Geschichte selbst wie er war, in seinem rohen Trotz zu schildern, und es hätte Schillern durch eine tiefere Seelenzeichnung gelingen müssen, wozu ihm nur der poetische Glaube, nicht das Vermögen fehlte. So bleibt am Ende von Allem, worin Schiller Shakspeare nachstrebte, nur eine Annäherung an seine Form übrig, wovon uns ein Andermal zu reden vergönnt sey. Die heutige Darstellung war in einzelnen Theilen mehr als im Ganzen gelungen zu nennen. Hr. Weidner befriedigte uns als Wallenstein nicht so sehr wie früherhin. Wir fanden sein Spiel zu gedehnt, schon zu Anfang, mehr noch in der Katastrophe, dann in der Rede zu den Pappenheimern, auch besonders wieder am Schluß. Wir verehren Hrn. Weidners ernstes poetisches Ergreifen unter andern in dem stummen Spiel des Schlusses, wo er heute ohne Wink des Dichters die zerbrochene Gnadenkette auf dem Tisch, ehe er geht, noch einmal in die Hand nahm. Der Künstler bezeichnete wohl damit eine Todes-Ahnung, in welche der erst verworfene Aberglaube übergeht, der ihm doch so fest ans Herz gewachsen ist. Wie wenige Schauspieler studieren auf solche Züge. Aber uns scheint Hr. Weidner hierin doch von der Absicht des Dichters abzuweichen. Dieser stellt Wallenstein überall vorsichtig und abergläubisch behutsam dar, nur in seiner nächsten Umgebung betrügt er sich. Diese schreckliche Sicherheit der Selbsttäuschung ist wahrhaft tragisch, und diese tragische Wirkung will der Dichter am Schluß verstärken. Darum geht er an allen, selbst den dringendsten Warnungen kalt vorüber und legt sie nur verstandesmäßig aus; nur der Zuschauer darf also auf der zerrissenen Kette verweilen, denn nur er, nicht Wallenstein, hört die Tritte derer die ihn suchen. So wie von den andern Warnungen wendet er sich auch von dieser für ihn bedeutsamsten rasch und kalt ab, wie es in den Worten zu liegen scheint: „Nun es sey! Mir muß fortan ein neues Glück beginnen, denn dieses Bannes Kraft ist aus.“ Die 9. Scene des 3n Acts, wo Wallenstein den Abfall des Octavios erfährt, verlor durch Erstickung der Stimme von ihrer Wirkung. Sehr würdig und wirksam war dagegen die Erzählung des Traums. Innig und herzlicher als früher war der letzte Versuch auf Marens Herz (3. Act 18. Sc.), dagegen wir die rührende Erinnerung an den Todten früher ergreifender vernahmen. Hrn. Rottmayer als Max können wir rücksichtlich der männlichen Haltung und des Strebens nach gediegnem Vortrag nur loben; besonders gut gelang ihm die Schlußscene, wo er mild und stark am rechten Ort war und auch in den Momenten der Verzweiflung Mäßigung bewies. In den

zwei früheren Scenen ermangelte die Ermahnung an seinen Vater und an Wallenstein des Kindlichen, sie war mehr befehlend als bittend. Mad. Ellmenreich, welche eine Elisabeth mit so tiefgehender Wahrheit darzustellen weiß, war als Gräfin Terzky nicht das stolze, kalte, überall berechnende Mann-Weib, in ihrem Ton lag zu viel Weichheit und weibliche Gutmüthigkeit und ihr stummes Spiel imponirte noch weniger. Wie wir Schillern verstehen, soll ihre Seelenkraft bis zum äußersten Rande des Verderbens starr und berechnend seyn; um so erschütternder werden die letzten Scenen, wo die Todesahnung sie entmannt und wo sie durch Gift endet. Dem. Urspruch trat statt Dem. Lindner als Thekla auf. Ihr schien der Kopf à l'enfant den übeln Streich gespielt zu haben, daß sie in den ersten Scenen nichts weniger als die „starke Tochter" zu erkennen gab. Der Abschied von Max dagegen war edel gehalten und mimisch bedeutsam. Mit dem Schluß waren wir wieder nicht einverstanden, weder mit der leidenschaftlichen Hast womit sie die Reise bestellte, noch mit der Weichheit, welcher sie sich theilweise gegen den Wink des Dichters überließ („dort werden meine Thränen fließen"), auch nicht mit der schönen Rede „Sein Geist ist's der mich ruft" die Worte trugen nicht die Weihe eines Geisterrufs. Sie sollen mit dem ätherischen Ausdruck einer Halbverklärten gesprochen werden, welche in Gemeinschaft mit der Geisterwelt tritt und die Vergangenheit nur wie ein lächelndes Traumbild vorüberschweben läßt. Dem. Urspruch war zu körperlich. Hr. Otto, Octavio Piccolomini, die personificirte versteinerte Dienstpflicht. Isolani kann nicht schreiben, aber wenn er einen Brief lesen kann, so wird er auch wissen, daß ein schon eröffneter Brief nicht noch einmal aufgebrochen zu werden braucht. Buttler von Hrn. Leißring ist durchaus lobenswerth, in der Heftigkeit des Ehrgeizes wie in der verschlossenen Rachsucht. Hr. Größer möge bedenken, daß Wrangel ein äußerst kluger, umsichtiger, kalter Staatsmann ist, dem Verstellungskunst andere Natur, und Feinheit nicht fremd ist. Letzteres bezeichnen die von Hrn. Größer ohne feines Bedeuten gesprochenen Worte: „Ich komme eine Königskrone draufzusetzen." Warum wandte sich Hr. Größer nachläßig zur Seite bei den entscheidenden Worten: „Seit der Sessel gefangen sitzt, nicht mehr." Mit der ehrlichsten Miene von der Welt durfte er Wallenstein hier nicht aus dem Aug verlieren. Hr. Hassel, Gordon, brav. Hr. Linker gab den schwedischen Hauptmann mit Ausdruck.

Dienstag den 3. **Johann von Paris**, Oper in 2 Abthl. von Bojeldieu. Als Großseneschall trat Hr. Weckerle vom Regensburger Theater auf. Eine schöne Baßstimme, welche von der Natur mit Klang und Anmuth ausgestattet ist, woran aber noch eine gute Schule thätig wirken muß. Das freie ungenirte Spiel verrieth wenig Charakterstudium, der Seneschall war eben so flink und ohne Grandezza wie der verstellte Prinz, den übrigens heute Hr. Nieser mit hervorragender Laune und trefflichem Gesang ausstattete. Dem. Schulz sang die Parthie der Prinzessin durchaus befriedigend und spielte mit vielem Anstand.

Donnerstag den 5. **Der Bräutigam aus Mexico**, Lustsp. in 3 Abthl. von Clauren. Dem. Lindner sahen wir heute zum Erstenmal wieder als Suschen. Sie wurde sehr lebhaft applaudirt und dankte, als sie gerufen wurde, in sehr angemessenen Ausdrücken. Es ist ein Mißstand, daß bei solchen feierlichen Anlässen das Publicum keinen Chorus, keinen Sprecher hat, um den Beifall der Hände sogleich in die angemessenste Sprache zu übersetzen. Bisher hat die Kritik nachträglich dieses Amt verwaltet und es wird daher nicht anmaßend erscheinen, wenn wir den heutigen Beifall in folgenden, nur in der Einkleidung neuen Worten an die Künstlerin richten:

Hochgeehrte Künstlerin!

Die Tage Ihrer Abwesenheit haben sich nicht unbemerkt zu Monaten ausgesponnen. Wir begrüßen Sie heute so freudig als hätten Sie, was wir voraussetzen dürfen, stets unveränderlich treu an Ihrer Kunstheimath gehangen, wo Sie allgemein geschätzt und geehrt sind; auch wenn der Beifall mitunter Ihr Ohr betäubte, hat er doch sicher das Andenken an uns nie geschwächt, die begierig auf jede Nachricht von Ihnen horchten und um Ihrer schönen Aerndten willen Ihre Abwesenheit gern verschmerzten. Wir freuen uns der neuen ruhmvollen Bahn, welche Sie zurückgelegt haben, wir freuen uns Ihres Wohlseyns und der vollen Blüthe Ihres Talents. Während Ihrer Abwesenheit haben sich Ihre Mitgenossen eifrig bemüht die entstandene Lücke auszufüllen. Von Ihren beiden jüngeren Kunstschwestern hat die Eine durch schöne Nacheiferung uns Ihr Bild vergegenwärtigt, die Andere sich in ernsterem Streben gezeigt und dadurch gerechte Ansprüche auf Theilnahme und Unterstützung Aller, welche es angehen kann, erworben, und hierzu empfehlen wir dieselbe Ihnen ebenfalls zuversichtlich, da Sie sich schon an anderen aufkeimenden Talenten so freundlich bewiesen haben. — Seyn Sie nochmals in unserer Mitte herzlich willkommen und bleiben Sie, was Sie bisher waren, ein heiterer versöhnender Genius unserer Bühne.

Das Sie hochachtende anwesende Publicum in seinem und der Abwesenden Namen.

Theater-Anzeige.

Montag den 9. August. (Zum Vortheil des Herrn Weckerle) Die Zauberflöte, Oper. (Papageno: Hr. Weckerle).

Dienstag den 10. Maske für Maske, Lustsp. Hierauf: Die Proberollen, Lustsp.

Donnerstag den 12. Oper (noch unbestimmt, wegen dem Gastspiele des Herrn Boucher).

Samstag den 14. Die Mohrinn, Schsp.

Sonntag den 15. Oper (noch unbestimmt).

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 65. Donnerstag 12. August 1824.

Der Findling.

(Fortsetzung.)

Bald stieß ihr Regiment zu dem Hauptcorps, welches seine Operationen bereits angefangen hatte. Mehrere Hauptereignisse folgten rasch auf einander. Die Franzosen drangen anfangs mit unwiderstehlichem Ungestüm vor, und hatten bereits ein beträchtliches Terrain auf feindlichem Boden gewonnen, und mehrere bedeutende Vortheile davon getragen. St. Didier fand hier ein weites Feld, seine gesammelten Kenntnisse zu entfalten und in Anwendung zu bringen, und erhielt eine bedeutende Stelle bei dem Generalstabe. Doch Ferdinand blieb nicht hinter seinem Freund zurück. Gleich in dem ersten Treffen, welchem er beiwohnte, zeigte er einen so besonnenen Muth, und wußte in einem kritischen Augenblicke, wo das Bataillon seinen Chef eingebüßt hatte, die Stelle desselben mit so vieler Einsicht und Entschlossenheit zu vertreten, daß er von dem Heerführer die schmeichelhaftesten Lobsprüche erhielt, und auf dem Wahlplatze zum Major befördert wurde. Doch, ehe wir den beiden Jünglingen weiter auf der ehrenvollen Bahn folgen, die sie mit so vielem Glücke angetreten haben, möchte es wohl fördersam seyn, einen Blick auf die Marquise von Preville und ihre Tochter zurückzuwerfen.

Die Marquise, die sich durch Ferdinands Abreise von einem Gegenstand befreit sah, dessen Gegenwart ihr eben so unangenehm, als ihren Planen gefährlich war, beschäftigte sich ganz mit der Sorge, die letztern zu realisiren. Sie war eine zu feine Kennerin weiblicher Vorzüge, um nicht überzeugt zu seyn, daß sie ihre Tochter nur in der großen Welt zeigen dürfe, um Bewunderer vom ersten Range und vom höchsten Glanze herbeizuziehen. Sie beschloß daher, diesen Sommer den gewöhnlichen Besuch auf dem Lande auszusetzen, und statt dessen eine Reise nach Paris zu machen. So wenig die Jahrszeit ihren Absichten, Amalien in die große Welt einzuführen und ihr recht schnell einen weiten Kreis von Anbetern zu verschaffen, günstig schien, so entsprach doch der Erfolg ihren Erwartungen vollkommen. Die Erscheinung eines so liebenswürdigen Wesens wie Amalie, mußte in Paris, wo der aufs höchste gesteigerte Lebensgenuß die Reizbarkeit für das täglich Sichtbare unaufhörlich abstumpft, und daher jedes Neue um so pikanter macht, ein ungemeines Aufsehen erregen. Bald sprach man in allen Zirkeln von der schönen Preville. Nicht bloß überhäuften sie die Herren mit Lobeserhebungen, sondern, was bei dem Weltkenner nicht minder zu ihrem Ruhme sprach, die Damen sprachen ihr jeden Reiz ab. Bald hatte die Marquise einen Schwarm von sogenannten Hausfreunden aus den ersten Familien der Hauptstadt um sich versammelt, die mit gleicher Aemsigkeit um die Protection der Mutter wie um die Gunst der Tochter warben. Wenn die Marquise sich bei den Bestrebungen dieses Schwarms, bloß in der angenehmen Verlegenheit einer Person fand, der die Wahl unter mehreren gleich anziehenden Gegenständen schwer wird, so war die arme Amalie dafür in der doppelt peinlichen Lage, nicht bloß die lebhaftesten Gefühle ihres Herzens unterdrücken zu müssen, sondern auch ihre Zeit und ihre Aufmerksamkeit, die sie so gern ausschließlich den Gedanken an ihren entfernten Freund gewidmet hätte, an Gegenstände zu verschwenden, die ihr, selbst bei aller Liebenswürdigkeit, doch durch die Absichten, die sie so unverkennbar an den Tag legten, verhaßt seyn mußten. Vergebens bat sie ihre Mutter mit der rührendsten Innigkeit, diesen ewigen Wirbel von Zerstreuungen fliehen zu dürfen; diese war zu fest in ihren Vorsätzen, um ihr nachzugeben, und zu sehr für Glanz und Ehre eingenommen, um nicht das höchste Glück ihrer Tochter in den Besitz dieser Güter zu setzen.

Unter denjenigen, die am entschiedendsten ihre ernsthaften Absichten auf Amalien äußerten, war auch der Vicomte von Castelneuf. Er war ein weitläufiger Anverwandter der Marquise von Pompadour, die damals im Zenith ihrer Gunst bei dem König stand, und war durch dasselbe Zauberwort zum Vicomte geschaffen worden, welches die Pompadour zur Marquise machte. Da Amalie, als die einzige Erbin des Marquis, eine der reichsten Parthien war, so hatte er sie, bei seinen zerrütteten Finanzen der Ehre nicht unwerth gefunden, seinen Namen gegen ihre Schätze einzutauschen. Die Marquise, der der reine Adel und das Alter ihres Hauses, in welchem in der That eine Reihe großer und berühmte Männer glänzte, über Alles galt, hatte der Convenienz kein geringeres Opfer gebracht, indem sie dem Vicomte den Zutritt verstat-

tete, welches sie nicht so wohl aus Rücksicht auf die Macht der Frau von Pompadour that, als weil ihr Bruder dieser Favoritin ein Commando bei der Armee verdankte. Doch war sie weit entfernt, irgend einer Rücksicht in der Welt den unbefleckten Glanz ihres Hauses opfern zu wollen, und ließ es sich eben so wenig einfallen, daß Jemand, und am allerwenigsten der Vicomte, ihr ein solches Opfer zumuthen könnte. Wie mußte sie daher erstaunen, als dieser, mit aller Arroganz eines Glückspilzes, allen Ernstes um ihre Tochter anhielt, und nicht undeutlich merken ließ, er zweifle nicht daran, daß sie mit Freuden ihre Einwilligung zu dieser Verbindung geben würde. Dieser Antrag schien ihr alle Gränzen der Bescheidenheit so weit hinter sich zu lassen, daß nur ihre gute Erziehung sie abhielt, in ihre lakonische Weigerung allen den Unwillen zu legen, den sie über einen so unverschämten Dünkel empfand. Doch der Vicomte, der schon bei mehr als einer Gelegenheit die Zaubermacht seiner Verwandtin, der Frau von Pompadour, benutzt und erprobt hatte, ließ sich so leicht nicht abschrecken, sondern nahm diesesmal seine Zuflucht zu derselben. Diese, zu deren Hauptcharakterzügen Ehrsucht und Eitelkeit gehörten, wünschte nichts sehnlicher, als durch ihre Angehörigen mit den ersten Häusern des Reichs in Verbindung zu kommen, und ließ sich daher, mehr aus dieser Rücksicht, als aus Anhänglichkeit an den Vicomte, so weit herab, der Marquise ein Billet zu schreiben, worin sie ihr bloß anzeigte, daß sie sich für den Vicomte lebhaft interessire, und daher an dem glücklichen Erfolg seiner Bewerbung nicht zweifle. Die Marquise, die in dieser Empfehlung allein schon einen Grund gefunden haben würde, den Vicomte abzuweisen, konnte sich nicht entschließen, die Frau von Pompadour einer Antwort zu würdigen, und erklärte dem Vicomte, um seine Hoffnung mit einemmale zu vernichten, daß sie über ihre Tochter bereits verfügt habe. Die gekränkte Eigenliebe des Liebhabers läßt sich blos mit der Wuth der Favoritin vergleichen, die nicht blos ihre Macht verhöhnt, sondern auch mit einer Verachtung behandelt sah, die um so kränkender war, je mehr sie solche verdiente. Doch, sie war nicht gewohnt, sich lange einem fruchtlosen Zorn zu überlassen; die schrecklichste Rache wurde beschlossen und ihr ganzer Erfindungsgeist aufgeboten, um eine Gelegenheit dazu herbeizuführen, die ihr indeß ein Zufall früher verschaffte, als sie selbst hoffen durfte.

Der General Clermont, Bruder der Marquise, hatte, wie bereits erwähnt, ein Commando bei der Armee, die jetzt auf feindlichem Boden stand, und ihren Feldzug so glänzend begonnen hatte; doch das Kriegesglück verläugnete seinen Wankelmuth auch hier nicht. Der Prinz von B., einer der thätigsten und talentvollesten Generale der Preußischen Armee, war der erste, der es zur Untreue verleitete. Er überfiel ein französisches Corps so unerwartet, und mit so wohl berechneten Veranstaltungen, daß er es fast gänzlich aufrieb. Dieses Corps war unglücklicherweise das des Generals Clermont. Die erste Nachricht dieser Art, von einer Armee, die so glänzende Erfolge zu versprechen schien, machte einen unbeschreiblichen Eindruck zu Paris. Der König war höchst aufgebracht, die Nation fand sich an ihrer empfindlichsten Seite, an ihrer Eigenliebe verletzt, und Alles war in der Stimmung, diesen Unfall von der ganzen Armee ab, und einem einzelnen auf die Schulter zu wälzen; und wer konnte dieser Einzelne anders seyn, als der General, der jenes Corps befehligte, und der sich in der That einige Fehler hatte zu Schulden kommen lassen. Die Marquise von Pompadour, die jeden andern Schützling vielleicht, der allgemeinen Stimme zum Hohn, im Commando und in der Gunst des Monarchen erhalten haben würde, fand hier eine zu schöne Gelegenheit zur Rache an ihrer Feindin, um nicht mit Freuden den General aufzuopfern. Sie war daher die erste, die sich bei dem Könige anklagte, ihr Vertrauen einem Verräther geschenkt zu haben, der von den Feinden erkauft sey, und nicht bloß eine Abtheilung der Armee ihnen geopfert habe, sondern auch noch durch seine Agenten zu Paris, namentlich durch seine Schwester, die deshalb ausdrücklich nach Paris gekommen wäre, alle Schritte und Maßregeln der Regierung sorgfältig ausspähen ließe, um sie dem Feinde, mit dem er längst in Correspondenz stände, zu verrathen. Diese Anklage schien dem leichtgläubigen Monarchen um so gegründeter, da sie von der erklärten Beschützerin des Generals herkam, und einige Briefe, die sie geschmiedet hatte, bestätigten vollends ihre Angabe, und stellten besonders die Marquise von Preville in ein so verdächtiges Licht, daß es jener nicht schwer wurde, mit dem Befehl zur Verhaftung des Generals, zugleich eine Lettre de cachet auszuwirken, um seine Schwester einsperren zu lassen. Sie behielt sich vor, deren Tochter unterdessen in ein Kloster zu verweisen, und zweifelte nicht, daß die Marquise sich allzuglücklich schätzen würde, ihre Freiheit durch ihre Einwilligung zur Verbindung Amaliens mit dem Vicomte zu erkaufen. Doch die Anschläge der Bosheit sollten nicht ganz gelingen. Der Minister, der die Lettre de cachet auszufertigen hatte, war selbst ein Freund der Marquise, und ein stiller Bewunderer ihrer Tochter. Er gab ihr daher noch zur rechten Zeit einen Wink, Paris und das Königreich so eilig als möglich zu verlassen, indem nur in der schleunigsten Flucht noch Rettung für sie möglich sey. Die Marquise, die sich ihrer Unschuld bewußt war, trug anfangs Bedenken, diesem Rathe zu folgen, und durch ihre Flucht gewissermaßen eine Schuld einzugestehen, von der sie so frei war; allein die Besorgniß, von ihrer Tochter, wenn auch nur auf einige Zeit getrennt zu werden, der Gedanke, welchen Gefahren diese ausgesetzt wäre, wenn sie allein der Willkühr ihrer erbitterten und mächtigen Feindin ausgesetzt wäre, bestimmte sie endlich dazu, dem Rathe ihres Freundes zu folgen. Die

Anstalten zur Abreise wurden eben so schnell als heimlich getroffen, und noch in derselben Nacht verließ sie mit Amalien Paris, nur von zwei getreuen Dienern begleitet, und schlug den Weg nach Deutschland ein.

(Fortsetzung folgt.)

Weihetafeln.

(Fortsetzung von Nro. 31.)

6.

Handle so, daß der Dank der Menschen dir niemalen fehle,
Noch daß den Dank du bedarfst, welchen sie schuldig dir sind.
Wer die Rechnung stellt auf Menschendank, der verlieret
Gold und Güter und Glück, Glauben und Liebe zugleich.
Halb verschmachtet erreicht der Wandrer den labenden Bronnen,
Trinket und stärkt sich — und kehrt lachend den Rükken ihm zu.

7.

Werde die hohe Kunst der Entsagung zu üben nicht müde,
Ja wenn die Noth es erheischt, Freund, so entsage dir selbst.
Jeder der Sterblichen hat ein Pferdchen, das gern er besteiget;
Immerhin, reite nur zu, tumml' es recht wacker herum.
Aber entläuft es mit dir vom rechten Wege des Lebens,
Abgesessen, mein Freund! Rasch von der Mähre herab!
Und noch die Lehr' auf den Weg: Sey mäßig in Allem, verfolge
Nichts mit der Leidenschaft Hast; nüchtern in Allem und frey.

8.

Jeglicher Narr verdirbt aus Mangel verständigen Denkens:
Lerne denken, es ist dieß nicht die schlechteste Kunst.
Laß die Gedanken nicht schnell von diesem zu jenem entflattern,
Treib' unablässig sie an, bis sie dem Ziele genaht.
Richte sie aber nicht blos auf eine Seite des Lebens,
Laß sie durchdringen das All, laß sie begreifen die Welt.
Zügle die rasende Hast, womit sie wohl über die Welten,
Ueber die Gottheit hinaus streben ins ewige Nichts.

9.

Weise sinnen nicht blos auf's Hohe und Höchste, sie richten,
Ahnend die Gottheit im All, auch auf das Kleinste den Blick.
Wer nicht das Ganze umfaßt, wie wird er das Einzelne denken,
Wer nicht die Welt in sich trägt, wie dann begreift er sich selbst?

Literatur.

Redgauntlet.

Erzählung aus dem achtzehnten Jahrhundert, vom Verfasser des Waverley. 3 Bände. 1824.

Die Engländer fangen an, es mit ihrem Author of Waverley auffallend strenge zu nehmen. Sonst wenn der Enthusiasmus für den Lieblingsschriftsteller einer Zeit allmählig erkaltete, pflegte dieses zuerst bei benachbarten Nationen zu geschehen, auf deren Urtheil der Nationalstolz keinen Einfluß übte, und die lauere Stimmung gegen den Gepriesenen theilte sich dem Volke, welchem er angehörte, entweder gar nicht oder doch nur spät, und stufenweise mit. Die Franzosen insbesondere hatten vordem die Eigenheit, so wie ihren literarischen Glauben für alleinseligmachend, so ihre Schriftsteller und Dichter im Verhältniß mit denen anderer Nationen für unfehlbar zu halten, oder wenigstens sie dafür auszugeben, wenn die Eitelkeit sie oft verleitete, gegen ihre bessere Ueberzeugung zu urtheilen. — In dem vorliegenden Falle dagegen scheint die Nüchternheit eben von da ausgehen zu wollen, wo der Rausch am längsten hätte dauern sollen; wenigstens beweist das Urtheil, welches die Engländer schon jetzt über Walter Scott verhängen, daß sie entweder verwöhnt oder übermüthig sind, oder, was wir lieber voraussetzen wollen, daß sie über dem Nationalstolz die Gerechtigkeit nicht vergessen. Einförmigkeit und Dürre in Erfindung der Charaktere, Weitschweifigkeit in der Diction, eine gewisse Eigenheit, sich über jedes Nichts zu verbreiten, dieses sind die hauptsächlichen Vorwürfe, welche die Engländer vielleicht nicht ganz mit Unrecht ihrem großen Unbekannten machen, und sie machen ihm diese Vorwürfe nicht etwa leise und schonend, sondern laut und heftig. Doch nur die Mildergesinnten bleiben hierbei stehen. Die Bedenklicheren sind weit entfernt, den oben gerügten Fehler der Einförmigkeit der Phantasie des Dichters zuzuschreiben, sondern sie wittern vielmehr in der Standhaftigkeit, womit er ihnen beinahe immer dieselben Charaktere, dasselbe Schauspiel eines in Partheyungen zerrissenen Landes vorführt, irgend eine geheime politische Absicht, und finden in dem eben erschienenen Redgauntlet einen neuen Beleg zu dieser Vermuthung. (Die Erzählung beruht nämlich auf der durch Ueberlieferung bekannten persönlichen Erscheinung des Prätendenten in England, nach der Niederlage von 1745.) — Die geneigten Leser der Iris werden vielleicht nicht ungerne sie selbst darüber hören.

„Wir haben schon früherhin unsere Furcht geäußert, daß die Volksthümlichkeit des Verfassers des Waverley ein Zeichen der Zeit sey, und daß die Theilnahme, welche das gegenwärtige Geschlecht an blos beschreibenden Werken bezeigt, an einer Reihe von Bildern, welche alles moralischen Interesse ermangeln und entweder politische Ruchlosigkeit oder bürgerliche Verderbtheit schildern, als ein untrügliches Zeichen strafbarer Gleichgültigkeit gegen Tugend und Laster, und einer gewissen Verweichlichung des Gemüths zu betrachten sey, welche die Verläuferinnen der National-

Entwürdigung sind. Wie viel von dieser Wirkung dem außerordentlichen Talente des Schriftstellers, wie viel den Eigenthümlichkeiten des Zeitalters zuzuschreiben sey, worin wir leben, diese Frage ist ernster Erwägung würdig; jedoch liegt es hier nicht in unserem Plane, ein so weites Feld zu berühren, und eine Schätzung der Zeit in dieser Beziehung zu unternehmen. Daß der Verfasser des Waverley selbst bedeutenden politischen Einfluß von seinen Werken erwarte, läßt sich aus seiner oftmaligen standhaften Wiederkehr entnehmen. In der Mehrzahl seiner Novellen finden wir einen gemeinschaftlichen Umriß, und wissen nicht, ob wir mehr über die Gleichheit des Entzwecks, oder über die Verschiedenheit der Einzelnheiten und des Colorits erstaunen sollen. Wie in der Italienischen **Commedia del Arte, Arlecchino** und **Columbina, Truffaldino** und **il Dottore** uns immer dieselben Masken zeigen, dieselben Eigenschaften zur Anschauung bringen, so werden uns in Walter Scotts Novellen unaufhörlich die Streitigkeiten eines in Partheyen zerrissenen Volkes aufgetischt. Diese Einförmigkeit können wir jedoch nicht wohl der Armuth seiner Einbildungskraft zuschreiben. Denn er hat in jedem andern Zweige seiner Kunst eine so erstaunliche und unerschöpfliche Fruchtbarkeit beurkundet, daß er bei seiner oftmaligen Rückkehr zu einem und demselben Gegenstande, nur von irgend einem mächtigen, wiewohl ihm selbst vielleicht unbewußten Impuls angeregt seyn kann, dem Volke das Geräusch zu verleiden, welches von der Behauptung seiner Rechte unzertrennlich ist, und einen politischen Quietismus in Aufnahme zu bringen, welcher Alles dem Zufall überläßt, und in jedem Mißbrauch seinen eigenen Ersatz, sein eigenes Heilmittel findet.

Dem sey nun wie ihm wolle, sey es Zufall oder Absicht, es herrscht leider nur zu viel Uebereinstimmung der Gefühle zwischen dem Verfasser und seinen Lesern, und die gegenwärtige Zeit ladet noch besonders dazu ein, sich der herrschenden Mode gemäß der Gleichgültigkeit hinzugeben, und in der Politik jene bequeme Mittelstraße einzuschlagen, auf welcher man persönlichen Vortheil verfolgen kann, ohne gerade den Oeffentlichen öffentlich zu verläugnen. Gegen diese Tendenz, sie bestehe nun in der Schrift selbst, oder in dem Leser, halten wir für Pflicht, uns zu erheben; gegen jene Apathie und Schmiegsamkeit, welche für das Gemeinwesen eben so gefährlich, als entehrend für den Einzelnen sind, und welche, wenn sie allgemeiner werden, die National-Ehre und die öffentliche Wohlfahrt zu untergraben drohen."

So weit der Tendenz-Prozeß, welcher wie man sieht, so wie allen Romanen vom Verfasser des Waverley, so insbesondere dem neu erschienenen gemacht wird. Nun erst fängt man an, ihn literarisch zu betrachten. Wir wollen einige der interessanteren Stellen ausheben.

Die beiden berühmtesten Schriftsteller unserer Zeit, Lord Byron und der Verfasser des Waverley, sind einander in ihren Werken nicht wenig ähnlich. Die ganze Reihe derselben, von Childe Harold bis auf Don Juan, von Waverley bis auf Redgauntlet, wiewohl in Form und Wesen bedeutend von einander verschieden, stimmen dennoch in mehreren Einzelnheiten überein. Jede Reihe beurkundet z. B. einen großen geistigen Vorzug ihres Verfassers, und jede verräth zugleich einen eben so großen Mangel. Dabei ist es gewiß ein seltsames Zusammentreffen, daß jener Vorzug und dieser Mangel beiden gemeinschaftlich sind, nämlich ungewöhnliche Leichtigkeit der Erfindung, was die Handlung betrifft, dagegen Schwierigkeit der Erfindung, was die Charaktere betrifft. Einerlei Kraft und einerlei Unvermögen macht beide gleich merkwürdig.

Sowohl die Gedichte als die Novellen beurkunden eine Fruchtbarkeit in Hinsicht der Sprache, welche beinahe an Ueberfluß gränzt. In Beiden ist die Beredsamkeit so reich und überströmend, daß sie die Form glänzender Redseligkeit gewinnt. Beide scheinen sich blos damit beschäftigt zu haben, von den Falten des Gehirns auf die Papierbogen zu übertragen. Es ist freilich ein großer Unterschied zwischen Childe Harold und Waverley, von der einen, und Sardanapal und Redgauntlet von der anderen Seite, aber dennoch entfaltet sich überall, selbst in ihren flüchtigsten Werken, gleiche Leichtigkeit der Sprache, gleiche Bilderfülle, mit gleichen Ansprüchen auf unsere Bewunderung.

Der ausgedehnte Besitz dieser Eigenschaft führt beide in Versuchung, ihrem Rufe zu schaden, indem sie über Alles was ihnen vorkömmt, schreiben. So läßt sich ohne Uebertreibung behaupten, daß der eigentliche Inhalt des neuen Romans sehr bequem in einer Nußschale zu verschließen seyn möchte. Der Verfasser hat drei Bände daraus gemacht, wovon aber die erste Hälfte Gegenständen gewidmet ist, welche durchaus nicht mit der eigentlichen Geschichte zusammenhängen. Freilich kam ihm dabei seine Gabe, sich über Alles zu verbreiten, gar sehr zu Statten.

Byrons sämmtliche Gedichte, enthalten nur einen Charakter, verschiedentlich gestaltet, je nach den verschiedenen Stellungen, in welche er gebracht wird — den Charakter eines für edle Gefühle empfänglichen, aber entarteten Wesens, das sich den Leidenschaften, und einer mehr oder minder satyrischen oder menschenfeindlichen Gemüths-Stimmung hingegeben, das düsteren Sinnes und vertrockneten Herzens ist, und die Religion verhöhnt. Der Verfasser des Waverley hat allerdings einen etwas weiteren Kreis beschrieben, ist aber eben so fest innerhalb desselben gebannt. Seine Erfahrung hat ihm eine gewisse Anzahl von Charakteren entgegengeführt, mit welchen er gleichsam Schach spielt, bald den einen bald den andern Stein ziehend, aber unfähig, die Zahl der Steine auf dem Brete zu vermehren.

(Fortsetzung folgt.)

Theater-Anzeige.

Samstag den 14. August wird aufgeführt: Der Freischütz, Oper in 3 Aufz. (Max: Herr Boucher.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 66. Sonntag, 15. August 1824.

Der Findling.

(Fortsetzung.)

Jener erste Schlag, den die französische Armee erlitten, war indeß nur der Vorläufer größerer Unfälle. Diese Armee, die ihre anfänglichen Erfolge blos der bedrängten Lage des Königs von Preußen verdankte, der, von zu vielen Feinden auf einmal angegriffen, nicht alle Gränzen seines Landes gehörig decken konnte, empfand bald den Nachtheil, in dem sich ein schlecht disciplinirtes, und von unwissenden Hofleuten angeführtes Heer, geübten und abgehärteten Kriegern gegenüber befindet. Eine Niederlage folgte der andern, und Ferdinand und St. Didier, obgleich sie für ihre Person in jedem Gefechte neuen Ruhm erwarben, mußten doch mit Schmerz das Heer täglich mehr zurückgedrängt und täglich muthloser werden sehen. Nachdem der Feind in einigen Treffen seine Ueberlegenheit hinlänglich erprobt hatte, kam es endlich zu einer Hauptschlacht, worin die Franzosen gänzlich geschlagen wurden. Ferdinand, der jetzt Bataillonschef war, leistete mit dem Häuflein, welches er anführte, alles was kaltblütige und entschlossene Tapferkeit nur leisten können. Er schlug mehrere Angriffe der feindlichen Cavallerie zurück, und begann endlich, der allgemeinen Ordre gehorchend, seinen Rückzug in der besten Ordnung. St. Didier, der in dieser Schlacht die Dienste eines Adjutanten bei dem Oberbefehlshaber versah, flog, mitten unter dem Feuer der feindlichen Batterien, von einer Heeresabtheilung zur andern, um die Befehle des Feldherrn zu bringen. Ferdinand ließ sein Bataillon eben eine Schwenkung machen, um ein Quarré zu bilden, als er von ferne seinen Freund, der nur einige Dragoner zur Unterstützung bei sich hatte, von einem beträchtlichen Trupp feindlicher Husaren angegriffen sah. Er flog sogleich zu seiner Hülfe, und suchte auf dem kurzen Wege, von den verwirrt fliehenden Reutern so viel als möglich zu sammeln, und seinem Freund zuzuführen; doch ehe er ihn noch erreichte, hatte er den Schmerz ihn sinken zu sehen, ohne daß er in der Ferne, und bei dem Getümmel, welches ihn umgab, unterscheiden konnte, ob er selbst gestürzt, oder bloß sein Pferd verwundet sey. Mit mehr Muth als Vorsicht stürzte er sich unter die Feinde, um seinen Freund zu befreien, oder wenigstens zu rächen, und würde, da er jede Aufforderung sich zu ergeben verachtete, ohne Zweifel ein Opfer seines Muthes geworden seyn, wenn nicht glücklicherweise ein Säbelhieb in den rechten Arm ihn wehrlos gemacht hätte. Der Anführer des feindlichen Trupps befahl sogleich seinen Leuten, seiner zu schonen. Er wurde, mit noch mehreren Gefangenen, in ein nahegelegenes Städtchen gebracht, wo er, zu seiner unaussprechlichen Freude, seinen Freund, zwar auch gefangen, aber wohlbehalten antraf. Sein Pferd, von einem Schusse getroffen, war mit ihm gestürzt, und hatte ihn so außer Stand gesetzt, sich länger zu vertheidigen. Ferdinand, dessen Wunde nicht für gefährlich befunden wurde, erhielt nebst St. Didier, eine nahe Festung zu seinem Aufenthalte angewiesen, worin sie auf ihr Ehrenwort frei umher gehen durften. Sie würden ihr Schicksal erträglich gefunden haben, wenn nicht der Schmerz über das Unglück der französischen Waffen zugleich mit der Besorgniß sie gepeinigt hätte, auf lange Zeit von den Ihrigen getrennt zu seyn, und besonders über den Punkt, der ihnen am meisten am Herzen lag, noch lange ohne Aufklärung bleiben zu müssen.

In demselben Hause, worin sie einquartirt waren, befand sich der Preußische General v. S., der an seinen Wunden darnieder lag. Da der Besitzer des Hauses ihm die beiden französischen Offiziere sehr vortheilhaft schilderte, und er das Bedürfniß einer guten Gesellschaft sehr schmerzlich empfand, so ließ er sie eines Tages zum Thee bitten. Der Prinz, ein liebenswürdiger und sehr gebildeter Mann in den besten Jahren, der besonders durch Reisen in den vornehmsten Ländern Europas, seine Menschenkenntniß eben so sehr vermehrt, als seine Sitten abgeschliffen hatte, gefiel den jungen Leuten nicht weniger, als sie ihm interessant schienen. Man schied beiderseits sehr zufrieden von einander, und mit dem Versprechen, einen so angenehmen Umgang fleißig fortzusetzen. Der Prinz, der sich im Laufe dieses Krieges schon sehr ruhmvoll ausgezeichnet hatte, war den beiden Freunden bereits dem Namen nach bekannt gewesen; um so mehr freuten sie sich dieses angenehmen Zusammentreffens, besonders fühlte sich Ferdinand zu ihm

hingezogen, und konnte kaum die Stunde erwarten, wo sie ihren Besuch ohne Unbescheidenheit erneuern konnten. Noch hatte der Prinz keine Veranlassung gefunden, nach ihrem Namen zu forschen, als er ihnen schon mit väterlicher Zärtlichkeit zugethan war. Der Besuch eines Waffenbruders, dem er seine neuen Freunde vorstellen wollte, gab ihm endlich Gelegenheit zu einer Erkundigung. Ihr Name, sprach er zu St. Didier, als er mit den jungen Leuten wieder allein war, hat Erinnerung in mir geweckt, die mir die schönste und zugleich traurigste Zeit meines Lebens zurückrufen. Zwar spielt der Name Didier, wie sie sich nennen, nur eine untergeordnete Rolle in jenen Begebenheiten. Es ist, so viel ich weiß, der Name eines ehrlichen Landmannes in dem Dorfe Lasigue bei Nismes; dennoch aber ist er in die merkwürdigsten Schicksale meines Lebens verflochten. Dieser Mann war eine Zeitlang im Besitz eines theuren Pfandes, welches mir gehörte, das mir aber der Himmel leider allzufrüh entriß. Der Prinz schwieg hier, wie es schien, von der schmerzlichen Erinnerung überwältigt. St. Didier, dem seine Worte nur einer einzigen Deutung fähig schienen, und in dessen Brust sich wunderbare Ahnungen regten, nahm endlich das Wort. Ich würde mich einer Unbescheidenheit schuldig machen, die Ew. Durchlaucht ehrenvolles Vertrauen am wenigsten verdient, wenn ich Ihnen verschweigen wollte, daß ich mit diesem Didier in sehr genauer Beziehung stehe. Ich wurde, bis in mein achtes Jahr von ihm erzogen, und hielt ihn noch vor kurzem für meinen Vater. Wie? rief der Prinz mit einer Lebhaftigkeit, die ihn seinen Zustand ganz vergessen machte, Sie wären jenes Kind.... doch, wie ist es möglich! — Sagten Sie nicht, Sie hätten ihn noch vor kurzem für Ihren Vater gehalten; halten Sie ihn denn jetzt nicht mehr dafür? — Nein, mein Fürst! Gewisse Aufschlüsse, die ich kürzlich erhielt, lassen keinen Zweifel übrig, daß Didier bloß mein Pflegevater gewesen sey. Und wer ist denn Ihr Vater? fragte der Prinz gespannt. — Das ist für mich selbst noch in Dunkelheit gehüllt, antwortete St. Didier mit einem Blick auf Ferdinand, die sich aber hoffentlich bald aufklären soll. — Wenn ich diesen sonderbaren Umstand und Ihr Alter erwäge, fing der Prinz mit einigem Nachdenken an, so bleibt mir kein Zweifel, so wunderbar es auch scheint, daß Sie... ja daß Du mein Sohn bist! Er reichte ihm mit liebevollen Blicken die Hand, um ihn an sein Herz zu ziehen. Möchte doch der Himmel meine Vermuthung bestätigen! Doch ich sehe an Deinem Erstaunen, daß ich in Räthseln zu Dir spreche; es soll Dir Alles klar werden. Herr von Vermont hat, auch ohne den Titel Deines Freundes, sich Anspruch genug auf meine Achtung erworben, um diese Erzählung anhören zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Weihetafeln.

(Fortsetzung.)

10.

Strebe der Menge nicht nach in großen und wichtigen Dingen:
Pöbelbeyfall, er sey mehr dir als Tadel verhaßt.
Denn ein Camäleon ist des Volkes schwankende Menge;
Pöbelweiser, du mußt selbst ein Camäleon seyn.
Halt' ans Vernünftige dich, verachte die mächtigen Thoren,
Welche der Unvernunft keck heilige Tempel erbau'n.
Bald verschwindet die Nacht, die ewige Sonne zerstöret
Jedes Nebelgebild, stürzet die Säulen des Trugs.

11.

Suche nicht darin Verdienst, recht ungewöhnlich zu scheinen.
Einzig in Allem zu seyn, anders wie Andre zu thun.
Hüte dich, daß du nicht dich als Höchstes und Trefflichstes setzest;
Solchen Frevel vergibt nie die bescheidne Natur.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

In des Meeres trüber Welle,
In des Berges tiefem Schacht,
In bemoos'ter Grabeszelle,
Wie in öder Kerkernacht,
Auch im Thal, wo's silbern thauet,
Wo man Veilchenkränze flicht,
Ueberall da unten schauet
Ihr mein erstes Sylbchen nicht.

Blickt nach des Olympushallen,
Steigt auf Berges Wolkenhöh'n,
Wo die hohen Eichen wallen,
Fingals freie Helden gehn;
Oft auch bei dem frohen Mahle
Tönet sie in unser Ohr,
Und im schäumenden Pokale
Schwebt symbolisch sie empor.

In den Feenring der Zweiten
Sind wir Alle festgebannt,
Darum mischt sie mit Bedeuten
Auch in Alles ihre Hand.
Hirtenstab und Königskronen,
Reich' und arme, Jung und Alt,
Alles fühlet sonder Schonen
Ihres Scepters Allgewalt.

Wohl dem Weisen, der den Becher
Schwingend, oft die Erste rief;
Freund' umschwebt den heitern Zecher,
Weckt die Liebe, wo sie schlief;
Sie, in deren Zauberkreise
Sanft die Zweite ihm entflieht,
Bis ein schön'res Bild ihm leise
Herz und Phantasie durchglüht:

Bis das heimliche Verlangen,
Bald durch beyder Sylben Band
Die Geliebte zu umfangen,
Scheu der Lippe sich entwand;
Bis die goldne Stunde glänzet
Von den Genien umringt,
Mit dem Myrthenkranz bekränzet,
Sie ans volle Herz ihm sinkt.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 64.
Mode. — Dom.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 7. August. **Don Juan**, Oper in 2 Abthl. von Mozart. Von dieser Vorstellung ist wenig Gutes zu berichten. Dem. Schulz (Donna Anna) versagte Kraft und Geläufigkeit bis zur letzten großen Arie, welche sie brav vortrug. Mad. Brauer (Elvire) entwickelte nicht die früher bewiesene Festigkeit und Stärke ihres wohlklingenden Organs; auch dürfen wir nicht übergehen, daß Mad. Brauer der Kleidung und der äußeren Haltung zu wenig Sorgfalt widmet. Hrn. Größer (Don Juan) könn' wir im Gesang nur loben. Seine körperliche Haltung hatte an Gewandtheit eingebüßt und an Einförmigkeit zugenommen, indem die Vornehmheit sich überall nur äußerlich kund gab. Don Juan ist der feinste, gewandteste Wüstling unter der Sonne, den die Natur verschwenderisch mit allen Gaben ausgestattet und Uebung zum Meister gemacht hat. Er ist ein wahrer Proteus, wenn er zu seinen frivolen Zwecken gelangen will oder sich aus seinen schlimmen Händeln ziehen soll; überall handelt er der Lage und den Menschen, womit er es zu thun hat, völlig angemessen. Der Grandezza seines Standes weiß er, ohne sich gemein zu machen, wohl zu entsagen, wenn es dem vornehmen Dieb darauf ankommt, in einen Hühnerstall einzubrechen. In welche Gestalten er sich auch gießt, um zu verführen, zu blenden, zu imponiren, überall ist er in einen besonderen Zauber gehüllt. Wenn wir Spott in seinen Mienen lesen, so ist es der feinste sarkastische Zug, den nur die raffinirteste Frivolität geben kann. Man soll sich kein feineres Werkzeug des Lustteufels denken können. Dieses mag ungefähr die Skizze des Don Juan seyn. Hr. Weckerle spielte den Leporello; er zeigte sich vom burlesken Zuvielthun frei, kann man nicht wohl sagen, denn er fehlte durch Zuwenigthun, er benahm sich nicht nur steif und träge, sondern ganz gegen den Charakter ernsthaft. Die Parthieen des Don Gusman und Don Pedro wurden von Hrn. Nieser und Hrn. Dobler mit der bekannten Virtuosität gegeben.

Sonntag den 8. **Das öffentliche Geheimniß**, Lstsp. in 4 Abthl. nach Calderon von Lembert. Ein Lustspiel von so feiner Sittenschilderung und Charakterzeichnung, von so leichter und lebenvoller Intrigue, und von so ächtem Salze gewürzt, verdient den Namen des klassischen in der That. Die Verspottung des Aberwitzes der Liebe und Galanterie, so, wie damals bei den Spruchcollegien der Liebe, noch heute an der Zeit, wie ist sie treffend, fein und lebendig in den Handelnden und deren Beobachtern zur Anschauung gebracht, bis zu Vito herab, welcher die Feinheiten dem Volk in seine Sprache übersetzt und den glänzenden Gestalten den so nöthigen erdfarbenen Anstrich gibt. Wie fein, satyrisch und charakteristisch ist der Zug, daß die Intrigue, von welcher das Stück den Namen hat, nämlich die mit den Anfangsworten, grade da anhebt, wo man sich's am wenigsten erwartet, wo Laura einer Ohnmacht nahe ist. Zur Liebe, zur intriguirenden Liebe erwachen schnell die Lebensgeister. Dem. Lindner war hier sehr vorzüglich; dieser schnellen Fassung gemäß hätten wir auch der Scene mit der Fürstin im Garten mehr weibliche Verstellungskunst gewünscht, wobei wir indessen wohl beachten, wie in beiden Situationen der sittlich feine Unterschied liegt, daß Laura dort wahrhaft verletzt, hier aber auf unrechtem Wege betroffen wird. Ueberhaupt ist Laura ein sehr interessanter weiblicher Charakter, fein, sittlich und zart, dabei so schlau, und verstellungskundig, daß sie mit größter Sicherheit auf der schmalen Gränze weiblicher Sitte wandelt. Den Sinn der Anfangsworte bezeichnete Dem. Lindner deutlicher als Hr. Rottmeyer (Federico) dadurch, daß sie die Verse mehr absetzte, doch war, den Gedankenstrich zu bilden, das Abstoßen der Worte wohl nicht so glücklich als eine sanfte Pause oder milde Dehnung gewesen wäre. Hr. Rottmayer legte Gewicht auf die Worte, Dem. Lindner nicht, und dieses ist wohl nicht nur richtiger, sondern auch für den Zuschauer wirksamer, weil es mehr verschleiert. Dem. Lindner offenbarte durch einige Bewegung das Ungewohnte der Situation, wir glauben, daß dieß einige Milderung bedürfe, um von der Umgebung nur für Erregtheit von vorhin gehalten zu werden. Auch schien uns in der ganzen Haltung der Künstlerin eine etwas auffallend starke Zeichnung des spanischen Stolzes zu liegen, welche das weiblich Zarte zurückdrängte, aber wie gesagt nur in der Haltung, der Sinn der Worte war eben so zart wie die Sprache dem entsprechend melodisch. Dem. Urspruch stellte für Mad. Schulze die Fürstin dar. Wenn wir ihrer Gefälligkeit zur schnellen Uebernahme dieser Rolle einiges zu Gute halten, müssen wir doch ernstlich wünschen, daß sie sich diese Künstlerin mehr zum Muster nehmen möge. Die Herrscher-Momente spielen sich in der unterthänigen Umgebung fast von selbst; auf das Spiel der Leidenschaft kommt es an, wo die Herrscherin rein menschlich erscheint, und doch weder zur Bettlerin, noch zum gewöhnlichen eifersüchtigen Weib herabsinken darf. Wie zart ist das Spiel von Mad. Schulze gehalten und wie wahr gegen die Perso-

nen nüancirt. Dem. Urspruch, davon abgesehen, daß sie einige Winke der Verstellung ganz übersah, war gegen den einen wie gegen den andern leidenschaftlich und dieses nicht zart, weder wehmuthsvoll, noch fürstlich. Hr. Wegener spielte heute den Marchese della Torre mit mehr Anstand und Gefühl. Bei der sehr gelungenen Leistung des Hrn. Rottmayer als Federico merken wir noch zur Unterredung mit dem Gouverneur an, daß er dem lästigen Gast in der Gebehrdensprache nicht sogleich unartig werden dürfte, denn er ist Hofmann. Später darf sein Aerger schon sichtbarer werden, denn er ist heißer Liebhaber. Es wäre darin recht glücklich eine Gradation anzubringen, zu welcher der Gouverneur das Gegenspiel bildete. Sie fangen beide höchst artig an und je zudringlicher der Gouverneur wird, desto weniger genirt sich der Geheimschreiber bis es Feuer gibt und Federico mit der Nase auf den Arrest stößt. Hr. Düpre war als Vito trockner im Ton, doch dürfte er verschiedentlich noch ernsthafter thun und ohne den Diener zu verläugnen in den Bewegungen mehr gracioso seyn. Hr. Größer spielte den sieghaften Bengel Allessandro recht gut. Wo er Laura beim Brief überraschte, beging er in den ersten Worten: „Ich bin nicht eifersüchtig", den Irrthum, daß er sie bei Seite sprach. Die beiden Alten wurden von Hrn. Otto (Guaeco) und Hrn. Leißring (Ernesto) recht gut gegeben, nur sprach Hr. Otto die Einleitungsworte zu leise.

Montag den 9. (Zum Vortheil des Hrn. Weckerle) **Die Zauberflöte**, Oper in 2 Abthl. von Mozart. Eine fast in allen Theilen treffliche Darstellung. Wir haben dem jüngsten Bericht hinzuzufügen, daß Dem. Bamberger (Pamina) heute die schöne Arie des 2n Akts sang und diese sehnsuchtsvolle Klage reizend vortrug. Dem. Schulz (Königin) sang mit lobenswerthem Fleiß, mit Ausdruck und ungewöhnlicher Stärke. Die Nymphen, von Mad. Dobler, Hoffmann und Urspruch, ließen uns nichts zu wünschen übrig. Monostatos, Hr. Leißring, gab uns zwar wenig fürs Ohr, aber desto mehr fürs Auge. Unser Benefiziat Hr. Weckerle nahm sich im Gesang zusammen, seine Stimme wirkte angenehm zum Ganzen, aber mit den Arien wie mit dem Spiel wollte es nicht recht gehn; die Rolle verlangt kindische Lebendigkeit und davon war nichts zu finden.

Dienstag den 10. **Maske für Maske**, Lustsp. in 3 Aufz. nach Marivaux von Jünger. Hierauf: **Die Proberollen**, Posse in 1 Akt, von Breidenstein. Das Lustspiel ging gut. Dem. Urspruch zwar hatte keine Fortschritte gemacht; sie eilte sich gewaltig mit allem was sie zu sagen hatte und wußte das Fräulein in der Schürze nicht zu behaupten. In den Proberollen sollten wir etwas Neues sehen und was uns Dem. Lindner gab, war so echte, fein beobachtete Natur, daß wir es gern begreifen, wie die Künstlerin in Wien und Berlin auch hiermit den größten Beifall erndtete. Die allemannische Bauernmagd hatte sich in eine oberösterreichische verwandelt, und wie der Wirklichkeit abgestohlen. Cäsars „kommen, sehen, siegen," kann man auf die Beobachtungsgabe dieser Künstlerin in „kommen, sehen, seyn" übertragen. Ohne die einzelnen Züge durchzugehn, erwähnen wir nur die Verlegenheit über den mißverstandenen Namen Entrepreneur, woraus „Enten-Brenner," im Verlauf des Geplauders „Comödianten-Brenner" und zuletzt kurzweg „der Brenner" wird. Das Suchen nach dem Namen und die naive Schusseley war köstlich. Dem Vernehmen nach (Morgenbl.) ist das Gedichtchen an die untergehende Sonne in oberösterreichischer Mundart von Castelli; die Künstlerin wußte diese schwache Nachahmung Hebels durch den ihr eignen herzlich naiven Ton zu Etwas zu erheben. Die übrigen Verkleidungen sind bekannt; die Gouvernante kam im Eifer etwas stark in den Baß und die Jüdin wurde etwas heftig. Aber aus allen Darstellungen sprach der heiterste Humor und die treffendste Charakteristik.

Donnerstag den 12. **Die Schweizerfamilie**, lyrische Oper in 3 Abthl. von Weigel. Neben Hrn. Weckerle als Richard Boll erschien heute noch ein zweiter Gast, Hr. Boucher vom Theater zu Hannover als Jacob Friburg. Hr. Weckerle sang brav und spielte den treuen Schweizer recht natürlich. Hr. Boucher hat eine, wenn nicht besonders umfangreiche, doch klangvolle, angenehme und gefühlvolle Stimme. Ueber sein Spiel können wir von der beschränkten Rolle eigentlich noch kein Urtheil fällen, doch kam es uns etwas einförmig vor. Recht brav sangen beide das schöne Duett im 2 Act. Mit der Wiederholung desselben wurden einige unzeitige Zischer bestraft, welche seit geraumer Zeit bemüht sind, ihre launenhafte, meist nach äußeren und zufälligen Eindrücken bestimmte Gunst dem Publicum als guten Geschmack aufzubringen. An Emmelinen werden in Hinsicht auf Biegsamkeit der Stimme, auf gefühlvollen Vortrag und im Spiel hohe Anforderungen gemacht, und wenn Dem. Schulz nur der letzten einigermaßen entsprach, so müssen wir doch ihrem Eifer, die Sprödigkeit ihres Organs nach Möglichkeit zu besiegen, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Hr. Hassel Durmann, war etwas zu laut. Hr. Leißring ist ein alter aber schwer zu ersetzender Paul.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 17. August. Der Haupttreffer in der Güterlotterie, Lustsp. Hierauf: Nummer 777, Lustspiel.

Donnerstag den 19. Die Zauberflöte, Oper (Tamino: Herr Boucher).

Freitag den 20. (Zum Besten der Pensions-Anstalt): Der Hofmeister in tausend Aengsten, Lustspiel. Hierauf: Der Grospapa, Lustsp. und Der Kammerdiener, Lustspiel.

Samstag den 21. Medea, Oper.

Sonntag den 22. Preciosa, Schauspiel.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 67. Donnerstag, 19. August 1824.

Der Findling.

(Fortsetzung.)

Mein Vater, der verstorbene Fürst von S., dessen vortreffliche Eigenschaften und Regenten-Tugenden, sein kleines Land zu einem der glücklichsten in Deutschland machten, besaß dabei eine Festigkeit des Charakters und des Willens, die an Hartnäckigkeit gränzte. Er war Vormund der jungen Gräfin von D., einer weitläufigen Verwandtin seines Hauses, die an seinem Hofe erzogen wurde. Sie war die Erbin sehr beträchtlicher Güter, die so lagen, daß sie sein Fürstenthum beinahe ganz durchschnitten, und deren Besitz ihm aus diesem Grunde äußerst wünschenswerth seyn mußte. Er hatte ihr daher längst meine Hand bestimmt, und mich von Kindheit auf daran gewöhnt, sie als meine zukünftige Gemahlin anzusehen. Der jungen Gräfin fehlte es an allen Eigenschaften, die mein Herz hätten fesseln können, und der Zwang, den mir der erklärte Wille meines Vaters auflegte, vermehrte noch meine Abneigung gegen diese Verbindung. Doch war ich zu sehr an den strengsten Gehorsam und die tiefste Ehrerbietung gegen meinen Vater gewöhnt, um mich seinem Willen offenbar zu widersetzen. Ich hoffte, daß die Zeit auf irgend eine Weise diese Fesseln lösen würde, und trat in meinem zwanzigsten Jahre, mit der Sorglosigkeit der Jugend, in Begleitung meines Hofmeisters, des Barons F., die große Reise durch Europa an. In Paris bekam der Baron Nachricht von dem Tode seines Vaters, der ihm eine bedeutende Erbschaft hinterließ, und erhielt, auf sein Ansuchen, von dem meinigen einen Urlaub von zwei Monaten, um seine Güter zu übernehmen. Ich benutzte diese Zeit zu einer Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs, und fand besonders den Aufenthalt zu Montpellier so angenehm, daß ich beschloß, einige Wochen daselbst zu verweilen. Meiner Wohnung gegenüber, war die einer Frau von Gourtaud, der Wittwe eines Obersten, die an der Auszehrung litt, und von der dasigen Luft eine Hülfe erwartete, die ihr die Aerzte nicht mehr leisten konnten. Sie hatte ihre Tochter Adele bei sich, ein Mädchen von siebenzehn Jahren, deren Liebreiz nur von den herrlichen Eigenschaften und Tugenden, die ihren Geist und ihr Herz schmückten, überstrahlt wurde. Anfangs, als ich sie bloß einigemal auf dem Spaziergange gesehen hatte, war es freilich nur ihre Gestalt die mich zu ihr hinzog; doch als es mir gelungen war, Zutritt in ihrem Hause zu erhalten, als ich ihre himmlische Sanftmuth, ihre liebenswürdige Bescheidenheit, ihre zärtliche Liebe und unermüdete Sorgfalt für ihre Mutter kennen lernte, als ich täglich neue Talente entdeckte, die sie eben so sorgfältig verheimlichte, als Andere bemüht sind, sie zu zeigen, und die nur mein Scharfblick oder die mütterliche Zärtlichkeit mir verriethen, da bemächtigte sich eine Leidenschaft meines Herzens, die mit jedem Tage um so tiefer wurzelte, je weniger die Vernunft ihr etwas entgegen setzen konnte. Adele war zu wenig mit den weiblichen Verstellungskünsten bekannt, als daß mir der Eindruck, den ich auf ihr Herz gemacht, lange hätte verborgen bleiben können. Wozu hätte auch eine so reine Seele der Verstellung bedurft! Ihr ganzes Gemüth lag wie ein klarer Spiegel vor Jemanden offen. Kein Gedanke, keine Regung, deren ein Engel sich zu schämen gehabt hätte, hatten je seine klare Fläche befleckt. Ich erblickte daher ihre Neigung, ohne es zu wagen, ihr die meinige zu gestehen. Ich fühlte, bei aller Reinheit meiner Absichten, daß ein Antrag in meinen jetzigen Verhältnissen eines so herrlichen Geschöpfs unwürdig sey. Die reine Tugend strahlte in ihrem eigenen Glanz allein jede unbescheidene Annäherung zurück, ohne sich mit Dornen zu ihrem Schutze zu umgeben.

Unterdessen war der Baron von F. nach Paris zurückgekehrt, und erstaunte nicht wenig, mich noch abwesend zu finden. Nachdem er mich mehrmals vergebens zur Rückkehr aufgefordert hatte, mußte er sich endlich entschließen, mich in Montpellier aufzusuchen. Dies war es, was ich gewollt hatte. Ich wußte, daß er einem Geständniß meiner Leidenschaft alle Gründe entgegensetzen würde, die seine conventionellen Ansichten und sein Pflichtgefühl ihm eingeben würden; ich wünschte daher nichts sehnlicher, als ihn vorher mit Adelen bekannt zu machen, indem ich überzeugt war, daß Niemand der Zaubergewalt dieses reizenden Wesens widerstehen könnte. Der Erfolg rechtfertigte meine Erwartung. Der Baron gestand, daß Adele des ersten Throns der Welt würdig sey, führte mir aber darum nicht weniger meine Verhältnisse und den Charakter meines Vaters zu Gemüthe, der mir nie verstatten würde, sie die Meine zu nennen.

Doch, wie hätte er den beredten Vorstellungen, den Bitten, selbst den Thränen eines geliebten Zöglings widerstehen können, der außerdem als einziger Erbe seines Vaters einst sein Gebieter werden sollte? Er gab endlich seine Einwilligung zu meiner Verbindung mit Adelen, oder versprach vielmehr nur, sich passiv dabei zu verhalten. — Der Frau von Gourtaud's Gesundheitszustand hatte sich indessen so verschlimmert, daß keine Hoffnung zu ihrem Aufkommen blieb. Was ihr den Abschied vom Leben am meisten beschwerte, war die Besorgniß um ihre geliebte Tochter, die sie in der Welt allein zurücklassen sollte. Was konnte ihr daher willkommener seyn, als der Antrag, den ich ihr mit so freimüthiger Darstellung aller meiner Verhältnisse machte, daß ihr kein Zweifel über meine Redlichkeit bleiben konnte. Sie sah aus dieser Darstellung allerdings, daß es mir für den Augenblick noch nicht vergönnt war, Adelen öffentlich als meine Gemahlin anzuerkennen; sie begriff daher auch, daß mein Vater mich eben so wenig zu einer Verbindung zwingen könnte, wenn ich mich durchaus dagegen setzte, und daß ich zwar seinem Zorne ausgesetzt wäre, die Reichsgesetze mich aber gegen jede willkührliche Handlung seiner Tyrannei schützten. Die Bedenklichkeiten, die ihr allenfalls noch blieben, wurden durch die Betrachtung vollends gehoben, daß der Baron selbst, der mich so zärtlich liebte, und den Zorn meines Vaters zu scheuen hatte, dennoch seine Zustimmung gab. In kurzem war ich der glücklichste Gatte der anbetungswürdigen Adele. Die Ceremonie wurde zwar auf's geheimste, aber darum nicht minder mit allen Formalitäten vollzogen, die zur allgültigen Rechtmäßigkeit eines solchen Aktes erfordert werden. Bald darauf starb Adelens Mutter, nachdem sie uns gesegnet und mir Adele feierlich anempfohlen hatte.

Kaum hatte ich angefangen die Freuden zu genießen, die mir der Besitz meiner theuern Adele in so reichem Maße gewährte, als ich mich schon wieder von ihr trennen mußte. Der Baron drang auf die Fortsetzung unserer Reise, indem mein langer Aufenthalt an einem Orte, meinen Vater, der selbst meinen Reiseplan entworfen hatte, nothwendig aufmerksam machen, und zu Nachforschungen führen mußte, die unser Geheimniß bedroheten. Wir brachen daher nach Italien auf. Meine Gemahlin bezog bis zu meiner Wiederkehr einen Landsitz bei Nismes; denn der Baron hatte mich nur durch das Versprechen einer baldigen Rückkehr zur Abreise bewegen können. Nachdem wir ein halbes Jahr auf dem klassischen Boden Italiens geweilt hatten, konnte ich der Sehnsucht nicht mehr widerstehen, meine Gattin wieder zu sehen, und zwar um so mehr, da mir die Aussicht auf ein noch höheres Glück lächelte, welches Adelens Briefe mich ahnen ließen; allein, ich sollte der höchsten Erdenfreude nur theilhaftig werden, um ihren Verlust lebenslang zu betrauern. Als ich ungefähr vierzehn Tage wieder an der Seite meiner Gattin verlebt hatte, erhielt ich einen Courier, der mir die Nachricht von einer bedenklichen Krankheit meines Vaters und zugleich den Befehl überbrachte, schleunigst zurückzukehren. Adele, der ich diese Nachricht mit aller möglichen Schonung hinterbrachte, wurde dennoch von dem Gedanken einer langen Trennung so ergriffen, daß der Schrecken ihre Entbindung herbeiführte. Sie gebar einen Knaben, und hatte kaum die Seligkeit des Muttergefühls gekostet, als sie entschlief, um zu einer höhern Seligkeit zu erwachen, deren sie so würdig war. — Der Prinz machte hier eine Pause, um in stiller Wehmuth das Andenken seiner geliebten Adele zu feiern.

Meine Verzweiflung, fuhr er fort, so wie die Verlegenheit des Barons, sind durch keine Schilderung darzustellen. Er wußte eben so wenig, wie er mich von der Leiche meiner Gemahlin entfernen, als was er mit dem Neugebornen anfangen sollte. Er suchte endlich das eine Uebel durch das andere zu heben. Er zwang mich fast gewaltsam zur Aufmerksamkeit auf den Zustand des schuldlosen, schon früh verwaiseten Geschöpfes. Als er es erst dahin gebracht hatte, daß ich selbst wegen des fernern Schicksals meines Kindes besorgt wurde, gelang es ihm auch nach und nach, mich, durch das Nachdenken über diesen Gegenstand, aus der Betäubung des ersten Schmerzes zu reißen, und mich für Vernunftgründe empfänglich zu machen. Er stellte mir vor, daß ich durch ein längeres Verweilen der Verstorbenen nichts nützen, hingegen eine heilige Pflicht gegen meinen Vater verletzen würde, den ich bereits durch eine Handlung des Ungehorsams so schwer beleidigt hätte. Er schlug mir vor, unmittelbar nach der Beerdigung meiner Gemahlin die Rückreise anzutreten Ein glücklicher Umstand bot uns Mittel dar, meinen Sohn sichern Händen anzuvertrauen, ohne unser Geheimniß bloß zu geben. Der Kammerdiener des Barons, ein geborner Franzose, hatte bereits um seinen Abschied angehalten, weil er gesonnen war, in Frankreich zu bleiben, und sich dort mit einem Mädchen, welches er in Montpellier kennen gelernt hatte, zu verbinden. Dieser übernahm es, meinen Adolph, den der Baron für seinen Sohn ausgab, unter fremdem Namen, einer Bäuerin, der Frau jenes Didiers, zur Pflege zu übergeben, und dem Baron regelmäßig Nachricht von seinem Befinden zu ertheilen. Mit zermalmten Herzen entriß ich mich endlich dem Grabe meiner theuern Adele, und eilte meiner Heimath zu. Meinen Vater traf ich noch am Leben, allein, nur noch zwei Monate genoß ich des Glücks, ihm meine kindliche Pflicht widmen zu können. Er starb, nachdem er mir die Verbindung mit der Gräfin nochmals aus Herz gelegt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Weihetafeln.

(Fortsetzung.)

12.

Unglück ist Folge nur des Lasters oder der Thorheit,
Beyde sind Seuchen, die Pest würgt nicht so schrecklich wie sie.
Oeffne der Sünde nie, auch nicht der geringsten, die Thüre,
Denn es dringen mit ihr alle auf einmal herein.
Thue Gutes, das ist die höchste Weisheit des Lebens,
Handle recht und getreu, das ist die Klugheit allein.

13.

Such' im Umfange nicht das Große und Menschlichvollkommne,
Denn der Inhalt enthält, aber der Umfang umfängt.
Alles was schlecht ist und klein begreifet die endliche Vielheit
Und vollkommen allein ist die unendliche Eins.
Umfang und Inhalt ist sie, das ewige Seyn und das Nichtseyn,
Quelle des Lebens und Lichts, Herrscher des Todes, der Nacht.
Du bist entsprossen der Eins, ein Zähler des ewigen Bruches,
Oder ein Nenner vielleicht: hoffe nicht Beydes zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Redgauntlet.

(Fortsetzung und Schluß.)

Man kann freilich sagen, daß Shakspeare das Gebiet der Charaktere beinahe erschöpft hat; und einem Schriftsteller, der in dem gegenwärtigem Zeitalter einen neuen entdeckt, gebührt gleiche Ehre mit dem Astronomen, der etwa einen neuen Planeten entdeckte. Unstreitig macht die Leichtigkeit, womit jener große Dichter Charaktere auffaßte, und die Strenge, womit er sie wiedergab, Alles zu nichte, was der Verfasser des Waverley in diesem Fache geleistet hat, und demnach haben wir ihn schon eben so vorschnell, als triumphirend mit Shakspeare vergleichen hören. Die vorliegenden Bände z. B. enthalten keinen einzigen neuen Charakter. Sie führen uns zu mehreren alten Bekannten zurück, deren Physiognomie uns eben so bekannt ist, als die des Mannes im Mond. Zuerst kommt ein Held und eine Heldinn in ächt-Waverly'schem Geschmack, ein Pärchen, nach dessen Norm hoffentlich der liebe Gott nie so viele erschaffen wird, als der große Unbekannte bereits gethan, sonst würde die Erde bald mit Albinos bevölkert seyn. Dann folgt die alte Litaney von Charakteren, ein Mysteriöser, ein loser Vogel, ein Umherstreifender, ein leichtsinniger Taugenichts, ein Blutsauger und ein lästiger alter Narr. Zu bemerken ist jedoch, daß keine Hexe oder Zauberin in der Geschichte vorkommt; ein Quäker, Josua Geddes, vertritt deren Stelle und zwar gesellt er sich zu den handelnden Personen beinahe nur deswegen, um, wenn der Vorhang fällt, die Gruppe zu vermehren. In der That sind die meisten der oben erwähnten Charaktere überzählig. Der herumziehende Willie, ein blinder Fiedler, der uns jeden Augenblick Großthaten verspricht, und von dem wir sie uns versprechen, erwirbt sich am Ende doch keine Ansprüche auf Unsterblichkeit. Dem kleinen Beigie und Cristal Nixon sind Werke von gleicher Wichtigkeit zugetheilt; jener trägt einen Brief, dieser schießt einen Menschen todt, und doch werden Beide, ohne alle weitere Ansprüche auf die Gunst des Lesers, seiner Aufmerksamkeit unaufhörlich vorgehalten. Nanty Ewart macht eine Reise nach Cumberland. Dann kommen noch zwei Rechtsgelehrte, Vater und Sohn, welche der Leser von ihrem ersten Erscheinen an dahin verwünscht, wohin er selbst sich am letzten wünschen würde.

Die Abentheuer des armen Peter Peebles sind ebenfalls ein Flicken auf der eigentlichen Handlung, eine so langweilige und ungereimte Episode, als man je in einer spanischen Novelle gefunden. Wir wollen darum nicht in Abrede seyn, daß der Charakter dieses unglücklichen Prozeßkrämers schön gezeichnet, und daß der Zustand geistiger sowohl als moralischer Zerrüttung, worein Rechtsverweigerung einen ehrbaren Bürger versetzt hat, mit ergreifender Wahrheit geschildert ist. Es ist ein Bild in unseres Dichters bester Manier und er hat die Wirkung, welche Wahnsinn im Elend an und für sich auf unsere Gefühle äußern würde, sehr geschickt zu erhöhen verstanden, indem er die baufällige Gravität des armen Peter mit etwas unwiderstehlich Possierlichem versetzte; so daß der Leser, wenn das Schlachtopfer der Justiz mit ernster Plauderhaftigkeit von seinen vergangenen Schicksalen, von seinen zukünftigen weitaussehenden Hoffnungen erzählt, nicht eben weiß, ob er die Thränen, die sein Auge befeuchten, lachend oder weinend vergießt. Folgende Skizze: eines Briefes des jüngeren Rechtsgelehrten an Redgauntlet, worin er Peters äußere Erscheinung beschreibt, mag genügen: (Dieser Roman weicht nämlich in so fern von den früheren ab, daß er theils in Briefen, theils in Form eines Tagebuchs abgefaßt ist.)

„Du hättest dieses Original sehen sollen, Darsie, welches wie Andere seines Gleichen fortfährt, die Gerichtshöfe zu besuchen, wo es seine Zeit, sein Gold und seinen Verstand obendrein verloren hat. Solche unsinnige Armen haben mir oft jenen Trümmern ähnlich geschienen, welche auf Sandbänken zerstreut liegen, zur Warnung für andere Schiffe, sich von den Orten entfernt zu halten, die ihnen zerstörend gewesen."

„Peter trägt einen ungeheuer großen Oberrock, welcher zwar selbst verschossen und geflickt, aber doch durch die noch übrigen Knöpfe, und durch viele ergänzende Stecknadeln sorgfältig so gefügt und nothdürftig zusammengehalten wird, daß er den noch gebrechlicheren Zustand seiner Unterkleider verbirgt. Gleichwohl sieht man Schuhe und Strümpfe eines Landmanns an den Knien an ein Paar schwarzbraune Beinkleider reichen; ein schmutzfarbenes Halstuch, das einst in besseren Tagen schwarz gewesen, umgibt seinen Hals, und vertritt die Stelle der Wäsche. Sein Haar, halb grau, halb schwarz, sieht buschweise unter einer großen, dem Anscheine nach von Werg gefertigten Perrücke

hervor, welche so verschrumpft ist, daß sie ganz oben auf dem Scheitel steht. Seine Kopfbedeckung ist ein unermeßlicher, aufgestülpter Hut, welcher gleich einer Fahne, an jedem Sitzungstage zwischen neun und zehn Uhr, über dem wechselnd-beweglichen Treiben in dem Vorhofe des Gerichtssaals hervorragt, wo seine Excentricitäten oft eine Gruppe muthwilliger Knaben um ihn her versammeln, die allerlei kleine Quaien an ihm ausüben. Seine Gesichtszüge, ursprünglich die eines anständigen, stattlichen Bürgers, sind nur durch Armuth und Noth abgezehrt und durch Wahnsinn verwildert. Eine verdorbene Haut, eine krankfarbige Gesichtsfarbe, jenes Wichtigthun, welches der Verstandeszerrüttung eigen ist, und dabei die Gewohnheit, unaufhörlich mit sich selbst zu sprechen. — Hier hast Du das leibhafte Bild meines Clienten, und ich muß gestehen, daß mein Stand viel zu verantworten hat, wenn er, wie zu befürchten steht, Viele in einen solchen Zustand versetzt."

„Nachdem mein Vater, mit vielen Förmlichkeiten, mich Petern als seinen künftigen Anwald vorgestellt und dieser mit großem Wortaufwand versichert hatte, daß er in den Rechten wohl bewandert, und mit ihm nicht zu scherzen sey; nachdem sich auch zwischen Peter und meinem Vater ein Streit darüber entsponnen hatte, wer von beiden mir den Gang des Prozesses auseinander setzen sollte, indem Peter durchaus dieses Recht für sich selbst in Anspruch nehmen wollte, sagte endlich Peter Peebles: „Ehe Ihr anfangt, gebt mir doch ein Stückchen Brod und Käse, etwas kaltes Fleisch, Bouillon, oder dergleichen, ich war so begierig euren Sohn zu sprechen, daß ich keinen Bissen essen konnte."

„Mein Vater, herzlich froh, wie es mir schien, eine so gute Gelegenheit gefunden zu haben, seinem Clienten, wenigstens auf eine Zeit lang, den Mund zu stopfen, bestellte kalten Braten; James Wilkinson war im Begriff, zur Ehre des Hauses die Brantweinflasche hinzuzufügen, doch auf einen Wink von meinem Vater, brachte er Bier. Mit der Gierigkeit eines hungrigen Löwen fiel Peter über das Essen her, und diese Zerstreuung zog ihn so sehr an, daß er, ob er gleich meinen Vater, während er mir den Gegenstand des Rechtsstreites zu erklären suchte, wiederholend ansah, wie wenn er ihn unterbrechen wollte, gleichwohl stets angenehmere Beschäftigung für seinen Mund fand, und zu der kalten Küche mit einer Begierde zurückkehrte, welche mich überzeugte, daß er schon lange keine solche Gelegenheit gehabt, seinen Hunger zu stillen."

Um endlich von dem unsanften Tone, worin die engl. Zeitschriften von dem großen Unbekannten reden, einen Begriff zu verschaffen, wollen wir noch die Stelle auszugsweise wiedergeben, womit die vor uns liegende Beurtheilung des Redgauntlet schließt.

Vorstehende Bemerkungen sind größtentheils auf alle Novellen vom Verfasser des Waverley anwendbar. Unsere Meynung über die gegenwärtige insbesondere, ist entschieden ungünstig. Es gibt freilich nichts vollkommenes unter dem Monde, und auch in seinen früheren Werken hat dieser Schriftsteller Blößen gegeben, Schwächen enthüllt; aber es wurden dieselben durch die überwiegende Kraft des Genies, welches wir darinnen entwickelt sahen, überboten. In seinen jüngsten Flügen hingegen erhebt sich dieser königliche Vogel offenbar mit minder kühnem Stolze, mit minder kräftigen Schwingen. Wäre aber auch seine Kraft ungeschwächt, so würde die Einförmigkeit jener Scenen, zu welchen er immerdar zurückkehrt, und wozu er gleichsam selbst verurtheilt ist, gleichwohl deren Beschauung jetzt minder anziehend machen, als vordem. Er scheint wie an einen Felsen in der Mitte eines tiefen Thales gekettet, wo er zwar sich in die Höhe heben, aber nicht den vorgeschriebenen Umkreis verlassen darf. Es ist hier nicht von der geographischen Scene seiner Handlung die Rede; denn er ist gelegenheitlich von den Hügeln seines Geburtslandes nach Englands Ebenen und nach Frankreichs Gärten gewandert; sondern von den immer gleichen Verhältnissen, in welchen sich, unabhängig von seinem Aufenthaltsort, seine Romane bewegen. Aber auch seine Kräfte sind entweder geschwächt, oder werden schwächer geübt. Sein letzter Ausflug ist der niedrigste und das will viel sagen, wenn man St. Roman kennt. Mit einem Worte, Redgauntlet ist ein so ärmliches Werk, als der Verfasser nur schreiben konnte. Es liefert uns einen der vornehmsten Beiträge zur Buchmacherei, die man von einem Zeitalter, einer Nation, einem Schriftsteller erwarten kann, welche bereits für diese Gattung von Händewerk berühmt sind. Es ist durchgängig von unzusammenhängenden Geschichten in einander gefügt, deren eine, vorzüglich in Rücksicht auf ihre größere Länge, wir für die hauptsächliche halten. Auch scheint die Masse nur für die Hälfte in Form gegossen zu seyn. Da ist keine von jenen glänzenden Schöpfungen, da sind nur wenige von jenen kräftigen Conturen, womit der Künstler uns wohl ehedem in Entzücken und Erstaunen setzte. Jetzt bestreicht er die Leinwand mit flüchtigem, halb gefülltem Pinsel. Eins oder zwei Beispiele ausgenommen, scheint er seine Farben mit der Waschbürste aufgetragen zu haben, einige Figuren sind ganz unkenntlich, und die augenfällige Flüchtigkeit womit sie zu Tage gefördert werden, macht es oft unmöglich, einen Mann von einer Frau, einen Kammerdiener von einem Lord zu unterscheiden.

Die Sprache ist nicht selten höchst gemein und die handelnden Personen fallen häufig aus der Rolle, ein und dieselbe Person trägt an verschiedenen Stellen verschiedene Namen u. s. w. Diese Bände tragen noch andere Merkmale der größten Eilfertigkeit, der unersättlichsten Gewinnsucht. Man sieht es ihnen deutlich an, daß der Verfasser dabei mehr auf unsere Taschen, als auf seine Feder sein Augenmerk gerichtet hat, daß es ihm weit mehr um den Sold, als um die Mühe zu thun war. Ueberdieß scheint die Unruhe, womit er von Tagebuch zu Erzählung und von Erzählung zu Tagebuch überspringt, dieselbe Aengstlichkeit, dieselbe unschickliche Eile anzudeuten, die ihn antrieb, sein Werk zu Ende zu fördern, und unsere Taschen in Anspruch zu nehmen, ohne sich viel über die Mittel zu bekümmern, die er dazu anwandte.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 68. Sonntag, 22. August 1824.

Zuleika.

(Aus Byrons Braut von Abydos.)

Wer fühlte nicht, daß hoher Schönheit Strahlen
In Worten und in Tönen nicht zu mahlen!
Wer schaute nicht zu ihrem Himmelsglanz
Bis daß der Blick, entzückt, geblendet ganz,
Der Farbe Wechsel und des Herzens Zagen,
Die Allmacht und die hohe Majestät,
Die Weibes Liebenswürdigkeit umweht,
Vor Aller Augen zu bekennen wagen!

So war Zuleika. — Ihrer Reize Licht
War sonnengleich, doch wußte sie es nicht;
Der Liebe Glück, die Unschuld ihrer Seele,
Der zarte Sinn, die reinste Harmonie
Sprach aus den Zügen, und daß sich vermähle
Dies Alles mit der lieblichsten Magie,
Ward ihrem Herzen Sanftmuth zugegeben,
Und ach! ihr Auge selbst war einer Seele Leben.

Der Findling.

(Fortsetzung.)

Es würde Sie und mich ermüden, meine jungen Freunde, wenn ich Ihnen die Reihe von Begebenheiten, die ich seitdem erlebte, besonders aber, auf welche Art ich meiner Verpflichtungen gegen die Gräfin, ohne die Ehre zu verletzen, entledigt wurde, erzählen wollte. Was in jenen Begebenheiten allein Interesse für Sie haben kann, ist der zweite harte Schlag, mit dem mich das Schicksal heimsuchte. Drei Monate nach dem Tode meiner Adele erhielt ich die, mit den gehörigen Zeugnissen beglaubigte, Nachricht von dem Tode meines Sohnes. So war mir denn von dem höchsten Glücke meines Lebens nichts als die traurige Erinnerung übrig geblieben! Ich habe seitdem mein freudenloses Daseyn nur durch die Sorge für das Wohl meiner Unterthanen einigermaßen versüßen können, und erst heute eröffnet mir der Himmel wieder die Aussicht auf wirkliche Lebensfreuden, wenn nämlich nicht auch dieser Hoffnungsstrahl, wie ein Blitz in dunkler Nacht, spurlos verschwindet. Da Du, mein theurer St. Didier, nach Deiner Behauptung Beweise hast, daß Du nicht Didiers Sohn bist, und Dein Alter, so wie die Lebensart, zu der man Dich bestimmte, meine Vermuthung, daß jene Todesnachricht erdichtet war, zu unterstützen scheinen, so bedarf es nur noch eines Beweises, um mir die selige Gewißheit zu geben, daß Du mein Adolph seyst. Wenn Du es bist, so mußt Du auf Deiner Brust ein Mal in Gestalt eines Herzens tragen. Deine Mutter hatte ein solches, und Du brachtest ein ähnliches mit auf die Welt. Könnte ich doch Ihre Voraussetzung bestätigen, mein Prinz, antwortete St. Didier dem fragenden Blicke des Prinzen. Wie stolz würde ich seyn, Sie Vater nennen zu dürfen; allein ich habe keinen Anspruch auf dieses Glück, denn ich trage kein solches Mal auf meinem Körper. — Aber ich, unterbrach ihn Ferdinand, indem er seine Brust entblößte, und zu den Füßen des Prinzen stürzte. Wäre es möglich, daß mein Schicksal sich auf diese Art enthüllte! Möchte ich so glücklich seyn, in dem Gegenstand der tiefsten Verehrung den Urheber meines Daseyns zu erblicken! So hätte mich mein Herz nicht getäuscht, als es mich im ersten Augenblick unserer Bekanntschaft zu Ihnen hinzog! — Der Prinz sah St. Didier mit zweifelhaften Blicken an. Er hatte sich seit dem Augenblick, da dieser seinen Namen genannt hatte, mit der Idee so vertraut gemacht, daß er sein Sohn sey, daß ihm auch nicht einfiel, es könnte ein Anderer auf diesen Titel Anspruch machen, am wenigsten aber Ferdinand, dessen sonderbares Verhältniß mit St. Didier er durchaus nicht kannte. Wie soll ich mir Ihre Worte erklären, mein Freund, wandte er sich an diesen. Wenn ich dem Male auf Ihrer Brust, den geheimen Regungen meines Herzens, und selbst einer Aehnlichkeit mit meiner verewigten Adele, die ich erst jetzt in Ihren Zügen zu entdecken glaube, trauen darf, so sind Sie allerdings mein Sohn. Der Himmel hätte mich dann für die Hoffnung, die mir dieser theure Jüngling eben zerstörte, hinlänglich entschädigt; allein, wie wäre dies möglich! Muß ich nicht abermals be-

fürchten, meine Hoffnungen schwinden zu sehen, da ich auch nicht die geringste Möglichkeit erblicke, wie Sie, der Sie selbst einst äußerten, Sie wären aus Toulouse, mein Sohn seyn können. Fürchten Sie diesmal keine Täuschung mein Prinz, fiel St. Didier ein. Ein Schleier verhüllte bis jetzt das Schicksal meines Freundes und das meinige. Schon sehe ich die dunkle Hülle gelüftet. Mein Freund ist Ihr Sohn. Um jeden Zweifel bei Ihnen zu heben, brauche ich Ihnen nur zu sagen, daß er die ersten drei Monate seines Lebens, und als der Pflegling desselben Didiers verlebte, dem Sie Ihren Sohn anvertrauten. Er wurde nach diesem Zeitpunkt von seinen Pflege-Eltern ausgesetzt; aus welchem Grunde, ist uns Beiden noch unbekannt. Ohne Zweifel trifft dieser Zeitpunkt mit jenem zusammen, in welchem sie die Nachricht von dem Tode Ihres Sohnes erhielten. —

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

In meinem Ersten findest du
Last oder Lust, Müh oder Ruh,
Die Spur der Freuden und des Leides,
Und meistens Beides.

In meinem Zweiten, wo es sey,
Ist Schuld gefesselt, Unschuld frei.
Soll dich mein Erstes nicht, mein Zweites dich nicht drücken,
So sey mein Ganzes; So werd' ich dich stets beglücken.

Auflösung der Charade in Nro. 66.

Hochzeit.

Berichtigung.

Mit Befremden hat Einsender in Nro. 58 der Iris, bei einer Beurtheilung Oberons, die Bemerkung gelesen: „Wie man recht wohl wisse, daß Mozart auf Wranitzky's „Schultern stand als er seine Operschöpfungen, namentlich „seine Entführung schrieb. Wie Mozart in dieser musterhaf„ten Musik ein gutes Vorbild fand, dem er mit Recht nach„geeifert. Wie ihm dieses in der Zauberflöte noch besser als „in der Entführung, welche die sichtbarsten Spuren von „Wranitzky tragen, gelungen sey. Wie Mozart das zur höch„sten Blüthe entfaltete, was bei Wranitzky noch in kindischer „Beschränktheit verborgen lag u. s. w." welche irre Angaben dann in Nro. 64 desselben Blattes, bei der Beurtheilung der Entführung, weiter durchgeführt werden.

Einen Mozart sollte man nicht so aufs gerathewohl, ohne seiner Sache gewiß zu seyn, eines Plagiats beschuldigen und besonders in einem Blatte, das zu den bessern gehört, einen solchen Irrthum nicht zu accreditiren suchen. Man wird daher folgende Berichtigung nicht unzweckmäßig finden.

Mozart hat Wranitzky's Oberon bei seiner Entführung nicht benutzt, und zwar aus dem sehr erweislichen und einfachen Grunde, weil die Entführung im Jahre 1782 componirt *), während Oberon erst im Jahre 1791 (also um 9 Jahr später, und zwar gerade in Mozarts Sterbejahre) von Wranitzky geschrieben wurde **).

Im Gegentheil hat Wranitzky in seinem Oberon (der übrigens in Hinsicht der Musik in die Cathegorie der Donauweibchen gehört) von Mozart so viel als thunlich war — um mich gelind auszudrücken — zu entlehnen gesucht.

Wir wollen dies übrigens Wranitzky nicht zu hoch anrechnen und finden z. B. im Entre-Akt die Andeutung der Landung in einem türkischen Hafen, durch die echt türkische Melodie des Chors aus der Entführung die damals en vogue war, sehr verzeihlich; so wie jetzt ein Compositeur die Nähe von Jägern, durch den Anklang der Melodie des bekannten Jägerchors aus dem Freischützen recht passend andeuten könnte. Daß aber in Oberon manche andere Stellen aus den Mozartischen Opern copirt sind, wie z. B. das Chor der Derwische, als Oberon sich wieder in seiner Wolke erhebt, welches beinah' Note für Note von dem Duett Nr. 21 Secondate aurette amiche aus Mozarts Scuola degli amanti, welche 1790 geschrieben wurde, copirt ist, verdient allerdings eine strengere Rüge.

Der Zweck dieser Berichtigung ist erreicht, wenn sie diejenigen vorsichtiger macht, welche so geneigt sind, das Genie bei der Mittelmäßigkeit in die Schule zu schicken, und dem Erhabenen einen gemeinen Ursprung zu suchen.

H. Z—z.

Erwiederung

des Verfassers jener Opernkritik in der Iris.

Man verkennt durchaus die Gesinnungen des Verfassers der bemerkten Opernkritik, wenn man glaubt, daß er den erhabenen Mozart verkleinern wolle. Der Anachronismus, den er beging, war ein totaler Gedächtnißfehler, der sich bei dem Vf. grade so festgewurzelt hatte, wie der bekannte Anachronismus mit den beiden Malern in des berühmten Philosophen Schelling berühmter Abhandlung über die bildenden Künste. Schelling leitete ebenfalls Con-

*) M. s. Gerbers Lexicon für Tonkünstler Art. Mozart.
**) M. s. eben dasselbe Folio 613.

sequenzen daraus her, worüber schon viel gelacht worden ist. Wenn das einem großen Philosophen begegnet ist, so wird man es dem Vf. nicht so gar hoch anrechnen, der gegen Jenen und Andere, welche sich auf ähnliche Art irrten, ein kleines Licht ist. Kann auch der Vf. nicht mit dem Einsender übereinstimmen, wenn er sagt: „daß Wranitzkys Oberon in Hinsicht der Musik in die Kategorie der Donauweibchen gehört," so nimmt er doch seine Berichtigung im Ganzen mit Dank an, mit um so größerm, wenn er hoffen darf, daß die Art dieser Rüge aus freundlicher Gesinnung gegen einen, der menschlicherweise irren kann, und stets bemüht ist, das ehrende Zutrauen eines gebildeten Publicums zu verdienen, hervorgegangen ist.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 14. August. **Die Mohrin**, Schausp. in 4 Abthl. von Ziegler. Und ob die Wirklichkeit hundert solche Mohrinnen aufwiese — wie es denn wohl seyn kann, daß eine solche, wie Ziegler sie schildert, wirklich existirt hat — so dürfte doch von Rechtswegen der Aesthetik keine als Hauptperson auf's Theater. Denn sie ist ein tadelloses, ja ein engelreines Wesen, sie reflectirt sogar über die Tugend. Diese Höhe und Vollkommenheit eignet sich nicht für die Bühne. Man entgegnet, die Bühne solle doch außerordentliche Charaktere aufstellen. Außerordentliche wohl, das heißt hervorragende, aber keine mackellose, oder, als weibliche Wesen allein, nur solche, deren Tugend sich an ein Höheres anrankt, wobei aber dem Ganzen eine höhere Bedeutung zum Grunde liegen muß. Auch werden diese reinen Charaktere in einer desto leidenschaftlicher bewegten Umgebung stehen müssen; von ihr vielfach abhängig oder bedroht seyn, damit hierdurch das dramatische Gleichgewicht wiederhergestellt werde. Man wird diese Ansicht leicht in Beispielen bestätigt finden. So läßt sich z. B. die Geschichte der Genovefa, abgesehen von ihrer volksthümlichen Bedeutung, zum Gegenstand des Drama würdig finden, auch das Käthchen von Heilbronn, auch die Jungfrau von Orleans in ihrer Grundidee. Wir dürfen hierin wie überall nur an das natürliche Gefühl als oberste Instanz appelliren. Hat man die Mohrin einmal gesehen und gefunden, wie sie aus allen Anfechtungen nur weißer, strahlender hervorgeht, so ist das Interesse nur auf diesen einen Punkt gemindert. Kampf ist bekanntlich das Element des Drama; nun kämpft die Mohrin wohl, siegt aber immer; und ist die Tugend auch überall ehrwürdig, auf dem Theater wird sie in solchen Fällen langweilig. Das Unterliegen, ein theilweises oder volliges, würde allein bleibend interessiren, weil es das ist, was Jeder kennt, Jeder an seinem Innern erfährt, das allgemein Menschliche. Reine weibliche Charaktere, auch in obigen bedeutungsvollen Verhältnissen zum Gegenstand der Bühne gemacht, können selten dem Drama das poetische Interesse, das Ergreifende verleihen, welches aus der Anschauung mühevollen Kampfes und des Unterliegens, selbst bis zur Zerstörung, hervorgeht. In der Mohrin könnten wir die Hauptmotive alle möglich finden, alle Thränengüsse und den butterweichen Edelmuth in allen Ecken, aber diese Dinge sind, wie gesagt, zu schön fürs Theater; ihr laues Bad erschlafft, dagegen Regenschauer erquicken. Unwahrscheinlichkeiten dieses Schauspiels, wie einige totale Verstöße gegen die englischen Sitten und Gebräuche, sind untergeordneter Art und kaum zu erwähnen nöthig. Dem. Lindner gab die Mohrin. Je mehr Dem. Lindner durch innere Festigkeit der von ihr dargestellten Charaktere beweist, daß sie eine ausgezeichnete Künstlerin ist, desto größere Pflicht haben wir, es mit diesen Leistungen recht streng zu nehmen. Die Künstlerin wird von der in Joni's Wesen liegenden physischen und moralischen Kraft verleitet, zu viel Stolz, ja theilweise etwas Herrisches, statt der eigenthümlichen Hingebung an den Tag zu legen. Ihr erstes Auftreten vor Lord Fleetwell z. B. hatte gar nichts Schüchternes; in mehreren Aeußerungen gegen den Geliebten nahm sie einen ziemlich gebieterischen Ton an, auch mildere Momente hatten einen Beischmack von Härte. Zu dem höchst kindlichen Wesen der Neger gesellt sich bei Joni der angewohnte Gehorsam der Freigelassenen, welcher in der aus Dankbarkeit hervorgegangenen Liebe nur einen sanfteren Charakter annehmen wird. Das was sie an Georg gethan, wird in ihrem ganzen Benehmen erst dann mitreden dürfen, wenn ihr südlich heißes Blut sich gegen den Druck empört. Die ganz zarten Stellen waren, wie wir es an der Künstlerin gewohnt sind, innige Laute des Herzens, die erschütternden Momente gab sie mit dem ihr eigenen ergreifenden Ton, die Lossagung von dem Geliebten würde aber noch von größerer Wirkung gewesen seyn, wenn sie jenen Zug der Unterwürfigkeit zum Hauptton gemacht hätte. In der Stelle, wo Joni, zur Wuth gereizt, den Pult aufbricht, hätte dagegen Gebehrde und Stimme mehr die entfesselte Wildheit der Afrikanerin bezeichnen dürfen. Hr. Weidner gab den Lord Fleetwell mit vieler Würde und Innigkeit, wie er denn von jeher in dieser Rolle excellirte. Von heiterer Herzlichkeit war das Spiel des Herrn Otto, Major Tromber, beseelt. Mad. Weidner spielte die versteinerte Betschwester sehr vorzüglich; Hr. Leißring den Friedensrichter mit ausnehmender feierlichen Würde. Wenn Dem. Urspruch nicht zuweilen ganz unbegreiflich unachtsam wäre, würden wir ihre heutige Leistung als Aurelie dem Trefflichen beizählen. Sie spielte ihre dankbare Rolle sinnig, zart und mit fester Haltung, vorzugsweise gelang ihr die Wiedererkennung des Geliebten, ihre Bewegung, ihre Laute trafen das Herz. Aber zu Ende des 4n Akts trat die entsagende, die nun geängstete Aurelie so rothwangig und rothbeblümt, so frisch und munter in den Saal, als wäre hier Kirchweih oder Casinoball. Hr. Wegener, Georg, stürmte denn wieder und das nicht wenig. Er lief Sturm auf die Herzen und stürmte seine Perioden herunter, daß er alles, sogar die Gedanken zum Weichen brachte, indem er es an Verschlucken halber Sätze und an falscher Betonung nicht fehlen ließ; und so war er eher für einen der Sprache und des Gefühls unmächtigen weißen Mohren zu halten.

Sonntag den 15. Der Freischütz, Oper in 3 Abtheilungen von Kind, Musik von Weber.

> Es flimmt und flammt rund um sie her
> Mit grüner, blauer, rother Gluth;
> Es wallt um sie ein Feuermeer,
> Darinnen wimmelt Höllenbrut.
> Jach fahren tau'end Höllenhunde
> Laut angehetzt empor vom Schlunde.

Wer hätte geglaubt, daß dieser Vers Bürgers sich auf einen dereinstigen Teufelslärm auf dem Theater anwenden ließe. Vielleicht, daß wir jetzt, wo die Geisterwelt sich ästhetisch vernehmen läßt (weil die Oberwelt im Argen liegt) und da grade Kotzebue's satyrischer Geist mit der Rottmeisterin der Gespenster verstummt ist, daß wir nun den deutschen Rottmeister der Gespenster, Bürger, gegen welchen unser Dichter im Schauerlichen ein wahres Kind ist, dazu vermöchten, auch der Oberwelt die Wolfsschlucht zu singen, wie er sie zum schauerlichen Ton der Harfe in seinem grausigen Gespenster-Deutsch vorzutragen pflegt. Wir wollen ihn darum bitten. Uebrigens irrt man, wenn man glaubt, daß erst unsere Zeit sich im Theater am Hundespektakel ergötzt. Richard Eduards (geb. 1523) war zu seiner Zeit als ein guter Musikus und Dichter berühmt. In einem von ihm gedichteten Lustspiel fand die Königin Elisabeth und die ganze Versammlung nichts lustiger als das Geschrei von Jagdhunden, welches sehr natürlich nachgeahmt ward. Wir haben also eine königliche Autorität für uns, wenn wir über das muntere Bellen vergnügt sind. Wird es denn hier auch recht gemacht? denn es sind Geister, die da bellen. Wer lehrt unsere Choristen das Bellen? Man sollte Bauern-Eliten aus der Hakelberger oder Rodensteiner Gemarkung überall hin als Gebell-Meister berufen, damit das unarticulirte Bellen sich in eine Bell-Symphonie auflöse. In Berlin, wo die Oper so große Fortschritte macht, daß die Feuerrohre octavenweis wie die Orgeln spielen, hat man gewiß schon einen Hakelberger Chor-Instructor. — Doch man halte uns nicht für feindselig gegen den Freischütz, wir sind es weder gegen die treffliche Musik noch gegen den Text, und wünschen namentlich über letzteren, den man sehr verkannt hat, nächstens einige günstige Bemerkungen mitzutheilen. Heute trat Hr. Boucher als Max auf. Er bestätigte unser günstiges Urtheil von neulich, seine Stimme hat indessen für solche erste Tenor-Parthien nicht Umfang, Stärke und Ausdauer genug. Sein Spiel war sehr angemessen. Dem. Schulz sang die Agathe mit einer Anmuth und Sicherheit, wie wir die Sängerin noch nicht gehört haben. Dem. Heinefeder gewährte uns als Aennchen durch ihre klangreiche Stimme den schönsten Genuß. Ihr Spiel war zu viel gegen das Publicum gerichtet. Caspar gehört zu den Meisterrollen des Herrn Dobler.

Dienstag den 17. Nummer 777, Posse in 1 Act (nach dem Franz.) von Lebrun. Hierauf: Die Entführung oder der alte Bürger-Capitän, Lustsp. in 2 Abthl. Notar Vortheil war heute zu sehr in einen gewissen Zauberkreis gebannt, Pfeffer von genügender Würze. — Viele freundliche fremde Gesichter sagten uns, daß sie sich an dem trefflichen Bürger-Capitän weidlich gelabt, es war eine recht brave Vorstellung, worin sich Hr. Hassel (Capitän), Dem. Lindner (Lieschen) und Hr Größer (Miller) des erworbenen Rufes würdig zeigten.

Donnerstag den 19. Medea, Oper in 3 Abthl. von Cherubini. Medea ist eine Parthie, welche der Individualität der Dem. Rotthammer sehr zusagt, da ihr das Leidenschaftliche, der männliche Ausdruck und nicht minder das Sanfte, Einschmeichelnde zu Gebote steht; nur wünschten wir die Diction frei von der französischen oder deutsch-französischen Manier, welcher es weniger auf den Affect als auf den Effect ankommt, eine wirkliche Manier, welche mit hohlen Phrasen und zerrissenen Perioden Theilnahme und Mitleid zu erobern sucht. Dieß thut uns doppelt leid, da Dem. Rotthammer dieser Rolle den ausgezeichnetesten Fleiß widmet. Kreon (Hr. Dobler), Jason (Hr. Rieser), Dirce (Mad. Brauer), waren gleich trefflich, besonders erfreuten wir uns der lieblich hellen und vollen Töne der Letzteren. Das Orchester hatte Gelegenheit, sich in der gediegenen Instrumentation in vollem Glanz zu zeigen und der trefflichen Leitung des Hrn. Kapellmeisters Guhr, dessen unermüdetem Eifer wir diese klassische Oper verdanken, gebührt dankvolle Anerkennung. — Gelegentlich bitten wir, bei der Beleuchtung keine so grelle Lichtreflexe zu componiren, wie heute der leuchtende Busch im 2n Akt war. Er erinnert uns an die hinter einer Bauernhütte aus der Erde kommende Sonne in der Schweizerfamilie, welche wir neulich anzuführen vergaßen. Recht sehr zu loben war diesen Abend die effektvolle Auffahrt Medea's, die sich aus dem schauerlichen, gewitterschweren Halbdunkel mit Meteores-Glanz entwickelte.

Theater-Anzeige.

Montag den 23. August. (Zum Vortheil des Hrn. Boucher): Axur, König von Ormus, Op. (Tarar: Herr Boucher).

Dienstag den 24. Röschens Aussteuer, Lustsp. Der Hofmeister in tausend Aengsten, Lustsp.

Mittwoch den 25. Die Müllerin, Oper.

Donnerstag den 26. Der Haupttreffer in der Güterlotterie, Lustsp. Ein Stündchen in Pyrmont, Lustsp.

Samstag den 28. Hermann und Dorothea, Drama. Der kleine Matrose, Oper.

Sonntag den 29. (Zum Erstenmale): Torwaldo und Durliska, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 69. Donnerstag, 26. August 1824.

Aus der nächstens erscheinenden neuen Uebersetzung von

Youngs Nachtgedanken,

von dem Grafen von Bentzel-Sternau.

Erste Nacht.
Leben, Tod, Unsterblichkeit.

Des Müden süßes Heil, balsamischer Schlaf!
Ach, gleich dem Menschen wandert er behende
Des Glückes Lächeln nach, vergißt des Grams;
Vom Schmerz flieht er auf schnellen Flaumenschwingen,
Und deckt das Aug', das keine Thräne sengt.

Ich wache — kurz und schwer (wie immer) war
Mein Schlaf: wie selig die, so nicht mehr wachen!
Doch wehe auch, befehdet Traum das Grab!
Auf streb' ich aus der Träume wildem Meer,
Wo scheiternd die verzweiflungsvolle Seele
Im Wogenkampf' der Schreckensbilder trieb,
Beraubt des Steuers der Besonnenheit.
Sie faßt es nun, doch Qual lößt Qual nur ab,
Und (herber Tausch!) noch bitt'rer ist die neue;
Der Tag zu kurz für meine Pein; und Nacht,
Im Zenith selber ihres düstern Reiches,
Noch gegen meines Schicksals Farbe Sonnenschimmer.

Nacht, schwarze Gottheit! von dem Eibenthrone
Streckt sie in strahlenloser Herrlichkeit
Ihr bleiern Zepter auf die Welt im Schlummer.
Dies Schweigen, o wie todt! wie tief dies Dunkel!
Das Auge schaut, das Ohr erlauscht kein Seyn;
Die Schöpfung schläft: als steh' der Riesenpuls
Des Lebens in der Pause der Natur.
Erhabne Paus': Prophetin ihres Endes!
Und laß' die Prophezeiung Wahrheit seyn:
Geschick! den Vorhang senk'; ich kann nicht mehr verlieren.

O Still' und Finsterniß, ihr ernste Schwestern!
Du Zwillingspaar der alten Nacht, das aus
Dem zarten Keim' des Geist's Vernunft erzieht,
Und auf Vernunft den Entschluß baut, (die Säule
Der ächten Menschenherrlichkeit) seyd hold!
Ich bring' euch meinen Dank im Grab', in ihm,
Das euer Reich; es sinke dort als Weiheopfer
Vor euerm düstern Altar dieser Leib.
Doch was seyd ihr? — O du, vor dem entflohen
Der Urzeit Stille, als die Morgensterne
Die junge Bahn des Erdballs jubelnd grüßten;
O du, deß Wort aus dichter Finsterniß
Den Funken, Sonne, schlug, o zünde Weisheit
Mir in dem Geist, im Geiste, der zu dir
Sich flüchtet, seinem Schützer, seinem Schatz,
Wie Geiz zu seinem Gold, indessen And're schlummern.

Durch's dichte Dunkel der Natur und Seele,
Die Doppelnacht, send' des Erbarmens Strahl,
Mir Licht und Labsal. Leite mein Gemüth,
(Das gerne weit von seinem Jammer flöhe)
Durch's bunte Spiel von Leben und von Tod,
Und hauch' aus jedem Zug der Szenerei
Das Edelste der Wahrheit in sein Inn'res!
Beseele meinen Wandel wie mein Lied;
Lehr' meine beßte Einsicht weise seyn,
Und Gradheit lehre meinen besten Willen;
Und pflanz' in meine Brust den festen Schluß,
Der Wahrheit treu die alte Schuld zu lösen.
Laß nicht die Schale deines Zorns, ergossen
Auf dies verfehmte Haupt, vergeblich strömen!

Eins schlägt die Glocke. Nur der Zeit Verlust
Bezeichnet uns ihr Seyn; d'rum lieh der Mensch
Ihr eine Zunge weis'. Wie Engelsruf
Empfind' ich ihn, den feierlichen Schall.
Vernahm' ich recht, so ist's die Sterbeglocke
Der Stunden, die von mir dahin geschieden.
Wohin? Zu Jahren vor der Weltenfluth.
Es ist das Zeichen, das zur Eile fordert.
Wieviel bleibt noch zu thun! Es fährt entsetzt
Mein Hoffen auf und meine Furcht; sie schauen
Am schmalen Lebensrand hinab — und was?
Die Tiefe, die kein Menschenaug' ergründet;
Die dunkle Ewigkeit! unfehlbar mein!
Und kann die Ewigkeit mir angehören,
Dem armen Pfründner einer güt'gen Stunde?

Wie arm, wie reich, wie nieder, wie erhaben,
Welch Kunstgeweb', welch Wunder ist der Mensch!
Wie über Wunder hoch erhaben der,
Der so ihn schuf! In unserm Wesen einend
Den sonderbaren Kampf des Widerspruchs!
Aus mancherlei Naturen reiche Mischung,
Erles'ner Bund von weit entfernten Welten,

Ein edel Glied der unermeß'nen Wesenkette!
Im Weg von Nichts zu Gott der Mittelpunkt!
Ein Aetherstrahl, vom Erdenhauch getrübt,
Obwohl getrübt, entehrt, noch immer göttlich!
Ein bleiches Kinderbild der höchsten Größe!
Des Himmels Erb'! des Staubes schwacher Sohn!
Hülflos Unsterblicher! Unendliches
Insekt! ein Wurm! ein Gott! — Ich bebe vor
Mir selbst, und bin im eignen Seyn verloren.
Ein Fremdling in der Heimath, wandelt der
Gedanke auf und ab, erstaunt, entsetzt,
Und wundert seines eignen Wesens sich.
Wie schwindelt der Vernunft! O welches Wunder
Der Mensch dem Menschen, siegreich bangend, ist!
In Furcht von Lust erfüllt, des Wechsels Beute!
Was schützt des Lebens Hauch? was löscht ihn aus?
Dem Grab entreißt mich keines Engels Arm,
Und Engelschaaren fesseln nicht in's Grab,

Mehr als nur Ahnung ist's: das All erhebt
Als Zeuge sich. Zwar band die Glieder sanft
Des Schlummers Macht, indeß mein Geist, im Takte
Der Phantasie, auf Zauberfluren schwebte,
Durch öde Nacht des Haines trauernd schlich,
Von schroffer Felsenspitze fiel, den Pfuhl,
Von Schilf umstrickt, in bitt'rer Angst durchschwamm,
Sich Klippen aufwärts wand, im Hauch des Sturmes
Mit wild erträumten Geisterschaaren fuhr.
Doch spricht selbst der verirrte Flug der Seele
Den Geist als ein erhabner Wesen aus
Als jenen Staub, den unser Fuß betritt;
Erregt, ätherisch, strebend, unbegränzt,
Und fessellos bei'm Sturz des schwereren Gefährten.
Selbst stille Nacht verkündet mich unsterblich,
Selbst stille Nacht verkündet ew'gen Tag.
Für Menschenwohl lenkt Himmelssorge alles;
Der dumpfe Schlaf belehrt; der eitle Traum
Umgaukelt nicht vergeblich unsern Sinn.

Warum die Klage denn um Unverlorne?
Warum schleicht der Gedanke gramvoll um
Ihr Grab, in glaubenlosem Leid' zerfließend?
Sind Engel dort? und schläft im Staub ätherisch Feuer?

Sie leben! herrlich leben sie ein Leben,
Auf Erden unentzündet, unbegriffen;
Und aus dem Aug' voll Liebe träufelt mir
Ihr himmlisch Mitleid; mir, mit größerm Rechte
Den Todten beigezählt. Hienieden Wüste,
Einöde hier: doch wie bevölkert ist,
Wie lebensreich das Grab! Hienieden nur
Der Schöpfung Trauergruft, das Leichenthal,
Der düstre Schatten des Zypressenhains
Und der Erscheinung Land, der nicht'gen Schatten!
Auf Erden Alles Schatten, Alles; Wesen
Nur über ihr: das Gegentheil glaubt Thorheit.
Wie fest das Reich, das keinen Wechsel kennt!

(Fortsetzung folgt.)

Der Findling.

(Fortsetzung.)

Dieser Umstand klärt Alles auf, rief der Prinz entzückt. So wenig ich auch noch die einzelnen Fäden des Gewebes entwickeln kann, welches mich so lange um Vaterfreuden brachte, so durchschaue ich es doch genug, um in der Hauptsache keinen Zweifel mehr zu haben. Komm an mein Herz, mein geliebter Sohn! Kaum begreife ich jetzt, wie ich Deine Aehnlichkeit mit Deiner theuren Mutter so lange verkennen konnte. — Mit welchem Entzücken folgte Ferdinand einem Rufe, dem sein Herz schon so lange zuvorgeeilt war. Mit welcher Seligkeit lag er an dem Herzen desjenigen, den er eben so innig verehren durfte, als er ihn bereits liebte, den kein Makel befleckte; der durch ein Wort das drückende Gefühl von seinem Herzen genommen hatte, die Frucht einer verbotenen Liebe zu seyn, und seine Geburt der Mutter seiner Amalie ewig verheimlichen zu müssen. Doch kaum hatte er sich diesen süßen Gefühlen eine Zeitlang hingegeben, als neue Zweifel ihn beunruhigten. Sollte sein Glück auch keine Täuschung seyn? Mußte er nicht fürchten den Faden seines Schicksals aufs neue verschwinden zu sehen? Schien nicht ein feindliches Geschick ihn zu einer ewigen Ungewißheit über den wichtigsten Punkt seines Lebens verdammt zu haben? — Um wenigstens jeden Zweifel zu lösen, dessen Beseitigung in seiner Macht stand, holte er, nachdem er dem Prinzen seine bisherigen Schicksale, und Eröffnungen, die ihm der Marquis vor seinem Tode gemacht, mitgetheilt hatte, sein Taschenbuch herbei, worin er, nach des Marquis eigener Angabe, das Datum seiner Aussetzung im Walde aufgezeichnet hatte. Der Prinz verglich es mit dem Datum des Briefes, der ihm den Tod seines Sohnes meldete, und fand den letzteren nur um vierzehn Tage jünger. Dieses Zusammentreffen des Alters verbannte auch den leisesten Zweifel aus dem Herzen des Prinzen, und er überließ sich mit der Wonne, die nur ein Vater nachempfinden kann, dem süßen Genusse, in einem so liebenswürdigen Jüngling seinen so lange als todt beweinten Sohn zu entdecken. So wenig sie noch den ganzen Zusammenhang der dunkeln Begebenheit, besonders St. Didiers Verwickelung in dieselbe, begreifen konnten, so waren sie doch wenigstens über die Hauptsache im Reinen, und zweifelten nicht, daß eine nähere Nachforschung bei Didier und Collard, ihnen hinreichende Aufklärung verschaffen würde.

Ungefähr acht Tage nach der, für unsern Ferdinand, oder Adolph, wie er nunmehr heißt, so glücklichen Entdeckung, reichte ihm eines Morgens der Prinz, bei seinem Eintritt, einen Brief entgegen. „Damit Du in Deiner traurigen Gefangen-

schaft — sagte er, — doch nicht des Umgangs Deiner reizenden Landsmänninnen entbehrst, hat der Himmel mitten durch das Kriegsgetümmel einige hergeführt. Dieser Brief kündigt sie an, und heute Nachmittag werden sie selbst erscheinen, um unsern kleinen Kreis zu verherrlichen.“ Der Brief war von dem Dänischen Gesandten zu Paris, und empfahl dem Prinzen eine Frau von Rougemont, die mit ihrer Tochter in Familienangelegenheiten nach Deutschland reise. Adolphen interessirte diese Nachricht in so fern, als er hoffte, durch diese Fremde Nachricht von dem Befinden Amaliens und ihrer Mutter zu erhalten. Er sah daher ihrer Ankunft mit einer Ungeduld entgegen, die seinem Vater nicht entging, und worüber er ihn nicht wenig aufzog. Endlich wurden die Damen gemeldet, und — man mache sich wo möglich einen Begriff von seinem Erstaunen und seiner Freude, als die Marquise von Preville mit Amalien hereintrat. Ich erspare meinen Lesern die Wiederholung aller Ausrufungen, Freudensbezeugungen und gegenseitigen Erklärungen, die diesem unerwarteten Zusammentreffen folgten, um ihrer Phantasie einige Beschäftigung zu gönnen, da das Erscheinen der Marquise ihm ohne dies kein Räthsel seyn kann, so wenig wie der erborgte Name, unter dem sie reisete. Der Prinz, der die Marquise jetzt als die Pflegerin und Wohlthäterin seines geliebten Sohnes kennen lernte, konnte kaum die ersten Höflichkeitsbezeugungen, und die Mittheilung der Entdeckung, die er auf so wunderbare Art gemacht, abwarten, um ihr seine innige Dankbarkeit für die seinem Sohne erzeigten Wohlthaten zu erkennen zu geben. Das Erstaunen der Marquise war mit einer geheimen Scham gemischt, indem sie wußte, daß sie sich, wenn auch nicht in ihren Handlungen, doch in Hinsicht ihrer Gesinnungen gegen Adolph manchen Vorwurf zu machen habe. Desto ungetrübter war das Entzücken der beiden Liebenden, die schon jetzt dieser glücklichen Entwickelung das Glück verdankten, sich von der Marquise mit weit weniger Strenge bewacht zu sehen, und denen in der Zukunft die seligste Hoffnung lächelte. — Es bedarf keiner Erwähnung, daß der Marquise aus Delicatesse alles verschwiegen wurde, was in Adolphs und St. Didiers Schicksal Bezug auf den Marquis hatte. Nur so viel hatte ihr der Prinz entdeckt, daß zwar durch unwidersprechliche Beweise jeder Zweifel über Adolphs Geburt gehoben sey, hingegen über die Ursache seiner Aussetzung und seines vorgegebenen Todes noch immer ein gewisses Dunkel walte, das erst durch Adolphs Untersuchungen an Ort und Stelle zerstreut werden könne. — Dieser Untersuchung stand jetzt nichts mehr im Wege. Durch die Bemühungen des Prinzen, hatten beide Freunde auf ihr Ehrenwort, sich binnen drei Monaten wieder zu stellen, Erlaubniß erhalten, eine Reise nach Frankreich zu machen. Zwar wäre es ihm ein Leichtes gewesen, ihre Auswechselung zu bewirken; allein alsdann wäre ihnen die Rückkehr zu dem Prinzen verwehrt gewesen; auch hätte sie die Ehre genöthigt, noch ferner die Waffen in einem Kriege zu führen, den sie jetzt, nach den politischen Ansichten, die ihnen der Prinz eröffnet hatte, für eben so ungerecht als zwecklos hielten.

Das erste Ziel ihrer Reise war Nismes. St. Didier, der jetzt nicht mehr zweifeln konnte, daß er derjenige sey, den Jeanette Collard in ihrem Briefe bezeichnete, brannte vor Begierde, seine Mutter kennen zu lernen, und zweifelte nicht, daß die Aufschlüsse, die er von ihr zu erhalten hoffte, auch über das Schicksal seines Freundes mehr Licht verbreiten würden. Er schrieb daher, gleich nach ihrer Ankunft zu Nismes, einen Brief an seine Mutter, den er ihr durch eine sichere Person zustellen ließ. Er erhielt bald eine Antwort, die, obgleich in wenigen Zeilen, ihre Freude aussprach, und ihn nach einem Landhause unweit der Stadt beschied, welches einer ihrer Freundinnen gehörte. Ich enthalte mich jeder Beschreibung dieser Zusammenkunft. Gefühlvolle Seelen werden ahnen, was Mutter und Sohn empfinden mußten. Als St. Didier erst seiner Mutter in ihre vor Freude und Zärtlichkeit leuchtenden Augen geblickt, als er erst an ihrer Brust geruht hatte, war jeder Zweifel, ob sie auch seine Mutter sey, aus seinem Herzen entschwunden, und er war so von dem Entzücken dieses neuen Gefühls berauscht, daß er fast vergessen hätte, den Punkt, der noch so sehr einer Aufhellung bedurfte, zu berühren; allein Jeanette führte ihn selbst darauf. — „Eine leise Anspielung in Deinem Briefe, — sagte sie, — so wie die Mittheilung meines Vaters, haben mich von Deinem Zusammentreffen mit einem Jüngling unterrichtet, der bisher glaubte auf den Namen meines Sohnes Anspruch zu haben. Ich weiß, daß der Lieutenant Vermont aus dem Munde Deines Vaters selbst die Nachricht hatte, daß er mein Sohn wäre. Hierbei fand freilich eine Täuschung Statt, doch nicht von Seiten des Marquis. Dieser selbst war von mir getäuscht. Höre, was mich zu diesem Spiele bewog, und verdamme dann, wenn Du kannst, Deine Mutter eines Betruges wegen, den blos ihre Zärtlichkeit für Dich abdrang. Du weißt ohne Zweifel aus der Erzählung Deines Freundes, daß Dein Vater darauf bestand, Dich von mir zu entfernen. So schrecklich mir dieses Opfer schien, so würde ich mich doch vielleicht in die Nothwendigkeit gefügt haben, wenn ich nicht durch meinen Vater vernommen hätte, daß man die Absicht habe, Dich der Marquise selbst in die Hände zu geben. Mein Gefühl empörte sich gegen den Gedanken, Dich einer Person anzuvertrauen, die schon um Deiner Geburt willen, Deine tödtliche Feindin seyn mußte. Zwar wußte ich, daß diese Geburt ihr ein Geheimniß bleiben sollte; allein, konnte ich mich bei dem Gedanken beruhigen, Dich Wohlthaten von einer Hand empfangen zu sehen, die, sobald Deine Herkunft bekannt wä-

re, sich zu Deiner Verfolgung bewaffnen würde! Und wie leicht konnte dies Geheimniß nicht verrathen werden! Mein beängstigtes Herz erhöhete mir unendlich die Gefahren, die Dir in diesem Falle droheten; ich glaubte sogar Dein Leben gefährdet, und die Angst vor diesen Gefahren, die doch eigentlich nur Gebilde meiner aufgeschreckten Phantasie waren, machte mich fast wahnsinnig. Endlich schien der Himmel sich meiner zu erbarmen. Ein Hoffnungsstrahl leuchtete mir plötzlich. Man hatte dem alten Didier, dem Du nach Deiner Geburt anvertraut wurdest, ungefähr vier Wochen später ein neugebornes Kind gebracht, mit der Bitte, es gegen ein ansehnliches Kostgeld zu erziehen. Seine Frau, Madeleine, die bereits die Zärtlichkeit einer Mutter für Dich gefaßt hatte, bangte fast eben so sehr vor dem Gedanken Dich zu verlieren, als mich selbst; dagegen war ihre Neigung für den später angelangten Pflegling weit schwächer, da sie seine Angehörigen durchaus nicht kannte, und auch nicht wußte, wie lange man ihn ihr lassen würde. Ich brachte zuerst diese gutherzige Bäuerin auf meine Seite, und mit ihrer Hülfe gelang es mir nach vielen Bemühungen, Didier zu bereden, Deinen Vater zu hintergehen, indem er ihm den jüngern Pflegling unterschöbe und Dich bei sich behielte. Der Betrug war leicht auszuführen, denn der Mann, der das Kind gebracht hatte, wollte erst in einem halben Jahre wieder kommen, um sich nach demselben zu erkundigen; dennoch lebte ich in immerwährender Angst, daß der Vater jenes Kindes es zurückfordern, und so Didier nöthigen möchte, um den Betrug zu verheimlichen, Dich an seiner Stelle hinzugeben; doch, das günstige Geschick befreite mich auch von dieser Sorge. Gerade um diese Zeit starb nämlich dem Bruder Didiers, der in demselben Dorfe wohnte, ein Kind in dem nämlichen Alter. Dieser Vorfall gab uns die Idee, jenes fremde Kind, welches wir dem Marquis überliefert hatten, für todt auszugeben. Didiers Bruder erhielt ohne Schwierigkeit eine Bescheinigung über den Tod seines Kindes, die nach Montpellier gesandt wurde. Unser Betrug gelang vollkommen, denn es erfolgte weiter keine Erkundigung über diesen Gegenstand. Ich hatte es mir feierlich angelobt, Dir eine Erziehung geben zu lassen, die Dich einst nicht bedauern ließe, unter den Augen Deiner Mutter geblieben zu seyn, anstatt fremden und feindlichen Händen Dein Lebensglück zu verdanken. Der Himmel beförderte meinen Vorsatz durch den guten Thouard, und ich hatte das unaussprechliche Glück, Dich zum vollkommenen Mann heranreifen zu sehen, ohne das bittere Gefühl zu haben, Deine Subsistenz Deiner natürlichen Feindin zu verdanken."

(Schluß folgt.)

Aus Friederichs Tagebuche.

(Bruchstücke.)

(Fortsetzung von Nr. 63.)

Kunst, Poesie, Literatur.

In der Kunst schafft der menschliche Geist gleich dem ewigen in der Natur, aber es ist doch in seinen Schöpfungen etwas anderes, als in denen der Natur. Jene scheinen ein Wesen höherer Art zu erstreben, es fühlt in ihnen der Geist sich gedrungen, etwas hervorzubringen, was er hier nicht findet, eine innere, ungesehene Welt der Ideale hervorrufend zu verwirklichen. Er sieht das Aehnliche, Verwandte des Erschaffenen mit dem, was sein Inneres will, und der Anstoß zum Schaffen geht von den Erschaffenen aus; aber eine Art Unbefriedigung mit diesem, das Bewußtseyn eines in dem Wirklichen nicht Erreichten, einer andern höheren Welt, ein Aufsehnen zu ihr, ist der innerste Keim des schöpferischen Triebes in der Seele des Menschen. — So wird auch das Göttliche, Geistige, das Innere, Ideale in der Natur, der göttliche Odem, der durch sie weht, aus ihr spricht, das Gepräge ihrer göttlichen Abkunft, nicht empfunden von dem Menschen, wenn in ihm selbst jenes Bewußtseyn der gleichen Abkunft aus dem Vollkommensten, Reinsten, das Bewußtseyn seiner höheren Art, nicht wach und lebendig, wenn der innere Spiegel nicht hell und klar ist, daß das Verwandte ausser ihm in demselben widerstrahle, fühlbar, anschaubar werde.

„Was hilft die glühende Natur
Vor deinen Blicken dir
Wenn innere Schöpfungskraft
Nicht deinen Busen füllt" ꝛc. (Göthe.)

„Der Mensch ist in sich reicher, als Himmel und Erde, und hat, was sie nicht geben können. — Himmel und Erde sind für ihn nur die Bestätigung von einem Wissen, das er sich in sich bewußt ist, und das ihm die Kühnheit und den Muth gibt; alles aus sich zu rectificiren. Mitten in der Herrlichkeit der Schöpfung ist und fühlt er sich größer, als alles, was ihn umgibt und sehnt sich nach etwas anderem." (Jacobi.)

Das schöpferische, beseligende Vermögen der Poesie ist eine in den Menschen gelegte Ahndung einer andern, höheren Welt; die Neigung, die süße Anziehung zum Gedichte, zur Dichtung, so lebhaft, so ernst und ganz den innern Menschen einnehmend, diese Neigung zu Gebilden, die nicht sind, in der Welt der Erscheinung kein Daseyn haben, muß in seinem Zusammenhang mit einer andern Welt gegründet seyn, mit denen er, ohne desselben sich klar bewußt zu werden, in geheimer Verbindung steht.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 70. Sonntag, 29. August 1824.

Goethen

zum 28. August 1824.

Was im Geheim der Schooß der Erde heget,
Tiefspürender, es ist gesucht durch Dich;
Auf heitrer Fläche was sich oben reget,
Durchforschender, es ist erkannt durch Dich.

Seh ich das Heer der Pflanzen keimen, blühen,
Da, Einheitlehrender, denk' ich an Dich;
Das Thiergeschlecht nach tausend Nahrung ziehen,
Nachspürender, auch da erkenn' ich Dich.

Hebt sich der Nebel, kommt Gewölk gezogen,
Gleich, Wolkenkund'ger, denk' ich da an Dich;
Und schmückt die Regenwand ein prächt'ger Bogen,
O, Farbenlehrender, da preis' ich Dich!

Das Reich der Menschenbrust nach allen Welten,
Wie Gottes Reich, es ist erforscht durch Dich;
Der Künste Reich sodann nach allen Seiten
Es ist erkannt, gelehrt, geübt durch Dich.

Der Architekt sinnt er auf edle Bogen,
Da, edler Meister, denkt er wohl an Dich;
Vergangner Dinge kund'ge Philologen,
Belebender, sie denken wohl an Dich.

Der junge Maler, wünscht er ächte Richtung,
Gutleitender, da hält er sich an Dich;
Strebt der Poet nach kunstgerechter Dichtung,
Da, Formenreicher, wählt er einzig Dich.

Die besten Künstler bester deutscher Bühnen
Sie sind gebildet, sind geübt durch Dich;
Den Sängern auch bist Du zum Heil erschienen,
Die besten Lieder singen sie durch Dich.

Ja! Dichten, Goethe, das ist Deine Sache!
Fragt man nach unserm Dichter, nennt man Dich,
Und fragt man uns, wer noch Gedichte mache,
Da Goethe, Goethe, nennt man wieder Dich.

Wenn Liebende sich ihre Neigung sagen,
Süßredender, sie können's schön durch Dich;
Wenn Trauernde sich ihre Leiden klagen,
Tieffühlender, sie rühren uns durch Dich.

Geht einer irr' im Labyrinth des Lebens,
Den klaren Weg er findet ihn durch Dich;
Strebt einer hin unreichenden Bestrebens,
Gemäße Richtung nimmt er bald durch Dich.

Was wir nur dunkel ahnen, klar und bündig
In Worten, treffend, hören wir's durch Dich;
Und sind wir Deutsche denn zum Reden mündig,
Wohlredender, so sind wir's auch durch Dich.

Was wir mit äußerm Sinn, mit innerm kennen,
Wir kennen's, Allbelehrender, durch Dich;
Und was wir Treffliches mit Namen nennen,
Mit jedem klingt ein Name nach für Dich.

Weimar. Eckermann.

Der Findling.

(Schluß.)

Jeanette schloß hier ihre Erzählung, indem sie ihren Sohn mit mütterlichem Stolz an ihr Herz drückte. — Konnte St. Didier ihr wohl eines Betruges wegen zürnen, zu dem nur ein Gefühl von Stolz und Delicatesse sie veranlaßt hatte, welches er selbst mit ihr theilte? — So waren denn endlich alle Räthsel gelöset, die das Schicksal der beiden Freunde bisher umhüllt hatten, und nichts hielt sie mehr ab, den wahren Urhebern ihres Daseyns ihre kindlichen Regungen zu widmen. Adolph drang indeß darauf, aus Didiers Munde die Bestätigung dieser Aufschlüsse zu erhalten, und St. Didier mußte sich endlich für jetzt von seiner Mutter trennen, nachdem er sie noch zweimal an jenem Orte gesprochen hatte. Der alte Didier wiederholte ihnen nicht nur alles was Jeanette bereits erzählt hatte, sondern erklärte auch durch einen gerichtlichen Akt, daß das Kind, welches am ersten May

17.. in jenem Wäldchen ausgesetzt, und von der Marquise von Preville aufgenommen worden, dasselbe sey, welches ihm zwei Monate früher von einem Herrn B. aus Montpellier zur Pflege übergeben worden wäre. Der gutherzige Adolph verzieh willig dem einfachen Landmanne ein Vergehen, bei welchem er keine böse Absicht gehabt hatte, da er wußte, welchen guten Händen er übergeben würde. Madeleine konnte sich an ihrem Pflegling (St. Didier) nicht satt sehen, und sich nicht genug wundern, daß aus dem kleinen Buben ein so stattlicher Offizier geworden wäre. Die beiden Freunde machten sich endlich, nachdem sie die Alten reichlich beschenkt hatten, von den Segnungen derselben begleitet, auf den Weg nach Paris. Adolph hatte hier noch ein Geschäft zu besorgen, welches ihm nicht weniger am Herzen lag, als die Hauptursache seiner Reise, und welches meinen Lesern, wenn sie nur irgend einiges Interesse an den Helden dieser Erzählung genommen haben, ebenfalls nicht gleichgültig seyn kann. Dieses Geschäft bestand in der Ehrenrettung der Marquise von Preville, und es freut uns nicht wenig, die poetische Gerechtigkeit befriedigen zu können, ohne der historischen Wahrheit zu nahe zu treten. Der General Clermont war nämlich auf Befehl des Königs vor ein Kriegsgericht gestellt worden, welches ihn von jedem Vorsatz eines Verraths aufs feierlichste freigesprochen hatte. Dieses Urtheil, welches die allgemeine Stimme wieder mit ihm versöhnte, machte die Anschuldigung gegen seine Schwester noch unwahrscheinlicher, als sie es jedem, der sie kannte, schon vorher gewesen waren. Adolph war mit sehr wirksamen Empfehlungen von seinem Vater versehen, und da der Vicomte unterdessen in einem Duell geblieben war, so hatte die Frau von Pompadour, die mehr herrschsüchtig und eitel, als rachsüchtig und boshaft war, kein Interesse mehr, sie zu verfolgen. Es kostete daher nur einige Schritte, um es dahin zu bringen, daß der Verhaftsbefehl gegen die Marquise zurückgenommen wurde. — Adolph, von diesem glücklichen Erfolge entzückt, dachte jetzt nur auf seine Rückkehr nach Deutschland. Als anerkannter legitimer Sohn des Fürsten S. war es ihm auch nicht schwer, seinen Abschied zu erhalten. St. Didier war durch sein Ehrenwort genöthigt ihm zu folgen, wurde aber bald darauf, seinem Wunsche gemäß ausgewechselt, und erhielt, da er nicht gern mehr gegen Pr. dienen wollte, eine Stelle unter den Seetruppen.

Wenn das Schiff erst einmal in den Hafen eingelaufen ist, so eilen die Passagiere mit dem ersten Boote dem Lande zu, ohne sich weiter um die letzten Bewegungen des Schiffes, und um die Stelle, wo es sich vor Anker legen wird, zu bekümmern. Wahrscheinlich geht es meinen Lesern eben so. Die Helden dieser Erzählung sind jetzt im Hafen. — Daß Adolph der glückliche Gatte Amaliens werden wird, können sie voraussehen, und so lasse ich sie denn über die kleine Ungewißheit hinwegschlüpfen, ob dies bald geschah, ob die Marquise noch lange in Deutschland verweilte u. s. w., und nehme mit der Versicherung Abschied von ihnen, daß das liebenswürdige Paar höchst glücklich in der Mitte der Seinigen lebte, denen es erst nach einer langen Reihe von Jahren in das Land folgte, wo keine Trennung mehr ist.

Logogryph.

Viel des Großen hat der Mensch erfunden,
Viel des Schönen hat sein Geist erdacht;
Kränze, von des Dankes Hand gewunden,
Werden dem Erfinder dargebracht.
Ob der Mann, der mich zuerst ersann,
Auch wohl einen Siegerpreis gewann?

Mein Erfinder lebt, — zwar keine Halle
Stolzer Tempel, kein erhöh'ter Stein
Nennet ihn, — jedoch in jedem Stalle
Muth'ger Rosse wird sein Denkmal seyn!
Ja sein Denkmal siehst du überall
In des Fürsten, in des Bauern Stall.

Doch — so einfach und gering ich scheine,
Ich bewahre Dinge seltner Art,
Mäusefänger heg' ich nicht alleine — 1)
Schloß und Kerker wird durch mich verwahrt: — 2)
Gold und Silber wird durch mich bewahrt, — 3)
Und die Spur, wo die Karosse fährt. 4)

Ich entscheide blut'ge Würgeschlachten, — 5)
Eine ganze Festung liegt in mir; — 6)
Will der Feind dein Ehrenwort nicht achten,
Sieh, so stell ich Bürgschaft ihm dafür; — 7)
Ich benenne, wer die Schlacht gewann, 8)
Und wer vor dem Andern sie begann. — 9)

Ich, ich leite dich in jedem Hause,
Jedem Thurme, hoch bis unters Dach; — 10)
Mönche üben mich in stiller Klause, — 11)
Ich umschatte manchen Silberbach. 12)
Schwarz befiedert, und mit weißer Brust,
Flieg' ich, lerne plaudern dir zur Lust. 13)

Bier schaff' ich dem Brauer in die Tonne; — 14)
Ich verkünde laut den Flug der Zeit, — 15)
Alles nennt mich unter dieser Sonne
Salomo in seiner Herrlichkeit: — 16)
In mir ruht, was einst befiedert lebt, — 17)
Was den Menschen übers Thier erhebt. 18)

Wer die Heimath über'n Sternen kennet,
Sieht des Lebens schönstes Bild in mir; — 19)
Menschen, die man alt und kraftlos nennet, — 20)
Selbst den Patagonen zeig' ich dir. — 21)
Schmerzen schaff' ich, und bin doch nur Sand, — 22)
Durch mich trägst du Blumen in der Hand. 23)

Sieh, so dien' ich in des Reiters Rechten,
Auch als Sporn der um die Ohren saus't. — 24)
Schiffe treib' ich, selbst bei dunkeln Nächten,
Sicher, wenn nicht Sturm und Woge braus't. 25)
Mit lebend'gen Raub in beiden Klau'n,
Kannst du mich hoch in den Wolken schau'n. 26)

Sanft und stark ertönen meine Saiten,
In Apollo's, in der Musen Hand; — 27)
Oefters pflegt ein Landmann mich zu leiten,
Und ich diene, vor dem Pflug gespannt; 28)
Auf mir nehmen Flotten ihren Lauf — 29)
Und du drückst mich deinen Briefen auf. 30)

Auflösung der Charade in Nro. 68.
S t a n d h a f t.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Freitag den 20. August. (Zum Besten des Pensions-fonds): Der Großpapa, Lustsp. in 1 Akt, frei nach dem Französischen von Friederike Elmenreich. Hierauf: Der Hofmeister in tausend Aengsten, Lustsp. in 1 Akt, nach dem Franz. von Th. Hell; zuletzt: Der Kammerdiener, Lustsp. in 1 Akt, nach dem Franz. des Scribe und Mellesville, von Mad. Krikeberg; (alle drei Stücke Mspt. und zum Erstenmal). Drei Kleinigkeiten an Einem Abend! — Doch, wenn sie nur eine große Einnahme gemacht haben, denn große Stücke geben eine kleine. Opern, Opern, nichts als Opern; solls allenfalls noch ein Lustspiel geben, dann wo möglich Gehacktes, Ragouts, Olla Potrida (pot-pourri) figürlich oder im eigentlichen Sinn. Wir werden nicht so unartig seyn, denen, welche die drei Kleinigkeiten noch nicht kennen, den fast alleinigen Reiz der Neuheit zu verderben, berichten nur, daß sie sich von dem ersten e t w a s, von dem zweiten w e n i g, von dem dritten n i c h t s versprechen dürfen, wiewohl das zweite durch das schöne, nur etwas gedehnte, aber in mehreren Stellen meisterhafte Spiel des Hrn. W e i d n e r als Hofmeister, welcher gerufen wurde, und das dritte durch das niedliche Spiel der Dem. L i n d n e r gehoben wird. Hr. O t t o machte im ersten Stück einen von dem Dichter unbarmherzig an der Nase geführten Großpapa wirklich trefflich, und seine Enkel, Hr. R o t t m a y e r und Dem. S c h o l z, waren zwei allerliebste Kindsköpfe. Im 2n Stück spielte Dem. S c h o l z das Lieschen nach Lindnerischem Vorbild, sehr gut. Ihr Liebhaber J a c o b, von Hrn. H a s s e l, hatte wenig von einem Wetterjungen, der die Conjugation Amo praktisch zu erklären weiß. Hr. L e i ß r i n g spielte den Vater recht gut. Im 3n Stück hätte man eher den Kammerdiener und seine Frau für Graf und Gräfin halten sollen, die Gräfin hatte wirklich einiges Bäuerliche und zwar Deutsch-Bäuerliche gegen das Französisch-Bäuerliche der Dem. L i n d n e r. Wenn Hr. O t t o die junge Rolle des Kammerdieners fortspielt, wie denn sicher zu wünschen, so möge man die Worte: „die jungen Leute" nächstens in „die jungen Eheleute" verändern.

Samstag den 21. **Die Zauberflöte**, Oper in 2 Abthl. von Mozart. Da wir ohnedieß in diesen Kritiken einen freien Gang nehmen, mögen folgende Bemerkungen, an eine Mozartische Oper angeknüpft, uns vor dem Vorwurf einer beabsichtigten Verkleinerung Mozarts sichern und zugleich nicht minder zur Belehrung und Unterhaltung dienen, als die letztsonntägige Opern-Berichtigung. Wie der Rf. diese Berichtigung zur flüchtigen Einsicht erhielt, schrieb er schnell eine so viel thunlich artige Antwort nieder, weil er in der Berichtigung einige unartige Ausdrücke ausgestrichen fand. Bei Ansicht der sonntägigen Iris fielen ihm indessen die Schlußworte als noch unartiger auf und bei näherer Prüfung der Beschuldigung zeigte sich, daß diese, hier folgenden Worte eben so viel Verläumderisches als Unrichtiges enthalten, nämlich:

„Der Zweck dieser Berichtigung ist erreicht, wenn sie
„diejenigen vorsichtiger macht, welche so geneigt sind,
„das Genie bei der Mittelmäßigkeit in die Schule zu
„schicken und dem Erhabenen einen gemeinen Ursprung
„zu suchen. H. Z—z."

Fürs erste haben wir nirgends von Mozart herabwürdigend geurtheilt und in denselben Worten, worin wir den im Grunde nur komischen Gedächtniß-Fehler begingen, ist zugleich unsere größte Verehrung für diesen Meister der Töne ausgedrückt. Gern wollten wir den Einsender nur prosaischer Beschränktheit zeihen, daß er unsere Worte mißdeutete, aber die totale Mißkennung unserer Absicht zeugt von b ö s e m W i l l e n. Da wir nun nicht Willens sind, unseren, wenn nicht über Tadel erhabenen, doch mit r e d l i c h e m W i l l e n geschriebenen Kritiken einen Stoff „gemeinen Ursprungs zu suchen," so wollen wir die Beweggründe des Einsenders bei Seite gestellt seyn lassen und ihn lieber über die Bildung des Genies eines Besseren belehren. Es zeugt von Beschränktheit, wenn man einen dichterischen Genius nicht auch bei der Mittelmäßigkeit in die Schule gehen lassen will. Kein Dichter wächst glanzumgürtet aus der Erde heraus, alle haben ihren Dichter-Vater auf der Erde, das ist der Geist der Poesie, der da lebt, im Volke lebt; alle haben ihre Ammen, die sie groß und kräftig gesäugt haben, das sind Vorbilder, an die sich die jungen Dichter anschlossen und die sie nach erlangter Mündigkeit verlassen haben. So hatte z. B. Schiller seinen Klopstock und manches alte Gedicht, so hatte er Luthers Bibel, Gerstenbergs Ugolino, Shakspeare in einer schlechten Verdeutschung, Göthe's Götz von Berlichingen u. s. w. gut und schlecht durcheinander. Sein Geist kämpfte sich bald durch die Mittel-

mäßigkeit zur Erhabenheit durch. Manch starrer Fels, an welchem er sich aus der Fluth der Gemeinheit gerettet, wurde ihm zum Tellsfelsen, von welchem er das Schiff niedrer Tyrannei in den wilden See zurückstieß. Noch ein auffallenderes Beispiel gibt uns Wieland, welcher einst, als in einem Gespräch mit einem Freunde die Rede von Vorbildern war, sagte: Jeder, der sich zum Dichter bilde, müsse sich zuerst Vorbilder wählen. Er nannte nun ein wunderliches Vorbild seiner eignen Jugend: „Brockes irdisches Vergnügen in Gott" ein jetzt wohl vergessenes Buch. Es schildert in Liedern und metrischen Betrachtungen mannigfaltige Naturschönheiten mit einer bis ins Aengstliche und Mikroskopische gehenden Redseligkeit, hat aber neben vielem Steifen und Anatomisch-Didactischem manche einzelne Schönheiten aufzuweisen. Von diesen Gedichten bekannte Wieland, er habe als Knabe eine Zeit gehabt, wo ihm nichts über dieses Buch gegangen sey, so daß er es halb auswendig gewußt habe. Und sicher sind aus dieser alten Liebschaft manche herrliche Naturschilderungen in seinem Oberon und vielen anderen Gedichten erwachsen, die sich Andere vielleicht bemühen, lediglich beim Ariost aufzusuchen. Wie viele Vorbilder hatte nicht Shakspeare in der Mittelmäßigkeit, von der er sich nicht besann, ganze Reminiscenzen aufzunehmen und Aehnliches läßt sich von allen poetischen Genies, auch von musikalischen, wie Bach, Händel, Haydn ꝛc. berichten. Dieß nur, um zu zeigen, wie man sich über Vorbilder und Mittelmäßigkeit gewaltig irren kann, weßhalb uns die Autorität H. Z—z nicht so aufs Gerathewohl des Schillerischen Spruchs hätte zeihen mögen: „Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn." Wenn wir einmal mehr Zeit haben, wollen wir zur Beurtheilung vorlegen, ob und welche Vorbilder Mozart gehabt, oder ob er nur aus sich selbst hervorgegangen ist. Möge diese kleine Erörterung die Autorität H. Z—z inskünftige wenigstens „vorsichtiger machen", wenn sie uns berichtigen will und dem Drang der Begeisterung nicht widerstehen kann, etwas Gemeingültiges vorzubringen.

In der Zauberflöte gab Hr. Boucher den Tamino, doch fehlt es seiner Stimme sowohl an Umfang und Stärke, als an Ausbildung, um dieser schweren Parthie Genüge zu leisten. Eine Dem. Hauß sang als ersten theatralischen Versuch die Parthie der Königin der Nacht. Ein braver Anfang: reine Intonation, Sicherheit der Coloraturen. ein klangvolles biegsames Organ, treffliche Höhe; ihr wurde ein rauschender Beifall zu Theil und wir hegen die besten Erwartungen für ihre künstlerische Ausbildung. Heute gingen die Gesänge der Nymphen nicht gut.

Sonntag den 22. Des Königs Befehl, Lustsp. in 4 Abthl. von Töpfer. Hierauf: Ein Stündchen in Pyrmont, Lustsp. in 1 Akt nach dem Franz. des Scribe, von Töpfer. Das erste Lustspiel, worin Hr. Weidner (König), Hr. Otto (Wendel), Dem. Lindner (Julie) und Hr. Leißring (Corporal) mit anerkannt trefflicher Laune auftraten, Dem. Urspruch (Henriette), Hr. Rottmayer (Branden) und Hr. Düpre (heute Hr. Größer als Tolli) recht lobenswerth, und Hr. Hill (Lindeneck) und Hr. Linker (franz. Dichter) nach Vermögen spielen, ärndtete auch heute den verdienten Beifall. Das letzte Stückchen konnte hingegen keinen erobern, obgleich sich die Mitspielenden alle Mühe gaben. Indessen hätte vielleicht Hr. Hassel, welcher für seine nicht gute Darstellung des Frankfurter Seidenhändlers gerufen wurde, einiges Interesse geben können, wenn er in der Lustigkeit nicht zu laut geworden wäre und die Individualität reiner genommen hätte, was wir von seinem trefflichen Capitain her wohl erwarten durften.

Montag den 23. (Zum Besten des Hrn. Boucher): Axur, König von Ormus, Oper in 4 Abthl. von Salieri.

Dienstag den 24. Röschens Aussteuer, Lustsp. in 3 Abthl. Hierauf: Der Hofmeister in tausend Aengsten, Lustspiel, wiederholt.

Mittwoch den 25. Titus, Oper in 2 Abthl. von Mozart. Den Titel einer heroischen Oper verdient nicht leicht eine Oper in gleichem Grade wie diese, um der Musik willen, obwohl das Süjet sich nur in den Händeln verschmähter Liebe bewegt. Es ist interessant, eine Vergleichung des heroischen Effekts dieser Oper mit Spontinis und Rossinis Heldenopern anzustellen, wie rein, edel und einfach ist der Schwung Mozarts, wie überladen und durch Lärm imponirend ist die dort in Bewegung gesetzte schwächere Kraft, die Vestalin ausgenommen. Den Triumphmarsch und die Arie: „Herrlich strahlt Rom dein Schicksal" hörten wir durch Hrn. Nieser und unser braves Orchester trefflich ausgeführt. Mad. Brauer (Vitellia) und Dem. Bamberger (Sextus) standen dem ausgezeichneten Sänger durch Wohlklang und Seele ihres Gesangs würdig zur Seite.

Donnerstag den 26. Der Haupttreffer in der Güterlotterie, Lustsp. in 4 Abthl. von F. v. Weissenthurn. Hierauf: Ein Stündchen in Pyrmont, wiederholt.

Theater-Anzeige.

Montag den 30. August. Preciosa, Melodrama.
Dienstag den 31. Die gebesserte Eigensinnige, Op.
Mittwoch den 1. September. Das öffentliche Geheimniß, Lustspiel.
Donnerstag den 2. Faust, Oper.
Freitag den 3. Maske für Maske, Lustsp. Hierauf: Der Grospapa, Lustsp.
Samstag den 4. Die Müllerin, Oper.
Sonntag den 5. (Zum Erstenmale) Emmy Robsard, Schsp. in 5. Aufz. Nach Walter Scott von Lembert.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 71. Donnerstag, 2. September 1824.

Aus der nächstens erscheinenden neuen Uebersetzung
von
Youngs Nachtgedanken,
von dem Grafen von Bentzel-Sternau.

Erste Nacht.
Leben, Tod, Unsterblichkeit.

(Fortsetzung.)

Hier ist des Daseyns Knospe, Dämmerung,
Das Grauen unsers Tags und seine Pforte.
Verschlossen bleibt des Lebens Bühne noch,
Nur Tod, der starke Tod, er hebt des Riegels Masse,
Er sprengt die dichte Scheidewand aus Thon,
Und gibt uns Daseyns-Embrionen frei.
Denn ferner liegt dem ächten Leben kaum,
Als wir, der Keim, der fremd dem Lichte, noch
Nicht Embrio, in seinem Vater schlummert.
Ihm gleichen wir, bis wir die Schale brechen,
Die Schale aus Azur, die uns umgibt,
Und ein in's Leben gehn, der Engel Leben,
(O Wonne!) und der Menschen Leben auch.

Doch scharrt der Mensch, der Thor, den Geist hier ein;
Begräbt die Himmelshoffnung seufzerlos;
Und knüpft, der Erde Sklav' und unter'm Mond gefesselt,
Den Wunsch am Boden an, da ihm der Himmel
Doch Schwingen gab, Unendlichem zu nahen,
Es zu erreichen, wo vom holden Lebensbaume
Zunächst der Gottheit Thron, Unsterblichkeit
Der Seraph pflückt. Wie glüht in goldnen Trauben
Der Himmelswonne Füll' an Ihrem vollen Strahl,
Für den Gerechten reifend, dort, wo kein
Minutenlang Jahrhundert gilt, und Zeit
Und Schmerz und Wechsel und der Tod vergeh'n!
Vermag die Flucht von dreimal zwanzig Jahren
Die Ewigkeit aus Menschensinn zu drängen,
Unsterbliches zu hüllen in den Staub?

Der Geist, der, für Unsterblichkeit geschaffen,
Die Flammenkraft auf ernstes Spiel vergeudet,
Und wie die Bühne hier ihn schreckt, ihn reizt,
In Wellen des Entzückens wogt, der Angst,
Er gleicht dem Meer, das wilder Sturm empört,
Die Feder fortzuweh'n, die Fliege zu ertränken.

Wen trifft mein Tadel? Mich wirft er zu Boden.
Wie war mein Herz verhärtet von der Welt!
Wie selbstbestrickt war mein gesunk'ner Geist!
Der Raupe gleich, wie war ich eingesponnen
In leicht Geweb' der niedern Phantasie,
Daß der umhüllte Sinn dem Traum erlag,
Dem sanften Traum von ew'ger Erdenlust,
Und seine Schwinge sank, des Firmaments vergessen!

Uns frommen kann der Nacht Gesicht, (ich sang's)
Doch wacher Traum bringt Weh. Wie träumte ich
Unmögliches! (Vermöchte Schlaf wohl mehr?)
Von steter Lust in steten Wechselkreisen!
Von sichern Freuden auf der Brandung Woge!
Und ew'gem Sonnenschein im Lebenssturm!
Die Szenerei gemahlter Wonnen hing
So reichlich um die Mittagsträume her!
Und Lust um Lust in grenzenloser Ferne!
Da rief der Tod, der rastlos mit der ehr'nen Zunge
Millionen jeden Tag zum Mahle heischt.
Ich fuhr entsetzt empor, und fühlte mich verloren.
Wohin nun meines Wahnsinns Prachtgeschmeide?
Die spinnumwebte Hütte mit zerfallnen Mauern
Aus mürbem Lehm ist gegen mich Pallast!
Der Spinne dünnster Faden ist ein Seil,
Ein Tau, verglichen mit dem zarten Band,
Das an der Erde Glück den Menschen knüpft;
Denn es vergeht am leisen Hauch der Luft.

O Wonnestunden ungestörten Glücks!
Voll ohne Maas! und dauernd ohne Schranken!
Des Glückes Stätigkeit ist höchstes Glück.
Könnt ihr, so reich an Lust, ihr Ende fürchten,
Dann saugt der gräßliche Gedank' sie auf;
Und scheucht das Paradies aus lichten Räumen.
Gesichert ruht ihr ob der Sphären Kreisen,
Aus deren Schwindeltanz Verderben thaut
Im trüben Wechsel auf der Erde All.
Hier geht mit Anderm jede Stunde schwanger,
Und mit dem Bessern selten; selbst das Beste
Ist sterblicher als des Geschicks gemein Erzeugniß.

Ein jeder Augenblick führt seine Sichel,
Wetteifernd mit der Riesensens' der Zeit,
Die Reiche in dem weiten Schwung' entwurzelt:
Indeß der Augenblicke Schaar mit kleiner Waffe,
Im engern Kreis der süßen Häuslichkeit
Der Erdenwonne schönste Blüthen mäht.

Glück! Erdenglück! — o stolzes Wort und eitel!
Verhüllter Hochverrath an Gottes Schluß!
Tollkühner Eingriff in das Recht des Himmels!
Ich drückte Schattenbilder an die Brust;
In Luft zerflossen sie! O daß ich dies erwogen,
Eh' ich die Arme innig um sie schloß!
Dann trüg' mein Herz so tiefe Wunden nicht!

O Tod! du großer Herr des Alls! dein ist
Die Kraft, die Reiche tilgt und Sterne löscht.
Die Sonne selbst strahlt nur, weil du's vergönnest,
Du drängst auch sie dereinst aus ihrem Kreis.
Warum erschöpfest du, so reich an hohem Raube,
Partheiisch dein Geschoß auf nieder Ziel?
Was triffst du mit Erbitt'rung mich, nur mich?
O unersättlich gier'ger Bogenschütze,
Genügte dir an einem Opfer nicht?
Dein Pfeil flog dreimal, dreimal sank mein Glück;
Und dreimal, eh sich dreimal füllt' des Mondes Sichel.
O Cynthia, warum so bleich? klagst du
Um deines armen Nachbars Loos? bekümmert dich,
Daß menschlich Leben in des Kreislaufs Wirbel,
Den ew'gen Wechsel deiner Bahn besiegt?
Wie schwindet mein erborgtes Glück dahin!
Die wandelbare Huld, Fortuna's Lächeln!
Nicht so der Tugend sich'rer, selbst errung'ner,
Der Sonnenstrahl der ächten Seligkeit.

Verwaist ist jede fromme Regsamkeit,
Mag ich auch Ort und Stund' und Stellung wechseln.
Gedanke! o geschäftiger Gedanke!
Für meines Herzens Frieden zu geschäftig!
Von stiller Nacht geführt, durchschleicht er leise
Der Vorzeit dunkle Thür', dem Mörder gleich,
(Zum Mörder wird er mir!) und irrt verarmt
Und wild in freundlicher Vergangenheit;
Den Kummer sucht er auf mit irrem Sinne,
Und sieht nun od' die Gegenwart, und sieht die Geister
Geschied'ner Freuden; welche volle Schaar!
Ich klage um des frühern Schicksals Schätze
Um welkes Labsal lieblicher Erquickung;
Es ängstigt mich die einst so liebe Wonne;
Und was einst Freude war, wird nun zur Wunde.

Doch warum Klage? Klage um den Einen?
Erhebt die Sonn' ihr Flammenhaupt nur mir,
Dem Einzelnen? sind alle and're Engel?
Mein Schmerz gilt tausend Tausenden, dem Menschenloose.
Das Schicksal lieh in irgend einer Form
Der Mutter Weh'n den Weibgebornen allen;
Des Schmerzens Kind und Erbe ist der Mensch.

Krieg, Hunger, Pest, Volkane, Sturm und Flamme
Und Bürgerkrieg, und mit dem Dreierz um
Den Busen, Tirannei, berennt den Menschen.
Der Gottheit Bild, des Tags enterbt, vergißt,
In's Bergwerk eingesenkt, der Sonne hier;
Unsterblich, wie ihr stolzer Unterdrücker,
Sind Jene dort, die wund am ew'gen Ruder rasseln,
Und pflügen Winterflut, Verzweiflung erntend;
So Manche, für den harten Herrn, in Waffen
Entnervt, verstümmelt in der heißen Schlacht,
Erbetteln mit den halben Gliedern Brod,
Ein bitter Brod, (im Land', das tapfer sie gerettet!)
Weil der Tirann, weil es sein Günstling will.
Unheilbarkeit und Noth (ein grausam Paar!)
Sie sah'n erbarmungslos die hoffnungslose Menge
Zugleich, und zum Asile wird das Grab.
Ha! Leichen speien ächzende Spitäler!
Und Schaaren ächzen vor der Todespforte!
Und Schaaren, einst im Schoos des Glücks gepflegt,
Erflehen nun die kalte Hand des Mitleids!
Und flehen (was entsetzlich ist) vergeblich!
Hieher, ihr weiche Kinder des Vergnügens!
Die modischer Besuch schon klagen laßt,
Besuchet hier und ruht euch aus von Lüsten;
Erleichtert, gebend, euch das Joch des Ueberdrußes.
Doch — Virtuosen in der Unverschämtheit —
Fühlt Ihr Erröthen nur vor dem, was recht.

Wohl uns! ergriffe nur das Leiden Solche! —
Doch Klugheit schützt und Tugend rettet nicht;
Der Krankheit Gift drängt sich zur Nüchternheit,
Zur Unschuld Züchtigung; und wilder Lärm
Verfolgt zur dichten Nacht den Freund der Ruhe.
Des Menschen Vorsicht selbst zeugt oft Gefahr,
Und seines Hüters Sturz zerschmettert ihn.
Dem Namen untreu wird Glückseligkeit!
Es gibt der eigne Wunsch nicht was wir wünschen.
Wie ferne oft, wornach wie heiß uns sehnen,
Vom Ziel der Sehnsucht, von Glückseligkeit.
Natur herbergt auf Rosenpfad den Schmerz,
Und treue Freundschaft selbst verletzt durch Irrthum.
Auch wenn das Unglück feiert, wie viel Leiden!
Und wie viel Fehde ohne einen Feind!
Doch mangeln Feinde nie dem besten Menschen.
Ach! endlos ist des Menschenjammers Reihe,
Des Seufzens Kraft vergeht, nicht Stoff zum Seufzen.

Welch kleinen Theil des Balls aus Erd' und Wasser
Besitzt der Mensch! der Rest ist Wüste, Fels,
Einöde, eisig Meer und glüh'nder Sand;
Der Ungeheuer wilder Aufenthalt,
Voll Stacheln, Gift und Tod. O düst'rer Erdenkarte!
Doch düst'rer ist's, daß sie des Menschen Bild!
So eng begrenzt die Wonne ihres stolzen Eigners
Auf's weitumfass'nde Gebiet des Jammers,
Wo tiefe Unruh' tost, laut Klage heult,
Und Leidenschaft den gift'gen Stachel führt,

Die gier'ge Pein zerfleischt des Lebens Sitz,
Und dräu'nden Rachen das Verderben öffnet.

Doch, wer bin ich, der ich mich selbst betraure?
Des Greises wie des Kindes Hoffen ruht
Auf fremdem Beistand: Liebe uns zu lehren —
Sie wird uns erste Lehre der Natur, wie letzte.
Des Selbstlers Herz ist seiner Qualen werth.
Wenn bess'rer Schmerz uns beugt, erhöht er uns,
Und selbstbewußte Tugend mildert Pein.
Die Tugend wie die Klugheit heischt von mir,
Dem innern Drang die zweite Bahn zu öffnen;
Ihn theilend nur scheuchst du des Kummers Strom.
So nimm denn, Welt! der Thräne heil'ge Schuld.
Wie trüb' erscheint die Menschenlust dem Geiste,
Der weiter sieht, als einer Stunde Raum!
O wer du seyst, dem Jubel füllt die Brust,
Verlangst du, daß ich deines Glücks mich freue?
Ich weiß, du willst es so — dein Stolz begehrt's.
Dein Stolz verzeih', was dein Gemüth bedarf,
Den segenvollen Tadel eines Freundes.
Du armer Glücklicher! durch Blindheit selig:
Die Thorheit schaukelt dich in stetes Lächeln.
Erkenne, Lächler! die Gefahr der Lust;
Denn deine Freude wird des Kummers Bothe.
Das Unglück steigert, strengem Gläub'ger gleich,
So wie du Frist verlangst, auch seine Ford'rung;
Es flicht die Geißel aus vergang'nem Glück',
Dich quälender mit Doppelweh zu treffen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schein betrügt.

Der amerikanische General Lee ging stets sehr einfach gekleidet und bediente sich nur sehr groben Tuches zu seinem Anzuge, aber er hatte dabei den Fehler, daß er wenig auf Reinlichkeit hielt.

Einst fand im amerikanischen Freiheitskriege eine Zusammenkunft bei dem General Washington in einem vom Lager entferntem Hause statt, wo auch gespeist werden sollte. Der General Lee stellte sich früher ein, als die übrigen dazu Eingeladenen. Hungrig, ging er gerades Weges in die Küche und foderte etwas zu essen. Der Koch, ihn für einen Bedienten haltend, sagte zu ihm: das kann geschehen, aber erst helft mir diesen großen Kessel auf's Feuer setzen.

Der General that dies. Der Koch reichte ihm nun einen Teller mit etwas kaltem Braten und Brod.

Während er aß, näherte sich ihm die Küchenmagd. Sehr redselig fing sie ein Gespräch mit dem Unbekannten an; erzählte, wer heute hier ankommen würde und sprach besonders viel vom General Lee, der auch erwartet würde. Er soll sehr häßlich seyn, setzte sie hinzu: und gar nichts auf seinen Leib halten.

Der General erwiederte ganz gelassen: darin mögen die Leute wohl recht haben, ich selbst habe das gefunden.

Die Magd bat bald darauf ohne Umstände den General, ihr doch einen Eimer Wasser vom Brunnen zu holen, da sie dessen zum Abwaschen von einer Schüssel und einigen Tellern benöthigt sey.

„Da steht der Eimer!“ sagte sie zu ihm und zeigte auf solchen mit der Hand.

Lee machte auch dawider keine Einwendung, sondern unterzog sich dem Geschäfte.

Mittlerweile traf Washington ein; da er einen Bedienten Lee's vor der Thüre des Hauses fand, so war er überzeugt, daß dieser schon angekommen seyn müsse. Die Magd hatte auf den gefüllten Eimer gewartet, ungeduldig ging sie auf den Hof, um den Unbekannten zu fragen, weshalb er sich nicht fördere? In dem nämlichen Augenblick näherte sich ihm ein Bedienter Washingtons, sehr verwundert, ihn Wasser schöpfend anzutreffen, um ihm zu melden, der General Washington sey eben angekommen und ließe ihn ersuchen, sich zu ihm zu bemühen.

Der Bediente nannte den General Lee Excellenz.

Das Mädchen erschrak jetzt so sehr, daß sie den vollen Eimer, welchen sie eben dem General aus der Hand genommen, fallen ließ, daß das Wasser umherströmte.

Lee beruhigte das Mädchen und indem er ihr einen Dollar in die Hand drückte sagte er:

„Es hat nichts zu sagen. Es ist meine eigene „Schuld.“

Da eben sein Adjutant hinzukam, um ihm Washington's Ankunft zu melden, wandte er sich zu diesem mit den Worten:

„Lassen Sie sich dies zur Warnung dienen, „junger Mann! Anständig gekleidet zu seyn, hat „auch einen Nutzen; man muß den Anstand nicht „verletzen, das werd' ich mir für die Zukunft „merken.“

Zur Charakteristik Washington's.

Nach dem unterm 20. Januar 1783 zwischen Großbritannien und den vereinigten Staaten von Amerika geschlossenen Frieden drohten, wegen der Ansprüche des für die Unabhängigkeit der englischen Besitze in Amerika gefochtenen Militärs, im Innern des neuentstandenen Freistaats Unruhen auszubrechen.

Washington hielt es für seine Pflicht, durch ein Beispiel der Mäßigung, die Republik, an deren Entstehung er einen so wesentlichen Antheil hatte, vor neuer Störung sicher zu stellen.

Er legte also freiwillig seine Aemter nieder und sagte bei dieser Gelegenheit zu den versammelten Offizieren, als er von ihnen Abschied nahm:

„Glauben Sie nicht, daß ich auf den Ruhm „Verzicht geleistet habe; ich habe vielmehr die Ab„sicht, einen sehr hohen zu erringen; nämlich den, „ein guter Landwirth in einem Lande zu werden, „das von der Cultur des Bodens alles Glück zu „erwarten hat. Wenn wir uns wechselweise ein „schönes Beispiel im Kriege gegeben haben, so will „ich Ihnen jetzt noch eins im Anbau des Bodens „geben, oder von Ihnen erhalten. Wir wollen uns „oft besuchen, meine Freunde, und auf unserm gut„angebauten Grund und Boden im Schooße uns„rer glücklichen Familie und zufriedenen Unterge„benen, wollen wir uns der alten ehemaligen Ge„fahren, Thaten und Wohlthaten der Vorsehung „erinnern. Ich nehme von Ihnen Abschied, das „Herz voll von der reinsten Zuneigung zu Ihnen „und durchdrungen von der lebhaftesten Erkennt„lichkeit. Mögen Ihre künftigen Tage eben so glück„lich für Sie seyn, als diejenigen, die Ihnen vor„aufgegangen sind, glorreich für Sie waren. Ich „kann nicht jedem Einzelnen von Ihnen besonders „ein Lebewohl sagen, aber ich werde jedem, der mir „die Hand reicht, sie noch zum Abschiede dankbar „und herzlich drücken."

Alle nahten sich schweigend und tief gerührt dem Scheidenden, und faßten seine Hand. Bald darauf bestieg er ein Schiff und segelte davon.

Mancherlei.

Als Peter der Große nach Frankreich kam, wollte er die Frau von Maintenon sehen, welche in einem Alter von 83 Jahren fortwährend bettlägerig war. Mit gespannter Erwartung, der merkwürdigsten Geliebten Ludwig des Großen zu nahen, trat er an ihr Lager, erschrack aber so sehr, daß er, ohne ein Wort zu sagen, die Vorhänge schnell zuzog und aus dem Zimmer eilte. Man behauptet, dieser Auftritt habe die Kranke so erschüttert, daß ihr Ende dadurch sichtbar beschleunigt worden sey.

Zu Lode, im Fürstenthum Neuchatel, hatte man noch keine Taschenuhr besessen, viel weniger eine gefertigt, als im Jahr 1679 ein Pferdehändler, der im benachbarten Sagne bei einem jungen Landmann, Namens Richard, abgetreten war, das Unglück hatte, seine englische Uhr fallen zu lassen. Ein mechanisches Genie, Namens Sagne, der sich sein sämmtliches Geräth selbst zu machen gewöhnt war, besah die Uhr, nahm sie auseinander, fand und ersetzte den Schaden, brachte sie wieder in Gang und lernte auf diese Weise die Unruhe, die Feder, die Räder und die Zusammensetzung kennen. Erst versuchte er es, sie im Großen nachzuahmen; es gelang mit Hülfe eigener roher Werkzeuge. Er konnte es von den Genfern nicht erhalten, daß sie ihm die Maschine gezeigt hätten, womit sie die Räder ausstoßen; er erfand in der Noth eine ähnliche. Bald war seine ganze Familie im Stande, ihm zu helfen, und als er im Jahr 1741 in Lode starb, war seine Fabrik eine der berühmtesten in der Schweiz.

Eine Viertelstunde von Basel liegt das Dorf Saint-Jacques oder Sankt-Jakob, gemeiniglich die Thermopylen der Schweiz genannt, weil im Jahr 1444 dreizehn Hundert Schweizer den Paß zwölf Stunden lang gegen 30,000 Franzosen vertheidigten, und bis auf den letzten Mann umkamen. Die Baseler feierten diese Begebenheit auf eine edle Weise. Sie pflanzten einen Weinberg auf das Schlachtfeld. Alle Frühjahr trinken sie im Dorfe auf das Andenken ihrer tapfern Brüder von dem, unter dem Namen Schweizerblut bekannten Wein.

Im Jahr 1818 lebte in Aargau noch eine Frau, welche 1763 den 12. Juli, in einem Alter von drei Jahren, von einem Stein-Adler, als sie auf der Wiese schlief, in die Luft fortgeführt ward. Ein Bergbewohner in der Nähe hörte das Geschrei des Kindes, ohne anfangs ahnen zu können, woher es käme; dann sah er den Adler allein aufstiegen, und fand das Kind am Rande eines Abgrundes. Vermuthlich hatte es der Adler dort abgesetzt, um es besser in die Krallen fassen zu können, und war durch das Herbeieilen des Mannes aufgescheucht worden.

Unter den Schuhmachern haben sich immer viele wissenschaftliche Köpfe gefunden, und diese Bemerkung ist sehr alt. Schon Phädrus läßt einen Mann, welcher wunderhafte Medizin im verborgenen macht, einen Schuhflicker seyn. Die neuere Zeit hat die beiden Genies unter den Schuhflickern, den Hans Sachs und Jakob Böhme sehr hervor gezogen und Götz giebt in seinen „selectis ex historia litteraria" eine höchst bedeutende Zahl von gelehrten Schustern, die noch sehr vermehrt werden könnte.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 72. Sonntag, 5. September 1824.

Kolumbus.

Was willst du, Fernando, so trüb und so bleich?
Du bringst mir traurige Mähr?
„Ach edeler Feldherr, bereitet euch,
„Nicht länger bezähm' ich das Heer.
„Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
„So seyd ihr ein Opfer der Wuth,
„Sie fordern lauter wie Sturmgebrüll
„Des Feldherrn heiliges Blut."

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die Wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach —
Verzweiflung im wilden verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern der Tod:
„Verräther! wo ist nun dein gleißendes Glück?
„Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!

„Du gibst uns nicht Speise, so gib uns dein Blut!
„Blut, riefen die Schrecklichen, Blut!"
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
Entgegen der stürmenden Fluth:
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und lebt;
„Doch bis noch ein einziges Mal
„Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
„Vergönnt mir den segnenden Strahl.

„Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad'
„So biet' ich dem Tode mich gern.
„Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad,
„Und traut auf die Hülfe des Herrn."
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick
Besiegte noch Einmal die Wuth.
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück
Und schonten sein heiliges Blut.

„Wohlan denn! es sey noch; doch zeigt sich der Strahl
„Und zeigt uns kein rettendes Land,
„So siehst du die Sonne zum letztenmal,
„So zittre der strafenden Hand."
Geschlossen war also der eiserne Bund,
Die Schrecklichen kehrten zurück.
Es thut der leuchtende Morgen uns kund
Des duldenden Helden Geschick.

Die Sonne sank, der Schimmer wich,
Des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel, er rauschte schauerlich
Durchs weite, wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach! kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Sein treues Fernrohr in der Hand,
Die Brust voll Gram, so wacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held in düstrer Nacht.
„Nach Westen, o nach Westen hin
„Beflügle dich, mein Kiel!
„Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
„Du meiner Sehnsucht Ziel!

„Doch mild, o Gott, von Himmelshöh'n
„Blick auf mein Volk herab!
„Laß sie nicht trostlos untergeh'n
„Im weißen Fluthengrab."
Er sprachs, der Held von Mitleid weich,
Da horch! welch eil'ger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, so trüb' und so bleich?
„Was bringt dein bebender Schritt?

„Ach, edler Feldherr, es ist gescheh'n!
„Jetzt hebt sich der östliche Strahl."
Sey ruhig, mein Treuer! von himmlischen Höh'n
Entwandt sich der leuchtende Strahl;
Es wallet die Allmacht von Pol zu Pol,
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn. —
„Lebt wohl denn, mein Feldherr, lebt ewig wohl!
„Ich höre die Schrecklichen nahn."

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängt die Menge sich nach;
Da strömen die Krieger, die Wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.
„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit;
„Ihr werft mich in's schäumende Meer.
„Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit;
„Gott schütze dich, irrendes Heer!

Dumpf klirrten die Schwerter, ein wüstes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft.
Der Edle bereitete still sich und frei
Zum Wege der flutenden Gruft.
Zerrissen war jedes geheiligte Band,
Schon sah sich zum strudelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen, und: „Land!
„Land! ruft es und donnert es: Land!"

Ein glänzender Streif, mit Purpur gemahlt
Erschien dem beflügelten Blick,
Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt
Erhob sich das winkende Glück,
Was kaum noch geahndet der göttliche Sinn
Was muthvoll der Große gedacht!
Sie stürzten zu Füßen des Herrlichen hin
Und priesen die göttliche Macht.

Ribbek.

Erwiederung des Einsenders der Opernberichtigung

(Iris Nro. 68.)

an den Verfasser jener Opernkritik

(Iris Nro. 70.)

In einem Provinzial-Städtchen in Frankreich wurde ein Knabe gezeigt, der einen goldnen Zahn hatte. Man kam von allen Seiten, die wunderbare Erscheinung anzustaunen, und die großen Geister der Provinz waren um eine Erklärung des Mirakels nicht lange verlegen. Einer wollte aus den Gesetzen des menschlichen Organismus beweisen, es wäre eine Kleinigkeit einen goldnen Zahn zu bekommen. Da meinte, wie natürlich, ein Herr College, die Sache ginge nicht mit rechten Dingen zu, und wäre gradezu übernatürlich. Ein Dritter fand sie halb natürlich, halb übernatürlich. Endlich kam ein schlichter anspruchloser Goldschmied dazu, der weit entfernt war, eine „Autorität" seyn zu wollen. Der ließ sich den Wunderzahn zeigen, that was die gelehrten Herren versäumt hatten: er sah ihn an, untersuchte ihn genauer, und — siehe da, es war ein ganz gewöhnlicher, künstlich mit Gold belegter Zahn. Der gute Mann — der die Schwachheit hatte, ein Freund der Wahrheit zu seyn — rügte die Sache, ohne weiter großes Aufsehn davon zu machen, so daß es seine Schuld nicht war, wenn das böse Publikum die schönen Geister ein bischen auslachte, welche ihrerseits — die Geschichte fiel in einem barbarischen Jahrhundert vor — sich ein wenig schämten und mäuschenstille schwiegen.

Ein anonymer Kunstkritiker in unserer Mitte hatte einen Flecken in der Sonne entdeckt. Mozart war ihm ein Plagiarius geworden. Wir hatten in dieses großen Meisters „Entführung" den schöpferischen Genius bewundert. Der Kritiker fand, daß sie „die sichtbarsten Spuren von Wranitzky trage, auf dessen Schultern Mozart gestanden' als er sie schrieb." Zwar war der Herr Recensent so gütig, diese bittere Wahrheit mit aller Schonung vorzutragen, und Mozart in zwei langen Artikeln gleichsam zu entschuldigen. Aber trotz aller persönlichen Milde des Beurtheilers, blieb der Flecken auf dem Meister haften. Da kam ein ungelehrter Leser der Iris — dem das ein wenig wurmte — auf den Einfall, zu untersuchen, ob sich denn Alles wirklich so verhalte. Er that was der Herr Recensent hätte thun sollen — er überzeugte sich erst, und urtheilte hernach. Da fand sich denn, daß der Kritiker einen tüchtigen Anachronism begangen und dem armen Wranitzky auch nicht ein Blättchen von Mozarts unverwelklichem Lorbeer gebühre. Obgleich in der Furcht Gottes und der Recensenten erzogen, schien es dem erwähnten Leser doch unverfänglich, dem Publikum, ja dem großen Kritikus selbst, darüber einen Wink zu geben, und zugleich, zu Nutz und Frommen aller vorschnellen Beurtheiler, die Moral daraus zu ziehen: man sollte nicht so übereilt das Genie eines Plagiats beschuldigen, und den Meister zu den Gesellen in die Lehre schicken. Das glaubte er in der Einfalt seines Herzens um so eher hinzufügen zu dürfen, da er von einem Freunde gehört hatte, Quintilian habe den jungen Aristarchen seiner Zeit gesagt: „es sey verzeihlicher sich zu irren, indem man große Geister lobe, als indem man sie tadle." Die Sache schien somit abgethan. Der Herr Recensent sprach, wie billig, sein Pater peccavi und meinte nur, er gleiche dem Philosophen Schelling; wie der ein Mal einen gewaltigen Anochronismus begangen, so auch er.

Diesen Sonntag aber rügt er seine frühere Höflichkeit als einen Druckfehler. Welch ein böser Wille! ruft er aus; welche Ungezogenheit! Welche totale Mißkennung unserer Absicht! Was! Das Genie soll nicht bei der Mittelmäßigkeit in die Schule gehen? Allerdings muß es hinein. „Hatte nicht Schiller seinen — Klopstock und — Luthers Bibel und Gerstenbergs Ugolino und — Shakspeare „in einer schlechten Verdeutschung und — Göthes Götz „von Berlichingen, gut und schlecht durcheinander." Hat nicht Wieland einem Freunde gesagt, er habe sich in seiner Jugend ein Buch von Brockes zum Vorbild genommen. Folglich — Allerdings! der Berichtiger legt ehrerbietig die Hand auf den Mund. Zwar könnte er sagen: aus jeder Blume Honig saugen, wie Shakspeare mit der Novelle gethan, und Plagiate begehen oder „ganze Motive entlehnen," wie Mozart bezüchtigt ward, sey nicht Einerlei. Auch gegen Wieland's Entwicklung durch Brockes, hätte er Manches auf dem Herzen. Aber das treffende Beispiel, daß Schiller von Klopstock und Göthe und Shakespear gelernt, beweist allerdings, daß das Genie bei der Mittelmäßigkeit — und es thut ihm nunmehr recht leid, ja er betrachtet es als eine wahre Tücke des Schicksals daß nicht auch Mozart bei Wranitzky — in die Schule gegangen sey. Entschlossen auf alle Fälle gegen seinen furchtbaren Gegner kein Wort mehr zu verlieren, und den Vorwurf zu vermeiden daß er unartig sey weil er Recht hatte, will er jetzt artig seyn und erklärt dem Hrn. Recensenten, daß er dessen Antikritik eben so schön als wahr und in einer gebildeten Sprache verfaßt finde.

H. Z—k.

Logogryph.

In der Thaten Sonnenglanze,
Mit dem ew'gen Strahlenkranze
Hohen Ruhmes ausgeschmückt,
Kühn, ein feuriger Hellene
Aus den Mauern der Athene,
Dem mit Undank ward gelohnet,
Ist es, den dein Aug' in mir erblickt.
Und erhaben in mir thronet
Furchtbar die Gerechtigkeit,
Die der Unschuld Schutz verleiht.
Jenes Reich das auf den Wassern
Lange um die Herrschaft rang,
Und zuletzt von seinen Hassern
Muthig kämpfend sie errang;
Dieses Reiches größten Strom, der schiffbedecket
Stolz durch schöne Länder fließt,
Dieser ist es, den du in mir siehst.
Von Betrug und Heucheley erwecket,
Und von Herrschsucht, Eigennutz geleitet
Zeige ich dir noch die List,
Die der guten Menschen Abscheu ist.
Nur vier Buchstaben laß mir,
Und von Gerstenkorn bereitet,
Nenne ich den Lieblingstrank der Polen dir.

(Ludwig B..)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 70.

Striegel, darin:

1) Igel. 2) Riegel. 3) Tiegel. 4) Gleis. 5) Sieg. 6) Eger. 7) Geisel. 8) Sieger. 9) Erste. 10) Steige. 11) Regel. 12) Erle. 13) Elster. 14) Gerste. 15) Seiger. 16) Eitel. 17) Ei. 18) Geist. (Seele.) 19) Reise 20) Greise. 21) Riese. 22) Gries. 23) Stiel. 24) Gerte. 25) Segel. 26) Geier. 27) Leier. 28) Stier. 29) See. 30) Siegel.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 28. August. **Hermann und Dorothea**, idyllisches Familiengemälde in 4 Abthl. nach Göthe von Töpfer. Hierauf: **Ich irre mich nie**, Lustsp. in 1. Act, nach dem Franz. von Lebrün. Bereitwillig hat das Ausland das harmonisch vollendete, zarte Gebilde in Dem. Lindners Dorothea anerkannt. Je kleiner und einfacher die Rolle ist, desto bedeutender erscheint darin die poetische Gabe der Künstlerin. Unser würdiger Veteran, Hr. Otto ist als Feldern in vollem Sinne würdig zu nennen. Hr. Töpfer hat es den Künstlern Dank zu wissen, wenn sie seinen etwas rappelköpfischen Alten auf diese Art veredeln. Mad. Elmenreich steht ihm als Frau würdig zur Seite, die deutsche Hausmutter in rührend herzlichem Conterfey. An dem Hermann des Hrn. Rottmayer loben wir die männlichere Haltung. Da wo er der Mutter den Entschluß bekannte, in den Krieg zu ziehen, schlich sich wieder einiges schönrednerische Schwanken in den Vortrag, wovor sich Hr. R. sehr zu hüten hat. Trefflich war die Szene zwischen ihm und Dortheen am Brunnen. Hr. Leißring gab den maskirten Pfarrer mit der passendsten Würde. Hrn. Düpre (Apotheker) will es eben nicht gelingen, aus eigenem Vermögen den komischen Alten zu spielen; so nehme er sich denn in diesem Fach Hrn. Weidner zum Vorbild. Das zweite Stückchen möchte sich, unerachtet der guten Darstellung des Bonoeil durch Hrn. Weidner, nicht lange mehr halten.

Sonntag den 29. Zum Erstenmal: **Torwaldo und Dorliska**, Oper in 2 Abthl. von Rossini. Von dieser neuen Oper hätten wir wenig zu erzählen. Es geht darin nicht so bunt her mit Pauken, Pickelflöten und Posaunen, aber man glaubt fast alles schon gehört zu haben; immer nur neue Variationen zu den bekannten stereotypischen Themen Rossini's. Dies toujours perdrix wird dem divino maestro noch den Kunsttod bringen. Das Buch ist herzlich schlecht und der unbekannte Uebersetzer that wohl, mit seinem Autor verborgen zu bleiben; denn ihre Arbeit ist nicht besonders fein. Schade, daß unser braves Orchester und die trefflichen Mitglieder unserer Oper, Hr. Dobler (Odoardo), Dem. Rotthammer (Dorliska) und Hr. Rieser (Dorwaldo), ihre schöne Kraft diesen ermüdenden Rouladen und Cadenzen opfern mußten. Hr. Größer verbessert den Schloßwächter so launig, daß man bei der zweiten Vorstellung schwerlich einschlafen wird.

Montag den 30. **Preciosa**, Schauspiel in 4 Abthl. von P. A. Wolf, Musik von C. M. v. Weber

Das sind seine Heldenthaten,
Das die Folgen deiner Schwachheit,
Seines überspannten Geistes,
Solchem Mädchen nachzulaufen
Und sein Haus dem Schimpf, der Schande
Thöricht Preis zu geben!

Dagegen spricht das fromme Wundermädchen, zum Geliebten, indem sie auf den Himmel baut:

Nun so spend'er Glück und Segen
Euerm männlichen Entschluß

Seltsame Disparate. Wem soll man glauben hier? Ferner heißt's von Alonzo:

Das ist auch so ein Patron
Von der schwärmerischen Sorte!

Das klingt wie ein Stück Feuerwerk; aber wenn das rechte Feuerwerk der Begeisterung aufflammt, klingt's noch anders:

Denn es spotten der Verachtung
Tugend, Schönheit und Talente,
Denen selbst die Elemente
Schonung huldigen aus Achtung.

Wie geht dieses wohl zu? — Ferner:

Wehmuth faßt uns im Gesange,
Da gräbt lächelnd sich der Witz
Seinen schönsten Zaubersitz
Auf des Mädchens rechter Wange — —

Wir möchten einmal eine Abbildung davon sehen —

> Und die trüben Wolken schwinden
> Im Verstummen ihrer Lieder,
> Um beim Spiel der Wellenglieder
> Götterl'eitzeit zu finden.

Hier wird Preciosa gar zum Strom oder zu sonst etwas Abentheuerlichem. Ein minder Verrückter als Don Alonzo hätte sich mit dem „Wellenspiel der Glieder" begnügt; aber das geht auf die Berliner, welchen das Balletwesen fast über Alles geht. Nun wird Alonzo tiefsinnig. Hört die süße, verwirrte Melancholey:

> Schicksal das ist deine Tücke!
> Eitlen Ruhmes thöricht Trachten
> Heißest du mich kalt verachten
> Und bezaubernd Seel' und Blicke,
> Nur an ihrem Werth mich weidend,
> Zeigst du an des Engels Brust
> Mir der Erde Himmelslust,
> Grausam Trost und Hoffnung neidend.

„Etwas dunkel zwar — doch es klingt recht wunderbar." Genug:

> „Was ich hör' ist unerhört"
> Dichter Wolf „ihr seyd bethört,"
> Euer ganzer bunter Knaul
> Mit Fandango, Leyer, Gaul,
> Wäre ohne Spur verschwunden,
> Hätte diesen tollen Knaul
> Meister Weber nicht gefunden
> Und zum Teppich schön verbunden.

Dienstag den 31. **Die gebesserte Eigensinnige**, kom. Oper in 2 Aufz. von Martin. Eigensinnige? ein schöner Euphemismus; — die gebesserte? doch richtiger nur die gewässerte, denn diese Regentaufe wird das Kätzchen nur naß gemacht, nicht von der Wildheit und Naschhaftigkeit entwöhnt haben. — Dem. Bamberger (Henriette) war wieder die gelästerte Unschuld, kein Sterbenswörtchen wahr an aller Verläumdung, an allem was vorging, überall holdes Scherzen, liebliche Schelmerei, und der Gesang so anmuthig und frisch, als wirbelte die Lerche in den Lüften. Gegen diese Poetisirung gaben uns die Amorosi den Eindruck holperiger Prosa. Herr Graf Lilienthal, Herr von Dürfeld, nur ein wenig mehr Anstand! Nehmen Sie mit unserm ersten Liebhaber Fecht- und Tanzstunden. Dürrfeld entzog uns seine erste Arie. Rumfeld von Hrn. Hassel, gehet hin und sehet, das ist der leibhaftige Lastträger des Ehestandes, diese bestia feroce lamentosa wie trefflich!

Mittwoch den 1. September. **Das öffentliche Geheimniß**, Lustsp. in 4 Abthl., nach Calderon von Lembert. Wir waren erfreut, als Bianca zum Erstenmal wieder Mad. Schulze auftreten zu sehen, deren feines anstandvolles Spiel über das Ganze einen wohlthätigen Glanz verbreitete. Ausgezeichnet waren gleichfalls Dem. Lindner, Laura, und Hr. Rottmayer, Federico, durch Feinheit und Gefälligkeit der Darstellung besonders anziehend. Die Anfangsworte, welche das laute Geheimniß bilden, werden sicher am richtigsten gesprochen, wenn sie in einer nur dem Mitwissenden Zuschauer sich verrathenden Spannung durch sanfte übergleitende Pausen bezeichnet werden, ohne dem Zusammenhang der Rede zu schaden. So trug sie dießmal Hr. R., mit kleiner Abweichung auch Dem. L. vor. Ist gewiß dieses Kunststück ohne Präparation in der Wirklichkeit unmöglich, so entspricht es doch nur so allein der artigen originellen Erfindung des Dichters. Hrn. Größer, Alessandro, bemerkten wir neulich, daß er die Worte „ich bin nicht eifersüchtig" irrig bei Seite gesprochen. Wir meynten natürlich die zweiten Worte im Gespräch mit Laura. Obwohl dieser Fehler schon genügend aus dem Zusammenhang erhellt, so wollen wir doch zum Ueberfluß noch die Stelle, wie sie Calderon selbst gibt, zur Erklärung der Bearbeitung anführen; sie heißt: „Keinen Argwohn hab ich, Laura, und um ganz zu offenbaren" ꝛc.

Donnerstag den 2. **Faust**, romantische Oper in 2 Abthl. von Spohr. Zu der heutigen, sehr braven Aufführung haben wir zu bemerken, daß Dem. Heinefeder zum ersten Debüt als Röschen ausgezeichnetes Lob verdient; doch wollen wir nicht bergen, daß sie in das Spiel mehr Sanftheit und in den Vortrag mehr Gefühl legen dürfe.

Wohlwollende Schlußbemerkung für die Theaterkasse. Wir halten eine Bemerkung über die gewöhnliche Leere des Schauspielhauses in der Messe für nicht überflüssig. Folgendes scheint uns für den Eingangspreis ins Parquet in dem wahren Interesse und durch mehrjährige Erfahrung bewährt. Soll Sonntags fl. 1. 12 kr. bezahlt werden, so möge man nur große Opern geben, sonst geht wenig ein. Für die Woche möge man bei Lust- und Schauspielen die 48 kr. lassen, sonst geht wenig ein oder das Haus bleibt gar leer, wenn es anziehende Meßseltenheiten gibt. Bei bedeutenden Opern wird man dagegen mit dem Gulden, selbst mit fl. 1. 12 kr. in der Woche, besonders Samstags reüssiren.

Theater-Anzeige.

Montag den 6. September. Torwaldo und Dorliska, Oper.
Dienstag den 7. Das Blatt hat sich gewendet, Lustsp. Und der Kammerdiener, Lustsp.
Mittwoch den 8. Der Freischütz, Oper.
Donnerstag den 9. Der Bräutigam aus Mexico, Lustspiel.
Freitag den 10. Die Müllerin, Oper.
Samstag den 11. Schauspiel, (noch unbestimmt).
Sonntag den 12. (Zum Erstenmale): Der Schnee, oder: der neue Eginhard, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

»Iris.
Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No 73. Donnerstag, 9. September 1824.

Der Felsen der Liebenden.

Sanfter Zephyr, wehe Kühle,
Führe Ruhe in den Hain;
Liebeathmende Gefühle
Flöße meinem Geiste ein.
Wo der Frühling nimmer endet,
Höhern Reiz Natur ihm lieh,
Flora schön're Gaben spendet
Dorthin fliege, Phantasie!

Schwing, Begeist'rung, deine Flügel,
Lenke deinen hohen Flug
Nach Granada's Blumenhügel,
Das nicht Fesseln damals trug.
Unter Muley's Scepter blühte,
Mächtig wieder es heran;
Muley's, dessen Seelengüte
Aller Herzen ihm gewann.

Doch das wieder zu gewinnen,
Was Rodrigo *) einst verlor,
Bricht Alphons mit muthigen Sinnen
Aus Castilien hervor.
Aber Spaniens tapfre Krieger,
Weichen vor des Mauren Glück:
Und in Fesseln vor den Sieger,
Führt auch Carlos das Geschick.

Als von jugendlichen Freuden
Zu dem Kampf ihn rief die Pflicht,
Damals ahnte er die Leiden,
Welche seiner harrten, nicht.
Ach! kein Trost ist ihm geblieben. —
Da, im Sturme des Geschicks,
Sieht er Elma — seh'n und lieben
War das Werk des Augenblicks.

Kann er sie zu lieben wagen?
Eine innre Stimme ruft:
Kann dein Herz für Elma schlagen?
Trennt euch nicht zu weite Kluft?
Muley's Tochter! — Kannst du schwanken
Zwischen Lieb' und Vaterland? —
Aber Elma liebt! — Gedanken,
Welchem jeder and're schwand.

Alles Leiden ist vergessen,
Welches seine Tage trübt;
Wer kann Carlos Glück ermessen?
Carlos liebt, und wird geliebt.
Kann ein schönres Loos ihm fallen?
Freud' umnebelt seinen Sinn;
Und der Liebe Ueberwallen
Gibt er seine Seele hin.

Hohes himmlisches Entzücken,
Welches Elma's Busen füllt,
Das, gleich heitern Sonnenblicken,
Ihres Herzens Unruh stillt!
Ganz der Liebe hingegeben
Ist ihr Carlos, Spanier nicht:
Carlos ist's, der ihrem Leben
Kränze reiner Freuden flicht.

Doch warum des Glückes Dauer,
Ist sie nur so kurze Zeit?
Ach! der Freude folget Trauer,
Trauer einer Ewigkeit.
Glücklich geht der Wand'rer lange
Zwischen Rosen, die ihm blühn: —
Unter Rosen lauscht die Schlange;
Sel'ger Wahn, du bist dahin!

Nacht! in deinem Wolkenschleyer
Ist noch ihr Gefühl verhüllt;
Und die Herzen schlagen freyer
Nur von ihrem Glück erfüllt.
Aber dieses düstre Schweigen
Birget eine schwarze That;
Birget ihrer Liebe Zeugen,
Nacht umhüllet den Verrath.

Wer kann die Empfindung fassen,
Welche Muley's Seele trübt?
Seine Elma muß er hassen,
Und er fühlt daß er sie liebt.
Doch, muß er sie nicht verdammen,
Die den Spanier sich erkohr?
Spanier! — in hellen Flammen
Lodert seine Wuth empor.

Jeder Zug von Güte schwindet,
Muley ist nicht Vater mehr:
Haß nur ist's, den er empfindet,
Heiße Rache athmet er.
Carlos, Elma sollen sterben! —
Und des Königs Mordgeheiß,
Gibt dem drohenden Verderben
Seine einz'ge Hoffnung preis.

*) Unter Rodrigo kamen die Mauren nach Spanien und eroberten es.

Dort, wo unter grünen Hecken
Zephyr nur ihr Zeuge war,
Dringt auf sie hinan, o Schrecken!
Eine wilde Kriegerschaar.
Dem Verderben zu entrinnen,
Ruft, von Aengsten aufgeschreckt,
Elma mit betäubten Sinnen:
Carlos, flieh', wir sind entdeckt!

Durch die weite Ebne fliehen
Sie mit schnellem Fuß dahin;
Doch umsonst ist ihr Bemühen,
Nimmer können sie entfliehn.
In des Rettung-Landes Nähe,
Die beflügelt ihren Lauf,
Hält sie eines Felsen Höhe,
Welcher steil emporragt, auf.

Schäumend, mit des Donners Schalle,
Stürzt ein Strom vom Fels mit Macht;
Wogt mit furchtbar jähem Falle,
In des Abgrunds tiefe Nacht.
Wo der Fuß am Abhang gleitet,
Dort brach keiner noch die Bahn;
Zu der hohen Spitze leitet
Nur ein schmaler Steig hinan.

Doch an Schnelle gleich dem Blitze
Eilen schon mit raschem Lauf
Zu der steilen Felsenspitze
Ueber Klüfte sie hinauf.
Aber Muley's Sclaven dringen,
Durstend nach des Spaniers Blut,
Tod dem Jünglinge zu bringen,
Auf die Liebenden mit Wuth.

Elma bebt zurück, erblassend;
Ihre letzte Hoffnung flieht.
Aber Carlos schnell umfassend,
Dessen Feind sie nahen sieht:
Komm, Geliebter, laß uns sterben,
Ruft sie, uns bleibt nur der Tod!
Nicht entflieh'n wir dem Verderben,
Welches grausam uns umdroht.

Und mit Carlos tritt sie bebend
An die tiefe Felsenkluft,
Und den Blick zum Himmel hebend,
Stürzt sie in die offne Gruft.
Schäumend wogt, mit Sturmesbrausen,
Ueber sie der Strom dahin: —
Es ergreift die Krieger Grausen,
Schauder faßt sie, sie entflieh'n.

So vereint die Todesstunde,
Als schon alle Hoffnung schwand,
Sie zu einem schönen Bunde,
Der schon lang' ihr Herz verband.
Ihr, die Liebe hat vereinet,
Glückliche, o weint mit mir!
Ueber Elma's Schicksal weinet;
Weihet eine Thräne ihr!

Ludwig B.

Der vermeintliche und der wahre J. J. Rousseau.

Frau von Genlis war, kurz nach ihrer Verheirathung mit dem Grafen, ihrem Gemahl, ausserordentlich begierig, die Bekanntschaft J. J. Rousseau's zu machen, der damals schon sehr zurückgezogen lebte. Er lehnte alle Einladungen ab, und besuchte Niemand. Die sich unaufhörlich äussernde Begierde gab ihrem Manne den Gedanken, sich ein wenig über sie lustig zu machen, und sie zu mystifiziren. Sie erfuhr indeß, durch gefällige Zwischenträger, bei Zeiten noch, daß man den berühmten Schauspieler Préville, als J. J. Rousseau verkleidet, bei ihr einführen wolle. Wahrscheinlich stellten sich diesem Projekte einige Schwierigkeiten entgegen, und es wurde nicht ausgeführt.

Eines Tages kam Sauvigny, den sie mit im Complott glaubte, und sagte mit vieler Hast, daß J. J. Rousseau wünsche, die Frau von Genlis auf der Harfe spielen zu hören, und daß er ihn des morgenden Tages einzuführen gedenke. Sie bildete sich ein, daß man noch immer den Unterschleif treiben wolle, und bereitete sich deshalb darauf vor, indem sie zu scheinen sich bemühete, als wisse sie von der ganzen Sache nichts. Am nächsten Morgen erschien Rousseau wirklich mit seinem gewöhnlichen Kleide, seinen kastanienbraunen Strümpfen, seiner kleinen runden Perüke und dem ganzen Aeussern, unter dem er überall bekannt war. Die junge Frau war auf dem Gipfel der Wonne, mit dem vermeintlichen Philosophen Komödie spielen zu können. Sie erlaubte sich also manchen Scherz, und J. J. Rousseau, der sie wahrscheinlich als ein großes Kind betrachtete, war heiter und sehr liebenswürdig, sprach viel und mit Auswahl über Jugend, Musik u. s. w., wobei sie jedoch immer glaubte daß es nur Préville sey, der seine Rolle mit eben so viel Talent, als Natur und Einfachheit spiele, nur aber dem Philosophen zu viel Nachsicht, Gutmüthigkeit und Frohsinn andichte.

Als J. J. Rousseau endlich die Gesellschaft verlassen hatte, brach sie los, aber zu ihrer nicht geringen Beschämung mußte sie erfahren, daß sie sich dennoch betrogen habe. Sie beschwor die beiden Zeugen dieser Scene, ihr auf's heiligste zu versprechen, Rousseau nie von ihrem Irrthum zu unterrichten. Diese hielten ihr Wort, und der Genfer Bürger kam mehrmals wieder. In einer späterhin von ihr herausgegebenen Zeitschrift äussert sie sich über ihn folgendermaßen:

„Ich habe niemals einen weniger anmaßlichen und liebenswürdigeren Schriftsteller gekannt. Er redete mit einer so großen Einfachheit von sich, und mit so wenigem Vorurtheil über seine Feinde, daß es ein wahres Vergnügen war, ihn sprechen zu hören. Den ausgezeichneten Talenten Voltaire's

ließ er die größte Gerechtigkeit widerfahren, und ich habe ihn mehrmals äussern gehört: Es sey unmöglich, daß der Verfasser Zaire's und Merope's nicht eine fühlende Seele habe; aber daß er leider vom Stolze und von der Schmeichelei verdorben sey. Er sprach mit uns auch über seine Bekenntnisse, die er der Frau von Egmont vorgelesen hatte, und sagte mir zugleich, daß ich noch viel zu jung sey, um desselben Zeichens seines Vertrauens mich erfreuen zu dürfen. Bei dieser Gelegenheit fragte er mich denn auch: Ob ich seine Werke gelesen habe? Ich antwortete ihm, mit einiger Zögerung, verneinend. Er wollte darauf wissen: Warum nicht? was mich in nicht geringe Verlegenheit versetzte, um so mehr, da er mich bei dieser Frage starr ansah. Seine kleinen, tiefliegenden Augen waren außerordentlich durchforschend, ihre Gluth schien tief in das Innere zu dringen und auf dem Grunde der Seele des Andern zu lesen. Ich war überzeugt, daß er es auf der Stelle bemerkt haben würde, wenn man ihm eine Unwahrheit hätte sagen wollen. Also blieb mir kein anderes Mittel übrig, und ich hatte nicht das geringste Verdienst dabei, ihm offen zu gestehen, daß ich seine Werke nicht gelesen habe, weil man behauptete, daß sie mancherlei gegen die Religion enthielten. — Sie wissen, entgegnete er, daß ich nicht katholisch bin, aber Niemand kann von den Wahrheiten der Religion inniger überzeugt seyn, und mit größerem Gefühl vom Evangelium gesprochen haben, als ich. Das waren seine eigenen Worte. Ich glaubte mich nun mit ihm darüber ausgesprochen zu haben; aber er fragte bald darauf mit einem feinen Lächeln mich wieder, warum ich bei meiner Antwort roth geworden sey? Weil ich fürchtete, Ihnen zu mißfallen, erwiederte ich. Er lobte diese Antwort ausserordentlich, weil er sie sehr naiv fand. — Es ist gewiß, daß die Natürlichkeit und Einfachheit einen großen Reiz für ihn hatte. Er sagte mir mehrmals, daß seine Werke für mein Alter nicht geschrieben seyen, daß ich aber wohl daran thun würde, seinen Emil in einigen Jahren zu lesen. Er unterhielt uns mehrmals über seine „neue Heloise," und sagte uns, daß er alle Briefe Juliens auf fein beschnittenes Papier geschrieben und zusammengelegt habe, und daß er sie sodann auf seinen Spaziergängen mit derselben Wonne gelesen, als habe er sie von einer angebeteten Geliebten erhalten. Er deklamirte uns aus dem Stegereif und mit einigen Gesten, seinen Pigmalion, auf eine eben so wahre, als vollkommene und energische Weise. Sein Lächeln war so angenehm und sein Umgang eben so sanft als unterrichtend. Er war mittheilend und manchmal recht kindlich froh. Er sprach mit großer Beredsamkeit über die Musik, von der er ein wirklicher Kenner war."

Sonett

an Herrn Felix Horetzky aus Wien.

(Eingesandt.)

So mächtig griff noch keiner in die Saiten,
So seelenvoll, wie Du, noch keiner ein:
Bald ist's des Quelle Rieseln, zart und rein,
Und bald des Waldstrom's donnernd wildes Streiten!

Und stiller wird des Busens Toben, gleiten
Die reichen Tön' im herrlichen Verein,
Wie Du sie zauberst in die Herzen ein,
Die sich entzückt an Deinem Spiele weiden. —

Sag' an, entwandtest Du Apoll'n die Leyer?
Belauschtest Du des Ossa's Harmonien,
Und läss'st sie wunderlieblich wiedertönen?

So ist's, in der Begeistrung hohen Feyer
Entschweben Dir die reinen Melodien,
Die Dich erhöhn zum Liebling der Camönen!

Frankfurt am 7. Sept. 1824. X. Y.

Aus Friederichs Tagebuche.

(Bruchstücke.)

(Fortsetzung.)

Die Natur ist zwar schön, das Schöne ist in ihr, aber nicht das Schöne an sich, das absolute Schöne (Ideal); nur im Einzelnen, nur zersplittert, nur im Ganzen tritt es hervor, so wenig dies in anderer, z. B. sittlicher Beziehung in der, von den Schranken, Fesseln des Nothwendigen, Materiellen, umschlossenen, befangenen Welt der Erscheinungen geschehen kann. Aber der Menschengeist, im Bewußtseyn seiner Ursprünglichkeit, Unbedingtheit, höheren Adels, weiß das Ideal aus der Natur zusammen zu tragen, zu abstrahiren, zu sammeln in den Spiegel seines Innern, und durch innere Schöpfungskraft ihm Daseyn, Leben zu geben in der Kunst. Er wagt die Schöpfung noch fortzusetzen, den Kreis des Vorhandenen zu erweitern, zu überbieten, — wirklich zu machen, zu erreichen, was jener unerreichbar geblieben. So wird die Kunst von allen Seiten ähnlich, entsprechend der Natur; aber das Begränzte, Unbefriedigende, welches ihr inwohnet, welches du das Gemeine nennst, hat sie zurückgelassen, von sich abgethan, und daher weht jener eigenthümliche Zauber, jener reine Odem eines heiligen Geistes in ihrem Tempel, von ihren Werken dich an, der in dem Anschauen der Natur dir nicht begegnet.

Kunst ist Nachschöpfung, Wiederholung des Lebens; im Theater finden wir Welt, Leben concentrirt, Menschenbestimmung darin zu lesen, zu schauen, zu fühlen, die Idee derselben in uns zu erwecken.

Das Komische stellt ein unserer Bestimmung widersprechendes auf, wobei das bessere Bewußtseyn des Rechten zum Grunde liegt, gebietend darüber herrscht und hierdurch eben, durch diesen im Innern bewußten Sieg des menschlichen Wesens und unserer Ueberlegenheit über das Vorgestellte, das ergötzliche Wohlbehagen erweckt.

Das Lächerliche muß immer seinen Grund und Boden im Sinnlichen haben, das der geistigen Natur des Menschen entgegengestellt ist; es entspringt dem Verstande, der im sinnlichen Leben sich Begriffe bildet, und auf welchen das, welches diesem Begriffe entgegen scheint, ohne einen vollkommen moralischen Gegensatz zu bilden, wie ein innerer Kitzel wirkt, wie sonst der äußere auf den Körper. Für die höhere, Vernunft-Anschauung der Welt, die über das Sinnliche sich erhebt, gibt es nichts Lächerliches.

Der Geist fühlt im Lachen sich zwar erhoben über den Gegenstand, der innern Freiheit sich bewußt, und daher das Angenehme der Empfindung; aber das Sinnliche ist ihm doch noch Gegenstand der Anschauung und des Interesses, anders, wie bei dem Gefühl der Religion und einer höheren Liebe. — —

Die Kunst hat nie die Natur an sich und als solche, das heißt das Gemeine, darzustellen, sondern immer die Idee, das Allgemeine im Besondern, das Ganze im Einzelnen, das Ewige in und außer dem menschlichen Geiste, wie es in diesem sich reflectirt, oder in Bezug auf ihn steht, positiv, oder negativ, wie im Komischen. —

In Kunst und Poesie ist, wie in Wissenschaft und Handeln und Leben, nichts von bleibendem, eigentlichem Werthe, das sich nicht auf die ewige Bestimmung des Menschen, das ewige Innere des Geistes bezieht, was nicht aus dieser starken, heiligen, geheimnißvollen Quelle geströmt ist, und dem Menschen zum lebendigen Bewußtseyn seiner Würde und seines hohen Daseyns erhebt.

Das Schöne muß immer und ewig im Guten, im Moralisch-Edlen und Rechten seinen Grund, sein Lebensprincip haben; jedes Kunstwerk muß uns besser, edler machen, oder es hat keinen wahren Werth; was sollte man mit ihm, wenn es auch die bewundernswürdigste Geisteskraft offenbarte, und was könnte und sollte es anders, als einen negativen Eindruck machen? —

Der Geist des Menschen, in seinen mannigfaltigen Richtungen, Abstufungen, Bewegungen, Eigenthümlichkeiten, Verhältnissen, wie sie vielfach im Leben hervortreten, muß immer Hauptgegenstand der Kunst bleiben; alles andere gewinnt nur in Beziehung oder Verbindung mit ihm lebendiges Interesse. Sich selbst, sein Schicksal, seine Bestrebungen und Irrungen will der Mensch sehen und wiedersehen und vernehmen in allen Formen und Weisen.

Bei Betrachtung der Naturerscheinungen im Großen, des gewaltigen, unendlichen Daseyns der Schöpfung und der mannigfaltigen, verschiedenen Gestaltungen ihres Lebens, von Indien und dem tiefen Asien mit seinem magisch-anziehenden Treiben, der paradiesischen Welt und ihres Lebensgeistes; von Africa's Geheimnissen, der phantastischen Fülle des Südens bis zum starren, sturm-durchsausten Norden u. s. w. — immer sind es doch eigentlich hauptsächlich die Beziehungen des Menschen zu diesem, seine Verhältnisse und Zustände, es ist das allgemeine Menschenschicksal in besonderer Weise, was so unsere warme Theilnahme in Anspruch nimmt.

Die Tragödie hat es mit der Trauer, mit dem Schmerze des Lebens zu thun, und zwar mit dem großen, unverdienten, unauflöslichen, den der Gute, der Edele erleidet. Sie erregt daher Mitleid, Rührung; aber diese kann ihr nicht an sich Zweck seyn, weil sie eigentlich ein negativer Zustand des Geistes ist, und die Kunst den Geist nicht kann verstimmen oder herabstimmen wollen, sondern erheben, kräftigen, sein innerstes Ich erweckend anklingen, und so kann der letzte Zweck der Rührung in der Tragödie uns das Gefühl des Erhabenen, der dem Menschen inwohnenden Kraft und Höhe seyn, das ihn erbaut und aufrichtet, statt ihn zu schwächen, niederzudrücken, ein unfruchtbares Gefühl menschlicher Ohnmacht in ihm zurückzulassen.

Was macht den Dichter größer, Reichthum des Gefühls, wie bei den nordischen, oder der Einbildungskraft, wie, vorzugsweise, bei den südlichen Dichtern; oder ist dies kein Gegenstand einer Frage?

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 74. Sonntag, 12. September 1824.

Ueber Wohlthätigkeit.

Es ist nur zu wahr, daß man gefallen muß, um die Wohlthätigkeit seiner Nebenmenschen mit Erfolg in Anspruch nehmen zu können. Man muß zu seiner Sinnlichkeit, zu seiner Phantasie sprechen, man muß rühren oder Erstaunen erwecken. Das Unglück muß eine Art von Schauspiel werden, und dies Schauspiel über dies noch Interesse erwecken.

Ich ging neulich über den *** Markt. Eine Menge Personen beiderlei Geschlechts umringt ein kleines Kind. Ich blieb stehen und sah einen Knaben, der ein Vogelbauer umfaßt hatte, in welchem ein todter Zeisig lag. Er sah das Vögelchen mit thränenden Augen an. Diese kleine Trauerscene wirkte mit magischer Kraft auf alle Zuschauer. Der Kleine weinte ununterbrochen fort und bat um kein Allmosen, aber jeder reichte ihm eine kleine Gabe und ging weiter, „der arme Knabe, ach! ihm ist sein Vogel gestorben," erscholl es von hundert Lippen.

Nicht weit davon begegnete ich einer alten Frau, in Lumpen gehüllt, von der Last der Jahre zur Erde gedrückt, zitternd vor Schwäche, bleich und abgezehrt vor Hunger.

Mit leiser Stimme bat sie furchtsam um eine kleine Gabe. Sie wagte es kaum, ihr Gesuch anzubringen und schlich schon wieder vorüber, ehe man noch Zeit hatte, in seine Tasche zu greifen. Viele gingen bei ihr vorbei, ohne ihr nur einen Blick zu schenken, und fast alles sprach noch von dem kleinen Knaben, seiner interessanten Physiognomie und seinen rührenden Thränen.

Kann denn die Wohlthätigkeit nur durch Empfindelei rege gemacht werden? Soll denn der Hülfsbedürftige, der nicht gefällt, oder nicht die Kunst versteht, zu rühren, hülflos verschmachten? Muß das Unglück, das zurückstößt, übersehen und nur dort Wohlthat gespendet werden, wo es uns nicht in seiner abschreckenden Gestalt erscheint? Fürchtet das Mitleid den Anblick des Elends? Das Mitleid liegt in allen menschlichen Herzen, aber wir sind zu sehr durch liebliche Täuschungen, durch romanhafte Scenen, durch theatralische Auftritte, durch rührende Worte verwöhnt, daß wir am Ende nur immer schwärmen, nie aber handeln wollen. Wir lieben die empfindsamen Träume und fürchten die erhellende Wahrheit. Wir wiegen unser Mitgefühl in sanften Schlummer und kein Unglücklicher soll es aus seiner Ruhe wecken. Wir fliehen den Anblick einer unglücklichen Mutter, die in einer elenden Hütte, auf dürrem Stroh liegend, sterbend ihre Arme nach ihrem verschmachtenden Säugling ausstreckt, um ihn vergebens mit ihren halb versiegten Thränen und ihren schon kalten Lippen noch zu erwärmen; wir fliehen den Anblick eines Verschmachtenden, welchen Noth und Verzweiflung auf seinem Sterbebette foltern und dessen Furchen auf den eingefallenen Wangen nie durch ein dankbares Lächeln geebnet wurden. Alle diese Gegenstände des tiefen Elends schrecken uns zurück. Man mag sich dem Unglücke nicht nähern, wenn es sich ganz ohne Hoffnung zeigt. Es zu nahe zu sehen, heißt, es fast selbst empfinden, und um sich dafür selbst zu interessiren, ist es genug, es blos zu fürchten. Dies ist das allgemeine Mitleid der Menge, und es ist daher sehr unterschieden von dem Mitleid des unverdorbenen Naturmenschen. Es scheint mir, als wenn das Mitleid nur bei dem eine wahre Tugend ist, der seine schmerzhaften Gefühle nicht scheut. Für den Weichling ist es nur eine Wohllust mehr, denn er will nichts, als ihr Süßes schmecken. Es bleibt indeß doch immer Etwas, und weil wir es zu einer Tugend gestempelt haben, so muß man es nicht zu strenge damit nehmen, sein Schatten beweist wenigstens, daß es nicht ganz von der Erde verschwunden ist und die Kinder des Unglücks müssen daran nicht zweifeln.

Man blicke nur um sich. Hier spielt auf einem Spatziergang ein Blinder seine Geige. Umringt von der neugierigen Menge, bietet er alle Kräfte auf, um zu gefallen, und in der That, er belustigt die Zuhörer. Von Zeit zu Zeit nähert sich ihm seine Gattin, trocknet seine Stirn, knöpft ihm den engen zerlumpten Rock auf, und rückt ihn wieder auf der Bank auf einen bequemen Sitz, den sie für ihn unter dem Schatten einer breitästigen Linde ausgewählt hat. Der Muth des Blinden wird neubelebt, dies Schauspiel interessirt die Spatziergänger, und seine Allmosenerndte wird desto ergiebiger. Man bleibt stehn, betrachtet den Blinden, man wird wohlthätig — weil man neugierig ist,

man übt eine Tugend, weil man nach einem Vergnügen hascht.

Weiterhin klimpert eine Matrone auf einer Guitarre. Ihr Aeußeres verräth es, daß sie schönere Tage gekannt hat. Neben ihr auf der Bank liegen einige alte allgemein bekannte Lieder, die sie mit schwacher und zitternder Stimme absingt. Dies alles erweckt süße Erinnerungen bei ihren Zuhörern, die Klagen ihrer Gesänge scheinen aus ihrem Innern zu kommen. Einst lauschten auf ihre Töne Aeltern, Freunde und Verwandte, und ihr Beifall hallt vielleicht noch in ihrem Herzen nach. Das veraltete Lied, das sie jetzt singt, hat vielleicht ehemals einen mißmuthigen Gatten, oder einen eifersüchtigen Geliebten besänftigt. Oder sie hat dies Liedchen eine geliebte Tochter gelehrt, die nun schon den langen Schlaf des Todes schläft. Ach! ihre Kinder sind alle todt, sonst könnte sie nicht so verlassen seyn! O wie oft hat nicht einst ihre Mutter zu ihr gesagt: Kind, dies Lied gefällt mir, sing' es noch einmal! Man wird gerührt, wenn man sich dies alles denkt, man horcht, man sieht die Unglückliche genauer an. In diesem Augenblick nähert sich ihre Gefährtin, auch eine vom Alter gebeugte Matrone, mit niedergeschlagenem Blick; vielleicht ehedem ihre Kammerzofe, jetzt ihre Beschützerin und einzige Freundin, und hält euch ein zerrissenes Notenblatt hin, um euere Wohlthätigkeit in Anspruch zu nehmen. Sollte in diesem Moment das Vergnügen, eine kleine Gabe zu spenden, noch eine Tugend seyn? Ja, man muß es immer noch so nennen, und es dafür allgemein erkennen. Wenn man zu viel von der Pflicht der Wohlthätigkeit spricht, kann sie am ersten in Vergessenheit gerathen, und weil man uns interessiren muß, um uns zu einer guten Handlung zu reizen, so muß man die Gelegenheit nicht vorbei gehen lassen, wo man ein solches Interesse vorfindet. Wir wollen daher immer unsere Hand aufthun, wenn wir einen armen Knaben erblicken, der den Tod seines Zeisigs beweint, der Unglücklichen ein Allmosen reichen, die uns einige bekannte Volkslieder vorsingt, und an dem Blinden der seine Geige so eifrig streicht, nicht vorübergehn, ohne ihn zu beschenken; weil wir viele andere weit Elendere nicht kennen, welche es nicht gelernt haben, unsere Aufmerksamkeit rege zu machen.

Wir wollen den Armen auf den öffentlichen Spatziergängen nicht aus dem Wege gehen, weil wir es nicht über uns erhalten können, sie in ihren elenden Hütten aufzusuchen, wo sie ohne Hülfe und Schutz verschmachten. Es ist schon genug, wenn wir uns in der Wohlthätigkeit üben, indem wir uns eine Unterhaltung verschaffen. Vielleicht muß diese Tugend erst lange ein Vergnügen seyn, ehe sie zu einer guten Gewohnheit wird.

Der unsterbliche Geist.

Von Lord Byron.

Wenn Todesschauer uns umschauern,
Ach, wohin flieht der ew'ge Geist?
Er kann nicht sterben, kann nicht dauern,
Er läßt den dunkeln Staub verwaist.
Wird er dann körperlos durchschreiten
Von Stern zu Stern des Himmels Bahn?
Wird er mit Eins die fernsten Weiten
Ausfüllen auf dem großen Plan?

Entfesselt, ewig, unveraltet,
Selbst ungesehn, doch Auge ganz, —
Was in der Schöpfung sich gestaltet,
Sieht er im hellsten Sonnenglanz.
Was auch aus fernster Zeit der grauen
Erinnrung schwach ist eingeprägt,
Kann er mit Einem Blick durchschauen,
Der bis ins Unermeßne trägt.

Bis zu dem ersten Sterngefunkel
Schaut er mit Seherkraft zurück;
Ja, eh die Welt entstand, ins Dunkel
Des alten Chaos dringt sein Blick.
Was auch die Zukunft raub' und bringe,
Sein Aug' ermißt's durch alle Zeit,
Beym völligen Ruin der Dinge
Ruht er in eigner Ewigkeit.

Von Hoffnung, Lieb', Haß, Furcht entbunden,
Lebt er im reinsten Element;
Jahrtausende entfliehn wie Stunden,
Und Stunden gleichen dem Moment.
Auch flügellos, schnell wie Gedanken,
Fliegt er durchs ew'ge Morgenroth,
Der namenlos und ohne Schranken
Schon längst vergaß den Namen Tod.

Logogryph.

Den Schöpfer uns'rer Poesie,
Der mit der deutschen Sprache Roheit rang,
Bis sie zu bilden, zu erheben
Zu jener alten Griechen Harmonie,
Und Kraft und Würde ihr zu geben,
Des Dichters hohem Geist gelang:
Den Sänger Gottes nenn' ich dir.
Doch forsche nach; du siehst in mir
Der Menschen erste Wehre,
Als noch nicht kampfgeübte Heere
Das scharf geschliffene Eisen kannten,
Und von Begier nach Morde,
Von heißer Kampflust nicht entbrannten.

Vier Zeichen: und ich trage deine Worte
Bis zu des Welttheils Enden hin.
Den fernen Osten zeig' ich dir;
Den Lotos siehst du in mir blüh'n.
Den zweiten Buchstaben des Alphabets gib mir,
Ich bin die Hauptstadt von dem kalten Lande,
Wo Rußland's Politik Verbrecher hin verbannte.
(Ludwig B..)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 72.
Themistokles: Themis, Themse, List, Meth.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Freitag den 3. September. **Maske für Maske,** Lustsp. in 3 Aufz. nach Marivaux von Jünger. Hierauf: **Der Großpapa,** Lustsp. in 1 Act, aus dem Franz. von Friederike Ellmenreich. Mag die Intrigue des Jüngerischen Lustspiels nach alter Art etwas gedehnt seyn, mag der Dialog, welcher zu damaliger Zeit als Muster galt, von dem Sprachreichthum und der Gewandheit neuerer Schriftsteller übertroffen werden, so gewährt doch die ungezwungene Lebendigkeit und die wahre Fröhlichkeit des Witzes einen Genuß, welchen man in neueren Productionen fast gänzlich entbehrt. Man hat zwar mehrere in diesem Lustspiel vorkommende zweideutige Redensarten als unanständig gerügt, aber man bedenke doch nur, daß sie hier zur Charakterschilderung dienen, während die Zweideutigkeiten Neuerer nur die Frivolität des Dichters zur Schau tragen und nicht selten an den Personen zur Lüge werden Kotzebue, Clauren u. A. lassen z. B. ihre naiven Mädchen Dinge sagen, auf welche die Unschuld entweder nie kommt, oder die, gesetzten Falls, nur von dem Dichter dazu benutzt werden, die Unschuld verdächtig, zum wenigsten verführerisch zu machen. Wird hierdurch der Sittlichkeit unendlich geschadet, so lassen sich dagegen die Derbheiten unserer alten Komödienschreiber ruhig anhören, besonders die im heutigen Lustspiele, welche zur Sprache der Dienstboten gehören, zum Theil ganz unbewußt zum Vorschein kommen und durchgängig höchst charakteristisch sind. Ueber die Darstellung dieses und des zweiten Lustspiels haben wir erst kürzlich geredet.

Samstag den 4. **Die Zauberflöte,** Oper in 2 Abthl. von Mozart. Dem. Hauß hatte dem Zettel zufolge die Parthie der Königin zum Zweitenmal als Gast und Hr. Größer den Monostatos übernommen.

Sonntag den 5. Zum Erstenmal. **Emmy Robsart Gräfin von Leicester, oder: das Fest zu Kenilworth,** histor. romant. Gemälde in 5 Abthl. nach Walter Scott von Lembert. (Mspt.) Der Roman Kenilworth von Walter Scott, welchen wir bei unsern Lesern als bekannt voraussetzen dürfen, ist, so weit er zu der Geschichte der Emmy Robsart gehört, weit glücklicher zum Drama gewählt und umgestaltet als desselben Bearbeiters Erste Gefangenschaft Maria Stuarts. Der Stoff hat Einheit, und der Verfasser hat in der Verkürzung des Romans zu einem abgeschlossenen Ganzen größere Geschicklichkeit bewiesen. Selbst den guten Ausgang, die Rettung Emmys, wollen wir dem Vf. für seine Arbeit zugeben, weil der Roman mit Emmy, in der Art wenigstens, von Walter Scott selbst erdichtet ist, und weil dieses Ende bei einem Drama fast zu wünschen ist, welches doch mehr aus zusammengereihten unscheinbaren Begebenheiten besteht, als an dem Faden einer tragischen Idee entwickelt ist. Geht, solchemnach, dem Stück innere Tiefe und tragische Consequenz ab, so wird es doch aus dreierlei Rücksichten mindestens äußerlich interessant, durch den Dichter Scott, als Intrigue am Hofe Elisabeths und durch mehrere gut benutzte Effectscenen. Was soll man mehr von einer Neuigkeit des Tags verlangen, da die guten Köpfe feyern und man des Träumens, Weinens und der Aengstigungen satt hat. An die Darstellung der Emmy Robsart dürfen wir keine zu strenge Forderungen machen, da sie wenig mehr als skizzirt ist. Ein unbefangen heiteres, liebendes Weib von edlem Stolze, von großem Ehrgeize, welcher jedoch drohenden Gefahren erliegt. Dem. Urspruch faßte diese Züge warm und lebendig auf, aber nicht so recht zusammen, sie blieb sich nicht gleich. Schön war beim ersten Auftreten die edle Festigkeit, welche sie dem Tressilian entgegensetzte; möge sie diesen Zug befestigen und auch in andere Situationen übergehen lassen. In den Momenten der Freude nehme sich Dem. Urspruch vor dem Zuvielthun in Acht. Zu rühmen haben wir ferner die Beherrschung des Organs und des ganzen Ausdrucks über den Brief, den Varnen ihr überbringt; endlich die Zartheit des Ausdrucks von Angst und Verzweiflung im 4n Akt in der Grotte. Dem. Urspruch erhielt die Belohnung und Aufmunterung gerufen zu werden; wir freuen uns dieser Auszeichnung, mehr noch der Bescheidenheit und des herzlichen Versprechens in ihrer Danksagung. Graf Leicester, stolz und übermüthig, ist doch nur eine Puppe, womit sein Stallmeister gegen die Zugluft des Hofes spielt. Was sich an ihm hervorhebt, ist der feine, jugendliche Höfling und die heftige Eifersucht, welche ihm allein Mannheit gibt. In solchen Rollen erfordert es die Kunst des Schauspielers, die Bedeutenheit durch das was man im gewöhnlichen Sinn interessant nennt, durch feine, anmuthige Nüancirung der einzelnen Züge zu ersetzen. Hr. Größer verdient in dieser Rolle zum ersten Debut alles Lob. Der Stallmeister Varney, der Dämon des Stükkes, scheint uns etwas verlembertes zu haben und darin möchte mit ein Grund liegen, warum die tiefdurchdachte Darstellung des Hrn. Weidner nicht durchgängig ansprechen wollte. Nicht ganz waren wir indessen mit der verstellten Angst einverstanden, womit er in die Grotte stürzte; vielleicht hätte er auch im Akt zuvor am Hofe in die Galanterieen gegen die Königin mehr den gewandten Höfling legen dürfen. Vortrefflich gelang Hrn. Weidner der gefährliche Theatercoup, am Schluß, wo er durch die hohe Fallbrücke in den Abgrund stürzt. Du armer Stallmeister, stirbst nicht allein für eigne Schuld, dein Sturz rettet auch den Dichter; denn was wäre aus dem Schluß geworden,

wenn nicht der Stallmeister auf diese Art den Hals gebrochen hätte. Lembert hat hier alles Verlembertte für den großen Haufen wieder gut gemacht. Die Königin Elisabeth hat Individualität und Würde behalten; sie erhielt in Mad. Ellmenreich eine ausgezeichnete, sinngewandte Darstellerin. Ihrem würdevollen Spiel war es zuzuschreiben, daß die Audienz- und Versöhnungs-Scene so lebhaft beklatscht wurde. Edmund Tressilian, der entschlossene edle Jüngling, Emmy's unglücklicher Liebhaber, wurde von Hrn. Rottmayer insofern brav gegeben als er nur Skizze ist, hätte indessen doch mehr gehoben werden können. Bei der Aufführung von Maria Stuarts Gefangenschaft bemerkten wir über die deutsche Aussprache der fremden Namen nichts, weil sie ziemlich richtig gewesen seyn mag, da das Schottische dem Deutschen verwandt klingt. Dieses Stück hingegen spielt in England, und wenn der Engländer, in der Aussprache überhaupt capriciös, bei Namen auch keine feste Regel hat, so kann man doch nach der Probabilität gehen. Der Name Leicester aber wird bekanntlich Lester ausgesprochen. — Die kleinen Rollen des Stückes wurden mit lobenswerthem Eifer gegeben, besonders ist der alte Halbschelm Toni Foster von Hrn. Leißring zu rühmen. Dessen Nichte Betty, von Dem. Gutmann, war für ein Pachterskind gar pathetisch. Je anspruchsloser und einfacher, desto besser.

Montag den 6. **Ferdinand Cortez**, Oper in 3 Abthl. von Spontini. Angekündigt war Torwaldo und Dorliska. Wir konnten mit dem Tausch zufrieden seyn. Die Aufführung war trefflich. Hr. Größer sang die sehr angreifende Parthie des Cortez mit vieler Kraft und die gefühlvollen Stellen mit gehöriger Anmuth. Amazilly, von Mad. Brauer, ist ganz Seele, ganz Gefühl; ihre zarten vollen Töne drangen unwiderstehlich zum Herzen. Hr. Nieser bewies heute als Telasko ausgezeichnete Stärke in der Tiefe, viel Anmuth und Ausdruck der Leidenschaft. Hrn. Dobler als Oberpriester, die drei gefangnen Spanier im Terzett, die Herren Beer, Linker und Hassel, und Hrn. Hill als Alvaro dürfen wir nicht übergehen.

Dienstag den 7. **Das Blatt hat sich gewendet**, Lustsp. in 5 Aufz. von Schröder. Hierauf: **Der Kammerdiener**, Lustsp. in 1 Akt, nach dem Franz. von Scribe und Mellesville. Wir haben früher ausführlich gezeigt, wie trefflich Hr. Weidner den Amtsrath darstellt. Der Künstler hält in der schwierigen Rolle treu die Schranken der Natur und übertreibt auch da nicht im Geringsten, wo sich das Blatt gewendet hat, wie vielleicht einige glauben mögen. Denn — bezwinge sich, wem ein solches Glück im Traum beschecrt worden. Dieser schaafartige Ehemann, die unbekannte Waffe in der Hand, was würde er im Siegesrausch angefangen haben, wenn man ihn, wie es im Bürgerkapitain heißt, denselben Abend noch in ein feindliches Land geschickt hätte? Also, kein Pardon, alles umgelehrt, alles verkehrt, weil es anders seyn sollte, und ein Glück, daß sich der Gordische Knoten von selbst auflöst, ehe ihn der Gewaltige mit dem Degen durchhaut. Hr. Weidner hat einige meisterhafte Momente, so die seiner miserablen Ruhe zu Anfang, die geheime Freude am Untertauchen nicht zu vergessen; sein hitziges Gefecht (das aber heute zu früh ausbog); den Moment der Rüstung kurz zuvor und sein Erschrecken nachher; endlich die Dictatur gegen seine Frau, worin seine Mimik von besonderer Wirkung ist. In dem zweiten Stück erhielt heute die Kunst der Dem. Lindner als Anette mehr Anerkennung. In diesen auf gut Glück zusammengewürfelten ephemeren Lustspielen laufen Figuren von wunderlicher Mischung mit unter, welche schwer darzustellen sind. Anette soll alles mögliche zusammen seyn, voll Lieblichkeit und Unschuld, dabei doch etwas kokett, kindisch, eitel, albern, und doch listig und intriguant. Wollen die Herren Dichter damit sagen, das weibliche Wesen sey ein Räthsel, so mögen sie sich damit nicht zu hoch in den Stand der Unschuld versteigen und der Bäuerin, sey sie auch noch so zierlich, nicht die Städterin, nicht die Pariserin anhängen, überhaupt kein so schwankendes Bild auf der Fläche zeigen, daß man die Züge nicht erkennt. Dem. Lindner hat ein niedliches Kunstamalgama hervorgebracht, worin sie die Verfasser beschämt und dem Publikum, welches in dieser Gestalt das Zierliche nicht geziert finden darf, Beifall abnöthigt. Hr. Otto spielte heute den Kammerdiener in der glücklichsten Stimmung.

Mittwoch den 8. **Der Freischütz**, Oper in 3 Abthl. von C. M. v. Weber.

Donnerstag den 9. **Der Bräutigam aus Mexico**, Lustspiel in 5 Abthl. von H. Clauren. Die kindliche Naivetät und Grazie, welche das bescheidne Kunstwerk der Dem. Lindner als Suschen ziert, läßt uns den Jammer, daß wir uns nun schon Jahre lang mit Kartoffeln und Butter ohne Salz begnügen müssen, verschmerzen. Aber auch unsere andern Künstler sollen wir loben, wenn von Versüßung des Jammers die Rede ist. Besonders war heute wieder Hr. Otto (Graf), Hr. Rottmayer (Montaquilla; wird Montequillia gesprochen) und Mad. Weidner (Hedwig) bei trefflicher Laune.

Theater-Anzeige.

Montag den 13. September. Der Wollmarkt, Lustsp. Hierauf: Der Hofmeister in tausend Aengsten, Lustsp.
Dienstag den 14. Euryanthe, Oper.
Mittwoch den 15. Preciosa, Schauspiel.
Donnerstag den 16. Der Barbier von Sevilla, Oper.
Freitag den 17. Heinrich des Fünften Jugendjahre, Lustsp. Hierauf: Die Proberollen, Lustsp.
Samstag den 18. Der Freischütz, Oper.
Sonntag den 19. (Zum Erstenmal): Die Waffenbrüder, Schauspiel in 5 Aufz.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 75. Donnerstag, 16. September 1824.

Die Eroberung von Breda.

Im Anfange des Befreiungskriegs der Niederländer gegen Philipp den II. von Spanien, hatte der Herzog Alexander von Parma, im Jahr 1571, sich des durch Natur und Kunst festen Breda's bemächtigt, und beinahe zwanzig Jahr mußte es die Härte des spanischen Jochs fühlen, bis es die Holländer durch List wieder in ihre Hände brachten.

Es kamen nämlich einige Schiffer aus dem Lande Breda zum Prinzen Moritz von Oranien, ihrem ehemaligen Landesherrn, und eröffneten ihm: daß, da sie auf ihren Schiffen alles Holz und allen Torf auf das Castell zu Breda liefern müßten, dieser Umstand leicht beförderlich seyn könnte, jenen Ort wieder zu gewinnen, wozu sie gern alle nöthige Hülfe leisten wollten. Der Prinz überlegte diesen wichtigen Vorschlag mit dem Grafen Philipp von Nassau, der Gouverneur zu Gorkum, Workum und Löwenstein und Oberst war, und dieser mit Charles de Heraugiere, einem Capitain von Cambray, welcher sich die Ehre ausbat, das Unternehmen auszuführen. Nach gefaßtem heldenmüthigen Entschlusse dazu nahm Heraugiere mit dem Schiffsmanne, Adrian von Bergen, die Abrede: daß sein Schiff in Luern, einem Dorfe, zwei Meilen von Breda, in Bereitschaft gehalten werden sollte, und mit einem doppelten Boden versehen seyn müßte, um 70 Mann zu verbergen, welche ringsum mit aufgerichtetem Torfe zu belegen wären, damit man sie nicht sähe. Der 25. Februar wurde zu des Planes Ausführung bestimmt; allein der Frost und die Menge von Eis verzögerte sie noch einige Tage, so daß man nicht wenig in Sorge stand, verrathen zu werden. Ueberhaupt ließ sich der Anfang sehr gefährlich an; denn als Heraugiere mit 70 Köpfen auserlesener Mannschaft das Schiff suchte, verfehlten sie es, und mußten bis zur nächsten Nacht warten, ließen jedoch dem Prinzen Moritz, der bei Klundert, vier Meilen von Breda, zu Schiffe lag, von Allem Nachricht geben: den Abend darauf krochen sie nun in das Schiff und lagen bis zum nächsten Morgen in demselben, konnten jedoch wegen widrigen Windes weder vor- noch rückwärts. Da sie aber nicht länger mit Mundvorrath versehen waren und vom Froste empfindlich geplagt wurden, sahen sie sich genöthigt in der Nacht das Schiff zu verlassen und nach der Schanze Nordam zu eilen, wo der Capitän viele harte Vorwürfe von den unwilligen Soldaten hören mußte. Er ertrug alles mit Geduld, ermahnte sie, seinem Beispiele zu folgen, stellte ihnen Ehre und Schande, Gefahr und Nutzen vor, und brachte sie dahin, daß sie sich Alle aufs neue verpflichteten, Leib und Leben mit ihm zu wagen. Nachdem sie den ganzen Tag in der Schanze zugebracht hatten, traten sie bei dem Einbruche der Nacht wieder in das Schiff und fuhren bis auf eine Viertelstunde von Breda, wo sie am dritten Tage darauf, des Morgens um 10 Uhr, bei dem Reigerbusche am Castelle ankamen. Hier geriethen sie auf den Grund und mußten die Fluth wieder erwarten. Zum Unglück ward das Schiff leck und das Wasser strömte so häufig ein, daß die Soldaten bis an die Kniee darin standen und, nachdem sie in das Castell eingelassen, ersticken zu müssen meynten, weil sie sich nicht rühren durften. Bei dem Anwachsen des Wassers verstopfte sich indeß die Oeffnung von selbst. Nun näherte sich ihnen aber eine neue Gefahr. Es kam nämlich ein Korporal von der Wache, um das Schiff zu untersuchen; er ging in die Kammer desselben, und öffnete in dem unterm Raume, wo die Verborgenen lagen ein Fenster; das Verhängniß aber wollte, daß er Nichts entdeckte, und in der Meynung, Alles wohl ausgerichtet zu haben, wieder davon fuhr. Wunderbar war es dabei, daß kein Soldat sich durch Husten verrieth, wozu sie doch durch die starke Kälte sehr gereizt werden mußten. Besonders wurde der Lieutenant, Matthias Held, so davon angefochten, daß er einem andern seinen Dolch gab mit dem Gebot: ihn sogleich nieder zu stoßen, wenn er das Husten nicht lassen könnte, damit dieser herrliche Anschlag nur nicht durch ihn vereitelt würde.

Nach dem gehörigen Anwachsen des Wassers wurde die Schleuse des Castells geöffnet und das Schiff eingelassen. Da es aber nicht durch das

Eis kommen konnte, wurde es von den Italienern der Besatzung, gleich einem trojanischen Pferde, hinein gezogen. Als das Schiff an Ort und Stelle war, befahl am Abend der Wachtmeister, die Wachthäuser mit Torf zu versehen, den nun die Soldaten so fleißig abholten, daß die Verborgenen in neue Angst, entdeckt zu werden, geriethen. Der listige Schiffer aber stellte sich, als ob er endlich müde von der Arbeit wäre, fertigte die Soldaten mit einem Trinkgeld ab und verließ das Castell.

Der Gouverneur des Platzes, Lanzavechia, war auf die Nachricht, daß Prinz Moritz einen Anschlag gegen Gertrudenberg habe, denselben Tag dahin abgereist und die Besatzung ohne Haupt. Als es nun, nachdem die Wachen ausgestellt, finster und still geworden war, trat der andere Schiffer — damit das Geräusch der aussteigenden Truppen nicht gehört würde — an die Pumpe, als ob das Schiff einen Leck bekommen hätte, und pumpte aus allen Kräften. Jetzt krochen, Nachts um 11 Uhr am 4. März 1590, auf Heraugieres Befehl, die Truppen alle hervor, ohne daß die in der Nähe befindliche Wache das Geringste davon gemerkt hätte. Sodann theilten sie sich in zwei Haufen, von denen der eine, unter Anführung der Capitains Lambert und Fernet, nach dem Hafen marschirte, der andere aber, mit Heraugiere, bei dem Zeughause hin, gegen die Wache der zur Stadt leitenden Pforte. Diese Abtheilung wurde von einem italienischen Soldaten angerufen, den aber Heraugiere bei der Kehle ergriff und mit dem Tode bedrohte, wenn er nur noch einen Laut von sich geben würde. Zugleich befragte er ihn über alle Umstände und besonders über die Stärke der Besatzung. Heraugiere sah seine Leute stutzen, als jener 350 Mann angab „Ich weiß wohl", sagte er, „daß unserer nur Siebenzig sind, wenn aber der Feind auch noch einmal so stark wäre, so müßten wir uns nun aus Noth durchschlagen." Hierauf kamen sie an die Wache, welche anrief, aber mit den Spießen über den Haufen gestoßen wurde. Es entstand nun ein Gefecht, in welchem Heraugiere in den Arm verwundet wurde. Der Thäter, ein Fähndrich, mußte dies aber mit dem Leben büßen, und nun wurde durch Thür und Fenster in das Wachthaus geschossen. Die in demselben befindlichen Soldaten riefen um Gnade, welche zu geben aber die Gefahr nicht erlaubte, so daß sie sämmtlich niedergemacht wurden.

Lambert und Fernet hatten indessen den Vice-Commandanten, Paul Anton, den Sohn des Lanzavechia, bis in das innere Castell getrieben, aus welchem er zwar einen Ausfall that, aber zurückgeschlagen und verwundet wurde. Dieser Tumult im Castell machte die ganze Stadt rege und man bemühte sich, die, jenes mit dieser verbindende Brücke abzubrennen, welches aber Heraugiere durch häufiges Gewehrfeuer verhinderte. Die übrige Besatzung, welche sich auf dem großen Platze des Schlosses versammelt hatte und sich zur Wehre setzen wollte, theilte mit ihren ersten Kammeraden das Schicksal des Todes. Nach diesem glücklichen Beginnen wurde das verabredete Feuerzeichen angezündet, worauf sich Prinz Moritz und der Graf Hohenlohe sogleich mit ihren Truppen näherten, welche, da man die Schloßpforte wegen des Eises nicht geschwind genug öffnen konnte, durch die Palisaden bei der Schleuse herein drangen. Sobald der Graf von Hohenlohe hereingerückt war, bat der Vice-Commandant um freien Abzug und erhielt ihn. Kurz darauf kam der Prinz mit einer hinlänglichen Abtheilung Truppen zu Fuß und zu Pferde an. Als jener eben Anstalt traf, zwei Thore angreifen zu lassen, begehrten zwei Bürgermeister sicheres Geleit; mit ihnen kam in einer Stunde ein Vergleich zu Stande, nach welchem die Stadt die Plünderung mit einem zweimonatlichen Solde an die Soldaten, welcher 97,774 Gulden betrug, abkaufen mußte. Die Bürger streckten darauf das Gewehr, und van der Root, Capitän von der Garde, besetzte die Stadt. Als der Lärm im Castell anging, hatten sechs Compagnien Italiener vor Schrecken die Thore mit Gewalt aufgebrochen und eine schimpfliche Flucht ergriffen, ungeachtet sie von der Bürgerschaft, aus Furcht vor der Plünderung, alles Beistands versichert worden waren. Der Herzog von Parma ließ Mehrere von ihnen, wie auch den Korporal der das Schiff so schlecht durchgesehen hatte, hinrichten. — Es ging diese wunderbare Eroberung sogar ohne großen Menschen-Verlust ab, indem von den Siegern nur einer in dem Wasser umkam, und von der Besatzung nicht über 40 Mann den Tod fanden.

Wegen des glücklichen Ausganges dieser Unternehmung wurde in allen Kirchen der vereinigten Niederlande das Te Deum gesungen und zu ihrem Gedächtnisse eine Münze in Gold, Silber und Kupfer geschlagen, auf deren einen Seite die Worte geprägt waren: Breda a servitute Hispanica vindicata ductu Principis Mauritii a Nassov, 4. Martii 1590 (Breda ist von Prinz Moritz von Nassau aus der spanischen Dienstbarkeit errettet den 4. März 1590). Auf der andern Seite stand das Torfschiff mit den aussteigenden Soldaten und den Worten: Parati vincere aut mori (bereit zu siegen oder zu sterben); unten aber war zu lesen: Invicti animi praemium (Lohn eines unüberwindlichen Gemüths).

Sanheribs Niederlage.

Von Lord Byron.

Der Assyrier kam, wie vom Sturmwind gerollt,
Die Schaaren sie glänzten in Purpur und Gold,
Und es blitzten die Speere, wie Stern' in dem Meer,
Das Judäa umwoget so herrlich und hehr.

Wie die Blätter des Walds, wann der Sommer ist schön,
War das Heer mit den Bannern am Abend zu sehn;
Wie die Blätter des Walds, wann gewüthet der Nord,
War das Heer am Morgen zerstreut und verdorrt.

Denn der Engel des Tods kam mit Sturmeswehn,
Und blies auf die Feind' im Vorübergehn;
Und das Auge der Schlafenden wurde so kalt,
Und ihr Herz hob noch eins sich, und brach alsbald.

Und da lag das Roß, die Nüstern weit auf,
Doch stumm in den Nüstern das stolze Geschnauf;
Und der Schaum lag weiß auf den Rasen gesprengt,
Und kalt wie der Gischt, der am Felsenriff hängt.

Und da lag der Reiter, ein grausiges Bild,
Mit dem Thau auf den Brau'n, mit dem Roß auf dem Schild
Und die Zelten so schweigend, die Banner allein,
Die Trompet' auf dem Grase, die Lanz' auf dem Stein.

Laut jammert in Assur die Wittw' und die Braut,
Und es stürzen die Tempel, dem Baal erbaut,
Kein Schwert traf die Schaaren der Heiden; ihr Kern
Zerschmolz wie der Schnee vor dem Blicke des Herrn.

Aus Friederichs Tagebuche.

(Bruchstücke.)

(Fortsetzung.)

Die Alten. Hohe Würde, männliche Kraft, entschiedener Charakter, Ruhe bei den Alten, freilich nicht die Wärme, der strömende begeisterte und begeisternde Erguß des Gefühls, der heiße hinreißende Jugendsturm der Leidenschaft, oder auch die schwärmerisch versinkende, verschmelzende, verschwebende Empfindungsweise der neueren Zeit; mit starkem, männlich gebildetem Gefühle wandeln sie mit den verwandten Göttern durch das Leben, welche nur durch die erhöhte Menschennatur Götter, ihnen überlegen sind.

In ihrer Gedanken- und Dichtungswelt ist ein Versenken in die ewigen Mysterien der Natur, ein festes, sinnvolles Anschließen und Ergreifen der Erscheinung, der Naturkräfte und Wirkungen, welche in bedeutungsvollen Bildern sie symbolisiren, in ein Allgemeines bringen, so doch, daß der Reichthum ihrer Phantasie stets noch bei der abstracten Idee thätig ist, spielt, Anmuth, Lieblichkeit, holde Gestaltung die ernste Bedeutung umkleidet, umhüllt, verbirgt. Nirgends formloser Begriff, gestaltlos, unschönes naktes Symbol, Poesie und Philosophie immer liebend verwebt. —

In der Welt der Alten wird Natur, Denkart, Schönheit des Südens, dem sie angehören, uns vorzugsweise offenbar; in der Welt des Modernen, Romantischen Geist- und Seelenschönheit des Nordens, von da entsprungen, ausgegangen, entfaltet und über das Leben der christlichen Welt ergossen: — auch von diesem Gesichtspunkte lassen die beiden Hauptseiten der Lebensentwickelung und der verschiedene, eigenthümliche Reichthum und Schönheit ihrer Hervorbringungen, — Antikes und Modernes — sich betrachten.

Durch keine Erscheinung, Aeußerung, Hervorbringung spricht sich der Unterschied griechischen Charakters und Sinnesart, des Alterthums überhaupt, von dem romantisch-germanischen, namentlich dem katholisch-christlichen des Mittelalters, vielleicht bestimmter, auffallender aus, als in dem Vergleich eines gothischen Domes mit einem griechischen Tempel, wenn die Verschiedenartigkeit des Gefühles und Sinnes, der in beiden sich ausdrückt, uns klar wird. — Nicht weniger deutlich, als die Verschiedenheit der Charaktere, verkünden diese Werke der Baukunst aber zugleich die Entschiedenheit, die bestimmte Richtung und Sinnesweise beider Zeitalter, welche den neueren durchaus mangelt.

Es ist immer ein Allgemeines, was in den einzelnen Bildwerken der Alten sich ausspricht, ein allgemein menschliches, eine Wahrheit, die über dem geweiheten Stein schwebet, Unaussprechliches, Ideales, Ewiges, das so heimlich und ahndungsvoll und doch so klar, stark und freudig, so einfach seelenvoll aus ihnen uns anweht. Immer ruht, noch eine fernere Bedeutung, ein stilles, räthselhaftes Etwas, ein allgemeiner, erhebender Gedanke, ein Kraft und Hoffnung zuflüsterndes über diesen schönen Formen. Es ist als ob nach dem Anschauen derselben unsere Bestimmung uns klarer würde, der Reichthum und die Fülle des Lebens sowohl, wie die des menschlichen Gemüthes, uns lebhafter bewußt würden. —

Das Drama der Alten hat mehr Vollendung, Abrundung, Ganzheit, als das moderne; es hat vielleicht weniger Naturwahrheit, das ist lebendigen Erguß, bewegte Darstellung, ist künstlicher, mehr eine wohlgeordnete, mit Ruhe und Bedacht gebildete, geregelte Composition, als ein in Begeisterung gebornes Gedicht, natürliches Walten und Regen; aber in seinem Ganzen ist eine idealere Haltung,

eine Reinheit, innere Schöne und Wahrheit, die, bei der klarsten Anschauung, eine Art musicalischen Eindrucks hinterläßt, in eine, vom reinsten, mildesten Aether umwehte, das Gemüth erheiternde, stärkende Welt einführt.

Deutsche Bauwerke. O wie hebt sich die Brust bei eurem Anschauen, ihr hehren Gebilde, wie spricht eure Größe und Würde so Ehrfurchtgebiethend, so ernst, wie das ewige Geheimniß Gottes selbst und seiner Schöpfung, zum Geiste! Welch eine große Vergangenheit bezeugt ihr, ihr festen, gewaltigen Steinmassen, welch eine Kraft und Tiefe des deutschen Geistes, der euch aufrichtete! Steht ihr nicht da als sprechende, ruhm kündende Denkmahle von ihm, den schwachen, oberflächlichen Enkeln lebendig anschaubar der Väter Größe zu offenbaren, ein stolzes Selbstgefühl ihrer Ahnen, ihrer Herkunft ihnen einzuhauchen, zur Ermannung, Nacheiferung sie aufzurufen! Welch ein Reichthum des Geistes und der Wissenschaft entwickelt sich dem forschenden Auge aus diesen Schöpfungen; welche tiefe Einsicht in mathematische Wahrheit, Kenntniß der Gesetze, Kräfte, Bedeutung und Gestaltungen der Natur, welche, morphologisch, in einer großen, künstlichen Crystallisation hier gleichsam nachgeahmt erscheint; dabei welche Klarheit und Heiterkeit des Sinnes in zierlicher Ausführung des tief symbolisch aufgefaßten, findet sich allhier vereinigt, verbirgt, enthüllt sich langsam dem denkenden Betrachter! —

(Fortsetzung folgt.)

Theater-Nachrichten.

London. August.

Rossini ist abgezogen und sein Aufenthalt in England hat, genau besehen, nur ihm selbst genutzt. So viel ist gewiß, er hat unsere Noten (Banknoten) mitgenommen und uns keine von den seinigen zurückgelassen. Benelli (der Unternehmer der Oper) hätte einen Befehl auswirken sollen, den Flüchtling in England festzuhalten bis er den versprochenen „Hugo, König von Italien" fertig componirt hätte. Ganz im Ernst, Rossini hat das Publikum und die Operunternehmer getäuscht, und das macht ihm, er mag die Sache noch so leicht nehmen, wenigstens keine Ehre. Man gibt verschiedene Ursachen an, die seinen Wortbruch erklären sollen: die natürliche Indolenz des Künstlers, der stete Wirbel seiner auf Geldmacherei berechneten Beschäftigungen, Mißhelligkeiten mit den Unternehmern, Besorgniß nichts leisten zu können, was der hochgespannten Erwartung entsprochen hätte. Vielleicht haben diese Ursachen zusammengenommen die unangenehme Täuschung veranlaßt. Inzwischen ist der Vogel ausgeflogen, wahrscheinlich um nie wieder zu kommen, was denn auch nicht viel zu sagen hat.

Während der Saison wurden 12 Opern gegeben, worunter acht von Rossini, nemlich: Zelmire, Barbier von Sevilla, Ricciardo e Zoraide, Othello, Il Turco d'Italia, Tancred, La Donna del Lago und Semiramis; eine von Mayer: Il Fanatico per la Musica; eine von Zingarelli: Romeo und Julie; zwei von Mozart: Figaro und Don Juan. Man sieht, wie Rossini das Uebergewicht hatte, was ganz natürlich war, da er selbst zu bestimmen hatte. Es ist aber, auch davon abgesehen, jetzt überall so auf dem ganzen Continent, Deutschland vielleicht ausgenommen, wo die Opern der lebenden Compositeurs und die der berühmten Meister der vorigen Generation noch mit Erfolg der Rossinomanie entgegengestellt werden. Wir denken keineswegs gering von dem Liebling des Tages; Rossini's musicalisches Genie ist unwidersprechlich und einige seiner Opern enthalten Stücke von großer Schönheit, aber er copirt sich und andere und wiederholt den nemlichen Gedanken allzu oft; er ist ein so entschiedener Manierist, daß es seinen Nachahmern gelungen ist, Werke hervorzubringen, die dem Original, dem sie folgten, in jeder Beziehung ähnlich sind. Uebrigens hat er in seinen neuesten Opern den Ruhm nicht behauptet, den ihm vornemlich Tancred und der Barbier von Sevilla erworben hatten.

Am 22. März wurde zum ersten Mal ein kleines Feen-Stück von Saint-Foix in Paris aufgeführt, unter dem Titel: „L'Oracle". Es kommen nur drei Personen darin vor: Die Fee, Alcindor, ihr Sohn, Lucinde, ihre Pflegetochter. Gellert gab einige Jahre später eine Verdeutschung in Versen. Theaulon, Verfasser des „Kleinen Rothkäppchens", hat es zu einer französischen Feen-Oper bearbeitet, welche, verdeutscht, von Spontini componirt wird.

In der Darstellung Faust's, als Harlequin die aus dem Zauberbuch gestohlenen Worte Per li per la, wodurch er sich unsichtbar machen konnte, zum Schein vergessen hatte und darüber eine lustige Tracht Schläge empfing, welche ihn zu einem erbärmlichen Geschrei bewog, rief ihm ein Zuschauer, dem sein Geschrei im Ernste zu Herzen ging, in vollem Eifer zu: Um Gotteswillen, so sagt doch: Per li!

Als der berühmte Garrik in Paris war, fragte man ihn, welche Schauspieler er für die talentvollsten hielte. Er nannte Le Kain, Carlin und Preville. Man that dieselbe Frage über die Frauen. Er zog Dem. Dumesnil, Dem. Dangeville und Dem. Arnolt den Uebrigen vor, die berühmte Dem. Hippolithe Clairon nannte er gar nicht. Als man sich darüber wunderte, antwortete er: „Elle est trop actrice." Mit dieser kurzen Antwort war viel gesagt. Wir würden es ausdrücken: „Sie spielt zu viel." Dieses Spielen ist leider die Hauptklippe, woran so manches schöne Talent scheitert.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 76. Sonntag, 19. September 1824.

Dichter-Reliquie.

Werners Klagen um seine Königin, Luisa von Preußen.

Rom 4. August 1810.

Entfernt vom Vaterlande,
Hoch über'm Erdenlande,
Bei Gräbern der Tyrannen,
Umringt von Roma's Pracht,
Wo Lebensbäche rannen:
Da fleht' ich um den Frieden
Auch schien er mir beschieden,
Es schien der Schmerz vollbracht.
Da naht ein fernes Trauern
Sich mir durch Roma's Mauern;
Wie heimisch klang die Klage,
Der Ton schien mir bekannt.
Was tönst du, Ton? ich frage;
Da hör' ich's deutlich tönen:
„Die Schönste hat der Schönen
Ihr Engel uns entwandt!“ —

Und was verschwand von Schmerzen,
Dringt neu zu meinem Herzen,
Und seltsam faßt mich Wehmuth,
Weiß nicht, wie mir gescheh'n.
Sah ich in hoher Demuth
(So frag ich mich mit Grauen)
Die Schönste nicht der Frauen
Vor mir vorübergeh'n? —
Sie —?! — Und mich ein will's engen,
Will mir den Busen sprengen.
Weh mir! ruf ich in Aengsten;
„Weh!“ wiedertönt's von fern! —
Beklemmt von Schmerz, dem bängsten,
Blick' ich nach Roms Ruinen,
Den klaren; auch aus ihnen
Säuselt's: „Es schwand dein Stern!“

Ihr, denen meine Lieder
Im Busen klangen wieder!
Hat meine Lust, mein Weinen
Getröstet Euren Sinn;
Wollt Eure Klagen einen
Mit meinen, die zu söhnen
Die Trauer, trostlos tönen:
Um meine Königin! —

Ihr römischen Ruinen,
Vom warmen Stral beschienen,
Die Pracht schwand Euch von hinnen,
Doch Eure Sonne nicht;
Der Zier der Königinnen,
Die allen Reiz verdunkelt,
Ach, meiner Sonn' entfunkelt
Nicht mehr das warme Licht! —

Ihr ewig jungen Blüthen,
Die Roma's Tempel hüten;
Euch hat erzeugt, verschlungen
Hat Sie der Erdenschlund;
Wie Euch, schien ihr gelungen
Der Schmuck der ew'gen Jugend;
Da, neidend so viel Tugend,
Schlang sie der kalte Grund!
Du Petersdom, gegründet
Auf Den, Dem ich verbündet,
Der mir das eitle Grauen,
Den niedern Schmerz geraubt;
Euch, ros'ge Marmorauen,
Die ob dem Weltthron scherzen,
Klag' ich die würd'gen Schmerzen:
Daß meine Ros' entlaubt!

Denn als mir ging verloren,
Was jedem angeboren,
Den hat das Heil getroffen
Zu seyn ein Menschensohn;
Und als mein letztes Hoffen,
Mit meinem ersten Wähnen,
Als selbst der Quell der Thränen
Mir schien versiegelt schon:
Da sah im Sturmestoben,
Ich, von der Nacht umwoben
Die hohe Saronsrose,
Wie fernes Morgenroth.
Ich dankte meinem Loose,
Und, auch von ihr vertrieben,
Ist treu Ihr Duft mir blieben;
Auch den zerhaucht — der Tod! —

Doch was will ich noch klagen,
Wo so viel Herzen zagen,
Wo meines Volkes Jammer,
Wo jede Tugend klagt?
Des Grabes Riesenklammer
Kann Klage nicht zersprengen,
Und nichts die Nacht verdrängen
Bis daß der Morgen tagt! —

Auch schelt' ich nicht das Schalten
Der himmlischen Gewalten,
Die das zurück verlangen,
Was ihnen ward entwandt.
Ich weiß: der Rose Prangen,
Es kam aus hoher Ferne;
Die Blume reift zum Sterne!
Das ist mir wohl bekannt.

Nur Ein's füllt mich mit Grämen
(Ich darf mich deß nicht schämen,
Mir schenkt' ich nicht mehr Thränen!)
Mich quält der Schönheit Schmerz! —
Warum denn stets Hyänen
Um jedes schöne Leben?
Und ihnen Preis gegeben
Dein Kleinod, armes Herz? —
Wahr sprach der edle Sänger,
Dem's bang auch schlug und bänger,
Bis daß zum Quell der Wesen
Er durft' hinübergehn;
Auch ich hab' ihn gelesen
Den Spruch: „Zertreten werden,
Das ist, zum Loos auf Erden,
Der Schönheit auserseh'n!"

Luisa, wie den Reinen
Die Seraphim erscheinen,
So rein, so schön, so milde,
Spiegel vom ew'gen Licht!
Wob Dir's sich nicht zum Schilde,
Dich vor dem wilden Wüthen
Des Schicksals zu behüten,
Das niedre Herzen bricht? —
Luisa, Du, die Reine,
Wie mehr wie Du wohl Keine,
Der Himmelsköniginnen
An Huld und Qualen gleich;
Du mußtest Dir gewinnen
Wie Sie, durch's Schwerdt der Leiden,
Die Wollust, abzuscheiden
In Dein ursprünglich Reich!

So schmecke denn den Schlummer!
Es schäme sich der Kummer,
Daß ihn Dein göttlich Dulden
Nicht früher trieb zur Ruh.
Was Dir verblieb an Schulden,
Es wusch in blut'ger Laugen,
Der Dir die Azuraugen,
Dein Heiland, drückte zu! —
Doch Deine Segensfluthen,
Sie wogen vor, Dir Guten,
Zum Quell, dem Du entsprungen
Der nie versiegend ruht;
Und mir, der dies gesungen
In mitternacht'gen Stunden,
Rufst Du, die überwunden:
„Vergebens floß kein Blut! —

Hör's, Ihr Gemahl, mein König,
Ihr Sohn, mein künft'ger König;
(Nicht stirbt der Kön'ge König!
Habt Demuth, habet Muth!)
Die Gattin hat's gesprochen,
Die Mutter hat's gesprochen,
Gott, Kön'ge, hat's gesprochen:
„Vergebens floß kein Blut!" —
Ihr lerntet, Preußen, Brennen,
Den Kern des Schmerzes kennen
Ich darf Euch Brüder nennen;
Habt Demuth, habet Muth!
Gluth muß das Gold bewähren,
Der Thau erfrischt die Aehren,
Es zählt, wer wägt, die Zähren!
Mächtig ist Märt'rerblut! —

Charade.

Mein erstes ist des Erstaunens Wort,
Das Wort der forschenden Fragen.
Die aus dem sichern, schützenden Port
Sich auf stürmende Meere wagen,
Wie die umlagerte Stadt Errettung hofft,
So wünschen sie sehnlich mein zweites oft.

Den Dichter, der holde Anmuth fand
Der mit des fröhlichen Scherzes Spiele
Die ernste Hoheit Virgils verband,
Des Catullus sanfte Gefühle,
Den Liebling der Musen, Deutschlands Zier,
Ihn nennen vereinigt die Beiden dir.

(Ludwig B..)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 74.
Klopstock: Stock, Post, Ost, Lotos, Tobolsk.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Freitag den 10. September. **Oberon König der Elfen**, komische Oper in 3 Abthl. von Paul Wranitzky.

Samstag den 11. **Emmy Robsart, Gräfin von Leicester oder: das Fest zu Kenilworth**, histor. romant. Gemälde in 3 Abthl. nach Walter Scott von Lembert.

Sonntag den 12. Zum Erstenmal: **Der Schnee, oder: der neue Eginhard**, Oper in 4 Abthl., nach dem Franz. des Scribe von Friederike Elmenreich. Ref. ward der sauern Pflicht, über Alles etwas zu sagen, diesesmal, wo er sich wirklich in einiger Verlegenheit befand, durch ein Gespräch überhoben, welches ohne geistreich zu seyn, so ziemlich alles erschöpfte, was sich über die liebe Neuigkeit hin und her plaudern läßt. Er war bei einer Collation und saß in stiller, stomachischer Hörseligkeit neben einem jungen ästhetischen Romantiker, der seine schöne Nachbarin ungefähr so unterhielt:

Herr. (einen süßen Schnee präsentirend) A propos, wie hat Ihnen die neue Oper gefallen?

Dame. Der Schnee? O ganz vortrefflich, eine allerliebste Oper! Nun schelten Sie noch einmal auf das neue genre.

Herr. Wie, meine Gnädige, Sie glauben doch nicht — —

Dame. Seyn Sie ganz still, ich habe Sie wohl beifällig lächeln, den Taktschlagen und applaudiren sehen.

Herr. Aber Sie scheint der Schnee weit mehr interessirt zu haben, als die Musik. Ja, ich hatte sehr genau auf Sie Acht, wie gespannt Sie auf die Erscheinung des Schnees waren; kein Auge verwandten Sie vom Theater.

Dame. Pfui, ich hätte Sie nicht für so unartig gehalten.

Herr. O gestehen Sie es nur offen, die artige neue Decoration und die Schneelandschaft mit der abentheuerlichen Schlittenfahrt. Wollten Sie allein sich schämen, das zu bekennen?

Dame. Das gebe ich nimmermehr zu.

Herr. So war es mindestens der Graf Linsberg von dem Sie kein Auge verwandten.

Dame. Sie sind recht häßlich. — Nein, wissen Sie daß es mich, ungeachtet der drückenden Hitze im Theater, auf einmal ganz frer, wie die beiden Damen Thüren und Fenster aufmachten, als ob Sommer wäre, und als das Orchester so natürlich wie die beissendste Schneeluft den Zugwind accompagnirte, überliefs mich eiskalt. — Aber hat es denn wirklich geschneit? man hat es mir nachher versichern wollen. Ich habe nichts gesehen.

Herr. Ja, in der That. Doch war der Theater-Gott bei dieser Gelegenheit wieder zu haushälterisch mit seinem Silber.

Dame. In Paris, sagte mir meine Nachbarin in der Loge, schneit es zu Fenster und Thüre herein.

Herr. Mehr noch als das. Die Landschaft, welche hier nur in tiefem Schnee vorkommt, erscheint zuerst, wenn Graf Linsberg vom See ins Zimmer tritt, in winterlichem Grün.

Dame. O, das muß einen ganz charmanten Effect machen.

Herr. Ich versichere Sie, die Wirkung übertrifft Alles, was mir noch von Theatereffect vorgekommen.

Dame. Wie boshaft! — Fräulein Wellmar scheint Ihnen recht wohl gefallen zu haben.

Herr. Wohl gefallen? — entzückt sagen Sie. Welche Lieblichkeit, welche Grazie, wie schmolz das starre Schneegestöber in dem Zauberhauch ihrer Töne.

Dame. Ei, ei, Sie werden ja ganz poetisch.

Herr. Und doch bewahre ich in diesem Rausche die volle Besinnung. Ich habe bemerkt, daß die beiden Damen, nebst allen Hofdamen nicht à la neige frisirt waren, wie es uns die Annalen des geistreichen Modejournals überliefern.

Dame. Sie können doch Ihren Spott nie lassen. Aber im Ernst, ich glaube, man hat es darin versehen.

Herr. Nun, da sehen Sie. Aber dennoch, wie adelte die holde Grazie unsrer Bamberger die steife Etikette. Eine so liebenswürdige Hofmeisterin ließe ich mir auch gefallen.

Dame. Sie scheinen trotz dem Prinzen von Neuburg eine große Sehnsucht nach Cultur zu empfinden.

Herr. Ja, meine Gnädige, ich laugne es nicht, und sollte ich mir dadurch Ihre volle Ungnade zuziehen.

Dame. Nicht im Geringsten. Gehen Sie immer in die Schule der Grazien; sie wird bei den Männern ohnedieß sehr selten. Die Prinzen Neuburg überwiegen weit die Grafen Linsberg.

Herr. Wenn nur alle Neuburgs dabei so gutmüthig wären, wie ich zum Beispiel. Doch auch manche unsrer Theaterdamen dürften noch in die Schule der Grazien gehn.

Dame. Sie meynen Louisen.

Herr. Ja. Ich gestehe, daß mich weder die hochmüthige Action, noch die gewählte Declamation angesprochen hat, welche mit ganz sonderbarer Betonung oft in der Hälfte der Perioden einen neuen Sinn anfängt. Ich fand darin keine Dame von Ton, noch weniger eine liebenswürdige Prinzessin.

Dame. Sie haben recht. — Und was sagen Sie vom Prinzen Neuburg. Ich muß bekennen, daß ich ihn trotz seinem zarten Mentor sehr liebenswürdig fand.

Herr. Gewiß, Hr. Größer verdiente die Auszeichnung gerufen zu werden, doch beging er darin den ärgsten Verstoß gegen die gute Lebensart, daß er seinen Mentor nicht herausführte.

Dame. Sie wollen mich nun einmal heute ärgern, aber es gelingt Ihnen nicht. — Die Intrigue finde ich allerliebst, nur die beiden ersten Acte sind etwas schleppend.

Herr. Mir ist noch selten ein so gutes Opernbuch vorgekommen.

Dame. Recht artig scheint mir die Erfindung, daß der Fürst sich grade den zum Secretär wählt, welcher mit Sehnsucht eine Gelegenheit zu einem Rendezvous sucht, sowie daß der Prinz in der Nacht grade die ihm Bestimmte dort finden muß. Und wissen Sie, recht gut eingeschaltet finde ich den Scherz mit dem Examen des Gärtners, diese drollige Erfindung schützt die Entwicklung sehr glücklich vor der sonst unvermeidlichen Langenweile. Aber ich hätte dem Paare das Vergehen nicht so leicht hingehen lassen, wie der Großherzog. Kaiser Karl war mit Eginhard und Emma weit strenger.

Herr. Schelten Sie nicht wieder auf die sittearmen Männer. Die Verfasser mußten es wohl der Freundlichkeit der Oper zu Liebe thun, worin kein anderer Sturm die Nerven erschüttern sollte, als das Bischen Schneewind.

Dame. Sie sagen die Verfasser. Sind es denn mehrere?

Herr. Wenn man den öffentlichen Blättern glauben darf, so hat der Liebling der Pariser, Delavigne, das Buch mit Scribe gemeinschaftlich gedichtet. — Wie fanden Sie die Uebersetzung?

Dame. O recht fließend und gefällig, sie hat etwas Leichtes, was ganz mit dem Süjet harmonirt und die gewandte Kennerin verräth.

Herr. Ich stimme Ihnen bei. Doch hätte ich das Stück nicht in Schwaben spielen lassen.

Dame. Sie haben recht. Mir kommt es grade vor, wie hier dieses steife ungeschickte deutsche Rebus gegen den feinen Witz der französischen Devisen.

Herr. Umgekehrt, Verehrteste, ich halte das Schwabenland zu hoch für diese Musik.

Dame. Gehen Sie, Sie sind wieder ein steifer Pedant. —

Herr. Nun lassen Sie mich meinen vorigen Fehler wieder gut machen. Es war mein Ernst nicht. Ich bin

in der That begeistert von der Musik. Sie ist kein Wintergarten, umschneit und umweht von kalten Lüften, ein milder duftender Frühlingsgarten ist sie, ja der Tonkunst lieblichster Blüthenregen.

Dame. Das ist Ihr Ernst nicht; ich kenne Ihre Tücke.

Herr. Nun so nehmen Sie dafür das besonnenere Urtheil. Aubers Musik ist die Vermählung der Melodie mit der Charakteristik, italienische Aehnlichkeit mit französischer Romantik gehen Hand in Hand.

Dame. Dieses Urtheil schmeckt ein bischen nach Diebstahl. Ich meyne gestern ein ähnliches Urtheil in der Abendzeitung gelesen zu haben. Auch ist es sicher nicht Ihre Ueberzeugung. Hier ward Ref. versucht, seine stomachische Apathie zu verlassen.

Ref. Wollen Sie denn ganz enttäuscht seyn? So hören Sie mich: Italienische Treibhausgewächse in französischem Boden. — —

Dame. Nein, Sie höre ich nicht. Denn Sie sind, wie heißt's, ein Anti-Rossinianer, Sie sind ganz unausstehlig, Sie gebehrden sich als verstünden Sie etwas von der Musik, und wissen doch gar nichts davon. Ich mag Sie nicht unsanft an Ihre Sünden erinnern.

Dieß sagte das Dämchen mit einem so liebenswürdig scheltenden Ton, daß Ref. ganz entzückt ihr alle süße Albernheiten vergab und über die antikritischen Schmähungen geduldig blieb wie ein Lamm. Ref. dankte freundlich mit einer ablehnenden stummen Beugung und pries sein Geschick, diesmal mit seinen Schwächen und Irrthümern in so zarte Hände gefallen zu seyn, und so will er auch — vestigia terrent — kein Wort weiter über die angestaunte Oper sagen. Je weniger es (Dank den Musen) Frost auf unsrer Bühne schneite, desto mehr regnete es warmen Beifall, und hier spannt die Kritik den Regenschirm auf.

Montag den 13. **Der Wollmarkt**, Lustsp. in 4 Abthl. von H. Clauren (Mspt). Hierauf **Der Großpapa**, Lustsp. in 1 Act aus dem Französischen. Es stellen sich zu diesem Wollmarkt doch immer noch Wollüstlinge ein, wie die Berliner sagen, trifft sie auch nicht der Doppelsinn, wie den Dichter, der eher alles, nur kein Wolhabender ist. Dieß zeigt sich gleich in der mit den Haaren herbeigezogenen Apothekerscene. Der abwägende Samuel, der geschäftige Stößer, oho pharmaceuta! der Stadt-Chirurgus Zipfel. Oho poeta! was thut dieser zur Handlung? hätte er doch lieber einen seiner Gesellen geschickt, um den Herrn Amtsrath zu rasiren und ihm dabei alles mögliche Schöne und Lustige zu erzählen. Hr. Clauren versteht noch gar nicht seinen theatralischen Vortheil. Amtsrath Herbert, Hr. Otto, ein Charakterbild voll Leben. Wie musterhaft legt unser Künstler des Malers verzerrte Züge wieder zurecht. Helmine und Hannchen, Dem. Lindner und Dem. Scholtz, wahrhaft liebenswürdig. Nein die Rolle der Helmine ist nicht so leicht, und Dem. Urspruch hat die Feinheiten nicht so getroffen, wie Dem. Lindner. Nur das einzige: „Ach Gott, ich habe in meinem Leben nicht geheyrathet," welche Summe von holder Verschämtheit, von lieblicher Herzlichkeit lag darin. Der Fähndrich Schrot von Hrn. Rottmayer ist ein sehr glücklicher Wurf, der unnütze Cadett in natura.

Dienstag den 14. **Der Schnee**, Oper, wiederholt.

Mittwoch den 15. **Heinrich des Fünften Jugendjahre**, Lustsp. in 3 Aufz. nach Düval von Iffland. Hierauf: **Die Proberollen**, Posse in 1 Act von Breidenstein. „Heinrich, muthmaßlicher Erbe der brittischen Krone"? wir zweifeln ein wenig. „Rochester, des Prinzen Günstling"? wenig Empfehlendes für einen Günstling. „Milady Clara, Lieblingsdame der Prinzessin" wir wollen sie Milady Pendula nennen, so lange Sie noch die Arme so hin und her schwenkt. Eine solche Petulans Pendula ist keine Brittin, kein verschmitztes Dämchen, keine Lieblingsdame einer Prinzessin. Der Schenkwirth Lopp und seine Nichte waren wieder trefflich. In den Proberollen wollte es heute nicht so recht gehen, vielleicht weil sie ebenfalls schnell an die Reihe mußten. Hr. Trübling putzte viel an der Feder und schrieb sogar, nun dabei mußte man doch aus Artigkeit still seyn; es war ihm auch gar nicht ums Lachen, er sprach nur davon, und das stand gerade zu Gesicht wie die blonde Perücke. Der Souffleur Trocken bemühte sich möglichster Flüssigkeit der Rede, aber Mad. Schnell schnitt ihm ein Paarmal die Sentenzen aus dem Hamlet kurz ab. Die Proteus-Gestalten waren in Farben einigermaßen matt, der Cadett etwas zerflossen. Die Wiener Magd ist und bleibt eine starke Leistung. Ueber den Wiener Local-Accent sagte jüngst das Morgenblatt von Wien aus: „Ein hübscher Mund thut freilich viel, wenn er auch nicht eine doppelte Reihe von dorischen Säulen enthielte wie jener Kritiker gesagt hat" — so ist mit dieser etwas colossalen Vergleichung ohne Zweifel auf unsere Künstlerin angespielt; dagegen erklärt der Wiener Correspondent in der Abendzeitung, und wir mit ihm, diese schnelle Aneignung für ein kleines Wunder. Wollte Dem. Lindner nicht so gütig seyn, das Nächstemal das andere Gedichtchen von Castelli vorzutragen?

Donnerstag den 16. **Der Freischütz**, Oper.

Theater-Anzeige.

Montag den 20. September. **Das unterbrochene Opferfest**, Oper. (Myrrha: Dem. Sigl, Königliche Bayerische Hofsängerin).

Dienstag den 21. **Der Empfehlungsbrief**, Lustspiel. Hierauf: **Der Obrist**, Lustsp.

Mittwoch den 22. **Die Entführung aus dem Serail**, Oper.

Donnerstag den 23. **Das öffentliche Geheimniß**, Lustsp.

Freitag den 24. **Sargines**, Oper. (Sargines: Dem. Sigl.)

Samstag den 25. **Emmy Robsard**, Schsp.

Sonntag den 26. **Der Schnee**, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Fridr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 77. Donnerstag, 23. September 1824.

Aus Salvator Rosa's Leben.

Der herrliche Halbkreis, den die so fantastische und merkwürdige Stadt Neapel an der Küste eines unvergleichlichen Meerbusens, von Capo Pausilippo bis zu dem Torrione del Carmine bildet, wird von einer Felsenkette wellenförmiger Hügel beherrscht, die entweder von ihren lokalen Eigenheiten oder nach klassischen Ueberlieferungen ihre verschiednen Benennungen erhalten. Der hohe einzeln stehende Felsen von St. Elmo, der über das Ganze hinwegschaut, ist von der furchtbaren Festung bekrönt, welcher er seinen Namen verleiht.

Von seinem Fuße sich erhebend, lächeln die lieblichen Höhen von San Martino, wo die goldnen Zinnen des klösterlichen Palasts der Mönche der Certosa, durch Kastanienwälder und Weingärten glänzen. Ein Engpaß durchschneidet die Felsen der Monte Donzelle, und bildet, von duftenden Pinien umschattet, die aus deren Spalten ragen, einen schattigen Fußsteg von dem prächtigen Kloster bis zum Borgo di Renella, dem kleinen Oertchen auf einem benachbarten Hügel, das man wegen seiner besonders schönen Lage und seiner herrlichen Aussicht noch jetzt l'ameno villaggio (das anmuthige Dorf) nennt. Nächtlich beleuchten die Feuer des Vesuvs die niedrigen Hütten von Renella, und wenn die Morgensonne aufgeht, enthüllt sie von verschiedenen Punkten aus die Hügel von Vomiro und Bajä, die Inselchen Nisita, Capri und Procida, bis die Aussicht sich am äußersten Rande des Horizonts verliert, wo sich die Wogen des mittelländischen Meeres mit jenem klaren Himmel zu vermischen scheinen, dessen Farbe und Glanz sie zurückstrahlen.

In diesem wahren nido paterno des Genies, lebte im Jahre 1615 ein demüthiger aber fleißiger Künstler Namens Vito Antonio Rosa, ein Name, der schon damals in der Kunst nicht unbekannt, aber bis dahin mehr bekannt als glücklich war. Sein gegenwärtiger Besitzer, der würdige Messire Antonio, hatte bis dahin, nebst seinem guten Weibe Giulia Grecca und zwei noch unerwachsenen Töchtern, sich alle Mühe gegeben, das alte Ansehn seiner Familie aufrecht zu erhalten. Antonio war Architekt und Feldmesser von einiger Bedeutenheit aber geringem Einkommen, und wenn man über dem alten architektonischen Portale der Casaccia von Renella las:

„Vito Antonia Rosa, Agrimensore ed Architecto.“

so ward diese Bekanntmachung meist vergebens ertheilt. Wenige Personen nur kamen durch das verfallene Borgo die Renella, und noch wenigere waren bei so gefahrvollen Zeiten geeignet, von den Talenten und der Profession Gebrauch zu machen, welche jene Inschrift besagte. Die Familie Rosa theilte in ihrer Unbedeutenheit den Druck der Zeit, und das schöne Dorf stand wie die Umgegend, die nun nicht mehr der Wohnplatz consularischer Wollüste und weder von den Großen bewohnt, noch von den Neugierigen besucht war, einsam obschon reizend da, unbelastet mit jenen fantastischen Belvederen und grotesken Pavillons, die in neuerer Zeit eine Gegend, für welche die Natur alles that und Kunst nichts thun kann, mehr entstellen als verschönern.

Die Zellen der Certosa zählten freilich ihre gewöhnliche Zahl von Mönchen und Laienbrüdern. Die Feste von St. Elmo strahlte von fremden Lanzen wider. Das Kreuz stieg an jedem Berghange empor und das Schwert bewachte jeden Paß, aber die Dörfer Renella, San Martino, Vomiro und Pausilippo hatten den größten Theil ihrer Bewohner verloren, um fremde Armeen damit zu rekrutiren, und dieses irdische Paradies war traurig wie die Wüste und schweigend wie das Grab.

Das Volk hatte den höchsten Gipfel von Leiden erreicht, über welchen hinaus menschliche Geduld es nicht mehr ertragen kann. Es verhungerte mitten im Ueberflusse und starb in den gesundesten und freundlichsten Gegenden an den Seuchen, die stets des Mangels schreckliche Begleiter sind. Handel war nicht vorhanden, Ackerbau vernachlässigt, und in den Künsten wurden, unter der immerwährenden Dictatur eines spanischen Hofmalers, nur die „Sequaci“ (Nachbeter) von Spagnuoletto begünstigt.

Man darf sich nicht wundern, wenn in solchen Zeiten allgemeiner Noth, wo nur wenige Personen Mittel und Sinn zum Bauen hatten, noch wenigere aber Land zum Vermessen, oder Güter zum Verkaufen, der demüthige Architekt und Landmesser von Renella „bis an den Hals im Elende steckte,“ woraus ihn weder Talent noch Fleiß retten konnte.

Doch hatte er es bei wenigen Bedürfnissen und peinlicher Oekonomie dahin gebracht, mit seinem Weibe und beiden Töchtern in einer Art von anständiger Armuth zu leben, als jetzt die Geburt eines Sohnes im Spätjahre von 1615, die Gemüther der Familie, die dieses für ein glückliches Ereigniß ansahen, höher hob. Die Geburt eines männlichen Kindes wurde damals wie auch noch jetzt von den Neapolitanern, denen Mädchen stets zur Last sind, als eine besondre Gunst, die der Schutzheilige der Familie gewährt habe, angesehen. Kaum hatte daher Madonna Giulia ihr riceviinento *), (eine Ceremonie, welche bei allen neapolitanischen Frauen, die nicht zur niedrigsten Klasse gehören, Sitte ist,) überstanden, als sie mit dem guten Messire Antonio über die künftige Bestimmung des Knaben sich zu berathen begann. Darin kamen Beide überein, daß der Sohn kein Künstler und vor allem, daß er kein Mahler werden solle, und der Mann willigte leicht in den Vorschlag der Madonna Giulia, den Knaben der Kirche zu widmen. Er begann diesen heiligen Beruf in der Pfarrkirche von Renella, wo er in der Taufe einen Namen erhielt, von dem man annahm, daß er seinen Besitzer dem besondern Schutze des Himmels anempfehle, nämlich den — Salvatore — und die Eltern hielten sich überzeugt, daß sie die besten Maßregeln ergriffen hatten, seine gegenwärtige und zukünftige Glückseligkeit zu sichern. So hatte auch der Vater von M. Angelo seinen Sohn zum Wollenweber, der des Correggio ihn zum Holzhauer bestimmt, Guido ward zum Musiker erzogen, Andreas del Sarto zum Schuster, Guercino zum Maurer, Claude Lorrain zum Bäcker und Moliere zu einem Trödler. Der Weg des Genies, ist wie der

— „der wahren Liebe selten nur geglättet;“

aber älterliche Thorheit, die sich mit dem Naturberufe in den Kampf wagt, wird gewiß stets ihre Anmaßung durch das Mißlingen ihrer Pläne büßen. Talent ist kein Erbstück, und die Natur scheint, indem sie Einen aus einem Geschlechte sich erwählt, um mit dem Höchsten ihn zu schmücken, ihre Kräfte nur auf Einem Punkte zu sammeln und dann ihre Ehrenbezeugungen wieder zurück zu fordern, wie es Könige zu thun pflegen, wenn sie aus den Händen der Söhne die glänzenden Auszeichnungen wieder empfangen, welche ihre Gunst dem Vater zugetheilt hatte. Salvator Rosa's Leben bewies auf eine merkwürdige Art die Richtigkeit solcher älterlicher Berechnungen.

---

*) In Neapel wird am Tage nach der Niederkunft eine große Versammlung im Wochenzimmer gehalten, welcher alle Gevattersleute in der Nachbarschaft beiwohnen. Dies nennt man: die Aufnahme.

(Fortsetzung folgt.)

Weihetafeln.

(Fortsetzung.)

14.

Draußen verlierst du dich im Tollhausreigen der Menge;
Fliehest du in dich zurück, Armer, verlierst du die Welt.
Dennoch strebe nach Außen, da liegt der Stoff für das Leben,
Strebe nach Innen, in dir formet sich jedes Gebild.
Darum fliehe die Welt nicht, suche sie nimmer: ein Weiser
Nimmt sich das Beste von ihr, gibt ihr das Beste zurück.

15.

Zweck des Lebens ist selbst des Lebens lebendiges Leben,
Leuchtend im kräftigen Wort, flammend in edeler That
Gleich der Urkraft des All's, uneinig vereinigt in Einem,
Hält und bewegt es die Macht doppelt verbundener Kraft.
Wohlklang tönet nur dann durch seine himmlischen Saiten,
Wenn sie die Freiheit gespannt, heiliges Recht sie gestimmt.

16.

Selbstbewußtseyn gibt die Freyheit allein, und die Freyheit
Bildet aus jenem heraus ihre bewegende Kraft.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Friederichs Tagebuche.

(Bruchstücke.)

(Fortsetzung.)

Göthe. In welchem andern Geiste finden wir diese allseitige, allgemein menschliche Größe, diese gleichmäßige, harmonische Ausbildung aller Seelenkräfte, wie in ihm? In all seinen Werken welche gesunde Kraft, Jugendfrische, Wahrheit! überall fühlender Verstand, verständiges Gefühl, Klarheit bei Tiefe des Gedankens, Schärfe des Begriffs, sanftes, frühlingsmildes Wehen der Einbildungskraft; bleibendes, ewig dauerndes, befriedigendes Maaß. Er hält unter allen Umständen und Zeiten die Probe, sein Weg ist der rechte, der nicht irre führt. Wie viele Zurechtweisung, Andeutung, Aufklärung, Kräftigung; wie vielen reinen Genuß des Wahren und Schönen werden alle Geschlechter diesem mächtigen Geiste verdanken!

Wie du sie auch wieder und wieder liesest und genießest, die Schöpfungen unseres Göthe, immer bleiben sie dir neu und frisch und erfreulich, wie die Werke der Natur; du findest nur mehr und mehr die Fülle der Wahrheit und Schönheit, die göttliche Weihe des Meisters!

Wie durch die Wahlverwandschaften vorzugsweise, so scheint ein gewisser Grundzug des Elegischen durch sämmtliche Werke Göthe's durchzugehen, dieß wirklich im Hintergrund seiner Seele zu liegen, und, wenn auch beherrscht und zurückgehalten, doch unverkennbar hin und wieder, liebenswürdig anziehend, durchzubrechen.

Göthe ist wirklich eine seltene, wichtige Erscheinung in der Welt; er ist nicht allein ein großer ausserordentlicher Mensch, sondern, besser gesagt, eine allseitige, höchst vollständige Menschennatur, eine concentrirte Menschheit. Diese selbst läßt er durch seine Natur, durch die Darlegung derselben in seinen Werken, erscheinen, wie sie ist, lebhaft ursprünglich, nicht so wohl durch die Kraft dichterischer Auffassung, als durch wirkliche Vereinigung so mannigfacher Richtungen, Charaktere menschlichen Wesens, in seiner großen Natur. In der Offenbarung derselben in seinen Schriften, seinen Bekenntnissen, tritt uns das frischeste, wahrste Naturleben entgegen, nichts von Schein, von fremdher angenommenem, und darum wie frischer Born, so erquicklich, belebend. Bei der vollendetsten Bildung ist die reinste Naturtreue bewahrt, aus der vollendetsten Kunst spricht allbeseelend der ursprüngliche Schöpfertrieb. —

Frag ich: was ist das Eigenthümliche, Charakteristische des Christenthums, so komme ich immer wieder darauf zurück: Sanftmuth, Nachsicht, Liebe, Vergebung, gläubig Vertrauen, worin jede bittre Erscheinung des Lebens aufgelöst wird.

Könnte ich hiernach Göthe unchristlich nennen? Ist es eine andere, fremde Denkungsart, die von diesem Geiste so anziehend anspricht? Ist es nicht eben das feste Vertrauen bei allem Kampfe mit der äußeren Erscheinung, diese hohe Ruhe und Sicherheit, dieser klare Friede eines Selbstbewußtseyns, das der umfassende Tiefblick ins Leben und sein Bedenkliches und Zweifelhaftes nicht trübt, stört, verwirrt, keine Betrachtung im innersten Einklang verletzt, in seinem festen Grunde erschüttert, ist's nicht dieß christlich heitere Vertrauen, das uns so auferbaut, so harmonisch befriedigend unser Inneres kräftigt, das des hohen Mannes Sprüche und Werke so werth macht? —

Ja, fürwahr, wenn irgend etwas hervorstechendes, ausgezeichnetes in diesem Manne ist, so ist es seine überlegene Kraft der Betrachtung, der Erfassung des Wahren. Wenn irgend worin, so muß man, mit ihm selbst, hierin seine Bestimmung glauben. Man muß die Wahrheit selbst verbannen und ihr Feind werden, sie nicht hören wollen, wenn man sie und sein Bestreben und seine Weise verwerfen will. Bewundernswürdig erscheint er in seinem durchdringenden Seherblicke, mit dem er so scharf, und so sicher und leicht, wie eingeweiht von höherer Hand, das Wesen der Menschennatur erlauscht und entziffert, in jeder Region das Wahre trift und hervorzieht, und die kostbaren Schätze aus dem Reiche des Ewigen zum Mitgenusse dann vor Mit- und Nachwelt ausbreitet. „In Froschpfuhl all das Volk verbannt, das seinen Meister je verkannt."

„Göthe's Trauerspielen fehlt es doch gar zu sehr an Handlung." Da ist freilich nicht viel Spectakel, die darfst du aber nirgends bei G. suchen, nirgend's einen Prunk oder Glanz, Rücksicht auf Effekt und dergl., sondern, wie bei den Alten und der Natur selbst, gerade nicht mehr als nöthig ist; da ist Handlung genug, aber innere, vielfaches Regen und Treiben des inneren Lebens, das den Sinn des gebildeten Betrachters genugsam fesselt und beschäftigt.

(Fortsetzung folgt.)

Vorschlag zu einem Bücher-Auto-da-Fe.

(Nach dem New Monthly Magazine, September 1824.)

Wenn schon Horaz gegen die knechtische Brut der Nachahmer — **imitatores, servum pecus** — in Unwillen entbrannte, wie würde er erst in unsern Tagen aufbrausen, wo die Zahl der Schriftsteller ums tausendfache angewachsen, die Arbeiter auf dem beschränkten Felde menschlichen Wissens sich um den kleinen Verdienst auf Leben und Tod befeinden und wir bald mehr Schreiber als Leser zu haben in Gefahr schweben! Wohl konnte Champfort sagen, der größte Theil unserer Bücher komme ihm vor, als seyen sie heute zusammengesetzt, aus dem Stoffe, den gestern gelesene dem Gedächtniß zurückgelassen. Was wir Originalwerke nennen, was sind sie mehr als alte Materialien in neue Form gegossen? Unsere bessern Autoren sind nur Spiegel, ihrer Vorgänger Bild zurückwerfend. Ein Teich ist darum nicht tiefer, weil sich der Gipfel eines Berges auf seiner Oberfläche spiegelt, und eine Buchseite nicht reicher an Inhalt, weil ein Riese der Vorzeit sein Schattenbild auf sie wirft.

Die gegenwärtige ungeheure Masse schriftstellerischer Erzeugnisse kann nicht bestehen, ohne die ausgedehnteste Fortpflanzungskraft. Ein Buch nährt fünfzig Recensenten, und was sie, gleich emsigen Bienen, darüber zusammengetragen, gibt, wenn die rechte Stunde geschlagen, einem künftigen Aehrenleser den Stoff zu einem neuen Buch, das dann wieder ein Heer von Kritikern und Ausschreibern weckt. So gleicht unsere Autorzunft dem Eichhorn, das mit großem Lärm unaufhörlich in seinem engen Behälter auf und ab rennt, niemals aber weiter kommt. Es ist so viel leichter, Bücher zu recensiren als sie zu verfassen, Fehler zu entdecken als sie zu vermeiden, zu vergleichen als zu erfinden, daß es wahrscheinlich ist, das kritische System (in einem andern Sinn als dem Kant'schen) wird immer mehr um sich greifen, bis es zur Krankheit wird, zu einem Auswuchs an dem Körper unserer Literatur, der am Ende den Tod herbeiführen muß.

Lächerlich ist's, Originalität erwarten; stolze Anmaßung, darauf Anspruch zu machen. Was! die Welt steht seit 6000 Jahren und im ersten besten Genie soll ein glänzender Gedanke sich hervordrängen, der dem Scharfsinn Plato's, der den unzähligen Adamssöhnen, die vor und nach ihm

in geistiger Gährung ihr Daseyn hinbrachten, entgangen wäre? Von Zeit zu Zeit finden wir Verlornes wieder auf; der erste Eigenthümer ist nicht mehr mit Gewißheit anzugeben, aber was berechtigt uns, es für Selbsterzeugniß anzurühmen? Was uns neu vorkommt, war irgend einmal schon verbrauchte Waare; unsere Novitäten galten vor Jahrhunderten für Antiquitäten. Wir erfahren manchmal daß die Zeit etwas vergessen hat und sind dann schnell bei der Hand, uns ein Erfindungspatent auszufertigen. Städte werden auf Trümmern von Städten gebaut, eine Generation befruchtet den Boden, damit die nach ihr folgende Nahrung finde, und mit dem menschlichen Geiste ist es nicht anders. Dabei sind Städte, Menschen und Geister jetzt nicht sehr verschieden von dem, was sie vor 3000 Jahren waren. Unsere geistige Natur ist eben so unverändert wie die körperliche. Nur in der dunkeln Vorzeit gab es Titanen; als die Sonne der Geschichte und Literatur erst im Aufgehen war, warf der kleine Held, der mittelmäßige Geist, einen langen Schatten und wir täuschen uns über das Maaß seines Verdienstes. Heutzutage, wo die Sonne mitten am Himmel steht, sind wir auf den rechten Standpunkt versetzt und dieser bleibt ziemlich unverändert.

Dreimal glücklich der Autor, der bald nach dem Caliphen Omar lebte, als Bücher noch selten und fast alle vorhandene mit der Alexandrinischen Bibliothek untergegangen waren! Wollte ihn irgend ein grämlicher Kunstrichter des Gedankendiebstahls zeihen, er konnte keck Beweis, und, da dieser unmöglich war, Widerruf fodern. Gleich Molière's Jourdain, der sein Lebenlang in Prose gesprochen hatte, ohne zu ahnen, daß er so geschickt sey, konnte damals jeder Schriftsteller plötzlich, ohne es zu wissen, original werden. Denn wen vermochte man anzuführen, der, was er sagte, früher oder besser gesagt hatte? Die Bücher, woraus er zu überführen gewesen, hatten die Bäder der Araber geheizt, waren in Dampf und Rauch aufgegangen und zurückgekehrt in den Himmel zu ihren Verfassern. In jener glücklichen Zeit durfte niemand klagen, wie jener moderne Autor, der sich pathetisch beschwerte, Shakespeare habe alles, was er Schönes und Erhabenes denke, lange vor ihm der Welt verrathen. Schriftsteller aus Omars Epoche glichen den Gefährten des Entdeckers Columbus, die in der neu aufgefundenen Welt nichts zu thun hatten, als die reichen Schätze vor ihren Füßen aufzusammeln. Bald aber beraubten jene literarischen Plünderer die Natur aller ihrer Gaben und uns bleibt nur übrig, sie ihnen wieder abzunehmen, wollen wir nicht zu einem Ausweg schreiten, den Einige mit Erfolg gewählt haben, nemlich der Unnatur zu huldigen. Obschon Verstand und Vernunft keine neue Ernte mehr darbieten, so bleibt doch originale Thorheit noch erreichbar, — ein Wink, den wir Modernen nicht unbeachtet lassen sollten.

Wer seiner Mitwelt eine Wohlthat erzeigen will, der bemühe sich, ein Mittel aufzufinden, wodurch das Vergessen beschleunigt werden könnte. Statt zu schreiben, um gelesen zu werden, liest man jetzt, um zu schreiben und da die Leser alle Zutritt zu denselben Quellen haben, scheinen sie immer das gleiche Gebräu aus verschiedenen Röhren zu trinken. Das Autorenvolk schreibt schneller als man vergessen kann, ja mancher Scribler führt eine so rasche Feder, daß der Leser nicht Schritt zu halten vermag. Wer gerne liest, dem ist ein gutes Gedächtniß so lästig, als dem Statthalter Sancho Pansa seines Arztes Stäbchen war, das alle Gerichte, die seinem Gaumen am besten zugesagt haben würden, für verbotene Speise erklärte. Wer hat nicht oft gewünscht, das Gedächtniß eines frühern Geistesfestes tilgen zu können, um sich des neuen Mahls zu erfreuen? Wer hat nicht die Jugend oder selbst die herangewachsene Unwissenheit beneidet, wenn er Zeuge war, wie sie den Don Quixote oder Gil Blas zum erstenmal verschlang?

In der That, wir sind zu einer Krisis gelangt, der wir nur durch einen Entschluß der Verzweiflung zu entgehen hoffen dürfen, und da kein Ausweg wirksamer und leichter anwendbar scheint, als der, welchen schon der kluge Omar eingeschlagen hat, so stellen wir in schuldiger Ehrfurcht vor dem Publikum die Frage: ob es nicht angemessen scheine, eine Generalversammlung zu verabreden, um bei dem dermaligen bedenklichen Zustand unserer Literatur die Räthlichkeit einer allgemeinen Bücherverbrennung in Erwägung zu ziehen. Man könnte, um den Feind in seinem Hauptquartier anzugreifen, mit den Buchläden in Paternoster-Row anfangen, dann alle Privat- und öffentlichen Bibliotheken auf dem Smithfieldplatz zusammenhäufen, und an einem bestimmten Tag den großen Act vollbringen. Eine schwere Strafe müßte auf jede Zurückhaltung irgend eines Bandes gesetzt werden; doch dürfte eine Ausnahme gestattet werden für Bücher, die man nie liest.

Der Einsender dieses kennt am besten den Werth seiner eigenen Werke; dennoch würde er — ein zweiter Curtius — sich gerne (gedruckt) in die Flammen stürzen, zu seines Vaterlandes Besten ein gewiß nicht verlornes Beispiel gebend. Wenn wir dann unsern Geist eine geraume Zeit brach liegen lassen, würden wir als neugeborne Schriftsteller und Leser in die Bahn treten, eine neue Verstandesjugend durchleben und in dem frischen Blüthenreichthum des unbetretenen Parnassus schwelgen. Gleich den Argonauten der Fabelzeit würden wir bei jedem Schritt auf bezaubernde Visionen und übernatürliche Schönheiten stoßen und befreit von literarischen Reminiscenzen würde an uns wahr werden, daß „erwachsene Leute nur größere Kinder sind" denn mit der Feuergluth der Jugend würden auch wir Wonne schöpfen aus unserer Dichter frisch sprudelnden Quellen.

Darum ohne Verzug ans Werk, patriotische Autoren! Bereitet euch vor, mit fröhlichem Sinn euer Liebstes hinzuopfern und nicht zu zögern, wenn das Commandowort ruft: Ins Feuer!

B.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Fridr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 78. Sonntag, 26. September 1824.

Aus Salvator Rosa's Leben.

(Fortsetzung.)

Salvator Rosa (oder Salvatoriello, wie er als Kind genannt ward) wird uns bereits in der frühern Zeit als ein Knabe beschrieben, der zu allen Künsten Anlage zeigte, im Metro sprach, die Echo der Hügel mit allen Instrumenten, die er sich nur verschaffen konnte, weckte, und Skizzen alter Architektur und pittoresker Landschaften aufs Papier warf, die mit Posaunentone seinen vorausbestimmten unvermeidlichen Beruf anzeigten. Für Antonio und Giulia waren dieses alles aber eitle Dinge, und die Wanderungen des jungen Genies dienten blos dazu, ihrem Bestreben, ihn zu der Bestimmung zu zwingen welche ihr Plan vom Hause aus ihm angewiesen hatte, neue Thätigkeit zu geben. Denn er sollte nun einmal kein Maler, sondern ein weiser und gesetzter Mann, ein Pfeiler der Kirche werden.

Als die Saite des väterlichen Ansehens aber auf diese Art bis zum höchsten Punkte angespannt war, sprang sie. Der kleine Salvatoriello floh aus den Begränzungen einer ihn nicht ansprechenden Heimath, hinweg, und schlug in jenen Gegenden und Umgebungen seinen Aufenthalt auf, deren Bildnerei schon ein Theil seines geistigen Daseyns geworden war, und die lange zuvor, ehe er sie als Gegenstände an sich studirte, als Eindrücke in ihm aufgenommen worden waren. Manchmal entdeckte ihn der Padre Cercatore des Klosters von Renella unter den Felsen und in den Höhlen von Bajä, den eingestürzten Göttertempeln, oder in den Grotten der Sibillen, manchmal fand ihn auch eine Verwandte der Madonna Giulia, wenn sie zu einer maesta (Tagearbeit) pilgerte, in den Oeden der Solfaterra unter den entlaubten Zweigen eines verkrüppelten Baumes schlafen, das Haupt auf Lava gelehnt, und in seinen Träumen ohnstreitig mit den Erscheinungen, die den Schlummer eines Dichterkindes verschönen, beschäftigt. Denn er war gewiß

„der jüngste in dem Traum,
„der saß im Schatten von Apollo's Baum,"

die Natur mit Dichteraugen erblickend und ihre Schönheiten mit Malerhand nachbildend.

Als ein träges Kind gescholten, als ein müssiges bestraft, ward Salvator oft in die alte Cassaccia eingeschlossen und mußte sein Vergehen dadurch büßen, daß er seine Gesetzchen auswendig hersagen oder sich mit dem Lernen geistlicher Dinge beschäftigen mußte. Aber die Hülfsmittel des Genies sind wie die innere Kraft, aus der sie entspringen, unerschöpflich! Der Freiheit beraubt, brachte er doch der Natur, die er nicht anbeten durfte, in den düstern Gängen seines häuslichen Gefängnisses erwünschte Opfer dar, und bedeckte mit bloßer Hülfe einiger abgekohlter Holzstückchen die Mauern des alten Hauses mit der Abbildung seiner Lieblingsgegenden. Der Vesuv glühte über dem verblichenen Frescogemälde der zerfallenen Garderobe, und die alte Halle (Loggia), vordem Tempel aristokratischer Vergnügungen, als die Cassaccia noch der Pallast irgend eines neapolitanischen Prinzen war, ward in ein Panorama verwandelt, das die reizenden Ansichten darstellte, die sie selbst über die Bai mit ihren Küsten, Wäldern und Bergen darbot. Dem armen Salvatoriello ward jedoch wegen dieser Studien von seiner Mutter die Buße auferlegt, alle Frühmetten, Messen und Vespern in der großen Kirche des Karthäuser-Klosters während der ganzen Fastenzeit, anzuhören.

Eines Tages hatte er seine Kohlenstäbchen mitgenommen und die Wände des prächtigen Klosters mit derselben Gluth zu bemalen angefangen, mit der er späterhin seinen Saul oder Democrit fertigte, als unglücklicherweise der Prior mit seinem ganzen Zuge von dem Chore herabkam und den armen Maler bei dieser Arbeit entdeckte. Er ward ergriffen und für sein keckes Unternehmen mit ungemeiner Strenge gegeisselt. Die Klagen, die aus der Karthause nach Hause gelangt, und die heftige aber ohnmächtige Wuth des unbändigen Knaben, dessen Temperament eben damals, wie er es nachher selbst so beredt beschreibt, „ganz Galle, ganz Leben, ganz Feuer" war, veranlaßten seine Eltern, ihn aller ferneren Verführung der Art dadurch zu entziehn, daß sie Erlaubniß zu seinem Eintritte in irgend eine heilige Congregation oder klösterliches Seminar, von denen damals Neapel wimmelte nachsuchten. Der ganze Einfluß der Familie Rosa ward in Bewegung gesetzt, und so gelang es dem Vater ihn in das Collegium der Verbrüderung von Somaska zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Die erste Sylbe sey willkommen
Beim freundschaftlichen Schmaus;
Sie macht die Herzen unbeklommen,
Und treibt die Grillen aus.
Wer uns moralisiren will, den weisen
Wir hin auf Luthers Spruch;
Er thue, was die Zweit' und Dritte heißen,
In diesem, wie in manchem andern Buch,
Will er die Weisheit nicht erkennen,
So ist ein solcher Mann,
Was rückwärts die zwei letzten Sylben nennen,
Den man nicht achten kann.
Wir spotten seiner in den frohen Tagen,
Die uns das Ganze macht,
Und rathen ihm, sich nicht zu uns zu wagen,
Sonst wird er ausgelacht.

v. T..

Auflösung der Charade in Nro. 76.
Wieland.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Freitag den 17. September. Preciosa, Schauspiel in 4 Abthl. von P. A. Wolf, Musik von C. M. v. Weber Wir kenner keine frühere Darstellung von Preciosa, worin Dem. Lindner ein so schön geregeltes Gebilde dargelegt hätte wie diesen Abend. Der Ausdruck war überall von jener schönen Mäßigung durchdrungen, welche das Product einer geläuterten poetischen Anschauung ist. Das in früheren Darstellungen vorherrschende Glänzende, welches Name und Ruf auszubeuten schienen, verwandelte sich heute in eine mehr durch das Sinnige, durch den Zauber der Anmuth wirkende Haltung, die von Preciosen selbst in dem bescheidneren Bilde einer wohlbegabten Naturpflanze, angedeutet wird. Wir fanden hierin einen neuen Beweis, daß die Kunst der Dem. Lindner nie stille steht, sondern, wie an Vielseitigkeit, auch an Tiefe zunimt.

Samstag den 18. Die Schwestern von Prag, kom. Oper in 2 Abthl. von Wenzel Müller.

Komm Komödie wieder, du ehrbare Wochenvisite,
Egmund du süßer Amant, Maskarill spaßhafter Knecht!
Schöne Naivität der Stubenmädchen zu Leipzig,
Komm doch wieder, o komm, witzige Einfalt zurück!
Alte Prosa komm wieder, die alles so ehrlich heraussagt,
Was sie denkt und gedacht, auch was der Leser sich denkt.
Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert
Ach und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!

Die goldene Zeit! — Wir sind schier zu vernünftig geworden für diese Scherze. Wir schämen uns kindisch zu seyn. O nicht doch. Laßt uns wieder die Schwestern von Prag und die Zauberopern sehen, denn es ist, seitdem sie weg sind, wahrhaftig nicht besser geworden. Und gestehen wir es offen, die wir heute einmal recht herzlich haben lachen können, das wievieltemal ist dieses in neuerer Zeit? Hier lachen wir nicht halb mitleidig, nicht halb versteckt, sondern aus vollem Herzen, grade weil Sinn und Ordnung so ganz auf den Kopf gestellt ist. Es ist doch reine Lust und Fröhlichkeit, auch die Betrogenen, auch die Geprügelten sind vergnügt, und das Verwickeltste was uns zugemuthet wird, sind handgreifliche Verwirrungen des Zufalls. Alle sind närrisch und alle bleiben närrisch, die Rechnung schließt sich höchst befriedigend mit Nichts von Nichts geht auf. So lange wir nicht über die erbärmlich lustigen Seiltänzer neuester Art lachen können, wollen wir uns immerhin auf platter Erde an unserm dummen alten Hanswurst weiden und die Direction bitten, ihn wieder öfters spielen zu lassen. Unter den Leistungen heben wir dießmal Hrn. von Pappendeckel von Hrn. Leißring als einen veritabeln Hogarth, Caspar von Hrn. Hassel als sehr braven Hanswurst, und den Glücksritter Chemise von Hrn. Düpre als ziemlich freie Carrikatur aus. Herrn Größer wünschen wir zum Crispin mehr Schneider-pli. Der Anfang war gut, die Maske auch, aber dann sahen wir wieder Variationen aus andern bekannten Rollen.

Sonntag, den 19. Zum Erstenmale: Die Waffenbrüder, Gemälde der Vorzeit in 5 Abthl. nach H. v. Kleists Familie Schroffenstein bearbeitet von Fr. v. Holbein. Wir beginnen unsere Bemerkungen mit den Worten Tiecks in der trefflichen Vorrede zu des Dichters hinterlassenen Schriften:

„Die Familie Schroffenstein erschien, ohne den Namen des Dichters, schon 1803 im Druck, und ist wahrscheinlich schon 1801 geschrieben worden. Dieses Trauerspiel ist als der erste Versuch eines jungen Dichters in mehr als einer Hinsicht sehr merkwürdig. Das Stück enthält nicht, wie es so häufig der Fall bei ersten Schauspielen ist, ein unbestimmtes Schwärmen jugendlicher Gefühle und lyrische Ausbrüche einer ungewissen Begeisterung, sondern ein finsterer Gegenstand, Haß, Mißtrauen, Rache, wird uns deutlich und mit der größten Bestimmtheit hingestellt, das Für und Wider im Verlauf der Begebenheit dialectisch entwickelt, und die handelnden Personen treten ganz plastisch und wirklich nahe vor unser Auge. Die Liebe des Ottokar und der Agnes (Kinder der beiden Waffenbrüder) ist neu und originell gemalt; auch diese Charaktere, besonders das Mädchen, sind mit der größten Bestimmtheit gezeichnet, und diese kindliche Naivetät, diese offene Wahrheit, die zarte Hingebung leihen ihr einen rührenden Reiz, der noch selten so naturgemäß in Dichtern erschienen war. Zwei nah verwandte Geschlechter mißtrauen sich, nachdem sie einen Erbvertrag errichtet haben. In der einen Familie ist der Mann, Rupert, der wilde und hassende Charakter, aber nicht ohne Edelmuth. Die Frau ist mild und weich, und der Sohn Ottokar folgt nur aus Glauben an seinen Vater dem Racheplan gegen das Haus Sylvesters. Dieser, der trefflichste Charakter des Stücks, ist in seinem Benehmen in den verwirrten Händeln, in allem was er spricht, trefflich; eben so lobenswürdig ist der geringere Jeremimus gezeich-

net, alles ist edel gehalten; Sylvesters Frau, Gertrud, ist nach Art der schwachen Weiber nur leichtgläubig, ohne Charakter, nicht arg, und darum schwankend und bald dieser, bald jener Meinung folgend. Die Lage der Dinge, die Gesinnung der Personen wird in trefflichen Gegensätzen klar." — Den Inhalt des Dramas erzählt hierauf Tieck so ausführlich, daß wir ihm darin nicht folgen können. Derselbe ist in Kurzem folgender: Der zweite Sohn Ruperts ist todt gefunden worden. Der Vater muß durch besondere Umstände seinen Waffenbruder Sylvester für den Mörder halten und beschließt Rache. Einen Fehde-Herold, den er ihm sendet, morden wider Sylvesters Wissen und Willen dessen wuthgereizte Leute. Ein Freund, Jeronimus, der Beide wieder zu versöhnen strebt, wird von Ruperts Leuten auf dessen Befehl erschlagen, als wäre jener Mord mit Willen Sylvesters verübt worden und ein zweiter zufälliger Todtschlag durch Jeronimus Tücke geschehen. Bald schämt sich Rupert seiner schnellen Rache. Sein Weib hält dieses für einen günstigen Augenblick, ihm die heimliche Liebe seines Sohns und Sylvesters Tochter und ihre Zusammenkünfte im Gebirg zu entdecken. Aber Rupert, stumm und eilig aufbrechend, verräth nichts Geringers, als daß er das ihm so eben entdeckte Opfer, Sylvesters Tochter, überfallen und morden will. Auf der andern Seite rüstet sich Sylvester, den Tod Jeronimus zu rächen, gegen Ruperts Burg. Hiermit schließt der 4. Act. Tieck bemerkt: „So weit ist in diesem Drama fast alles zu loben. Löst er nun das Räthsel, wie Ruperts Knabe umgekommen ist, genügend, und zeigt er uns nun tragisch, wie das Hirngespinst des Argwohns dadurch so schrecklich ist, daß es durch seine abscheuliche Natur leere Träume in Wirklichkeit verwandeln kann; oder gelingt es ihm, durch eine letzte und größte Erschütterung die verirrte Leidenschaft zur Erkenntniß ihres Wahnsinns zu bringen und auf heitere und erhebende Weise alles zu versöhnen, so müssen wir ihm dankbar den Kranz zuerkennen, mit dem Geständniß, daß auf einem neuen Wege etwas Großes zu unserer schönsten Befriedigung ausgeführt sey." — Hier gerieth nun aber Kleist auf Abwege, indem er einen Aberglauben roh und anstößig in seine Fabel verwebte und keinen genügenden Schluß zu finden wußte. Beidem suchte Holbein durch seine Bearbeitung abzuhelfen. Wir stellen den Inhalt des 5. Acts bei Kleist, wie ihn Tieck erzählt, zur Prüfung der Leser mit dem Inhalt der neuen Holbeinischen Bearbeitung zusammen.

Kleists 5. Act. „Ottokar ist zuletzt, da er fast schon an Sylvesters Unschuld glauben muß, darüber unruhig geworden, daß der Leiche seines jungen Bruders die beiden kleinen Finger gefehlt haben. Er weiß die Gegend, wo der Leichnam gefunden ist, er will die Leute, die dort herum wohnen, näher befragen. So tritt er in die Küche armer Leute, wo ein junges Mädchen eben im Kessel einen Brei rührt und kocht, und dabei einen Zaubersegen spricht, um ihrer Mutter den Krebs zu heilen. Sie erzählt dem erstaunten Jüngling, daß sie einen Kindes-Finger koche, er stutzt, und auf nähere Erkundigung erzählt sie, sie und ihre Mutter hätten einen ertrunkenen Knaben gefunden, sich vergeblich bemüht, ihn wieder zu beleben, und ihm hierauf den kleinen Finger der linken Hand abgelöst, weil der zum Zauber und Glücke gut sey; als sie sich entfernt, wären zwei Leute Sylvesters gekommen, die aus demselben Glauben den kleinen Finger der rechten Hand genommen. — Sie haben aber nicht — unbegreiflich genug — das Unheil gesehen, welches diesen Männern von Rupert widerfahren ist. Ottokar erkennt nun natürlich den Zusammenhang, er will nach Hause eilen, findet es aber nöthig, Agnes noch einmal im Gebirge zu sprechen, obgleich der Abend schon da ist. Er sendet also das nämliche Mädchen zu seiner Geliebten und setzt voraus, sie wird dieser glauben und kommen. Dies alles ist unbegreiflich und willkührlich, um den Schluß herbeizuführen. Rupert sucht indeß Agnes im Gebirg, und erfährt von dem vorübergehenden Mädchen, daß sie heute noch in den Wald kommen werde. Ottokar, der nach Hause geeilt ist, wird auf Befehl seines Vaters in ein Gefängniß gesperrt, entspringt aber mit Lebensgefahr aus einem hohen offnen Fenster, da er von seiner Mutter hört, daß der wüthende Vater der Geliebten im Gebirge auflaure. — Am natürlichsten und nothwendigsten wäre es wohl, daß der Sohn den aufgebrachten Vater aufsuchte, ihm den Vorfall erzählte und so abwartete, ob die Entdeckung zu Heil oder Unsegen ausschlagen würde. Wir sehen aber Ottokar nun mit Agnes in der Höhle, Barnabe steht Wache, um zu warnen, wenn die Feinde nahen. Er erzählt ihr, was er erfahren, in einem wollüstigen, naiven und rührenden Liebesgeschwätz; indem er von ihrer nahen Hochzeit spricht, zieht er ihr das Oberkleid aus, und legt ihr seine Kleider an. Diese Stelle, so unnatürlich sie im Schauspiel ist, ist an sich selbst höchst poetisch, und es ist zu bewundern, mit welcher Reinheit der edle Geist des Dichters über dieser gefährlichen Klippe schwebt, ohne Aergerniß zu erregen. Agnes, ganz Liebe, wundert sich kaum über sein Beginnen, sie ist nun als Mann gekleidet und geht so aus der Höhle, indem Rupert eintritt; Ottokar hat sich indeß in die zurückgelassenen weiblichen Kleider gehüllt und läßt sich in diesen, sich für Agnes ausgebend, von seinem wüthenden Vater erstechen. Sylvester zieht mit seinen Reisigen indessen mit Fackeln vorüber, Rupert entfernt sich, und Agnes wird durch den Zug in die Höhle zurück geschreckt, Sylvester tritt in diese und ersticht seine Tochter in der Meynung, es sey Ottokar. Rupert ist indessen von seinen Feinden gefangen genommen, und wird zu Sylvester geführt, bald folgt die Mutter der Agnes, und der hirnkranke Johann leitet den blinden Sylvius, den Vater Sylvesters zur Höhle; eine zu schwache Scene, die zu größerem Nachtheil des Dichters an den Lear erinnert; allgemeine Erkennung des unseligen Irrthums und Jammern darüber, plötzlich tritt gar noch die alte kranke Ursula, die den Finger des Knaben hat brauchen wollen, auf und wirft diesen oft besprochenen Finger auf den Boden, den Eustache auch als den ihres Sohnes erkennt; Rupert und Sylvester versöhnen sich, und man sieht hier den Romeo in der Erinnerung wieder, doch ist in diesem großen Werke der Schluß erhebend, da diese Aussöhnung hier nur matt und unbedeutend erscheint."

Holbeins 5. Act. Ottokar kommt zufällig bei Sturm und Regen in die Hütte einer armen Todtengräberswittwe, die sich von ihrer Tochter ein Wundermittel gegen die Taubheit kochen läßt. Dazu sind des ertrunkenen Knaben Locken bestimmt, welche zu Asche verbrannt werden sollen.

Diese erkennt Ottokar an der Farbe und am Kopfband. Er erfährt, daß der Knabe ertrunken sey und ihn zwei Schnitter hätten auf der Brücke spielen und ins Wasser fallen sehen; zwei Leute Sylvesters seyen, nachdem jene dem Jungen die Haare abgeschnitten, gekommen und hätten ihre Tücher in einer dem Knaben von einem Felsen gerissenen Wunde genetzt, aus Aberglauben wegen Glücks im Spiel. Ottokar erfreut, sendet das Mädchen zu der Geliebten, und gibt ihr zur Beglaubigung ein Band mit. Ottokar eilt nach Haus wird eingesperrt und entspringt wieder (wie bei Kleist), aber um zuerst den Vater aufzusuchen. Er findet die Geliebte, nachdem sie von Rupert verfehlt wurde, er hat den einen Arm im Fallen gebrochen, er will die Geliebte mit dem andern retten; da röthet sich der Himmel von einem Brande, es ist in Rossitz, Sylvester hat es überfallen und angezündet. Vor Entsetzen außer sich, seine Mutter hülflos in schrecklicher Gefahr zu wissen, verläßt er die Geliebte, um durch den gesunden Arm nun die Mutter zu retten. Rupert kommt zurück und während sein Begleiter ihm den Brand seiner Burg vom Felsbang herab verkündet, gewahrt er im rothen Widerschein sein Opfer, an dessen Anblick er sich doppelt erlabt. Schon will er sie ermorden, da kommt ein Fackelzug von Rossitz her. Sylvester kommt mit Reisigen, sie bringen einen verhüllten Körper auf einer Bahre oben über den Felsenweg. Stürz ihn da hinab, rufen Einige. Nein, spricht Sylvester, bringt ihn auf meine Burg, ich will ihn pflegen. Es ist der verwundete Ottokar. Rupert erkennt Sylvester, ruft seinen Namen aus und ist in Begriff seine Tochter zu tödten; Eustache sein Weib stürzt herbei, fällt ihm ins Schwert, betheuert die Unschuld Sylvesters; indem kommt dieser mit seinen Leuten, Rupert erkennt seinen Sohn, die Gefahr worin er schwebte, den Edelmuth Sylvesters, und die Versöhnung ist vollendet. — Wir schließen heute damit, um das Nächstemal die Ehrenrettung Holbeins gegen einige unverschämte Ignoranten in mehrerer Muße mit Gründlichkeit auszuführen. Das Publikum wird unterdessen aus der Vergleichung beider Ausgänge mit der von Tieck für den Schluß gestellten Alternative entnehmen, daß Holbein ein unaufführbares Stück aufführbar gemacht, den Aberglauben weniger beleidigend hingestellt und einen ziemlich genügenden Schluß gefunden hat. Von dieser ersten Aufführung wagen wir noch nicht in eine detaillirte Kritik einzugehen. Nur so viel ward uns im Allgemeinen klar, daß die beiden Waffenbrüder mehr das Extrem berührten, als es in des Dichters Absicht lag. Hr. Weidner (Rupert) hatte Momente von treffender Wahrheit. Der Charakter Sylvesters, die edelste Erscheinung des Stückes, wurde dagegen nicht nur schwach, sondern ganz ohne Leben und Wärme dargestellt. Dem. Lindner (Agnes) und Hr. Rottmayer (Ottokar) faßten durch die kindlichste Unbefangenheit des Liebesverhältnisses den Sinn des Dichters sehr richtig auf. Besonderes Lob verdient noch Dem. Urspruch für die edle Mäßigung in der Rolle des Johann und Herr Wegener als Jeronimus. Hr. Rottmayer wurde gerufen.

Montag den 20. **Das unterbrochene Opferfest**, Oper in 2 Abthl. von Winter. Dem. Sigl vom Hoftheater in München eröffnete ihre Gastdarstellungen als Myrrha. Was wir zu ihrem Lobe sagen können, vereinigt sich in dem Zeugniß, daß sie eine ausgezeichnete Bravoursängerin ist. Da nun Myrrha keine Bravourpartie ist, so legte Dem. Sigl, um sich dem Publikum bekannt zu machen, nach dem Duett mit Murney eine italienische Arie ein, worin sie ihre große Kehlengeläufigkeit und besonders ihre große überraschende Kunst in den Uebergängen aus der Höhe in die Tiefe brillant zeigen konnte.

Dienstag den 21. **Der Empfehlungsbrief**, Lustsp. in 4 Abthl. von Töpfer. Hierauf: **Nein**, Lustsp. in 1 Act von Barnekow.

Mittwoch den 22. **Sargines**, Oper in 2 Abthl. von Paer. Dem. Sigl erwarb sich heute als Sargines gleich ungetheilten Beifall. Hat ihre niedliche kleine Gestalt mit dem großen Schwert schon ein Wunder Davids vollbracht, so that es noch mehr ihr Gesang, welchem die Schwermuth weichen mußte, besonders in dem Duett mit Sophien (Dem. Bamberger), welches unter großen Applaus wiederholt wurde. Dem. Sigl legte in dieser umfangreichen und schwierigen Parthie die vollgültigsten Beweise ihrer Virtuosität ab. Die reinste Intonation, geschmackvolle, nicht zu überladene Coloraturen, musterhaftes Staccato und Portamento, überraschende Uebergänge, und zarte Beherrschung des Organs bei nicht gewöhnlicher Stärke, sind die bedeutenden Vorzüge dieser Künstlerin.

Donnerstag den 23. **Die deutschen Kleinstädter**, Lustsp. in 4 Abthl. von Kotzebue. Hierauf: **Ein Stündchen in Pyrmont**, Lustsp. in 1 Act, nach dem Franz. von Töpfer. Der Bürgermeister wird von Herrn Weidner doch etwas karrikirt und zu sehr ins Breite gezogen. In Ifflands und Costenobles Darstellungen sahen wir Charakter-Bilder von ernsthafter Gravität, und in dieser Eigenschaft scheint uns die vis comica dieser Rolle allein zu liegen.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 28. September. Die unterbrochene Whistpartie, Lustsp. Hierauf: Der Hofmeister in tausend Aengsten, Lustsp.

Mittwoch den 29. (Zum Vortheil der Dem. Sigl.) Othello, Oper. (Desdemona: Dem. Sigl.)

Donnerstag den 30. Sargines, Oper. (Sargines: Dem. Sigl.)

Samstag den 2. October. Der Jurist und der Bauer, Lustsp. Hierauf: Der Quartierzettel, Lustsp.

Sonntag den 3. Euryanthe, oder: Don Juan, Op.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Fridr. Wenner.

Iris.
Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 79. Donnerstag, 30. September 1824.

Aus der nächstens erscheinenden neuen Uebersetzung
von
Youngs Nachtgedanken,
von dem Grafen von Benzel-Sternau.

Erste Nacht.
Leben, Tod, Unsterblichkeit.
(Schluß.)

Lorenzo, dich umschmeichelt jetzt das Glück;
Dein frohes Herz hüpft zum Sirenenliede.
Du bist mir lieb, o wähne mich nicht rauh;
Nicht dämpfen will ich deine Lust, sie sichern.
Glaub' nicht die Furcht dem Sturme nur geweiht;
Sey vor des Schicksals Lächeln auf der Huth.
Ist furchtbar Himmels Zorn? Gewiß! er ist's;
Doch furchtbar auch ist er in seiner Huld.
Sie ist hienieden Prüfung nur, nicht Lohn,
Ein Ruf zur Pflicht, nicht Lösung von der Sorge;
Sie sollt' uns, gleich dem Leiden, kräftig wecken,
Daß wir in Quell und Folge sie versteh'n;
Mit unserm Werth' gewogen, uns erschüttern;
Sollt' bändigen den Aufruhr der Natur,
Und ihre Freuden reinigen durch Zucht,
Daß wir, umarmend, sie nicht selbst erwürgen,
Und nicht zu Schlimmerm noch als bloßem Elend,
Verkehren ihren Reiz. Empörte Freuden
Erheben sich, den Feinden gleich im Bürgerkriege,
Dem zornentflammten Busenfreunde gleich,
In gift'gem Wüthen gegen uns're Ruhe.
Wahr' dich vor dem, was Glück die Erde nennt,
Vor allen Freuden wahre dich, nur **die**
Nimm an dein Herz, die nimmer sterben können.
Wer nicht auf die Unsterblichkeit sie baut,
Mag noch so warm an seiner Freude hängen,
Er spricht ihr doch das Todesurtheil selbst.

Mit dir starb **meine** hin, o mein **Philander**!
Dein letzter Seufzer nahm den Zauber weg,
Und ihren Glanz verlor die nackte Erde.
Wohin versank der Schimmer ihrer Thürme,
Wohin der Berge Gold? Hernieder alles
Zu kahler Wüste Nacht, zum bangen Thränenthale.
Todt ist der große Zauberer! Du armes
Erblichnes Stück verstoßner Erd' im Dunkel!
Wie grenzenlos von gestern unterschieden! —
So nahe dir dein heiß geliebtes Hoffen!
(Das schwer errungene Kleinod!) Wie warm
Erglühte Stolz auf deiner Purpurwange!
Bei Gott! erhab'ner Stolz auf edlen Ruhm.
Doch innen trieb des Todes leiser Keim
(Der schlaue Untergraber voll Verrath!)
Sein düster Werk, und deiner Plane spottend,
Winkt' er dem Wurm, die blüh'nde Rose anzunagen,
Nicht weit bevor sie sank, Minutenraub!

Des Menschen Vorsicht ist bedingt nur weise,
Lorenzo! Weisheit wird zur Thorheit oft,
Im Augenblick, da ihre Huldidee
Dem Mutterschoos der Seele sich entwindet.
Wie schwach das Aug' auf Gegenwart begrenzt!
Den nächsten Augenblick verhüllen Wolken,
So dicht wie die den jüngsten Tag verdecken;
Vergeblich spähen und verkünden wir.
In Theilchen ist der Zeitraum ausgemessen',
Und jedes Theilchen bindet, eh' es sich
Zum Strom des Lebenssandes mischt, Geschick
Durch heil'gen Eid, es nimmer anzudeuten:
„Wo Ewigkeit beginnt." Was möglich ist
Darf nach Naturgesetz gleich wirklich werden;
Kein Vorrecht herrschet in des Menschen Stunden.
Hebt sich aus unsrer Brust ein kühn'rer Wahn,
Als unser Traum vom nächsten Morgenroth?
Wo ist dies Morgen? Ach! in and'rer Welt.
Für Schaaren ist dies wahr, das Gegentheil
Für keinen sicher; und doch bauen wir
Auf solch **Vielleicht**, auf dieses **Ohngefähr**,
Durch Lügen so berüchtigt, wie auf Demantfelsen,
Der Hoffnungen Gebirg; doch spinnen wir
Der Plane ewiges Geweb, als läg's
Bei uns, die Schicksalsschwestern zu besiegen,
Und sterben, mit des Lebens Zukunft schwanger.

Philander hatte auch kein Sterbekleid
Bestellt; es zu bestellen keinen Grund;
Versagt blieb Warnung ihm: wie Viele fallen,
Wie er so plötzlich, doch so sicher nicht!
Wie er so schnell, doch Jahrelang gewarnt!
Bewahre dich vor höchstem Erdenjammer,
Lorenzo! vor dem langsam schnellen Tod.

Wie schrecklich der besonnene Ueberfall!
Sey weise heut'; nur Raserei vertagt's;
Ein Tag beschönigt stets des andern Schuld,
Bis Weisheit aus dem Leben weggedrängt.
Vertagung ist der Dieb der Zeit; sie stiehlt
Uns Jahr um Jahr, bis alle Jahre schwanden,
Und stellt das Hochgeschäft der Ewigkeit
Der Gnade eines Augenblicks anheim.
Wie seltsam das, wär' es alltäglich nicht!
Noch seltsamer, daß es alltäglich ist!

Im Wunderreich des Menschenwahns erringt
Die Palme der: „daß wir des Lebens Bahn
„Beschreiten wollen;" dennoch weilen wir
Stets an der Schwelle der Geburt. Zwar schmeicheln
Wir alle selbst uns an mit dem Gedanken,
Dereinst die Kinderschuhe abzulegen;
Und borgen auf dies Hoffen, dieses Erbtheil,
Mit Stolz schon baares Lob, zumal das eigne;
Wir jauchzen Beifall unserm künft'gen Selbst;
Welch trefflich Leben, immer ungelebt!
Die Zeit in unsrer Hand ist Spielgeld für
Die Thorheit; was die Zukunft birgt an Zeit,
Das theilen wir der Weisheit günstig zu;
Was Vorsatz werden soll, wird nachgesetzt; —
Die Thorheit selber muß der Thoren lachen,
Und kaum vermag die Menschenweisheit mehr.
Versprecher stets, der leidige Vertager,
Verspricht er sich durch alle Lebensstufen.
Der Jüngling ruht zuweilen wohl behaglich
In edler Selbstzufriedenheit, um sich
Ganz unbesorgt, als frommer Sohn nur wünschend,
Sein Vater möge weiser seyn. Mit dreißig Jahren
Erfaßt den Menschen Ahnung seiner Thorheit;
Mit vierzig kennt er sie, den Lebensplan verbessernd;
Mit fünfzig schilt er schmählichen Verzug,
Den klugen Vorsatz zur Vollziehung treibend;
In aller Herrlichkeit des Geist's beschließt
Er und beschließt; dann stirbt er, stets derselbe.

Warum? Weil er sich für unsterblich hält.
Für sterblich halten alle Menschen Alle,
Nur nicht sich selbst; sich selber nur alsdann,
Wenn unverseh'ner Sturm des Schicksals plötzlich Bangen
Durch ihre wunde Herzen treibt; doch wie
Durchschnitt'ne Luft, so schließen ihre wunde Herzen
Sich bald; und keine Narbe ließ der Pfeil.
So wie die Schwinge nicht die Wolke narbt,
Getheilte Wellen nicht des Kieles Furche,
So stirbt im Menschenherz des Tod's Gedanke.
Wir senken ihn mit jener inn'gen Thräne,
Die auf geliebte Leichen weint Natur,
In ihre Gruft. Kann ich Philanders je
Vergessen? Nein! das wäre wunderbar.
O volles Herz! — und wollt' ich es ergießen,
Zu kurz wär', länger noch, die längste Nacht,
Mein mitternächtlich Lied vernähm' die Lerche.

Der muntern Lerche Ruf weckt früh' den Morgen;
Des Schmerzes schärfsten Dorn tief in der Brust,
Möcht' ich durch wache Melodien erhellen
Die Nacht, wie du, o süße Nachtigall!
Und ruf den Sternen zu, mich anzuhören.
Die Sterne sind mir taub, nur deinem Liede lauschend.
Doch sey nicht eitel; dich besiegen Lieder,
Die zauberisch durch ferne Zeiten tönen.
In Schatten eingehüllt, von Nacht umschlossen,
Sing' ich die Glutbegeisterten so oft
Den stillen Stunden vor, den Schmerz zu mildern,
Aus Jammers Hand entwendend mein Gefühl!
Ihr flammendes Entzücken reißt mich hin,
Doch faß' ich nicht die Flamme der Begeist'rung.
Im Dunkel, doch nicht blind, wie du, o Mäonide!
Wie Milton, du! ach trüg' mich euer Flug!
Der deine, du, der uns Homer gegeben!
Den Menschen sangst auch du, Unsterblichkeit
Des Menschen singe ich: oft drängt mein Lied
Sich aus den engen Schranken dieses Lebens;
Was als Unsterblichkeit kann noch mein Herz erfreuen?
O daß einst Pope den Gegenstand verfolgt,
Dem Pfade treu vom Dunkel zu dem Lichte!
O daß er auf dem Feuerfittig aufgestiegen
Und schwebend in der Höhe, die mich stürzt,
Unsterblichkeit des Menschen auch gesungen!
Wie selig wär' der Mensch! und ich gelöst!

Aus Salvator Rosa's Leben.

(Fortsetzung.)

Das Collegium der Congregazione Somasca befand sich in einer Straße des alten Theils von Neapel. Die Entfernung von Renella war nicht groß, die klösterliche Absonderung aber, wozu Salvator während der fröhlichsten Jahre seines Lebens verurtheilt war, stempelte diese Trennung von seiner Familie zu einer Verbannung. Er maß sie, wie jugendliche Gemüther zu thun pflegen, nicht nach dem Raume der Entfernung, sondern nach Zeit und Entbehrung. Der Abschied, den man zu Hause gegenseitig nahm, war von allen den Ausdrücken des Schmerzes begleitet, welche zu den Ausbrüchen neapolitanischer Empfindungen gehören, denn dort weint niemand still, und Freude und Leid sind gleich lebhaft und geräuschvoll in ihren Aeußerungen.

Der erste Schritt zu eines jungen Studirenden Bildung ward damals in Italien dadurch bezeichnet, daß er die Mönchskleidung der Congregation, in welche er eintrat, annehmen mußte. Salvator zog seinen gewöhnlichen Anzug, wie ein Hirtenprinz in einem Feenmärchen, nur in der Absicht aus, ihn, wenn seine Studien vollendet, wieder anzuziehn, denn von seiner frühesten Jugend an lag die Abnei-

gang gegen den geistlichen Stand tief und fest in ihm, und die Pläne des väterlichen Ehrgeizes waren eben so wenig wirksam als sie unverständig und kurzsichtig waren.

Die Studien des Collegio Somasko, die unter dem Namen der lettre humane (Humanioren) den ersten Unterricht ausmachten, scheinen Salvators ganzes Talent und die volle Kraft seiner Aufmerksamkeit beschäftigt zu haben. Klassische Litteratur stand in der innigsten Verbindung mit allen angebornen Neigungen seines glühenden Temperaments. Sein Fleiß war gediegen, sein Fortschreiten reißend. Die Naturschönheiten, denen er bis jetzt ungetheilt gehuldigt hatte, wurden nun von jener geistigen Welt verdrängt, die in seine entwickelten Fähigkeiten hineintrat, neue Verbindungen schuf und erhabenere Ideen weckte, als seine Wanderungen am Pausilipp und bei Bajä bis dahin hatten hervorbringen können. Wenn er auch in seiner klösterlichen Abgeschiedenheit sich manchmal sehnte, die Orte seiner Kindheit wieder zu besuchen, so geschah es gewiß nun nicht ohne Vorsatz, dies bei dem Lichte der Erinnerung und Einbildungskraft zu thun, und sie als Gegenden zu betrachten, die vormals mit alle dem bevölkert waren, was die Visionen des Lebens oder die Träume des Dichters erwärmen kann. Nun erkannte er in den Scenen seiner Kinderjahre den Avernus und Acheron des Homer, und sah in den niedrigen Gebüschen, welche sein schläfriges Haupt vor den väterlichen Nachforschungen geschützt hatten, die Wäldchen, wohin Virgil seinen Aeneas nach dem goldnen Zweige sandte. Die Grotte, welche so oft seine glühende Wange gegen die Mittagsgluth der neapolitanischen Sonne geschützt hatte, würde er jetzt als die Wölbungen beschauet haben, in denen vordem die Orakel der Cumäischen Sibille wiedertönten, und die Ruinen die er mit seinen Kohlenstückchen so unverantwortlich bekritzelt hatte,

„die Trümmersäulen und die Marmorstücke,“ versprachen ihm nun neue Freuden als Ueberbleibsel jener üppigen Villen, wo Lucull seine Orgien mit Horaz hielt, oder als die Stelle, wo Cicero in Mitten Falernischer Weingärten seine akademischen Fragen schrieb.

In dieser ruhigen, beschäftigten und idealischen Epoche seines Lebens, — wo die Leidenschaften noch schlummerten, Phantasie glänzend und unbefleckt ihren strahlenden Hof um jeden Gegenstand breitete, und Eindrücke menschlicher Größe und menschlicher Tugend mit mehr Hingebung als Genauigkeit aufgenommen wurden — soll sich Salvator Rosa den reichen Vorrath klassischer Gelehrsamkeit erworben, und jenen Geschmack für die Werke der Alten angeeignet haben, welcher in einer spätern Zeit ihn bei seinen Werken als Dichter und Maler begeisterte. Hier prägte er seinem guten Gedächtnisse die reiche Fülle antiker Grundsätze ein, welche über seine größern Gemälde und Gedichte einen eleganten und klassischen Charakter verbreiten, und wodurch diese Werke so sonderbar und seltsam von jenen leichten und fantastischen Arbeiten seiner Feder und seines Pinsels contrastiren, die ihn jetzt an die Spitze der romantischen Schule Italiens, als einen würdigen Bundesgenossen Shakespeares und Byrons stellen. *)

Als er aber die wahre Höhe dieser klassischen Begeisterung erreicht hatte, als Menschen und Sitten und Begebenheiten und Thaten, die zu den bewegtesten Zeiten und glänzendsten Aeren der menschlichen Gesellschaft gehörten, seine Gedanken beschäftigten und seinen Grundsätzen einen historischen Aufschwung gaben, trat der Augenblick ein, der ihn von so angemessenen und bezaubernden Studien hinwegführen sollte. Die strengen Regeln der Förmlichkeiten des Collegii verkürzten ihm die goldene Laufbahn, von welcher ihn hinweg zu reißen „Schicksal und methaphysische Hülfe“ mitwirken mußten.

Er war nun genöthigt in einem gewaltsamen Uebergange sich von den mit ihm harmonirenden Humanioren, zu einer sophistischen Philosophie zu wenden. Wortspiele und Spitzfindigkeiten traten an die Stelle der Erhebungen aus Homer und der Geistesfunken aus Horaz. Virgil wich vor Johannes Scotus zurück, und Sallust und Cicero, welche die meisterlichen Bilder der katilinarischen Verschwörung einem Geiste eingeprägt hatten, der dazu bestimmt war sie mit neuen Zügen von Schrecken und Gefahr wieder zu gestalten, wurden verbannt, um Syllogismen Platz zu machen. Der Uebergang von der Dichtkunst zur Logik war zu gewaltsam um eine wahre Wirkung hervor zu bringen. Der glühende Geist und der feste Wille des jungen Studirenden widerstand der Tiranney dieser Herrschaft über Verstand und Talent. Er gelangte bis zu den ersten Anfangsgründen der Logik, und blieb dort stehen, sagt einer seiner lakonischen Lebensbeschreiber, und es ist sichtlich, daß weder Strafe noch Belohnung ihn dahin bringen konnte, sein Gedächtniß mit den dialectischen Abgeschmaktheiten zu belasten, die damals nebst andern Dingen dazu dienten, die wahren Quellen nützlicher Kenntniß zu verdämmen.

Es ist nicht klar, unter welchen nähern Umständen Salvator sich von diesen ermüdenden und ihn anekelnden Studien trennte. So viel nur ist gewiß, daß er vor Beendigung seiner Studien aus dem Collegio Somasco fortgeschickt ward, und alle Chronisten, welche dieses Umstands in seinem Leben Erwägung thun, schreiben sein Mißgeschick in der Philosophie, nachdem er in den Humanioren so glänzende Fortschritte gemacht hatte, einer neuen

*) Die entgegengesetzten Extreme dieser Mannigfaltigkeit findet man in seinem Regulus und seinen Banditen, seiner Babilonia, und seiner Hexenscene.

und glühenden Leidenschaft für eine Wissenschaft von ganz andrer Art zu, und behaupten, daß er sich, statt auf die dialektischen Uebungen, auf das Studium der Musik und das Spiel mehrerer Instrumente gelegt habe.

Der unglückliche Knabe — denn das war er damals noch — schied von seiner sogenannten Alma mater (treuen Pflegerin) ohnstreitig mit leichterm Herzen, als er bei ihr ankam, und ohnerachtet seines Mißgeschicks mit einem durch die Schätze des Alterthums bereicherten Geiste. Er kehrte in eine dürftige Heimath zurück, und ging den mürrischen Vorwürfen seiner Eltern entgegen, deren Plane er gänzlich zerstört hatte, deren Namen aber zu verewigen er dessen ohnerachet bestimmt war. Hatte er doch die Philosophie nun hinter sich, und einen langen und fröhlichen Abschied den Syllogismen und allen ihren Abarten gesagt. Sein Kopf war voll der süßen Melodien Leonardo Primavera's, und der eleganten Madrigale Luzzaschi's. Sein Herz war Gefühlen offen, die so lange sie dauern ihren Besitzer zu den Göttern erheben. Die zauberische Lage seines heimischen Paradieses lag nun wieder seinen Wanderungen offen, und dies bei geheiligtern Eindrücken, als die waren, mit denen er es bis dahin besucht hatte. Er besaß das ganze Temperament und die volle Vorschnelligkeit eines Italieners, denn ob er schon erst 16 Jahr alt war, wirkten doch schon die glänzenden Elemente des Dichters, Malers und Musikers flüchtig und entzückend in ihm. Leben war für ihn eine strahlende Täuschung, und selbst die positiven Uebel häuslicher Noth konnten den beseligenden Traum nur selten verscheuchen oder seinen Glanz verdüstern. Mit diesen Gefühlen, dieser Stimmung stieg der vertriebene Zögling der Somaschischen Väter den Hügel von Renella hinan, und stellte sich selbst an dem Portikus der alten Casaccia in aller Blüthe der Jugend und wahrscheinlich mit all der Furchtsamkeit eines Jünglings dar, der unter dem Banne väterlichen Unwillens sich befindet, — der verlorne Sohn der Familie Rosa.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Friederichs Tagebuche.

(Bruchstücke.)

(Fortsetzung.)

Es ist in Wahrheit ein Zeichen, das genugsam die Ueberspannung, Entkräftung, Uebersättigung, Erschlaffung unserer Zeit charakterisirt, daß solche ungesunde, auf den widrigsten, abstoßendsten Motiven ruhende Producte, mit Mord und Flüchen und Verwünschungen und andern gesuchten Craßheiten gefüllt, Aufmerksamkeit, Wohlgefallen erregen, ja Nachahmung erwecken konnten; daß solche durch Reflexion und Verstand zusammengesetzte, alles Genies und ursprünglicher Schöpferkraft ermangelnde, Effektstücke, ein gewisses Ansehen gewinnen und behaupten; daß man an solch widerwärtig unnatürlichen, vertrackten, verzerrten Charakteren, von der geschraubten, gezwungenen Anlage an, bis zur letzten Entwickelung, Interesse und Behagen finden konnte. Freilich mag wohl das mißbrauchte Talent ausgezeichneter Schauspieler sie besonders zu Ansehen und Ehren gebracht haben; aber gleichwohl zeigt sich in dergleichen deutlich genug, wohin wir gekommen sind, und haben wir in der neuesten Pracht- und Lärmoper nicht das einzige, sprechende Seitenstück. —

Warum uns, und woher gerade in theologischen Schriften und Gegenständen meist diese Schlaffheit, Mattheit der Gedanken, diese Abspannung, möchte man's nennen, diese entsetzliche Breite und Gedehntheit, dies Verweilen beim einfachsten Gedanken, dies Herumtreiben im Trivialen und Mittelmäßigen, diese Genügsamkeit mit beidem? — Es mag zu große, ausschließende Hingebung ins Zünftige, Verharren in dem positiv Dogmatischen, Aufwärmung des Bekannten; zu geringe Theilnahme und Schöpfen an dem frischen Born des Lebens, des Wirklichen, zu geringes Streben, Werthlegen auf allseitige Bildung und Lebenskenntniß seyn, das ein solches Versauern, eine solche Impotenz in Auflösung der hohen, würdigen, bedeutenden Aufgabe des Theologen herbeiführt. —

Herzog Ernst, von Uhland — ein Edelstein in unserer Literatur, ein rein und hell strahlender Stern am Himmel der Tugend und Schönheit, gerade zur rechten Zeit dem Vaterlande aufgegangen! In der That ist dies edele Werk noch von besonderer Bedeutung in einer Zeit, von welcher man bekennen muß, daß nichtswürdige, oberflächliche Selbstsucht, Liebe- und Treue leere Gleichgültigkeit in ihr walten, daß der heilige Schatz reiner, tiefer, uneigennütziger Freundschaft, in einem festen Gemüthe gepflanzt, bewahrt, gehegt, — wirklich selten gefunden, wahrhaft gekannt ist. Ein edler Geist, von ächter Vaterlandsliebe durchdrungen, feiert, verherrlicht hier die Freundschaft, die Treue, indem er beide in einem Musterbilde ächtteutschen Sinns aus verschwundenen Tagen des Vaterlandes den Nachkommen vorführt. Sey uns willkommen, du reines, schönes Bild aus der Väter Zeit! Dich grüßen und preisen unsere Herzen; seyen sie dir aufgethan, daß du in sie einkehrest, daß dein reiner Hauch sie errege, durchdringe, belebe! —

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Fridr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 80. Sonntag, 3. October 1824.

Aus Salvator Rosa's Leben.

(Fortsetzung.)

Musik, die treue Sprache der Leidenschaft, welche so mächtig und doch auch wieder so geheimnißvoll zu den Sinnen redet, die für ihr Auffassen geeignet sind, uns die frühesten und vielleicht die letzten Empfindungen der Freude gewährend, Musik scheint in diesem Zeitraume von Salvators Leben, ungetheilte Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben, und die Gründe, die er späterhin anführte, um seine Bestrebungen darin zu rechtfertigen, zeigen, mit welchem Eifer und nach welchen philosophischen Grundsätzen er sie betrieb. Im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts folgte in Italien Musik in der Richtung des öffentlichen Geschmacks sehr schnell auf Malerei. — Beim Wiederaufblühen der Künste war die große Schule für den alten Contrapunkt, die Sophisterei der Canons, in Neapel gegründet worden, aber im sechszehnten Jahrhunderte unterlag die Pedanterei den einfachen Harmonien; die trocknen und geometrischen Modulationen, die wie ein mathematisches Problem hervorgebracht wurden und nur solchen Ohren angenehm seyn konnten, die gegen den natürlichen Einklang sanfter Töne mit harter Haut überzogen waren, wichen nach und nach dem neuen Style in der Tonsetzung, der mit richtigem Ausdrucke „la musica parlante“ genannt ward. Die Italiener entdeckten bald, daß jene blühenden lyrischen Melodien, welche unter dem Namen einer Cantata dem ängstlich verschlungenen Madrigal folgten, das wären, was der Dichter mit den Worten bezeichnete: Il cantar che nel animo si sente: Der Ton der zu dem Herzen dringt.

Die erste weltliche geschriebene Musik bestand aus Harmonien, die den ländlichen und Straßen-Balladen angepaßt wurden, welche man in Neapel und den umliegenden Städten und Dörfern sang und spielte, und die villanelle arie und canzonette alla Napolitana waren am äußersten Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts auf dem ganzen Continente so allgemein verbreitet, wie es die venetianische Ballade und das provencealische Vaudeville gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts war.

Ganz Neapel — wo auch noch heute Liebe und Melodie einen Theil der Volksexistenz ausmachen — hallte damals von Guitarren, Lauten und Harfen wieder, welche die Stimmen begleiteten, die immer wiederhelt die modischen Canzoni von Cambio Donato und dem Prinzen von Venusa sangen.

In dieser Zeit wo besondere Umstände in dem Gebiete der Syrenen, „die verborgene Seele der Harmonie weckten,“ und die schönsten Weiber der Hauptstadt. und des Hofs eine öffentliche Schaustellung ihrer Talente und Reize gaben, und in ihren Felucken mit Harfen von Gold und Händen von Schnee Mitternachts im Mondlichte auf der stillen See dahin glitten, geschah es, daß der hartnäckige verstockte Zögling der Padri Somaschi aus den Mauern ihres Klosters und dem melancholischen Geläute ihrer laude spirituali, zu den Zaubereien der Töne und des Auges, mit jedem Sinne im vollen Einklange zur musikalischen Leidenschaft dieser Tage entfloh. Es ist gar wenig zu verwundern, daß sich Salvator in dieser Epoche seines Lebens rückhaltlos dem Treiben einer Wissenschaft hingab, die er noch mit Eifer übte, selbst als die Zeit seinen schlagenden Pulsen schon Ruhe predigte, oder daß sein wuchernder geistiger Schatz, der sich noch bis dahin nicht ganz einem Gegenstande gewidmet hatte, sich zum Theil für die Art der Composition bestimmte, die in der Jugend des Menschen wie der Nationen tiefere und kräftigere Studien vorschreibt, und für welche beide nur Ein Alter übrig gelassen ist. Seine junge Muse gab seiner Dichtkunst wie seiner Leidenschaft „das Gepräge der unschuldsvollen Liebe“ und begeisterte ihn zu Weisen, die, ob sie schon nur Ausbrüche seines glühenden Innern, das Ueberströmen jugendlicher Aufreizung und überwältigenden Gefühls waren, ihm doch eine Stelle unter den ersten italienischen Lyrikern seiner Zeit anwiesen. Wenig träumte er damals davon, daß die Nachwelt die starren Regeln der Kritik an die „bloßen Gebilde seiner kindischen Phantasie“ legen, und daß seine Takte und Bässe von den gelehrten Prüfern kommender Zeitalter auswendig gelernt, analysirt, und nicht blos „als bewundernswerth für einen Dilettanten,“ sondern, was die Melodie betrifft, für vorzüglicher als die der meisten Tonkünstler seiner Zeit erklärt werden würden.

Seine musikalischen Arbeiten wurden so popu

lär, daß die Spinner und Flechter auf freier Straße in der Sonne sie zu singen pflegten (ein Bild das noch jetzt in Wintertagen jede Straße Neapels darbietet). Es lag aber auch in einigen dieser kurzen lyrischen Gedichte, die er in Musik setzte, eine solche Milde und Zartheit, daß sie würdig waren für den Gesang

„In Sommerlauben einer Königin
Wenn sie die Laute zaubrisch schlägt.“

Noch seltsamer erscheinen sie aber, wenn man sie mit dem finstern Tone scharfen Spottes vergleicht, der in allen seinen frühern Arbeiten sich zeigt, und dem düstern, tiefen und erbitterten Gefühle, das durch alle seine Satyren strömt. Im reifern Alter sah er dann wahrscheinlich mit einer Art von schwermuthsvollem Neide auf die süßen Empfindungen und glänzenden Phantasieen zurück, woraus diese Arbeiten entsprangen, und lächelte düster und mit jener Mischung von Bedauern und Verachten, die durchaus alle fühlen, die ihre frühern Dichtungen im höhern Alter wieder betrachten, über diese lustigen Träume, welche die Zeit nun schon lange verscheucht hatte, indem er seine frühern, glühendern Ergüsse mit Petrarka anredete:

Ihr süßen leicht gesungnen Weisen,
Die ich beim ersten Gruß der Liebe
Erwählte, keine andre Waffen habend.

Jene Talente und Lieblichkeiten aber, die auswärts wahrscheinlich vielen Herzen Fesseln anlegten, brachten ihm zu Hause nur Vorwürfe und großen Verdruß. Sein Vater und seine Mutter verzweifelten fast, alle ihre Pläne vereitelt, alle ihre Hoffnungen zerstört, und die Kräfte, die sie dem ausschließlichen Dienste der Madonna bestimmen wollten, an die sterblichen Reize einer gentile donzella (holden Dirne) verschwendet zu sehen, deren

Süßes Lächeln
Und milde Liebesworte

der einzige Lohn für so böslich profanirte Talente seyn sollten. Sie hielten nicht blos die jetzige Bestimmung ihres Sohnes für eine Art von Ketzerei, sondern die cantata di camera, die neue weltliche Musik des Tags überhaupt, für eine unwürdige Entweihung. Doch hatte ihr älterlicher Unwille noch nicht den höchsten Gipfel erreicht — denn ihr Salvatoriello war noch kein Maler!

In dieser sorglos heitern, aber nicht ganz vergeblichen Periode von Salvators Leben ereignete sich eine Begebenheit, die seinen Beruf zu dieser Kunst beschleunigte.

— Bei einem der Volksfeste, welche jährlich in Neapel zu Ehren der Madonna gefeiert wurden, fesselte die Schönheit von Salvators älterer Schwester Rosa die Aufmerksamkeit eines jungen Malers, der, obgleich dem Wohlstande unbekannt, dies doch nicht dem Ruhme war. Der berühmte und unglückliche Francesco Francanzani, der Geliebte der Signora Rosa war einer der besten Schüler aus der Schule Spagnoletto's und sein Gemälde des heil. Josephs für die Kirche Sullegrini hatte ihn bereits als einen der ersten Maler seiner Zeit beurkundet. Er heirathete, obgleich selbst arm und bedürftig, diese unbemittelte Tochter des allerärmsten Künstlers in Neapel. Diese Vermählung und vielleicht noch mehr eine gewisse Charakter-Sympathie zwischen ihm und seinem Schwager, führte Salvator oft in die Stanze oder das Malerzimmer Francesco's. Sitzend am Fuße vor seines Schwagers Staffelei ergötzte sich Salvator hier gelegentlich damit, auf ein Blättchen Papier, wie es ihm in dem Wurf kam, das was ihm in Francesco's Gemälden besonders gefiel, nachzuzeichnen. In diesen ersten, rohen, schnell hingeworfenen Skizzen, erblickte Francanzani, wie uns Passeri sagt, hohe Spuren von Talent und Genie, er ermuthigte ihn daher oft dazu und corrigirte dann und wann diese Skizzen, die dem Originale so nahe kamen. Salvator aber, der dazu bestimmt war niemand nachzuahmen, sondern von Vielen nachgeahmt zu werden, ward es bald müde, die Erfindungen eines Andern zu wiederholen. Seine Besuche in Francanzani's Malerstube wurden daher immer seltner, und er widmete seine Tage den Scenen der Wanderungen seiner Kindheit. Er ging mit dem Frühroth fort, beladen mit einer Brieftasche voll Papier und einer Palette mit Oelfarben, und er soll schon damals nicht blos entworfen, sondern nach der Natur colorirt haben. — Francanzani war, wenn sein Schwager zu Hause kam, gewohnt, dessen Taschenbuch durchzusehen, und fand da oft Compositionen, die zwar nur flüchtig zusammengestellt waren, aber mit so viel Kühnheit und Kraft gewählt, gezeichnet und colorirt, daß sie ganz von der Zuversicht eines Genie's zeigten, das seiner selbst gewiß war. Die ersten Töne der „entzückenden Melodie süßen Rühmens,“ die jemals an Salvators Herz drangen, gelangten zu seinem Ohre jetzt in dem neapolitanischen Patois seines Verwandten, der, wenn er beim Lampenlichte diese Arbeiten überschaute, ihn lächelnd leise auf den Kopf schlug und ausrief: Fruscia, fruscia, Salvatoriello, che va buona. (Vorwärts, vorwärts, Salvatoriello, das geht gut.) Einfache Beifallworte, aber oft nachher als der Dom des Pantheons bereits von der Bewunderung wiedergetönt hatte, die sein Regulus erregte, ins Gedächtniß wiedergerufen, als die ersten, die ihn in seinem lebendigen Fortschreiten begrüßten.

Seit die großen Malerschulen von Toskana, Rom und der Lombardei errichtet worden waren, oder vielmehr seit gewisse Eigenheiten in den Werken von Männern voll höhern Genie's zu Vorgängen geworden waren, und Beispiele aufgestellt hatten, die Pedanten für Regeln annahmen, war es

Sitte bei allen jungen Künstlern, das, was sie ihren Giro nannten, zu machen. Wenn sie nun so durch Italien gelaufen waren, in den Gallerien oder Kirchen oder Malerstuben der berühmtesten Meister Roms, Mailands, Florenz oder Venedigs studirt oder gearbeitet hatten, so kamen sie dahin, wo sie sich ansiedeln wollten, zurück, und gingen auf der Bahn und in der Manier eines bewunderten oder erlesenen großen Malers, den Zufall oder gleicher Geschmack zum Götzen ihrer Anbetung erhoben hatte, fort. Originalität war selten. Sie stempelte die Oberstelle für Wenige und ließ die Menge blos die untergeordnete Ehre genießen, die durch eine glückliche Annahme dessen gewonnen werden konnte, was man technisch maniera Raphaelesca, Corregesca oder Titianesca nannte, Ausdrücke, die sich auf Männer bezogen, deren Fehler selbst man zu Vorzügen erhoben, und deren Verdienste den Charakter wahrer gottähnlicher Autorität erlangt hatten.

Auch für Salvator Rosa, der nun das Malen als ein Handwerk ergriffen hatte, lag dieser betretene Weg breit offen; aber daß es schon ein Weg, und noch dazu ein betretner war, war hinreichend, ihn abzuschrecken. Nach seiner eigenthümlichen Art überließ er zahmern Talenten und geregeltern Gefühlen die gewöhnliche Landstraße der Akademien und Arbeitsstuben, und eine Art wählend, die durch kein Beispiel gerechtfertigt, durch keinen Vorgang empfohlen war, hielt er sich selbst zu der Schule, wo kein Meister dem aufstrebenden Genie Gesetze vorschreibt, kein Zögling sklavisch dessen lähmenden Diktaten folgt — der Schule der Natur!

Achtzehn Jahre soll Salvator Rosa alt gewesen seyn, als er mit dem Thaue eines Frühlings-Morgens, erstehend, seinen Giro begann und zum erstenmale seiner Vaterstadt Neapel Lebewohl sagte. — Obgleich alle seine Lebensbeschreiber auf diesen frühen und den sonderbaren Giro angespielt haben, sind doch nur wenige nähere Umstände davon der Nachwelt aufbehalten worden. So viel scheint aber aus den Portraitscenen, welche seine einzelnen Landschaften, Seeansichten, Haiden, Bergschlösser, alte Ruinen und wilde Küsten enthalten, hervorzugehen, daß er die Basilicata, Apulien und Calabrien, das Groß-Griechenland der Alten, durchstrichen und dessen wilde und erhabne Natur studirt habe. Alles aber, was diese einst so blühenden Gegenden verloren hatten, das Geräusch ihrer Handelshäfen und den Glanz ihrer philosophischen Schulen, ward in der Einbildungskraft des jungen Dichters und Malers, wie des philosophischen Jünglings, durch die Erhabenheit der Zerstörung selbst und die schwermüthige Größe, die noch davon übrig geblieben war, ersetzt, und mit den Denkmälern der vorübergegangenen Reiche und den Schönheiten der Kunst, die noch in Ruinen sichtbar waren, die der Athem der Zeit geweiht und die Flucht der Jahre bezeichnet hatte, contrastirten die grotesken und sonderbaren Gruppen der Mitwelt mit allen den pitoresken Formen bestehender gottesdienstlicher Gebräuche und neuer politischer Verhältnisse, die, obgleich nur dünn ausgesät über eine wüste und ganz andere Oberfläche, doch in kräftig ergreifenden Massen vortraten.

Dies war das Bildwerk, das mit neuer Kraft, die bis zur letzten Lebensstunde in ihm glühte, einen Geist erregte, der zu allem Erhabenen und Ungewöhnlichen bereit war, und auf eine Phantasie wirkte, die den stärksten und sonderbarsten Eindrücken offen lag. Dieses waren die Gegenstände von Salvators ersten Studien, dies die Modelle unberührter Erhabenheit, die ihn befähigten, als origineller Meister vorwärts zu streben zu einer Zeit, wo jede Art von Originalität erschöpft zu seyn schien. Wahrscheinlich entwarf Salvator in dieser Periode die ersten Züge seines großen Gemäldes, Demokrits, oder der Philosophie die zwischen Tod und Verwesung über die ehrgeizigen Pläne und das endliche Loos der Menschen lächelt. Die Scene dafür war die Lage einer ehedem prächtigen und luxuriösen Stadt, sein Democrit war er selbst, und die Moral seines Gemäldes das einfache Ergebniß seiner eigenen trüben Betrachtungen, als er am Grabe des Freigelassenen des Saturnins lehnte, und die Ruinen des Cannä zeichnete, dessen glänzende Paläste und wollüstige Menschenmasse jetzt nur durch Grabmäler und Begräbniß-Inschriften dargestellt wurden.

Die Gegenstände, welche sich ihm auf seinen Wandrungen durch Apulien und längst den Küsten des adriatischen Meeres darstellten, und die in einzelnen Gestalten in seinen Werken so oft wieder erscheinen, waren die Vorgebirge und mit Burgen bekrönten Felsen des Monte Gargano, der romantische Hafen von Bari, die von der See umspielten Klippen von San Vito mit ihrem festungsähnlichen Kloster und schlachtmäßig gerüsteten Kreuzgängen, von kriegerischen Völkern bewohnt, die in steten Feindseligkeiten mit den Corsaren der Barbarei lebten, die Grotten von Palingnano, gleich dem unterseeischen Palaste einer Meeresgottheit, das Canusium und Brundusium Horazens und die Zauberhöhlen von Ortranto. Auch die benachbarten Gegenden von Pästum und Salerno werden als Punkte bezeichnet, wo Salvator am liebsten weilte, und er soll in vielfachen Wiederholungen die Seenerei von La Cava, einer Gegend voll wilder Erhabenheit und edler der Religion wie der Freiheit gehörender Erinnerungen dargestellt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Ich bin ein treuer Freund der Wahrheit,
Und mangelt auch die Sprache mir,
So sag' ich sie doch schweigend dir,
Fehlt mir das Wesentlichste nicht — die Klarheit.

So leicht kann mich der Luxus nicht entbehren,
Weit eh'r der ernste Philosoph;
Die Damen halten mich in Ehren,
Und Eitelkeit macht mir den Hof.

Als Ries' und Zwerg bin leicht ich zu verletzen,
Zerbrechlichkeit wohnt stets bei mir,
Verschied'ne Dinge nenn' ich dir,
Versuch'st du's, meine Zeichen zu versetzen.

1) Mich lieben groß' und kleine Kinder,
Die Freude führt mich bei der Hand —
In jedem Erdtheil wohlbekannt,
Treib' ich das Rad der Zeit geschwinder. —

2) Laut bin ich überall verschrieen,
Mit welchem Recht', das weiß ich nicht —
Erfüll' ich treu nicht meine Pflicht?
Ein hartes Loos ward mir verliehen!

Verachtung, magre Kost und Stock, —
Sie führen mich ins Grab, — und doch
Nütz' ich nach meinem Tode noch
Den Weisen oft durch meinen Rock. —

3) Der Sturmregent, oft unser ärgster Feind,
Bringt Schaden unserm Herrn, wenn bös' er's mit uns meint;
Doch bleibt uns seine Gunst, so kann es dir gelingen,
Daß wir von einem Pol zum andern schnell dich bringen.

Auflösung der Charade in Nro. 78.
W e i n l e s e.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Freitag den 24. September. **Die Entführung aus dem Serail**, Oper in 3 Abthl. von Mozart. Dem. Hauß war als Constanze auf dem Zettel unter den Mitgliedern unserer Bühne aufgeführt. Wir haben uns zu diesem neuen Engagement Glück zu wünschen. Dem. Hauß sang auch heute mit Wohllaut, Kraft und Fülle des Tons und wir dürfen uns vielen Genuß von dieser Stimme versprechen, wenn sie gehörig ausgebildet und mit dem Seelenvollen dieser und ähnlicher Compositionen vertrauter seyn wird. Eine zweite erfreuliche Erscheinung war Dem. Heinefeder als Blondchen. Der Wohlklang ihres kraftigen Organs gibt dieser Parthie die wünschenswertheste Frische, und Dem. Heinefeder wird in dergleichen Parthien bedeutend werden, wenn sie ihre Stimme mehr beherrschen, das heißt ihr mehr Zartheit zu geben und das Nachgeben im Ensemble gehörig beobachten lernt. Hr. Nieser (Belmonte) und Hr. Dobler (Osmin) bewährten auch heute ihre anerkannte Meisterschaft. Hr. Größer sang den Pedrillo recht brav, nur das Notturno piu tace, vorsichtiger Pedrillo! Das ganze Spiel dürfte verschlagener seyn.

Samstag den 25. (Zum Letztenmal?) **Die Beichte**, Lustsp. in 1 Aufz. von Kotzebue. Hierauf: **Ahasverus, der nie Ruhende**, Drama in 3 Abthl., Musik von Mozart, arrangirt von Seyfried. (Mspt.) Von der hier gemißhandelten Sage des ewigen Juden haben wir nächstens eine neue dramatische Bearbeitung von Klingemann als „dramatisches Gedicht" zu erwarten. Sie wird wohl mehr theatralisches Interesse haben als diese, sonst würde sich der geübte Vf. damit nicht hervorwagen. Aber, ist es nicht sonderbar, daß wir in neuerer Zeit fast lauter dramatische Gedichte erhalten. Es ist, als ob die Art des Drama am Ausgehen wäre. Die Geschichte ist voll unbenutzter Beispiele des Großen und Erschütternden im planen Gang der Weltbegebenheiten; aber stets greift man das Abgerissene, das Unpractische, das Phantastische, das Uebermächtige heraus. —

Sonntag den 26. **Der Schnee**, Oper in 4 Abthl. von Scribe, Musik von Auber. Das Haus war zum Erdrücken voll.

Dienstag den 28. **Die unterbrochene Whistparthie, oder: der Strohmann**, Lustsp. in 2 Abthl. von Karl Schall. Hierauf: **Der Hofmeister in tausend Aengsten**, Lustsp. nach dem Französischen von Th. Hell. Hr. Wegener hatte im ersten Stück für Hrn. Brauer den Hrn. von Bern übernommen. Hr. Leißring ist als Baron Scarabäus rühmlich bekannt. Es mag für ein Leichtes gelten, einen unbedeutenden alten Mann auf der Bühne darzustellen, aber man sehe Hrn. Leißring, wie er den gutmüthigen, beschränkten Alten mit seiner unschuldigen Insectenliebhaberei in dem treuesten Spiegel der Natur zu geben versteht und jedes kleine Mittel verschmäht, wodurch mancher Darsteller jene Sonderbarkeiten pikant zu machen sucht. Diese Bescheidenheit und Sparsamkeit in den Mitteln zeugt von sehr richtigem Takte.

Mittwoch den 29. Zum Vortheil der Dem. Sigl: **Tancred**, Oper in 2 Abthl. von Rossini Amenaide Dem. Sigl, Tancred Dem. Rotthammer, Arsir (wegen Unpäßlichkeit des Hrn. Nieser) Hr. Größer.

Donnerstag den 30. **Sargines, oder: der Zögling der Liebe**, Op. in 2 Abthl. v. Paer. Sargines Dem. Sigl.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 5. October. U. A. w. g. Lustsp. Hierauf: Der alte Bürgercapitain, Lustsp. in 2 Aufz.
Mittwoch den 6. Der Schnee, Oper.
Donnerstag den 7. Die Waise und der Mörder, Melod.
Samstag den 9. Das unterbrochene Opferfest Op.
Sonntag den 10. Emmy Robsard, Schsp.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 81. Donnerstag, 7. October 1824.

Der Tod des Majors von Schill.

(Aus dessen Lebensbeschreibung von Haken.)

Schill empfing zu Stralsund die erste Kunde von dem Nahen des ihn verfolgenden Holländischen Corps des Generals Gratien, der sich mit 2 Regimentern Infanterie und einem Regimente Cavallerie über Gadebusch und Wismar im vollen Anzuge befand. Dieses Gegners war Schill allerdings gewärtig gewesen, und mochte sich ihm wohl gewachsen glauben: allein kaum vermochte er es zu glauben, daß auch Dänische Truppen feindlich gegen ihn auftreten sollten, und daß General von Ewald mit 1500 Mann, ohnweit Lübeck, zu Gratien gestoßen sey und am 30. Mai 1809 Richtenberg erreicht habe. Die Art von Kriegs-Erklärung gegen Schill, welche das Patent der k. Schleswig-Holsteinschen Kanzlei zu Kopenhagen vom 31. Mai enthält, hatte aber gleichwohl die Wirkung, daß den Dänischen Kreuzern in der Ostsee aufgegeben wurde, alle Fahrzeuge, auf welchen die Schillsche „bewaffnete Bande" etwa versuchen möchte von Rügen aus zur See zu flüchten, aufzubringen; — ein Schicksal, welches in der Folge verschiedenen Schiffen auch wirklich begegnete.

Durch jene Vereinigung mit den Dänischen Truppen war Gratiens Macht bis auf 5000 Mann angewachsen. Was Schill ihm in jenem Augenblick entgegenzusetzen hatte, bestand in 1560 Köpfen, sein gesammtes Corps aber mochte sich auf 2700 belaufen. Dies Mißverhältniß der Zahl drohte dennoch mindere Gefahr, als der innere Zwiespalt, welcher zwischen dem Anführer und einem Theil seiner Offiziere sich in immer bedenklicherer Gestalt zu zeigen anfing. Aber lauter noch, als zuvor, gewann dieser Mißmuth eine Sprache, seitdem Schill seinen unbeugsamen Willen erklärt hatte, sich in Stralsund um jeden Preis zu behaupten. Er traute dem Platze, vermöge seiner Lage, eine unüberwindliche Festigkeit zu und glaubte wohl eine doppelte Zahl von Belagerern nicht scheuen zu dürfen. In der That auch hatte er die wenigen Tage, welche ihm zur Wiederherstellung der geschleiften Werke freigestanden, so trefflich zu benutzen gewußt, daß sich wohl auch noch bessere Truppen die Köpfe daran hätten zerstoßen sollen; und selbst die feindlichen Offiziere gestanden in der Folge, daß sie, wenn ihm noch ebensoviel Zeit mehr gelassen worden, unverrichteter Sache von Stralsund hätten abziehen müssen.

Indeß war das vereinigte Holländisch-Dänische Corps am frühen Morgen des 31sten Mai von Richtenberg zu dem beschlossenen Angriff aufgebrochen, und hatte dahin noch zwei Meilen zurückzulegen. Auf der Hälfte des Weges stieß man auf die Vorposten Schills, die sich fechtend gegen das Franken- und Triebseer-Thor zurückzogen. Gratien ließ beide Thore angreifen ward aber mit heftigem Widerstand empfangen. Seinem Plane nach sollte Beides nur als ein falscher Angriff gelten, unter dessen Begünstigung sich ein großer Theil seiner Macht unbemerkt zur Linken gegen die See zog, um durch das Knieper-Thor einzubrechen. *) Der General Ewald selbst hatte die Leitung und Ausführung übernommen und bildete, sobald er dem Anfangspunkte gegenüber angelangt war, zwei Kolonnen. Beide wurden von den Dänischen Husaren und einer Abtheilung Holsteiner Reuter gefolgt; und zwischen ihnen links und rechts die Holländische reitende Artillerie aufgefahren. Jetzt rückte die erste Kolonne, im vollen Lauf und unter heftigem Geschrei, gegen das Thor an, welches zu beiden Seiten durch Batterien mit 12 Geschützen gedeckt war.

Wirklich hatte sich Schill hier eines ernstlichen Anfalls am wenigsten versehen; die Schanzarbeiten waren an dieser Seite am wenigsten vorgerückt, und nur die ungeübtesten Truppen zur Vertheidigung aufgestellt. Peterson kommandirte an diesem Thore und begrüßte den Feind durch ein lebhaftes Feuer, das nicht minder lebhaft von demselben erwiedert ward. Er hatte verschiedene Gräben und Abschnitte, auf einem schmalen Damme, und drei Brücken **) zu passiren und mußte dabei dem Geschütz von den Wällen seine rechte Flanke bloßstel-

---

*) Nach der Versicherung eines Holländischen Offiziers fand sich die Nacht zuvor ein Bauer beim General Gratien ein, der an den Verschanzungen mitgearbeitet hatte und ihn auf dieß am weitesten entlegene Thor, als den schwächsten Punkt, aufmerksam machte. Der dadurch verursachte Umweg habe auch den schon früh am Morgen bestimmten Angriff bis gegen den Mittag verzögert.

**) Um die eine von diesen Brücken abzubrennen, schickte der Lieutenant von Krottenauer, bei Erscheinung des Feindes, auf das Rathhaus und ließ schleunigst Brennstoffe requiriren. Dies gab den Anlaß zu der grundlosen, aber in allen öffentlichen Blättern verbreiteten Sage, daß Schill

len. Dennoch drang er, unterstützt von der zweiten Kolonne, im Sturmschritt mit großer Entschlossenheit vor; die unvollkommen hergestellten Wälle wurden erstiegen, die Batterien, nach Niedermetzelung der wenigen Artilleristen, genommen und das Thor überwältigt. Die hier aufgestellte Landwehr warf die Gewehre weg und flüchtete dem Hafen zu, wo es den Mehrsten gelang, sich in die nächsten Fahrzeuge zu werfen und quer über den schmalen Sund, die nahe Heimath zu erreichen. Peterson, nachdem er tapfer gefochten hatte, fiel, nebst einigen Andern an seiner Seite, dem Feinde, als Gefangener, in die Hände. Doch gelang es ihm, für den Augenblick wieder zu entwischen und sich in dem Hause eines Bekannten zu verbergen.

Die überwältigte Schillsche Infanterie hatte andrerseits ihr Heil in einem eiligen Rückzuge in die Stadt gesucht, wohin sie von den Siegern, unter fortwährendem Gefecht, auf dem Fuße verfolgt ward. Gleich in der ersten Gasse hatten zufällig ein paar Wagen, mit Palisaden beladen, welche zur weitern Befestigung vor dem Thore hatten gebraucht werden sollen, den Durchgang gesperrt und konnten weder umgewandt, noch bei Seite geschafft werden. Dies verschaffte den Gedrängten einigen festen Halt, den sie dazu benutzten, sich zum Theil in die anstoßenden Häuser zu werfen und sofort ein lebhaftes Gewehrfeuer gegen den Feind zu erneuern. Nur einzeln konnte derselbe sich zwischen jenem zufälligen Hinderniß hindurchdrängen; aber mit jedem Augenblick wuchs seine Zahl; bald folgte auch seine Reuterei; und während Alles, was sich hier zur Wehre setzte, über die Klinge springen mußte, ward der Rest, dem man zum Theil durch Nebengassen in den Rücken kam, mit Ungestüm von Straße zu Straße und gegen den Markt getrieben.

Während dieser Vorgänge war Schill beschäftigt, die Vertheidigung am Triebseer-Thore persönlich zu leiten; die Kavallerie aber, welche, auch jetzt noch, durch ihre Erscheinung überall hätte den Ausschlag geben können, beharrte, nach seinem Willen, als Reserve, in unbegreiflicher Unthätigkeit auf dem Markte und war sogar größtentheils abgesessen. Schon nahte das Getümmel; schon erblickte man hie und da einzelne Dänische Rothmäntel und war noch immer so wenig von der eigentlichen Gefahr unterrichtet, daß manche sogar, mit einer von ihren heißen Wünschen unterstützten Leichtgläubigkeit in jenen Plänklern die gleichfalls roth uniformirten Engländer zu erkennen glaubten, welche soeben, im gelegensten Augenblick, als rettende Engel, gelandet seyn möchten. Diese wunderliche Täuschung schwand jedoch um so schneller, da die sich entwickelnden Massen nur zu bald eine feindliche Absicht verriethen und, nachdem sie den Ueberraschten kaum die Zeit vergönnt, den Sattel zu gewinnen, auch zu einem lebhaften Angriffe von mehreren Seiten hervorstürzten. Es entstand ein Gefecht, das in diesem engen, jeder geordneten Bewegung so ungünstigen Raume bald in ein verwirrtes Handgemenge und eine blutige Balgerei ausartete.

Tief erschüttert durch die endlich auch an das Triebseer-Thor gelangte Zeitung, daß es dem Feinde gelungen, von Norden her in die Stadt einzudringen, sprengte Schill, aber zu spät, herbei, um sich an die Spitze seiner Reserve zu setzen und das verlorne zurückzugewinnen. Schon war die Truppe in ein regelloses Chaos aufgelöst und einzelne Haufen hiehin und dorthin zurückgedrängt. Schill sammelte, was er von Husaren und reitenden Jägern in seinem Wege fand; wandte sich, gegen das Knieper-Thor vordringend, bald in die eine, bald in die andere Straße und warf, im verzweiflungsvollen Muthe, Alles vor sich nieder, was ihm entgegenstand.

Die errungenen Vortheile kräftig verfolgend, waren indeß immer neue Dänisch-Holländische Abtheilungen durch das offene Knieper-Thor zur Stadt hereingezogen und, vor der versammelten Generalität vorüber, nach dem alten Markte defilirt. Eben hielt ein Theil der Letztern, zu Pferde, vor dem Eingange einer engen Gasse, die aus der Knieper-Straße bei der Johannis-Kirche vorbei, nach der Fährstraße führt. In diesem Augenblick erschien auch Schill, auf seinem fruchtlosen Umherschweifen höchst wahrscheinlich nur noch einen ehrenvollen Tod von feindlicher Hand suchend, an der Spitze einiger seiner Getreuen in der eben erwähnten engen Gasse; sprengte in den Haufen; stürzte sich auf den General-Lieutenant Carteret vom Holländischen General-Stabe; hieb ihn mit kraftvollem Streich vom Pferde, *) und warf darauf seinen Gaul herum, um, da es hier kein Durchkommen gab, die Gasse zurück zu galoppiren. Todtenblässe hatte in diesem grausigen Moment sein Antlitz überzogen. Er schwankte schon merkbar im Sattel: entweder weil er schon früher am Knieper-Thore einen Streifschuß bekommen, oder weil ihn hier eine nachgesandte Kugel getroffen.

Indem nun der Unglückliche aus jenem Gäßchen wieder in die Fährstraße einbiegt, um vielleicht das gleichnamige Thor zu gewinnen, stößt er auf einige Holländische Jäger, deren Compagnie über den Wall durch das Fährthor in die Stadt marschirt war, welche neben einer Wasserpumpe an der Straßen-Ecke damit beschäftigt sind, einen Soldaten vom Blut seiner Wunden zu reinigen. „Das ist Schill!" ruft der Verwundete; und sofort raffen auch die Holländer ihre Gewehre auf, und schießen nach dem Bezeichneten. Da dieser aber nicht stürzt, so laufen die Jäger nach und hauen ihn vollends vom Pferde. Es scheint, daß er in diesem Augenblick von den Seinigen bereits gänzlich abgekommen war, indem Niemand seinen Fall bemerkte, und auch unter den

von dem Magistrate Pech und Schwefel gefodert habe, um die Stadt an allen Ecken anzuzünden.

*) Ein Schillscher Husar tödtete unmittelbar darauf den Gestürzten mit einem wiederholten Stiche seines Säbels.

noch zerstreut fechtenden Schaaren kein Gerücht dieser Art sich verbreitete.

Inzwischen wehrte sich, was zu Schills Sache geschworen hatte, in allen Gegenden der vom Feinde überflutheten Stadt mit einem Muth, der eines besseren Loses werth gewesen wäre. Aber nur wenige namentliche Beispiele dieses, Gefahr und Tod verachtenden Bravsinns haben in der allgemeinen Verwirrung jenes blutigen Tages so genaue Bemerker gefunden, um hier in ihren einzelnen Zügen mitgetheilt zu werden. Gleich bei Erstürmung des Knieper-Thores, wo auch der Hauptmann von Alvensleben-Zichtau, tapfer fechtend, erschossen wurde, hatten sich 10 oder 12 Jäger, vom Feinde hart gedrängt, in den mit Schießscharten und Fensteröffnungen versehenen Thurm dieses Thores geworfen, und unterhielten, von demselben herab, auf die über den schmalen Damm heranziehenden Truppen, insonderheit aber auf deren Offiziere, ein unausgesetztes Feuer, welches Jenen viele Leute tödtete. Man sah sich endlich gezwungen, den Thurm zu stürmen; allein auch dann noch, als sie bereits ihr Pulver gänzlich verschossen hatten, von der übermenschlichen Anstrengung erschöpft, und durch die andringende Menge überwältigt waren, wehrten sie sich bis zum letzten Athemzuge, und wurden sämmtlich niedergehauen. — Andere 15 Jäger, sich hinter den Kellerhälsen und Hausvorsprüngen verbergend, vertheidigten eine Straße eine volle halbe Stunde lang gegen eine Compagnie Holländer, deren sämmtliche Offiziere sie erlegten. — Zwei Schillsche Husaren hieben den Holländischen Obristen Dolleman vor der Front seines Regiments nieder.

Der Lieutenant von Halletius, welchem Schill eine Schwadron Uhlanen untergeben, griff, an der Spitze derselben, einen bei weitem überlegenen Trupp feindlicher Cavallerie an. Seine Schwadron wird von der Uebermacht zersprengt; sein Pferd getödtet; er zerbricht bei dem Sturz seine Pike; fährt aber fort, sich mit dem obern Theile derselben gegen die von allen Seiten auf ihn hauenden Feinde zu wehren; er nimmt den Stumpf seiner Waffe in die linke Hand; schlägt den ihm mehrmals angebotenen Pardon aus, und sinkt endlich, bedeckt mit 21 Wunden, an deren Folgen er wenige Tage nachher den Geist aufgibt. — Auch der Lieutenant von Heiligenstadt II. empfing 9 Wunden; dem Lieutenant von Eyb wurde der rechte Arm abgehauen; der Lieutenant von Billerbeck am Fuße verwundet. Sie alle starben gleichfalls im Lazareth an ihren Wunden.

Mitten in dem allgemeinen Tumult, als in dem Platze selbst nichts mehr zu halten, noch zu gewinnen stand, faßte Brünnow, der sich bis dahin noch mit den Dänischen Husaren erbittert auf dem alten Markte herumgeschlagen hatte, den besonnenen Entschluß, sich mit dem Reste seiner Reuterei, so viel er um sich her zu sammeln vermöchte, so kühn dies auch scheinen mochte, durch das Frankenthor einen Ausweg auf der Landseite zu bahnen. Etwa 150 Pferde schlossen sich ihm an; denen sich allmählich noch mehr Offiziere und Fußvolk anreihten. Es gelang ihnen das Frankenthor, wo der Feind am mindesten zahlreich entgegen stand, und das vor demselben liegende freie Feld ungetrennt zu erreichen. Bald jedoch sah sich Brünnow von den 3 Schwadronen Holländischer Cuirassiere und einer Abtheilung Dänischer Husaren, welche bisher, unterstützt von einer reitenden Geschütz-Batterie, den rechten Flügel der feindlichen Stellung gedeckt hatten, umringt und zu Niederlegung der Waffen um so mehr aufgefordert, da Schill bereits gefallen, Stralsund erobert und das ganze Corps aufgelöst sey. Wie erschütternd auch diese Verkündigungen waren, so erwiederte Brünnow dem herübergekommenen feindlichen Offiziere gleichwohl mit fester Haltung: seine Truppe sey entschlossen, sich lieber bis auf den letzten Mann zu wehren, als in eine schimpfliche Ergebung zu willigen. Vom Tode seines Chefs aber müsse er zuvor eine bündigere Ueberzeugung gewinnen. Er schlage vor, zu diesem Ende zwei seiner Offiziere in die Stadt zu schicken; doch daß man ihm eben so viel Holländische für sie als Unterpfand stelle. Beides ward ihm, zu seiner eigenen Verwunderung, bewilligt; und die Lieutenants von Rudorff und von der Horst ritten hinein, um sich Schills Leichnam vorzeigen zu lassen.

Beide kehrten, nach einigem Zeitverlauf, zurück und bestätigten, tief bewegt, die kaum geglaubte unglückselige Kunde. Nichts desto weniger erklärte Brünnow Truppen und Wehr als ursprünglich Preußisches Eigenthum, und wiederholte seine Forderung eines ungehinderten Abzuges gegen die nächste Preußische Grenze mit um so kräftigerem Nachdruck, da er das Schwanken in der Entschließung seiner Gegner bemerkte, welche zwar den Abzug zuzugestehen schienen, aber zugleich verlangten, daß er den Rest des Tages und die Nacht unter den Thoren des Platzes und ihrer Bewachung zubringe, um demnächst weiter zu verfügen.

„Freier Abzug auf der Stelle, mit Pferd und Waffen, oder nach zehn Minuten zum Angriff auf Tod und Leben!" blieb Brünnow's felsenfeste Bedingung. Zugleich ließ er seine von gleichem Muthe beseelten Leute sich fertig machen. Dies wirkte, und die Capitulation kam zu Stande, nach welcher er selbst, mit seiner Reiterei, die Freiheit erlangte, den nächsten Weg auf Demmin einzuschlagen; 300 Mann Infanterie aber, welche ihm bis hieher gefolgt waren, auf Greifswalde und Anclam zu marschiren. Zwei Holländische Stabs-Offiziere aber sollten ihnen dahin als Begleiter dienen. In der That auch brach der entschlossene Anführer vom Flecke auf; die Holländer und Dänen machten auf beiden Seiten Platz, und noch des nämlichen Tages ward das Städtchen Grimmen, am folgenden 1sten Juni aber Demmin ohne ferneren Anstoß erreicht.

Das Gefecht in der Stadt hatte bis 2 Uhr Nachmittags gewährt, wo endlich, nach einem Kampfe der Verzweiflung jeder Widerstand überwältigt worden.

Kaum war das erste wilde Getümmel der Erstürmung einiger besonnenen Ordnung gewichen,

so war auch der feindliche Befehlshaber darauf bedacht, diejenige Thatsache, welche seinem Siege den entscheidenden Werth verlieh, und sein Geschäft zum Ziel führte, — Schills Tod — auf eine sichere und genügende Weise außer Zweifel zu stellen. Die Hände, durch die er fiel, hatten seinen Leichnam noch mit mehreren Bajonett-Stichen und Säbel-Hieben, bis zur Unkenntlichkeit zerfetzt, ihm den Orden und die Kleider abgerissen, und ihn dann im Triumphe nach dem alten Markt geschleppt, wo er, unter den offenen Hallen des Rathhauses, auf eine der dort stehenden Fleischbänke ausgestreckt wurde. Der Major von Parsenow, bei welchem Schill sein Quartier genommen, sein eigener Bedienter, sein Reitknecht und mehrere andere Personen, die Schill genau gekannt hatten, wurden herbeigeholt und aufgefodert, den Leichnam genau zu untersuchen und sich darüber zu erklären, ob sie denselben für Schills Körper anerkennten. Allein das Gesicht war von der barbarischen Wuth der Mörder dermaßen verunstaltet, daß seine eigenen Leute hierüber zweifelhaft und uneinig unter sich wurden und Keiner von Allen sich getrauete, über die vorgelegte Frage mit Gewißheit zu entscheiden. Endlich doch erkannte ihn der Reitknecht an einem Merkmal, — man sagt an einer Zahnlücke, — und da auch alle übrige Umstände seines Todes mit Sorgfalt erforscht und zusammengehalten wurden, so verschwand zuletzt jeder obwaltende Zweifel bei den feindlichen Behörden.

Versehen mit bestimmten Weisungen für einen Fall, wie gegenwärtig eingetreten war, befahl der General Gratien, den Kopf vom Rumpfe zu trennen, und in Weingeist aufzubewahren. Das Gefäß mit diesem so interessanten Inhalte ward bald darauf nach Cassel gesandt. Nicht bekannt ist es, durch was für fernere Zufälle dies Haupt nach Leyden gekommen, wo es noch bis auf diese Stunde in dem mit dem botanischen Garten verbundenen Museum der Naturgeschichte, in der unmittelbaren Nachbarschaft von Ungeheuern aller Welttheile, in einer verschleierten Vase aufbewahrt und den Neugierigen neben andern Curiositäten, als Trophäe der Holländischen Tapferkeit, zur Schau vorgezeigt wird.

Was von dem Leichnam nach jener Verstümmlung noch übrig blieb, ward, mit Beseitigung alles Anstandes, auf einem mit Stroh belegten Leiterwagen zur Einscharrung auf dem vor dem Knieper-Thor gelegenen St. Jürgen-Kirchhofe, dem allgemeinen Begräbnißplatze der Einwohner, abgeführt. Die Grabstätte kennt noch Jeder derselben; obgleich kein Denkmal, selbst kein Stein, den Platz bezeichnet, wo der unglückliche Märtyrer für die gute, aber unberechtigt und zur Unzeit verfochtene Sache deutscher Ehre und Freiheit ruht.

Aeltere Denk- und Lehr-Sprüche.

Wenn der Wandersmann getrunken hat, so wendet er den Rücken gegen den Brunnen.

Es ist besser, auf dem rechten Wege hinken, als auf dem unrechten Wege die Post reiten.

Wenn die Pest einen Pfennig von Dir fordert, so gieb ihr zwei, damit sie sich bei Dir nicht aufhalte.

Durch Meynen und Bedünken muß manche gute Sach' ertrinken.

Hinter dem Berge halten, ist gleich den türkischen Teppichen, welche, umgewendet, eine ganz andere Figur weisen, als am rechten Orte.

Es ist keine bessere Festung, als getreue Nachbaren.

Wie sich die Mauern blähen, wenn sie fallen wollen so brüsten sich die Stolzen vor ihrem Untergange.

Die Demuth ist ein Diamant in Blei gefaßt.

Die beste Ehe ist, in welcher der Mann das Haupt, und das Weib das Herz ist.

Kostbares Material zu einem Gemählde.

Eines der Haupt-Gemälde des Malers Philipp Hackert ist die Schlacht bei Tschesme und die Verbrennung der türkischen Flotte. Er hatte zur Anfertigung dieses Gemäldes den Auftrag von der Kaiserin Katharina II. erhalten. Als der russische Admiral, Graf Orlow nach dieser siegreichen Schlacht mit seiner Flotte auf der Rhede von Livorno angekommen war, reisete Hackert von Rom dahin, um von dem Admiral mündliche Erzählungen und Schilderungen zu erhalten. Dieser aber, um dem Künstler einen recht anschaulichen Begriff zu verschaffen, ließ eine russische Fregatte, mit einer hinreichenden Quantität Pulver und mit hölzernen geladenen Kanonen versehen, und eine deutsche Meile von dem Hafen von Livorno in Brand stecken. Die Zahl der Zuschauer während der dunkeln Nacht war unermeßlich. Die Fregatte brannte beinahe dreiviertel Stunden lang in ihren obern Theilen, ehe das Feuer die Pulverkammer ergriff. Wie bei einem Feuerwerk durchlief die lodernde Flamme alle Segeltaue, und andere brennbare Materien des Schiffs. Endlich, nachdem die Pulverkammer erreicht war, that das Schiff sich plötzlich auf, und eine lichte Feuersäule, in der Breite des Schiffs, und ohngefähr dreimal so hoch stieg empor, und bildete feurige mit Gewalt und Geschwindigkeit ausgeschleuderte Wolken die durch den Druck der oberen Luft die Form eines ausgebreiteten Sonnenschirms erhielten, indem sich Pulverfässer, Kanonen, und andere empor geworfene Trümmern des Schiffs mit darin herumwälzten, und der ganz oberste Theil in schwarzen Rauch gehüllt war. Nach etwa 13 Minuten verwandelte sich diese schreckliche Feuersäule in eine blutrothe Flamme, die sich nach einigen Minuten verlor. Allein die Dampfwolke blieb gegen 20 Minuten lang sichtbar. Dieses imposante Schauspiel setzte den Künstler in den Stand, seinem Gemälde Wahrheit und Leben zu geben.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 82. Sonntag, 10. October 1824.

Aus Salvator Rosa's Leben.

(Fortsetzung.)

Eine Begebenheit, welche die Züge Salvator Rosa's in den Abruzzen ganz besonders bezeichnet, war seine Gefangenschaft unter den Banditen, die jene Gebirge allein bewohnten, und seine einstweilige (wie man sagt freiwillige) Verbindung mit diesen furchtbaren Menschen. Daß er eine Zeitlang unter diesen pitoresken Auswürflingen, deren Portraits er endlos vervielfältigt hat, lebte, ist keinem Zweifel unterworfen, und obgleich nur wenige seiner Lebensbeschreiber auf diese Begebenheit anspielen, und auch diese wenigen nur obenhin, so gibt doch Ueberlieferung dieser Thatsache eine Bestätigung, welche noch zufällig durch mehrere seiner besten Gemälde verstärkt wird *). Seine Verbindung mit den Banditen in den Abruzzen scheint Anfangs ein bloßer Zufall gewesen **), dann aber zur Nothwendigkeit geworden seyn, und er mag diese sonderbare Begebenheit ausschließlich für seine Kunst benutzt, und aus dem ganzen Abenteuer, das für ein so phantasiereiches und leidenschaftliches Wesen, wie er war, nicht ohne allen Reiz seyn konnte, keinen andern Vortheil, als eine Verehrung jener Bilder, denen sein Ruhm so viel verdankt, gezogen haben.

Wie lange Salvator unter diesen Wegelagerern lebte, hat nie ausgemittelt werden können, aber wahrscheinlich, ja wohl augenscheinlich ist es, daß er lange genug unter ihnen blieb, um sowohl Phantasie als Gedächtniß mit zahlreichen Vorräthen des Erhabnen und Schrecklichen zu bereichern. Unmöglich ist es auch nicht, daß der abenteuerliebende Künstler die Sicherheit, mit welcher er in solchen Wohnungen der Gewalt und Gefahr für das Interesse seiner Kunst lebte, der Ausübung seiner musikalischen und poetischen Talente verdankte, die eben so geeignet waren, seine wilden Wirthe bei den mitternächtlichen Wachtfeuern ihrer in die Erde gegrabnen Schlafstätte zu unterhalten, als das wollüstige Auditorium eines neapolitanischen Salons zu fesseln. Unter welchen Umständen er wieder in die gebildete Welt zurückkehrte, haben uns die Biographen, welche selten mehr als bloße Anspielung auf diese Gefangenschaft enthalten, eben so wenig aufbewahrt. Es ist unbekannt, ob er entfloh, oder durch die Laune oder Großmuth der Banditen selbst be-

*) Z. B. des großen und wundervollen Schlachtgemähldes im Museum zu Paris.

**) Es gibt einen Kupferstich, welcher, obgleich sichtbar höchst flüchtig gefertigt, doch so ganz und deutlich die Geschichte der Gefangenschaft des wandernden Künstlers zu erzählen scheint, daß, wenn er nicht als Meisterstück der Kunst besondre Beschreibung verdiente, er dieser schon als historische Thatsache werth seyn würde. In Mitten einer Felsenlandschaft erblickt man eine Gruppe gänzlich und mit jeder Art von Gewehr bewaffneter Banditen. Sie liegen in sorglosen Stellungen, doch mit strenger Wachsamkeit, um einen jungen Gefangnen her, der die Gestalt des Vordergrundes ausmacht, und auf einem Felsenstucke mit müden herabhängenden Füßen über einem Abgrunde sitzt, von dem man annehmen kann, daß er unten herauf gähnt. Er zeichnet sich durch seine Stellung, das herabhängende Haupt das die erschlafften Arme kaum zu stützen vermögen, und die wenigen Züge des Gesichts die man erblicken kann, aus, indem über dieses in der gebeugten Stellung das Haar in reicher Fülle fällt. Diesen ausgezeichneten Kopf und das Lockenhaar Salvators kann man aber nie verkennen. Alles erscheint so ganz verlassen von Kraft und Hoffnung, welche die wilden Wesen, die um den Gefangnen gelagert sind, in einem eben ausgesprochnen Urtheilsspruche für immer verbannt zu haben scheinen. Und doch wacht jemand unter ihnen über das Schicksal des jugendlichen Schlachtopfers. Eine Frau steht unmittelbar hinter ihm. Ihre Hand ist ausgestreckt, so daß ihr Zeigefinger sein Haupt berührt und ihn als den Gegenstand eines Gesprächs bezeichnet, das sie mit den aufhorchenden Banditen hält. Ihre aufrecht stehende Gestalt ist in den kühn gezogenen Linien gearbeitet, welche in Kunst und Natur den Charakter des Großen gewähren. Selbst diese fantastische Kappe oder der Turban den sie aufhat, und unter dem ihr langes aufgelös'tes Haar herabgefallen ist, hat keine einzige Linie der Anmuth, und ihre Drapperie trägt dieselben strengen Formen. Ihr Gesicht zeigt die finsterste Schwermuth, den natürlichen Charakter eines Wesens, dessen Gefühle und Gewohnheiten mit einander im Widerspruche stehen, dessen heftige Leidenschaften sie vielleicht außerhalb der Schranken der Gesellschaft schleuderten, aber deren weibliches Mitgefühl doch noch unverändert blieb. Sie spricht kunstvoll für das Leben des Jünglings, indem sie verächtlich dessen Unbedeutenheit bezeichnet. Aber sie befiehlt zugleich indem sie besänftigt. Sie ist offenbar die Geliebte oder das Weib des Oberhaupts, in dessen Abwesenheit man eine Handlung gemeiner Gewaltthätigkeit verüben zu wollen scheint. Das Leben des Jünglings ist gerettet, denn selten unterliegt eine Sache, für die ein Weib die Allmacht seiner Gefühle verwendet.

freit ward; so viel nur ist gewiß, daß, nachdem er durch die unzugänglichsten Gegenden des Königreichs Neapel, unter jeder Kümmerniß, welche bei solchen gefährlichen und mühseligen Unternehmungen der stete Begleiter der Armuth ist, gewandert war, er zu einer Zeit nach der Hauptstadt Neapel zurückkehrte, welche durch den dortigen Aufenthalt des berühmten Lanfranco *) und die Intriguen der Schule Spagnuoletto's, die bald darauf sogar den Charakter politischer Wichtigkeit annahmen, sich auszeichnete.

Der Zustand, in welchem er seine unglückliche Familie fand, stürzte ihn in Verzweiflung. Wenige Tage nach seiner Rückkehr starb Vito Antonio in den Armen seines Sohnes, und hinterließ dem Schutze und der Ernährung eines selbst hülflosen Jünglings von 18 Jahren, eine hülflose und, wie einer seiner Biographen sagt, von aller menschlichen Unterstüzzung beraubte Familie.

Salvators Armuth war in dem Augenblicke so groß, daß er nicht einmal Leinewand um darauf zu malen sich kaufen konnte, sondern genöthigt war, seine Gemälde auf demselben grundirten Papiere auszuführen, worauf seine Talente als Knabe sich zuerst entfaltet hatten. In solchem Bedrängnisse hatte der junge unbekannte Landschaftmaler keine Gelegenheit in der Laufbahn zu erscheinen, wo die Spagnuoletto, die Lanfranco, die Domenichino und ihre Schützlinge sich um den Preis des Vorrangs stritten. Der einzige Markt, der ihm in Noth und Dürftigkeit und jener Ruhe des Geistes beraubt, die das Genie zur Sammlung für seinen Gegenstand so sehr bedarf, offen stand, war die elende Bude eines jener Trödler, die damals so wie jetzt, beschädigte und werthlose Sachen aus der zweiten Hand in der Straße della Carità verkauften. Dahin pflegte der junge Künstler, wenn er den ganzen Tag hindurch in seiner einsamen Dachstube, dem Mangel und dessen Begleiter dem Trübsinne gegenüber, gearbeitet hatte, zur Nachtzeit zu schleichen, und ohnweit des alten Kramladens eines tugendhaften Shylock furchtsam zu warten, um einen günstigen Augenblick zu erhaschen, wo er hineingehen, und unter seinem abgeschabten Mantel eine jener trefflichen Zeichnungen hervorziehen konnte, die nachher zu seiner Unsterblichkeit mitwirkten, und dafür ein elendes Kaufgeld zu empfangen, das kaum hinreichte, den Hunger derer, die blos von Salvators Bemühungen, hinsichtlich ihrer kümmerlichsten Existenz, abhingen, mit einem „elenden Bissen" zu stillen. Es trug sich zu, daß als der Ritter Lanfranco eines Tages in seinem glänzenden Wagen von der Kirche del Gesù in seine Wohnung in der Straße della Carità zurückkehrte, ein Oehlgemälde ihm auffiel, das an der Ladenthür eines Trödlers bei alten schlechten und verbrauchten Kleinigkeiten hing. Lanfranco ließ halten, und schickte seinen Lieblingsschüler Antonio Richieri ab, um ihm das Bild, das seine Aufmerksamkeit erregt hatte, zu holen. Der Trödler war über die so unerwartete Ehre ganz betroffen, daß die Equipage des großen Signor Cavaliere Lanfranco vor seiner elenden Bude halte; dieß war eine Auszeichnung die ihm den Neid aller seiner Gevattern in der Straße della Carità zuziehen mußte, er trat also mit einer großen Menge Ehrfurchtsbezeugungen vor, und wischte den Staub von dem Gemälde auf Leinwand ab, welches vier Palmen (zwei Ellen) lang war, und Wochen lang unbemerkt an seiner Ladenthür gehangen hatte.

Lanfranco nahm das Gemälde mit in den Wagen und eine nähere Betrachtung überzeugte ihn von der Richtigkeit seines ersten flüchtigen Blicks. Es war überschrieben: Die Geschichte der Hagar und ihres Sohnes, welche vor Durst umkommen. Die rührende Geschichte der Hagar war schon von Guercino behandelt worden, und die Liebhaber und Kenner dieser und entfernter Gegenden pilgerten nach Bologna, um das Gemälde zu sehen. In der Darstellung aber, welche jetzt die Aufmerksamkeit Lanfranco's fesselte, war ein andrer Zeitraum, eine andere Ansicht von Hagar's Geschichte aufgefaßt. Die Landschaft stellte die Wildniß von Berschaba dar, aber so kühn ergriffen, so

---

*) Jesus Lanfranco (1631) der volksthümliche Parmegiano des sechszehnten Jahrhunderts, genoß lange des glänzendsten Daseyns und des strahlendsten Ruhms irgend eines Malers jener Zeit. Begabt mit einer unglaublichen und unermüdlichen Kraft der Ausdauer, waren seine Werke zahlreich und machten im Ganzen mehr Glück, als die irgend eines andern Malers seiner Zeit. Seine Preise waren ungeheuer, seine Verschwendung aber größer als beide. Die Väter der Gesellschaft Jesu, deren Freigebigkeit eben so schrankenlos als ihr Vermögen war, und die ihm eigne Preise machten, hatten ihn veranlaßt, Rom zu verlassen und seinen Aufenthalt in Neapel zu nehmen, wo sie ihm die Ausmahlung ihrer Kirche übertrugen. Sein geräuschvolles Treiben paßte ganz zu den neapolitanischen Sitten, und stach schneidend gegen die Bescheidenheit und Zurückgezogenheit des hohen, aber schwermüthigen und niedergebeugten Domenichino's ab. Alle neapolitanischen Künstler versammelten sich nun unter der Kuppel, wo Lanfranco auf einem hohen Gerüste seine Vision des Paradieses schuf, welche den Ruhm seiner Kuppel von St. Andrea in Rom überstrahlen sollte. Alle waren eifrig bemüht, die Aufmerksamkeit dieses Künstlers auf sich zu ziehn, entweder durch persönliche Verdienste, oder dadurch, daß sie die Talente seines unsterblichen Nebenbuhlers (Dominichino's) verschrieen, und die niedrigsten sowohl als höchsten neapolitanischen Maler (alle gleich eitel und selbstsüchtig) suchten seinen Beifall für ihre Werke zu gewinnen, oder bemühten sich, sein Belobungsdekret für ihre besondre Manier zu erhalten. Nur einen darunter gab es, den Armuth und Stolz von dem Kreise, der das Malergerüst Lanfranco's umgab, entfernt hielt. Zu sehr im Dunkel lebend um Aufmerksamkeit zu erregen, war Salvator zu unbiegsam um sie zu suchen, obgleich als der Verfasser jener kecken Skizzen, nicht ganz unbekannt, welche freilich für den niedrigsten Preis von ihm verkauft, und nur bei dem vertrauten und unbedeutenden Namen Il Salvatoriello genannt wurden..

düster und wüst, wie die Natur ihre einzelnen Gebilde nur in jenen verwilderten Gegenden hatte darbieten können, in welche fast noch niemand um des Studiums willen gedrungen war. Der Augenblick der Handlung war der in dem Leben der jungen hinausgestoßenen Mutter so schreckliche und ergreifende, wo sie nach langem Umherwandeln durch pfadlose Wüsten und unter brennender Sonne ihre letzte Hoffnung vernichtet sieht; denn das Wasser ist ausgetrunken aus dem Kruge, den ihr Abraham auf die Schulter gab, und das Brod, das ihr Kind vom Tode retten sollte, ist längst verzehrt. Da war sie nicht mehr die blühende und zürnende Hagar, wie im Augenblicke ihres Abschiedes, sondern die Hagar über die in der That Hartes verhangen ward. Sie scheint so eben „den Knaben unter einen Baum geworfen zu haben" und „setzte sich ihm gegen über von ferne, eines Bogenschusses weit; denn sie sprach: Ich kann nicht zusehen des Knaben Sterben. Und sie setzte sich gegen über, erhob ihre Stimme und weinte."

In der Auffassung dieses Gemäldes lag ein Ton tiefen und mächtigen Gefühls, eine düstre und schwermüthige Originalität, welche ohnstreitig mehr als die Ausführung desselben selbst auf Lanfranco's Einbildungskraft wirkte. Er suchte nach dem Namen des Malers, der sichtlich keiner Schule angehörte, keinen Meister nachahmte und dessen Manier ganz sein eigen war, und fand in einer Ecke einen Namen, der bis jetzt vom Rufe nicht genannt, und durch seine verkleinende Endung fast ins Lächerliche gewendet ward. Er hieß „Salvatoriello."

Der Trödler konnte oder wollte auch nicht die geringste nähere Auskunft über den Maler geben, und so nahm Lanfranco, den gefoderten Preis auf der Stelle bezahlend, das Bild mit in seinen Wagen nach Hause, und gab seinen Zöglingen den allgemeinen Befehl, alles was sie mit der Bezeichnung Salvatoriello's fänden, ohne Ausnahme aufzukaufen. Als er nach Rom reis'te, begleitete ihn Hagar auf der Reise und ward die Hauptzierde seiner Gemäldegalerie in La Vigna, wo er es Passeri selbst zeigte.

Diese Begebenheit und der ehrende Befehl welcher darauf folgte, verursachte in Neapel große Sensation, und wirkte wie ein Zauber auf den armen und unterdrückten Salvatoriello. Sie gab ihm ein erhöhtes Selbstvertrauen, das jenes empfindliche und verschüchterte Gemüth wieder erhob, welches nur zu leicht geneigt war, in den tiefen Gram hoffnungsloser Verzichtung zu versinken. Er erhöhte von dem Augenblicke an seine Preise, und ob man sein Begehr auch oft abschlug so beharrte er doch in dem Entschlusse sich nicht geringer mehr zu würdigen selbst wenn der Hunger vor ihm stand und die Bedürfnisse seiner Familie ihn drängten.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Das ist nun Brauch so und der Dinge Lauf:
Dem schönsten Bund drückt man die Ersten auf.
Wenn man das Zweite gibt als Unterpfand,
Daß bis zum Tode Lieb' und Treue währen:
Das Ganze dient als Erstes an der Hand,
Doch ist's als Modezier leicht zu entbehren.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 80.
Spiegel: 1) Spiel. 2) Esel. 3) Segel.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag, den 2. October. Der Jurist und der Bauer, Lustsp. in 2 Abth. von Rautenstrauch. Hierauf: Der Quartierzettel, Lustsp. in 3 Abth. von Reinbeck.

„Es leben gut' und bö'e Christen,
Es leben Bauern und Juristen."

Der 2te Act dieses alten Stückes ist matt und die Anlage des 1n Acts besser als die Ausführung, welche jedoch nicht ohne Witz ist. Was hätte Kotzebue Witzigeres aus diesem Stoff geschaffen! Er hätte wohl nicht den Rechenmeister Grübler nöthig gehabt, oder ihn weniger philosophisch und witziger geschaffen. Die bäuerliche Biederkeit und die Naivität — darin freilich hätte Kotzebue den alten, schlichten Rautenstrauch nicht übertroffen. Kotzebue hatte viel natürlichen Verstand, aber wenig Herz. Seinem Witz war nichts heilig, die Satyre war ihm nicht Mittel, sondern Zweck; er verwundete, um zu verwunden, nicht um zu heilen. Dafür versagte ihm aber auch die Muse die Sprache des Herzens, welche sie manchem moralisch Schlechteren verlieh, der sich nicht so öffentlich und anstößig versündigte wie er. Wo Kotzebue rührt, geht es ohne einen Brei der Gefühle, ohne einen Matsch von Unlauterkeit, ohne „liederliche Thränen" nicht ab. Darin ist ihm Clauren nachgefolgt; dieser nur gemeiner und plump, zieht die falsche Rührung an den Haaren herbei, die bei Kotzebue sich doch noch ziemlich natürlich aus der Handlung ergibt. Der selig verblichene Rautenstrauch wird noch mehrere seiner Brüder zu wecken haben, um uns besser zu unterhalten, als die Herren Töpfer und Clauren. — Unter den Spielenden vom heutigen Abend, haben wir vor Allen Dem. Lindner als Rosine zu nennen. Wie sie sich durch feine Nuancirung der Charaktere stets wahrhaft als Künstlerin erweist, so bezeichnet sie auch diese Bäuerin durch feinere Haltung als ein in Lieblichkeit und Grazie stadtfähiges Landmädchen auf eine Art, wie sie sich der Dichter nur wünschen konnte. Die holde Naivetät wurde wie gewöhnlich durch verhaltende Spannung des Publikums und durch

jene Halblaute des Wohlgefallens belohnt, welche das Kunstwerk zu unterbrechen scheuen. Den unnützen Scribenten Fettig kann man schwerlich besser geben als Hr. Hassel. Auch Katharina von Mad. Weidner war recht ergötzlich. Wegen Unpäßlichkeit des Hrn. Otto gab Hr. Schultze den Kunze; er polterte zu sehr mit seiner Biederkeit; Hr. Otto und Hr. Leißring als Pachter Rost, gingen mit weit einfacherer Beredsamkeit zu Werk. Der Rechenmeister Grübler, von Hrn. Weidner, war recht schön betrunken, aber der Wein wollte ihm die Zunge nicht recht geläufig machen; er sprach zuweilen gedehnt. Julie Sanden, Dem. Urspruch, ruderte zwar beim ersten Auftreten, zur Abwechslung mit den Ellenbogen, besann sich aber doch bald und spielte bis zu Ende mit ungezwungener Heiterkeit. Hr. Leißring, Rohrdommel und Hr. Düpre, dessen Neffe, verdienen volle Anerkennung ihrer Gewandheit und Laune. Rebecka die Haushälterin, Mad. Weidner, wie in allen diesen Rollen, recht brav.

Sonntag den 3. **Euryanthe,** Oper in 3 Abthl. von Frau von Chezy, Musik von C. M. v. Weber. Je mehr man sich bei öfterem Anhören dieser Oper von ihrer Gediegenheit und charakteristischen Bedeutenheit überzeugt, desto mehr muß man die Armuth an Melodie und das unfaßliche Moduliren übel empfinden, womit sich der Componist bei dieser Oper abgemüht hat. Dieselbe ist voll bedeutender Stellen, welche Kraft und Milde, Sehnsucht und rührendes Entsagen, Himmel und Hölle in wunderbar ergreifenden Tönen geheimnißvoll anklingen und aussprechen, und das Ganze hat ein eignes romantisch-ritterliches Gepräge, dieser schöne Grundton besonders verherrlicht neu den Meister in der Charakteristik. Aber hinwieder findet man des Gesuchten, Ueberladenen, sonderbar Ab- und Ueberspringenden, Klang- und Sanglosen genug, was dieser Oper zum Nachtheil gereicht und ihr nicht mit Unrecht den Unnamen der Langweiligen zuzog, welchen alle Nicht-Wiener und Nicht-Rossinianer wohl cum grano salis, mit Achtung vor dem großen Meister, verstehen werden. Unser Publikum, für die tieferen und ernsteren Schönheiten der Tonkunst vor manchem anderen empfänglich, scheint nach und nach dieser Oper mehr Geschmack abzugewinnen; denn das Haus war heute wieder ziemlich gefüllt. Dem. Schulz, Euryanthe, fand erst gegen das Ende die verdiente Anerkennung für das, was sie bei schwächeren Mitteln als ihre Vorgängerin Beifallwürdiges leistete. Besonders gut trug sie die Cavatina „Glöcklein im Thale", den Schluß ausgezeichnet brav vor. Schloß sie sich hierin an Mad. Devrient an, so wünschen wir ihr nach gleicher Anleitung mehr Geschmeidigkeit im Spiel und besonders zu Anfang größere Lebendigkeit. Dem. Rotthammer, Eglantinen, gelang es heute nicht, zu der früher bewiesenen Kraft durchzudringen. Hr. Nieser, Adolar, Hr. Dobler, Lysiart und Hr. Größer, König Ludwig, ließen nichts zu wünschen übrig.

Dienstag den 5. **U. A. w. g. oder Die Einladungskarte,** Lustsp. in 1 Akt von Kotzebue. Hierauf: **Die Entführung, oder der alte Bürgerkapitain,** Lustsp. in 2 Abtheilungen.

Mittwoch den 6. **Der Schnee, oder der neue Eginhard,** Oper in 4 Abthl. von Scribe, Musik von Auber. Dieser sehr willkommene Schnee verspricht unser Winterfeld wohlthätig zu decken, er hält das Haus warm, schneit die Casse voll und gibt größerer Hoffnung Raum, daß diese es bald auch an den rechten Orten schneien lassen werde, um einigen erfrorenen oder dem Erfrieren ausgesetzten Feldern unseres Theaters wieder aufzuhelfen.

Donnerstag den 7. **Die Waise und der Mörder,** Drama in 3 Abthl. nach dem Franz. von Castelli, Musik von Seyfried. Durch die Kunst des Hrn. Weidners (Reimbeau) und der Dem. Lindner (Victorin) ist dieses Drama eins der ersten auf unserm Repertoir. Eine so vollendete Mimik wird wohl selten gefunden werden, ein so durchgeführtes, in allen Theilen vollendetes Spiel noch seltner. Wie sich bei Reimbeau von dem Sonnenschein des Glücks ausgehend die Nacht des Gewissens und der schwärzesten That in Graden entwickelt und jeder kleinste Schauer von dem Seelenmaler in das Gemälde eingetragen wird, ist bewunderungswürdig. Eben so sehen wir ein vollendetes Kunstwerk in dem sanften, schwermüthigen Victorin von Dem. Lindner. Hier muß die Miene noch völlig die Sprache ersetzen und sie thut es. In welcher Spannung hält uns die Künstlerin, wie ist ihr Antlitz ein aufgeschlagenes Buch der Wehmuth, der kindlichen Liebe, der tiefen Trauer, des an Verzweiflung gränzenden Entsetzens, und wie edel ist der Ausdruck jeder Empfindung bei aller größeren Lebhaftigkeit, welche die Künstlerin der Natur dieser Unglücklichen abgelauscht hat; wie edel der ganze Anstand! Hr. Größer spielte den Obristen Bigore mit Anstand und Würde, aber zuweilen schlich sich eine unrichtige Accentuirung in die Rede. Hr. Düpre gab den Invaliden Martial für Hrn. Otto und Hr. Hassel den Babylas.

Theater-Anzeige.

Montag den 11. October. Großes Vocal- und Instrumental-Conzert von Mad. Anna Krauß-Wranitzky.

Dienstag den 12. Die Entführung aus dem Serail, Oper.

Mittwoch den 13. Der Spieler, Schsp. (Wallenfeld: Herr Löwe).

Donnerstag den 14. Des Königs Befehl, Lustsp. Hierauf: Der Unsichtbare, Oper.

Samstag den 16. Othello, Oper.

Sonntag den 17. Hamlet, Trsp. (Hamlet: Herr Löwe).

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 83. Donnerstag, 14. October 1824.

Die Teufelsbrücke.

Leitet den Menschen sanft durch das Leben,
Hoffnung, Vertrau'n auf die himmlische Macht;
Führe ihn kämpfend durch mühvolles Leben,
Abglanz der Gottheit, göttliche Kraft!

Wo der Gletscher eisige Höhen,
In des ewigen Schnees Pracht,
Sich über die Wolken erheben,
Und kühn bis zum Himmel streben;
Wo, wie weit die Augen auch spähen,
Kein grünender Frühling lacht,
Keine Halme den Boden schmücken,
Keiner Blüten Farben entzücken:
Dort zeigt den staunenden Blicken
Die Natur ihre hohe Macht.

Dort auch noch, wo ihre Müde
Läßt verödet das Gefilde,
Auch auf diesen nackten Fluren,
Hier auch noch zeigt sie die Spuren
Ihrer gottempfangnen Kraft,
Welche hier noch Schönheit schafft.

Wer ists, der, o Natur, dich ergründe,
Allbelebende Herrscherinn?
Was ich in irdischem Raume finde,
Zeiget auf dich, allmächtige, hin;
Was ich im endlosen Aether finde;
Zeiget auf dich, allwaltende, hin:
Wer ist, welcher die Schaffung schaue,
Und dir, die sie belebt, nicht vertraue?

Wenn Wolken Sturm führt über das Leben,
Und es hüllet in schauerliche Nacht;
Zu wem nach Rettung den Blick erheben,
Zu wem, als zu deiner rettenden Macht?
Wem deine Macht nicht Vertrauen gegeben,
Wem Hoffnung auf deine Hülfe nicht lacht,
Der kann sich nimmer des Lebens freun,
Nie kann er auf Erden glücklich seyn.

Der Reuß Gewässer wogen
In furchtbarem Rauschen dahin,
Entstürzen in tiefe Klüfte,
Des Todes geöffnete Grüfte;
Und ein weiter, gewaltiger Bogen,
Hinüber gesprenget kühn,
Wölbt hoch sich über den Gründen,
In denen die Wasser verschwinden,
Dann, fluthend hervor aus den Schlünden,
Zu der rauschenden Aar entfliehn.

Da wo, über Fluthen, jähe
Hemmt den Fuß der Felsen Höhe,
Daß die Menschen drüber wallen,
Brach hier über Felsenhallen
Die Natur die kühne Bahn,
Wölbt den Bogen himmelan.

Die Natur, sie hilft dem Menschen;
Aber ist er kraftlos, hilft sie nicht.
Drangen dich auch harte Leiden,
Muthig kämpfe, und sie kämpft für dich.
Gähne auch der Abgrund dir entgegen,
Möge Sturm ein Schicksal dir erregen,
Auf des Lebens steilem Felsenweg:
Strebe kühn die Kluft zu überschreiten,
Und es wird dir eine Brücke stehn;
Deine Kraft wird dich hinüber leiten,
Und du wirst am Ziel dich endlich sehn.
Strebe muthvoll, und der schreckliche Orkan,
Von der Kraft gefesselt, wird sich legen.
Auf den mühevollen Wegen
Wandle kühn du himmelan;
Laß nicht ab, voll Kraft zu streben:
Die Natur wird Kraft dir geben.

Leitet den Menschen sanft durch das Leben,
Hoffnung, Vertrau'n auf die himmlische Macht;
Führe ihn kämpfend durch mühvolles Leben,
Abglanz der Gottheit, göttliche Kraft!

Schauer des Todes, ewige Strafe,
Schreckt vom Vergehen den Menschen zurück!
Gutes schaff' er! In jenem Leben
Krönt den Gerechten herrlicher Lohn.

Wo es nimmer dem Auge tagt,
Wo kein Lichtstral noch hingedrungen,
Wo noch kein Ton der Freude erklungen,
Und von unendlichem Grauen bezwungen,
Der Busen ängstlicher schlagt.

Aus dem Tag, mit banger Seele,
Trittst du in die dunkle Höhle,
Wie in Orkus schwarze Pforten;
Finster ist's um dich geworden,
Und der nachtumhüllte Blick
Sehnt sich nach dem Licht zurück.

So einst reißen uns des Todes Schrecken
Aus des Lebens lichterhelltem Thal,
Reißen fort die angsterfüllte Seele
Aus der Sonne hellem Stral; —

Aber jenes düstre Grausen
Bleibet nur dem Bösen ew'ge Qual.
Ewig sieht er über sich das Schwert geschwungen
Ewig ist er dann mit ew'ger Angst gequält;
Der Gedrückte findet einen Rächer,
Einen Richter findet der Verbrecher.

Wenn du einst aus irdischen Gefilden
Zu den Vätern übergehst;
Wenn, befreit von seinem ird'schen Körper,
Einst dein Geist entfesselt dorthin schwebt,
Dorthin, wo der Richter unsrer Thaten
Diese Thaten auf gerechter Wage wägt:
Wirst du rein zu ihm hinüber gehen?
Hast du tadellos vor ihm gelebt?
Sä'test du auch je des Guten Saaten,
Wozu er den Keim in deine Hand gelegt?
Kannst du vor dem Richter so bestehen,
Vor ihm, welcher deine Thaten wägt?

O wie wirst du dann zurück dich sehnen,
Das zu sühnen, was du hier verbracht!
Aber jenseits rettet keine Reue,
Was du thatest, spricht nur dort.
Wie du deine Erdenbahn gewallet,
Das sieht er, die Reue jenseits nicht.
In des Richters Ohren wiederhallet
Tausendfaches Echo jede That;
Ob sie gut sey, ob sie böse,
Richtet und belohnt er sie.
Darum säet hier des Guten Saaten,
Denn er lohnt euch dort nach euren Thaten.

Schauer des Todes, ewige Strafe,
Schreckt vom Vergehen den Menschen zurück!
Gutes schaff' er! In jenem Leben
Krönt den Gerechten herrlicher Lohn!

Da zerreißt der Stral der Sonne
Der Finsterniß dichten Flor,
Und es hellt sich den fröhlichen Blicken,
Und es athmet die Brust Entzücken;
Und in ein Thal, des Frühlings Wonne,
Tritt der Fuß aus der Nacht hervor: —
Hier blumenbedeckte Triften,
Die den Aether erfüllen mit Düften;
Und dort singt hoch in den Lüften
Des gefiederten Volkes Chor.

So einst, aus des Todes Thoren,
Zu dem ew'gen Glück erkoren,
Tritt er in Elisiums Hallen,
Wo Gerechte freudig wallen;
Unerschöpflich dann für ihn
Fließt der Freude Quell dahin.

Wer hier die Tugend verehrte, sie übte,
Dessen Seele vergilt Er einst;
Einst, wenn des Todes Arm ihn umfangen,
Wenn sein Körper zu Erde ward.

O wie unendlich hat Gott euch erhoben,
Irdische Wesen, des Staubes Geschlecht!
Gab er euch nicht die unsterbliche Seele,
Ewig wie Er, ohn' Ende wie Er?

Kurz und vergänglich fließt euch ein Leben,
Rinnt, aus dem Staube, wieder zum Staub.
Gutes zu wirken gab es die Allmacht;
Wirkt ihn, des Lebens heiligen Zweck!

Werde auch einst, was dem Staube entsprosse,
Wieder zu Staub! Die Seele bleibt.
Ewige Freuden lohnen dem Geiste,
Welchen Gott für die Ewigkeit schuf.

Leitet den Menschen sanft durch das Leben,
Hoffnung, Vertrau'n auf die himmlische Macht;
Führe ihn kämpfend durch mühvolles Leben,
Abglanz der Gottheit, göttliche Kraft!

Schauer des Todes, ewige Strafe,
Schreckt vom Vergehen den Menschen zurück!
Gutes schaff' er! In jenem Leben
Krönt den Gerechten herrlicher Lohn.

Ludwig B.

Ueber das Leben des Verfassers der Nachtgedanken.

Vorgelesen im Museum zu Frankfurt

am 1. October 1824.

Edward Young, unter den englischen Dichtern an Ideenreichthum und erhabenem Gedankenschwung nur dem Sänger des verlornen Paradieses nachstehend, fortlebend auf alle Zeiten in seinem großen Werke, den bald durch Blitze des Genies bald durch Wetterleuchten des Witzes erhellten, im Donner des Unmuths über des Glaubens blinde Gegner furchtbaren Trauernächten, ward im Jahr 1681 zu Upham bei Winchester geboren, machte seine Studien zu Oxford, wurde 1714 Baccalaureus des Civilrechts und erhielt fünf Jahre später den Doctorgrad. Ob er sich, wie man versichert hat, auf der Universität mit dem Um-

terricht der akademischen Jugend beschäftigte, bleibt ungewiß; wenigstens hat sich noch Niemand gerühmt, ein Zögling des Verfassers der Nachtgedanken gewesen zu seyn. Ueber die ersten Jahre seines Mannesalters sind manche nachtheilige aber unverbürgte Gerüchte in England im Umlauf. Moral und Religion sollen ihm nicht immer, wie in der spätern Zeit, über alles theuer gewesen seyn. Wohl verrieth sich sein originelles Genie schon frühe, aber es entbehrte noch des Zügels der herrschenden Vernunft und veranlaßte manches scharfe Urtheil. So will ein Zeitgenosse gehört haben, wie Pope zu Warburton gesagt: „Young ist oft erhaben, aber selten klar verständig. Sein stolzer Gedankenflug artet allzu leicht in Schwulst aus. Daher kam es, daß er eine wilde Jugend verlebte. Doch hat sein gutes Herz, sein reines Gemüth ihn nachher in den Stand gesetzt, ein geistliches Amt erst mit Anstand, und bald sehr ehrenvoll zu bekleiden."

Daß der Dichter schon frühe die Sache der Religion mit Wärme und Fähigkeit zu verfechten wußte, beweist eine Aeußerung des berüchtigten Naturalisten Tindal: „Die andern jungen Leute — so zürnte der streitlustige Spötter — geben mir leichtes Spiel, denn ich weiß immer, wo sie ihre Argumente her haben, aber der Young plagt mich jedesmal mit Einwürfen, die er in seinem eigenen Kopfe ausgebrütet hat." Wir können indessen die Aussagen der Zeitgenossen, über die Jugendperiode des Dichters, so widersprechend sie auch lauten, als gleich gegründet gelten lassen. Young mag immerhin ein paar Jahre über die Pfade betreten haben, die er, sobald die bessere Einsicht das Uebergewicht erhielt, mit Abscheu floh. Sein mächtiges Zeugniß für die Wahrheit kann nur an Tiefe des Eindrucks gewinnen, wenn es zum Theil aus der Erfahrung von den bittern Früchten jedes unreinen Handelns hervorging.

Youngs Leben war nicht reich an Ereignissen; sein von der Außenwelt selten gestörtes Gemüth scheint die Freuden und Qualen der Zurückgezogenheit in vollem Maaß genossen zu haben; wüßte man nicht die Jahre anzugeben, in welchen seine Werke nach und nach ans Licht traten, man würde vergebens nach Spuren seines irdischen Daseyns suchen. Aus den Zueignungen der einzelnen Gedichte ergibt sich wohl, daß er mit vielen der ausgezeichnetesten Männer Grosbritanniens in Berührung stand, allein er scheint dadurch nichts für die Verbesserung seiner Lage gewonnen zu haben, denn obgleich er 1713 — also im 32sten Altersjahr — den Jüngsten Tag besang und in diesem Gedicht ein bedeutendes poetisches Talent entfaltete, auch 1719 sein berühmtes Trauerspiel, die Rache, das sich noch jetzt auf der Bühne behauptet, mit Beifall aufgenommen wurde, so erfahren wir doch nicht, daß ihm die geringste Beförderung zu Theil geworden wäre. Vielleicht hat ihn der Unwille über so unverdiente Vernachläßigung zu den vortrefflichen Satyren aufgeregt, die er im Jahr 1728 unter dem Titel: Die allgemeine Leidenschaft, womit er die Ruhmsucht meinte, herausgab. Erst 1728, seinem 50sten Jahr nahe, nahm er die geistliche Weihe, ward Kaplan Königs Georg des Zweiten und 1730 Pfarrer zu Welwyn in Herefordshire. Und hier war auch schon das Ziel seiner Laufbahn im Dienste der Kirche, denn in den 35 Jahren, die er noch lebte, blieb ihm die Sonne der Hofgunst fern und die Vertheiler der geistlichen Würden wußten immer einen Vorwand, ihn zu übergehen, aufzufinden. Er brachte unserer schwachen Natur einen traurigen Tribut, indem er es tiefer fühlte, als dem Weisen ziemt, daß sein lauter Wunsch nach Beförderung unerhört blieb.

Im Jahr 1731 vermählte sich Young mit Lady Elisabeth, der Wittwe des Obristen Lee. Sie hatte aus ihrer ersten Ehe eine Tochter, die den Sohn des Lord Palmerston, Herrn Temple, heirathete. Kaum geknüpft ward dieses Band durch den Tod zerrissen. Mistriß Temple starb 1736 in Südfrankreich, wo sie ihre Gesundheit herzustellen gesucht hatte. Ihr Gatte folgte ihr 1740 und sieben Monate später starb auch des Dichters Frau. Diese drei Todesfälle gaben die nächste Veranlassung zu den Nachtgedanken, die Youngs Namen, vereint mit denen seiner Lieben, auf die Nachwelt bringen. Philander und Narcissa gelten durchgängig für das durch den Tod geschiedene und bald in ihm wieder vereinte Ehepaar. Seine eigene Gattin feiert der Dichter, ohne ihr einen fingirten Namen beizulegen. So entschieden es ist, daß Familien-Unglück Youngs Trauermuse weckte, so ungewiß ist man, ob der durch alle Neun Nächte so oft angesprochene Lorenzo ein wirklicher Charakter oder nur das Erzeugniß einer starken Einbildungskraft ist. Lange glaubte man, Young habe in Lorenzo seinen eigenen Sohn im Auge gehabt, allein genaue Nachforschungen haben den Ungrund dieser Vermuthung dargethan. Die Nachtgedanken erschienen von 1741 bis 1745, und da Youngs einziger Sohn erst 1733 geboren war, so ist leicht zu ermessen, daß er nicht der ungläubige Weltmann seyn konnte, den der Dichter mit so hinreißender Stärke auf den Weg der Tugend und Religion zu führen sucht. Wir dürfen annehmen, daß Lorenzo ein Gebilde der Phantasie ist, dessen einzelne Züge uns jedoch leider nur zu oft im Leben vorkommen.

Auf den Nachtgedanken beruht Youngs Ruhm als Dichter. Sie machten bei ihrer ersten Erscheinung einen unbeschreiblichen Eindruck auf die ohnehin zum melancholischen Grübeln geneigten Britten und gehören noch jetzt zu den Lieblingsbüchern der Nation. Wahre Originalpoesie in hohem lyrischem Schwung, riesenhaften Bildern, kraftvollen Denksprüchen und feurigen Ergüssen, bildet in ihnen nicht eben ein regelmäßiges aber gewiß ein prachtvolles Ganze. Nie hat ein Dichter eine gedankenreichere Einbildungskraft besessen; sie streut in unerschöpflicher Fülle Blumen aller Farben und Gerüche aus und vereint endlose Mannigfaltigkeit mit gediegenem Werth.

Bei uns in Deutschland gab es eine Zeit, wo der ernste Young empfängliche Gemüther fand. Sie liegt weit hinter uns diese Zeit, als Klopstock, in Young den Geistesverwandten erkennend, in einer Ode vom Jahr 1752, dem Sänger der Nachtgedanken in göttlicher Begeisterung zurief:

> Stirb, prophetischer Greis, stirb! denn dein Palmenzweig
> Sproßte lang schon empor; daß sie dir rinne, steht
> Schon die freudige Thräne
> In dem Auge der Himmlischen.
>
> Du verweilst noch? und hast hoch an die Wolken hin
> Schon dein Denkmal gebaut! denn die geheiligten
> Ernsten, festlichen Nächte
> Wacht der Freigeist mit dir und fühlts,

Daß dein tiefer Gesang drohend des Weltgerichts
Prophezeihung ihm singt! fühlts, was die Weisheit will,
Wenn sie von der Posaune
Spricht, der Todtenerweckerin.

Stirb! du hast mich gelehrt, daß mir der Name Tod,
Wie der Jubel ertönt, den ein Gerechter singt:
Aber bleibe mein Lehrer,
Stirb, und werde mein Genius!

Klopstock und die ihm Gleichgesinnten fühlten und bewunderten wie Young seine großen Kämpfe und halbe Siege, sein oft fruchtloses Anklopfen an die Pforte der Ewigkeit und die heitern Stunden, in denen er befriedigende Antwort von dort her zu empfangen schien, in ein Werk zusammengefaßt, das, je nachdem es dem Leser selbst zu Muth ist, eben sowohl Verwundung als Heilung nachlassen kann. Die Ebert'sche Uebersetzung, obschon nur Prose, und eben darum dem erhabenen Ausdruck der Urschrift nur von weitem folgend, wurde mit Enthusiasmus aufgenommen, und Young schien bestimmt, auch unter uns in frischem Andenken zu bleiben. Doch bald wandte sich die Theilnahme der Nation auf die eigene überraschend schnell und fruchtbar aufblühende Literatur. Wieland und nach ihm Göthe und mit und neben ihnen so viele geniale Geister foderten und fanden ungetheilte Huldigung. Es kam die Periode, wo die politische Revolution das literarische Interesse in den Hintergrund drängte und als die Flut abgelaufen war, trat Abspannung ein, und das fast erstorbene Leben bewegte sich krampfhaft in Erscheinungen, die uns noch zu nahe liegen, um mehr als angedeutet werden zu können. Nur mit Besorgniß, ein unempfängliches Publikum aus dem behaglichen Schlaf aufzuwecken und dem erstarrten Sinn für der Menschheit wichtigste Anliegen eine unwillkommne Aufregung zu geben, darf es heute der Freund ernsterer Dichtung wagen, einen Heros der Religion und des Glaubens in Erinnerung zu bringen. Diese beengende Rücksicht hat einen ausgezeichneten Denker unserer Zeit nicht abgehalten, den Trost für eine unheilbare Wunde — seinem Familienglück durch die dunkle Fügung des Walters der Dinge geschlagen — in einer deutschen Uebersetzung des Dichters zu suchen:

Der, wie ein Pelikan, vertieft in seinem Gram,
Zu seiner wunden Brust die große Zuflucht nahm.

Ob die schwere Aufgabe gelöst worden, den düstern gedanken- und bilderreichen Young in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, im Versmaaß der Urschrift, dem deutschen Leser zugänglich zu machen und dadurch den Gemüthern, die sich nach geistiger Nahrung sehnen und für die dunklen Stellen im Lebensbuche Worte günstiger Deutung aus dem Munde eines wahrhaft inspirirten Sängers vernehmen mögen, einen reichen Genuß zu bereiten, darüber wird sich das öffentliche Urtheil bald feststellen können, denn das Werk, in der Handschrift längst beendigt, wird in wenigen Monaten im Druck erscheinen.

B.

Ueber das Concert
von Madame Anna Kraus-Wranizky.

Montag den 11. October 1824.

Madame Anna Kraus-Wranizky, K. K. Oesterreichische Hofsängerin von Wien, welcher ein vorzüglicher Ruf vorangeeilt war, hat uns durch ihr Concert einen sehr genußreichen Abend gewährt. Unser verdienter Kapellmeister, Herr Guhr, und alle Theilhaber beeiferten sich, dem werthen Gaste ihre Aufmerksamkeit zu bezeigen und das Publicum in jeder Hinsicht zu befriedigen. Das Concert begann mit Beethovens Ouvertüre zu Göthe's Egmont. Dieses Meisterstück dramatischer Composition voll Drang der Leidenschaft und erhabenen Schwunges wurde von unserm trefflichen Orchester mit Kraft und Klarheit ausgeführt. In einer Arie von Nicolini mit Chor, worin die fremde Künstlerin zuerst auftrat, konnten wir dieselben in der ganzen Ausdehnung ihrer Kunstfertigkeit italiänischer Schule kennen lernen. Sie zeigte einen bedeutenden Umfang, große Kehlengeläufigkeit, mäßige und geschmackvolle Coloratur, viel Klang und Stärke in der Tiefe und in den Mitteltönen, ein treffliches Piano, ein ganz meisterhaftes Pianissimo, der leiseste Hauch, wie von einem schwebenden Nachhall getragen. Die Künstlerin erndtete rauschenden Beifall. Ein auf diese Arie folgendes Rondo auf der Harfe, von Dem. Löwe recht brav vorgetragen, erhielt durch die geschmackvolle und gefühlreiche Violin-Begleitung unseres Hrn. Concertmeisters Hoffmann ein erhöhetes Interesse. Die erste Abtheilung beschloß ein schönes Duett aus Rossini's Semiramis von herrischem Charakter, worin unser Gast, unterstützt von dem kräftig sonoren Organ des Hrn. Dobler, vorzüglich die Kraft und den Wohlklang ihrer Stimme geltend machte. — Nach Webers berühmter Jubel-Ouvertüre hörten wir von Mad. Kraus-Wranizky eine Mozartische Arie aus Titus, die der Vitellia mit obligaten Basset-Hörnern. Hier zeichnete sich die Sängerin durch Zartheit und Gefühl aus. Eine aus Weigls Schweizerfamilie von Hrn. Concertmeister Hoffmann mit vielem Geschmack arrangirte Schweizer-Scene, von Hrn. Schmidt dem Sohn mit ausnehmender Fertigkeit und mit Empfindung auf der Oboe vorgetragen und vom Orchester begleitet, wurde mit vielem Beifall aufgenommen. Die Sängerin schloß das Concert mit dem Vortrag einer Arie (nach dem Zettel: aus Rossini's Zelmira, mit Chor) In diese letzte kunstreiche Arie wußte die Künstlerin die bedeutendste Anmuth zu legen. Jedermann war von den mannigfaltigen Vorzügen dieser schönen Stimme erfreut und das zahlreich versammelte Publicum zollte gern und in reichlichem Maaße dem ausgezeichneten Talente die verdiente Anerkennung.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 84. Sonntag, 17. October 1824.

Erfahrung.

(Von Schnabel.)

Von der Jugend heiterm Glanz umflogen,
Nahten sich Gestalten, schön und mild;
Freundlich ward der Jüngling angezogen
Und ergab sich gern dem holden Bild;
Da umrauschten ihn des Lebens Wogen,
Wie des Meeres Brandung sinkt und schwillt,
Und geworfen in die dunkeln Fernen,
Schaut er um nach sichern Leitungssternen.

Dem im Sturme, welcher ihn umtönet,
Fehlt der Heimath stilles, sanftes Glück,
Was die erste Lebenszeit verschönet
Fordert sehnsuchtsvoll das Herz zurück:
Ist denn nichts, das diesen Streit versöhnet,
Frägt der muthig aufgehobne Blick —
Und den Ausweg aus den Irrgewinden
Will er wagend in dem Leben finden.

Doch die Weihe hochbegabter Stunden
Zeiget sich in dem Gewühle nicht;
Kränze suchte er, und fand nur Wunden,
Freude ruft er, und es mahnt die Pflicht;
Seinem Wunsche ist das Ziel verschwunden
Und das freundliche Vertrauen bricht:
Statt der Liebe holden Offenbarung
Naht ihm ernst und reizlos die Erfahrung.

Und der Jugend wogende Gestalten
Führt sie kalt hinweg aus ödem Raum;
Anmuth darf nicht mehr im Leben walten;
Sehnsucht ist ein wesenloser Schaum:
Ruhe soll nun ihren Einzug halten,
Schnell verscheucht sey der bewegte Traum,
Und das Herz, das gebend nur genossen,
Bleibe traurig in sich selbst verschlossen.

Armes Herz, das kannst du nicht ertragen,
Zwar ist alles ruhig wie das Grab;
Doch die Ruhe füllet sich mit Klagen
Und ihr Gifthauch streift die Blüthen ab;
Selbst zu jenen sturmdurchrauschten Tagen
Schweifet die Erinnerung hinab.
Freye Liebe soll im Busen weilen,
Müßte sie ihn mit dem Schmerze theilen.

Holde Blume, wolle wiederkehren!
Komm! besieg der Selbstsucht rauhen Ton;
Möge sie der Menschheit Bild entehren,
Möge sie das höchste Gut bedrohn,
Dir bleibt Macht das Leben zu verklären,
Wenn auch alles Reizende entflohn,
Es gehört der Welt, und nur den Glauben,
Nur die Liebe soll sie nimmer rauben.

Aus des Königs Stanislaus Leszczynski's von Pohlen Privatleben, während seines Aufenthalts auf dem linken Rheinufer.

(Von Dr. Heintz.)

Einer der merkwürdigsten Fürsten des vorigen Jahrhunderts war unstreitig Stanislaus Lesczynski, erst König von Polen und dann Herzog von Lothringen und Bar. Seine Zeitgenossen nannten ihn den wohlthätigen Philosophen, und sein Name wird noch immer in dem Lande mit Achtung ausgesprochen, das er zuletzt durch freundliche, sanfte und weise Regierung zu beglücken suchte. — Mehrere Jahre verweilte dieser König in Zweibrücken (vom Jahre 1714 bis 1720), und hernach zu Weissenburg an der Gränze des Elsasses (von 1720 bis 1725). Seine Biographen erwähnen dieser Periode nur mit wenigen Worten, und doch ist sie diejenige, in welcher sein ganzes Schicksal eine unerwartete Wendung erhielt; — sie war folgenreich für ihn, für seine Tochter, für Deutschland, Frankreich und Italien. — Einige Notizen aus derselben möchten es darum verdienen, der Vergessenheit entzogen zu werden.

Stanislaus Lesczynski ist geworden, was er nicht suchte, und nicht wünschte. Unerwartete Ereignisse nöthigten ihn, einen andern Weg, als er wollte — den Weg seiner Bestimmung — zu gehen, und sein Leben ist uns eine Versinnlichung der Wahrheit, daß eine höhere Hand im Schicksale der Sterblichen walte. — Als er die Woiwodschaft Posen erhielt, stand er am Ziele seiner Wünsche; er war geachtet von den Magnaten seines Vaterlandes, und in einer Lage, worin er die Liebe zu demselben

bethätigen konnte. Seine häuslichen Verhältnisse erhöhten sein Glück. Die liebenswürdige Gräfin Catharina Opalinska war seine Gemahlin, und seine ausgedehnten Besitzungen konnten einem Fürstenthume gleich geachtet werden. Auf diesen seinen Gütern hoffte er einst den Abend seines Lebens erwarten zu können. Aber ganz anders war es im Buche des Schicksals über ihn beschlossen. In einem fremden Lande, fern von seiner Heimath, sollte er als regierender Fürst seine Laufbahn enden.

König August von Polen hatte den unglücklichen Gedanken gefaßt, der Krone Schweden das Herzogthum Liefland entreißen zu wollen, in Karl XII. aber einen Gegner gefunden, dem er nicht gewachsen war. Er wurde besiegt, genöthigt zu entfliehen, und selbst dem Throne von Polen zu entsagen. Der nordische Held lernte den Woiwoden von Posen kennen. Nach einer kurzen Unterredung mit ihm sprach Karl zu den Umstehenden: „Das ist der König, der in Polen regieren soll;" und bald hierauf traf ihn wirklich die Wahl der Magnaten.

Gegen seine Neigung, und nur um seine Privatbesitzungen vor Zerstörung zu schützen, übernahm Stanislaus das angebotene Diadem. Die bekannte Schlacht von Pultawa änderte Alles. Der neue König mußte in der Flucht seine Rettung suchen, und selbst seine Güter wurden mit Sequester belegt. Er kam als Vertriebener nach Schweden, war entschlossen, seiner Krone zu entsagen, und hoffte, dadurch wieder in Besitz seines Vermögens zu kommen. Allein dazu bedurfte er der Einwilligung seines Freundes, der sich mit dem kleinen Reste seines Heeres nach Bender zurückgezogen hatte. Um sie zu erlangen, machte sich Stanislaus auf den beschwerlichen Weg in die Türkei. In Jassy wurde der Verkleidete erkannt, und als Gefangener weiter gebracht. Er erreichte endlich das Ziel seiner Reise, aber nicht das Ziel seiner Wünsche. Karl XII. war nicht zu bewegen, in denselben einzugehen, und ermunterte ihn vielmehr, aufs Neue mit ihm das Glück der Waffen zu versuchen. Stanislaus gab ihm zur Antwort: „Nein, mein Entschluß ist gefaßt, und nie werde ich mehr den Degen ergreifen, um mir meine Krone wieder zu erkämpfen." Auf diese Erklärung erwiederte ihm der schwedische König: „Wohlan, ich will ihn für Euch ergreifen, und ich gebe Euch inzwischen, bis wir triumphirend in Warschau einziehen, mein Herzogthum Zweibrücken mit seinen Einkünften, wenn Ihr auch dort nicht reich seyd, so seyd Ihr doch Herr, und meine Unterthanen werden Euch behandeln als König von Polen." Diese Worte waren entscheidend für Stanislaus: er konnte kein Bedenken tragen, sich nach Zweibrükken zu begeben, so entfernt auch diese Stadt und so gefahrvoll für ihn die Reise war. In ihr hoffte er, ruhig eine bessere Zukunft erwarten zu können.

Unter dem Namen eines Grafen von Kronstein machte er sich auf den Weg. Zu seiner Beschützung begleiteten ihn einige seiner vertrauten Freunde, die Grafen Urbanowitz, Krispick Tolemski. Graf Stanislaus Poniatowsky, dessen Sohn in der Folge König von Polen ward, *) und dessen Enkel in unsern Tagen seine Laufbahn als Marschall von Frankreich beschlossen hat, und Graf Tarlo eilten ihm voran. Sie brachten dem schwedischen Gouverneur des Herzogthums, Freiherrn von Strahlenheim die unerwartete Nachricht von der baldigen Ankunft des Königs von Polen. Die ganze Stadt kam in Bewegung; die Einwohner der Stadt erwarteten mit Ungeduld den merkwürdigen Fremdling, den Freund ihres Königs. Am 4. Juni 1714 hielt er seinen Einzug. Das Militär stand unter den Waffen, und die Straßen waren mit Menschen gefüllt. Die Beamten und die angesehensten Bürger bewillkommneten ihn am Thore, und begleiteten ihn bis in die Wohnung, welche er einsweilen beziehen sollte. Einige Wochen später traf auch seine Gemahlin mit ihren beiden Prinzessinnen ein. Stanislaus hoffte, in seiner neuen Lage den gefahrvollen Stürmen seines Lebens auf immer entgangen zu seyn. Durch Freundlichkeit und Herablassung gewann er sich bald die allgemeine Achtung. Sein Hoflager war klein; es bestand nur aus den erprobtesten Männern, die um seinetwillen Alles verlassen hatten, und ihm nachgefolgt waren. Aber bei dem Allen fehlte es nicht an Fremden, die von allen Seiten herbeiströmten, ihn kennen zu lernen. Die Neuheit der Erscheinung, hier einen König im Privatstande zu sehen, dessen Schicksal und Name durch ganz Europa bekannt war, hatte einen desto größern Reiz, da seine hohe Geistesbildung mit dem liebenswürdigsten Charakter verbunden war, und jetzt die Erwartung um so größer wurde, er werde einst wieder den großen Schauplatz der Welt betreten, da Karl XII. aufs Neue unter den Waffen stand, und die kühnsten Unternehmungen vorzubereiten suchte. Der freie Zutritt zu dem privatisirenden Könige fand keine Schwierigkeit. Selten speiste er allein mit seiner Familie. Seine Tafel war oft zahlreich besetzt, aber nie mit Gerichten überladen. Eine höchst einfache Lebensweise und dabei eine genaue Eintheilung der Zeit hatte er sich zur Regel gemacht. Die Morgenstunden waren den Wissenschaften und dem Kreise seiner Familie gewidmet. Des Mittags empfing er die Fremden, und nach der Tafel pflegte er auszugehen oder auszufahren; den Abend brachte er in der Mitte seiner Familie zu. Von allen Regierungsgeschäften befreit, vergaß er in dieser Lage die Stürme seines bisherigen Lebens. Bei den Einwohnern von Zweibrücken machte sich Stanislaus durch seine freundliche Herablassung, noch mehr aber durch die Art und Weise beliebt, wie er mit einem bedeutenden Theile seiner Einkünfte die Erweiterung

*) Er trat unter dem Namen: Stanislaus II., im Jahre 1764 die Regierung von Polen an, und entsagte 1794 dem Throne, worauf er den 12 Februar in Petersburg gestorben ist.

und Verschönerung der Stadt zu erzielen suchte. Durch diese Bauten gab der König die nächste Veranlassung, daß eine Vorstadt angelegt wurde, die noch jetzt an ihn erinnert, und so viele Einwohner hat, als in der Stadt selbst gezählt werden.

Bei dem Volke geschätzt, verweilte der König oft in dessen Mitte, und nahm an ländlichen Festen Theil. Die Herbstzeit verlebte er am liebsten in solchen Gegenden, wo Weinbau getrieben wird; auch wohnte er öfter den Jagdpartieen bei, die der Gouverneur im Kirklen-Forste und im sogenannten Osterthale zu veranstalten pflegte.

Besondere Lieblingsorte für ihn waren das Kloster Gräfenthal unweit Saargemünd und das Dörfchen Walschbrunn bei Bitsch. Letzteres schätzte er wegen des mineralischen Wassers, das er dort entdeckte. Er ließ den Brunnen fassen, und ein Haus neben demselben erbauen, wo er sich im Sommer mit seiner Familie einige Wochen aufzuhalten pflegte. Das Kloster Gräfenthal zog ihn wegen seiner schönen Lage an, und der damalige Abt vermehrte seine Zuneigung zu demselben; er war ein Mann von religiösem Sinne und gebildetem Geiste. Stanislaus machte dem Kloster mehrere Schenkungen, und lange sah man an der nun zerfallenen Kirche sein Wappen, den die Mönche aus Dankbarkeit aushauen ließen. — Auch in der Nähe von Zweibrücken ließ der polnische König ein schönes Denkmal seiner Anwesenheit zurück. Eine halbe Stunde von dieser Stadt, im sogenannten Contwiger-Thale, sind noch die Ruinen einer Anlage zu sehen, die durch ihn zu Stande gekommen ist. Er verwandelte die, mit Wald bedeckte, romantische Anhöhe in einen ausgedehnten Park. Auf zwei Hügeln hatten sich Schlösser erhoben, im schönsten Geschmacke erbaut. Ein Schwiebbogen, über eine Cascade geführt, verband sie mit einander. Neben denselben rauschte das Wasser hinab; in der Tiefe war ihm eine künstliche Leitung gegeben. Es strömte durch zierlich gefaßte Fischbäche, und verband sie mit einander. An mehrern Orten sprang es empor, und gewährte einen überraschenden Anblick. Hinter dichten Gebüschen standen einzelne Pavillons, mit Ruhebänken versehen. Eines war zunächst für ihn, und das andere für seine Gemahlin und Tochter bestimmt. Mit großer Thätigkeit betrieb Stanislaus die Vollendung dieser Anlage; er legte selbst Hand an das Werk, und seine Begleiter folgten seinem Beispiele. Viele Einwohner der Gegend erhielten Arbeit und Verdienst, und das Ganze ging um so schneller vorwärts, da er täglich mit seiner Familie in der Mitte der Arbeitenden war. Als er es beendet hatte, nannte er es Tschiflik, ein Name, der ihn an seinen ehemaligen Aufenthalt in Bender erinnern sollte; denn in der türkischen Sprache wird mit diesem Worte ein Landhaus bezeichnet, wie es die Großen jener Gegend in den Sommermonaten zu bewohnen pflegen.

(Fortsetzung folgt.)

Charade. An ***

Hast du bedächtlich den Keim mit liebender Pflege geleget,
Hebt sich schnell und kräftig empor, des Ersten Bedeutung.
Vielfache Früchte gewährt das Zweite dem eifrigen Sammler,
Bald ist's der Kern, bald ist es die Schale die ihn erfreuet.
Zu des Zweiten Geschlecht gehöret das Ganze und bietet
Sanfte Blüthen Dir dar geweiht von liebenden Freunden,
Jede bezeichnet den Wunsch, der ihre Herzen belebet.
Wenn einst vergnügt dein Auge weilt auf dem bunten Gemische,
O! so gedenke dann meiner mit freundlicher Gegenerinnrung.

Auflösung der Charade in Nro. 82.
Siegelring.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 9. October. Der Barbier von Sevilla, kom. Oper in 2 Abth. von Rossini. Der Componist hat in dieser Oper, welche mit Recht für eine seiner bedeutendsten gilt, ein entschiedenes, großes Talent für die opera buffa bewiesen. Sie ist voll gelungener heitrer und originell komischer Stellen. Wie viele Lieblichkeit und Schalkheit herrscht in den Motiven der ersten Sopranparthie, welche einnehmende Anmuth in denen des Grafen, wie reich sprudelt die Ader der Skurrilität in den Parthien des Bartolo, Figaro, Basilio und des Grafen, in der Verkleidung! Die ganze Composition ist mit ausnehmender Leichtigkeit und Anmuth verwebt, vom heitersten Humor durchdrungen, und, was man von wenigen seiner Opern rühmen kann, ziemlich aus Einem Guß. Bemerkt der strengere Richter bei einigen Stellen, daß Rossini den rechten Ausdruck verfehlt und im Gebrauch der Mittel sich verirrt hat, so kann man doch diesen seinen Rouladen und Cadenzen, seinem geliebten Crescendo, seiner unentbehrlichen Pickelflöte und Posaune hier gern ein kleines Nachsehen schenken, wo ihm diese Liebhabereien nicht so übel lassen. Alles war erfreut, diese Lieblingsoper wieder auf dem Zettel zu erblicken und das Haus sehr zahlreich. Hr. Beer (zum Erstenmal als Graf Almaviva) dessen lobenswürdiger Eifer wir das Wiedererscheinen dieser Oper verdanken, erndtete den verdienten aufmunternden Beifall, und erhielt die Auszeichnung, gerufen zu werden. Sein Gesang zeugte von vielem Fleiß und wir wollen es daher mit einigen Unsicherheiten nicht so strenge nehmen. Besonders anzuempfehlen ist Hrn. Beer, mehr Empfindung in den Vortrag zu legen. Dabei halten wir jedoch billigerweise der ersten Befangenheit etwas zu Gute. Auch das Spiel hoffen wir bald unbefangener und gewandter zu sehen. Rosine von Dem. Bamberger ist ein gar liebliches, von holder Schelmerei höchst anmuthig belebtes Kunstgebilde. Dem. B. sang trefflich und wurde ebenfalls durch Hervorrufen belohnt. Hr. Gröser singt den Figaro ausgezeichnet gut und spielt mit viel Gewandtheit und Unbefangenheit; möge er sich ja vor

dem Outriren in Acht nehmen. Hr. Hassel gab den Bartolo und Hr. Leißring den Basilio mit der bekannten Virtuosität. Hr. Hassel wußte seinem Alten durch einen geckenhaften Putz etwas Komisches zuzulegen.

Sonntag den 10. Emmy Robsart, Gräfin von Leicester, Schsp. in 5 Abthl. nach Walter Scott von Lembert.

Montag den 11. gab Mad. Kraus-Wranizky, Kaiserl. Königl. Oesterreichische Hoffängerin, ein Vokal- und Instrumental-Conzert im Schauspielhause.

Dienstag den 12. Die Entführung aus dem Serail, Oper in 3 Abthl. von Mozart. Diese Oper gehört nunmehr zu den Besten auf unserem Repertoir. Sie ist in den männlichen Rollen trefflich besetzt und die beiden weiblichen Parthien in dem Besitz von Dem. Hauß (Constanze) und Dem. Heinefeder (Blonde) lassen ebenfalls Ausgezeichnetes erwarten. Dem. Hauß verrieth im ersten Act noch einige Unsicherheit, in den beiden anderen hatte ihre schöne Stimme merklich an Festigkeit und Geläufigkeit gewonnen, so wie sie in die ersten Arien auch mehr Gefühl zu legen wußte. Dem. Heinefeder behielt die Stimme heute mehr in der Gewalt und sang mit größerer Zartheit. Sie wird bei fortwährend eifrigem Studium finden, wie bedeutend ihre Stimme werden kann, wenn sie mit dem köstlichen Schatz recht haushälterisch seyn und nach den verschiedenen Motiven über das Tongemälde Licht und Schatten vertheilen lernt. Im Spiel könnten wir kein Zuwenig, eher ein Zuviel zu tadeln finden. Befleißige sich Dem. Heinefeder ja recht einfacher Grazie und bestimmten Ausdruckes in den Bewegungen; nicht das Spiel der Arme, das Drehen des Leibes hin und wieder, schafft Abwechselung und Wohlgefallen; jede Geste will von dem eigenthümlichen Sinn der Lage beherrscht seyn.

Mittwoch den 13. Der Spieler, Schauspiel in 5 Abthl. von Iffland. Hr. Löwe spielte als erste Gastrolle den Baron Wallenfeld. Dieser Künstler, lange Jahre hindurch eine Zierde der Mannheimer Bühne, hat die Aufmerksamkeit des ganzen gebildeten Publikums rege gemacht. Je größere Achtung wir für diejenigen Schauspieler hegen, welche von dem Ernst und der Bedeutenheit ihres Berufes durchdrungen, ihre Leistungen nicht gern jedem schnellfertigen Urtheiler und Lobhudler preisgeben mögen, desto mehr werden wir uns bemühen auch Hrn. Löwe, einem Künstler ernsterer Art, zu zeigen, daß wir ihn durch gründlichen, auf mehrfacher Prüfung beruhenden Tadel zu ehren, wirklich zu ehren glauben und nicht zu verletzen fürchten, und daß erst hiernach aus unserer Feder das Lob seiner Vorzüge Werth erhalten kann. Müssen wir darum unser Haupturtheil noch etwas zurückhalten, so wollen wir vorerst doch Einiges andeuten, was uns nothwendig und unbestreitbar erscheint. Der Anfang seines Spiels genügte nicht sehr, aus dem Grunde, weil die Abspannung, welche der Künstler auszudrücken bemüht war, den Charakter von Kälte annahm; die herzzerreißende Scene mit dem Schwiegervater und die mit der Gattin fanden die meiste Anerkennung. Wir halten sie gleichfalls für die gelungensten Seiten seiner Darstellung; hier war der Künstler recht in den Zustand versenkt und sein Spiel würde von noch vollkommnerer Wirkung gewesen seyn, wenn nicht ein Hrn. Löwe eigenes Ausmalen der Rede der völlig naturgetreuen Darstellung hinderlich gewesen wäre. Hr. Löwe wurde übrigens verdientermaßen gerufen. An diesem Abend trat, nach einer kleinen Krankheit, Hr. Otto wieder zum Erstenmal in der von ihm so herzlich und rührend charakterisirten Rolle des Lieutenant Stern auf. Der würdige Künstler ward durch die lebhafteste Bewillkommnung aufs Neue von der innigen Theilnahme und Achtung des Publikums überzeugt. Herr Weidner wußte seinen Posert in den ersten Scenen mit einem dieses Künstlers würdigen Ernst auszustatten, wir wünschten dieses auch von dem Schluß rühmen zu können. Posert in der Klemme hatte eine ganz andere Physiognomie als Posert der Versucher. Ueber die Erbärmlichkeit dieses Bösewichtes sollte man nicht lachen dürfen.

Donnerstag den 14. Des Königs Befehl, Lustspiel in 4 Abthl. von Töpfer. Hierauf: Der Unsichtbare, Oper in 1 Akt. Der treffliche Humor, welchen in den bedeutendsten Rollen des Königs, Baron Wendels und Juliens, Hr. Weidner, Hr. Otto und Dem. Lindner entwickeln, macht das Töpferische Lustspiel zu einem Lieblingsstück unseres Publikums. Doch ist es in neuester Zeit zu oft gegeben worden und deßhalb kein Wunder, daß es heute nicht stark besucht war. Hrn. Hill will es noch nicht recht gelingen, sich mit den Vorzügen seines Vorgängers, Hrn. Henkel, vertrauter zu machen. Auch hat Hr. Hill eine sonderbare Art die Rede abzusetzen und die Worte herauszustoßen. Hr. Wegener spielte in Abwesenheit des Hrn. Rottmayer den Lieutenant Branden. — So komisch auch Hr. Hassel den sichtbaren Unsichtbaren gibt, möchten wir ihn doch auch einmal eine Zeit lang nicht sehen. Wenn das Repertoir nicht zuweilen Versteckens spielt, so spielt das Publikum Verstecken, wie heute.

Theater-Anzeige.

Montag den 18. October. Don Juan, Op. (mit Abonnement Suspendu).

Dienstag den 19. Die Quälgeister, Lustspiel.

Mittwoch den 20. Othello, Oper.

Donnerstag den 21. Das Räthsel, Lustsp. und Beschämte Eifersucht, Lustsp.

Samstag den 23. Die Entführung, Lustsp. (Baron Rosenhain: Hr. Löwe.) Hierauf: Der Kalif von Bagdad, Oper.

Sonntag den 24. Jessonda, Oper.

Montag den 25. (Zum Vortheil des Hrn. Löwe:) Moses, Melodr. in 5 Aufzügen.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 85. Donnerstag, 21. October 1824.

Aus des Königs Stanislaus Leszczynski's von Polen Privatleben, während seines Aufenthalts auf dem linken Rheinufer.

(Von Dr. Heinz.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Im März 1717 hatte Stanislaus das Unglück seine älteste Tochter zu verlieren. Nach ihrem Tode sehnte er sich mehr als je, in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen. Er war bereit, allen Ansprüchen auf die polnische Krone zu entsagen, und wollte sich mit der Zurückgabe seiner Güter begnügen. Allein Karl XII. war nicht zu bewegen, in seine Wünsche einzustimmen: er wollte sein Wort lösen, und ihm den verlassenen Thron von Polen wieder erkämpfen. Unter diesen Umständen war er genöthigt, in Zweibrücken zu bleiben, und eine günstigere Zeit zu Erfüllung seines Wunsches zu erwarten. Diese Zeit sollte nicht kommen. Es mußte ein unerwartetes Ereigniß ins Mittel treten, um jeden Gedanken an die Rückkehr nach Polen aus seiner Seele zu verbannen, und dieses Ereigniß blieb nicht aus.

Zwölf Individuen hatten sich verbunden, nach Zweibrücken zu gehen, um den vertriebenen König seiner Freiheit oder seines Lebens zu berauben. Einige derselben trafen als Reisende in dieser Stadt ein, die andern vertheilten sich in die benachbarten Dörfer. Sie wußten, daß es nicht an Gelegenheit fehlen werde, sich seiner Person zu nahen, und waren unterrichtet, daß er öfter mit einer kleinen Gesellschaft das benachbarte Kloster Gräfenthal zu besuchen pflege. Niemand schöpfte Verdacht, weil der Fremden immer viele kamen, um Stanislaus zu sehen. Inzwischen wurde dennoch dieser Plan vereitelt.

Einer der Verschwornen, Namens Lacroix, ehemals Hauptmann vom Regimente von Sessan, hatte die Hauptrolle zur Ausführung desselben übernommen, und sich desfalls an einen gewissen Hrn. v. Montauban, der in Zweibrücken wohnte, und ihm schon früher bekannt war, anzuschließen gesucht. Diesem entdeckte er den Zweck seiner Reise, und weihte ihn, nach wiederholten Eidschwüren, in das Geheimniß ein. Der Ort und der Tag, wo das Verbrechen begangen werden sollte, wurde verabredet. Montauban versicherte ihn, der König werde am 15. August (1717) nach Gräfenthal fahren, und seinen Weg durch den sogenannten Kirkeler-Forst nehmen, wo es leicht sey, ihn zu überfallen. Er selbst begebe sich mit Lacroix und einigen Andern an den bestimmten Ort.

Allein, so lebhaft Montauban ihr Vorhaben zu begünstigen schien, so sorgfältig hatte er alles eingeleitet, um es zu vereiteln, und die ganze Gesellschaft in gefängliche Haft zu bringen. Der Graf Poniatowsky war von Allem in Kenntniß gesetzt, und durch diesen der König. In der Nacht zuvor wurde eine Compagnie von der Garde in jener Gegend aufgestellt, wo der Angriff geschehen sollte. Des Morgens fuhr der königliche Wagen ab. Graf Tolemski setzte sich allein in denselben; Stanislaus mit den Grafen Poniatowsky und Tarlo folgten in einiger Entfernung zu Pferd. Die Verschwornen hatten sich noch nicht Alle versammelt, als der Wagen ankam; sie hielten sich aber doch für stark genug, da sie keine Bedeckung wahrnahmen, und thaten einige Pistolenschüsse, um den vermeintlichen König ausser Fassung und dadurch ihn desto leichter in ihre Hände zu bringen. Das Schießen war das Signal zum Ausbruche für das versteckte Militär. Die Garden traten aus dem Hinterhalte hervor. Die Verbrecher sahen sich umringt, mit den Waffen in der Hand ergriffen. Der oben genannte Lacroix und ein gewisser Hauptmann Du Parque, in der Normandie gebürtig, und ein sächsischer ehemaliger Beamter, Namens Conrad Graff, wurden nach Zweibrücken gebracht, und einem Kriegsgericht überliefert; die übrigen waren noch nicht eingetroffen, und fanden Gelegenheit, zu entfliehen.

Stanislaus nahm diesen Vorfall tief zu Herzen. Er hatte nun den Beweis, daß er auch ferne von seinem Vaterlande nicht frei von Lebensgefahr sey, und konnte den Gedanken nicht unterdrücken, es möchten noch ähnliche Plane gegen ihn entworfen werden. Zu seiner persönlichen Sicherheit begab er sich deswegen mit seiner Familie nach Bergzabern, und wohnte in dem dortigen Schlosse so lange, bis der Proceß mit den Verhafteten beendet war. Die sorgfältigste Untersuchung gab keinen nähern Aufschluß, von wem die Verbrecher gedungen und abgesandt waren; sie beharrten auf ihrem Läugnen, keinen Mitschuldigen zu haben, und wurden zum Tode verurtheilt.

Stanislaus kam nach Zweibrücken zurück, und ließ die Verbrecher vor sich bringen. Mit Ernst und

Milde sprach er zu ihnen folgende Worte: „Ich konnte nicht glauben, daß Männer, die ich nie beleidigt hatte, fähig seyn sollten, mir nach dem Leben zu trachten, und ihre Hände in meinem Blute waschen zu wollen. Ihr habt mich vom Gegentheil überzeugt, und das Gericht hat über Euch die Todesstrafe ausgesprochen. Ich kann und will Euch diese Strafe erlassen, weil Ihr nur gegen mich als Meuchelmörder aufgetreten seyd; ich schenke Euch das Leben, und sogar die Freiheit. Möchte dieses Geschenk Euch erwecken, Euer Vorhaben zu bereuen, und auf Eure Besserung zu denken. Ihr habt übrigens dieses Fürstenthum auf der Stelle zu verlassen, und im Wiederbetretungsfalle die unfehlbare Todesstrafe zu erwarten. Geht nun hin, und meldet denen, die Euch abgesendet haben, was Euch begegnet ist. — Nach Eurer Aussage ist derjenige entflohen, dem Ihr Eure gemeinschaftliche Kasse anvertraut hattet; meinen Rentmeister habe ich angewiesen, Euch die nöthigen Gelder zu geben, damit Ihr zurückkehren könnt, woher Ihr gekommen seyd.“ So entließ sie der König.

Im folgenden Jahre traf ihn ein Unglück, welches ihn tiefer beugte, als Alles, was er bis jetzt erfahren hatte. Sein großmüthiger Freund, König Karl XII. von Schweden, endete seine merkwürdige Laufbahn vor Friedrichshall (den 12. Dec. 1718). Stanislaus erhielt einen Brief vom Hofkanzler, Frhrn. v. Müller, worin ihm dieser die unerwartete Nachricht vom Tode des außerordentlichen Mannes gab. Der Courier, der denselben überbrachte, kam um die Mitternachtsstunde (den 5. Januar 1719) in Zweibrücken an. Der König wurde vom Schlafe geweckt, und Thränen benetzten seine Wangen, als er das Schreiben las. Seine einzige Hoffnung war auf die Wiedererlangung seiner Erbgüter gestützt, und jetzt hatte sich auch diese Aussicht verdunkelt. Der Erbe des Herzogthums, Pfalzgraf Gustav Samuel, welcher zufällig in Zweibrücken anwesend war, ließ sich am folgenden Tage schon die Huldigung leisten.

Obgleich Stanislaus auf jede Einschränkung gefaßt war, so überstieg doch diese Prüfung beinahe seine Kräfte. Seine Güter in Polen lagen unter Sequester; er durfte es nicht wagen, in sein Vaterland zurückzukehren. Schweden erhielt eine andere Verfassung und einen König, der ihm das nicht war, was ihm Karl XII. gewesen, und ihm selbst bei dem besten Willen nicht seyn konnte, indem die Einkünfte durch Krieg und Länder-Verlust aufs Tiefste gesunken waren. Von dem neuen Herzoge von Zweibrücken konnte er noch weniger eine Unterstützung auf die lange Zukunft verlangen. Dieses kleine, durch die Kriege des vorhergehenden Jahrhunderts so sehr erschöpfte Land bot kein Mittel dar, um fortdauernde Gaben der Großmuth einem unglücklichen Könige zu reichen. Der Herzog erzeigte ihm inzwischen die Ehre, die seiner Würde gebührte; besoldete seine kleine Dienerschaft und bot ihm selbst eine einstweilige Apanage an. Allein er wollte sich nicht entschließen, diese anzunehmen, und zog vor, sich bis auf bessere Zeiten auf das Nothwendigste zu beschränken, und dazu die Mittel zu gebrauchen, die er aus dem Schiffbruche seines Lebens gerettet hatte. So verweilte er noch ein ganzes Jahr in dieser Stadt. Seine Freunde, die ihn hierher begleitet hatten, waren fast alle genöthigt, ihn zu verlassen; er konnte ihnen nicht folgen; nur sie, seine Gemahlin und Tochter mit einigen Bedienten theilten mit ihm sein Loos. Doch endlich erreichte seine Prüfung ihren Wendepunkt. Er bekam Hülfe, von woher er sie am wenigsten erwartete. In dem Kloster Gräfenthal traf er einst den Kardinal v. Rohan, damals Bischof in Straßburg, an, und hatte seitdem mit diesem geistlichen Fürsten einen literarischen Briefwechsel unterhalten. Seine traurige Lage nöthigte ihn jetzt, von seinen häuslichen Verhältnissen etwas zu sprechen. Der Kardinal, welcher beim König von Frankreich in großem Ansehen stand, empfahl ihn seinem Monarchen, und dieser bewilligte ihm sogleich einen Gehalt, der zwar nicht groß, aber für sein und seiner Familie Bedürfniß hinlänglich war. Stanislaus nahm denselben mit dankbarer Freude an, und fühlte sich aus einer Verlegenheit gezogen, die er bisher nur mit Mühe den Seinigen verbergen konnte.

Weil er es für schicklicher hielt, die angewiesenen Gelder auch in dem Lande zu verzehren, aus welchem sie ihm angewiesen waren, so begab er sich ins Elsaß, und wählte die Stadt Weissenburg zu seinem Aufenthaltsorte. Sein Abzug von Zweibrücken (den 1. Jan. 1720) war eben so rührend, als feierlich. Eine große Volksmenge hatte sich vor seinem Hause versammelt, um dem unglücklichen Fürsten das letzte Lebewohl zu sagen, — und er selbst schied trauernd aus einer Stadt, deren Einwohner ihm lieb geworden waren. Der Herzog begleitete ihn mit einer Bedeckung bis nach Pirmasenz.

In Weissenburg lebte nun Stanislaus eben so still und zurückgezogen, als er zuerst in Zweibrücken lebte. Im Sommer pflegte er sich auf einem benachbarten Hofe, St. Remi genannt, aufzuhalten; die Wissenschaften waren seine Beschäftigung; ihnen und seiner Familie hatte er seine Zeit gewidmet. In dieser Lage erwachte jedoch wieder der Wunsch bei ihm, in sein Vaterland zurückkehren zu können, und er schickte wirklich einen Vertrauten dahin, um denselben zur Erfüllung zu bringen. Allein eine neue Gefahr machte ihm fühlbar, daß er demselben auf immer entsagen müsse. Seine Feinde hatten abermal einen Plan zu seiner Ermordung gemacht. Er sollte vergiftet werden; aber glücklicher Weise wurde derselbe noch in Zeiten entdeckt und vereitelt *). Er

*) Ein gewisser Steinhagen wollte dem König eine mit vergiftetem Rauchtabak angefüllte Dose beibringen, und zur Ausführung seines Vorhabens einen ehemals zweibrücki-

war genöthigt, in einem Lande zu bleiben, wo der Faden seines Schicksals sich entwickeln sollte.

Wie in Zweibrücken, so hatte Stanislaus auch hier zahlreiche Besuche. Die französischen Offiziere kamen aus der Nähe und Ferne, um einen privatisirenden König kennen zu lernen, der in seiner einfachen Lebensweise doch so merkwürdig blieb. Mit dem Kardinal von Rohan stand er fortdauernd im freundschaftlichsten Verhältnisse. Er sah ihn öfters bei sich in Weissenburg, und noch öfter war er bei ihm in Elsaßzabern. Dieser geistliche Herr machte endlich den Plan, die einzige Tochter des Königs Stanislaus mit einem französischen Prinzen zu vermählen. Hierzu ersah er den Herzog von Bourbon, welcher vor einiger Zeit seine Gemahlin durch den Tod verloren hatte. Obgleich die Prinzessin weit jünger war, so durfte doch der Kardinal keine abschlägige Antwort erhalten. Er wußte sich ihr Porträt zu verschaffen, und durch dasselbe den Herzog für seinen Plan zu gewinnen. Derselbe wollte nach Weissenburg reisen, um seine künftige Gemahlin persönlich kennen zu lernen, und ihr seine Hand anzubieten. Den Tag zuvor speiste er noch an der königlichen Tafel. Ludwig XV. verlangte scherzend das Porträt seiner künftigen Base zu sehen. Der Herzog überreichte es ihm; er betrachtete es mit Aufmerksamkeit, und sprach die unerwarteten Worte: Si la Copie ressemble à son original, cette Princesse est la plus aimable de toutes les autres; elle merite d'être l'épouse du Roi de France. Wie ernst es dem König gewesen sey, hat die Folge bewiesen. Zum Erstaunen von ganz Europa schickte er eine Gesandtschaft ab, und ließ um die Hand dieser Prinzessin werben. Einige Wochen nachher erfolgte wirklich die Vermählung.

Jetzt wurden Stanislaus die dunklen Wege seines Schicksals allmählig heller. Er erhielt 1737 als souveräner Fürst das Herzogthum Lothringen und Bar, dessen Hauptstadt, Nancy, seiner Verwaltung das Aufblühn von Künsten und Wissenschaften, so wie viele Verschönerungen durch Bauten, verdankt. Dort starb Stanislaus den 23. Febr. 1766 an den Folgen eines traurigen Ereignisses. Der edle Greis saß am Kamine, das Feuer ergriff seinen seidenen Schlafrock, den ihm seine Tochter, die Königin, kurz vorher zugeschickt hatte, und war zu schwach, die überhandnehmende Flamme zu ersticken. Schon tödtlich verwundet, ehe noch seine Dienerschaft hinzukam, beschloß der edle Fürst bald darauf im 89sten Lebensjahre seine Laufbahn.

schen Offizier, Namens Nötel v. Reichenau, gebrauchen, dem er dafür eine Belohnung von 1000 Dukaten und eine Hauptmannsstelle bei einem Fürsten, den er ihm jedoch nicht nannte, versprach. Allein dieser ließ sich nur in das Geheimniß einweihen, um die Ausführung des schwarzen Planes vereiteln zu können.

Ueber Washington Irving's neuestes Werk.

(Nach dem London-Magazine, Oct. 1824.)

Wird ein neues Buch von Geoffrey Crayon angekündigt, so bin ich weit begieriger darauf, als auf irgend einen neuen Roman des großen Unbekannten. Geoffrey — so sage ich mir — schreibt nicht so auf der Post, achtet seine Leser mehr, läßt sich wohl auch bezahlen, vergißt aber nicht, daß Ruhm die Hauptsache bleibt, wornach ein Schriftsteller streben muß. Doch selbst zu der Zeit schon, als der große Unbekannte noch auf seine Reputation hielt, schien es mir immer, als seyen seine Werke — das Nützliche und Schöne zusammengenommen — nicht so gehaltreich, als die unsers transatlantischen Sprachgenossen. Ich will Keinem etwas vorschreiben, aber mir behagt nun einmal die Erzählungsweise, wobei tiefe Betrachtung, fast an Philosophie gränzend, dem rein-unterhaltenden Element beigemischt und so eng damit verschmolzen ist, daß Niemand an Scheidung denkt. Deshalb sind mir Werke, wie das Skizzenbuch, immer willkommener, als Romane, wie die des Verfassers von Waverley. Die letztern lese ich, ich möchte sagen, gegen meine Ueberzeugung. Habe ich einen oder den andern zu Ende gebracht, so läßt sich die Frage nicht abweisen: Was habe ich mit so viel Zeitaufwand gewonnen? Bin ich klüger geworden? Kaum. Oder besser? 'S ist nicht nennenswerth. Nun, was dann? Ich habe mich ein paar Stunden unterhalten. Und das wäre alles? Ja, Alles. Fragt man mich, was ich mehr verlange, so scheue ich mich nicht, zu gestehen, daß ich neben der Unterhaltung etwas Bleibenderes suche. Ich verlange keine moralische Abhandlung, keinen philosophischen Versuch, aber doch irgend eine Vermehrung meines Kapitals an Kenntnissen, etwas, worüber ich nachdenken, was meinen geistigen Wachsthum befördern könne. Wenn blos die Einbildungskraft gehätschelt wird, verliert sich bald der energische Geschmack an der einfachen Vernunftkost und wir wenden uns eckel weg von den Lehren der Weisheit. Gewiß, den Werken gebührt der Vorrang, die nicht ausschließlich zur Phantasie, die auch zum Herzen und zum Verstande sprechen. Nicht, als wollte ich alle Bücher verbannt wissen, die auf bloße Unterhaltung ausgehen. Es wäre hart — aber zum Glück für die Lesewelt ist es unmöglich — sie aus dem Gebiet der Literatur zu verweisen, denn es sind Viele, die sonst nichts lesen, und Manche, die sonst nichts schreiben können. Möglich indeß, daß in dieser Ansicht etwas Ungerechtes liegt, denn es gibt wohl wenige Leser, die nicht für feine und kurzgefaßte, angenehm eingekleidete und treffend erläuterte Lehren der Weisheit empfänglich wären, es gibt sicher wenige Schriftsteller, die nicht dergleichen ertheilen könnten, wenn sie sich halb so viel Mühe gäben, ihre eigene Billigung zu gewinnen, als sie aufwenden, fremden Beifall zu verdienen.

Belehrung zu paaren mit entzückender Unterhaltung, dies Vermögen ist selten einem Menschen gegeben und noch seltner ist die Kraft, es auszuüben. In dieser Beziehung mag man Homer den zweiten aller Weibgebornen nennen und Shakespear den ersten. Des Griechen Geist-

war nicht so umfassend, als der des Britten, sein Genius nicht so fähig zur reizvollen Darstellung. Aus Shakespear's Werken könnte man einen Auszug machen, der göttlichen Sanction würdig und in unergründlicher Natur-Schönheit der allgemeinen Beachtung sicher. Der große Dichter hat auf diesem Pfade so viel geleistet, daß fast nichts mehr zu thun übrig ist. Die Leidenschaften, Neigungen und Gefühle der Menschen hat er so klar und nach allen Seiten hin entfaltet, daß ein zweiter Künstler von gleicher Vollkommenheit entbehrlich scheinen dürfte. Die Natur könnte wohl noch einen Shakespear hervorbringen, aber sie würde in diesem Fall dem Gesetz der Sparsamkeit untreu werden. Was er unvollendet gelassen, kann mit geringerem Aufwand prometheischen Feuers nachgeholt werden. Seines Gleichen steht nicht mehr zu erwarten, so lange wir nicht höhere Geistesfähigkeiten erlangen und ein neues Reich der Intelligenz anbricht. Geister der zweiten Ordnung, ein Milton, Pope, Cowper, sind reich genug, den Lehrcursus zu vollenden, oder vielmehr nur im Einzeln unserm Herzen und Gedächtniß einzuprägen, was ihr Meister in großen Zügen hingeworfen hat.

Doch zurück zu meinem Gegenstand. Wer unser Herz bessern, unser Gemüth erheben, unsere Phantasie vergnügen kann, steht höher, als wer nur über eine dieser Kräfte gebietet. Und in diesem dreifachen Vermögen übertrifft, glaube ich, Washington Irving seine Zeitgenossen. Wir leben in einer Periode, wo man lebhaft aufgeregt seyn will, sonst aber wenig Ansprüche macht. Wenige Schriftsteller suchen eben so weise als leidenschaftlich zu schreiben. Der Verfasser des Waverley ist gewiß ein kraftvollerer Autor, als der Verfasser des Skizzenbuchs: das will heißen, seine Gegenstände sind großartiger, seine Ausführung kühner, seine Sprache lauter, heftiger. Aber obschon er kraftvoller ist, macht er doch nicht tieferen Eindruck. Er erregt das Herz mehr, leitet es aber nicht sicherer als Irving. Der Verfasser des Skizzenbuchs ist ein Muster in der Classe von Schriftstellern, deren Werke dem Publikum eine gemüthliche Erholung gewähren: er paßt für jedes Alter und Geschlecht und eignet sich für Leser aller Stände. Er vereint innern Gehalt mit äußerer Annehmlichkeit, einen gewissen Grad nachdenkender Betrachtung mit einem höheren begeisterter Einbildungskraft, Kraft und Willen, zu belehren, mit der gleichen Fähigkeit, zu vergnügen. Wie oft führt er uns unbemerkt zu einer fruchtbaren Gedankenreihe! Wie oft begegnen uns mitten in seinen muntersten Erzählungen Worte sanfter Mahnung oder freundlicher Belehrung; irgend ein Spruch, der uns weiser oder besser machen, eine neue Wahrheit aufschließen oder eine alte tiefer einprägen soll. In dem „Leichenbegängniß auf dem Lande" hat Irving das gelungenste Beispiel von der Einführung moralischer Betrachtungen in Werke zur Unterhaltung gegeben. Der Gegenstand ist auch für den gefühllosesten Leser anziehend, die Sprache so süße, als ich sie irgendwo getroffen habe, das Ganze ein einfaches und doch gedankenreiches Meisterstück, und besonders die letzten Seiten, wo er von der „Sorge für die Todten" spricht, sind ewiger Erinnerung werth. Sie sind zugleich schön und erhaben, unterrichtend und entzückend.

Mit dieser Stimmung zu Irvings Gunsten, mit diesen Erwartungen von seinem neuen Werke, wie fand ich mich getäuscht, als ich in den Erzählungen eines Reisenden statt der oben gerühmten Eigenschaften fast nichts zu bewundern fand, als etwa den Styl. Kaum noch ein Schimmer von jenem wahrhaft Addisonschen Witz, keine Spur jener lebhaften Charakter-Zeichnung! Und dieß ist noch nicht das Schlimmste. Nicht eine der Erzählungen trägt den Reflectiv-Charakter, nicht in einer derselben gibt sich Irving dem reichen Strome von Gefühlen hin, die das Skizzenbuch zu einem Familienschatz machen. Wohl sind einige der Erzählungen ernsthaften Inhalts — ernsthaft, wie die erste beste der hunderttausend schreckhaften Geschichten von Geistern und Banditen, wie sie in den Lesebibliotheken spuken, und gerade so werth der Bewunderung des Lesers.

Ich habe Ursache zu glauben, daß Irving für dies neueste Product seiner Feder eine ansehnliche Summe von dem Verleger erhalten hat, was mir herzlich leid thut. Sollte mich Jemand fragen: warum? so ist meine Antwort: der Verfasser und das Publikum werden darunter leiden. Es könnte wohl der Fall eintreten, daß auch Irving, wie Andere, zum Vielschreiber herabsänke und seinen Credit in der Lesewelt einbüßte. Die Erzählungen eines Reisenden erzählen uns etwas, was der Verfasser wohl gerne für sich behielte, nemlich: daß Geoffrey Crayon mehr als die bloße Theorie vom Buchmacherhandwerk versteht. Die Erzählungen tragen unverkennbare Spuren, daß Hr. Murray (der Verleger) sie bestellt hat. In handgreiflichen obschon unsichtbaren Buchstaben steht „übereilte Arbeit" an der Stirne des Werks geschrieben. Die Gegenstände sind abgenutzt und die Behandlung nicht eben originell. Die Verfasser populär gewordner Werke beschweren sich gewöhnlich daß ihre spätern Bestrebungen nicht so günstig aufgenommen werden. Aber die „Erzählungen eines Reisenden" stehen so entschieden tief unter Irvings früheren Werken, daß ich überzeugt bin, er selbst wird den Spruch — sie seyen seines Talents nicht würdig — für gerecht erkennen.

(So der Kritiker im London-Magazine. Auch andere englische Zeitschriften äußern Unzufriedenheit mit dem neusten Werke Irvings, ohne doch in obiges überstrenge, im Ausdruck noch durch die Uebersetzung gemilderte, Urtheil ganz einzustimmen. Im Lady's Magazine heißt es: „Die Erzählungen eines Reisenden entsprechen der Erwartung des Publikums nicht; sie ermangeln der Neuheit in den Stoffen und der Kraft in der Ausführung; nur zuweilen zeigt sich des Verfassers Talent; der Styl ist zwar nicht rein und correct, aber doch nett und angenehm.")

B.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 86. Sonntag, 24. October 1824.

Aus Salvator Rosa's Leben.

(Fortsetzung.)

Die Vernachläßigung, welche Salvator Rosa in seinem Vaterlande erduldete, bestimmte ihn, sich nach Rom zu begeben. Er begann diese Reise (1634) in seinem 20sten Jahre, und legte, gleich Horaz, den größten Theil des Wegs zu Fuße zurück. Seine ganze Garderobe ruhte auf seinem Rücken, und sein ganzes Vermögen in einem Portefeuille. Dem Instinkte der Armuth folgend, suchte er in einem jener elenden Wirthshäuser der Vorstädte Unterkunft, von denen viele, aus den Gräbern des Alterthums erbaut, dem armen Lebenden einen Zufluchtsort, aber auch nur diesen bieten. Nicht lange nachher kam auch Milton, aber unter sehr verschiedenen Umständen in Rom an. Er ward von allem, was gelehrt und ausgezeichnet war, mit großer Ehre empfangen. Sonnets und Distichen zu seinem Lobe entströmten den römischen Musen, und Cardinal Barberini ging ihm bis an die Thür seines Zimmers entgegen, um ihn so zu empfangen, wie er sonst nur Fürsten empfing. — Beide, Milton und Salvator, obgleich in Genie, Charakter und politischen Ansichten sich nicht wenig ähnlich, blieben gleichwohl einander unbekannt. Der junge arme Mahler fand, wenn er auch damals vielleicht von dem Manne schon gehört hatte, der dazu bestimmt war, sein Zeitalter zu verherrlichen, doch ohne Zweifel keine Gelegenheit, kein Mittel, sich dem großen republikanischen Dichter Englands vorzustellen.

Als Salvator Rosa nach Rom kam, befand sich sein glücklicher Landsmann, der Bildhauer Bernini in der vollen Blüthe seines, mit dem Jahrhundert verschwundenen Ruhms und seines damaligen Ansehens. Aber die Schule der Carracci war vorübergegangen oder eben im Verscheiden. Domenichino lebte in den Schatten von Frascati still und einsam, und bereitete sich zu seiner zweiten unglücklichen Reise nach Neapel vor. Lanfranco war noch in Neapel, von wo zurückkehrend er dann bald starb. Guido, dessen weiches Gefühl bis ins Innere durch seinen sogenannten Beschützer, den Cardinal Spinola, verwundet worden war, hatte neuerlich Rom voll Verdruß verlassen und sich in seine Vaterstadt Bologna zurückgezogen, wo er nun im hohen Alter die edle Unabhängigkeit genoß, welche er sich durch den Glückwechsel einer stürmevollen Jugend mit solcher Mühe erworben. Caravaggio hatte schon längst seinen schrecklichen Tod in den Einöden der pontinischen Sümpfe gefunden, und die Ultramontani, die man in Europa mehr unter dem allgemeinen Namen der Flamändischen Schule kennt, hatten damals in Rom einen gewissen Ruhm erlangt.

Zwischen den leidenschaftlichen, fantasiereichen und hochbegabten Wesen, welche die höhern Reihen der italienischen Kunst besetzt hielten, und denen, die Ultramontani (Uebergebirgischen) genannt wurden, bestand dieselbe Verschiedenheit in Ansehung der Sitten wie im Style ihrer Gemälde. Der Zweck, wozu Malerei in Italien zuerst angewendet ward, hatte jedem Gemälde, das aus den großen Schulen dieses Landes kam, eine heilige Erhebung verliehen und jene glühenden und kühnen Phantasieen, die es gewagt hatten die Gegenwart des Göttlichen aufzufassen und darzustellen, und nicht niedriger auf der Stufenleiter der Schöpfung herab stiegen, als bis zu jenen Mittelwesen,

„die zwischen Engeln und den Menschen sind,"

konnten in den gutgemalten Eingeweiden eines todten Fisches oder dem Ekel erregenden Innern eines Schlachthauses kein Verdienst entdecken, während sie sich von der Darstellung moralischer Unsittlichkeit des niedrigen Pöbels, oder den Schwächen und Verunstaltungen physischer Natur, mochten sie auch noch so treu und vollendet gearbeitet seyn, voll Unwillen und Scham wegwendeten.

Ob gleich aber die Italiener ihr Mißfallen an den Gegenständen, deren Nachbildung die flamändische Schule in der Kunst einführte, laut und offen bekannten, so nahm doch das Publikum diesen neuen Styl mit allgemeinem Beifalle auf. Er war neu und zeigte Natur, und so stand das Mitgefühl des Pöbels ganz im Einklange mit dieser niedrigen, aber treuen und in dieser Hinsicht bewundernswerthen Darstellung solcher Scenen, die ihm selbst den größten Spaß machten und solchen Gewohnheiten, mit denen er selbst am vertrautesten war. Sogar Große wurden davon angesteckt. Der Stilo Bombacciato ward zur modischen Caprice, und die trefflichen Galerieen der Fürsten und Päpste wurden mit Gemeinheiten befleckt, welche sich nur für Trinkhäuser und Tavernen schickten.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Mein Erstes, wißt, in jedem Reiche,
Trotz der verschied'nen Sitten und Gebräuche,
Ist's Einmal nur, und auch in großer Zahl.
Mein Zweites treibt in jedem Stande,
Zur Lust und Unlust, als Original,
Und als Kopie sein Wesen überall,
Auch ohne Harlekinsgewande.
Mein Ganzes dankt dem Ersten nur
Sein Daseyn, spielt Karrikatur,
Verfolgt im Scherz der Wahrheit Spur,
Würzt Albernheiten mit Verstande,
Und wich der freieren Kultur.

Auflösung der Charade in Nro. 84.
Stammbuch.

Ueber die Brüder Eduard und Leonard Schulz.

(Eingesandt.)

Ob zwar das Auftreten von Kindern als Musik-Virtuosen heut zu Tage nicht mehr zu den besonderen Seltenheiten gerechnet werden kann, womit denn auch das Wunderbare davon nach und nach verschwindet, so kann es dem Kunstfreund doch nie von geringem Interesse seyn, wenn er Kinder in dem zartsten Alter zu einer so großen Virtuosität und technischen Praxis heraufgearbeitet siehe, als wozu nicht selten ein ganzes Menschenleben, emsig verwendet, kaum hinreicht. Auf dieser Stufe sehen wir die beiden Kinder des kürzlich hier angekommenen Herrn Schulz aus Wien, denen schon ein auszeichnender Ruf von allen den Orten, wo sie öffentlich aufgetreten sind, voranging. Aber sie begründen die Anforderung, die man in Folge dieses Rufes zu machen berechtigt ist, nicht allein in einem hohen Grad, sondern überbieten die Vorstellung bis zum Erstaunen.

Wenn man auch die Gewandheit des elfjährigen Clavierspielers übergeht und seine leichte Behandlung des Instruments nebst Sicherheit und Kraft des Vortrags als etwas schon öfter Gehörtes (namentlich bei der jungen David aus Hamburg) betrachtet, so zieht doch der neunjährige Guitarre-Spieler um so sicherer die Aufmerksamkeit des Kenners auf sich, je mehr derselbe die außerordentliche Schwierigkeit, Reinheit, Klarheit und Präzision auf diesem undankbaren Instrumente hervorzubringen, in Betracht zu nehmen hat. — Der junge Künstler erfüllt aber hierin nicht allein alle Forderungen, die man an dieses Instrument machen kann, sondern versetzt die Einbildungskraft des Zuhörers auf eine solche Stufe, daß er geneigt wird, zu glauben, Morpheus sey der Schöpfer dieser lieblichen Erscheinung. Mit einer unglaublichen Sicherheit, Ruhe und Klarheit executirt er die schwierigsten Passagen. Sein Anschlag hat die gehörige Kraft und Zartheit; in der Reihefolge der verschiedenen Figuren liegt eine stets vorschreitende Rundung, und nie geht, selbst in dem lebendigsten Spiel, der unbedeutendste Vorschlag verloren. Das kleine Händchen hat eine solche Gewandheit, von einem schwierigen Griff zu dem andern zu springen, ohne daß dessen Schwierigkeit durch Vortrag oder Geberde sich wahrnehmen läßt, daß das herrliche Spiel ihm ordentlich zum Kinderspiel zu werden scheint. — Noch ist wahrhaft das Seelenvolle ihres beiderseitigen Spiels anzustaunen, wodurch das Ganze aus einer innigen Gemüthsfülle hervorzugehen scheint, und man nirgends erinnert wird, daß man einstudirte Tonstücke hört.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 16. October. (Auf hohes Begehren): **Der Schnee**, Oper von Scribe, Musik von Auber.

Sonntag den 17. **Hamlet, Prinz von Dänemark**, Trauerspiel in 5 Abthl. von Shakspeare, nach Schröders Bearbeitung. Hr. Löwe spielte den Hamlet. — Ein liebenswürdiger Prinz von den edelsten Gaben, welchen der Himmel aus den Träumen der Schwermuth erweckt und zur Rache einer unerhörten Gräuelthat bevollmächtigt, die der Erkorene zu vollbringen sich stets zu schwach fühlt, dieses tief melancholische Charakterbild ist von jeher sehr verschieden dargestellt worden. Niemand mag sich rühmen können dasselbe ganz ergründet zu haben, und daher wird Hamlet auch niemals auf eine Normal-Darstellung zurückgeführt werden können. In ihm ist tiefes Gefühl für das Edelste und das Kleingläubige der Menschennatur in einem eignen hohen Grade vereinigt. Er ist der wahre Mensch, wenn er die Vollmacht des Himmels zwischen Zweifel und Glauben so lange hin und her wägt, bis seine That allen Werth verliert und er selbst mit ins Verderben stürzt. Bei Schröder bleibt Hamlet freilich am Leben. Vielleicht würde der sonst so geniale Mann diesen poetischen Mißgriff noch später wieder aufgehoben haben, wie er denn an seinen Lieblingsgegenständen und vornehmlich an diesem Trauerspiel immer besserte und feilte. Wir hoffen zuversichtlich, daß man, wenn das Stück hier wieder vollständig besetzt werden kann, die meisterhafte Schlegelsche Uebersetzung, wie in Berlin und schon auch an andern Orten, zum Grunde legen wird. Unser Gast hatte, so viel wir hören konnten, in allen bedeutenden und größeren Stellen, namentlich in den Monologen, die Schlegelschen Verse eingelegt und ganz glücklich mit dem Schröderschen Text verbunden. Schon diese Veredlung wirkte wohlthätig und war durchaus nicht störend. Hr. Löwe stellte den Charakter mit überwiegender Weichheit und humoristisch weit schwächer dar, als man sich Hamlet zu denken gewohnt ist. Ohne Zweifel gab Hr. Löwe geflissentlich dem Gefühl und der Milde den Vorrang, aber wir zweifeln, ob mit Grund und Erfolg. Hamlet ist stark und kräftig — in Worten. In ihnen gibt er seine Kraft aus, wie er selbst bekennt, daher wird in ihnen großes Gewicht, große Schärfe, große Bitterkeit liegen müssen. Wir wollen, um den Künstler unsere Aufmerksamkeit zu bezeugen, seinem Spiele mehr ins Einzelne folgen, haben aber zuvor ehrend anzuerkennen, wie derselbe nach keinem äußern Effekt haschend (eine Schwäche oft bedeutender Künstler), bescheiden überall nur die Natur geltend zu

machen suchte. Der erste Monolog: O schmölze doch dieß allzu feste Fleisch ꝛc. wurde mit vieler Empfindung, doch mit zu wenig Emotion vorgetragen. Das Gespräch mit den Freunden, welche den Geist anzeigen, war wie sein Spiel fast durchgängig von sehr würdiger Haltung. Bei der Erscheinung des Geistes ging Hamlet forschend nach dem Hintergrund, indem er von des Königs Trinkgelagen sprach. — Der Geist erscheint auf der andern Seite, Gustav ruft: Sieh, da kommt er! dreht sich schnell um, fährt zurück, aber bleibt nicht, so wie Garrik, mit ausgebreiteten Armen, gestützt auf die beiden Freunde, erstarrt stehen, sondern stürzt an den Boden; eine zu starke Wirkung. Die Anrede an den Geist war voller Gefühl, aber nicht von gehöriger Spannung. Das: „Geh', ich folge dir," sprach er zu gebieterisch. Die ganze Lage fordert ein Gemisch von Grausen und Ehrfurcht. Sich losreißend und folgend, legte er, wo wir nicht irren, zuerst den Degen gegen den Geist aus, dann sich drehend die Linke gegen den Geist, den Degen gegen die bestürzten Freunde. Beim Abgehen schwankte er zweimal zurück, was uns bei Hamlets heftiger Begierde und bei der vorsichtigen Entfernung von dem Geist nicht einleuchten wollte. Die nächste Scene mit dem Geist allein und die folgenden mußten dem Hang des Künstlers zufolge gut seyn. Inniges Mitleid sprach aus den kurzen Zwischenreden, dabei wandte er dem Publikum den Rücken, gleich wie Schröder und Wolf. Als der Geist verschwand, knieete er nieder und sprach die nächsten Worte wie im Gebet; seine Entschlüsse und Betrachtungen waren innig, doch wenig sarkastisch und seltsam, eben so die Ceremonie des Schwurs und was er dabei mit den Freunden sprach. Die Endworte: die Zeit ist aus den Fugen, wirkten in diesem Sinn der Weichheit vorzüglich. Der verstellte Wahnsinn schien uns nicht humoristisch und markirt genug, schon in der Schwermuth zu Anfang des 1n Akts. Den Künstler schien auch die Mimik hierin etwas zu verlassen. Doch wollte er durchweg milder seyn, besonders in den Scenen mit Ophelien in denen ebenfalls Wolff inniges Mitleid durchschimmern läßt. Die Schlußworte: Geh' in ein Nonnenkloster, waren vielleicht zu schmelzend. Reden wie die gegen Güldenstern „O Gott, ich wollte mich in eine Nußschaale einschließen lassen und mir einbilden, ich sey der mächtigste König; wenn ich nur keine so bösen Träume hätte!" und ähnliche, worin sich die Melancholie in Wehmuth ergießt, waren trefflich. Der Monolog: Seyn oder Nichtseyn, schien uns zu monoton und zu wenig grübelnd vorgetragen. Hr. Löwe begann mit aufgerichtetem Blick und laut. Garrik, sinnend in tiefer Betrachtung, das Kinn unterstützt mit der Rechten Hand und deren Elbogen mit der Linken, sah seitwärts auf die Erde nieder, und sprach ganz leise. In dem Monolog unterscheiden wir drei Abschnitte. Der erste geht bis: Schlafen — vielleicht auch Träumen. Dieser Fund der Grübelei wird ausgesponnen, klar gemacht in Beispielen und mit Philosophemen unterstützt, dieß ist der zweite Abschnitt. Nun er im Reinen ist, folgt der klare Ausspruch der gewonnenen Wahrheit mit der Nutzanwendung auf sich, worin der Schlüssel zu seinem ganzen Elend liege, nach Schlegels schöner Uebersetzung:

> So macht Gewissen Feige aus uns Allen.
> Der angebornen Farbe der Entschließung
> Wird des Gedankens Blässe angekränkelt
> Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
> Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
> Verlieren so der Handlung Namen.

Wir werden nach Tiecks bekannter Auseinandersetzung nicht mehr nöthig haben zu bemerken, daß mit den „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck" kein Selbstmord gemeint seyn könne. — Die aus dem 4n in den 3n Act verlegte Scene, wie Hamlet den König im Beten überrascht, hat uns ganz vorzüglich angesprochen. So däucht uns, muß dieß Selbstgespräch vorgetragen werden; das lispelnde Erwägen der Schadenfreude, hinter welche sich die Feigheit versteckt. Zu dem Schauspiel im 4n Act kamen wir leider zu spät. Das Gespräch Hamlets mit seiner Mutter, eine der wirksamsten Scenen des Trauerspiels, wollte uns nicht ansprechen. Wir halten uns an die eignen Worte Hamlets, ehe er zu seiner Mutter geht:

> So laß mich grausam seyn nicht unnatürlich,
> Nur reden will ich Dolche, keine brauchen.

Hr. Löwe verstand diese Worte zu mild, so konnten sie keine Wirkung thun, auch stand er seiner Mutter zu entfernt. Wolf drängt sich im Gespräch neben die Königin auf den Sessel und reißt ihr das Medaillon ihres Gemahls vom Halse, um es mit dem seines Vaters, das er am Halse trägt, zu vergleichen. Wir wollen diese Heftigkeit nicht loben, aber Hr. Löwe gerieth dafür ins Extrem der Kälte. So die ironischen Worte später, wo die Königin ihn fragt, was sie thun solle, „Nur dieses, worum ich euch bat, bei Leibe nicht!" Bei der Erscheinung des Geistes stürzte Hamlet wieder wie ein Feiger an den Boden. Den Künstler scheint der hier wiederholte Anruf an die himmlischen Wächter hierzu bestimmt zu haben, aber gewiß ohne zureichenden Grund, wie schon der Königin Entsetzen über seine Starrheit andeutet. Daß Hr. Löwe von dem Gebrauch abweicht, zwei Medaillons zu vergleichen, und auf die Bilder der beiden Könige an der Wand hinweist, scheint uns richtiger und für künftigen Gebrauch zu empfehlen, denn so ist die Erscheinung des Geistes sehr passend an des Verstorbenen Portrait geknüpft, während die Mutter dort nur das Bild sieht. Hr. Otto spielt den Geist, eine nicht unbedeutende Rolle, welche Shakspeare selbst zu übernehmen pflegte. Hr. Otto spricht ganz monoton. Einer solchen Aussprache mag mit Grund entgegengesetzt werden, daß dieser Geist, wie alle leidende Geister, noch leidenschaftlich ist wie ein Mensch, doch hört man die sonore Baßstimme unseres Künstlers gern in dem halbverstorbenen Ton. Von ausgezeichneter Wirkung ist sein unterirdisches Mahnen: „Schwört auf sein Schwerd!" Die Gestalt des Geistes wäre erkennbarer und malerischer zu wünschen. Hr. Weidner, König, würde die Wirkung seiner vorzüglichen Darstellung steigern, wenn er dem Gepräge gemeiner Sinnlichkeit den lächelnden Bösewicht hinzufügte. Die Königin wird von Mad. Ellmenreich mit einnehmender Würde und im Streit der widerstrebenden peinlichen Gefühle ausgezeichnet gut gegeben. Dem. Lindner, legte als Ophelia im Wahnsinn augenscheinlich zu viel Drang der Gefühle und ein Uebermaaß von Herbheit an den Tag. Früher sahen wir die „süße Ophelia," ein sanftes Wesen in stiller Geistes-Zerrüttung, nun mehr eine Schuldige, welche Leidenschaft und Ehrgeiz verzehrt haben: Wir glauben, daß die Wahrheit ihrer früheren Darstellung

näher liegt. Ophelia ist kein Bild der Unschuld (doch wohl nicht so unglücklich wie Tieck meint), aber sie ist immer noch die süße Ophelia, auch noch im Wahnsinn hold, wie ihr Bruder von ihr rühmt. Jedenfalls ist der Reichthum und die Tiefe der Empfindung an unserer Künstlerin bewunderns-werth. Gestalt und Bewegungen sind von treffender Naturwahrheit, der irre Blick, das Lächeln, das Sinnen und Hinstarren, die Unruhe und Verschränkung in den Händen. In das Austheilen des Strohbüschels als Blumen schien Dem. Lindner dießmal Sinn zu legen, denn Rosmarin und Jelängerjelieber zum Andenken und zum Nachsinnen gab sie zur Linken auf die Seite des Bruders (zugleich für den Geliebten), Raute (Reue bedeutend) zur Rechten auf die Seite der Königin und sich selbst. Hr. Leißring scheint zu viel auf die Würde des Oberkämmerers Oldenholm bedacht zu seyn, möge er den Nothwendigen und Untrüglichen frisch zum Weisheitsnarren avanciren lassen. Dieser freieren Auffassung thun die aufgespeicherten guten Lehren an den Sohn keinen Abtrag, die wir das Nächstemal wieder aufzunehmen bitten. Hr. Hill gab den Gustav (freilich kein Horatio mehr) und Hr. Düpre den Güldenstern brav. Laertes, wie ihn Hr. Wegener darstellte, entbehrte aller Eigenthümlichkeit dieses Namens. Unmöglich konnte er sich nach Shakspeare in diesen Charakter gedacht haben, wie hätte er sonst im 5n Act so schülerhaft vor den König hintreten und so bescheiden über den Wahnsin der Schwester klagen können.

Montag den 18. **Don Juan**, Oper in 2 Abtheilungen, von Mozart. Die Oper wurde heute auf den Festtag bei erstaunlich vollem Hause gegeben. Die Meisten lockte zugleich die neue Besetzung, indem Dem. Hauß die Donna Anna, Dem. Bamberger die Zerline übernommen hatten, der Juwelier durch Hrn. Düpre und die Gerichtsperson durch Hrn. Leißring neu aufgefrischt erschienen. Dem. Rotthammer war schon früher als Elvire aufgetreten. Bei Dem. Hauß ging es wieder anfänglich nicht ganz geläufig, jedoch gehört das Quartett, das Recitativ und das Duett des Anfangs zu dem Schwersten und die Sängerin mochte natürlich um so schüchterner seyn. Ihr schönes Organ gewann im Folgenden immer mehr an Präcision und Leichtigkeit. Das Recitativ im Duett Nro. 10, trug sie sehr brav vor und behielt die gehörigen Mittel zur Ausführung der folgenden Arie übrig. Recitativ und Arie zu Ende des 2n Akts, Nro. 11 und 13, sang sie mit so viel Geläufigkeit, Anmuth und Stärke, daß der Sängerin der vollkommenste Beifall wurde. Mehr Empfindung und Leidenschaft, besonders in den Anfangsscenen, läßt Dem. Hauß noch zu wünschen. Dem. Bamberger wurde als Zerline mit Applaus empfangen und rechtfertigte diese Gunstbezeugung durch ein sehr liebenswürdiges, die Rolle veredelndes Benehmen und durch lieblichen, ausdrucksvollen Gesang. Hr. Größer wurde gerufen. Sein Eifer, die Darstellung dieser schweren Rolle zu veredeln, verdiente die Aufmunterung, welche er bei dem heute etwas gerechteren, zum Theil neuen Publikum fand. Auch Hr. Hassel wurde (untermischt mit Bamberger) gerufen. Hr. Düpre gab sein Intermezzo brav. Hr. Leißring kam gut zur Thür herein, wußte aber im Examen den Esel der Gerechtigkeit nicht gehörig zu handhaben.

Dienstag den 19. **Die Quälgeister**, Lustsp. in 5 Abthl. nach Shakspeare von Beck. Die beiden Hauptrollen dieser immerhin noch mit Dank aufzunehmenden Bearbeitung des Shakspeareschen: Viel Lärmen um Nichts, sind in guten Händen. Für Dem. Lindner müssen wir sehr bedauern, daß ihr das Original Isabellens nicht zu Theil ward, da sie dies schwache Conterfey schon mit so liebenswürdigem Muthwillen belebt. Dem. Lindner, mit dem feineren Conversationston wohl vertraut, scheint ihre Isabelle mit Willen etwas ungenirter zu behandeln, damit der brittische oder auch deutsche Humor desto freier walten könne. Daß sie aber ihrem Erwählten schon bei den Worten: Mädchenherzen wollen verdient seyn, so herzlich die Hand drückte, fiel wohl aus dem Charakter. Hauptmann Pfauen ist von Hrn. Beck sehr passiv behandelt worden. Hr. Düpre gibt dieser Rolle eine ansprechende Gutmüthigkeit, die jedoch noch etwas mehr Funken fangen dürfte. Ansprechend war der natürliche Ausdruck von Sanftheit und Unschuld in der Rolle der Emilie von Dem. Urspruch. Nur im Liebesgespräch fanden wir nicht völlig die Schüchternheit, womit sich Emilie entschuldigte. Hr. Hill, als Prinz, Hr. Größer, als Major Strahl, Hr. Urspruch, als Graf Rab, leisteten was in ihren Kräften stand. In diesem Lustspiel gibt Hr. Leißring einen Esel der Gerechtigkeit zum Besten, der sich äußerst komisch präsentirt: Dupperig, Anwald im Ort. Der schlaue Mann ist von Shakspeare köstlich gezeichnet; Beck hat ihn nur etwas deutsch zugeschnitten.

Mittwoch den 20. **Othello, der Mohr von Venedig**, Oper in 3 Abthl. von Rossini. Was uns von Langweiligkeit bevorstand, haben uns Hr. Rieser, Othello, und Mad. Brauer, Desdemona reichlich versüßt. Ersterer zeichnete sich durch sehr kunst- und dabei möglichst gefühlvollen Vortrag so wie durch wohlerwogene leidenschaftliche Action, letztere durch zarte Innigkeit und anschmiegenden Wohllaut der Stimme aus. Ein Duett Desdemonens mit Emilien, Dem. Heinefeder, war durch die sehr harmonirenden kräftigen Stimmen von trefflicher Wirkung. Hr. Größer, Rodrigo, sang sehr leise, aber nicht heiser, wie er sich hatte ankündigen lassen. Hr. Beer, Jago, schien sich etwas zu vernachläßigen.

Donnerstag den 21. **Das Räthsel**, Lustsp. in 1 Akt, von Contessa. Hierauf: **Beschämte Eifersucht**, Lustsp. in 3 Abthl. von Fr. v. Weissenthurn.

Theater-Anzeige.

An den Tagen der Weinlese bleibt das Schauspielhaus geschlossen.

Donnerstag den 28. October Der Freischütz, Oper.

Samstag den 30. Das Epigramm, Lustspiel.

Sonntag den 31. Der Kammerdiener, Lustsp. Hierauf: Die wandernden Komödianten Oper.

Montag den 1. November. (Zum Vortheil des Hrn. Löwe) Moses. Melodr. (Moses: Hr. Löwe).

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro. 87. Donnerstag, 28. October 1824.

Das Schlachtroß der Hellenen.

(Von K. Sondershausen.)

Ruhig, mit umfloss'nen, silbergrauen Mähnen,
Geht Poseidons stolz verjüngtes Roß,
Spielend trägt es, glatt und zierlich den Hellenen
Und sein leichtes, kühn vertrautes Floß;
Ehr'ner Klang,
Felsentlang,
In der alten, tiefgefurchten Bahn,
Mittagwärts gen Ipsara hinan.

Grundauf plötzlich, angespornt vom dumpfen Rufe,
Struppt sich's, stöhnt und schnaubet Dampf und Schaum,
Bäumt sich, wühlt und mit des Jähzorns Donnerhufe
Schlägts den Abgrund und den Wolkensaum;
Wie's erbebt
Drängt und strebt,
Knirschend an Europa's Zügel auf und nieder,
Brüllen dumpf die Mauern Asiens wieder.

Welch gewalt'gem, roßwildtummelnden Orkane
Bäumt sich's? Spornt der Dreizack dich zur Wuth?
Schau, dort nahet schmachvoll der Osmane
Mit gespreizt erneutem Zornesmuth;
Groß und schwer,
Ragt ein Heer
Bundbeschwingter Schiffe hoch hervor,
Schwingt von fern die Geißel schon empor.

Der Hellene, meidend überlegne Menge,
Lenkt erfahren seitwärts vom Koloß;
Doch umsonst, gerad' in's größte Schiffsgedränge
Reißt ihn trotzig sein empörtes Roß;
Schleudert hoch
Mann und Joch;
Ehe beide noch den Angriff wagen,
Liegt am Felsen schon der Feind, zerschlagen.

Ruhig, mit umflossnen, silbergrauen Mähnen,
Geht Poseidons stolz verjüngtes Roß,
Spielend trägt es, glatt und zierlich den Hellenen
Und sein leichtes, kühn vertrautes Floß;
Ehr'ner Klang,
Felsentlang,
In der alten, tiefgefurchten Bahn,
Mittagwärts gen Ipsara hinan.

Aus Salvator Rosa's Leben.

(Fortsetzung.)

Salvator Rosa stand eben so entfernt von den Nachbetern Bernini's wie von der flamändischen Schule *). Hätte er sein Dystichon oder Sonett zu den huldigenden Ergießungen hinzugefügt, die man dem Schiedsrichter über Kunst der damaligen Zeit brachte, hätte er sich dem betrunkenen Getümmel und den rohen Schmausereien der Oltramontaner angeschlossen und seinen Pinsel, den Natur für ihre höchsten Erhabenheiten geweiht hatte, den niedrigen Abzeichnungen gemeinen Treibens gewidmet, so würde er einen der damals gewöhnlichen Pfade betreten haben; aber für beide Wege war er sowohl moralisch als physisch nicht geeignet, und sein heißes Blut wie sein betrachtungliebender Geist rissen ihn stets zu Gegenständen hin, die entweder mit den Trieben des einen oder den Berechnungen des andern im Einklange standen. Nachdem er Kirchen und Galerien besucht und mit seinem gewöhnlichen Ungestüme sich plötzlich für Michael Angelo und Titian entschieden hatte, in denen er Wahrheit und Natur fand, so widmete er Tage und Nächte nur dem alten Rom.

Er pflegte nun die einsamsten und höchsten ihrer sieben Hügel zu erklimmen, und von dem Gipfel des aventinischen Berges aus, eine Skizze des großen Gemäldes der Verwüstung, welche das Rom der Cäsaren seinem Pinsel darbot, zu entwerfen. Lange und oft verweilte er in der ungesunden aber interessanten Vorstadt, wo der Tempel

*) Die flamändischen Maler (einige tadelnswerthe Ueberschreitungen des Ungeschmacks abgerechnet) malten solche Gegenstände, die stets die interessantesten für das Volk seyn werden, Gegenstände, die, indem sie sich auf die einfachen Verhältnisse des wirklichen Lebens beziehen, sich weit besser für die kleinen Gemächer dieses Theils der menschlichen Gesellschaft eignen, als historische Gemälde. Dazu kommt noch, daß todte Fische, todtes Geflügel und Wildpret für häusliche Betrachtung zum wenigsten keine unangenehmeren Gegenstände sind, als Martern und Todesqualen, in deren Darstellung die Geschmacklosigkeit der entgegengesetzten Parthei ausschweifte.

der Vesta und das Haus des Cola di Rienzi in sonderbarem Contraste sich vorfinden. Er wanderte längs der für die Gesundheit so schädlichen Ufer der Tiber, und unterhielt sich mit den furchtbaren und verworfnen Galerensklaven, die ein gebrechliches, mit schmutzigen Lumpen (damals dem einzigen Ausfuhrartikel der Herrscherin der Welt) befrachtetes Schiff durch den schlammigen Strom zogen. Er besuchte die Einöden, zu denen die Porta Leone (die Trigemina des Alterthums) führt, eine Gegend, die der schwermüthigen Betrachtung geweiht ist, und wo das Grabmal des C. Cestius und die große unbesuchte Basilika von St. Paul *) sich wie Gränzsteine der Zeit an den Enden der Verwüstung zu erheben scheinen. Er drang durch zerbröckelnde Trümmer und stieg in verpestete Grüfte hinab, des Tags über unbekümmert ob der Wirkungen seiner gefährlichen Unternehmung, des Nachts aber, wenn er in sein schmutziges Wirthshaus zurückkehrte, von einem austrocknenden Fieber, der unvermeidlichen Folge jener Unvorsichtigkeit, mit welcher er sich der Mal aria der verpesteten römischen Vorstädte aussetzte, gepeinigt.

Die flüchtigen, aber kecken und trefflichen Skizzen, welche er in diesem Zeitraume entwarf, wurden in der Piazza Navona, dem ehemaligen Circus der Agonalien, und jetzt, wie Evelyn, ein Zeitgenosse Salvators sagt, einem Markte für Medaillen, Gemälde und Seltenheiten, ausgestellt, oder an Baldinucci auf dem Guetto, dem Markte für allen Wucher und Schacher, verkauft und verpfändet, denn es zeigt sich deutlich, daß auch hier wie in Neapel, Werke, welche keinen durch Mode berühmten Namen trugen, nur gering geschätzt wurden. Auf die unglücklichen Bemühungen, die Salvator auch in dieser Periode unternahm, um sich nur seine bloße elende Existenz zu sichern, hat er selbst unzweideutig in einer Cantate angespielt, welche, ob sie gleich mit finsterm Humor und bitterem Witze vermischt ist, doch ein gefühltes und schreckliches Gemälde der Kümmernisse gibt, denen Genie und Gemüth durch ihre traurige Lage in einem schlecht organisirten geselligen Verhältnisse ausgesetzt sind, das auf mit sich selbst streitende Grundsätze und auf Abweichung von dem Vortheile wie der Glückseligkeit des Menschengeschlechts sich gründet. Wir geben hier einige Bruchstücke aus dieser Cantate, im Versmaße des Originals übersetzt:

Nicht Ruh' ist meinen Leiden auserkohren!
Bedenke doch, daß in der Welt ich bin, o Schicksal,
Und auch mit Fleisch geboren.
Bin nur dazu geschaffen
Zu darben und zu gehn,
Hündisch zu schwitzen,
Und bei unzähligen Mühen
Nicht Hoffnung auf ein Stückchen Brod nur zu besitzen.

Für mich nur ist der Himmel taub,
Die Sonne finster und die Erde trocken,
Wo ich den Frieden sicher glaube
Weiß Satanas gleich Krieg mit einzubrocken.
Es regnet, will ich waschen,
Setz ich den Fuß zu Schiffe,
Geht's drauf und drüber,
Und wollt' ich selbst nach Indien naschen,
So gält' mein Thaler sicher keinen Stüber.

Nicht Ruh ist meinem Leiden auserkohren,
u. s. w.

Mein Gott! ich habe mich gelegt aufs Malen
Und kann fürwahr nicht bessern Traum erfinden!
Mach meine Pläne die von Reiz wohl strahlen,
Doch Ausführung läßt stets den Plan verschwinden.
Mein Pinsel wirft die Schiffe weit behender,
Als alle Werfte reichlich auf die Meere,
Ich schenk' an andre meine Länder,
Ob mir auch gleich kein Fußbreit angehöre.

Was Glück sey, hab ich nie erfahren,
Für Qual nur kauf ich einen Tag voll Freude;
Nicht Unterstützung will ich offenbaren,
Und jeder sagt mir, daß ich hoff' und leide.
O glaubt es Eurem Rosa,
Daß ohne Malerei, und ohne Dichtergaben
Die Welt nur schön, und daß die wahre Prosa
Des Glücks jetzt sey, — gar kein Gehirn zu haben.

Laßt es Euch klar verkünden,
Daß Weisheit jetzt nicht paßt zu allen Sätteln,
Und jeder mög in meinem Beispiel finden,
Daß sterben weit, weit besser sey als betteln.

Nicht Ruh ist meinem Leiden u. s. w.

Das Schicksal, das der unglückliche Maler in diesem wilden und trübsinnigen Erzeugnisse so ungeduldig voraus sah, eilte jetzt sichtlich seiner Krisis entgegen. Die Geisteskraft die sie bisher aufrecht erhalten hatte, unterlag dem Einflusse körperlichen Uebelbefindens, und die schreckliche Krankheit, die er aus der Mal aria gesogen und der seine starke Constitution lange Widerstand geleistet hatte, warf ihn jetzt bewußtlos aufs Sterbebette. Ohnstreitig verdankte er hier, freundlos, mittellos und unbekannt wie er war, die ärztliche Abwartung, welche sein Leben rettete, einer jener mitleidigen Anstalten, welche in Rom so häufig sind. Das „Bett im Hospitale welches dem unglücklichen Genius des Künstlers vorbehalten sey" und worauf

*) Seit obiges geschrieben ist, ward diese älteste und höchst interessante Kirche durch ein zufälliges Feuer zerstört und ihre unermeßlichen Reichthümer von alten Marmorn gänzlich vernichtet.

Salvator anspielt, machen diese Voraussetzung glaublich, obgleich keiner seiner Lebensbeschreiber über die Sache selbst sich äußert. Sein Leben ward gerettet, zu seiner vollkommenen Wiederherstellung ihm nur aber dann Hoffnung gemacht, wenn er den heilenden Balsam seiner heimatlichen Luft wieder einsauge. *) So bald er also im Stande war die Beschwerden einer Reise zu ertragen, verließ er Rom, trüber gestimmt und in traurigerer Lage als er es betreten hatte. Denn er hatte zum mindesten Neapel mit Hoffnungen und in voller Gesundheit verlassen, und sah es nun mit dem Verluste beider Güter wieder.

(Fortsetzung folgt.)

*) „Er ward von einem anhaltenden Fieber ergriffen, und mußte um sich davon zu befreien in die gesündere Luft seines Vaterlandes zurückkehren." Vita di Salvator Rosa.

Aus Friederichs Tagebuche.

(Bruchstücke.)

(Fortsetzung von Nro. 79.)

Erziehung.

Freilich ein großer, umfassender Begriff, in welchem alles Wissen und Denken sich vereinigt, das letzte Endziel alles Bestrebens, die letzte Aufgabe des Lebens; denn was ist dies anders, als Erziehung seiner und anderer? Wer klar und zweifellos und sicher hierzu die rechten Wege wüßte, der wüßte eben alles, und hätte die Tiefen der Weisheit erschöpft. Darum kann es nicht wundern, daß der Tiefblick in die menschliche Natur, die umfassenden Lebenserfahrungen und Kenntnisse, das natürliche, practische Geschick zur Anwendung der zur klaren Einsicht gebrachten Theorie, alle zur Erziehung erfoderlich, so selten gefunden werden, und der Mangel an so großen Kräften, nothwendig, um die Hindernisse der Humanität wegzuräumen, allenthalben hemmend entgegentrit. —

Nur ja bei nichts die Theorie zuerst, sondern das Leben, die Sache selbst, und aus ihr die Theorie.

Das halte fest: Willst du reicher werden durch Liebe zu den Menschen, und wohlwollend und nachsichtig und christlich liebevoll und nützlich seyn und bleiben, so lerne die Kunst, mit Ruhe und Milde dich in den Standpunkt des Einzelnen zu versetzen, ihn nach ihm selbst zu erklären, zu beurtheilen, zu behandeln, und du wirst die Zuneigung zu den Menschen nicht verlieren, und für dich selber durch ruhige Betrachtung des Menschlichen an Reichthum und Reinheit des Wesens immer mehr gewinnen.

Stille, liebende Ruhe, die sanften leidenschaftlosen Schrittes, innerer Größe sich bewußt, durchs Leben wandelt und stets und fest in positiver Wirksamkeit sich hält, ist zu aller Zeit allmächtiger, erfolgreicher, als lärmender Sturm, kämpfendes Widerstreben. „Die gelinde Macht ist groß;" sie erweckt Vertrauen, Anhänglichkeit, hat göttlichen Bestand und Dauer in sich. Gelange nur in dir selbst zur Klarheit und geprüfter Bildung, erkenne die Welt und den Gang des Menschenlebens, bewahre dir eine reine Menschenliebe, die durch äußere Erscheinungen nicht erschüttert wird, die in der Ueberzeugung, der Erfahrung wurzelt, daß des Menschen ganzes Seyn mit seinen Gebrechen und Tugenden durch geheime Bedingungen bestimmt, nie deine Theilnahme verlieren könne; baue und stifte uns aber hauptsächlich das Gute, setze es voraus, ignorire das Böse, und indem du durch positives Wirken das Rechte und Gute schaffest und mehrest, wird das Böse von selbst einstürzen. —

Dieß letztere sey besonders bei dem aufkeimenden Menschen, dem Kinde, Grundsatz; gehe, so lang es irgend geschehen kann, über eine sündhafte Aeußerung, (besonders die erste in ihrer Art) wie z. B. die erste Lüge rc. schnell hinweg, ohne Kenntniß von ihr zu nehmen; denn durch Verweilen, Behandeln des Falles, Warnen, Drohen, gibst du der Sünde erst Leben, pflegst die nichtswürdige Geburt, die außerdem vielleicht keinen Bestand gehabt hätte, indem sie Gegenstand der kindlichen Aufmerksamkeit wird. Entziehe dem Kinde so lang, als möglich, das Wissen von irgend einem Bösen, Unsittlichen, selbst das Wissen, daß das Böse ein Böses sey, — das heißt: erhalte ihm die Unschuld —, behandele es immer als gut, als könne das Böse gar nicht da seyn, und die Tugend und das Bewußtseyn ihrer als etwas allein Seyenden wird in ihm Wurzel fassen und es befestigen gegen spätere Eindrücke des Unsittlichen, die alsdann eher als verächtlich, nichtig, spurlos an ihm vorübergehen. Nur das Gute gezeigt, hervorgehoben, gepriesen, kommt das Böse von selbst nicht auf. —

Nur der Mensch ist gut, der liebt; nur der liebt, wenigstens dauernd, der geliebt wird, und so wird der allmahlig schlecht, in kalte, fühl- und theilnahmlose Selbstsucht erstarrend, der keine Liebe findet, keine reine Theilnahme von außen erfährt. Immer gibt der Mensch zuletzt das zurück, was man ihm widerfahren lassen, und wird so, wie du ihn nimmst, ihm begegnest. Willst du dem Sinkenden, zur Gemeinheit, zur Sünde, aufhelfen, ihn wiedergewinnen für das Gute, hüte dich, ein Zeichen von Zurückstoßung, von niederschlagendem Glauben seines Unwerths

zu geben, hebe das Bewußtseyn seines besseren Ich, sein Selbstvertrauen durch aufmerksames Begegnen, theilnehmende Rücksicht, sollte es selbst mit Ueberwindung, ohne Zuneigung geschehen müssen. Durch Geringschätzung, wegwerfendes Begegnen wurde mancher dem moralischen Verderben, in dieser oder jener, mehr oder weniger auffallenden, Gestalt überantwortet.

Der sogenannten Eitelkeit und Gefallsucht junger Menschen sollst du ja nicht rauh gewaltsam und geradehin zerstörend begegnen, weil dieselbe ein Ausfluß des Ehrgefühls ist, aus dem Keime des Edelsten und Schönsten der Menschennatur entspringt. Es ist das Daseyn des lebendigen Verlangens, geliebt, und was dieses schon einschließt, anerkannt, geehrt zu werden, das in dem Uebermaße der Gefallsucht übertrieben und widerlich wird, aber ja nicht abgestumpft werden darf, weil dadurch die zarteste Blüthe, der Sinn für fremde Liebe und Theilnahme und Hochachtung — Ehre —, das lebendige Gefühl einer schönen Einheit, Verbindung, Zusammenhanges mit den andern Menschen, geschwächt, zerstört werden, und der Gleichgültigkeit und Selbstsucht Raum geben kann. Darum ist auch gerade jenes Gefühl und Verlangen in der Zeit der Jugend am stärksten und lebendigsten, wo das Herz von Liebe und Theilnahme noch am wärmsten schlägt. Daß man den Ausschweifungen des Ehrgeizes oder der Heuchelei verständig zuvorkommen müsse, bleibt dabei natürlich bestehen, nur soll jenes Gefühl nicht blind verdammt oder unterdrückt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Entstehung des Arlequins.

Arlequin ist auf dem Theater ein oft gesehener Charakter; er ist aber nur in Pantomimen anwendbar, und bekleidet in dieser Art von Spektakel das Fach, welches im ernsthaften Drama der erste Liebhaber behauptet. Arlequin erscheint immer mit schwarzem Gesicht, einer Peitsche im Gürtel, und sein Kleid ist gleichsam aus vielen kleinen Stückchen Tuch von verschiedener Farbe zusammengesetzt. Warum heißt man diesen Charakter Arlequin? Warum erscheint er mit schwarzem Gesicht? Weswegen besteht seine Kleidung aus vielfarbigen Lappen? Folgende Erzählung erklärt das Räthsel:

In einer anmuthigen Gegend Italien's spielten drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen im Freien; als sie sich dann in's Grüne lagerten, um ihr Vesperbrod zu verzehren, da sahen sie einige Schritte von ihnen einen kohlschwarzen Knaben in Lumpen gehüllt, an einem Baum gelehnt, der wehmüthig ihrem Appetite zusah und jeden Bissen mit seinen gierigen Augen verfolgte. „Ach! ich bin so hungrig, ich habe den ganzen Tag nichts gegessen!" seufzte er. So komm' zu uns, riefen die drei Kinder, und das Mädchen bot ihm zuerst ihr Butterbrod, und sah mit kindischem Wohlgefallen zu, wie er hastig einen Bissen um den andern in den Mund stopfte; die beiden Knaben theilten mit ihm zur Hälfte. Fröhlichkeit herrschte nun in dem jungen Zirkel, man kehrt zum Spiel zurück, und that, als ob die Bekanntschaft schon Jahrelang währte. Der schwarze fremde Knabe war der munterste; er schnitzte aus Holz eine Art Peitsche, und zeigte damit ein neues Spiel; doch jetzt schlug die Stunde der Trennung, die Kleinen mußten nach Hause. Gehst Du auch nach der Stadt? fragten sie den Fremdling, wie heißt Du denn? „Ach, ich habe keinen Namen," antwortete dieser. Wer sind denn deine Aeltern? „Ach, ich habe auch keine Aeltern, die sind mir schon lange gestorben. Ich war bei einem Schornsteinfeger in der Lehre, der ist unlängst durch den Rauchfang gefallen und hat sich tödtlich verwundet, dadurch ward ich brodlos, gehe nun in die weite Welt, und habe nichts, als diese schlechte Lumpen, in die ich gehüllt bin." Ach! du armer Junge! riefen alle drei: Warte, warte nur ein wenig. Schnell liefen sie fort und kehrten bald wieder; jedes brachte ihm einen guten Theil aus der Sparbüchse, reichlich versahen sie ihn mit Brod und kalter Küche, doch jetzt kam das Beste. Jedes Kind hatte zu Hause mehrere Stückchen Tuch mitgenommen, aber wie staunten Alle, als sie sahen, daß sie in der Eile vergessen hatten, von gleicher Farbe zu wählen. Dennoch nahm es der schwarze Fremdling dankbar an, und versprach, sich davon zu kleiden; sein Anzug war nun so bunt, wie sein Schicksal. Mit gepreßter Stimme stotterte er: „lebt wohl!" Halt, halt! rief das Mädchen, wir müssen ihm auch einen Namen geben, weil er keinen hat, nenne dich, so wie ich. Nein, das geht nicht, sagte der eine Knabe: du bist ein Mädchen. Aber ich gebe ihm meinen Namen. Wähle den meinen, sagte der Andere, der ist der schönste. Jeder wollte nun dem Fremdling seinen Namen aufdringen, endlich machte das Mädchen dem Streit ein Ende. Wißt ihr was? wir geben ihm ein jedes die erste Sylbe unsers Namens, ich heiße Armonie; und ich, sagte der eine Knabe, Leonardo; ich heiße Quintolomeo, sprach der andere. Arlequin! Arlequin heißt Du, riefen die Kinder händeklatschend.

Weinend schied nun der kleine Täufling von seinen großmüthigen Gevattersleuten; der Zufall führte ihn zu einer Theatertruppe, wo er ein besonders geschickter Tänzer ward. Nie sah man ihn anders, als im bunten Kleide; und trotz der Gewohnheit mancher Schauspieler, ihre Namen oft zu wechseln, behielt er doch, zur dankbaren Erinnerung für seine Wohlthäter, seinen ihm geschenkten Namen Arlequin bis an sein Ende.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 88. Sonntag, 31. October 1824.

Das Abenteuer auf dem Marsche.

Als die Nordarmee 1813 über die Elbe gegangen und zur Leipziger Schlacht alles vorbereitet war, stand ich in Neu-Brandenburg.

Von Wittenberg und Torgau hatten die Franzosen eine Demonstration gemacht, und uns von Roslau bis hieher getrieben. Eben hatte ich die Nachricht gehört, daß bei Leipzig seit einigen Tagen die Kanonen donnerten, und stand vor der Thür eines Gasthofes, als ein sehr gut gekleideter junger Mensch zu mir trat, und mich fragte: ob ich, wenn die Alliirten gewönnen, der siegreichen Armee nachfolgen würde? Ich bejahte dieses. — „O, so nehmen Sie mich mit!" rief er freudig aus, „ich weiß, Sie können es!" — „Wer sind Sie?" fragte ich ihn musternd.

„Mein Bruder ist Dragoner-Offizier," versetzte der Fremde, „er hatte an mich geschrieben, daß ich ihn in der Papiermühle bei Roslau treffen würde. Ich kam dort an, aber schon war er am vorigen Tage mit dem Regimente über die Elbe marschirt. Ich muß ihm nach, es koste was es wolle!"

„Haben Sie Legitimationen bei sich?" fragte ich bedenklich, denn ich hatte schon mehrere französische Kniffe erlebt.

Der Fremde verneinte es, indem er dabei bemerkte, daß er hoffe, solche nicht bei mir nöthig zu haben. Ich war in Verlegenheit. Der junge Mensch schien mir von guter Erziehung zu seyn, und ein unbekanntes Etwas zog mich an ihn an. Doch die Klugheit gebot, ihm seine Bitte rund abzuschlagen. Traurig wendete er sich von mir ab, schien noch etwas sagen zu wollen, blickte mich sonderbar an, und verschwand in der Nebenstraße. Ich trat zurück in das Gastzimmer, einige Offiziere stürzten hinter mir drein, und riefen: Victoria! Es ist richtig mit Leipzig, die Franzosen sind total geschlagen!" — Ein großer Jubel entstand, und bald hörte ich von allen Seiten die Bestätigung des großen Sieges auf deutschem Boden. Sogleich befahl ich meinen Leuten aufzubrechen, um den Rückmarsch anzutreten, obgleich ich keinen Befehl erhalten, der im Jubel des Sieges vergessen worden war.

Je näher ich mich der Elbe wieder näherte, desto ausgelassener ward die Freude über die große gewonnene Völker-Schlacht. Wir marschirten bei Acken über die Elbe; allenthalben kam man uns freudig entgegen und theilte Freudetrunken noch den letzten Bissen Brod mit uns. So betraten wir das bedeutungsvolle Schlachtfeld. Noch grub man Haufen von Leichnamen ein, hier und dort sah man die Wachtfeuerplätze und Menschen- und Thierknochen darin geschwärzt liegen; roth gefärbt war der Boden und zerstreut umher lagen todte Pferde, ausgeleerte Tornister, Kugeln, Patronen und Lumpen. Aestelos und schwarz trauerten die Bäume, und Aschenhaufen thürmten sich auf, wo einst friedliche Wohnungen standen. — Mit verschiedenen Gefühlen ritten wir schnell über die Todtensaat nach Leipzig. Hier befragte ich mich nach dem Marsch, welchen die Nordarmee genommen; der Bürgermeister war so gütig mir einige Winke zu geben, und rasch wandte ich mich Merseburg zu. —

Nach dem Einquartirungs-Bureau fragend, wanderte ich durch die Straßen, als mir der Fremde aus Neu-Brandenburg begegnete, und seine frühere Bitte wiederholte. Da ich jetzt keinen Grund hatte, seine Bitte abzuschlagen, versprach ich, ihn bis zu meiner Division mitzunehmen. Seine Dankbarkeit und seine Freude wußte er gegen mich nicht genug auszudrücken; thränenfeucht war sein Auge, als er mich umarmte.

Ich besorgte hierauf meine Einquartirungs-Billette, ließ dem Fremden ein gutes Quartier geben und machte mich zu einem künftigen starken Marsche bereit.

Unterwegs hatte ich eine sehr angenehme Unterhaltung; mein Reisegefährte war ein gebildeter junger Mann, doch mußte ich ihn immer zur Unhaltung auffordern. Oft verlor er sich in Gedanken, erröthete wenn er sich von mir beobachtet glaubte und seine Sittsamkeit grenzte an die höchste weibliche.

Um für meine Leute und ihre Rosse zu sorgen, konnte ich nur die von der großen Straße entfernt liegenden Oerter berühren, denn Alles war von der Armee aufgezehrt worden. In einem solchen Dorfe, der Name desselben ist mir entfallen, erhielt ich mit meinem Fremden ein Quartier bei dem Pfarrer, der

schon ein Greis aber immer noch ein jovialer Mann war. Nach dem Abendessen schmauchten wir ein Pfeifchen zusammen, unterhielten uns von der gegenwärtigen Zeit, während mein Reisegefährte sich aus dem Zimmer geschlichen und zu Bette gelegt hatte.

Um 10 Uhr, nachdem mir mein Wirth auch seine Universitätsjahre mit allen Belegen erzählt hatte, sagte ich ihm gute Nacht und ließ mich von meinem Burschen in das Schlafzimmer leuchten. Ein weißüberzogenes Bett blitzte mir entgegen, allein meinen Gefährten sah ich nicht. Verwundert fragte ich nach ihm, und erfuhr, daß er in der Kammer neben an schlafe — „Seltsame Eigenheiten!" dachte ich, „warum schläft er nicht mit Dir in einem Zimmer?" — Ich nahm das Licht und versuchte die Thür zu öffnen, welche der Patron verschlossen hatte, nach einigen Bemühungen sprang das morsche Schloß auf. Ich schleiche an das Bett, blicke hin und erkenne, daß der Schlafende, — ein Frauenzimmer ist. Ich ehrte des vielleicht unglücklichen Mädchens oder Weibes Geheimniß und ging wieder in mein Schlafzimmer zurück. Meinem Diener verschwieg ich die gemachte Entdeckung, ließ mich entkleiden, und wollte in den Federn Ruhe von dem ermüdeten Marsche suchen; ich fand sie nicht. Der Gedanke, wer das weibliche Wesen sey, und welche Verhältnisse sie in diese Verkleidung gebracht, beschäftigten mich mehre Stunden; besonders wollte es mich ärgern, daß sie meiner Ehrlichkeit so wenig getraut und sich mir nicht entdeckt hatte. Erst spät schlief ich ein und träumte von ihr.

Am andern Morgen war die Unbekannte früh aufgestanden, hatte für mich schon einiges zum Abmarsch besorgt, rief mir äußerst munter guten Morten zu, und als wir fortritten, sprang sie behende auf den für sie bestimmten Wagen. Diese Munterkeit verdroß mich ein wenig. Ich konnte ein geheimnißvolles Lächeln nicht verbergen, das ihr nicht entgangen zu seyn schien, denn als ich sie fragte, wie sie geschlafen? war ihre Verlegenheit nicht zu verkennen. Nach einer halben Stunde bot ich ihr eine Cigarre an. Sie schlug sie aus, indem sie sich entschuldigte, keinen Taback zu rauchen. Bald darauf reichte ich ihr eine Flasche Rhum, weil der Morgen kalt war. Sie nahm verlegen die Flasche, setzte sie an die Lippen, aber trank nicht. Ich bemerkte dieses laut; sie lächelte und meinte, daß sie sich dieses Getränk nicht angewöhnen wollte. Auf diese Weise ängstigte ich sie mit verschiedenen andern Dingen und sah dies für eine Strafe ihres Stillschweigens gegen mich an. Wir kamen vor ein großes Dorf, wo wir frühstücken wollten, kurz zuvor hatte ich sie gequält, zur Abwechselung ein Pferd zu besteigen und nur die Nähe des Dorfes hatte sie aus der Verlegenheit gerissen. Vor dem Dorfe gelagert öffnete ich meinen Flaschenkeller und trank ihr tapfer zu, meine Gefährtin aber fiel in Gedanken und warf zuweilen fragende Blicke auf mich, so daß sie anfing mich zu dauern. Es entstand Lärm. Eine Bäuerin stürzte athemlos auf mich zu, und schrie, daß einer von meinen Leuten ihren Mann todt schlagen wollte. Ich sprang auf, in das Dorf hinein und rief den Schläger zu mir. — „Herr!" rief dieser, „ich hatte die Wirthin um Wasser gebeten, sie brachte mir Bier, dafür gab ich ihr einen Kuß" — dabei strich er lächelnd seinen Bart. — „Der Mann kam dazu, warf mich zur Thüre hinaus, und das konnte ich nicht leiden." — Ich erklärte nun den zusammen gelaufenen Bauern den Vorfall, man lachte endlich darüber, und die Geküßte schlich sich, ihre Schürze vor das Gesicht haltend, in das Haus hinein. Wir brachen sogleich auf.

Mit jeder Stunde wurde mir die Unbekannte interessanter; eine gewisse Zurückhaltung, die ich aus Achtung gegen ihr Geschlecht annahm, verursachte ihr zwar manches Erröthen, da ich sie aber sonst als eine männliche Person behandelte, und manche kleine Mittel ihr verschaffte, die ihre Weiblichkeit verbargen, so wurde sie bald wieder munter und ihre Aengstlichkeit verlor sich.

In Mühlhausen besuchte ich mit ihr die Kirchen, und andere öffentliche Gebäude, wobei ich ihre Bildung immer mehr bewundern mußte. Sie war in der Geschichte des Mittelalters nicht unbekannt, und erzählte mir viel vom Kaiser Rudolph und vom Kaiser Adolph, welche dieser Stadt Gutes und Böses gebracht hatten. In Cassel machte sich mich auf manche Schönheit aufmerksam, und wir freuten uns mit den Einwohnern, die von dem französischen Joche befreit, fröhlich und lustig durch die Straßen strömten.

Auf der Straße nach Paderborn zu, seitwärts in einem Dorfe hatte ich einen Rasttag zu halten beschlossen. Der Pfarrer des Orts, mein Wirth, hatte zwei allerliebste Töchter; zu diesen gesellte sich sogleich meine Unbekannte, obgleich ihr Quartier bei dem Schulzen war. Dies verdroß mich, denn keine von den Mädchen würdigte mich eines Blickes, der blondgelockte schöne Kammerad war ihnen natürlich lieber. Ich bekümmerte mich auch nicht weiter um sie. Verdrießlich spazierte ich am andern Morgen ins Freie; es war ein heiterer November-Tag. Landleute ernteten noch hie und dort das letzte ein, andere bestellten ihre Aecker zur künftigen Ernte wieder, da kam meine Unbekannte auf mich zu, und fragte mich gutmüthig, warum ich mich so entfernte und nicht die Gesellschaft der schönen Pfarrers Töchter suchte? — „Mit wem soll ich mich unterhalten?" entgegnete ich mit einigem Unwillen, „Sie haben die hübschen Mädchen schon in Beschlag genommen, und der Pfarrer studirt." — Sie lächelte, hielt einen Augenblick die Hand an die schöne Stirn und sagte: „Soll ich bei Ihnen bleiben?" — Ich schwieg, und stumm wandelten wir mit ein-

ander in das Dorf zurück. Im Hofe der Pfarrwohnung sprangen uns die Töchter entgegen und meldeten, daß preußische Offiziere im Dorfe angekommen wären, die mit Gewalt Quartier bei ihnen haben wollten In diesem Augenblick traten auch schon zwei Offiziere ein. — „Donnerwetter! riefen sie lustig, das ist ein nobles Quartier!“ — „Herr Kamerad!“ wendete sich der eine zu mir, „Sie müssen, hol mich der T.... mit uns theilen!“ — „Ich werde Ihnen den Platz überlassen,“ entgegnete ich. — „Nein, nein!“ riefen die Mädchen, „Sie bleiben!“ und drängten sich ängstlich an mich. Der Pfarrer erschien an der Thür, fragte nach der Herren Begehr, und entschuldigte sich, wenn ich mein Zimmer nicht theilen wollte, keinen Platz weiter zu haben. — Wir wurden aber gar bald einig. Die Offiziere blieben, und meine Unbekannte schlich sich bald in ihr Quartier.

(Schluß folgt.)

Charade.

Wer mag mein Erstes Paar, das Mächtige, bezwingen? —
Durch Segen und Verderben thut sich's kund.
Vom Zweiten preiset eines Dichters Mund:
Es mag wohl Großes, Herrliches vollbringen,
Es ist naturgemäß mein Erstes ätherrein:
Dieß muß, soll sein Begriff nicht schwinden,
Soll's ungeschminkte Ehrfurcht finden,
Mein Zweites Sylbenpaar auch seyn.
Doch zählt man's zu den Seltenheiten;
Drum ist's in hohem Werth und war's zu allen Zeiten.
Ach wie ringgeschätzt ist meiner Ersten Paar!
Noch selten wohl bot man für Gold es dar;
Doch muß es dauernd auf der Erde walten,
Soll dauernd sie in ihrem Flor bestehn,
Und, soll der Mensch auf Erden sich erhalten,
So muß einmal mein Letztes untergehn.
Mein Erstes muß zum Theil zur Sonne, scheidend, schweben
Und vom entschwebten sieht man keine Spur;
Doch zahlt die Schuld mein Letztes der Natur,
So geht's durch Liebe in ein schön'res Leben.
Es meint dann auch zur Sonne sich zu heben! —
Mit ihm ist nicht verwandt mein Ganzes;
Es trägt jedoch die Farbe seines Kranzes.
Im Schooß des Ersten Paars war, lebend, es begraben,
Eh' zu dem jetz'gen Daseyn es erstand —
Um einen Spiegel buhlt es nun und seinen Rand: —
Jetzt werdet ihr das wicht'ge Wort wohl haben.

Auflösung der Charade in Nro. 86.

Hofnarr.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 23. October. Die Entführung, Lustsp. in 3 Abthl. von Jünger. Hierauf: Der Kalif von Bagdad, Oper in 1 Act von Bojeldien. Hr. Löwe spielte im Lustspiel den Baron Rosenthal. Gewandheit vermißten wir durchaus nicht, hingegen Vertrautheit mit dem feinen Conversationston. Das Händeküssen wurde gar zu oft wiederholt, verschiedene selbstgefallige Bewegungen, ein oft wiederkehrendes unangenehmes Lachen, eine über die Aufgabe der Rolle gehende Nonchalance und Vertraulichkeit, wohin besonders zu rechnen, daß der fremde junge Mann im Gespräch mit seiner Dame nachläßig im Zimmer hin und her geht und ihr dabei den Rücken zukehrte. Wenn ein Mann von Bildung von dem Eindruck spricht, den er auf das schöne Geschlecht machen werde oder gemacht habe, ist es eine üble mimische Begleitung, sich von untenauf zu betrachten. Wir konnten in der ganzen Darstellung nicht den liebenswürdig ungenirten Weltmann finden, eher mußten wir vermuthen, Hr Löwe habe geflissentlich einen selbstgefälligen Gecken darstellen wollen, dem die Gunst der Damen wenig Sorge macht. Hr. Otto ganz in seiner trefflichen trocknen Laune. Mad. Schultze spielte die Wilhelmine mit feiner liebenswürdiger Schalkheit, und Henrietten Dem. Urspruch gleichfalls recht brav. Die kleinen Rollen des Hrn. von Buchenhain und seines Bedienten Johann wurden von Hrn. Düpre und Hrn. Hassel gut ausgefüllt.

Sonntag den 24. Medea, trag. Oper, in 3 Aufz. nach dem Franz. von Treitschke, Musik von Cherubini. Cherubini läßt sich wohl nicht unpassend, wie wir früher bei einem Rückblick auf sein Leben thaten, mit einem verwundeten Adler, der mit stiller Größe seinen Schmerz nagt, vergleichen. Es ist etwas erhaben Trauriges in seinen Motiven, diese Melancholie ist ihm zweite Natur und verläßt ihn auch in den heiteren Darstellungen selten. In der Medea hatte er einen Gegenstand gefunden, worin er seinem Hang zur düsteren Trauer ganz genügen konnte. Und wie wunderbar, wie kunstreich hat er in diesem großen Werk böse Ahnung, Unwürdigkeit, Fluch verführerischer Künste, Rache, schuldloses Leiden, ohnmächtigen Kampf mit dem triumphirenden Bösen, zu einem erhabenen Nachtstück verbunden. Man begreift nicht, wie es eine Zeit geben konnte, wo man so kleinlich war, den großen Geist bis zur Nichtachtung zu verkennen. Ref. kann Cherubini's Werke, wenn er hieran denkt, nie ohne innige Rührung hören. — Es ist erfreulich, wie in unserer Stadt der ernstere Sinn für die Tonkunst immer reger wird. Vor geraumer Zeit war Medea nicht im Stande sich durchzukämpfen. Von unserem unermüdlich thätigen Kapellmeister, Hrn. Guhr, wieder aus der Vergessenheit gezogen, gewinnt sie immer mehr Freunde, und heute war das Haus für den tragischen Gegenstand ungewöhnlich zahlreich. Möge so durch die Musik ferner ein ernster Sinn für die Poesie Macht bekommen, damit man auch ein Schauspiel mit Glück geben könne, was wahrhaft erfreut. Erfreut? — ja sicher, wie man sich

an Medea und an andern ernsten Opern erfreuen kann. Im tiefen Ernst liegt Freudigkeit und der Scherz des Lustspiels hat eine tief ernste Seite. — Mit der heutigen Aufführung, besonders mit den Chören, müssen wir Nachsicht haben, da diese Oper einer andern schnell substituirt wurde. Hr. Dobler (Kreon) und Mad. Brauer (Dirce) waren ausgezeichnet und bildeten die rechten Pole der männlichen Kraft und der weiblichen Innigkeit. Dem. Heinefeder sang ebenfalls sehr brav. Hr. Nieser (Jason) drang heute nicht recht durch. Lobenswerth war die Anstrengung der Dem. Rotthammer (Medea), aber hörbar die Anstrengung. Was ihre sonderbare Action und Declamation betrifft, welche letztere auch Hrn. Nieser anzustecken scheint, so wollen wir dagegen einen Schillerschen Pfeil verschießen, aus den Oktaverimen, welche Schiller mit Glück gegen Göthe's Uebersetzung von Voltaire's Mahomed richtete:

Nicht Muster darf uns hier der Franke werden,
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist,
Des falschen Anstands prunkende Geberden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist.

Donnerstag den 28. **Der Freischütz**, Oper in 3 Abthl. von Fr. Kind, Musik von C. M. v. Weber. Fr. Kind hat seine Eitelkeit mit dem Text zum Freischütz durch manche feindselige Urtheile gebüßt, von denen einige ihm sogar die Kenntniß guter Bühneneffekte absprechen wollten. Wir finden an dem Opernbuch wenig zu tadeln, viel zu loben. Es war sehr recht, daß Kind der Erzählung von Apel einen glücklichen Ausgang gab, denn nur dieser war einem so volksmäßigen Opernstoff angemessen. Der Stoff selbst ist zeitgemäß — wer wird das Zeitgemäße, sobald es nicht Gegenstand des Abscheues wird, vom Theater verbannen wollen? — Der Stoff ist lebendig aufgefaßt und zu den verschiedenen lyrischen Ergießungen mit Phantasie und Einsicht benutzt. Man soll uns doch ein ähnliches Buch von einer großen Volksoper zeigen. Die Eintheilung der Akte ist, auch in den Tageszeiten, wohl gewählt. Im ersten Akt erscheint Max gebannt und die Verführung gelingt. Die Landschaft, welche mit dem festlichen Tageslärm beginnt, schließt sich abendlich mit verhallenden Tönen und mit Ahnungsschauern, während der schwarze Jäger hinter'm Busch lauschet. Der zweite Akt breitet die Nacht zuerst mit ihrem Zauber, dann mit ihren Schrecken aus. Das Erwarten, das Gebet, und die heiteren Momente, die schwere Besorgniß in verschiedner Gestalt, sind gut motivirt. Die fromme Liebe Agathen's ist mit der unheimlichen Unruhe des Max in einen wirkungsvollen Contrast gebracht. Vor den übertriebenen Teufeleien in der Wolfsschlucht zwar wird jeder ächte Jünger der Dicht- und Tonkunst drei Kreuze machen; es ist gewiß, daß Kind nicht Meister im Schauerlichen ist, besonders nicht in Beschwörungsformeln, Zauberrecepten u. dgl., das ist ihm nun nachzusehen, aber der Teufelslärm, der, wenn die Einbildungskraft nicht mehr Stich hält, das Trommelfell betäuben muß, ist doch zu arg, hier hätte Kind auch bei Weber ein Veto einlegen müssen. Das Vergehen des Max bildet passend den Mittelpunkt der Oper. Der dritte Akt, den Morgen und neue sichere Hoffnung bringend, ist frisch gehalten, verfehlt ist nur der Spaß mit dem Kettenhund. Dem vorgreifenden Umstande der Brautschmückung darf der überwiegenden Schönheit wegen Nachsicht geschenkt werden. Durch die Erscheinung des Einsiedlers entsteht ganz allein die glückliche Wendung, eine Wirkung, welche im Gang des Drama's nicht vorbereitet wurde, außerhalb desselben liegt. Diesem und dem Vorigen wäre vielleicht mit Wenigem abzuhelfen gewesen. Die Wendung des Verderbens auf Caspar ist der Idee nach gut erfunden. Wenn wir also einige Mißverhältnisse untergeordneter Art abrechnen, so ist das Sujet gut und in musikalischer Hinsicht sehr dankbar behandelt. Weber mag immer einen kleinen Tribut an Kind geben, wenn sein Freischütz überall mit Enthusiasmus aufgenommen wird. Nur soll Kind sich nicht zu viel aufs Einzelne, auf den poetischen Gehalt des Einzelnen zu Gute thun, als Ganzes ist sein Werk sehr brav. — Von der Aufführung am heutigen Abend können wir fast durchgängig das Beste berichten. Die ungewöhnliche Stärke, welche Dem. Schulz als Agathe entwickelte, zeigte, daß die Sängerin auch für die Zukunft ein gutes Mitglied unserer Oper seyn wird, wenn man darauf bedacht ist, sie mehr zu schonen, als es bisher vielleicht möglich war. Dem. Heinefeder ließ uns als Aennchen bedeutende Fortschritte bemerken. Ihre Stimme gewinnt zusehends an Schmelz und Rundung. Auch befleißigt sie sich einer einfachen und angemesseneren Diction. Der Tenor des Hrn. Nieser, Max, schien uns etwas bedeckt und in den hohen Tönen schwach, doch wirkt die Anmuth dieser Stimme stets erfreulich. Mit dem Spiel sind wir noch nicht einverstanden. Hr. Dobler, Caspar, die personificirte wilde Kraft und Rohheit der Jägernatur; der Gesang meisterhaft. Der Oberförster hatte das Unglück heute auch mit einer unterirdischen Macht in Kampf zu gerathen, welches sich sehr komisch ausnahm.

Theater-Anzeige.

Montag den 1. November. (Zum Vortheil des Hrn. Löwe): Moses, dramat. Gedicht in 5 Aufz. (Moses Hr. Löwe.)
Dienstag den 2. Der Schnee, Oper.
Mittwoch den 3. Emmy Robsard, Schsp.
Donnerstag den 4. Jessonda, Oper.
Samstag den 6. Die Schuld, Trsp. (Oerindur: Hr. Löwe.)
Sonntag den 7. Der Einsiedler, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 89. Donnerstag, 4. November 1824.

Das Abenteuer auf dem Marsche.

(Schluß.)

Nun gab es Lärm in der friedlichen Pfarrwohnung, geschäftig eilten die Töchter umher, um ihre Gäste gut zu bewirthen. Wir hatten keine Langeweile, denn unter Essen, Trinken und Scherzen entfloh uns schnell der Tag. Am Abend besuchte ich meine Unbekannte, die ich, bei einem Nachtlämpchen den Kopf in die Hand gestützt, am Fenster sitzend fand. Bei meinem Erscheinen war sie aufgesprungen, freudig kam sie auf mich zu; doch plötzlich blieb sie wieder stehen und schlug die Augen nieder. Ich faßte ihre zitternde Hand, und fragte sie, warum sie uns verlassen habe? — „Sie sind sehr gütig!" sprach sie in einem bebenden Tone, „Sie sehen nach Ihrem Schützling!" dabei umfaßte sie mich. — „Ich bin Ihnen gut, wie meinem Bruder," entgegnete ich — „darum wenn Ihnen etwas fehlt, wenn ich etwas für Sie thun kann, entdecken Sie sich mir!" — Sie schwieg, dann hob sie freundlich die schönen Augen zu mir auf und — da stürzten die Offiziere herein und nahmen mich jubelnd in ihre Mitte, indem sie äusserten, sie könnten ohne mich nicht fröhlich bleiben. Sie hätten Punsch haben wollen, allein die Ingredienzien dazu wären im Dorfe nicht zu haben. Ich versprach ihnen Punsch machen zu lassen, denn mein Bursche hatte alles Erforderliche dazu. — In kurzer Zeit dampfte der edle Trank auf der Tafel. Noch war ich einsylbig, denn die Störung der Offiziere, ohne welche ich ein Geheimniß erfahren hätte, war mir sehr unangenehm gewesen. Erst nach einigen Gläsern des heißen Trankes kam meine gute Laune wieder. Wir sangen das Schlachtlied:

Auf! auf! auf!
Hört der Hörner fröhlich Zeichen,
Die Kanone kracht!
Laßt uns vorwärts, nimmer weichen,
Tiefer in die Schlacht!
Wenn auch Tod aus Feuerschlünden
In die Reihen sprüht
Ha! — Unsre Donner Sieg verkünden,
Denn der Feind entflieht.
Nur mit Schmuck und Ordensband
Wird der tapfre Sohn erkannt,
Und ihn drückt mit Lieb und Lust
Vaterland und Weib die Brust.

Drauf! drauf! drauf!
Vorwärts wehen uns're Fahnen
In der Feinde Reih' —
Laßt uns schnell den Weg hinbahnen,
Vaterland wird frei!
Rechts und links sind zwar gefallen
Von den Brüdern viel —
Muth! — Schon die Donner schwächer hallen,
Wir sind bald am Ziel!
Fester dränget Euch ins Glied,
Denn kein Deutscher flieht!
Unter Feuer, Pulverdampf
Schreitet muthig er zum Kampf.

Heimlich sendete ich meiner Unbekannten einige Gläser Punsch für die kalte Nacht. Spät gingen wir mit schweeren Köpfen zu Bette.

Am andern Morgen nahm ich Abschied von meinem Wirth, von seinen schönen Töchtern und von den Offizieren. Wir sahen uns nicht wieder. Das ist das Loos des Soldatenlebens! Man findet sich, lernt sich kennen und muß sich auf immer von einander wieder trennen, welches uns zuletzt eine Gleichgültigkeit ertheilt, daß man oft mit Recht von den Soldaten sagen kann: „sie sind nicht beständig."

Unterweges dankte die Unbekannte mir für den gestrigen Punsch, aber entdeckte mir nichts; doch schien sie jetzt, wenn wir allein waren, das Weib weniger zu verbergen, sie hing mit ganzer Seele an mir.

Wir kamen nach Paderborn, wo wir schon viel Neues erfuhren, hielten uns daselbst gar nicht auf, da wir in dieser alten düstern Stadt nichts Merkwürdiges zu finden hofften, ob man mir gleich von Wittekinds des Großen Grab viel sprach. — In Osnabrück waren wir kaum eine Stunde einquartirt, als meine Unbekannte in mein Zimmer stürzte, und mir verkündete, daß — daß ihr Bruder wollte sie sagen, aber sie schlug die Augen nieder, und verbesserte, daß sie in Münster das Ziel ihrer Sehnsucht zu finden hoffe. Morgen ginge ein Transport dahin, ich sollte ihr doch die letzte Gunst erweisen, und bewerkstelligen, daß sie mit demselben reisen könnte. „Und," fuhr sie fort, „morgen sollen Sie auch mein Geheimniß erfahren." — Damit sprang sie aus der Thür wieder hinaus.

Ich hatte Geschäfte wegen der Vorspanne, die hier sehr kostbar waren, und konnte meine Unbekannte den Abend nicht sprechen, doch hatte ich für sie gesorgt, daß sie bequem nach Münster fahren

konnte. Am folgenden Frühmorgen holte sie mich ab, und bat mich, mit ihr vor das Thor zu gehen, um den Transport zu erwarten. Wehmüthig klang ihre Stimme, und auch ich war voll Rührung; ich sollte sie nun verlieren auf immer, und hatte mich doch so an sie gewöhnt.

Vor dem Thore blieben wir stehen; weinend fiel sie mir um den Hals; ich drückte sie schweigend an meine Brust, und eine schmerzliche Minute flog vorüber. — „Edler Mann!" hub sie endlich an, — „ich habe Ihnen kein Geheimniß mehr zu entdecken. Sie wissen es schon, denn ich habe ja ihr zartes Benehmen gefühlt, ich bin ein Weib, bin die glückliche Gattin des Offiziers, den ich Bruder nannte; in Münster soll ich erfahren, wo er steht. Ich eile zu ihm, um ihn zu trösten, da er vielleicht glaubt, ich sey verloren. Ihre That werde ich nie vergessen, so wie ich mich ewig mit Liebe Ihrer erinnern werde. Leben Sie wohl!" — Sie küßte mich. Ich wollte antworten, da sprengten schon einige Dragoner heran, der Transport kam, sie setzte sich auf den Wagen, und dorthin fuhr sie. — Ich eilte mißvergnügt in mein Quartier; eine Sehnsucht ergriff mich plötzlich, die mich aus dem Zimmer jagte. Ich lief nach dem Thore zurück, doch alles war verschwunden. Auf dem Platze, wo ich mit ihr gestanden, verweilte ich, erinnerte mich an das, was sie noch gesprochen, beging mancherlei Thorheiten, die ich endlich lächerlich fand, mich zusammen nahm, und alles vergessen wollte. —

In dem Dorfe Pathmen, unweit der Festung Deventer, fand ich meine Division; und meine Eilmärsche hatten ein Ende. —

Als Paris erobert, die Feinde geschlagen waren, traten wir unsern Rückmarsch in das Vaterland an, und als wir über den Rhein gegangen waren, und den deutschen Boden betraten, da jubelten wir, da sahen wir nur fröhliche Menschen! —

In Frankfurt am Main mußte ich mich einige Tage aufhalten. Ich stand vor der Thür des Gasthofs zum römischen Kaiser, da rollte ein Wagen heran, ein Herr und eine Dame stiegen aus. Letztere warf mir einen überraschenden Blick zu, faßte schnell den Arm ihres Begleiters und flog mit ihm die Treppe hinauf. — „Wer sind die Fremden?" fragte ich einen Lohnbedienten. „Es sind Preußen," erhielt ich zur Antwort, „sie reisen nach Ostpreußen." — Ein Marqueur erschien, und lud mich höflich zu den jetzt angekommenen Fremden. Ich erstaunte und bemerkte, daß die Einladung vielleicht mir nicht gelte, allein der Marqueur versicherte, er hätte den Befehl, den an der Thür stehenden Herrn höflich zu ihnen einzuladen. Ich steige langsam die Treppe hinauf und öffne die Thür, da tritt der Fremde mir freundlich entgegen, entschuldigt sich mit seiner Freiheit, mich bemüht zu haben, präsentirt mir einen Stuhl, und fährt fort: „Sie haben eine junge Dame mit mir aus dem Wagen steigen sehen, Ihre Blicke verriethen, daß sie dieselbe kannten; ich wünschte zu wissen, unter welchen Verhältnissen dieses geschehen ist." — Ich stutzte, denn ich wußte nicht, ob er aus Neugierde oder aus ernstlichen Absichten fragte. „Mein Herr," entgegnete ich endlich, „ich weiß nicht, was Sie berechtigt, mich zu fragen?" — "Es soll mich freuen, wenn Sie die Dame kennen," rief der Fremde. „Sie müssen sie kennen!" — „Nein!" sagte ich ernsthaft werdend, und stand auf; „zwar finde ich eine Aehnlichkeit mit einer Person, die ich aber jetzt nicht in meinem Gedächtniß finden kann." — Der Offizier stand auf, öffnete ein Seitenzimmer und führte die Dame herein, welche lächelnd auf mich zu kam, mir die Hand reichte und sagte: „Kennen Sie Ihren Reisegefährten nicht mehr?" — Da erkannte ich sie, meine reizende Unbekannte. Wir umarmten uns alle Drei! mit Dank und Lobsprüchen wurde ich überhäuft, ich flog aus einem Arm in den Andern. Unsere Freude war unbeschreibbar. Der Gemahl meiner früheren Unbekannten hatte den Abschied genommen, und reis'te jetzt in sein Vaterland. Ein Briefwechsel sollte von uns unterhalten werden, aber mich warf das Schicksal bis an den Dniester, — doch, vielleicht lesen die herzlichen Menschen diese Zeilen einst, und eine Minute der Erinnerung an verfloßne Zeiten wird ihnen nicht unangenehm vorüber rauschen.

R.

Weihetafeln.

(Fortsetzung von Nro. 77.)

17.

Warum tönet oft Wort und Leben im schreiendem Mißklang?
Weisheit lehren ist leicht, aber sie lernen ist schwer.

18.

Vieles kannst du erlernen durch Andere, Namen und Zahlen,
Wort' und Sachen, doch Eins, Weisheit, erlernest du nicht.
Weisheit erlernest du nur durch dich selbst, betrachtend mit Klarheit
Jetzo die Welt um dich her, jetzo die Welt in der Brust.

19.

Tief in dem Herzen wohne die Tugend! wenn dich zum Handeln
Drängt das Leben, dann frommt wenig erlernte Moral.
Tugend wirk' als Instinkt! Sie künd' als inn'res Gefühl dir
Blitzschnell jetzt, was du sollst, jetzo was du nicht darfst.

20.

Krankheit schreckt dich, du bebst bei dem bloßen Gedanken, als ob dir
Trät' ein grausig Gespenst hin vor dem zagenden Blick.
Segne sie; denn sie mahnt an die Nichtigkeit irdischer Dinge
Dich, und ziehet den Sinn mächtig zum Himmel empor.
Darum sendet oft Gott dir leiblich schmerzendes Siechthum,
Daß dir gesunde die Seel' und du erkennest dein Heil.

21.

Deine Geliebtesten sahst du hinaus sie tragen, und Thränen
Füllten dein Auge, die Brust tiefes unendliches Weh.
Harr' ein Weniges nur und sie tragen dich selber hinaus dann,
Jegliche Thrän' ist versiegt, still dann wird jegliches Weh.

(Fortsetzung folgt.)

Eines armen Teufels literarische Laufbahn,

von ihm selbst erzählt.

(Nach dem Englischen des Washington Irving. *)

Ich hatte das frühzeitige Unglück, als der Schalk und Witzbold unter meinen Schulkameraden zu gelten, und demnächst als das Kraftgenie auf das ganze Dorf überzugehn. Mein Vater war Landprocurator, und es war seine Absicht, daß ich sein Geschäft forttreiben sollte; aber ich hatte zuviel Genie, um mit Lust zu studiren, und mein Genie war ihm zu ehrwürdig, als daß er ihm hätte Zwang anlegen wollen. Dadurch gerieth ich in schlechte Gesellschaft und vertrieb mir auf schlechte Weise die Zeit. Mißverstehen Sie mich nicht. Ich gerieth in die Gesellschaft von Dorfschöngeistern und gab mich damit ab, Dorfgedichte zu machen.

Es war damals eben Sitte im Dorfe, gebildet zu seyn. Ein kleiner Haufen verwandter Geister trat zu einem literarischen, wissenschaftlichen und philosophischen Verein zusammen und wähnte sich die gelehrteste Gesellschaft unter der Sonne. Jedem Einzelnen war irgend eine Rolle zugetheilt, je nachdem ihn Angewöhnung oder Ziererei von ungefähr dazu eigneten. Einer z. B. der äußerst schwermüthig war, ungemein viel Thee trank, sich in seinem Armsessel hin und her wiegte, und seine Reden mit Denksprüchen zu würzen verstand, ward als der zweite Dr. Johnson betrachtet; ein anderer, welcher dem geistlichen Stand angehörte, sich mit plumpen Spässen vergnügte, und Knüttelverse machte, war der Swift unter uns. So hatten wir unsere Pope, Goldsmith, Addisson, u. s. w. Ich war, vermöge gemeinsamer Uebereinkunft, der Wunderjüngling, das große Dichtergenie, der Stolz und die Hoffnung des Dorfes, der Mann, durch den es sich schmeichelte, dereinst so berühmt, wie Stratfordon Avon zu werden.

Mein Vater starb und hinterließ mir seinen Segen und sein Geschäft. Sein Segen brachte mir kein Geld in die Tasche, und sein Geschäft verließ mich bald; denn ich hatte mit der Poesie zu thun und konnte mich mit der Rechtsgelahrtheit nicht befassen, und obgleich meine Clienten große Achtung vor meinem Genie hegten, so wollten sie einem poetischen Sachwalter dennoch nicht so recht trauen.

Ich büßte daher mein Geschäft ein, verzehrte mein Geld und endigte mein Gedicht. Es führte den Titel: **Die Freuden der Schwermuth** und ward von der ganzen Geisannschaft bis in die Wolken erhoben. Die Freuden der Phantasie, die Freuden der Hoffnung, die Freuden des Gedächtnisses, obgleich deren Verfasser den Dichtern des ersten Ranges angehörten, waren eitel Prosa dagegen. Mehrere Mitglieder der literarischen, wissenschaftlichen und philosophischen Gesellschaft wußten es von Anfang bis Ende auswendig herzusagen; es ward einmüthig als das größte Werk seiner Zeit anerkannt, und Alle freuten sich im Voraus des Aufsehens, das es in der großen Welt erregen würde. Es unterlag keinem Zweifel, daß die Londoner Buchhändler sich in die Wette um den Verlag bewerben würden und meiner Freunde einzige Furcht war die, daß ich es zu wohlfeil weggeben möchte. So oft sie sich über die Sache besprachen, stellten sie den Verkaufspreis höher. Sie überzählten die großen Summen, welche für die Erzeugnisse gewisser volksthümlicher Dichter gegeben worden, und entschieden, daß mein Werk mehr werth sey, als alle zusammengenommen, folglich auch besser bezahlt werden müsse. Ich meinestheils war bescheiden in meinen Erwartungen, und nahm mir vor, mit tausend Guineen zufrieden zu seyn. So steckte ich denn mein Gedicht in die Tasche und machte mich auf den Weg nach London.

Meine Reise war fröhlich, mein Herz leicht, wie meine Börse, und mein Kopf voll des Ruhmes und des Glücks, das mir bevorstand. Wie stolz sah ich von den Höhen von Highgate auf das alte London herab, einem Generale gleich, welcher einen einzunehmenden Platz überschaut! Vor mir ausgebreitet lag die große Hauptstadt, in eine dichte Rauchwolke gehüllt, welche sie der Strahlen der Sonne entzieht, und ihr auf künstlichem Wege trübes Wetter bereitet, wenn es ihr etwa, selten genug, auf natürlichem Wege auf ein Paar kurze Stunden daran fehlen sollte.

Mein Auge schweifte erwartungsvoll nach der Richtung hin, wo die majestätische Kuppel von St. Paul düster aus diesem Nebelschleyer hervorblickt und ich versetzte mich in Gedanken in das Reich des Wissens, das zu ihren Füßen ausgebreitet liegt. Wie bald sollten die Freuden der Schwermuth diese Welt von Buchhändlern und Buchdruckern in ein Gewühl geschäftigen Entzückens versetzen! Wie bald sollte ich meinen Namen in allen Straßen ausrufen hören!

Als ich in der Stadt angekommen war, begab ich mich sofort zu dem angesehensten Verleger, den, wie natürlich, jeder neue Schriftsteller in Schutz nimmt. Eigentlich war es schon in dem Dorfzirkel festgesetzt worden, daß Er der

---

*) Aus dem eben erschienenen Tales of a Traveller. 2 vol. London 1821.

Glückliche seyn sollte. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie selbstgefällig ich die Straßen durchzog; mein Kopf schwebte in den Wolken. Ich fühlte himmlische Lüfte ihn umwehen, und hörte schon die Posaunen des Ruhms. Als ich an den Fenstern der Buchläden vorüberkam, sah ich im Geiste mein Werk unter den neugebornen Wundern des Tages glänzen, und mein Brustbild, in Kupfer gekratzt oder in Holz geschnitten, neben Scott, Byron und Moore prangen.

Der Adel meiner Miene und der Schmutz meiner Kleidung schien den Gehülfen meines Verlegers Ehrerbietung einzuflößen. Unstreitig hielten sie mich für irgend einen wichtigen Mann, der etwa griechische Alterthümer entdeckt hatte, oder in die Pyramiden eingedrungen war. Ein stolzer Mann in schmutzigem Aufzuge ist in der gelehrten Welt immer eine ehrfurchtgebietende Erscheinung: man muß sich geistig sicher fühlen, bevor man es wagen kann, sich körperlich zu vernachläßigen, und nur ein großes Genie oder ein großer Gelehrter darf schmutzig einhergehn. — Unter dieser Voraussetzung, wie es scheint, ward ich ohne Anstand in das Allerheiligste des Hohenpriesters der Minerva eingeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Friederichs Tagebuche.

(Bruchstücke.)

(Fortsetzung.)

Die Morgenstunden entscheiden gewöhnlich über unsere Stimmung während des ganzen Tages, aufgeregter Unmuth, eindringender Mißton klingt durch alle Stunden uns störend, trübend nach. Wohl mag es auch so mit den Morgenstunden, Morgenjahren des Lebens seyn, und wichtig gewiß, wenn nicht entscheidend, ist ihr Verlauf, ihre Beschaffenheit und Gestaltung für die ganze irdische Zukunft. So wenig als das feste Gepräge der Natur, der Individualität in angestaunten Eigenheiten, Anlagen ꝛc., sind die ersten, in die aufthauende Seele eingepflanzten Eindrücke je ganz auszurotten, gleichsam das erste Fundament des sich aufbauenden Geistes umzustürzen, zu vernichten, wenn auch das Glück eines steten, zusammenhängenden Fortganges der Erziehung versagt seyn, günstiger oder ungünstiger Wechsel der Verhältnisse dem aufwachsenden Menschen werden sollte. Das folgende Leben mag sie zwar verdecken, zurückdrängen, aber immer brechen sie, heil- oder unheilvoll, störend oder fördernd, mild erfreuend, aufrichtend, oder betrübend, niederdrückend hervor. Daß diese Wahrheit nicht fester im Auge, nicht heiliger gehalten wird, nicht immer auf die äußerste Wartung und Pflege durch reine Humanität in Beispiel, Begegnen, Leiden und Genießen in den ersten wichtigen Jahren gedacht, das weiche, immer offene, mit tausend Polypenarmen alle äußere Erscheinung durstig in sich aufnehmende Gemüth des ins Leben erwachenden Menschen berücksichtigt, das Festhängen, Wurzeln, Fortkeimen jedes einfallenden ersten neuen, jeder Art, sein Einfluß auf künftige Ansicht erwogen wird, so wie im Frühling lebensfrische, treibende Erde leicht jedes Samenkorn festhält und zum Gewächse aufschießen läßt! — Wird doch jeder Gärtner den unersetzlichen, unverbesserlichen Schaden, die widersinnige Verkehrtheit einer Behandlung anerkennen, die nicht bei der zarten, aufkeimenden Pflanze schlechterdings nur das ihrer Natur Entsprechende anwendet, jede widerwärtige, feindliche Wirkung auf's Sorgfältigste abhält, bis sie zu einer gewissen Energie des Lebens gelangt; — wird aber dasselbe bei der aufkeimenden Menschenpflege, nicht sowohl der physischen, als der moralischen, so lebendig erkannt, festgehalten, angewendet, dieser gleich der vegitirenden, nur und ausschließlich entsprechende Nahrung des Humanen, Wesentlich-Menschlichen, gebothen, ja nur der Grundsatz immer behauptet, der doch so einleuchtend ist?

Gib dem Kinde Freudigkeit, Lust, so viel möglich in den ersten Jahren, erfülle jeden Wunsch und Willen, so weit es geschehen kann, räume jedes Hinderniß, jedes Mißfallen, jeden Unmuth von ihm hinweg, damit sein Inneres sich aufrichte, sein Selbst zu einer Persönlichkeit erstarken könne, daß es das Leben lieb gewinne, sein Wesen immer mehr in Heiterkeit sich verkläre, in welcher allein Kraft und Tugend gedeihen. Eine glückliche reiche Kinderzeit schimmert beseligend und stärkend durch das ganze Leben hin, sie ist der Born, aus welcher der Mann noch Erquickung und Freude schöpft, und nie wird die Zukunft die Falten ganz aus dem Gemüthe wegwischen können, die eine gedrückte, leere Kindheit ihm eingedrückt haben, diese Entbehrung mit allem Schaden ersetzen, gut machen können. Aber je bestimmter der aufkeimende Mensch zur ausschließlichen Entwickelung seines Selbst's angewiesen ist, wie zuerst nichts für ihn da seyn kann, außer seinem Ich, keine Rücksicht, kein Interesse, kein Wollen, als für ihn, das erste Seyn in entschiedener Selbstheit, naturgemäß auftrit; um so weniger darf diese früh schon unberücksichtigt, ungeregelt bleiben, oder in irrthümlicher Ansicht einer natürlichen unverwerflichen Aeußerung ihr unbedingter Raum und Fortgang gelassen werden. Schon nach den ersten 3 Lebensjahren werde auf eine verhältnißmäßige Entäußerung der unbedingten Selbstheit des Kindes leise eingewirkt, und wie in jedem Bedeutenden und Wesentlichen, vorzüglich auch hier schon früh die rechte Richtung gegeben; die Vorstellung der Nothwendigkeit einer Rücksicht, Entsagung, Beschränkung für andere werde früh ihm eingeflößt, allmählig bei ihm sanft in Ausübung gebracht, zur Gewohnheit, Fertigkeit, Neigung erhoben. In dieser Beziehung trete die erste bestimmte Beschränkung eines erfüllbaren Wunsches, Entbehrung, freiwillig oder unfreiwillig, in das Leben des Kindes ein, das Lebensgesetz der Entsagung werde zuerst und früh in Bezug auf den Vortheil anderer, als ein Opfer für diesen aus gegenseitiger Liebe, ihm fühlbar.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 90. Sonntag, 7. November 1824.

Sängers Tod.

Nachtes Feier
breitet ihren Schleier
ernst und ruhig auf die stille Flur;
und es beuget
inniglich und neiget
an die Brust des Schlafs sich die Natur.

Heller, freier
breitet sich ein Weiher
durch das Dunkel hin mit heil'gem Glanz.
Wellchen beben
leise und entschweben,
magisch zitternd, wie ein Geistertanz.

Langsam, leise
zieht ein Schwan die Kreise
durch die glanzumstrahlte stille Fluth.
Sterne blinken
oben — unten — winken
allenthalben ihn zur Himmelsgluth.

Und ein Tönen,
wie ein mattes Sehnen,
das schon mit dem Lebenshauche flieht,
hör' ich leise
und erkenn die Weise,
O! er singt sein einsam Todtenlied —

— Ausgesungen
ist es, ausgeklungen,
und es stirbt des Lebens heil'ge Gluth.
Zu den fernen
schönen goldnen Sternen
taucht er schweigend nieder in die Fluth.

Oft getragen
hat in schönern Tagen
sie ihn an der Brust mit Liebessinn.
Drum bewähret,
daß er ihr gehöret,
sie nun auch, und nimmt ihn sterbend hin.

Silberwellen
kreisen in dem hellen
Mondenlichte, zuckend hin und her — .
Andre rinnen
Ferner wohl von hinnen,
aber keine trägt den Sänger mehr.

Tiefes Leiden
bebt bei seinem Scheiden
durch die stille Nacht im Fieberschauer:
alles schweiget,
jedes Blättchen neiget
sich zum feuchten Grab voll tiefer Trauer.

Luna scheinet
einsam nun und weinet
um den Theuren in des Himmels Höhn —
Sterne blinken
wieder wol und winken,
doch der Liebling ward nicht mehr gesehn.

J. Nicolay.

Eines armen Teufels literarische Laufbahn,

von ihm selbst erzählt.

(Nach dem Englischen des Washington Irving. *)

Das Bücherverlegen ist heutzutage etwas ganz Anderes, als es vor Zeiten gewesen. Ich fand in dem Verleger einen nach der Mode gekleideten Mann in einem eleganten, mit Sopha's möblirten und mit den Bildnissen berühmter Schriftsteller, so wie mit prächtigen Bücherschränken geschmückten Besuchzimmer. Er saß an einem zierlichen Tische und schrieb Briefe. Das heißt Geschäfte auf einen großen Fuß betreiben, dachte ich bei mir selbst. Der Ort entsprach ganz den prächtigen Verlagswerken, die davon ausgingen. Ich freute mich im Stillen der Wahl, die ich getroffen; denn ich fand von jeher mein Vergnügen daran, Männer von Geist und Geschmack aufzumuntern.

*) Aus dem eben erschienenen Tales of a Traveller. 2 vol. London 1824.

Ich näherte mich dem Tische mit jenem stolzen, poetischen Selbstgefühl, welches ich aus unserem Dorfzirkel mitgebracht hatte, mischte jedoch etwas von dem Wesen des Beschützers hinein, ohngefähr so, wie man sich geberden mag, wenn man im Begriffe steht, eines Mannes Glück zu machen. Der Buchhändler hielt mit der Feder in der Hand inne und schien in stummem Erstaunen zu erwarten, was eine so seltsame Erscheinung wohl bedeuten möchte.

Ich fühlte, daß ich, wie Cäsar, nur kommen und sehen dürfe, um zu siegen. Ich nannte meinen Namen und jenen meines Gedichts, zog das kostbare Manuscript hervor, das vielfältige Spuren der Feile an sich trug, legte es mit Würde auf den Tisch und sagte, um Zeit zu ersparen, und sogleich zur Hauptsache zu kommen, der Preis sey tausend Guineen.

Ich hatte dem Buchhändler nicht Zeit gelassen, zu sprechen,; auch schien es ihm nicht sehr darum zu thun. Er betrachtete mich noch eine Weile mit einem Anschein von grillenhafter Verlegenheit, maß mich mit den Augen, sah bald auf mein Manuscript, bald wieder auf mich selbst, und deutete endlich auf einen Stuhl, indem er leise pfeifend seinen Brief weiter schrieb.

Ich bildete mir ein, er bedenke sich über die Sache, und saß eine Zeitlang in Erwartung seiner Antwort; allein er hielt blos gelegentlich inne, um die Feder einzutauchen, sich das Kinn oder die Nase zu streicheln, und dann fortzuschreiben. Offenbar war sein Geist emsig mit etwas Anderem beschäftigt; aber ich hatte keinen Begriff davon, wie irgend ein anderer Gegenstand die Aufmerksamkeit fesseln könnte, während mein Gedicht unbeachtet auf dem Tische lag. Ich hatte geglaubt, daß den Freuden der Schwermuth alles andere weichen müsse.

Endlich stieg mir die Galle. Ich nahm mein Manuscript, steckte es in die Tasche, und ging mit einigem Geräusch aus dem Zimmer, um mein Weggehen bemerklich zu machen. Der Verleger war jedoch zu sehr in gemeineren Angelegenheiten vertieft, um darauf zu achten. Er ließ mich die Treppe hinabgehen, ohne mich zurückzurufen. Ich eilte auf die Straße hinaus, aber niemand ward mir nachgeschickt; der Verleger hätte mir etwa von dem Fenster seines Zimmers aus zurufen können, doch er that es eben so wenig. Es ist mir seitdem zu Ohren gekommen, daß er mich entweder für einen Wahnsinnigen oder für einen Narren angesehen habe. Ich überlasse Ihnen, zu entscheiden, in wie fern seine Meinung gegründet war.

Als ich um die Ecke gekommen, sank mir der Muth. Ich mäßigte meinen Stolz und meine Erwartungen, und stimmte meine Forderung an den nächsten Buchhändler herab, jedoch ohne Erfolg. Ich wandte mich eben so vergeblich an einen dritten und vierten. — Nun ersuchte ich die Buchhändler, selbst ein Anerbieten zu machen, doch auch das wollten sie nicht. Gedichte, sagten sie, seyen ein bloßer Luxusartikel; alle Welt schreibe Gedichte, der Markt sey damit überführt. Und dann, setzten sie hinzu, sey der Titel des Meinigen nicht angreifend. Freuden aller Art seyen längst abgenutzt; nur der Schrecken wirke heutzutage und selbst dieser sey beinahe verbraucht. Geschichten von Seeräubern, Banditen u. s. w. möchten allenfalls eher taugen; aber dann müßten sie irgend einen wohlbekannten, feststehenden Namen an der Stirne tragen, sonst sähe sie das Publikum nicht an.

Endlich erbot ich mich gegen einen Buchhändler, ihm mein Gedicht zum Durchlesen zurückzulassen, damit er selbst sein Urtheil darüber fällen könne. „Ja, in der That, mein bester Herr .... Ihr Name ist mir entschlüpft,“ sagte er mit einem Seitenblick auf meinen schmutzigen Rock und meine verschabten Kamaschen, „in der That, mein Herr, wir sind eben so gar sehr mit Geschäften überhäuft und haben so viele Manuscripte zum Lesen in Händen, daß uns keine Zeit übrig bleibt, neue Werke anzusehen. Doch wenn Sie in acht oder vierzehn Tagen, oder gegen die Mitte des nächsten Monats sich wieder hierher bemühen wollen, so ist es uns vielleicht möglich, Ihre Schrift durchzugehen, und Ihnen Antwort zu sagen. Vergessen Sie nicht: nach Ablauf des nächsten Monats. Guten Morgen, mein Herr; es soll mich freuen, Sie bei mir zu sehen, so oft der Weg Sie vorüberführt!“ Mit diesen Worten ward ich auf die höflichste Weise, die man sich denken kann, zur Thür hinaus komplimentirt. Kurz, anstatt eifriger Bewerbung um mein Gedicht, konnte ich nicht einmal jemanden bewegen, es zu lesen. Mittlerweile ward ich von Seiten meiner Dorffreunde mit Briefen bestürmt, worin sie sich erkundigten, wann und in wessen Verlage das Gedicht erscheinen würde, aber vor allem mich ermahnten, es mir nicht zu wohlfeil ablocken zu lassen.

Nur Eine Alternative blieb noch übrig. Ich beschloß, das Gedicht selbst herauszugeben, und mich an dem Aerger der Buchhändler zu weiden, wenn sie es in jedermanns Händen sehen würden. Ich gab daher die Freuden der Schwermuth heraus und richtete mich damit zu Grunde. Außer den Exemplaren, welche ich an die Redactionen der Zeitschriften zur Beurtheilung, und an meine Freunde auf dem Lande schickte, hat, wie ich glaube, nicht Eines je den Buchladen verlassen. Die Drucker-Rechnung schröpfte meine Börse, und die einzige Erwähnung, die von meinem Werke gemacht ward, war in den Ankündigungen enthalten, die ich selbst bezahlte.

Alles dieses hätte ich allenfalls ertragen können; ich hätte es, wie gewöhnlich, entweder der schlechten Behandlung von Seiten der Buchhändler, oder dem Mangel an Geschmack von Seiten des Publikums zuschreiben können; ich hätte mir mit der gewöhnlichen Berufung an die Nachwelt aushelfen können — — aber meine Freunde im Dorfe

wollten mich nicht in Frieden lassen. Sie sahen im Geiste die Großen mich bewirthen, die Gelehrten meinen Umgang suchen, und mich in Ruhm und Reichthum schwelgen. Da erschien jeden Augenblick Einer mit einem Schreiben von dem Dorfzirkel, worin sie ihn meiner Aufmerksamkeit empfahlen, mich ersuchten, ihn in Gesellschaften einzuführen, und mir einen Wink gaben, daß die Bekanntschaft irgend eines berühmten Literators ihm äußerst wünschenswerth seyn dürfte. — Ich beschloß daher, meine Wohnung zu verändern, meinen Briefwechsel aufzugeben, und mich den Blicken meiner Dorfbewunderer ganz zu entziehen. Ueberdem ging ich damit um, einen zweiten poetischen Versuch zu machen, denn ich war durch das Mißlingen des früheren keineswegs entmuthigt. Mein Gedicht war offenbar zu didaktisch gewesen; die Leute waren weise genug und lasen nicht mehr, um sich zu belehren. „Also mit Schrecken wollen sie gefüttert seyn,“ sagte ich zu mir selbst: „nun, beim Himmel, daran soll es ihnen nicht fehlen“ Ich sah mich daher nach irgend einem ruhigen, abgelegenen Winkel um, der mir vor der Verfolgung meiner Freunde Schutz gewähren, und mir zugleich Muße verschaffen könnte, irgend ein köstlich poetisches Höllengericht zu bereiten.

(Fortsetzung folgt.)

Anagramm.

Oft gefürchtet, oft ersehnet,
Bring' ich Ruhe, Schmerz und Lust;
Meines Seyns mir nicht bewußt
Steh' ich einsam da; es lehnet
Sich kein Freund an meine Brust.

Aber stark, gewohnt zu siegen,
Herrsch ich über Raum und Zeit;
In der Kräfte großem Streit
Mag ich keinem Feind erliegen,
Als der hohen Ewigkeit.

Aendre eines Zeichens Stelle,
Dann umweht dich Himmelsluft,
Das Gefild ist ohne Gruft
Friedlich spielen Flamm' und Welle,
Und kein Todesengel ruft.

Was die Horen freundlich bringen,
Nehmen Horen, leis und lind
Kaum bemerkbar daß sie sind;
Hoffnung weilt hier, ohne Schwingen,
Und ein spielend Götterkind.

Dreisylbige Charade.

Zweisylbig bin ich eine Frucht,
Die unvergleichlich blühet;
Die mehr man in der Ferne sucht,
Weil besser schmeckt, was mühet.

Mein Drittes will kein Kindlein missen,
Es schreit darnach, wenn man's ihm nimmt.
Auch braucht man es zu Leckerbissen,
Zur Nahrung nur ist es bestimmt.

Das Ganze ist erquickend, labend
Bei großer Hitze, schwülem Tag,
An einem warmen Sommerabend,
Wo ich's auch gar wohl leiden mag.

Auflösung der Charade in Nro. 88.
Wasserjungfrau.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 30. October. (Neu einstudirt) Das Epigramm, Lustsp. in 4 Abthl. von Kotzebue. Der Direction gebührt der Dank des Publikums, daß sie mit mehreren guten Lustspielen aus älterer Zeit auch dieses wieder eingeführt hat. Es ist reich an Witz, ohne der Moralität zu schaden, vermöge seiner Tendenz läßt es sich vielmehr zur Moralitäts-Schule rechnen. Ein gebesserter Witzling ist wohl keine Seltenheit, ein melancholisch gewordener noch weniger; die Extreme berühren sich; wer kennt nicht, um von tüchtigen Witznaturen eine für viele anzuführen, die Anekdote vom berühmten Carlin, der alle Welt ergötzte, wie ihm ein Arzt, welcher ihn nicht kannte, gegen die Melancholie den Carlin zu besuchen anrieth. Die Rolle des Doctor Busch bietet jedoch nichts Poetisches dar, aller außerordentlichen Fähigkeiten ungeachtet, womit ihn der Himmel und er die bürgerliche Gesellschaft für den ausgegangenen Witz entschädigt. Diese Person will besonders gut gespielt seyn, um einigermaßen zu interessiren: Hr. Wegener wußte bei allem Eifer die corrigirende Stimmung nicht zu treffen, er ließ zu wenig jugendliche Entschlossenheit durchschimmern. Er war überhaupt zu monoton und die gepreßte Rührung hatte eine unangenehme Sprödigkeit. Die Idee in dem Hauptmann Klinker einen Musterspiegel für alle Warnings einzuführen, ist recht glücklich ausgefallen. Dieser liebenswürdige Momus, der mit der muntersten neckischen Laune Niemanden beleidigt, ist in jeder Hinsicht die versöhnende Person des Lustspiels, und daß ihn der Dichter leer ausgehen läßt, darf uns nicht bekümmern. Hr. Düpre gab diese Rolle für den Anfang recht brav. Wir hoffen von seinem regen Fleiß, daß er die Gelegenheit, in der Heiterkeit und Leichtigkeit des Humors sich, nach seinem Vorgänger, Hrn. Otto, zu bilden, ferner nach Kräften benutzen wird. Die gemeine Aufgeblasenheit des reichen Einfaltspinsels und Gourmands, Kammerath Hippeldanz waren wir sehr erfreut nach langer Entbehrung von Hrn.

Weidner dargestellt zu sehen, es ist eine seiner ausgezeichnetesten Leistungen in diesem Fach. Hr. Leißring gibt dem unnatürlichen Canzleidirector Löwe durch Trockenheit des Tons und stille Gravität die leidlichste Gestaltung. Hr. Beer spielte den blinden Eduard so gut als es von einem Anfänger zu erwarten war. Die weiblichen Rollen waren vortheilhaft besetzt. Mad. Elmenreich gab die gereizte Löwin so wüthend, als es sich mit gutem Anstande thun ließ. Durch Anmuth und Energie gleich ansprechend und von reiner Herzensgüte beseelt, war die Darstellung Karolinens von Dem. Lindner. Dem. Urspruch benahm sich in der Rolle der Friederike zart und innig, doch möge sie sich eines üblen singenden Tones im freudigen Affecte entwöhnen, der uns heute in ihren ersten Worten besonders auffiel. Die freundliche Scene am Brunnen war in dieser Hinsicht weit besser. Die Räthin Warning wurde von Mad. Weidner brav gegeben. Aus dem kleinen Theodor Weidner (Bauernknabe) leuchtet ein vielversprechendes komisches Talent hervor. Wir hörten diesen Abend mehrere ganz bekannte ausländische Wörter falsch aussprechen.

Sonntag den 31. **Der Kammerdiener**, Lustsp. in 1 Act. Hierauf: **Die wandernden Komödianten**, kom. Oper in 2 Abthl. von Fioravanti. Dem. Lindner weiß der schwer darzustellenden Rolle der Annette in dem kleinen Lustspiel, durch sehr feines Mienenspiel, graziöses und reizend intriguantes Wesen einen eignen Reiz zu geben. Die Art wie sie in Verlegenheit geräth, wie sie sich zu Tisch setzt, das Messer fallen läßt und ihrem Mann sein abschätziges Urtheil zurückgibt, ist allerliebst. Hr. Otto spielte den Düpre con amore, doch saß ihm die Verlegenheit zu fest auf der Zunge. — Die Oper fiel sehr gut aus. Der kunstvolle Gesang des Hrn. Dobler (Bellerose), der Dem. Rotthammer und Bamberger (die Primadonnen), und die treffliche Laune, womit Hr. Größer (Dichter), Hr. Hassel (Lucas Hirsch) und Hr. Leißring (Schröpfkopf) ihren komischen Rollen genügten, gewährte dem sehr zahlreichen Publikum einen großen Genuß. Hr. Beer gab statt Hrn. Brauer den Tenoristen Fröhlich. Hr. Hassel wurde gerufen.

Montag den 1. November. (Zum Vortheil des Hrn. Löwe): **Moses**, dramat. Gedicht in 5 Abthl. von Aug. Klingemann, mit Musik von Seyfried. Moses nach der biblischen Ueberlieferung, als Werkzeug Gottes in allen Unternehmungen und Wundern, die er vollbringt, eignet sich durchaus nicht zum Helden eines Schauspiels. Sesostris dagegen, der glorreiche Eroberer, mit dem unbezwinglichen Trotz und mit der furchtbaren Menschenverachtung, ist eine bedeutende dramatische Person. Was außer diesen beiden im Klingemannischen Drama erscheint, ist nicht der Rede werth, es seyen denn die Plagen und Wunder, welche das Beste thun müssen. Von den zehn Plagen Egyptens können nur vier erscheinen, nämlich die Verwandlung des Wassers in Blut, die Finsterniß und der Feuerhagel schnell auf einander, und zuletzt die Erwürgung der Erstgeburt. Die andern sechs Plagen werden theils erzählt, theils der Wohlanständigkeit halber verschwiegen. Wir haben mit diesen wenigen schon genug, man schwimmt so zu sagen im Theatereffekt, der alles Dramatische ersäuft hat. Hätte nur der liebe Theatereffekt Hrn. Klingemann, der sonst der Sage ziemlich treu bleibt, nicht bewogen, das Wunder des feurigen Busches zu einem sogenannten natürlichen Wunder zu machen, indem er den Busch durch einen Blitz entzündet. Darf Hr. Kl. auf solche Weise die biblische Ueberlieferung drehn und deuteln, um dem Publikum einen schrecklichen Spaß mehr zu bereiten? Wenn ein Dichter bei den Griechen sich an einer heiligen Sage auf diese Art vergriffen hätte, gewiß er wäre nicht so mit heiler Haut davongekommen. Eins ist Hrn. Kl. wohl gelungen, der Schluß, eine schwere Aufgabe. Der Vf. läßt den Pharao aus dem Untergang seines Heeres schwer verwundet ans jenseitige Ufer des rothen Meeres gelangen und ihn dort in Verzweiflungswuth gerade unter einem seiner Siegesmonumente sterben; dann endet das Stück mit Jubelhymnen des befreiten Volkes Israel, das von dem Meeresschauspiel die Berge wieder herabkommt. — Wir wundern uns, daß Hr. Löwe dieses an Thaten reiche, an Gedanken arme Drama zu seinem Benefiz gewählt hat. Seine Darstellung des Moses war vollendet zu nennen, Milde und Kraft standen ihm gleich sehr zu Gebote. Der Künstler ließ im Geiste der Sage und Dichtung Weichheit, Frömmigkeit und innige Empfindung vorherrschen, doch waren die Momente des Zürnens, Strafens, Beschwörens der göttlichen Rache von kräftiger, würdevoller Haltung. Sesostris von Hrn. Weidner ist eine allgemein als trefflich anerkannte Leistung, doch genügte uns der Künstler diesesmal in der Scene mit dem sterbenden Pherun nicht völlig. Unter den übrigen Mitspielenden sind Mad. Ellmenreich (Thermutis), Hr. Otto (Sabaccon) und Hr. Größer (Aaron), auszuzeichnen. Hrn. Wegener geben wir zu bedenken, wie wichtig die Rolle des Smendis für den Schluß ist, da er den nicht vorstellbaren Untergang der Egypter im rothen Meer der Einbildungskraft lebendig vorführen soll und der Parentator seines Königs ist. Die jüngere Dem. Urspruch trat heute als Pherun zum Erstenmal in einer größeren Rolle auf, da diese jedoch nur eine erwachsnere Rolle, d. h. zu unbedeutend war, um daraus Fähigkeiten zu beurtheilen, so müssen wir unser vorläufiges Gutachten suspendiren.

Dienstag den 2. **Der Schnee**, Oper.

Mittwoch den 3. **Emmy Robsard**, Schauspiel.

Donnerstag den 4. **Johann von Paris**, Oper in 2 Abthl. von Bojeldieu. Hr. Nieser (Johann), Dem. Schultz (Prinzessin) und Hr. Dobler (Seneschal) bildeten ein treffliches Sängerkleeblatt; sonst aber haben wir die Oper in den letzten Monaten ziemlich satt bekommen.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 9. November. Beschämte Eifersucht. Lustsp. Hierauf: Ein Divertissement.
Mittwoch den 10. Der Barbier von Sevilla, Op.
Donnerstag den 11. Jessonda, Oper.
Samstag den 13. Moses. Dramat. Gedicht.
Sonntag den 14. Die Hochzeit des Figaro, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 91. Donnerstag, 11. November 1824.

Eines armen Teufels literarische Laufbahn,

von ihm selbst erzählt.

(Nach dem Englischen des Washington Irving.)

(Fortsetzung.)

Ich hatte einige Schwierigkeit, einen Ort nach meinem Sinne zu finden, als mich der Zufall in die Gegend von Canonbury-Castle führte. Es ist dieses ein alter Thurm von Ziegelsteinen, in der Nähe des muntern Islington, die Ruine eines Jagdschlosses der Königin Elisabeth, wo sie sich ländlich ergötzte, da noch Alles ringsumher Waldung gewesen. Was diesem Thurme in meinen Augen besonderen Werth gab, war der Umstand, daß er einst der Wohnsitz eines Dichters gewesen war. Hier hatte Goldsmith sein „verlassenes Dorf“ geschrieben. Man wies mir dasselbe Zimmer an, das er bewohnt hatte. Es war eine Reliquie im ursprünglichen Geschmack des Schlosses, mit hohem Getäfel und gothischen Fenstern. Mir gefiel das alterthümliche Ansehen des Schlosses, und daß es die Wohnung des armen Goldy gewesen.

„Goldsmith war ein artiger Dichter,“ sagte ich zu mir selbst, „ein recht artiger Dichter, wiewohl mehr aus der alten Schule. Er dachte und empfand nicht so heftig, wie es heutzutage Sitte ist; aber hätte er in diesen Zeiten gelebt, wo die Herzen entbrannt und die Köpfe erhitzt sind, er würde ohne Zweifel ganz anders geschrieben haben.“

In wenigen Tagen war ich in meiner neuen Wohnung eingerichtet, meine Bücher geordnet, mein Schreibzeug an einem Fenster aufgestellt, das die Aussicht auf das Feld hatte, und ich fühlte mich so behaglich, wie Robinson, da er mit seiner Laube fertig geworden war. Mehrere Tage lang gab ich mich ganz dem Reiz der Neuheit hin, den eine veränderte Wohnung so lange darbietet, bis man ihre Mängel ausgefunden hat. Ich schweifte in den Feldern umher, wo ich glaubte, daß Goldsmith gewandelt u. s. w.

Alles dieses ging sehr gut; die Veränderung gewährte mir Vergnügen, die seltsame Ideenverbindung, welche durch diese Spaziergänge in meinem Geiste entstand, sprach mich in einem hohen Grade an, und ich fing an zu fühlen, daß ein dichterischer Geist sich in mir rege. Aber der Sonntag kam und führte einen Schwarm von Städtern heraus in die Gegend von Canonbury-Castle. Ich konnte mein Fenster nicht öffnen, ohne von dem Jauchzen und Getöse der Menge betäubt zu werden, und mein Elend stieg auf's Höchste, als ich vollends fand, daß das Innere des Thurms, anstatt mir einen stillen Schlupfwinkel zu gewähren, Fremden zu sechs Groschen für den Kopf gezeigt ward.

Da war ein unaufhörliches Treppensteigen von Bürgern und Bürgerfamilien, welche kamen, um von der Höhe des Thurmes hinab die Aussicht auf das Land zu genießen, und die Stadt durch das Teleskop zu überschauen, ob sie etwa ihre eigenen Hütten zu unterscheiden vermöchten. Dazu kam noch, daß nicht selten, gerade wenn ich über einen Gedanken brütete, oder eine augenblickliche Eingebung hatte, ich plötzlich unterbrochen und alle meine Gedanken in die Flucht geschlagen wurden, weil es meiner unausstehlichen Wirthin beliebte, anzuklopfen und mich zu fragen, ob ich nicht einem Herrn und einer Dame gütigst erlauben wollte, hereinzutreten um Herrn Goldsmith's Zimmer in Augenschein zu nehmen? — Wenn Sie nur irgend wissen, was ein Schriftsteller ist, und was eines Schriftstellers Studierzimmer ist, so werden Sie zugeben, daß dieses nicht zu ertragen war. Ich verbat mir ein für allemal, daß mein Zimmer Fremden geöffnet werde; aber was nicht in meiner Gegenwart geschehen durfte, mußte ich in meiner Abwesenheit geschehen lassen, und gewärtigen, daß noch obendrein meine Papiere in Unordnung gebracht wurden; ja eines Tages, als ich nach Hause kam, fand ich einen Handelsherrn mit seinen Töchtern eben damit beschäftigt, meine Manuscripte durchzustöbern. Meine Wirthin ergriff ein panischer Schrecken, da sie mich gewahrte. Ich versuchte es, noch etwas länger in dieser Wohnung auszuharren, indem ich meinen Schlüssel zu mir nahm; aber es half nicht. Einmal hörte ich meine Wirthin auf der Treppe zu einigen ihrer Kunden sagen, das Zimmer sey von einem Schriftsteller bewohnt, der über jede Unterbrechung in Verzweiflung gerathe. Kurz darauf vernahm ich

ein leises Geräusch an der Thüre, und mußte zu meinem Verdrusse wahrnehmen, wie man mich durch das Schlüsselloch begaffte. Bei dem Barte des Propheten, das war zu arg! So groß mein Durst nach Ruhm war, so sehr ich meinen Ehrgeiz darein setzte, die Augen von Millionen auf mich zu ziehen, so hatte ich mir doch nie träumen lassen, gleichsam im Ausschnitt, zu sechs Groschen den Kopf, und zwar durch ein Schlüsselloch, öffentlich ausgestellt zu werden! Ich sagte also Canonbury-Castle Lebewohl, kehrte dem muntern Islington sammt den Erinnerungen an Goldsmith den Rücken zu, ohne in meiner Arbeit auch nur um eine Zeile vorgerückt zu seyn.

Meine nächste Wohnung war eine kleine Hütte unweit Hampstead an dem Abhang eines Hügels. An sich auf keine Weise bemerkenswerth, war sie mir dadurch ehrwürdig, daß auch sie die Zufluchtsstätte eines verfolgten Schriftstellers gewesen. Hierher hatte der arme Steele sich zurückgezogen, als Gläubiger und Amtsvögte, diese unversöhnlichen Feinde der Schriftsteller und aller Männer von Geist, ihn verfolgten, und hier hatte er manches Blatt des Zuschauers geschrieben. Von hier aus rühren auch jene kleinen Briefe voll Liebe und Laune an seine Gattin her, worin der zärtliche Gatte, das sorglose Weltkind, und der unstete Prasser sich so seltsam vermengen. Als ich mich zum erstenmal in seinem Zimmer umsah, dachte ich, hier würde ich Bände schreiben können. Aber nein! Es war Heuärndte, und das Unglück wollte, daß gerade der Hütte gegenüber ein kleines Bierhaus stand, mit einem Bündel Heu im Schilde. Ob dieses Bierhaus schon zu Steele's Zeiten da gewesen, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß es all mein Brüten und alle meine Eingebung zu Schanden machte. Es war der Sammelplatz aller irländischen Heuschnitter, welche die Wiesen ringsumher abmäheten, und das Stelldichein von Roßkämmen und Viehhändlern, welche diese Straße ziehen. Hier pflegten sie sich in der unendlichen Dämmerung eines Sommerabends oder beim Mondschein zu versammeln, zu zechen und zu lachen, zu streiten und sich zu raufen, lustige Lieder zu singen und die Stunden zu vertändeln, bis die dumpfen, feierlichen Schläge von der St. Paulskirche herab die Burschen zum Aufbruch mahnten.

Während des Tages war ich noch weniger im Stande zu schreiben. Es war voller Sommer, die Heuschnitter arbeiteten im Felde und der Wohlgeruch des frischgemähten Heues erinnerte mich an die Felder meiner Heimath. Anstatt also im Zimmer zu bleiben, wandelte ich auf den umliegenden Hügeln und Feldern umher, und erging mich in jenen arkadischen Gefilden, welche die Barden der Hauptstadt so schön besungen. Wie viele köstliche Stunden habe ich so zugebracht, auf dem frischgemachten Heu liegend, und den Wohlgeruch der Felder einathmend, während die Sommerfliege um mich her schwirrte, oder die Grasmücke mir in den Busen hüpfte! Wie oft habe ich mit halbverschlossenen Augen auf die räucherige Masse von London hinübergestarrt, das ferne Summen seiner Bevölkerung belauscht, und die armen Erdensöhne bedauert, welche, gleich Gnomen in der finsteren Goldmine, in seinen Eingeweiden wühlen!

Inzwischen befand ich mich, meiner öfteren Wohnungsveränderungen ungeachtet, um kein Haar besser, als zuvor, und fing an einzusehen, daß in der Literatur, wie in Geschäften, das alte Sprichwort gilt, nach welchem der rollende Stein kein Moos zieht.

Die friedfertige Schönheit der mich umgebenden Natur selbst lehnte sich gegen meine Pläne auf: in dieser lachenden Landschaft konnte ich keine Mord- und Blutscenen ersinnen, und die zahmen Bürgersleute in Beinkleidern und Kamaschen verscheuchten alle Gedanken an Helden und Banditen aus meinem Gehirn. Nur süßliche Gegenstände boten sich mir dar: „die Freuden des Lenzes," „die Freuden der Einsamkeit," „die Freuden der Ruhe," „die Freuden der Empfindung," nichts als Freuden; und die schmerzliche Erfahrung von den Freuden der Schwermuth war mir noch in zu frischem Andenken, um mich von neuem berücken zu lassen.

— Wie ihn endlich das Ungefähr begünstigt, wie er nämlich in ein Raubschloß geräth, und auf die Idee kommt, die Geschichte der Räuber zu beschreiben, die darin gehaust haben; wie er die Bekanntschaft eines Sonderlings macht, den er für einen Dichter hält, ihm seinen Plan eröffnet, ihm Stellen aus seinem Gedichte hersagt, und ihn in dem zu behandelnden Gegenstande eingeweiht findet; — ihre Unterhaltung über Straßenraub: wie sich alles geändert, und es keine muthige Räuberhelden, sondern höchstens noch lauernde, schleichende Taschendiebe gebe; wie man von einem Ende des Landes zum andern reisen könne, ohne Abentheuern ausgesetzt zu seyn; wie der Fremde dieses der Einführung von Banknoten zuschreibt, und daß man nicht mehr, wie vordem, mit gespickten Geldbeuteln reise; wie die beiden Freunde lange zusammen bleiben, und unser Dichter in seiner Herzensfülle darauf besteht, die Zeche zu bezahlen; wie sie endlich zu Fuße nach Hause wandern, und der Fremde, selbst ein Räuber, den armen Dichter in einen entlegenen Winkel lockt, und ihm daselbst sein Geld, seine Uhr, und alle seine Habseligkeiten abnimmt — diese Einzelnheiten, wiewohl anziehend genug geschildert, sind gleichwohl zu sehr mit Oertlichkeiten vermischt, um für den deutschen Leser, in ihrer Breite wiedergegeben, ein muthmaßliches Interesse darzubieten. Wir berühren sie flüchtig, und lassen den armen Teufel selbst weiter reden.

Diese Katastrophe, fährt er fort, machte meinem Sommerfeldzug ein Ende und brachte mich von meinem poetischen Enthusiasmus für Rebellen, Räuber und Mordbrenner zurück. Ich ward gewaltsam aus meiner Ideenwelt herausgerissen, und, was noch weit schlimmer war, ich ward der Sorge um meinen Geldbeutel überhoben, welcher fast jeden Pfennig enthielt, den ich mein nannte. Ich verließ daher verzweiflungsvoll Sir Richard Steele's Hütte, und kroch und kletterte in einen minder berühmten, wiewohl nicht minder poetischen, und der frischen Luft nicht minder zugänglichen Aufenthaltsort: in eine Dachkammer in der Stadt.

Ich nahm mir nun vor, literarische Gesellschaft zu suchen, und mich der Brüderschaft der Schriftsteller anzuschließen. Aus dem beständigen Zusammenstoß verwandter Geister, dachte ich, geben die Funken des Genius, geben glänzende Schöpfungen hervor. Die Poesie ist augenfällig ein ansteckendes Uebel; ich will mit Dichtern Gesellschaft machen: vielleicht werde ich angesteckt, wie sie.

(Fortsetzung folgt.)

Taschenbuch-Literatur.

Nachdem wir nun den köstlichen Elfer des Jahres 1824 glücklich heimgebracht haben, können wir uns vergnügt zum warmen Ofen setzen und unsre Winterbeschäftigungen, z. B. das Recensiren, an die Hand nehmen. Wie köstlich ist da, sich aus der kalten, gemüthlosen Aussenwelt in die Gesellschaft idealischer Personen voll Liebe, Hochdrang, Ueberschwenglichkeiten und Unnennbarkeiten zu flüchten, die uns jetzt aus allen Gegenden unsres Vaterlandes die zarten, zierlichen, zärtlichen Almanache entgegen bringen. Die Liebe und Freundschaft, diese herrlichen Würzen des menschlichen Daseyns, sind auch diesmal vor allen andern bei der Hand gewesen: denn die Dorf-Zeitung hat Herrn Wilmans schon im Sommer dieses Jahres ihren ergebensten Dank für ihr Freiexemplar dargebracht. Wir hoffen, er soll auch kein allzu saures Gesicht machen, wenn wir jetzt seine Gabe mit dem kritischen Vinaigre de quatre voleurs alter Sitte gemäß einräuchern.

Er hat sich nämlich unter seinen Collegen, die mit Taschenkalendern auf den Weihnachtsmarkt ziehen, durchaus nicht zu schämen. Uns Frankfurtern hat Herr Weidner im letzten Wintermuseum den Junker Fritz, der auf die Zeitgeistjagd auszieht, schon trefflich empfohlen. Unsere jungen Poeten, deren Verse immer struppiger, wie weiland die Wartburgenaks, die Junkern Fritz auf der Landstraße durchbläuten, einherziehen, empfehlen wir, sich an der klassischen Form zu spiegeln, in der unser Langbein sich, wie es einem gediegenen Veteranen geziemte, vernehmen läßt, und, wenn's möglich ist, es nachzuthun, oder lieber das Leierspiel aufzugeben. Auch Präzel trägt seinen Studentenschwank, dessen Inhalt die Leser erfahren können, wenn sie das Taschenbuch kaufen, in gewohnter correcter Weise vor, und wird darum gern angehört, wenn sich auch nicht gerade seine Erfindungskraft in allzugroße Unkosten setzt. Stephan Schütze singt seine Stückchen, wie immer, zierlich und sinnig: aber er versteht die Kunst, sich rar zu machen; allerlei andere Kehlen, Rothkehlchen, Drosseln, Zeisige, auch ein Paar Turteltäubchen lassen ihre Stimmchen schallen. Wer geht nicht gern durch grünen Wald und Waldsängerlaut, wenn einem besonders keine Fouque'schen Ungethüme und Gräuelfratzen aus den Zweigen angrinzen?

Ganz ohne die geht es aber doch nicht ab. Madame (oder Fräulein, haben nicht die Ehre zu kennen!) Friederike Lohmann amusirt den guten Kaiser Friedrich II. auf seinem Spaziergange von Neapel nach Deutschland, um mit Otto IV. anzubinden, mit einer Art Saalnixe oder Undine, Tamina genannt, die, wer sich einmal im Bad Pfäfers curirt hat, wohl kennen wird. Das Geschichtchen liest sich indeß recht artig, und mit dem Nachtgrauen und Gespensterspuck geht es noch ganz leidlich ab. Auch der Rübezahl heizt ein Paar heirathslustigen Jungfern ein. Herr Weisflog aber dürfte ein wenig weniger grell schreiben; man kann witzig seyn, ohne ordinär zu werden. Auch haben Musäus und Castelli den Rübezahl etwas genialer abgenutzt. Die rührendste Erzählung (man will doch immer etwas für's Schnupftuch haben, besonders wenn man ein Paar Vergißmeinnichtaugen besitzt) ist die Noth und der Drang zweier sogenannter Liebesleutchen (dieser Titel ist etwas fade) von Friedrich Laun. Sie kriegen sich übrigens.

Die Küpferchen nach Gemählden der Wilmansischen Sammlung, sind wieder recht nett; bei dem zu den armen Liebesleutchen, S. 108, sehe doch einmal Herr Jury nach, ob nicht im Hintergrunde die Hausthüre, vor welcher der recht gelungene Nachtwächter vorbeigeht, die bel étage zu erreichen im Begriff steht: uns kommt es so vor.

Wünschen viele Liebhaber, die ihren Schätzchen gerne was Niedliches kaufen! Zu haben auf der Zeile bei Hrn. Wilmans und in allen Buchhandlungen.

Welche Bücher soll ein junges Frauenzimmer lesen?

Auf diese Frage, welche ein junges Mädchen, die nachherige Gattin des Herrn Dupay, beständigen Sekretairs der Pariser Akademie der schönen Wissenschaften, an Voltaire richtete, antwortete dieser Folgendes:

Mademoiselle, ich bin alt und krank. Wäre ich nicht beides, so würde ich es nicht so lange aufgeschoben haben, das Schreiben, womit Sie mich beehren, zu beantworten; auch würde ich Ihnen, als Erwiederung auf Ihre allerliebsten Verse, keine alltägliche Prosa schicken. Sie fragen

mich um Rath; es bedarf hier keines Rathgebers, als Ihres eigenen Geschmacks. Ihr Studium der italienischen Sprache kommt Ihnen zu Hülfe, und verfeinert diesen Geschmack, mit welchem Sie geboren sind und den Niemand geben kann. Tasso und Ariost werden Ihnen bessere Dienste leisten, als ich; das Lesen unserer besten Dichter bringt mehr Nutzen, als der auserlesenste Unterricht. Da Sie mich aber von so weit her befragen, so halte ich es für Pflicht, dieses Zutrauen nicht unerwiedert zu lassen. Ich ersuche Sie, nur diejenigen Werke zu lesen, welche seit langer Zeit im Besitz des allgemeinen Beifalls sind, und deren Ruf keinem Zweifel ausgesetzt ist. Dieser Schriften sind freilich nur wenige; allein man zieht mehr Vortheil daraus, als aus allen kleinen schlechten Büchern, womit wir fortdauernd überschwemmt werden. Die guten Schriftsteller haben gerade so viel Verstand, als man haben muß, ohne Mehrerem nachzujagen; sie denken sinnig, hell und reiflich, drücken sich mit Deutlichkeit aus. Heutiges Tages sollte man fast glauben, man schreibe nur in Räthseln. Nichts ist einfach, Alles geschroben; man entfernt sich überall von der Natur; wir sind unglücklich genug, es besser machen zu wollen, als unsere Vorbilder und Meister. — Bleiben Sie, Mademoiselle, bei dem, was Ihnen an diesen Vorbildern am besten gefällt. Jede Ziererei, auch die allerkleinste, ist in der Schreibart ein Fehler, und mehr noch als ein Fehler. Die Italiener, die auf Tasso und Ariost folgten, sind aus dem Grunde ausgeartet, weil sie mehr Verstand haben wollten als Jene. Wir Franzosen befinden uns in demselben Fall *). Sehen Sie, mit welcher Natürlichkeit Frau von Sevigne und andere Damen des vorigen Jahrhunderts schrieben; vergleichen Sie ihren Styl mit den krausen und verwickelten Phrasen unserer kleinen Romane; ich nenne Ihnen die literarischen Heldinnen Ihres Geschlechts, weil Sie hoffen lassen, ihnen einst ähnlich zu werden. Es gibt in den Gedichten der Frau von Deshoulieres Stellen, die keiner unserer lebenden Dichter erreichen könnte. Soll ich Ihnen aber auch Männer bezeichnen, so nenne ich Ihnen vor Allen Racine. Welche Klarheit! welche Einfachheit! Jeder, der ihn lieset, bildet sich ein, er könne ohne Mühe in Prosa eben so sprechen, wie Racine in Versen, könne eben das sagen, was Jener sagt. Glauben Sie mir, Mademoiselle, Alles, was nicht eben so klar, so einfach, so sprachrein ist, taugt nun und nimmermehr etwas. — Ihr eigenes Nachdenken, Mademoiselle, wird Ihnen dies Alles tausend Mal besser sagen, als ich es kann. Sie werden finden, daß unsere guten Schriftsteller, Fenelon, Bossuet, Racine, Boileau, die große Eigenschaft inne hatten, immer den eigentlichen Ausdruck zu finden. Man gewöhnt sich, gut zu sprechen, wenn man diejenigen oft lieset, die gut geschrieben haben; man gelangt auf diese Weise dazu, seine Gedanken, ohne Zwang und Anstrengung, einfach und edel auszudrücken. Man darf dies nicht als ein Studium ansehen; es kostet keine Mühe, zu lesen, was gut ist, und nur solches zu lesen. Man bedarf dabei keinen Lehrer, keine andere Anleitung, als sein Vergnügen und seinen Geschmack. — Verzeihen Sie mir diese lange Erörterung; schreiben Sie diese Ihrem Befehl und meinem Wunsche zu, Ihnen zu willfahren u. s. w.

Voltaire.

*) Wir Deutsche ebenfalls! (D. E.)

Mancherlei.

Spanischer Dünkel.

In einem alten spanischen Saynete (Nachspiel) heißt es, wie folgt: Wenn ein Spanier nießt, so fallen ein Dutzend Deutsche, fünfzig Italiener, siebenzig Franzosen und hundert Portugiesen um. — Wenn ein Spanier nur an das Schwerdt greift, so ist sein Gegner schon todt. — Ein spanisches Bataillon schlägt eine ganze Armee. — Ein Spanier spießt an seinen Degen wenigstens eine Mandel Franzosen.

Zeitverbrauch der Tabacksschnupfer.

Ein Engländer, Namens Stanhope, hat durch eine Berechnung gefunden, daß jeder entschiedene Schnupfer, zur Bedienung seiner Nase, jährlich nicht weniger als sechs und dreißig und einen halben Tag nöthig hat. Stanhope setzt nemlich voraus, daß jeder Schnupfer alle zehn Minuten eine Prise nimmt. Hiezu sind anderthalb Minuten erforderlich, indem nicht nur das Nehmen, sondern das Hinaufheben, Spielen und Wischen an der Nase in Anschlag gebracht werden muß. Acht Stunden Schlaf abgerechnet, kommen also täglich, in den übrigen zwei Drittheilen, zwei Stunden vier und zwanzig Minuten auf die Schnupferei.

Persische Zeichensprache.

Wenn ein junger Perser einem Mädchen, das ihm gefällt, seine Gefühle zu erkennen geben will; so schickt er ihr ein Stück Mastix — Dies bedeutet: Schönste, ich liebe dich! — Oder ein Stück Aloe — das heißt: Einziges Labsal meiner Seele! — Oder einen Seidenfaden — Das will sagen: Du bist meine Herzenskönigin! — Oder etwas Mehl: — Du kränkest mich. Oder ein Haar: — Was habe ich gethan, das du böse bist? — Oder etwas Taback: — Rechne ganz auf meine Beständigkeit! — Oder eine rothe Rübe: — Grausame! deine Sprödigkeit tödtet mich! — Oder eine Korallenschnur: — Mein ganzes Vermögen ist dein! — Oder eine Nelke: — Auf ewig dein! — Oder etwas Salz: — Laß uns beisammen seyn, Tag und Nacht. —

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 92. Sonntag, 14. November 1824.

Eines armen Teufels literarische Laufbahn,

von ihm selbst erzählt.

(Nach dem Englischen des Washington Irving.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Es ward mir um so leichter, einen Kreis literarischer Bekanntschaften zu schließen, als keine gelungene Bewerbung um den öffentlichen Beifall mir den Weg zu dem ihrigen verschloß; vielmehr war mir das unglückliche Schicksal meines Gedichts gewissermaßen eine Empfehlung an ihre Gunst. Allerdings gehörten die Namen meiner neuen Freunde nicht den glänzendsten in der Literatur an, aber wenn man sie hörte, so waren sie, wie die Propheten der Vorzeit, Männer, deren die Mitwelt nicht würdig, und welche in fernen Jahrhunderten fortleben würden, nachdem die flüchtigen Günstlinge Eines Tages längst vergessen wären.

Jemehr ich mich inzwischen in literarische Gesellschaft mischte, desto weniger fühlte ich mich zum Schriftsteller berufen; ich sah ein, daß die Dichtkunst doch nicht so leicht zu erhaschen sey, als ich geglaubt hatte, und daß im gemeinen Leben es oft nichts Prosaischeres gibt, als einen Dichter. Daneben fehlte mir jener Kastengeist, welcher eigentlich nöthig ist, um aus dieser literarischen Gemeinschaft den gehörigen Nutzen zu ziehen. Ich konnte es mir nicht abgewinnen, einer besondern Sekte anzugehören: ich fand etwas Gemeinschaftliches in dem Zwecke Aller; doch dies ging nicht an, denn beim Eintritt in Eine dieser Sekten ist es stillschweigende Bedingung, alle anderen zu verhöhnen.

Ich überzeugte mich, daß es kleine Häuflein von Autoren gäbe, welche mit, für, und durch einander lebten. Sie hatten ihre eigne Weise, zu denken und zu sprechen, und mit Allem Scherz zu treiben, erhielten diese ihre Weise vertragsmäßig aufrecht, und erhoben einander in die Wolken. Jede Sekte hatte ihren eigenen Glauben und ihre eigenen literarischen Gottheiten, vor denen sie niederfiel und anbetete; und jeden Andersdenkenden für einen Kezzer und Ungläubigen hielt. Wenn von den Schriftstellern des Tages die Rede war, hörte ich sie gewöhnlich Namen preisen, die mir noch nie vorgekommen waren, und dagegen von anderen, welche doch in der Gunst der Lesewelt standen, geringschätzig sprechen. Wenn ich irgend ein neueres Werk von der Hand eines ausgezeichneten Schriftstellers erwähnte, hatten sie es nicht gelesen; sie hatten nicht Zeit, alles zu lesen, was die Presse täglich ausspie, er schrieb zu viel, um gut zu schreiben; — und dann pflegten sie in Entzücken auszubrechen über einen Herrn Timson, oder Tamson, oder Jackson, dessen Werke man zwar heutzutage nicht zu würdigen wisse, welcher aber dereinst das Ergötzen und die Bewunderung der Nachwelt erregen würde. Ach Gott! welche schwere Schuld häuft dieses undankbare Geschlecht tagtäglich auf die Schultern der armen Nachwelt!

Diese feindselige Stimmung gegen die großen Schriftsteller des Tages, widerstrebte mir gar sehr. Ich wollte in solche Fehden nicht eingehen, an solchen Bitterkeiten keinen Antheil haben. Ich war selbst noch nicht Schriftsteller genug, um andere Schriftsteller zu hassen. Ich konnte noch immer an den Neuigkeiten der Presse mich vergnügen, und von ganzem Herzen das Lob eines Nebenbuhlers anstimmen, wenn er auch wirklich beliebt war. Mein Geschmack war gemischt; ich konnte ihn nicht an ein gewisses Zeitalter, an eine einzelne Gattung von Schriftstellern binden. Ich konnte von Byrons glühenden Bildern mit Vergnügen zu Pope's kühlem und feingeschliffenem Spott übergehen, und nachdem ich in den geweihten Gefilden des verlornen Paradieses gewandelt, mich in den Zaubergärten von Lalla Rookh verirren.

„Ich wünsche mir meine Schriftsteller," sagte ich, „so verschiedenartig, wie meine Weine, und möchte über dem starken und geistigen, den perlenden und wohlschmeckenden nicht vergessen. Port und Madeira sind allerdings köstliche Gaben, aber auch Claret und Burgunder mögen zur Abwechslung hingehen und Champagner ist gewiß auch nicht zu verwerfen." Eine solche Tirade gab ich eines Tages, da ich eben ein wenig von Bier benebelt war, bei einer literarischen Gesellschaft zum Besten. Ich brachte sie sogar mit einem gewissen Gepränge vor, denn ich hielt mein Gleichniß für ein glückliches. Zum Unglück waren meine Zuhörer Leute, welche Bier tranken und Pope haßten; mein Bild von den Weinen ging daher verloren und meine kritische Duldsamkeit galt für offenen Irrglauben. Mit einem Wort, wie ein Freydenker in der Religion, war ich in kurzem von jeder Sekte geächtet, und gute Prise für Alle. So geht es leider, wenn man in der Literatur nicht haßt!

Sie ermüden, wie ich sehe; ich will mich daher mit dem, was mir noch von meiner literarischen Laufbahn zu berichten bleibt, kurz fassen. Ich will Sie nicht mit einer weitläufigen Beschreibung der verschiedenen Versuche hinhalten, die ich machte, um Pegasus zu zügeln; ich will nicht die Gedichte aufzählen, die ich verfertigte, ohne daß sie je gedruckt, die Schauspiele, die ich einreichte, ohne daß sie je gegeben, die Abhandlungen, die ich herausgab, ohne daß sie je gekauft wurden. Es schien, als ob Buchhändler, Schauspiel-Direktoren und das Publikum selbst sich dahin verschworen hätten, mich verhungern zu lassen. Und dennoch konnte ich es nicht über mich gewinnen, den Versuch aufzugeben, und jenen Träumen von Berühmtheit zu entsagen, worin ich mich gewiegt hatte. Wie hätte ich dem literarischen Zirkel meiner Heimath unter die Augen treten können, wenn ich seine Erwartungen so schmählich getäuscht hätte? Ich fuhr also noch einige Zeit fort, um des Ruhmes willen zu schreiben, und war natürlich das elendeste Geschöpf unter der Sonne. Ich häufte literarische Schätze auf meinen Bücherschränken zusammen, Schätze, welche für die Nachwelt reifen sollten; aber ach! sie brachten mir keinen Pfennig in die Tasche. Was war all dieser zukünftige Reichthum für meine gegenwärtigen Bedürfnisse? Ich konnte meinen Rock nicht mit einer Ode ausbessern, noch meinen Hunger mit Jamben sättigen.

Gar manchesmal bin ich mit betrübtem Herzen und leerem Magen im Westende der Stadt umhergeschlichen, und habe, wenn es gegen fünf Uhr war, in das unterste Stockwerk der festverschlossenen Häuser die lüsternen Blicke gesendet. Wenn ich nun das Feuer so einladend durch die Küchenfenster glimmen, die Braten am Spieße drehen, und die Küchenmägde Pasteten bereiten oder Truthähne auftischen sah, so drängte sich mir beinahe unwillkührlich das Gefühl auf, wenn ich nur an den Herrlichkeiten dieser Küche Theil haben könnte, so möchten meinethalben Apollo und die neun Musen die hungrigen Höhen des Parnaß für sich behalten. Man rede mir nicht von Betrachtungen unter Gräbern; sie sind bei weitem nicht so traurig, als die Betrachtungen eines armen Teufels, der keinen Pfennig in der Tasche hat, längs einer Reihe von Küchenfenstern um Mittagszeit!

Endlich, als ich der Verzweiflung und dem Hungertode nahe war, kam mir plötzlich der Gedanke ein, daß ich doch vielleicht nicht so geschickt seyn möchte, als sie mich im Dorfe hatten bereden wollen. Dieser Gedanke war mein Erretter. Mit ihm kam Ueberzeugung und Trost über mich. Ich erwachte, wie aus einem schweren Traume — ich überließ den unsterblichen Ruhm denen, die von Luft leben konnten, setzte mir vor, für Brod zu schreiben und habe seitdem recht erträglich gelebt. Keinem Literator ist so wohl, als dem, der keinen Charakter zu gewinnen oder zu verlieren hat. Es kostete mich freilich anfänglich etwas Ueberwindung, und ich mußte mir gewaltsam die Flügel beschneiden, sonst würden sie mich wider Willen zur Poesie hinaufgetrieben haben. Ich beschloß also, von dem entgegengesetzten Endpunkte auszugehen, verließ die höheren Regionen der Zunft, stieg mit Einem Sprung zur niedrigsten herab, und ward Zeitungsdrescher.

„Zeitungsdrescher? Was ist das, wenn ich fragen darf?"

O, man sieht, daß Sie die Kunstsprache nicht kennen. Ein Zeitungsdrescher ist ein Mann, welcher den Zeitungen Artikel liefert, zu einem gewissen Preise die Zeile; ein Mann, welcher umhergeht und Unglücksfälle ausspäht; bei Polizeiverhören, Gerichtsverhandlungen u. s. w. zugegen ist, und in jede andere Höhle eindringt, wo Unheil oder Bosheit im Finstern schleichen. Wir empfangen im Durchschnitt einen Groschen für die Zeile, und da wir einen und denselben Artikel beinahe jeder Zeitung verkaufen können, so wird daraus bisweilen ein recht anständiges Tagewerk. Dann und wann ist die Muse unfreundlich, oder der Tag ungewöhnlich stille, und dann müssen wir freilich Fasttag halten; auch beschneiden nicht selten die gewissenlosen Herausgeber der Zeitungen unsere Artikel, wenn sie zu sehr ins Rhetorische fallen und da gehen oft zwei bis drei Groschen auf einmal hin. Manchmal ist mir auf diese Weise mein Porter zu Wasser geworden, und ich mußte mich mit dem trockenen Mittagbrod begnügen. Gleichwohl kann ich nicht klagen. Ich stieg stufenweise im Range, und befinde mich nunmehr, wie ich glaube, in der behaglichsten Region der Literatur. Ich bin nämlich ein regelmäßiger Alltagsscribent, lege die Hand an Alles, was mir vorkömmt, arbeite die Schriften Anderer auf, zu so und so viel für den Bogen, fertige Uebersetzungen, schreibe Artikel, um literarische Blätter vom größten Range auszufüllen, sammle Reisebeschreibungen, und liefere Theaterkritiken. Alle diese Schriftstellerey ist, wie Sie sehen, anonym, und verschafft mir nirgends weiter Ruf, als im Gewerbe, wo ich für einen vielseitigen Schriftsteller gelte, und es mir nie an Beschäftigung fehlt. Dieses ist der einzige Ruf, der mir Noth thut. Ich schlafe ruhig, von Gläubigern und Kunstrichtern gleich ungeschreckt, und überlasse den unsterblichen Ruhm denen die danach gelüstet. Glauben Sie mir auf mein Wort: der einzige glückliche Schriftsteller auf dieser Welt ist der, welcher zu schlecht ist, um mit dem Rufe in irgend eine Berührung zu kommen.

Arabisches Räthsel.

Mein Erstes wie mein Letztes ist,
Mein Letztes wie mein Erstes ist,
An Größe Form und Glanze.
Und meine Hälfte, — daß ihr's wißt,
Ihr Rather! — ist das Ganze.

Auflösungen von Nro. 90.

Anagramm: Ende, Eden.

Charade: Mandelmilch.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 6. November. Die Schuld, Trauersp. in 4 Abthl. von Müllner. Da es mit diesem unglücklichen Produkt einer krankhaften Phantasie allgemach auf die Neige geht, so mögen wir ihm gern aus Franz von Spaun's „Diabolus Rotae Protestation gegen die Apotheose der Müllnerischen Schuld" (Polit. u. literar. Phantasien. Germanien 1817) einige kräftige Formeln zum glücklichen Hinscheiden mit auf den Weg geben. „Die Helden dieser Geschichte," sagt Spaun, „sind Menschen von ganz gewöhnlichem Schlage. Sie zeichnen sich durch nichts aus, was uns für sie interessiren könnte. Sie sind ganz gemeine Verbrecher, die an den Galgen und nicht auf die Bühne gehören. Hugo ist ein wollüstiger Taugenichts, den Sinnlichkeit zum Meuchelmorde verleitet. Elvire ist eine verbuhlte Spanierin, die sich durch nichts vor andern Weibern auszeichnet. Welche Theilnahme an ihrem Geschicke kann sich also der Vf. mit Recht versprechen? Sie bereuen ihre Sünden, das ist ganz recht; aber diese Reue führt zu keiner großen, edlen, Theilnahme erweckenden Handlung. Sie äußert sich nur durch Gesichter-Schneiden, Fäuste ballen, Galimathias sprechen. Um Vergebung ihrer Sünden zu erwirken, begehen sie ein noch sträflicheres Verbrechen, ermorden sich, indem sie beten, Gott möchte ihrer armen Seele gnädig seyn, und nehmen die dunkle Straße zu Gottes Huld durch den Selbstmord. Dieser Selbstmord ist eine Incongruität. Die letzte Scene muß auf dem Rabensteine gespielt werden, wenn der Dichter consequent seyn will." Von den in der Schuld waltenden Schicksals-Ideen spricht Spaun treffend und witzig (in einem vorausgehenden Aufsatze, „über das Genie und das Fatum") folgendes: „Kotzebue sagt irgendwo, die Genies seyen liederlich; und somit kommen sie oft mit der Nase in die Klemme; ihre Eitelkeit erlaubt ihnen nicht, zu gestehen, daß sie nur das erndten, was sie gesäet haben; also schieben sie die Schuld auf Sonne, Mond und die übrigen Himmels-Laternen. Hugo in der Schuld ist ein wollüstiger Bösewicht. Allein er kann nichts dafür; der Stier, die Jungfrau, der Schütz, die Wollinne, der Skorpion haben ihn mit bösem [illegible] hat. Frägt man, warum er solche Gränel verübt hat, so antwortet Jerta, weil die Sterne auf- und untergehen. — Schreibt eins von unsern Genien ein erbärmlich fatales Trauerspiel, und wird dafür ausgepfiffen . . . . Er kann nichts dafür; sein Planet stund grade in Conjunction mit dem nördlichen Eselchen; aber geht sein Stück alle Stelle . . . da gesteht er nicht ein, daß der Influxus Siderum seine Federzüge vorbestimmt habe. Er wirft sich in die Brust, und sagt: Dieses habe Ich gemacht. — Es empört das Gefühl, das Schicksal einer ganzen Familie an eine Prophezeyhung einer Ziegeunerin gekittet zu sehen, und daß fünf ganze Constellationen zugesehen und geleuchtet haben, als der unbedeutende Graf Hugo seiner Elvire auf dem Sarge ihres Gatten sinnlichen Trost gab, ist eine zu miserable Function für fünf so weit entfernte Constellationen." Alles was Spaun im Verlauf dieses Aufsatzes über das Fatum und das Mißverständniß der griechischen Tragödie sagt, ist schön und lesenswerth. In dem Aufsatz über die Schuld nimmt er die ganze Handlung und deren poetische Darstellung mit Schärfe und glücklichem Witz durch. Wir wollen versuchen, was sich davon in möglichster Kürze geben läßt. „Das Müllnerische Trauerspiel ist eines von denen Genieproducten der neusten Zeit, wo sich der Dichter vorgesetzt zu haben scheint zu versuchen, ob es nicht wohl möglich sey, auch den plattesten, palpabelsten Unsinn, lauter verwickelte Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche, als ein Meisterstück in Umlauf zu bringen. Eine schwedische Gräfin reist unter dem Namen einer katholischen Gräfin ins Bad nach Barege in Frankreich, wo keine Inquisition zu besorgen war, vorher aber nach Spanien, wo sie nichts zu thun hat. Eine Spanierin, welche mit ihr nach Barege reist, schenkt der neuen schwedischen Freundin, welcher dort ihr Kind stirbt, ihr zweites Kind aus Aberglauben. Die Schwedin schreibt zwar öfter nach Spanien, allein die Spanierin verbrennt die Briefe, ohne sie zu lesen. Warum? Weil sonst keine Tragödie möglich wäre. Die beiden Mütter entdecken auf dem Todbette ihre That; die Gräfin von Oerindur stirbt, ohne die Spanierin zu nennen, um einen ihr geschwornen Eid zu halten. Der Graf hatte vorher bei ihrer Geburt erfahren, daß Hugo untergeschoben sey und er erkundigt sich nicht auswärts, des Eides unbeschadet; beides, weil sonst wieder der Roman am Ende wäre. Der junge Oerindur reist unter eigenem Namen, ein Ketzer, nach Spanien, um seine Eltern aufzusuchen, verliebt sich in das Weib seines Bruders; ermordet diesen, heirathet öffentlich die Wittwe und führt sie nach Schweden. Carlos Vater, Gouverneur in America, kommt erst nach dessen Tod nach Spanien zurück. Die in Amerika gestorbene Mutter hatte das Geheimniß auf dem Todbette bekannt, er geht nach Deutschland, um den Sohn, nach Schweden, um den Mörder aufzusuchen. Er wird im Schloß gemeldet, der Bediente vergißt seinen Namen und Elvire untersagt Otto darnach zu fragen. Warum? Damit er wie ein Geist erscheinen kann. Hugo entdeckt sich als Mörder, und als Brudermörder. Da der natürlichste Ausgang dieses Drama's das Schaffot ist, so ist es mit dem dritten Akt aus. Aber es sollten vier Akte werden, und somit mußten noch manche episodische Scenen mit transcendentalem Nonsense ausgefüllet werden. Valeros hatte dem Grafen eine Wallfahrt nach Rom vorgeschlagen. Jerta will ihn zum Feldmarschall promoviren, dies hängt nur von ihr ab. Elvire, ein Typus des Widersprechenden, kommt mit Rosenkranz und Kruzifix aus der Schloßkapelle. Knieend legt sie Jerten das Bekenntniß ab, daß sie die Mitschuldige am Morde gewesen sey. Karl war kränklich; sie hatte ihn nie geliebt . . . . über diese rohe Sinnlichkeit entsetzt sich Jerta mit Recht. Aber wie kann ein Dichter seine Helden so der Verachtung bloß geben? Hugo läßt sich's gefallen, Feldmarschall zu werden, um zu wüthen. Ihn lüstet sogar nach einer Krone, um Elviren schmücken und dann an sein Herz drücken zu können. In seinem Wahnsinn vergißt er, daß seine Liebe „ausgezehrt von Sinnenstriche nicht mehr leuchtet in dem Herzen." Eile, spricht er. Allein da sieht er, daß der Zeiger der Zwölften Stunde des verhängnißvollen Tages sich nahe, da fängt er wieder an zu phantasiren von seinem bösen Sterne; lange Pause, dann eine Parodie von Seyn und Nichtseyn. Diese Scene und die des Duells mit dem wunderlich confusen Spanier führen zu gar nichts. In letztem besonders verräth sich die Unbeholfenheit des Dichters: denn da Hugo sterben und sein Vater den Flecken seiner Familie mit Blut abwaschen will, so durfte Hugo nur die Ausforderung annehmen, und in den Degen seines Vaters rennen . . . . aber da wäre die Comödie mit dieser Scene aus gewesen. In der Scene mit Elviren kündigt Hugo seinen Entschluß an — mit vieler Andacht Selbstmörder zu werden. Diese That ist ein psychologisches Monstrum; um seinen Gewissensbissen zu entgehen, springt er, der Christ, (anders der Grieche und Römer) dem Teufel in die Arme. Auch sie, Elvire, die spanische Andächtlerin, hat gegen diesen frommen Selbstmord nichts einzuwenden. Wer kann gegen sein Schicksal? Die Saite ist ja gesprungen, Träume und Ahnungen, der Jahrestag des Mords, die fünf Sternbilder, der Uhrzeiger auf Zwölf; er war prädestinirt, sich in das buhlerische Weib seines Freundes zu verlieben, diesen zu meuchelmorden, mit ihr auf seinem Sarge zu liebeln, und am Jahrstag aus Reue Selbstmörder zu werden, das glaubt er wie das Evangelium! Hätten wir auch ein Meer von Barmherzigkeit zu unserer Disposition, so könnten wir dem Dichter auch nicht einen Tropfen davon zufließen lassen. Es ist des Unsinns zu viel. Auch die gute Jerta (nebst Otto reine Episode), die doch nicht an Ahnung, Gespenster ꝛc. glaubt, delirirt doch zuletzt wie alle Uebrige: „Sinke der Leib, ich liebte den Geist, den kein Tod dem Herzen entreißt; der mir von nun an im Abendstern blinket." Auch sie ist vom Fatalismus angesteckt, wie die Schlußworte beweisen. Und dennoch ist sie eine Christin. — Dieß nur das Allgemeinste. Wie nun Spaun den Dichter wegen seiner nachläßigen, schülerhaften und nicht selten unsinnigen Verse schult, wird uns zu lang, wer daran zweifelt, möge den Autor nachlesen. Der Spaunische Aufsatz ist eine der tüchtigsten neueren Recensionen, und, obwohl sie nicht durchweg Recht hat, doch so gründlich und gut geschrieben daß sie sicher gegen alle excentrische Versuche der Art heilsam seyn und, wenn nicht die Dichter, doch das Publikum belehren wird, daß es sich von dem Unwürdigen völlig abwende. Dieses war auch unser Zweck, indem wir den etwas langen Auszug lie-

ferten. — Ueber die Darstellung können wir kurz seyn. Sie hatte nordisches Clima — d. h. sie war kalt, und wurde um so kälter aufgenommen. Hr. Löwe spielte den Derindur ohne bedeutenden Aufwand von Kraft und Empfindung, den Moment der Entdeckung ausgenommen, wo seine Töne die Seele wirklich mit Grausen füllten. Auch Mad. Schulze, Elvire, war nicht so glühend, wie es die Rolle verlangte, dafür freilich um so edler. Dem. Lindner genügt unsrer Ansicht von Jerta nicht, doch wissen wir nicht, ob ihr der idealische Ausdruck versagt, oder ob sie ihn vermeidet. In der ersten Scene fehlte die Künstlerin gegen die ausdrückliche Vorschrift Müllners. sie war ernst statt heiter und scherzend. Erst die Entdeckung soll ihr die holde Heiterkeit nehmen. Hr. Otto, Valeros, genügte am besten der Aufgabe, er war finster, tiefgebeugt, doch stolzer Spanier. Dem. Urspruch d. j. verdient Lob und Aufmunterung in dem größeren Versuch als Otto. Die Erzählung und die wichtigeren Reden sprach sie, wenn auch noch mit wenig Gefühl, doch fehlerfrei und einfach. Möge sie auf diesem Wege fortfahren, den Sinn mehr als die Worte zu lieben.

Sonntag den 7. Faust, Oper in 2 Abthl. von Spohr. Mad. Brauer machte die Kunigunde.

Dienstag den 9. Beschämte Eifersucht, Lustsp. in 3 Abthl. von Frau von Weissenthurn. Hierauf ein Divertissement von Hrn. Macco: Der Kosak und der Schulmeister. Wenn auch das Gewebe des genannten Lustspiels für eine Frauenhand nicht zum feinsten ist, so sind doch die Sitten deutsch, Sinn und Absicht untadelich und Fr. v. W. darf sich desselben als eines ihrer besseren Lustspiele erfreuen. Es muß auffallen, wie die Gräfin dem fremden Lieutenant so schnell Vertrauen zu einer geheimen Unterredung schenkt und auf sein Geheiß der vertrauten Schwester mißtraut. Ohne diese grobe Einfädelung wäre aber das Lustspiel nicht zu Stande gekommen. Dieselbe Nothwendigkeit kann man nicht von dem Baron Sturz behaupten, welcher eine ganz überflüssige Person ist, die nur vom Hetzen spricht, aber nicht daran Theil nimmt. Die Kunst der Verfasserin und der Darsteller sollten ihm aufhelfen. Das eifersüchtige Incognito ist ein anderer derber Knoten, derber noch müßten hierauf die Scenen mit dem Lieutenant seyn, der in der That schrecklich verwegen ist. Konnte der eifersüchtige Gemahl statt der Dreschflegel im Hintergrunde nicht vorziehen, den Räuber seiner Ehre mit einem schnellen Schuß oder Stich zu tödten, und hatte er hierzu nicht volles Recht? Dagegen, mit welchen Argumenten speist ihn der verzweifelnde Lieutenant ab, spricht er nicht schon ganz als Bruder? Und der Ehgemahl steht wie der ärmste Sünder da, ohne weiter das Herz zur Frage zu haben: „Mit welchem Recht mischen Sie weltfremder Mensch sich in meine eheliche Angelegenheiten?“— Auch der Bräutigam bekommt einige betäubende Schläge auf's Dupee, daß er schweigt und dann ächzt und stöhnt. Aber warum endlich werden die beiden Damen, welche lediglich gerächt werden sollen, ärger als die Eifersüchtigen mit dem schmählichsten Verdacht gepeinigt, warum die arme Gräfin noch ganz zuletzt von ihrem Gemahl vermöge einer sonderbaren Logik: „weil mich heute alles (verdientermaßen) geärgert hat, will ich jetzt meine (unschuldige, schon genug gequälte) Frau noch ein bischen mit einer Duellscene zum Besten haben.“ Ei, ei! Frau von Weissenthurn, Sie sind eine schlimme Criminalräthin des Lustspiels, und ihr armes Geschlecht lassen Sie wahrhaftig wie über eine arge verfehlte Schuld, gleich dem ersten Apfel-Biß dulden und büßen, damit es durch Schmerzen selig werde Ist das wohl gerecht, ist es zart und frauenartig? — Wer nun die moderne Frauenhand nicht hie und da erriethe, könnte das Stück für ein derbes altes Lustspiel eines ungalanten deutschen Dichters halten. Ehrbar ist es sonst, und wenn gut gespielt wird, auch in mehreren Scenen sehr zum Lachen. Von zwei Grafen und zwei Baronen konnten wir in der Darstellung nur Einen als adelig anerkennen, den Baron Starz, nicht, weil ihn die Steifheit des Alters dazu begünstigt, sondern als treffliches Charakterbild. Hr Weidner verdient in dieser Rolle des mißgünstigen, zwietrachtspinnenden Onkels neben Iffland gestellt zu werden; er nimmt ihn verschieden von Iffland, doch eben so wahr. Den drei jungen Adelichen müssen wir mehr Anstand wünschen. Dem Grafen Solm, Hrn. Wegener, im ganzen Benehmen, dem Baron Walling, Hrn. Größer, im stummen Spiel und dem Grafen Werthen, Hrn. Düpre, vor Allem Feinheit in der Vertraulichkeit mit Damen, insonderheit zuletzt mit Julien, gegen welche er im Angesicht des Bräutigams sich als ein feiner Liebhaber geriren soll. Die beiden Damen waren durch Mad. Schultze (Marie) und Dem. Lindner (Julie), wie zu erwarten, mit aller Feinheit und Delicatesse des Standes repräsentirt. Wie liebenswürdig und zart benahmen sich beide als Fremde, und wie wurde aus der spröden strafenden Julie eine liebe herzliche Schwester. Daß der betrunkne Reitknecht Christian von Hrn. Hassel der Natur abgestohlen war, wurde durch ein schallendes Echo von Christians Brüdern auf der Gallerie bescheinigt, aber auch unten umher wurde herzlich gelacht, weil die Natur ohne Uebertreibung gegeben wurde. — Das schamhaft und bescheidenerweise als Divertissement angekündigte Kinder-Ballet brachte bei armer Erfindung reiche Gaben der Gelenckigkeit, von Gliederchen zum Theil nur von einigen Zoll Länge. Wir können ähnliche Uebungen bei Hrn. Macco auch einigen größeren ungelenken Gelenken unserer Bühne mit gutem Gewissen empfehlen.

Mittwoch den 10. Der Barbier von Sevilla, Oper in 2 Abthl. von Rossini. Hr. Beer sang die Parthie des Almaviva mit mehr Sicherheit und Ausdruck als das Erstemal und erhielt dafür, besonders nach dem Notturno, die verdiente Anerkennung und Ermunterung. Hr. Beer befleißige sich stets größerer Geläufigkeit, er suche seine Stimme auch in den schwierigsten Passagen überall annehmlich zu machen, einen ins Weinerliche fallenden Ton zu vermeiden und nehme sich in der Anmuth überhaupt, welche die Seele des Tenors ist, Hrn. Rieser zum Muster. Bei dem günstigen Entgegenkommen des Publicums liegt es nun lediglich an Hrn. Beer, ob wir in ihm einen tüchtigen Sänger gewinnen sollen. Dem. Bamberger, Rosine, wirkte mit dem Zauber ihrer einfachen Grazie die holdesten Blumen in den reichschillernden Teppich. Ungern vernahmen wir aus dem schönen Munde die nichtssagend-künstliche Arie beim Clavier. Hr. Größer übte als Figaro, wenn auch nicht die treffende Verschmitztheit, doch die erfreulichste Jovialität. Hierzu rechnen wir jedoch das Juch!-Rufen nicht, welches sich schwerlich für einen galanten Postillon d'amour schickt, der bei vornehmen Damen aus und eingeht. Sein Gesang ließ nichts zu wünschen übrig, er war sehr gewandt und angenehm. Hr. Hassel, Bartolo, hat wirklich in dem Unausstehligen für Rosinen viel Ausstehliges für das Publicum; und wer könnte den sp[illegible]dibischen Basilio, Hr. Leißring, mit den schmachtend vigilirenden Mienen, mit dem langen Hals und den langen Fingern, nur ansehen, ohne zu lachen.

Donnerstag den 11. Jessonda, Oper in 3 Abthl. von Spohr. Dem. Schultz sang die Jessonda mit Anmuth und Empfindung, Dem. Rotthammer die Amazilli mit merklicher Anstrengung. Hr. Rieser verlieh dem sanften gefühlvollen Bramin Nadori den eigensten Reiz durch den zarten Wohllaut seiner anmuthvollen Stimme und durch den schönen Ausdruck seines Spiels. Mächtig ernst und ergreifend war Hr. Dobler als Oberbramin. Den Portugiesen, General Tristan d'Acunha, gab Hr. Größer mit der in solchen Rollen an ihm stets zu lobenden Vereinigung von kräftiger Lebendigkeit und Zartheit.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 16. November. Graf Essex. Trsp. (Essex: Herr Löwe.)
Mittwoch den 17. (Zum Erstenmale und zum Vortheil des Hrn. Löwe):
Die beiden Sergeanten. Drama in 3 Ab. (Felix: Hr. Löwe.)
Donnerstag den 18. Die Hochzeit des Figaro. Oper.
Samstag den 20. Das öffentliche Geheimniß. Lustsp.
Sonntag den 21. Der Schnee. Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 93. Donnerstag, 18. November 1824.

Züge aus Lord Byrons Leben und Charakter.

Nach den Mittheilungen Thomas Medwins in seinem Journal of Conversations of Lord Byron und den Beurtheilungen dieser Schrift in den englischen Reviews.

Vorgelesen im Museum zu Frankfurt am 12. November 1824.

Selbstgeständnisse ausgezeichneter Menschen galten von jeher für das wünschenswertheste Vermächtniß, das sie der Welt hinterlassen konnten. Welchen theilnehmenden Beobachter unserer Natur sollte nicht unendlich anziehen, Neigungen, Gesinnungen, Verhältnisse und Handlungen, ja Empfindungen und Nebenvorstellungen, eines von der Bühne abgetretenen großen Mannes, sey er Dichter, Held, Staatsmann, oder in irgend einer andern Beziehung zu den Notabeln des Geschlechts gehörend, ausführlich und genau kennen zu lernen? Und wie steigt noch die gespannte Erwartung, wenn der Abgeschiedene ein denkwürdiger Charakter, eine Ausnahme von der Regel, ein moralisches wie intellectuelles Phänomen war, wenn er in voller Manneskraft, nachdem das Auge der Welt ihn lange unablassend verfolgt, im Begriff die edelste der Thaten seinem Lorberkranz einzuflechten, von dem Pfeil des Todes erreicht, beweint von Allen, denen ein Herz im Busen schlägt, fern vom Vaterlande, aus einem reichgeschmückten Leben trit!

Wir erinnern uns alle, daß der Nachricht von Lord Byrons Tod sehr bald die andere folgte, seine Memoiren, die er eben so großmüthig als vertrauend dem Dichter Thomas Moore als Freundesgabe überlassen hatte, seyen, aus besonderen Rücksichten, den Flammen geopfert worden. Der allgemeine Unwille über diese That, damals noch in dem Schmerz, den die unerwartete Todesbotschaft erregt hatte, nur dumpf vernommen, hat sich jetzt in dem Geburtslande des Dichters, bei Gelegenheit der Erscheinung eines Werks, das den großen Verlust, den wir an den zerstörten Memoiren erlitten, recht fühlen läßt, auf eine so entschiedene Art Luft gemacht, daß man die bisher unterbliebene Würdigung von Moore's Verfahren als vollständig nachgeholt ansehen kann.

Jeder Bericht über Lord Byron — so beginnt ein englischer Kunstrichter im London-Magazine — der im geringsten auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen darf, hat in den Augen des Publikums durch die unvernünftige und wir setzen hinzu unverantwortliche Zerstörung seiner Denkwürdigkeiten Werth bekommen. War es nun reine Tollheit, oder puritanische Ueberzartheit, oder, was uns am wahrscheinlichsten dünkt, der Wunsch, den Ruf eines halben Dutzends armer Sünder aus der vornehmen Welt zu schonen, wodurch die Maßregel veranlaßt wurde — genug, die Wirkung war, daß uns mehr Aufschlüsse über Lord Byron geraubt worden sind, als wir jemals aus andern Quellen erlangen können. Die blinde, verderbliche That hat in jeder Beziehung Unheil gestiftet. Zeitgenossen und Nachkommen sind betrogen um den geistigen Genuß, den die Memoiren gewährt haben würden. Byrons Werke bleiben unter der Wolke eines Dunkels, das kein Commentar so vollständig zu zerstreuen vermag, als es die Selbstgeständnisse des Verfassers thun konnten. Sein Ruf ward hingegeben, seinen Feinden zur Beute, und die Lästermäuler plaudern nun ungestraft. Er selbst, seine Freunde, wer nur mit ihm in Berührung stand — der Verläumdung fallen Alle anheim und wir wissen, wie viele Ohren ihrer niedrigen Rede offen stehen. Die Vernichtung der Memoiren, eben so unedel als ungerecht, läßt durchaus keine Entschuldigung zu. Auf jede vorgeschützte Einwendung ist die Antwort bereit, und Alle, die dazu beigetragen, können dem Vorwurf nicht entgehen, daß sie sinnlos oder unerhört verwegen gehandelt haben. Warum hat man nicht den anstößigen Theil der Schrift ausgeschieden und das Uebrige bekannt gemacht? War keine Seite, keine Zeile in der ganzen Handschrift, die ohne Anstand dem Druck übergeben werden konnte? Und wenn sich deren fanden, warum sie der Welt entziehen? Wie! war das ganze Werk satanisch? Hatte der böse Geist jede Seite eingegeben? War jeder Satz von dem beredten Belial, dem Götzen Byron's, gerundet? Verrieth jede Zeile Lucifers Hand? Wenn die Betreiber und Helfershelfer jener heillosen Zerstörung nicht im Stande sind, alle diese Fragen zu bejahen, wo ist dann der Grundsatz, dem sie folgten, als sie den Autor und das Publikum so ungerecht behandelten? Wer war befugt, die Nation um irgend einen Theil des Genies, das unter ihr ins Daseyn getreten war, zu

bevortheilen? Wer hatte ein Recht, uns das Vermächtniß unseres großen Bruders zu entziehen? Warlich Niemand! Schweigt das Gesetz, so spricht doch laut das Gefühl für Billigkeit; vermögen wir nicht Genugthuung vor dem Gerichtshof zu fodern, so soll doch die literarische Ahndung nicht ausbleiben; Geld- und Gefängnißstrafe der Uebelthäter steht nicht zu erlangen, aber was wir vermögen, wollen wir thun: es treffe sie lauter, öffentlicher, scharfer Tadel! Im Namen aller Britten stempeln wir die Vernichtung der Byron'schen Memoiren als übereilt, unverantwortlich und der härtesten Rüge werth.

Zwar ist es schon an sich offenbar, daß irgend ein Theil der Denkschrift Aufbewahrung verdiente, daß nicht Alles darin, gleich ketzerischen Abhandlungen oder Schmähschriften, seiner Natur nach geeignet war, dem Henker zum Verbrennen anheim zu fallen; allein das Tagebuch des Kapitäns Medwin, — seine Unterhaltungen mit Lord Byron zu Pisa in den Jahren 1821 und 1822 — liefert uns einen positiven Beweis dafür. Obschon sich nämlich der Dichter in diesen vertraulichen Herzensergießungen ohne alle Zurückhaltung über mancherlei Gegenstände äußert, so würde sich dennoch, bei Weglassung einiger Stellen, ein gehaltvolles, anziehendes und moralisch-untadelhaftes Buch daraus machen lassen. Wenn die Memoiren den schmählichen Tod verdient haben, der ihnen angethan worden, wie kommt es, daß in diesen Unterhaltungen so Vieles der Aufbewahrung werthe gefunden wird, während sie doch ihrer Natur nach reicher an satyrischen Ausfällen, unbedachtsamen Aufwallungen gegen lebende Personen, Anspielungen auf Familienverhältnisse, Aufdeckungen fremder Schwachheiten und Mängel seyn mußten? Uns steht der Glaube fest, daß die Selbstgeständnisse des Lords unterdrückt worden sind, weil sie einige Gegenstände ans Licht zogen, die man gerne im Dunkel erhalten wollte; aber wir fragen darum nur von neuem: Warum das Ganze vernichten? Möge Hr. Moore auftreten und offen gestehen, wie sich die Sache verhält! Wir aber wollen einstweilen hören, wie Byron selbst darüber dachte.

„Ich habe — sagte er zu Medwin — nichts im Mindesten gegen die Herausgabe der Memoiren; einige meiner Freunde, auch Bekannte Moores, haben sie schon gelesen; Lady Burghers, der sie auch mitgetheilt worden, hatte eine Abschrift genommen; dies war ein wenig stark, und Moore gab ihr zu verstehen, er könne dies nicht zugeben. Sie verbrannte die Copie vor seinen Augen. Seit der Zeit suchte mich Douglas Kinnaird zu vermögen, meine Handschrift wieder an mich zu bringen, damit nicht einmal eine ächte oder verfälschte Ausgabe ins Publikum komme. Mir ist aber gar nichts daran gelegen, wenn die Welt erfährt, was die Memoiren enthalten. Es sind Erinnerungen, fast von meiner Kindheit an, unzusammenhängend, in einem familiären Styl. Der zweite Theil wird jungen Leuten eine gute Lehre geben, denn er handelt von dem unordentlichen Leben, das ich eine Zeitlang führte und den schlimmen Folgen eines solchen Wandels. Die Frauen dürfen meist alles lesen, was darin vorkommt; ich glaube aber, sie werden sich um das Meist nicht bekümmern und Nichts ungelesen lassen. Die Geschichte meiner Heirath und Scheidung ist ausführlich erzählt. Als ich sie vollendet hatte, schrieb ich an Lady Byron, und schlug ihr vor, sie möge die Handschrift durchlesen und mir bemerken, wo ich mich etwa in einzelnen Angaben geirrt hätte. In ihrer Antwort lehnte sie dies ab, ohne einen Grund anzugeben, verlangte, ich sollte, wenn nicht um ihrer, doch um unserer Tochter willen, die Memoiren nie herausgeben und fügte am Ende eine Drohung bei. Was ich darauf erwiederte war vielleicht das Schärfste, was ich jemals geschrieben habe; ich erinnere mich noch, daß ich zwei Stellen, eine aus Shakespear, die andere aus Dante, anführte. Ich sagte ihr, sie wisse, daß alles, was ich über unser Verhältniß geschrieben, die unwidersprechlichste Wahrheit sey und weigere sich doch, der Wahrheit Zeugniß zu geben; übrigens könne sie sich darauf verlassen, daß die Memoiren im Druck erscheinen würden. Erst nach diesem Briefwechsel legte ich meine Handschrift in Moores Hände nieder."

Kapitän Medwins Tagebuch ist kein Ersatz für die unterdrückten Denkwürdigkeiten, bleibt aber immer ein nicht unwichtiger Beitrag zur Charakteristik des Dichters. Der Verfasser hatte eine günstige Gelegenheit, seinen Freund zu studiren, und man kann nicht sagen, er habe sie unbenutzt gelassen. Das rechte Maaß in der Mittheilung hat er nicht gehalten. Wir wollen ihm indessen Dank wissen für den verdienstlichen Theil seiner Gabe, ohne der Verletzungen zu gedenken, die er einzelnen Individuen hätte ersparen sollen.

Dreifach ist die Quelle der Anziehungskraft des Werks: 1) es betrifft Lord Byron, und jedermann forscht ängstlich besorgt nach dem kleinsten neuen Aufschluß über des Dichters Seyn und Wesen; 2) es gibt Unterhaltung, ist voll Anekdoten und glänzt auf allen Seiten mit den großen Namen unserer Zeit; 3) es schont weder Freund noch Feind. Bei der Ankündigung versprach man sich eben nichts Außerordentliches. Ton und Gegenstände der vertraulichen Unterhaltung Byrons waren bekannt. In den Zirkeln der vornehmen Welt aufgewachsen, war er nicht selten in der Klatschsucht, die da zu Haus ist, befangen; reizbar und aufbrausend, wie er war, konnte man erwarten, daß er nicht eben bedachtsam über Menschen und Dinge urtheilte; mit seiner Gunst hat er oft gewechselt, daher es kam, daß er zuweilen über die besten Freunde manches äußerte, was er wohl nicht wiedergesagt, am wenigsten niedergeschrieben

wünschte. Ein ganz anderer Charakter, als Dr. Johnson, suchte er keine bewundernde Zuhörer, sprach nicht um Effect zu machen und hielt keine abgemessene Reden. Sein ganzes Leben war ein Sichgehnlassen; in der Gesellschaft suchte er nur den eignen Genuß und es kümmerte ihn wenig, ob seine Bemerkungen verlezten oder nicht. Alle diese Klippen hat Medwin nicht vermieden, aber er ist doch an den meisten glücklich genug vorübergeschifft; er darf immerhin ruhig schlafen, des Lords erzürnter Geist wird ihn nicht heimsuchen. Byron war zu freimüthig offen in seinem literarischen Verkehr mit der Welt, war zu sehr gewohnt, seine Schwächen nicht weniger als die Stärke seines Geistes mit fast cynischer Gleichgültigkeit vor dem Leser zu entfalten, als daß man annehmen dürfte, er würde etwa eins und anderes, was ihn Medwin sagen läßt, nicht gutheißen.

Bevor wir einige Auszüge mittheilen, mag die kurze Beschreibung der Persönlichkeit des Dichters, wie Medwin sie auffaßte, eine Stelle hier finden. „Ich nahm die Gelegenheit wahr, als Lord Byron eben einen Brief zu Ende schrieb, ihn genau ins Auge zu nehmen und meinem Gemüth ein Bild von ihm einzuprägen. Thorwaldsens Büste ist zu dünnhalsig und zu jung für Lord Byron. Keiner der vorhandenen Kupferstiche hat mir die geringste Idee von ihm gegeben. Ich sah einen Mann vor mir, mittlerer Statur, dem ich 40 Jahre gegeben hätte; wie man von Milton erzählt, war auch Byron nur eben groß und schlank genug, um nicht für kurz und dick zu passiren. Feine Züge; der untere Theil des Gesichts symmetrisch geformt; Lippen und Kinn in der festgezeichneten Bogenlinie, wie man sie an schönen griechischen Köpfen sieht; eine hohe Stirne; breite Schläfe; die Gesichtsfarbe blaß, selbst oft bleich; das Haar, dünn und weich, war fast silberblond geworden und rollte in natürlichen Locken um das Haupt. Wollte man die Züge einzeln st.eng untersuchen, so würde sich vielleicht ergeben, daß die Augen der Nase etwas zu nahe standen und daß das eine etwas kleiner war als das andere; ihre Grundfarbe war ein graues Braun von eigenthümlicher Klarheit; von Byrons Geist belebt, flammten sie auf, durchdrangen die Gedanken der Andern und verriethen, was in ihm selbst vorging. Seine Zähne waren kurz, regelmäßig gereiht und weiß; ich erfuhr später, daß er sie mit großer Sorgfalt pflegte. Ich war gefaßt auf einen Klumpfuß — wenn nicht gar auf den Pferdefuß! — aber es würde schwer gehalten haben, die beiden Füße zu unterscheiden, so gleich waren sie in Größe und Form.“ (Der Schluß dieser Abhandlung soll im nächsten Museo vorgelesen und dann auch in die Iris aufgenommen werden.)

B.

Der Parcen Wiegenlied.

Fliege, Schifflein, fliege,
Schaukle das Kind in der Wiege!
Wie der Faden vom Schifflein rinnt,
Wiege das liebe, weinende Kind.

Schwebe, Schifflein, schwebe,
Auf und nieder, und webe!
Schwebe leise hin und her,
Schaukle das liebe Kind nicht so sehr.

Sachte, Schifflein, sachte
Denn der Tag geht zu Nachte!
Still, du webest nun genug,
Fertig ist ja das Leichentuch.

Steinheim.

Aus Friederichs Tagebuche.

(Erziehung. Fortsetzung von Nro. 89.)

Fragst du und forschest nach der Quelle oder dem Mittelpunkt des Verderbens, der moralischen Verirrungen so vielfacher und krasser Art im Jünglingsalter schon, wovon die Beispiele nicht zu übersehen, des profanen, leichtfertigen Sinnes, dem Gottesfurcht, eine heilige Scheu vor ewigen Gesetzen, fremd ist, dies Geringschätzen, gewissenlose Preisgeben und Uebertreten aller festen Grundsätze, in dem wir vorzugsweise unsere Zeit verirrt sehen; — du findest den Mittelpunkt all dieser traurigen Entartung in dem Mangel an Pietät, welche in jeder Beziehung aus diesem Geschlechte verschwunden, ihm fremd geworden ist. Mit der frommen Scheu vor dem älterlichen Ansehen ist jede andere gewichen; der Begriff, das Gefühl von dem Werthe, dem sittlichen Adel des Gehorsams, einer freudigen, bescheidenen Unterwerfung unter einen älteren Willen, ist nicht mehr da oder nicht mehr lebendig, und du darfst nicht zweifeln, daß eine Reihe der schönsten Tugenden, die in jener wurzeln, Bedingungen des Glücks und der Zufriedenheit, Kindesliebe, Treue, häuslicher Sinn, herzliche Ergebenheit, Genügsamkeit, Sanft- und Demuth u. s. w. ja ein fester moralischer Glaube überhaupt, und Religion und wahre Gottesfurcht selbst, — mit dieser verloren gegangen sind, und an ihrer statt wir schnöde Hoffahrt Frechheit mit Freiheitsgefühl verwechseln, Ueberheben über jedes alt Ehrwürdige, über Gesetz und Form und Rücksicht und Autorität, walten und für Kraft und Größe halten sehen. Neben vielen andern Einwirkungen, hat ein Irrthum in der Erziehung, der die Bedeutung eines unbedingten kindlichen Gehorsams, die Wichtigkeit einer gewissen ernsten und zarten Haltung im älterlichen Verhältniß und Ansehen, verkannte oder übersah, hieran wesentlich Schuld, und die Erziehung muß und kann, in ernstem Erwägen von dem Versehen und Abirren zu einem schädlichen Aeussersten zurückkommend, verderblichen Auswüchsen früh begegnen, verlorne Kleinodien retten und wiedergewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterbericht von London.

Nachdem der Freischütz den Sommer über, also zur ungünstigsten Jahrszeit, im Opernhaus — einem der Londner Theater zweiten Rangs — Furore gemacht und dem Unternehmer ein hübsches Stück Geld eingebracht hatte, blieb den beiden Haupttheatern Coventgarden und Drurylane nichts übrig, als diesmal, statt wie gewöhnlich voranzugehen, nachzufolgen. Man versichert, die Webersche Oper sey dem Unternehmer des Coventgarden-Theaters vorigen Winter angeboten und von ihm zurückgewiesen worden. Jetzt reut ihn sein unbedachtsamer Stolz und wie das Linienschiff zuweilen der Fregatte auf dem Siegesweg nachsegelt, so mußte er sich entschließen, am 27. Sept. bei Eröffnung des Hauses dem Publikum die Anzeige zu machen: der Freischütz werde nächstens im prachtvollsten Styl aufgeführt werden. Die erste Vorstellung der beliebten Oper, die auf dem Anschlagzettel den anziehenden Zusatztitel hatte: der schwarze Jäger aus Böhmen, fand hierauf am 14. October statt. Das Haus war so voll, daß viele Hundert Schaulustige abgewiesen werden mußten. Die Fabel des Stücks ist etwas geändert: Kilian, dem der Schuß nach dem Ziele gelungen, wird statt des Max von Caspar als Werkzeug seiner Rache ausersehen und hilft ihm bei dem Gießen der Freikugeln; der Probeschuß, bevor er den verruchten Caspar erreicht, streift die Braut, ohne ihr jedoch Schaden zu thun, da ein Kranz weißer Rosen, die Gabe eines frommen Einsiedlers, sie vor jeder Gefahr schützt. Die Musik der Oper ist hinreichend besprochen; aber wo vermögen wir Worte zu finden um die furchtbare Vollkommenheit zu beschreiben, womit die Wolfsschlucht in die Scene gesetzt war. Rund um den Cirkel, innerhalb dessen die magische Operation vor sich geht, ist alles versammelt, was dem Auge gräßlich, der Einbildungskraft grausenvoll seyn mag. Eine solche Masse von grinzenden Ungeheuern hat man noch nie auf einem Punkt gesehen. Nicht nur feuerfunkelnde Wölfe und Tiger, flammensprühende Kröten, bald sich ringelnd fortbewegende bald sich aufrichtende Schlangen, Raben, die finstern Schwingen zusammenschlagend, Geyer, die Schnäbel weit aufsperrend, und viel anderer Nachtspuck, sondern der Tod in eigner Person — ein belebtes Skelet vom anatomischen Theater — und sein treues Ehegespann, die Sünde, zeigen sich dem erstaunten Auge, während sich oben die Wolken theilen, die wilde Jagd in der Luft lärmt, Hundegebell, Rossegestampf, Peitschenknall alle Sinne verwirren und mitten unter diesem furchtbaren Getöse im Hintergrund die Thore des Pandämoniums auffahren, der Höllengluth breiten Ausweg öffnend. Bis jetzt galt uns der Orcus im Don Juan für das Höchste in dieser Art, aber er ist im Freischütz bei weitem gräßlicher und man muß überhaupt den Unternehmern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu gestehen, daß sie das Stück vollkommen würdig ausgestattet auf die Bühne gebracht haben. Drury-Lane ward am 23. Sept. mit Figaros Hochzeit eröffnet. Der Freischütz war angekündigt, wird aber erst Ende October zur Aufführung gekommen seyn. In dem Adelphi-Theater ist ein kühner Versuch gemacht worden, die furchtbare Gattung aufs Höchste zu treiben, wie man aus der folgenden Skizze des unter rauschendem Beifall in die Scene gekommenen Drama's „Valmondi" ersehen kann. Kelmar, ein vornehmer Lüstling, hat einen Bund mit dem Bösen geschlossen, der ihm ewiges Leben und unermeßlichen Reichthum sichert. Sein Zustand wird ihm bald unerträglich, denn obschon der Sterblichkeit entbunden, unterliegt er doch den Körper- und Seelenleiden, die ihm der Feind aufzuladen für gut findet. Sehnsuchtsvoll sucht er der einzigen Bedingung zu genügen, die seinen Bund lösen kann. Nur wenn er einen Andern findet, der auf gleichen Vertrag eingehen, Unsterblichkeit und Reichthum aus der Hand des Verderbers annehmen will, ist er seines Wortes frei. Zufall führt ihn zu Valmondi's Hütte. Dieser, ein ruinirter Spieler, schwebt eben am Rand der Verzweiflung; seine Frau kämpft vor seinen Augen mit dem Hungertod. Kelmar ergreift die Gelegenheit, macht sein Erbieten und wird nicht abgewiesen. Um die Geisterstunde begeben sich beide auf einen Begräbnißplatz in nahe liegenden Ruinen, und Kelmar macht Anstalten zur Uebertragung des Bundes. Es folgt eine schreckliche Scene. Todte steigen aus den Gräbern und der Feind erscheint. Valmondi mögte nun gerne zurücktreten, aber es ist zu spät; er muß sich vor dem Bösen niederwerfen, während Kelmar, so frei geworden, stirbt. Valmondi, um die Vorwürfe und Schrecken seines Gewissens zu betäuben, schwelgt in den Genüssen, welche Reichthum gewähren kann; aber der Verfolger weiß ihn im Schooß der Freude aufzuspüren und braucht ihn als Sclaven seiner gräßlichen Plane. Er befiehlt ihm, Elvina zu verführen, und gibt ihm eine bezauberte Rose, als Mittel, die Tugend des Mädchens einzuschläfern und ihre Liebe zu Albert, ihrem Verlobten, aus ihrem Herzen zu verdrängen. Der letztere, um der drohenden Gefahr zu begegnen, entschließt sich, seine Braut schnell zu heirathen. Es wird ein großes Fest angestellt, das der Böse nicht stört, bis zu dem Augenblick, wo der Priester den Segen über das Paar aussprechen will. Plötzlich erscheinen mancherlei dämonische Gestalten und die Ceremonie wird unterbrochen. Valmondi fällt indessen der Inquisition in die Hände, wird zum Tod verurtheilt, auf dem Hinrichtungsplatz aber vom Bösen entführt. Dieser drängt ihn zu immer schwärzeren Thaten; er ermordet Elvina's Vater und ist eben im Begriff das Mädchen selbst umzubringen, als er zur Hölle geholt wird. — Das Stück, so furchtbar die Fabel ist, erregt doch Interesse unter den Zuschauern und enthält einige rührende Situationen. Die Hauptsache aber bleibt die reiche Scenerey. Die grausenhafte Erscheinung des Bösen bei dem Hochzeitsfest ist gut durchgeführt, die Procession des Auto-da Fe macht starken Eindruck und in der Schlußscene ist die ganze Bühne ein tobendes Flammenmeer. Einige komische Auftritte mildern den gräßlichen Ernst des Ganzen.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.
Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.
Nro 94. Sonntag, 21. November 1824.

Biographische Skizzen.

1) Metastasio.

Der Abbe Gravina, zu seiner Zeit einer der ersten Gelehrten Roms, ging an einem schönen Sommerabende mit einem seiner Freunde nahe an der Porta del Popolo, auf dem ehemaligen Campo Marzio, spaziren. Vor einer Bude bemerkte er einen großen Zusammenfluß von Menschen, welche Jemanden zuhörten, der im Innern derselben sang. Er erkundigte sich bei den Umstehenden, und erfuhr, daß der Sohn eines Krämers, Namens Trapassi, aus dem Stegreif Gedichte verfertige und sie absinge (improvisire). Dies erregte seine Neugier; er blieb einige Zeit vor der Bude stehen, und trat endlich mit seinem Freunde hinein. Hier fand er unter einem Haufen Volks aus der niedrigsten Klasse einen Knaben von ungefähr zehn Jahren, der mit einer sehr melodischen Stimme die Eingebungen seiner Einbildungskraft vortrug, und sich selbst mit der Mandoline begleitete.

Der Eintritt der neuen Zuhörer, deren Anzug sie als Leute von Stande ankündigte, erregte zwar unter den Umstehenden einige Verlegenheit, störte aber den jungen Sänger nicht im geringsten. Als er sein Thema geendigt hatte, sagte der Abbate zu ihm: „Wer hat dich diese Verse gelehrt, lieber Kleiner?“ — „Niemand, erwiederte dieser, ich habe sie zu meinem Vergnügen gemacht.“ — „Da kannst du ja recht hübsche Verse machen, versetzte der Abbate, du wirst ein Improvisatore werden. Soll ich dir einen Gegenstand aufgeben?“

Der Knabe ließ sich das gefallen, und Gravina schlug ihm die Beschreibung eines schönen Sommerabends vor. Der Knabe stimmte sein Instrument, und begann in wenig Minuten einen Gesang, den er bis auf dreißig Stanzen, zur Bewunderung aller Zuhörer, fortsetzte. Dem Abbate traten die Thränen in die Augen, und als der Knabe aufhörte, drückte er ihn an seine Brust, und sagte: „Freut euch, Römer, in diesem Kinde reift euch einst ein großer Mann!“ Er wollte hierauf dem Knaben einen Scudi geben, allein er schlug ihn aus und sagte: er freue sich, eine Gelegenheit gehabt zu haben, einem Gelehrten gefällig zu seyn. Der Abbate umarmte den kleinen nochmals, und bat seine Eltern, sich mit diesem Sohne am andern Tage zu ihm zu begeben. Sie nahmen die Einladung an, und Gravina erklärte, daß er von nun als Vater für dieses Kind sorgen wolle. Er erfüllte auch dieses Versprechen vollkommen, und erzog den Knaben auf seine Kosten, bis er das männliche Alter erreicht hatte, und als er 1718 starb, hinterließ er ihm sein ganzes Besitzthum. Aus dem Sohne des armen römischen Krämers Trapassi wurde, unter Gravina's sorgsamer Pflege, ein berühmter Dichter, der unter dem Namen Pietro Metastasio als der größte italienische Operndichter des achtzehnten Jahrhunderts bekannt ist. Er selbst legte, als er herangewachsen war, den Familiennamen Trapassi ab, und nannte sich Metastasio, abgeleitet von dem griechischen Worte Metastasis d. h. Verwandlung.

Schon hatte Metastasio durch mehrere glückliche Versuche bewiesen, was er in der dramatischen Dichtkunst zu leisten vermöge, als er in seinem sechs und zwanzigsten Jahre (1724) die verlassene Dido (la Didone abandonnata) zu Neapel auf die Bühne brachte. Diese Oper, die mit dem lebhaftesten Enthusiasmus aufgenommen wurde, legte eigentlich den Grund zu seinem Ruhme. Er gab sowohl dem Inhalte als der Einkleidung der ernsthaften Oper neue und wesentliche Vorzüge. Kein Dichter verstand sich so vollkommen auf eine glückliche Wahl des Subjekts, auf leichte und doch wirkungsvolle Verbindung der Scenen, auf den schönsten, zauberischen Wohlklang des Versbaues und der Sprache. Vorzüglich war er Meister in der großen dramatischen Kunst, das Herz zu rühren, und Leidenschaft zu erregen. Mit allen diesen Vorzügen verband er auch große Kenntnisse und Erfahrungen in der Musik überhaupt, und in der Singkunst und Composition insbesondere.

Da Metastasio mit seinen seltenen Talenten eine liebenswürdige Bescheidenheit, und einen wahrhaft edeln Charakter verband, so gewann er überall Freunde und Verehrer. Demohngeachtet wurde er einst zu Neapel in einen verdrießlichen Rechtshandel verwickelt, der sich unter den Händen der Advokaten, deren es zu jener Zeit nicht weniger als acht tausend zu Neapel gab, in einen langwierigen

Proceß zu verwandeln schien. Zufällig erfuhr er, daß, wenn sich die Prinzessin Belmonte für ihn bei den Richtern verwenden wollte, die Sache gewiß bald beendigt werden würde. Er war ihrer Familie bekannt, und machte ihr eines Tages die Aufwartung. Die Prinzessin, von Metastasio's Begehren im Voraus unterrichtet, und wohl wissend, daß er das Talent eines Improvisatore besitze, erbot sich sogleich, allen ihren Einfluß für ihn zu verwenden, wenn er ihr in dem Augenblicke eine poetische Beschreibung seines Rechtshandels vortragen wollte. Metastasio entschuldigte sich theils mit seiner durch diese Sache bewirkten ungünstigen Gemüthsstimmung, theils mit seinem Mangel an Uebung im Improvisiren. Allein das half alles nichts, er mußte sich beauemen. Er begann hierauf sein Gedicht, und stellte zuerst seine unangenehmen Gefühle dar, die ihm jener Streit verursachte, und beschrieb alle Umstände davon; dann entwarf er ein lebendiges Bild der neapolitanischen Justiz, auf der einen Seite so rührend, und auf der andern zugleich so komisch und sarkastisch, daß die Prinzessin bald Thränen des Mitgefühls vergoß, bald herzlich lachen mußte. Mit dem Ganzen war sie aber so zufrieden, daß sie ihm das Versprechen gab, seine Sache solle in Kurzem entschieden werden. Zugleich bat sie ihn, nach einigen Tagen zu einer bestimmten Stunde wieder zu ihr zu kommen.

(Schluß folgt.)

Charade.

Das Erste gehört nicht unsrer Sprache,
Und ist doch unverfälscht und rein;
Ich lieb' es traun! an jeder Sache,
Absonderlich am Wein.

Das Zweite gehört nicht unsrer Sprache,
Und ist doch unverfälscht und rein;
Ich lieb' es traun! an jeder Sache,
Absonderlich am Wein.

Ehrfurcht erweckend ist das Ganze,
Es muß den Königsthron umzieh'n,
Und schön ist neben goldnem Glanze,
Sein tiefes wunderbares Glüh'n.

Noch schöner ist sein festlich Prangen
Wenn es von Osten zu uns strahlt;
Am schönsten doch — wenn auf den Wangen
Der Liebe Hochgefühl sich mahlt.

Auflösung des arabischen Räthsels in Nr. 92.

D e r M o n d.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 13. November. Moses, dramatisches Gedicht in 5 Abthl. von Aug. Klingemann, wiederholt. (Moses Hr. Löwe.) — Hr. Klingemann hat sich mit der bekannten Apologie seines Moses eine vergebliche Mühe gemacht. Wer die alte Geschichte kennt, wird mit der Weisheit der Egypter ebenfalls so weit vertraut seyn, um wissen zu können, daß Moses in den Mysterien der Egyptischen Priesterkaste den Glauben seiner Väter in einem höheren Licht und Zusammenhang erblickte, und deshalb für nichts weniger als einen Zauberer, sondern für einen großen gottbegeisterten Seher zu nehmen ist. Aber eignet sich der herrlichste Seher, sobald er n u r a l s W e r k z e u g Gottes erscheint, zum Helden eines Drama's? Sicher so wenig wie ein Engel, dem heute Tröstung, morgen das Würgeramt aufgetragen wird. Sobald Moses in allem seinem Thun von Gott beglaubigt wird (viel menschlicher erscheint er in der biblischen Geschichte), so fällt das m e n s c h l i c h e Interesse hinweg, und darin, sollten wir denken, bestände die Bühnenbetrachtung. Der Bühne kann kein anderer als d e r Held willkommen seyn, welcher nicht allein mit Welt und Verhängniß, sondern auch m i t s i c h s e l b s t i n K a m p f g e r ä t h. Diesen Punkt, sehr wesentlich im antiken wie im romantischen Drama, ließ Hr. Kl. bei seiner Berufung auf Letzteres wohlweislich unerörtert. Eben der Kampf mit sich selbst macht den Sesostris am meisten dramatisch. Von dem p o e t i s c h e n Geiste des L y r i s c h e n, welchen sich Hr. Kl. aneignet, können wir um so mehr Umgang nehmen, als die Plagen und Wunder in seinem Drama offenbar sehr s i n n l i c h e Hebel des Lyrischen sind, welche den Geist der Poesie wie Gespenster erdrücken. R h e t o r i s c h ist Hr. Kl. insofern, als er Worte macht, statt Poesie zu geben. Wenn Hr. Kl. nicht so eitel wäre, wollten wir ihm manchen guten Gedanken, manches glückliche Bild, manchen schönen Vers wohl anrechnen; aber so lange er sich für einen ausgemachten D i c h t e r hält, vor welchem Namen der große L e s s i n g bei größeren Gaben Scheu trug, so lange muß man billig mit seinem Lobe sehr behutsam seyn.

Sonntag den 14. Don Juan, Oper in 2 Abthl. von M o z a r t. Die Oper wurde in derselben Besetzung wie neulich, doch nicht durchgängig so gut gegeben. Die Stimme der Dem. H a u ß (Anna), war anfänglich bedeckt und gelangte nicht ganz zu der früheren Rundung und Reinheit, doch war ihre Anstrengung lobenswerth. Die Donna E l v i r e mag im Aeußeren von Dem. R o t t h a m m e r gut repräsentirt seyn, im Gesang war uns Mad. B r a u e r lieber. Wir dürfen nicht unbemerkt lassen, wie sehr Hr. R i e s e r das Schattenmännchen Don G u s m a n n durch Seele des Gesangs und anstandvolle Haltung veredelt. Z e r l i n c h e n, Dem. B a m b e r g e r, wie das Erstemal, sehr reizend. Unser D o n J u a n beeifert sich immer mehr, seiner Rolle durch Feinheit und Anstand Bedeutung zu geben. Das Sarkastische schien uns das vorigemal, das Einschmeichelnde diesmal besser gelungen. Beides soll bei dem feinen

Heuchler in hohem Grade verbunden seyn. Herr Grö-ßer könnte wohl verschiednen Reden mehr Nachdruck, Bedeutung und Hinterlist geben. Sollte z. B. die Stelle: „Aber Donna Elvire, kommen Sie mir noch einmal in den Weg ꝛc." nicht besser leise, mit kressender Bosheit gesprochen werden? und die Stelle: „Ich will ihn aufsuchen und wenn er zu den Antipoden geflüchtet wäre!" nicht mit höhnischem Pathos? Die Schluß-Scene mit dem Geist, worin viele Künstler, z. B. der Berliner übertreiben, wird von Hrn. Gr. mit vieler Wahrheit gegeben, den treffenden Ausdruck zu erhöhen, würden wir vorziehen, Don Juan, weil er sagt „Mein Herz kennt keine Kleinmuth," Furcht möglichst bergen und dem Geist anscheinend mit Kaltblütigkeit die Hand geben zu lassen, so würde sein fürchterliches: „O weh! du bist so kalt wie Schnee" einen wirksameren Contrast erhalten. Was den Charakter des Leporello betrifft, so begreifen wir nicht, wie der geistreiche Zimmermann in seinen dramaturgischen Blättern den (ihm schon vielfältig nachgebeteten) Rath geben konnte, der Darsteller solle sich an den Charakter des Wagner in Göthe's Faust halten. Eher wollten wir noch den Wagner der Volkstradition (das Leben Wagners, das Volksbuch und das Puppenspiel von Faust) gelten lassen, welcher ein gemeiner Erzschelm, vorwitzig wie sein Herr, nur verzagter war. Göthe's Wagner ist nichts mehr und nichts weniger als ein armer engbrüstiger scholastischer Bücherwurm, dem alles Jubeln, Kegelschieben, Singen und Tanzen in den Tod verhaßt ist. Hiervon hat doch Leporello keine Ader. Wir nehmen den Leporello, wie der Text ihn gibt und die Musik ihn erläutert, so: Leporello ist das Gegenbild seines Herrn in der plumpen Gemeinheit. Man halte sein Murren, seine Vorwürfe gegen Don Juan, sein Mitleiden mit den armen Geschöpfen, sein scheues Wesen in den ihm befohlenen Verstellungen, nicht für Tugend. Wie der Herr, so der Diener. Es sind nur wohlthätige Reibungen, das Salz in dieser Suppe; er will die Verdienste um seinen Herrn heben, um seinen Lohn höher zu schrauben. Er hilft ihn überall gar gern aus der Klemme und sich hinein; der Buckel jukt ihn, bei aller ihm angebornen und eingeprügelten Furchtsamkeit, beständig nach so einträglichen Prügeln, und nebenbei geben ihm die Abentheuer auch manchen Spaß. Wie dieser feile Diener nun nichts als blindes Werkzeug und sinnliches Fleisch ist, so entgeht er vorerst der Hölle und wird vielleicht noch durch die letzten Schrecknisse heil. Daß er aber ein Schurke ist, beweisen seine Späße. Er thut seinem Herrn alles nach, verspottet die Donna Elvire aufs Gröbste, versichert die Bauermädchen auf seine Art seiner Gnade, höhnt die unbequemen Gäste seines Herrn nach Herzenslust, wie sein Herr, alles nur ins Grobe. Kurz er ist der plumpe Schelm, wie sein Herr der seine. Daher wird ihn der Künstler am besten zeichnen, der ihn als gemeines schurkisches Gegenbild seines Herrn nimmt, ohne in Uebertreibung und Possenreißerei zu verfallen. Herr Hassel ist auf gutem Wege und wir dürfen hoffen, in ihm einmal einen vollendeten Leporello zu gewinnen. — Don Juan wurde aus der Hölle gerufen. Der Wunsch so vieler Edeln blieb nicht unerfüllt. Er erschien unversehrt in einem Garten, vielleicht schon des Elysiums, dem Anschein nach wenigstens sehr glücklich und seiner Betheurung nach von seiner Gottlosigkeit geheilt. Darauf wurde in der großen Freude auch Leporello gerufen. Der Schalk wollte wohl seinen Herrn parodiren, als er dem aufgeregten Publikum ganz trocken eine gute Nacht wünschte.

Dienstag den 16. **Das öffentliche Geheimniß**, Lustsp. in 4 Acten von Calderon. Da der Geschmack des Publicums noch zu sehr in den Extremen von stark gewürzten und ungewürzten Lustspielen befangen ist, möchten wir die Direction bitten, dieses treffliche Stück, einer der hellsten Edelsteine aus Calderons Dichterkrone, selten zu zeigen, damit sein Werth in der Gesellschaft der Bachkiesel und des Katzengoldes nicht sinke. Wir haben wenig Meisterwerke irgendwo so gut besetzt gesehen, es ist kein Schauspieler, der nicht mit Eifer und Behagen spielte und die Hauptrollen können schwerlich auf irgend einem Theater besser gegeben werden, und doch hat man so wenig Freude an der Kunst und an dem schönen Eifer unseres wackeren Künstlervereins, daß man das Haus leer läßt. Gerne wollten wir die Schuld auf den spät abgesagten Esser schieben, hätten wir nicht die letzten Male dieselbe Erfahrung gemacht. Mad. Schulze spielte trefflich. Sie war auch in der Verblendung der Leidenschaft immer noch die hohe und zarte Frau, und besonders die Zartheit, womit sie den undankbarsten Theil der Rolle, die Zuneigung zum Fürsten von Amalfi und die endliche Einwilligung behandelte, gab die feinfühlende Künstlerin zu erkennen. Dem. Lindner ist als Laura ganz vornehme Spanierin: Stolz, Gluth der Empfindung, feinste Verschlagenheit des Geschlechts, Zartheit, alles in schönem Verein. Hrn. Rottmayer erblickten wir in der Rolle des Federico heute das Erstemal wieder nach einer Kunstreise. Der Gewandheit und Feinheit des Benehmens wüßten wir nichts zuzuwünschen, in der Rede haben wir ihn schon besser gehört.

Mittwoch den 17. (Zum Vortheil des Hrn. Löwe und zum Erstenmal): **Felix und Robert, oder die beiden Sergeanten**, Schausp. in 3 Abthl. nach dem Franz. des d'Aubigny (Mspt.). Keine Nachahmung Schillers, höchst originell, neu, unerhört; man höre. Zwei französische Sergeanten, Felix und Robert, haben zu Port-Vendre aus Menschenliebe Leute durch den gegen das gelbe Fieber aufgestellten Sanitäts-Cordon passiren lassen. Sie haben sich dadurch des Todes schuldig gemacht, aber das Kriegs-Gericht übt bei gleicher Straffälligkeit Beider die verzweifelte Milde, nur Einen zum Tod zu verdammen, den das Loos der Würfel bestimmen soll. Die an und für sich schon sonderbare Verwürfelung geschieht natürlich vor den Augen des Publikums, aber damit das Schreckliche durch eine naive Scene mit Roberts Braut, Laurette, zum Schrecklichsten gesteigert werde, geschieht sie in einer miserabeln Dorfstube, auf einem miserabeln Wirthstisch, nur in Anwesenheit eines Adjutanten und eines Unteroffiziers. Felix thut den niedrigsten Wurf. Er will nach dem Wunsche Roberts auf der benachbarten Insel Roses Frau und Kind noch einmal sehen, und morgen zur Executionsstunde um 5 Uhr unfehlbar zurück seyn. Hierfür verbürgt sich Robert, und Felix geht mit einem jungen Flotten-Lieutenant, dem er einmal das Leben gerettet hat, zu Schiff

nach Roses. Mit diesem Lieutenant, wird von einem Adjudanten, dem obigen Zeugen, einem abgefeimten Bösewicht, Roberts Nebenbuhler bei Lauretten, der Tod des Bürgen durch Zurückhaltung des Felix auf der Insel, welche nöthigenfalls mit einem Dienstverbrechen bezahlt werden soll, unbeschreiblich dumm angezettelt. Auf der Insel Roses, wo sie im 2 Act ankommen, wird viel gejauchzt und geweint, die Vorsehung gepriesen und angeklagt. Felix war früher Hauptmann und Regimentsquartiermeister, ein Dieb stahl ihm die Regimentskasse, ihm fehlten Beweise, er entfloh der Schande, und nahm unerkannt wieder Dienst als Sergeant; Frau und Kind lebten auf Roses. Diese Nebengeschichte soll sowohl die Reise motiviren, als auch die Geschichte um Vieles herzbrechender machen, was sie denn auch thut, das Wie erlasse man unserm sensibeln Herzen. Der Flottenlieutenant wird durch Felix Festigkeit zu dem letzten Mittel gezwungen, er sprengt das Schiff, das unbegreiflicher Weise das einzige auf der ganzen Insel ist, in die Luft, welches denn vor den Augen des Publikums sehr erbaulich mittelst eines Mordschlags geschieht. Im 3 Act ist in Port-Vendre 4 Uhr geworden, und Felix noch nicht da. Der Bürge Robert denkt wohl still an den Tod — ach nein, an's Heirathen denkt er, er will sich geschwind mit seiner Laurette trauen lassen. Das soll in einer Kirche am Meere geschehen, dicht neben dem Executions-Platz. Er erhält auch gar schnell die Einwilligung seines Obristen, der sehr liebevoll bedauert, nicht selbst Brautführer seyn zu können, und in dem verruchten Adjudanten seine Stelle vertreten läßt. Ungemein tragisch und wahrhaft herzzerbröckelnd ist nun, wie das zur Execution beorderte Commando Soldaten unterm Orgelspielen die Gewehre lädt. Das Stündchen bis 5 Uhr ist schnell verstrichen; ehe 10 Minuten um sind, schlägts 5 Uhr, und Felix ist noch nicht da. Der böse Adjudant wird wohl die Uhr vorgerückt haben? Nein, der Dichter zeigt hier nur, wie sehr die Angst die Zeit beflügelt. Jetzt kommt zuerst der Adjudant aus der Kirche und macht sich mit guter Manier aus dem Staube. Dann kommt Robert, sich besinnend, daß es jetzt doch eigentlich nicht in die Brautkammer, sondern in die Todeskammer geht (erhabener Contrast!) Laurette springt ihm nach, ahnet das Schreckliche, (sie steht mit dem Geliebten in natürlichem Rapport) und läuft schnell um Rettung zum General. Das kann den braven Robert nicht rühren. Er schreibt seiner Braut ein Paar Abschiedszeilen und schenkt einem Soldaten, den er kurz zuvor im Wortwechsel beleidigt hatte, als Andenken und Zeichen seiner christlichen Reue — seine Tabakspfeife. Edler Sergeant, du weist nicht, daß du dieser Tabakspfeife, diesem trait de magnanimité, während du hier die Zeit vertrödelst, dein Leben verdankst. Denn wie Robert nun hintritt und nach „Legt an," selber „Feuer" commandiren will, ruft's dumpf vom Ufer „Robert," er springt mit dem Schrei „Felix" hin und wirklich ist's Felix, der ihm halb entseelt in die Arme sinkt. Er war ein bischen herübergeschwommen, nur zwei Stunden, und weil er das so brav gemacht hat, wird er nun auch nicht todtgeschossen. Die Braut kommt mit einem Gnadenbrief zurück, es wirrt sich in der Confusion allerlei von Unschuld und Entdeckung heraus, oder wird das Schießen aus freien Stücken unterlassen — kurz, der Lieutnant commandirt nicht zum Schuß, sondern zum erfreulichen Schluß: „Es lebe Felix und Robert, es leben die beiden Sergeanten!" — Vivat hoch! rufen wir nach. Es lebe der berühmte Herr von Aubigny! es lebe sein unberühmter Uebersetzer! (Th. Hell ist's gewiß nicht, der stylisirt nicht so vortrefflich), es lebe unsere gute rührsame Zeit! es lebe das weichherzige jubelnde Publikum! es lebe das Kriegsgericht! es lebe der entschlossene Flotten-Lieutnant! es lebe der Herr Hochzeiter und die Jungfer Braut! es lebe die Tabakspfeife! es lebe der geschickte Schwimmer! Vivat! — Hr. Löwe, welcher den Felix mit Liebe und Erfolg spielte, wurde gerufen und dankte in bescheidenen verbindlichen Ausdrücken. Auch wir danken ihm hinwiederum im Namen des Publikums für den vergnügten Abend verbindlichst. Die ganze Aufführung war so, daß von hieraus dem Stück und Hrn. Löwe kein Nachtheil erwachsen konnte. Unter den Mitspielenden waren außer dem Gast Hr. Größer (Robert), Hr. Weidner (Adj. Morazzi), Dem. Lindner (Laurette) und Mad. Schultze (Mad. Derville), ausgezeichnet, besonders Hr. Größer, welcher den edlen Freund, den Liebenden und den braven Soldaten in allen Situationen mit ausgezeichneter Naturtreue wiedergab. Den kleinen Adolph Derville gab Dem. Schultze mit einer in so frühem Alter seltenen Empfänglichkeit und Wärme. Die scenische Ausstattung verdiente, eine auffallende Aehnlichkeit zweier Gegenden abgerechnet, alles Lob.

Donnerstag den 18. **Torwaldo und Dorlisca**, Oper in 2 Abthl. von Rossini. Da die Oper an sich der Kritik nichts bietet, wovon sie ausgehen kann, so beschränken wir uns auf die kurze Anzeige der sehr gelungenen Ausführung. Ein trefflicher Tenorist, Hr. Haizinger vom Wiener Hoftheater, dessen Stimme viel Aehnlichkeit mit Wild's Stimme hat, gab den Torwaldo mit ausgezeichnetem Beifall. Das im 2 Akt eingelegte Duett mit Dorliska mußte wiederholt werden. Dem. Rothammer sang diese Partie sehr brav, eben so Hr. Dobler den Odoardo. Hr. Größer, Schloßwächter, zeichnete sich durch launiges Spiel aus. Hr. Haizinger wurde gerufen.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 23. Hermann und Dorothea, Drama, und: Der Grospapa, Lustsp.
Mittwoch den 24. Libussa, Oper. Wladislaw, Hr. Haizinger.
Freitag den 26. Conzert zum Besten der Frau Wittib Schmitt.
Samstag den 27. Die Lotterielisten, Lustsp. Trau, Schau, Wem, Lustsp. und Der Obrist, Lustsp.
Sonntag den 28. Die Hochzeit des Figaro, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

I r i s.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 95. Donnerstag, 25. November 1824.

Unauslöschliches.

Andere hab' ich geliebt, und mit süß unruhigem Sehnen
Gern in der schmerzlichen Lust meine Gedanken gewiegt,
Und es verrauschte der Wahn, der flüchtige Zauber erbleichte,
Kaum ein dämmernder Schein blieb in der Seele zurück.
Doch einst, als ich durch Wälder und Auen voll Seligkeit irrte,
Als ich zu Luft und Baum meine Entzückungen sprach —
Das warst du, allselige Zeit, wo ich Sie mit den Armen
Durst' umfahn, und so oft Herz an dem Herzen mir schlug.
Andere hab' ich geküßt und den Raub voll süßer Bethörung
Von jungfräulichen hold-knospenden Lippen gepflückt; —
Aber an jenem Abend, als dort im dämmernden Zimmer
Sie mit dem rosigen Mund über die Lippen mir glitt —
Wehe! warum doch kann ich der Zeit nicht endlich vergessen,
Und das gestorbene Glück folget, ein Schatten, mir nach!
Damals schien mein Mund mir geheiliget; gerne den Lüften
Hätt' ich, dem spülenden Quell, ihn zu berühren gewehrt.
Und noch jetzt, wenn am Abend die Augen träumend ich schließe
Gleitet der Purpurmund über die Lippen mir hin.

Federico.

Biographische Skizzen.

1) Metastasio. (Schluß.)

Metastasio stellte sich pünktlich ein; allein wie groß war des Dichters Verlegenheit, der von Natur schüchtern war, als er in ein Zimmer geführt ward, worin sich die ausgezeichnetsten Personen von Neapel, nebst den Richtern befanden, welche seinen Rechtshandel zu entscheiden hatten, und als ihm die Frau vom Hause sagte, die Gesellschaft sey deswegen versammelt, um ihn sein improvisirtes Gedicht über den bewußten Rechtshandel wiederholen zu hören. „Das bin ich nicht im Stande," versetzte er. — Wie so? — „Ich vergesse es sogleich wieder." — Nun, so lassen sie uns ein neues hören. — Unterdessen war er von der glänzenden Gesellschaft eingeschlossen worden, und so sehr er sich auch sträuben mochte, es half ihm nichts. Er mußte sich fügen. Nun sang er bald eine halbe Stunde hintereinander eine Art von Ilias, reich an Episoden, die sich jedoch natürlich aus dem Gegenstande ergaben, untermischt mit Stanzen welche sich auf gewisse Personen unter seinen Zuhörern bezogen, so daß, als er geendet hatte, alle mit dem größten Entzücken ihm dankten und ihn mit Liebkosungen überhäuften. Die Prinzessin erklärte, daß das zweite Gedicht ganz verschieden von dem ersten sey, und trotz seiner natürlichen Bescheidenheit bemerkte er mit vieler Naivität: „Ich improvisire zwar nicht gern, vielleicht war ich aber noch nie so glücklich, wie dießmal; sollte ich diesen Versuch bestehen, so mußte ich erst ein wenig bearbeitet werden."

Der Dichter verließ die Gesellschaft unter Aeußerungen der Zufriedenheit und Werthachtung aller Anwesenden. Den folgenden Tag war seine Angelegenheit ganz nach seinem Wunsche entschieden, aber von nun an hörte er auf zu improvisiren.

Da der Kaiser Karl der Sechste ein wohlunterhaltenes Theater liebte, so berief er den Metastasio im Jahr 1729, mit einem Gehalt von drei-tausend Gulden, und einem ansehnlichen Reisegelde nach Wien. Der Dichter folgte dem Rufe, und brachte von nun an seine ganze Lebenszeit am kaiserlichen Hofe zu. Seine Talente nicht nur, sondern auch sein edler Charakter erwarben ihm viele Freunde, selbst unter Personen vom höchsten Range. Die Kaiserin Maria Theresia vermehrte seinen Gehalt mit zwölf hundert Gulden, und gab ihm auch andere Beweise ihres Wohlwollens. So vortheilhaft indessen seine Lage am kaiserlichen Hofe war, so war sie doch mühsam, wegen der vielen Arbeiten, mit denen man ihn überhäufte. — Außer den Opern hat Metastasio auch eine große Anzahl von Oratorien, kleinen Dramen, religiösen Handlungen, Cantaten, Epitaphien, Sonetten, Gesängen rc. geliefert, — die wenn sie auch nicht alle der Strenge der Kritik entgehen, doch immer von dem großen Talente des Verfassers zeugen.

Als ein Mann von festem Charakter, in jedem Verhältnisse sich selbst gleich, zeigte sich Metastasio bis ans Ende. Er führte das regelmäßigste Leben; alle seine Stunden waren gezählt, alle seine Handlungen vorher durchdacht und bestimmt. Von seiner seltenen Uneigennützigkeit zeugt unter andern folgender Vorfall. Ein reicher Mann, mit dem er in genauer Verbindung stand, hinterließ ihm nach seinem Tode ein förmliches, gerichtlich ausgefertigtes Testament, das ihn zum Erben des sämmtlichen Vermögens des Verstorbenen, das auf hundert tausend Thaler geschätzt wurde, erklärte. Jung war damals Metastasio noch. Im Besitz eines so an-

sehnlichen Vermögens hätte er bequem und unabhängig von jedem, und ganz seiner Lieblingsneigung gemäß, leben können. Allein er erfuhr, daß der Verstorbene noch Verwandte zu Bologna hätte. Er reiste dahin, kundschaftete die Verwandten aus, und sagte voll Edelmuth zu einem seiner Freunde: „Segnen sollen diese das Andenken des Verblichenen, und weder ihm noch mir fluchen." Die Verwandten wurden vorgerufen. Metastasio redete sie also an: „Mein Freund hat mir zwar sein ganzes Vermögen vermacht, aber wie ich glaube aus keiner andern Ursache, als um es so lange in Verwahrung zu nehmen, bis ich die würdigsten seiner Verwandten ausgeforscht hätte, um es unter sie nach Billigkeit zu vertheilen. Mich dieses Auftrags zu entledigen, bin ich hierher gekommen." Sogleich zahlte er den Versammelten das ganze Vermögen aus, ohne das geringste für sich zu behalten.

Metastasio erreichte ein Alter von vier und achtzig Jahren. Er starb als Weiser und als Christ, den zwölften April 1782, nachdem er drei Kaisern über ein halbes Jahrhundert gedient hatte.

Der Herbst.

Es hat die Sonne eilend sich gewendet
Und in dem Felde hallt die frohe Jagd;
Des schwülen Sommers Mühen sind geendet,
Im Perlen-Schweiß des Angesichts vollbracht,
Und schwankend hat der schwerbeladne Wagen
Die goldnen Früchte fröhlich heimgetragen. —

Es lächelt uns in abendlichem Lichte
Gesenkten Blicks am Baum die Purpurfrucht,
Beschützet noch vom Laube, zart und dichte,
Doch kosend von dem Abendwind besucht,
Der ihr mit Liebgesäusel zärtlich winket,
Bis sie vom Zweig' in seine Arme sinket. —

Der Pflüger spaltet schon die frische Erde,
Vertraut die goldnen Körner ihrem Schooß,
Daß in dem Lenz die Saat erfreulich werde,
Des Sommers Erndte-Segen reich und groß.
So kreisen, wie die Sonnenbahnen ziehen,
Des Erdenlebens Freud' und Mühen!

Dort, wo Purpurfarben glänzen
An des Westen Aethergränzen
Steht im Glanz die Sternenkönigin,
Wirft mit abendlichem Scheine,
Ueber goldgelockte Haine,
Ihre milden Strahlen hin;

Sinket dann in Rosendüfte,
Eingelullt durch Schmeichelüfte,
Wehend über Flur und Hain,
Die, durch ihrer Flügel Regen,
Goldnes Laub auf allen Wegen
Für den stillen Wand'rer streu'n. —

Sorglich für des Winters Stille
Hat der Mensch der Früchte Fülle
Nun geweiht dem häuslichen Altar';
Ob des Herbstes Stürme weilen
Und die Tage schneller eilen,
Sorglos geht und kommt das Jahr.

Lüftesegler, die durch Wolken ziehen,
Nach der fernen, wärmern Heimath fliehen;
Die vom Nebelduft umflorten Felder,
Von dem Herbst entkränzte, dunkle Wälder,
Und des rauhen Sturmes Ton
Künden uns den nahen Winter schon. —

Auch des Lebens Abend deckt ein Schleier,
Zartgewebet von der Hoffnung Hand,
Und es tönt uns leis' die ew'ge Feier
Schon entgegen aus dem beß'ren Land.
Kindlich blicken wir in jene Ferne,
Und begrüßen still die goldnen Sterne. —

So entschwindet uns das frische Leben,
Und das stille Alter kommt heran;
Von Erinn'rung kindlich hold umgeben
Schauen wir zurück auf uns're Bahn,
Und die Lieb', der Glaub' und frommes Hoffen
Zeigen uns den nahen Himmel offen.

Tilemann Müller.

Griechenlands Befreiungs-Krieg,

(aus Pouqueville's Geschichte in 4 Bänden. Heidelberg 1824.)

Schon seit den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts gingen der edlen Jünglinge viele aus dem Schooße der griechischen Familien nach dem Abendlande, um auf Universitäten in Deutschland und Frankreich die Disciplin ihrer Ahnen und die Achtung derselben bei der ganzen cultivirten Welt als ein altes Capital mit seinen aufgehäuften Zinsen in Empfang zu nehmen und ihren verarmten Landsleuten heimzubringen.

Mittlerweile ward die verhängnißvolle Kluft, die zwischen Türken und Griechen sich aufgerissen, von einem Ungeheuer ausgefüllt, das alle Augen und Waffen auf sich richtete, und vom Schicksal selbst dazu erkohren gewesen zu seyn scheint, jene Kluft zugleich durch sein Wachsthum immer weiter aufzuspalten und zugleich so lange zu verbergen, bis die Griechen auf ihrer Seite festen Halt gewonnen. Dieses Ungeheuer glich denen, die das Chaos gebar, bevor der große Schöpfungstag vollendet war, der eine Scheidung setzte der Feste der Erde vor dem wüsten Gewässer. Ali Pascha von Janina trat unter den Räubern von Epirus auf und verschlang alle seine Nebenbuhler, türkische Paschas und griechische Räuber, indem er mit den Schätzen und Talenten Aller sich mästete, wie jene Schlange des Moses am Hofe Pharao's alle andere

Schlangen fraß. Seine Schätze bestachen den Divan, so daß er von dieser Seite gesichert war, und es ihm überlassen blieb, durch Verrath, Bestechung, Meineid, Gift, gedungene Meuchelmörder und Söldnerheere sein und seiner Söhne Paschalik über die ganze alte Hellas auszubreiten. Bis er den Gipfel seiner Macht errungen, waren ihm die Griechen, was alle seine andern Feinde, und er behandelte sie nicht anders. Er trennte sie durch Geld und schlaue Benutzung alten Privatzwistes. Die ihm nicht dienen wollten, ließ er ausrotten, oder vertrieb sie aus ihrer alten Heimath. Am furchtbarsten waren ihm die Sulioten, ein heldenmüthiges Bergvolk, die ihm mit geringer Macht zahllose Niederlagen bereiteten. Aber er bot alle Listen, Meineid, Verrath, Bestechung, alle Schätze und Armeen gegen sie auf, verstand es, die Mohamedaner gegen sie in religiösen Fanatismus zu bringen und selbst den katholischen Griechen einen Bannfluch gegen sie auszupressen, endlich die Sulioten unter sich zu entzweien. So wurden sie nach jahrelangem Kampfe aus ihren Bergen vertrieben, und nur ihre tapfersten Stämme und ihr Prophet, der Einsiedler Samuel, behaupteten durch freiwilligen Heldentod noch als Leichen den väterlichen Boden. Leichter zwang er die Parganioten zur Auswanderung. Sie mußten bis auf den letzten Mann auswandern, und an die Stelle des Kreuzes trat der Halbmond, an die Stelle der friedlichen Dörfer ein mit Blut und Wollust erfülltes Serail.

Aber hier wendete sich die Fortuna von dem Gräßlichen, der von sich selbst sagt, er möge nicht rückwärts schauen, denn die Wellen des Bluts wälzten sich hinter ihm und drohten ihn zu verschlingen. Theils erregten die unermeßlichen Schätze, die er in seinen festen Schlössern zusammengescharrt, die Habsucht des Sultans, theils arbeiteten seine Feinde, denen er lange vergeblich nach dem Leben getrachtet, zu Konstantinopel an seinem Sturz. Er ward in Acht und Bann der mohammedanischen Kirche und des Reichs gethan, und Kurschid Pascha mit einem großen Heere abgesendet, die Execution an ihm zu vollziehen. Seine feigen Söhne unterlagen. Der größte Theil seiner Söldner floh mit dem Glück, und die er in Ketten gehalten, schrien um Rache. So ward er in das feste Schloß von Janina eingeengt, das er mit beispiellosem Talent und Muth bis an sein tragisches Ende vertheidigte. Sobald er seine Lage übersehen, ließ er seinen Sclaven Freiheit und ständische Verfassung proclamiren; aber dieses Zaubermittel that in jenen Zonen keine Wirkung. Nur die Sulioten waren in dem Fall, der Verbannung das Bündniß mit dem Erbfeind vorzuziehen, kehrten zurück und standen ihm lange bei, bis größere Ereignisse sie zur Theilnahme riefen.

In dem großen Jahre des Siegs über Napoleon war die Hetäria gegründet worden und der als Zweck die Emancipation Griechenlands verfolgte. Sie offenbarte ihr Daseyn, getäuscht durch voreilige Hoffnungen und verführt durch den Drang nach Resultaten, früher, als sie hinreichender Mittel sich versichert hatte. Fürst Alexander Ypsilanti pflanzte plötzlich in der Walachei und Moldau die Fahne der Freiheit auf und erließ feurige Proclamationen an das ganze Volk von Hellas. Aber hier scheiterte das Schiff der Hoffnung an unzähligen Klippen. Der Fürst selbst war ein eitler, unfähiger Kopf, nicht dem Glück, geschweige dem Unglück gewachsen. An der Spitze der walachischen Bauern machte Theodor Vladimiresko eine gefährliche Diversion und ward aus einem Nebenbuhler ein Verräther an den Griechen. Die Türken gingen mit überlegener Macht über die Donau, und Ypsilanti, auf die Russen hoffend, versäumte alle nöthige Vorkehrungen. Er floh endlich in feiger Verzweiflung über die Grenze, während nur die heilige Schaar der Hetäristen und einzelne griechische Häuptlinge mit unsterblichem Ruhme stritten und fielen.

Für die Türken ist, wie ihre ganze Geschichte beweist, jeder Krieg ein Religionskrieg, gegen andere mohammedanische Secten, z. B. die Perser, nicht minder als gegen die Christen. Ihr Fanatismus aber, den stets der Blutdurst des Tigers begleitet, mußte gegen das Panier des Kreuzes hier noch gräßlicher wüthen, da es von empörten Sclaven, von Menschen getragen wurde, die sie bisher für die verächtlichsten gehalten. Während die Nordarmee die Walachei und Moldau in einen Schutthaufen zu verwandeln beflissen war, mordete das Heer des Kurschid Pascha schonungslos in Livadien und Morea. In allen Städten und Landschaften des türkischen Reichs wurden die wehrlosen Griechen haufenweise von dem fanatischen Pöbel beraubt, die Männer unter empörenden Martern geschlachtet, die Weiber nach Asien in die Sclaverei geschleppt. In Konstantinopel selbst fiel Gregorius, der greise Patriarch des Morgenlands, den alle Griechen als ihr Haupt betrachteten. Er ward an dem Auferstehungsfeste des Herrn, während er in feierlicher Procession aus der Kirche zurückkehrte, auf Befehl des Sultans ergriffen und aufgehängt, dann durch den Koth der Straßen in's Meer geschleppt. Ein gleiches Schicksal traf noch nahe an hundert der ausgezeichnetsten Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten der griechischen Kirche. Zugleich ward eine allgemeine Entwaffnung aller Griechen befohlen, aber wer sich dem Gebote fügte, sogleich treulos niedergemacht.

In Livadien und Morea war der Haß gegen die Türken schon durch Ali neu entflammt worden. Die wilden Horden, die Kurschid Pascha gegen die Griechen absendete, zwangen zur Nothwehr. Als sie aber den Tod ihres Patriarchen vernahmen, bemächtigte sich ihrer der grenzenloseste Schmerz, dem sogleich die feurigste Begeisterung folgte. Wozu es keine Politik, keine hetärische Demagogik, der die Masse des griechischen Volks noch im Kampfe selbst fremd blieb, in hundert Jahren gebracht hätte, bewirkte in einer Stunde der Glaubenseifer. Wer die Gewalt kennt, welche der Glaube, selbst der

Aberglaube, die Kirche, die Geistlichkeit, selbst der reiche, das ganze gesellige und häusliche Leben umschlingende Ritus über die Griechen noch jetzt in einer Weise ausübt, wie sie nur das Mittelalter gekannt hat, der begreift, daß der Kampf des griechischen Volks, in Masse, von ihm selbst nur als ein Religionskrieg begonnen und durchgeführt worden ist. Daß die Hetäria dieser Stimmung sofort sich bemeisterte und das politische Element dazu brachte, war natürlich; aber das Motiv des neuen großen Kampfes auf Morea und auf den Inseln ist allein in dem Glaubenseifer zu suchen, der durch jenen Mord des Patriarchen und durch den Fanatismus der Türken erzeugt wurde. Landvolk und Städter und die wilden Bergbewohner Moreas sammelten sich in Kapitanerieen, eroberten einige feste Plätze und ermordeten die Türken wo sie sie fanden. Eine gleiche Begeisterung bemeisterte sich der hochherzigen Inselgriechen, die sich sogleich entschieden der Entwaffnung widersetzten, und zum ersten Mal das Kreuz auf ihren siegreichen Flaggen befestigten. So begann dieser Kampf, der uns im Leben gezeigt, was bereits das verweichlichte Geschlecht nur noch für einen schönen Traum gehalten.

Dies ist der Gang des Ganzen, soweit ihn die ersten beiden Bände durchführen, die bis diesen Augenblick in der Uebersetzung erschienen sind. Als Hauptpartien in der Darstellung treten Ali Pascha, die Sulioten, die Ermordung des Patriarchen, der Aufstand der Inselgriechen hervor. Pouqueville hat uns jenen Ali, ein Wunder unserer Zeit, von seiner Geburt bis zu seinem Tode in seinem ganzen Wesen, in allen seinen Handlungen mit den lebendigsten Farben geschildert. Das Herz schaudert bei diesem Gemälde. Das Gefühl empört sich bei dem Gedanken, daß Europa noch in unsern Tagen ein solches Ungeheuer groß gezogen. In das Innere des Serails, in die türkische Moral und Sitte, in die grausenhafte Tiefe des türkischen Charakters, sind hier helle Schlaglichter geworfen. Die Sulioten erscheinen als das Gegenbild Ali's und der Türken, arm, rein an Sitten, freiheitsstolz, löwenherzig tapfer, glühend für die Lehre des Erlösers und kühne Verächter des Todes. In ihrer höchsten Noth erweisen sich vorzüglich die Weiber thätig, ermuthigen die Männer, treten selbst unter die Waffen und siegen und fallen, oder verbrennen sich mit all' dem Ihrigen. Pouqueville hat es sich überhaupt angelegen seyn lassen, nichts an dem Ruhme zu schmälern, den sich allwärts die griechischen Frauen errungen. Er gedenkt ihrer mit Vorliebe bei jeder Gelegenheit; und wer möchte seine Bewunderung nicht theilen? Ein anderer Glanzpunkt ist der Aufstand der Inselgriechen, darunter die Hydrioten allen andern vorleuchten. Hier ist es die Einigkeit, die uns bei diesen Barbaren Staunen erregt, und der gänzliche Mangel an Ehrgeiz, Herrschsucht und Usurpationsversuchen Einzelner, wodurch diese Revolution vor jeder andern in der Welt sich auszeichnet. Aller verjährte Zwist wird beigelegt. Inselbewohner überlassen ihre Schiffe dem Commando ihres alten Nebenbuhlers, der Admiral das Commando seinem Nachfolger. Ein Geist, ein Wille belebt das ganze Volk, und jeder Verlust stählt ihn wie ein Sieg.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

№ 96. Sonntag, 28. November 1824.

Theurer Ruhm.

Sie schelten mich den Weisen,
Den Liebe nie verrückt;
So muß ich freilich heißen,
Da keiner in mich blickt.

Wenn, prüfend, dich sie nennen,
Den lieben, süßen Klang,
Und mir die Fibern brennen,
Das Herz mir zucket bang;

Dann schein' ich so gelassen,
Doch wend' ich das Gesicht,
Und strebe mich zu fassen
Vor forschendem Gericht.

Wie lang noch soll es währen?
Wie wird mir schwer der Schein!
Noch bittrer das Entbehren
Und die getrennte Pein.

Dich missen, ist verschmachten,
Pest, Krieg und theure Zeit,
Dich herzen, dich betrachten,
Ist sel'ge Ewigkeit.

Federleo.

Biographische Skizzen.

2) Der Schauspieler Kean,

(aus der Biography of the British Stage. London 1824.)

Edmund Kean, dessen Name in den dramatischen Jahrbüchern Englands unverlöschlich glänzt, ward 1787 zu London, geboren. Sein Vater war ein Schneider. Kaum dem Gängelbande entwachsen ward Edmund von seinen Eltern, deren Armuth die Last eines müßigen Familiengliedes nicht zu ertragen vermochte, bei dem Kinder-Ballet im Drurylane-Theater untergebracht. Die Strenge und seltene Lehrfähigkeit eines der Tanzlehrer bei diesem Ballet wußte den zarten Gliedern Edmunds einen außerordentlich hohen Grad von Biegsamkeit zu geben, so daß der Knabe Kean die überraschendsten Stellungen und die seltsamsten Glieder-Verrenkungen einüben und mit vieler Gewandtheit darstellen mußte. Allein diese gewaltsamen Anstrengungen hatten nachtheiligen Einfluß auf den Knaben, welcher Gefahr lief, völlig zu verkrüppeln. Die lieblichen Gesichtszüge Edmunds würden in Folge dessen durch eine widernatürliche Blässe entstellt, und die armen Eltern hätten bei der zunehmenden Verkrüppelung des Knaben verzweifeln müssen, wenn nicht einige Mitglieder des Theaters aus Vorliebe für den zarten, mit reichen Anlagen begabten Edmund, für dessen Heilung gesorgt hätten. Edmund mußte jetzt Schienen an Armen und Beinen tragen, ward aber doch vom Ballet nicht entlassen. Hatte er früher als Amor helfen müssen, das schaulustige Publikum zu unterhalten, so steckte jetzt der Balletmeister ihn in die Maske des leidigen Satans, einer Rolle, der seine Gebrechlichkeit so wohl zu statten kam, daß man durch die Erscheinung eines so krüppelhaften Körpers mit noch höherer Wahrheit auf die Verderbtheit des Dämons schließen mußte, in dessen Maske der kleine Edmund erschien.

Edmund blieb bis in's fünfte Jahr Mitglied des Kinder-Ballets, als ein sonderbarer Vorfall ihn von dem Thespis-Tempel ausschloß. John Kemble, damals Direktor des recitirenden Schauspiels, hatte nämlich beschlossen, die Hexen-Scene im „Macbeth" dadurch noch kräftiger darstellen zu lassen, daß er die „black spirits and white, blue spirits and grey" (die schwarzen Geister und weißen, die blauen Geister und grauen) in eigener und eigenthümlicher Person erscheinen ließ. So ward das Kinder-Ballet zu phantastischen Tragödien-Gehülfen herausstaffirt, um im Kreise den Zauberkessel, den Eulengesang der Hexen begleitend, zu umtanzen. Edmund Kean ward ebenfalls in ein Geisterhabit gesteckt, allein er ertanzte sich eben so wenig Heil als seinem berühmten Trauerspiel-Direktor; denn in demselben Augenblick, als Macbeth in die dunkle Höhle tritt, macht der kleine Zaubergeist Edmund Kean, wie gewöhnlich eingeschnallt in seine Beinschienen, einen fehlerhaften Tanzschritt, stolpert, fällt auf seinen geistigen Nebenmann, dieser wieder auf den seinigen und der Impuls des Fallens wirkt wie ein elektrischer Schlag so unglücklich auf den ganzen Kreis der schwarzen, weißen, blauen und grauen

Geister, daß sie sammt und sonders über einander hinpurzeln und erst im Vorgrunde der Bühne, auf welchen sie hinrollen, sich wieder von einander losmachen können. Shakspeare's hohe Tragik in dieser Hexen-Scene ward diesmal wider Willen des großen Dichters und zu nicht geringem Verdruß des berühmten, auf strenges Decorum haltenden Direktors mit einer possenhaften Zugabe vermengt, die ein überlautes, allgemeines Gelächter erregte. Kemble, eingedenk der Worte in Lady Macbeth's Rolle:

„Man muß dergleichen Thaten hinterher
Nicht so beschau'n; das könnt' uns rasend machen!"

hatte nichts Eiligeres zu thun, als den kleinen Geistertanz für immer aus der Darstellung des „Macbeth" zu entfernen, um wo möglich jede Erinnerung an die so schwer verletzte Würde der Tragödie von der Tafel seines Gedächtnisses zu verwischen. Die eigentlich unschuldige Ursache dieser noch nie vorher gesehenen Verwirrung „lächelte in den Sturm" und erwiederte, philosophisch genug, auf alle Verweise nichts weiter, als „daß er noch niemals in einer Tragödie aufgetreten sey"; eine Replik, die jedoch nicht geeignet war, den Zorn des Direktors zu dämpfen. Der kleine Edmund ward nicht nur aus dem Hexenkeller im „Macbeth", sondern überhaupt vom Theater verwiesen. Der berühmte Direktor ahnete nicht, daß der krüppelhafte kleine graue Geist, Edmund Kean, einst der hochgefeierte Nebenbuhler seines Ruhmes werden würde.

(Fortsetzung folgt.)

Anagramm.

Wessen Wort entscheidet wohl über Fürstenleben,
Wer zwang selbst Napoleon sich zu übergeben?
Nur 4 Zeichen bilden mich, und, versetzt die Weise,
Wie ich mich benehmen muß in der Frauen Kreise.

Auflösung der Charade in Nro. 94.

Purpur.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 20. November. (Neu einstudirt): Graf von Esser, Trauersp. in 5 Abthl. (nach Joh. Banks) von Dyk. In den Sechziger Jahren gab man auf den deutschen Bühnen noch fleißig die Uebersetzung des Grafen Esser von Thomas Corneille (dem Jüngeren). Dieses Stück ist vom Jahr 1678, nach dem, wie Lessing berichtet, vierzig Jahre vorher bereits Calprenede die nämliche Geschichte bearbeitet hatte. „Es ist gewiß," schreibt Corneille, „daß der Graf Esser bei der Königin Elisabeth in besondern Gnaden gestanden. Er war von Natur sehr stolz. Die Dienste, die er England geleistet hatte, bliesen ihn noch mehr auf. Seine Feinde beschuldigten ihn eines Verständnisses mit dem Grafen von Tyrone, den die Rebellen in Irland zu ihrem Haupte erwählt hatten. Der Verdacht, der dieserwegen auf ihm blieb, brachte ihn um das Kommando der Armee. Er ward erbittert, kam nach London, wiegelte das Volk auf, ward in Verhaft gezogen, verurtheilt, und nachdem er durchaus nicht um Gnade bitten wollen, den 25. Februar 1601 enthauptet." Der Geschichte des Ringes bediente sich Corneille nicht, weil er sie für eine poetische Erfindung des Calprenede hielt. Doch ist sie nachmals fast außer Zweifel gesetzt und von den bedächtlichsten Geschichtschreibern, Hume und Robertson, aufgenommen worden. Wenn Robertson in der Geschichte von Schottland von der Schwermuth redet, in welche Elisabeth vor ihrem Tode verfiel, so sagt er: „Die gemeinste Meinung damaliger Zeit, und vielleicht die wahrscheinlichste, war diese, daß dieses Uebel aus einer betrübten Reue wegen des Grafen Esser entstanden sey." Sie hatte eine ganz außerordentliche Achtung für das Andenken dieses unglücklichen Herrn; und wiewohl sie oft über seine Hartnäckigkeit klagte, so nannte sie doch seinen Namen selten ohne Thränen. Kurz vorher hatte sich ein Vorfall zugetragen, der ihre Neigung mit neuer Zärtlichkeit belebte, und ihre Betrübniß noch mehr vergällte. Die Gräfin von Nottingham, die auf ihrem Todbette lag, wünschte die Königin zu sehen und ihr ein Geheimniß zu offenbaren, dessen Verhehlung sie nicht ruhig würde sterben lassen. Wie die Königin in ihr Zimmer trat, sagte ihr die Gräfin: Esser habe, nachdem ihm das Todesurtheil gesprochen worden, gewünscht, die Königin um Vergebung zu bitten, und zwar auf die Art, die Ihre Majestät ihm ehemals selbst vorgeschrieben. Er habe ihr nämlich den Ring zuschicken wollen, den sie ihm, zur Zeit der Huld, mit der Versicherung geschenkt, daß, wenn er ihr denselben, bei einem etwaigen Unglücke, als ein Zeichen senden würde, er sich ihrer völligen Gnade wieder versichert halten sollte. Lady Scroop sey die Person, durch welche er ihn habe übersenden wollen; durch ein Versehen aber sey er nicht in der Lady Scroop, sondern in ihre Hände gerathen. Sie habe ihrem Gemahl die Sache erzählt (er war einer von den unversöhnlichsten Feinden des Esser), und der habe ihr verboten, den Ring weder der Königin zu geben, noch dem Grafen zurückzusenden. Wie die Gräfin der Königin ihr Geheimniß entdeckt hatte, bat sie dieselbe um Vergebung; allein Elisabeth, die nunmehr sowohl die Bosheit der Feinde des Grafen, als ihre eigne Ungerechtigkeit einsah, daß sie ihn im Verdacht eines unbändigen Eigensinnes gehabt, antwortete: „Gott mag Euch vergeben; ich kann es nimmermehr!" Sie verließ das Zimmer in großer Entsetzung, und von dem Augenblicke an sanken ihre Lebensgeister gänzlich. Sie nahm weder Speise noch Trank zu sich; sie verweigerte sich alle Arzeneien; sie kam in kein Bett; sie blieb zehn Tage und zehn Nächte auf einem Polster, ohne ein Wort zu sprechen, in Gedanken sitzen; einen Finger im Munde; mit offenen, auf die Erde geschlagenen Augen; bis sie endlich, von innerlicher Angst der Seele und von so

langem Fasten ganz entkräftet, den Geist aufgab." — Dieses zur Begründung des Factums mit dem Ring. Ueber den Esser des Corneille stimmt Lessing mit Voltaire soweit überein, daß es ein mittelmäßiges Stück, sowohl in Ansehung der Intrigue als des Styls sey. Das Romanartige nimmt Lessing wohl mit schwachen Gründen gegen Voltaire in Schutz. Dagegen lobt er später ein anderes, englisches, im Jahr 1682 auf's Theater gekommene Trauerspiel von Joh. Banks, der eine Novelle unter dem Titel: „Geheime Geschichte der Königin Elisabeth und des Grafen von Esser" in dramatische Form brachte: „ein Stück von weit mehr Natur, Wahrheit und Uebereinstimmung, als sich im Esser des Corneille findet. Banks hat sich ziemlich genau an die Geschichte gehalten, nur daß er verschiedne Begebenheiten näher zusammengerückt, und ihnen einen unmittelbaren Einfluß auf das endliche Schicksal seines Helden gegeben hat. Der Vorfall mit der Ohrfeige ist eben so wenig erdichtet, als der mit der Gabe des Ringes; beide finden sich in der Historie: nur jener weit früher und bei einer ganz anderen Gelegenheit; so wie es auch von diesem zu vermuthen (Banks läßt die Königin dem Esser den Ring im 4n Akt schenken, ehe er zum Verhör geht. Dieses ist nach Lessings Rath von Dyk abgeändert). Denn es ist begreiflicher, daß die Königin dem Grafen den Ring zu einer Zeit gegeben, da sie mit ihm vollkommen zufrieden war, als daß sie ihm dieses Unterpfand ihrer Gnade jetzt erst sollte geschenkt haben, da er sich ihrer eben am meisten verlustig gemacht hatte ꝛc. Die Schenkung des Ringes hätte der Handlung des Stücks lange müssen vorhergegangen seyn, die Königin hätte ihn ganz vergessen, und er wäre ihr plötzlich, aber auch zu spät einzuhändigen, indem sie eben von der Unschuld oder wenigstens geringeren Schuld des Grafen, noch aus andern Gründen überzeugt würde ꝛc." Esser ist ursprünglich von Banks zu prahlerisch und charakterlos, Elisabeth hingegen gut geschildert; der Styl des Banks ist nach Lessings Worten zugleich so gemein und kostbar, so kriechend und so hochtrabend, und das nicht von Person zu Person, sondern ganz durchaus, daß er zum Muster dieser Art dienen kann. Die Engländer tadelten weniger seinen Schwulst als seine pöbelhafte Sprache und wünschten, daß das Stück von einem Manne, der den tragischen Ausdruck mehr in der Gewalt habe, möchte umgearbeitet werden. Dieses geschah endlich auch. Fast zu gleicher Zeit machten sich Jones und Brook darüber. Heinrich Jones, von Geburt ein Irländer, war seiner Profession nach ein Maurer und vertauschte, wie der alte Ben Johnson, seine Kelle mit der Feder. Er brachte seinen Esser 1753 aufs Theater. Als dieser zu London gespielt ward, hatte man bereits den von Heinrich Brook in Dublin gespielt. Aber Brook ließ seinen erst einige Jahre hernach drucken, und so kann es wohl seyn, daß er ebenfalls den Esser des Jones genutzt hat. Auch muß noch ein Esser von einem James Ralph vorhanden seyn. Von dem des Brook sagt ein französischer Kunstrichter, daß er das Feuer und das Pathetische des Banks mit der schönen Poesie des Jones zu verbinden gewußt habe." — Diese Umarbeitungen scheint Dyk (weiland Buchhändler in Leipzig, als Herausgeber einer Bibliothek der schönen Künste bekannt) zur Verbesserung des Banks benutzt zu haben. Die Verzweiflung der Rutland bei der Hinrichtung ihres Gemahls hat er, wie Ref. aus einer Note bei Lessing schließt, aus Brooks Esser entnommen. Im Styl scheint sich Dyk an den Lessingischen Grundsatz des Einfachen und Natürlichen gehalten zu haben. Dieß geht daraus hervor, daß er zwei Scenen, welche Lessing zur Probe übersetzte und in die Dramaturgie einrückte, wörtlich beibehalten hat. Die beiden Scenen im 3n Act, zwischen der Königin und der Nottingham und die nächste mit der Rutland, sind von Lessing. Sie verrathen die Meisterhand, sie sind von jener bewunderungswürdigen Leichtigkeit und Einfachheit, welche sich Göthe bei seinem Götz und Egmont zum Muster genommen hat. Banks hat in diesen Stellen eine bedeutende Höhe erreicht. Doch genug von dem Original und seiner Bearbeitung. Wir haben noch die Beurtheilung der heutigen Aufführung zu geben, der ersten nach vier Jahren, in welcher Zeit sich das Personale fast völlig geändert hat. Hr. Löwe spielte als letzte Gastrolle den Esser. Diese Rolle ist von den neueren Bearbeitern verbessert worden, doch, im Deutschen wenigstens, nur so nothdürftig aufgestutzt, daß sie den Künstler ihrem Gehalt nach kaum reizen kann, vielmehr „spielen die Schauspieler," kann man mit Voltaire sagen, besonders die in der Provinz, den Esser gar zu gern, weil sie in einem gestickten Bande unter dem Knie, und mit einem großen blauen Bande über die Schulter darin erscheinen können (Hr. Löwe trug einen polnischen Rock mit reichen Goldschnüren). Der Graf ist ein Held von der ersten Klasse, den der Neid verfolgt: das macht Eindruck. Ein großer Mann, den man auf das Schaffot führt, wird immer interessiren; die Vorstellung seines Schicksals macht auch ohne alle Hülfe der Poesie, Eindruck; ungefähr eben den Eindruck, den die Wirklichkeit selbst machen würde. Dieses hatte Hr. Löwe seinem Stoff zu danken. Was hat nun der Stoff ihm zu danken? Wir hatten uns mehr erwartet. Mit Hrn. Werdy dürfen wir ihn nicht vergleichen, hierzu fehlte vor Allem die Energie; aber auch die Consequenz. Wenn wir uns der Worte des Göthe'schen Epilogs erinnern: „Wie schritt er nicht so frei, so musterhaft!" und „Gemäßigt Feuer erst, dann Flammengluth, und königlich war selbst sein Uebermuth!" Hr. Löwe spielte bald zu weich, bald drückt, bald ohne Wärme, selbst in den letzten Scenen, worin er uns am meisten ansprach, ließen uns die Todesschauer und der Abschied, kalt. Hr. Löwe wurde nach dieser letzten Vorstellung gerufen. Mad. Ellmenreich vereinte als Elisabeth das Schwerste, Stolz und Zärtlichkeit. Wir führen hierüber Lessings Worte an: „Ich meine, die Actricen, welche die ganze doppelte Elisabeth uns gleich täuschend zu zeigen vermögend wären, dürften noch seltner seyn, als die Elisabeths selber; und wir können und müssen uns begnügen, wenn eine Hälfte nur recht gut gespielt und die andere nicht ganz verwahrloset wird." Um Dichtung und Darstellung gleich wahr zu finden, müssen wir den Geschichtschreiber Hume hören: „Rache und Zuneigung, Stolz und Mitleiden, Sorge für ihre eigne Sicherheit und Bekümmerniß um das Leben ihres Lieblings stritten unaufhörlich in ihr: und vielleicht, daß sie in diesem quälenden Zustande mehr zu beklagen war, als Esser selbst." Die Ohrfeige milderte die Künstlerin, wie dies der Brauch ist, dadurch, daß sie sie mit dem Handschuh gab. Eilf ganze Seiten

widmet Lessing in seiner Dramaturgie dieser Ohrfeige. Er nimmt darin den porzellanen Herrn von Voltaire vor, welcher in einer scharfen Kritik die Ohrfeige für unanständig und lächerlich in der Darstellung erklärt. Lessing beweist ihm, daß, wenn der wahre Esser eine Ohrfeige hinnehmen mußte, dieses sich auch sein Repräsentant auf der Bühne gefallen lassen muß, ferner, daß die Ohrfeige nicht komisch, sondern im Gegentheil tragisch wirke, und endlich, daß sich aus dieser Ohrfeige das aufrührerische Benehmen des Esser wo nicht billigen, doch entschuldigen lasse. Wir haben so ungleich mehr Mitleid mit ihm, als er uns in der wirklichen Geschichte zu verdienen scheint, wo das, was er hier in der ersten Hitze der gekränkten Ehre thut, aus Eigennutz (wegen einem elenden Weinpacht) und andern niedrigen Absichten geschieht. Der Streit, bei welchem Esser die Ohrfeige erhielt, war über die Wahl eines Königs von Irland. Als er sah, daß die Königin auf ihrer Meynung beharrte, wandte er ihr mit einer sehr verächtlichen Gebehrde den Rücken. In dem Augenblicke fühlte er ihre Hand und seine fuhr nach dem Degen. Man hat die Worte beibehalten, welche Esser hierbei ausstieß. Mad. Schultze milderte mit gewohnter Zartheit die Bösartigkeit, welche Banks der Gräfin Nottingham andichtet und spielte überall, auch in der mißlichen Scene, wo sie sich gegen die Königin verräth, mit Würde und schönem Anstand. Die sanfte Rutland wurde von Dem. Urspruch dargestellt. Wir freuen uns, Dem. Urspruch das Zeugniß einer fleißigen, innigen und lebenvollen Darstellung geben zu können. Indessen fehlte der Scene mit der Königin im 3n Akt, bei dem besten Streben, Wahrheit und künstlerische Haltung. Dem. U. brach zu schnell aus der Verstellung in die hastige Sprache der Leidenschaft aus, so daß sie die Königin schon früher errathen konnte, und sie mußte daher da, wo Elisabeth sie wirklich erräth, die Heftigkeit zu einem Grade steigern, worin sie nicht mehr die zartfühlende Rutland war. Das arglose Entgegenkommen der Königin erleichtert der Gräfin die Verstellung und streng geboten wird sie durch die Gefahr der Entdeckung. Und wie geschickt weiß diese Rutland ihr Gefühl im Lobe Elisabeths aus Esser Munde zuerst zu verbergen, sich zugleich und den Gatten zu retten. Erst bei den Worten: Seine Seele ist reiner als die Sonne, die Flecken hat, wird sie schwärmerisch, ungemessen in Lobsprüchen, hier erst merkt die eitle Elisabeth, wie beredt sie ist. Die Scene im 4n Akt, wo sie die Königin vergeblich um Gnade anfleht, war sehr brav. Ausnehmend gut gelang ihr die Wahnsinnscene und sie erhielt darin den verdienten Beifall. Was sich Dem. Urspruch hier von der Kunst der Dem. Lindner angeeignet, bildete sie mit tiefem und wahrhaft poetischem Gefühl im Geist ihrer Rolle aus. Die Passivität des Hrn. Weidner (Lord Burleigh) wollen wir weniger dem Künstler als der Rolle zur Last legen. Hr. Wegener (Southampton) spielte mit löblicher Aufmerksamkeit. Walter Raleigh scheint uns passender besetzt werden zu können.

Sonntag den 21. Der Schnee, Oper.

Dienstag den 23. Hermann und Dorothea, Drama in 4 Abthl. von Töpfer. Hierauf: Der Großpapa, Lustsp. in 1 Akt, aus dem Franz. von Mad. Ellmenreich. Man wird nicht müde das vollendete Kunstwerk zu betrachten, welches Dem. Lindner in ihrer Dorothea aufstellt: Aus dieser Grazie in reizender Häuslichkeit, aus diesem einfachen Anstand und Rede voll Innigkeit, spricht der Adel der Gesinnung, welcher Dorotheen auszeichnet, in schöner Vollendung. Hr. Rottmayer stellte den deutschen Jüngling in der Stärke und Zartheit der ersten Leidenschaft mit schönem jugendlichen Feuer dar, nur zu Anfang hatte das Auflehnen gegen den Vater einen kleinen Anstrich von Kindischem. Hr. Otto gab den alten Murrkopf Feldern in der liebenswürdigsten Laune. Mad. Ellmenreich die deutsche Hausmutter ebenfalls sehr herzlich und wahr. — Den Großpapa, wie ihn Hr. Otto in dem Nachspiel darstellt, kann man, so schwach er ist, in seiner Liebenswürdigkeit nur belächeln. Der Dichter hat dem armen Mann gar übel mitgespielt. Hr. Rottmayer ist als Enkelchen ein ausgemachter Kindskopf, trefflich die Art, wie er sich die Miene des Erfahrenen gibt, oder wie er verzweifelt: „da geht er nun hin, der Großvater, und putzt sich" (um den Enkel auszustechen) ꝛc. Dem. Urspruch d. j. spielte die Enkelin mit ansprechender Unbefangenheit, wenn auch noch etwas steif und einförmig. Dem. Urspruch d. ä. bitten wir um ihres Besten willen, sich auch in der unbedeutendsten Rolle nicht zu vernachläßigen. Die fremde Schutz suchende Henriette trat so gleichgültig zur Thür herein, als ob sie hier zu Haus wäre; dann war sie über die Ehre, Großmama ihres Geliebten zu werden, kein bischen alterirt. Auch schien die Kleidung nicht ganz zu ihrer Lage und dem Argwohn der Haushälterin zu passen.

Mittwoch den 24. Lebussa, Oper in 3 Abthl. von Conradin Kreuzer. Hr. Haizinger machte den Wladislaw. Hr. Haizinger hat eine treffliche, klangreiche Stimme von bedeutendem Umfang, besonders in der Höhe, höchst kunstgewandt und dabei gefühlvoll; doch fehlt es ihm an schöner richtiger Accentuation. Der reinen hellen Stimme entspricht eine sehr deutliche Aussprache. Wir versprechen uns von dem Gast noch in andern Tenorparthien großen Genuß.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 30. November. Euryanthe, Oper. (Adolar: Hr. Haizinger.)
Mittwoch den 1. December. Das Epigramm, Lustsp.
Donnerstag den 2. Das Nachtlager in Granada, Drama und der Doppelpapa, Lustsp.
Freitag den 3. (Zum Besten der Pensionsanstalt). Zemire und Azur, Oper.
Samstag den 4. Preciosa, Melodrama.
Sonntag den 5. Der Wollmarkt, Lustsp. und der Hofmeister in tausend Aengsten, Lustsp.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 97. Donnerstag, 2. December 1824.

Das physikalische Museum.

Noch sind nicht sechs Monate verflossen, seit der von dem thätigen Kunstfreund, Hrn. Mechanicus Albert, ausgegangene Vorschlag zur Errichtung eines physikalischen Kabinets ins Publikum gekommen, und schon ist ins Daseyn getreten, was darin als Entwurf der Beachtung prüfender Beförderer nützlicher Anstalten empfohlen war. Der Naturwissenschaft sind durch die glücklich erreichten, so höchst erfreulichen, Resultate der Senkenbergischen Gesellschaft und des polytechnischen Vereins so viele treue Verehrer in unserer Stadt gewonnen worden, daß der hingeworfene Funke schnell zündete und Frankfurt nun eine lange gefühlte Lücke in der Reihe seiner Bildungs- und Belehrungs-Institute aufs Vielversprechendste ausgefüllt sieht. Bereits ist nach der in dem erwähnten Vorschlag angedeuteten Weise ein zulängliches Local gemiethet und als physikalisches Museum eingerichtet. Wir sind in den Stand gesetzt, den Lesern der Iris die Rede mitzutheilen, womit die neue Anstalt am 24. November eröffnet wurde.

Rede
bei der Eröffnung des physicalischen Museums,
am 24. November 1824.

Wir sind heute versammelt, um eine Idee in's Leben zu rufen, welche Jedem von uns eine genußreiche Belehrung, unserer Stadt eine neue Zierde, der Wissenschaft die Gründung eines würdigen Tempels verspricht.

Vereinzelt und behindert auf mannichfache Weise war bisher Jeder, der sich hier, wo doch universelle Bildung mit jedem Jahre neuen Raum gewinnt, physicalische Kenntnisse erwerben, oder bereits erworbene bereichern wollte. Der Mangel an Apparaten und Instrumenten, die vielen Schwierigkeiten, welchen ihre Anschaffung unterliegt, und dennoch wieder ihre Unentbehrlichkeit, ja die Nothwendigkeit einer reichen und selbst überflüssig ausgestatteten Sammlung, um Alles kennen zu lernen, was den Naturforscher fördern kann: alle diese Erwägungen machten es höchst wünschenswerth, daß ein reiches und allgemein benutzbares physicalisches Cabinet, — für den wissenschaftlichen Naturforscher, wie für den Dilettanten, für den schon Gebildeten, wie für den Lernenden, gegründet werden möchte.

Nicht minder nahe lag ein anderes Bedürfniß, das eines gesellschaftlichen Vereins für Physik und Chemie. Wie sehr wird durch solche Verbindungen das Studium erleichtert, die Fortschritte des Anfängers beschleunigt, die Kenntnisse selbst des Erfahrensten bereichert! Nur einer solchen Gelegenheit bedarf es, um Viele anzuziehen und für eine edle und nutzreiche Beschäftigung zu gewinnen. Neugier wird in Wißbegierde verwandelt; aus Unterhaltung erwächst Belehrung. Für den fremden Naturforscher, der Frankfurt besucht, ist es wünschenswerth, einen solchen Verein zu finden; und dem hiesigen kann nichts willkommener seyn, als ein Vereinigungsort, wo er Alle, Einheimische und Fremde, antreffe, welche ein gleiches Interesse beseelt.

Herr Albert hatte den trefflichen Gedanken, ein solches Cabinet, einen solchen Verein zu gründen. Seine reiche Apparaten- und Instrumenten-Sammlung, so wie sein Eifer, mit dem raschen Fortgange der Wissenschaft in diesen Fächern gleichen Schritt zu halten, ist uns, ja dem Auslande, bekannt. Dem glücklichen Zusammentreffen dieser beiden Bedingungen verdanken wir es, wenn die Bedürfnisse, welche ich anzudeuten versucht habe, schon jetzt auf eine so genügende Art befriedigt sind, wenn ein Institut gegründet ist, das für die Zukunft so viel verspricht.

Erwägen wir die besonderen Verhältnisse, unter denen dieser Verein auftritt, so eröffnen sich die erfreulichsten Aussichten. Eine wohlhabende Stadt, in der günstigsten Lage Teutschlands, — Gewerbfleiß, welcher der Unentbehrlichkeit der Naturwissenschaft wohl bewußt ist, — offener Sinn für alles Schöne und Gute, — Reichthum an Anstalten, welche jeden verwandten Zweig des Wissens fördern, und unter denen nur grade ein solches Institut bisher noch vermißt wurde, — das Zuströmen so vieler Fremden, mit denen wir so manche, geistige wie materielle, Reichthümer auszutauschen haben: — welche Aufforderungen, welche Befriedigung! Ich enthalte mich einer ausführlichen Darstellung dieser und so mancher anderen Momente; sie leuchten, bei einigem Nachdenken, Jedem ein. Nur auf einige besonderen Verhältnisse erlaube ich mir, Sie aufmerksam zu machen.

Wir besitzen hier eine polytechnische Gesellschaft, welche für den Gewerbfleiß schon so Ehrenvolles und Dankenswerthes geleistet hat. Wie schön schließt sich an diese unser Institut als ein unentbehrliches und ergänzendes Glied an! Wissenschaftliche Begründung, dieses felsenfeste Fundament aller Kunstfertigkeit, wird sie ihr gewähren. Was hat Frankreich, was hat besonders England auf eine so staunenswerthe Höhe des Kunstfleisses, und, durch diesen, des Reichthums und der Macht gehoben? Daß diese Länder dem Lichte der Wissenschaft sich nicht verschlossen haben; daß ihre Künstler, ihre Fabrikanten, bei dem Naturforscher in die Schule gehen, und aus dem Studium der Physik und Chemie unendlichen Gewinn ziehen; daß jede neue Entdeckung ein Erwerbszweig für Tausende wird, und Millionen ein genußreicheres Daseyn gewährt. Blicken wir dagegen auf das Schicksal isolirter Industrie und maschinenmäßiger Gewerbsthätigkeit, wie sie z. B. in früheren Jahrhunderten auch in Teutschland herrschte, und einzelne Städte, Stapelplätze des Handels und Kunstfleißes, momentan bereicherte und übervölkerte. Verarmt, verödet sind diese im Laufe der Zeit, weil bloß auf mercantilische und technische Productionen ihr Leben begründet war, nicht aber auf die ewig jugendliche Natur, die stets neue Ideen erzeugt und in Umtrieb setzt. In der Wissenschaft und der Kunst hat hinfort Teutschland seine Ehre zu suchen, seinen Rang unter den Völkern, seine Existenz.

Eine andere Anstalt besteht in Frankfurt, an welche die unsrige sich anzureihen berufen ist: die naturforschende Gesellschaft mit ihrem reichen Museum. Diese Zierde unserer Vaterstadt ist binnen wenigen Jahren geschaffen, und schon zu einer Höhe gediehen, daß sie mit jeder ähnlichen Anstalt den Vergleich nicht scheuen darf; ein herrliches Denkmal des Gemeingeistes und des offenen Sinnes unserer Mitbürger. Welch ein ermunterndes Beispiel und eine schöne Vorbedeutung! — Die Direction der naturforschenden Gesellschaft sagt in der Empfehlung, welche sie unserm Institute zu geben sich beeifert hat, Folgendes: „Durch die Begründung einer solchen Anstalt sieht sich die Gesellschaft im Erreichen eines ihrer eigenen Zwecke unterstützt, für welchen in der erst kurzen Zeit ihres Wirkens nur darum noch wenig von ihr selbst geschehen konnte, weil die Stiftung und Einrichtung des naturgeschichtlichen Museums vorerst noch alle ihre Aufmerksamkeit und Mittel in Anspruch nahm. Gern wird sich aber die Gesellschaft bemühen, auf jede ihr mögliche Weise dieser beabsichtigten neuen Anstalt nützlich und förderlich zu seyn, welche sich als ergänzend an die hier schon bestehenden so schön anreiht." — Möge diese würdige Empfehlung uns zum Antriebe dienen, der Thätigkeit dieser Gesellschaft nachzueifern; gewiß werden wir uns dann eines ähnlichen Erfolges erfreuen.

Endlich muß ich noch eines Ereignisses erwähnen, welches das Bedürfniß einer solchen Anstalt ins hellste Licht setzt, und uns zu einer besonderen Aufmunterung gereichen muß. Es hat nämlich der vor 3 Jahren gestiftete Verein teutscher Naturforscher und Aerzte, welcher jährlich am 18. September, zuerst in Leipzig, dann in Halle, dann in Würzburg seinen Congreß hielt, zu seinem nächsten Versammlungsorte Frankfurt gewählt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in unserer so günstig gelegenen Stadt die Versammlung zahlreich und glänzend seyn wird. Ich brauche nicht zu erinnern, welche Ehre es für Frankfurt ist, daß die ersten Gelehrten Teutschlands, die bisher, ihrem Zwecke gemäß, nur in Universitätsstädten zusammentraten, sich hier versammeln wollen. Unstreitig war unser naturforschendes Institut die nächste Veranlassung zu dieser Wahl. Aber so würdig auch dieses einer solchen Anerkennung ist, dennoch würde unsere Gastfreiheit mangelhaft seyn, wenn wir den Physikern, den Chemikern, nicht mit einem Cabinet, einem Laboratorium dienen könnten. So können wir jetzt den werthen Gästen mit um so größerer Zufriedenheit entgegen sehen, von denen wir Vieles erwarten, denen wir Manches zu gewähren hoffen dürfen.

Diese Anforderungen sind es, diese glücklichen Zeichen, unter denen das physicalische Museum sich eröffnet. — Mögen die Musen über ihm walten!

R . . . f.

Weihetafeln.

(Fortsetzung von Nro. 89.)

22.

Wohin du wendest den Blick im Gebiete der Schöpfung, da siehst du
Mannichfaltig und reich, fröhliches Leben erblüh'n,
In und über der Erd' ist Leben, lebender Heimath
Ist ein jegliches Blatt, jeglicher Tropfen des Meer's.

Aber was blühete, welket und stirbt: Ist des Lebens Bestimmung
Tod denn, und gab die Natur jenes für diesen zum Raub?
Schenkte nur darum die Mutter den Kindern ein flüchtiges Daseyn,
Um zu erwürgen sie selbst grausam mit eigener Hand?

Schmückte so reizend sie nur die Welt, um tückisch zu bergen,
Daß auf lauerndem Grab wandelt der schwankende Tritt? —

Nein, das Leben ist Zweck, der Tod nur Diener des Lebens;
Stets aus der Asch' empor hebt sich der Phönir verjüngt.

Nimmer stirbt was gelebt; es bleibt, doch auf wechselnder Stufe;
Was für die Erde nur lebt, währt für die Erde nur fort;
Aber was geistig gelebt für ein Höheres dauert auch geistig
Findet im Höheren nur seine Bestimmung, sein Ziel.

Biographische Skizzen.

2) Der Schauspieler Kean,

(aus der Biography of the British Stage. London 1824.)

(Fortsetzung.)

Edmund genoß, wie leicht zu erachten, bei dem Kinderballet wenig Erziehung, dagegen entwickelte er manche Untugenden. Eine der stärksten war sein Starrsinn. Als er vom Theater verbannt war, erlangte seine Mutter von ihm, daß er die Schule Orange-Court besuchte. Allein die Monotonie der täglich und stündlich hier wiederkehrenden Lektionen wurden dem Feuerkopf bald unerträglich. Er beschloß zur See zu gehen. Vergebens bekämpfte die Mutter diesen Entschluß; denn Edmund, als er seinen Wunsch fortwährend mißbilligt sah, machte sich eines Tags heimlich davon, und ging als Kajüten-Junge an Bord eines nach Madeira bestimmten Schiffes. Allein hier fand er sich aus dem Regen in die Traufe gerathen. Seine Begriffe von Unabhängigkeit wurden hier völlig darnieder geschlagen, und es war nicht zu verwundern, wenn er, noch eh' er an den Ort seiner Bestimmung gekommen war, schon im Stillen einen Plan entwarf, um baldmöglichst dieser seiner Knechtschaft wieder zu entgehen. In der That war das keine leichte Aufgabe. Freilich hätte er in Madeira wohl Gelegenheit gefunden, vom Schiffe zu entkommen; allein — wie die Heimath wieder erreichen? das war für ihn die Frage! Sein Genie fand Rath. Ein leichtes Fieber das unter der Schiffsmannschaft grassirte, war der Grund, auf welchem er seine List erbaute. Auch ihn hatte das Fieber geschüttelt, allein es hatte — so stellte er sich — ein chronisches Uebel, völlige Taubheit bei ihm zurück gelassen. Der Pfiff glückte. Capitän und Schiffsvolk wurden Einer wie die Andern getäuscht. Doch glaubte Edmund damit noch nicht ausreichen zu können: er erheuchelte daher als weitere Folgen des Fiebers eine Lähmung, und gab dadurch seiner Taubheit um so größere Wahrscheinlichkeit, als solche durch seine bis jetzt nicht ganz geheilte Krüppelhaftigkeit an den Beinen noch begünstigt wurde. Der Capitän, theils aus Mitleiden, theils sich des unnützen Mitessers zu entledigen, lieferte ihn in das Hospital an der Küste zu Madeira, wo Edmund zwei Monate lang fortfuhr, den Zwiefach-Kranken zu spielen, bis endlich die Hospital-Aerzte, die freilich seine Verkrüppelung vollends heilten und nun nicht mehr wußten was sie an ihm heilen sollten, äußerten: daß die heimathliche Luft Englands das einzigen Mittel seyn dürfte, den Burschen von seiner Taubheit zu befreien; in Madeira sey keine Hülfe für ihn. Das war's, was der junge Kean erzielte. Um der freien Ueberfahrt gewiß zu bleiben, mußte er auch während der Rückfahrt seinem bisher behaupteten Charakter getreu — also taub und mindestens noch an Händen gelähmt erscheinen. Dabei ward aber das in ihm schlummernde Schauspieler-Talent nicht wenig auf die Probe gesetzt. Schon am Tage seiner Einschiffung waren dicke Wolken und ein schneidender Wind die grausen Vorboten eines fürchterlichen Sturmes, der nur allzu bald auf hoher See die Schiffenden überfiel, und in der schwarzen Stunde der Mitternacht so heftig wüthete, daß das Schiff dem sichern Untergange preisgegeben schien. Kean, beharrlich in Durchführung seiner Rolle, war und blieb taub gegen das Brausen der himmelhochschäumenden Wogen, taub gegen das Gebrüll des Donnersturmes, und verharrte ruhig in seiner Hängematte, während Aller Hände an den Pumpen arbeiteten und Aller Gemüther in der beispiellosen Noth verzagten.

In London angekommen, fand er sich entblößt von Gelde und aller menschlichen Hülfe. Seine Mutter war tiefer in's Land gezogen — aber wohin? Da erinnerte sich Kean seiner Amme. Die ehrliche Alte lebte noch. Er fand sie, und durch sie das Haus seines Oheims Moses Kean, der ebenfalls Schneider und früher durch Bauchredner-Künste berühmt, oder eigentlich berüchtigt geworden war. Oheim Moses munterte den Neffen wieder auf, seinen Unterhalt auf dem Theater zu suchen, Edmund fand in dessen Hause eine Freundin, Miß Tidswell: die auf dem Drurylane-Theater spielte, und fortan mit mütterlicher Zärtlichkeit für ihn sorgte. Sieben Jahre lang, unter ihrem Schutze, war er Mitglied einer Pantomimen-Gesellschaft, mit der er von Jahrmarkt zu Jahrmarkt zog, und besonders durch seine Gewandtheit in komischen Tanz- und Spring-Parthien Genüge leistete. Ungeachtet aller seiner Nachforschungen hatte er während dieses Zeitraums nichts von seiner Mutter erfahren können. Endlich hört er, sie halte sich in Portsmouth auf. Er verläßt Saunder's Truppe und wandert zu Fuße nach Portsmouth — findet aber die Mutter nicht. Ein falsches Gerücht hatte ihn getäuscht und seinen Beutel bis auf den letzten Pfennig geleert. Ganz auf sich selbst wieder angewiesen, entschließt er sich kurz: er deklamirt und erübrigt mit genauer Noth drei Pfund, mit denen er nach London zurück reiset. In London setzt er seine Winkel-Deklamatorien fort, und findet besonders in „Rolla's Rede an die Peruaner" ein Publicum, das ihm Beifall entgegen stürmt, und den Entschluß in ihm befestigt, sich ausschließlich der Tragödie zu widmen.

Mit Empfehlungen von seiner mütterlichen Freundin, Miß Tidswell, versehen, erhält er Engagement bei einem kleinen Schauspielertrupp in Yorkshire. Hier übt er sich unter seinem mütterlichen Namen Carey in der Darstellung des „Ham-

let," „Cato," „Lord Hastings" und anderen gern gesehenen Rollen. Von Yorkshire geht er nach Windsor, wo ihm die höchste Hoffnung auf einstigen Ruhm zu keimen anfängt; denn der Beifall, den er hier namentlich als „Richard III." erndtet, ist beispiellos. Sein Glück zu vollenden, wird hier ein wackerer Gelehrter, Dr. Drury, sein Wohlthäter und zweiter Vater; durch dessen Mitwirkung er drei Jahre lang auf der hohen Schule zu Eton studirt, wo ihm die Sonne classischer Bildung aufgeht, und wo Virgil, Cicero und Sallust ihm völlig verständlich werden. Nun tritt er, an Geist und Körper trefflich ausgebildet, seine künstlerische Laufbahn unter dem angenommenen Namen Carey wieder an, spielt bei der Gesellschaft zu Birmingham den „Hamlet," jedoch nicht mit jenem stürmischen Beifall, den er erwartet, und der ihm früher schon zu Theil geworden war. Unwillig darüber verläßt er Birmingham und mittelt sich zwanzig Gastrollen bei dem Schauspiel-Unternehmer zu Edinburgh aus. Hier glückt es ihm besser! Zwölf von diesen Rollen füllt er bei drückend vollem Hause mit einem und demselben Stücke aus, und zwar — mit „Hamlet!" — Wo ist der Schauspieler der eines Gleichen sich rühmen kann?

Die Biographie Edmund Kean's läßt hier eine Lücke von etlichen Jahren, während welcher er nur als umher reisender Tragiker sich bald hier, bald da mit mehr oder minderem Erfolge blicken läßt. In Waterford verheirathete er sich. Ein heftiger Streit mit dem Director in Exeter zwang ihn die Bretter daselbst zu verlassen und sein Heil auf der Bühne zu Guernsey zu suchen. Hier führt uns Kean's Biograph ein Document vor, welches als Warnung gegen alle unwissenden und boshaften Kritiker, so wie gegen ein allzu leichtgläubiges Publicum mitgetheilt zu werden verdient. Es lautet folgendermaßen:

„Gestern Abends trat hier ein junger Mann, Kean auf dem Anschlagzettel genannt, zuerst als „Hamlet" auf, und fürwahr! seine Darstellung dieses Charakters ließ uns wünschen, daß, nach dem System herum ziehender Comödianten-Banden, diese Rolle ganz aus dem Trauerspiele weggelassen und all die übrigen Parthieen gespielt worden wären. Dem Vernehmen nach hat Herr Kean an verschiedenen Orten Englands in etlichen tragischen Rollen Glück gemacht, und seine Eitelkeit dadurch so hoch gesteigert, daß er sich nach einem Unterkommen bei einem der Theater in der Hauptstadt umzusehen sich erdreistete: jedoch haben sich ihm dabei unübersteigliche Hindernisse entgegen geworfen, indem die Directoren von Drurylane und Coventgarden sich den Mißgriff erspart haben, ein so anmaßendes, wie durchaus unfähiges Subject zu engagiren. Herrn Kean's Darstellung selbst der untergeordnetesten Rollen würde verwerflich seyn, da er eine der häßlichsten Körpergestalten zeigt, die je auf der Bühne erschienen seyn können; ja, vermag sein Gedächtniß nur halb so gut die Rolle „Richard's III.," in welcher er nächstens auftreten will, zu fassen, als wie seine Person der Mißgestalt entsprechend ist, die jene Tyrannen ausgezeichnet haben soll, so muß sein glänzender Erfolg als unzweifelhaft vorausgesetzt werden. Was indessen seinen „Hamlet" betrifft, so war solcher eins der abscheulichsten Zerrbilder, das jemals dem alten Shakspeare untergeschoben worden ist. — — Seine Stimme ist widerlich und monoton, aber so tief, daß sie völlig der Idee entspricht, die Herr K. zu hegen scheint, der Idee nämlich, daß man nur Schrecken von der Bühne herab erregen könne, wenn man in einem Tone redet, der aus einem Beinhause hervor zu dröhnen scheint."

Wer Londoner Zeitungen und deren mächtigen Einfluß auf die öffentliche Meinung kennt, wird hinlänglich überzeugt seyn, daß solche beißende Kritik völlig ausreichte, um das Fortkommen des Kunstjüngers Kean von Grund aus zu verderben. Diejenigen, auf welche sie wirken sollte, wurden durch sie nur allzu leicht fortgerissen, und Kean hatte zu wenig Klugheit und Umsicht, um den ihm nahenden Sturm abzuwehren. Kaum erschien er als „Richard III." auf der Bühne, so ward er mit Lachen, Zischen und Poltern begrüßt. Eine Zeit lang hielt er geduldig die Angriffe offenbarer Bosheit aus; endlich aber auf's Aeußerste gebracht, applicirte er eine Stelle seiner Rolle auf seine Widersacher und warf trotzig die Sentenz hinab in's Parterre:

„Unmannered dogs, stand ye when I command!"
(Ihr räud'gen Hunde, schweigt, wenn ich befehle!)

Jetzt tobten die Verächter noch ärger. Kean sollte Abbitte leisten; aber er leistete sie nicht. Vom Gefühl seiner künstlerischen Ueberlegenheit vielmehr gestachelt, verlautbarte er, auf den Vorgrund der Bühne tretend: „daß der einzige Beweis von Vernunft, den die Polterer bisher gegeben hätten, der wäre, daß sie die eben von ihm ausgesprochene Sentenz auf sich gezogen hätten!" Jetzt legte sich der Director in's Mittel und ließ sofort die Rolle „Richard's III." von einem andern Schauspieler zu Ende spielen. — Kean mußte zur Stadt hinaus.

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 98. Sonntag, 5. December 1824.

Vorbild.

Hast du zur Morgenzeit
Auf Bergeshöhen
Nebel und Sonn' im Streit
Oftmahls gesehen?

Hinter dem dichten Flor
War sie verschattet
Hob bleichen Blick empor,
Vom Kampf ermattet.

Bis sie mit dünnem Strahl
Drang durch den Schleier,
Die Fäden allzumahl
Löste das Feuer.

Wallend zerfloß die Wand,
Sinkend vom Gipfel
Streift sie mit feuchtem Rand
An alle Wipfel.

Und in der Jugend Glanz,
Herrschend und kräftig,
Siehst du den Feuerkranz
Lebengeschäftig.

So, Herz, verzage nicht,
Tag wird dir werden,
Trauer fällt vor dem Licht
Neblig zur Erden.

Federleo.

Guter Rath.

Lebst in der Stadt, hab' Acht, daß die Seele sich dir nicht verflüchtigt,
Lebst auf dem Land', hab' Acht, daß sie nicht roste dir ein.

K. G. . .

Biographische Skizzen.

2) Der Schauspieler Kean,

(aus der Biography of the British Stage. London 1824.)

(Schluß.)

Etliche Fremde auf Guernsey, welche Kean früher in Weymouth großen Beifall hatten erndten sehen, vermochten den Gouverneur, sich des Verbannten anzunehmen. Doyle, der Gouverneur, wurde Kean's Retter und Freund. Er tilgte des Unglücklichen kleine Schulden, und da Kean seine Laufbahn als Schauspieler geschlossen wähnen mußte, glaubte er dessen Wunsch, in Kriegsdienste zu treten, erfüllen zu müssen; stellte ihm jedoch vor, wie eine Subalternen-Anstellung schwerlich ausreichen würde, ihn mit Weib und Kinder zu ernähren. „Mein Weib" — entgegnete Kean entschlossen — „hat schon manches Kummerbrod mit mir verzehrt; sie wird also mit mir und meinen beiden Kindern bei neun Pence täglichem Sold nicht verhungern. Ist eines dieser beiden auch noch Säugling, so ist das ältere doch schon über zwei Jahre alt und hat auf dem Theater bereits recht wackere Dienste geleistet; nicht lange, so wird es so viel erwerben können, um dem jüngeren mit fortzuhelfen." Bei Erwähnung der außerordentlichen Fähigkeiten dieses Kindes äußerte der Gouverneur den Wunsch, eine Probe davon zu sehen, und ward von Erstaunen über die Talente des kleinen Wesens so hingerissen, daß er im Feuer der Unterredung auch den Vater bat, eine Lieblings-Scene aus dem Stegreif zu recitiren. Kean wählt die Scene des „Jago" aus dem „Othello" in welcher er von dem verhängnißvollen Schnupftuch redet, und Doyle wird so entzückt über Kean's Doppel-Vortrag, daß er sofort sein Versprechen zu einer militairischen. Anstellung zurücknimmt, indem er äußert, wie es ein Verbrechen seyn würde, solch überwiegendes Talent aus seiner eigenthümlichen Sphäre zu reißen;

dagegen aber ihm den kräftigsten Beistand zur Förderung seiner Laufbahn als Schauspieler zusagt.

Doyle benutzt, um den von den Bühnenbrettern Verbannten wieder in die Theaterwelt einzuführen, die Anwesenheit der Lady Douglas, einer geistreichen Beschützerin der schönen Künste, und Kean muß in einem besonders dazu eingerichteten Saale mit Hülfe einiger Kunstfreunde, besonders aber seines älteren Kindes, eine neue Pantomime aufführen. Der Anschlagzettel wird berechtigt, anzuzeigen, daß die Lady der Vorstellung beiwohnen werde. Auf dies Gerücht überfüllt sich der Saal mit Zuschauern. Die Pantomime beginnt und endet zu großer Zufriedenheit aller Anwesenden. Doyle hat seinen Zweck erreicht; denn schuldenfrei und mit voller Börse und trefflichen Empfehlungen versehen, kann Kean mit des nächsten Morgens Frühe nach Weymouth, von da nach Taunton, Dorchester u. s. w. abgehen, an welchen Orten er mit dem besten Erfolge, bald in der Tragödie, bald in der Comödie, bald in der Pantomime, sein Glück zu machen sucht. — Von Bühne zu Bühne die Provinzen durchwandernd, trifft er in Exeter seinen väterlichen Freund, Dr. Drury, wieder, der, entzückt von Kean's Talenten, unverzüglich an Herrn Grenfell, Mitglied der Committee des Drurylane-Theaters in London, schreibt, und den Rath gibt, mit Edmund Kean einen Versuch zu machen. Der Rath war um so willkommener, weil das Drurylane-Theater um eben diese Zeit in gänzlichen Verfall zu gerathen drohte. Dennoch will die Committee keinen übereilten Schritt wagen. Herr Arnold, Mitglied derselben, wird beauftragt, nach Dorchester zu gehen, wo Kean zu eben der Zeit spielte, und sich von dem eigentlichen Künstler-Vermögen des Empfohlenen mit eigenen Augen und Ohren zu überzeugen. Arnold kommt, sieht ihn in mehreren Rollen, und hat nichts Eiligeres zu thun, als sich Kean's für das Drurylane-Theater zu versichern und einen Contrakt auf drei Jahre mit ihm abzuschließen, in welchem für das erste Jahr 8, für das zweite 10 und für das dritte 12 Guineen wöchentlich als Gage festgesetzt werden. Lachende Aussichten für Kean, die aber durch den Tod seines Söhnchens, dessen keimendes Talent dem Vater aus Guernsey mit fortgeholfen hatte, mächtig verdüstert wurden. Kean unterzeichnet mit der einen Hand den Contrakt, während er mit der andern die Augen seines sterbenden Kindes zudrückt! — Bald darauf trifft er in London ein und erscheint sofort als „Shylock" auf dem Drurylane-Theater mit dem entschiedensten Beifall. Er muß mehrere Male hinter einander in dieser Rolle auftreten und sieht sich endlich in der Partie „Richard's III.", die mit rauschendem Applaus aufgenommen wird, auf dem Gipfel theatralischer Größe. So oft er auch „Richard III." wiederholen muß, dennoch ist das Haus, das nur eine Einnahme von 620 Pfund zu fassen geeignet ist, bis zu 700 Pfund gesteigert. Zur Ehre der obgedachten Committee sey es hier nacherzählt, wie selbige den zu Dorchester durch Arnold abgeschlossenen Contrakt aus eigenem Antriebe vernichtet, ihn auf fünf Jahre ausdehnt, für das erste Jahr 16 Pfund, für das zweite 18 Pfund und für die drei letzten Jahre 20 Pfund wöchentlicher Gage festsetzt und überdies dem glücklichen Edmund Kean, dem hochgepriesenen Darsteller „Richard's III.", nicht nur ein Geschenk von Hundert Guineen macht, sondern ihm auch ein jährliches Benefiz aussetzt. Im Laufe des Jahres erscheint Kean nun als „Hamlet", „Othello", „Jago", „Macbeth", „Romeo", „Octavian" u. s. w. und macht zuletzt ein Benefiz, das ihm zwei Tausend Pfund Sterling Gewinn auswirft! — Wie mag dem früher erwähnten Kritiker in der Londoner Zeitung dabei das Herz gepocht haben? Aber hat denn ein solcher Kritiker ein Herz?

Ungeachtet des Beifalls, der Kean bei seinem jedesmaligen Erscheinen auf der Bühne entgegenstürmt, wird er dennoch von allen seinen Collegen geliebt und geschätzt. Als er einst in der Darstellung des „Sir Overreach" den ungetheilten Beifall der Menge errang, waren seine Collegen so von der Wahrheit seines Spieles hingerissen, daß sie auf der Stelle (es war am 26. Juni 1816) den Entschluß faßten, dem Helden ihrer Bühne ein ehrenvolles Geschenk zu überreichen. Sofort circulirt ein Subscriptionsbogen bei den Mitgliedern — Keiner von Allen schließt sich aus, zu unterzeichnen. Selbst Nichtschauspieler wollen Theil nehmen an dem erfreulichen Vorhaben; an der Spitze dieser letzteren steht — Lord Byron! Ein schwerer goldener Trink-Pokal wird der Gegenstand des Geschenkes, der dem eben so überraschten, wie tiefgerührten Kean durch eine feierliche Deputation überreicht wird!

Im Jahr 1818 machte Kean eine Ausflucht nach dem Continent, wo ihm besonders zu Paris ehrenvolle Auszeichnung zu Theil ward. Talma veranstaltete ihm zu Ehren ein glänzendes Gastmahl, bei welchem die anwesenden Mitglieder des Théâtre français ihrem berühmten Kunstbruder Edmund Kean eine kostbare goldene Dose zum Andenken überreichten.

Ein Jahr später reisete Kean, theils zur Erholung, theils seinen Ruf auch außerhalb Englands Hauptstadt zu bewahren, nach Edinburgh. Hier spielte er bei reichgefülltem Hause mehrere Male den „Macbeth", und empfing am Tage nach einer der letzteren Vorstellungen folgendes Schreiben:

„Sir, — Einige Ihrer Freunde hierselbst können dem Drange nicht widerstehen, Ihnen einen Beweis wahrer Hochschätzung zu geben, und Sie wo möglich mit einem Geschenke zu erfreuen, das einigermaßen der Vortreflichkeit Ihrer gestrigen Darstellung des „Macbeth" entsprechen dürfte. Die Freunde wählten dazu ein Prunkschwerdt, und bitten Sie, künftig dasselbe zu tragen, wenn Sie in

erwähntem Trauerspiel als „gekrönter König Schottlands“ auftreten. Das Schwerdt ist „von ächtem hochländischen Schlage“ von einem unserer geschicktesten Arbeiter geschmiedet und mit den kostbarsten Steinen geschmückt, die Schottland in seinem Schooße erzeugt. Genehmigen Sie u. s. w.“

Auf der Klinge jenes Schwerdtes befinden sich auf der Vorderseite die Worte eingeäzt: „An Edmund Kean, Esq., als Tribut der Bewunderung seiner glänzenden Talente von seinen Freunden in Edinburgh überreicht, November 1819.“ — Auf der Rückseite liest man: „Dies Schwerdt ward überreicht an Edmund Kean, Esq., als er auf der Bühne in der Rolle Macbeths, Königs von Schottland, erschien.“

Doppel Räthsel.

Der Bruder und die Zwillingsschwester.

Knabe lärmt in seiner kleinen Kammer.
An der Thüre klopft so sehr er an,
Alles schläft! wie du auch schlägst den Hammer,
Armes Kind, dir wird nicht aufgethan.

Ach du hast nicht Rast nicht Frieden,
Klopfest wohl bey Tag und bey der Nacht.

Sitzen hoch im Haus zwey Mädchen kleine,
Sind so sanft, so mild, so wunderschön,
Müssen durch die weißen Fensterscheine
In Geduld und Ruhe niederseh'n.

Fühlt der Knab' in seiner Kammer Freude,
Theilen lächelnd diese sein Gefühl.
Klopft er ängstlich aber und im Leide,
Ach dann weinen sie der Thränen viel!

Mädchen weinen wohl bey Nacht und Tage:
Wenn sich härmt der liebe Knabe klein,
Klopf' und blicke er bey jedem Schlage,
Niemand öffnet ihm den Kerker sein.

Und auch das muß ich für wahr euch sagen:
Seufzen, bluten, mag der Knabe lang,
Doch kann er den Hammer nicht mehr schlagen,
O, dann ist uns um sein Leben bang!

Lange können wohl die Mädchen kleine
Sitzen in des schönen Hauses Höh'n,
Und durch ihre weiße Fensterscheine
Lächelnd bald, bald weinend niedersehn.

Doch in Lieb sind sie dem Knab' ergeben.
Drey Geschwister wohl in Freud' und Noth,
Kann der süße Bruder nicht mehr leben,
Ach dann sind auch beide Schwestern todt!

Und auch das muß ich fürwahr noch sagen:
Ging das Leben dieser Schwestern aus,
Kann der Knab' nicht mehr den Hammer schlagen,
Niederstürzt alsbald das ganze Haus.

Wer nicht weiß den Bruder mir zu nennen
Nicht wen durch die Schwestern ich gemeint,
Ach der fühlte nie des Schmerzes Brennen,
Ach! der Glückliche hat nie geweint!

Auflösung des Anagramms in Nr. 96.
Arzt, Zart.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 27. November. Der Obrist, Lustsp. in 1 Act von Scribe. Hierauf: Trau, Schau, Wem? Lustsp. in 1 Act von Schall. Zuletzt: Die Lotterielisten, Lustsp. in 2 Abthl. von Kläbr.

Sonntag den 28. Die Hochzeit des Figaro, Oper in 3 Abthl. von Mozart. Dem. Heinefetter d. j. trat als Susanne auf. Die junge Sängerin leistete was in ihren Kräften stand. Vom Spiel kann man noch keine Vollkommenheit verlangen und vom Gesang noch nicht völlig das Zarte, Einschmeichelnde, wodurch sich diese Parthie auszeichnen soll. Dem. Heinefetter wirkte sehr brav zum Ganzen und läßt hoffen, daß sie, von der Bedeutenheit der Aufgabe durchdrungen, bald so durch Anmuth ihre Rolle beherrschen werde, wie sie jetzt durch Frische und Klarheit des Tons erfreut. Cherubin (Dem. Bamberger.) Gegen den Text, aber mit der Musik, tief verwandt mit ihrem Zauber, ist Dem. Bamberger noch ein Kind, ein cherubino d'amore celeste, der den Staub von seinem Kleide schüttelt, scherzt und in himmlischen Tönen redet. Das lebendige Spiel und der gute Vortrag des Hrn. Größer als Figaro fand die verdiente Anerkennung. Hr. Dobler, Graf, Mad. Brauer, Gräfin, leisteten Treffliches im Gesang.

Dienstag den 30. Euryanthe, Oper in 3 Abthl. von Weber. Wir haben viele Leute gähnen sehen, aber es wurde auch nicht ganz besonders gesungen, um sich über Eigensinn und Sanglosigkeit der Oper in etwas entschädigt zu fühlen. Auszeichnen können wir nur Dem. Schulz, welche die Euryanthe mit dem lobenswürdigsten Eifer gab und die schwersten Stellen, den Schluß des 1n Acts mit der Cavatine und den Scenen in der Einöde mit Kraft und Gefühl durchführte. In dem Leidenschaftlichen dürfte sie sich noch mehr Mad. Devrient zum Muster nehmen. Den ritterlichen König Ludwig VI. bitten wir, die Frauen seines Hofes ehrerbietiger zu grüßen; ferner den Ritter, welcher den Reigen führt, den Tanzmeister nicht zu

verrathen und sowohl seine Dame, als auch beim Vorbeigehn den König, anständiger zu begrüßen. Dem. Heinefetter d. ä. hat eine sehr angenehme Stimme, sie sang das Mailied recht artig. Könnte dieselbe nicht auch in größeren Parthien beschäftigt werden? — Was die heutige Darstellung besonders trübte, war, daß Hr. Haitzinger, welcher den Adolar geben sollte, statt dessen einen kleinen Abstecher nach Mannheim gemacht hatte. Der Zettel zeigte an: „da Hr. Haitzinger gestern nach Mannheim abgereist ist, so wird derselbe erst in nächster Woche, zwar nicht in der Euryanthe, doch in andern Opern dahier sein Gastspiel vollenden." Es geht das Gerücht, man habe dem Gast Schwierigkeiten wegen Einstudieren der diebischen Elster gemacht, die er zu seinem Benefiz verlange. Von anderer Seite behauptet man, Hr. Haitzinger, wenn gleich er sich in der kurzen Zeit seines Hierseyns so vielfältig gefällig bewiesen, habe dennoch Unmögliches verlangt, es seyen ihm keine Schwierigkeiten gemacht, sondern nur wirkliche opponirt worden.

Mittwoch den 1. December. **Das Epigramm**, Lustsp. in 4 Abthl. von Kotzebue. Wir wünschen Frankfurt mit dem Epigramm und Aehnlichem, ja mit der ganzen Schauspielkunst ein besseres Schicksal als Rom mit den Sibyllinischen Büchern. Rom wollte nicht kaufen, zuletzt kaufte es um dreifachen Preis Einen statt drei Bänden. So ungefähr gehts mit unsern weissagenden Lustspielen, mit unsern guten Kunstwerken, sie vermodern und werden verbrannt. Mit Mühe bleibt ein Band gediegner Stücke zurück. Möge man sie nicht verachten; es ist die höchste Zeit, das letzte Gebot der in allen Zeitschriften an der Ehre angegriffenen Directionen. Wird dieser Rest verschmäht, dann wehe uns bei den Musterspiegeln der Herren Clauren und Consorten. Von der heutigen Aufführung berichten wir nur, daß Hr. Weidner (Hippeldanz) mit reicher Laune, Dem. Lindner (Karoline) mit schöner Energie und liebenswürdiger Herzlichkeit, und Dem. Urspruch (Friederike) mit ansprechender kindlicher Unbefangenheit spielte.

Donnerstag den 2. **Das Nachtlager in Granada**, Schausp. in 2 Abthl. von Fr. Kind. Hierauf: Der Doppelpapa, Posse in 3 Abthl. von Gustav Hagemann. Man hat dieses Stück, wohl mit Unrecht, zu den verhaßten und verpönten Criminaldramen gezählt. Das romantische Liebesabentheuer eines kaiserlichen Prinzen in Spanien, der sich als Jäger verirrt hat und in einer Ruine übernachtet, wo er sein Leben aus den Händen von Räubern erkaufen muß, dieß, sollten wir denken, wäre ein Gegenstand, welchem sich, bei wirksamen theatralischen Situationen, manche poetische Seite abgewinnen ließe. Kind hat den anziehenden Gegenstand mit Glück und Einsicht behandelt, der Prinz und Gabrielle sind mit Liebe gezeichnet, die Diction ist edel und erhebt sich nicht selten zum Poetischen. Indessen läßt sich nicht läugnen, daß der zweite Act in der poetischen Behandlung gegen den Theatereffect einigermaßen abfällt. Dem. Lindner gab die reizende Gabrielle mit dem wahrsten Ausdruck kindlicher Anmuth und Herzlichkeit. Das Gespräch mit Gomez, das fromme Erstaunen vor dem fremden Jäger, die Freude über ihr geliebtes Täubchen, das mädchenhaft verschämte Bekenntniß vor dem Prinzen, die Herzensangst um den edlen Gast, diese schönen ausdrucksvollen Bilder sind zu bekannt, als daß sie einer Lobpreisung bedürften. Der Jäger wurde von Herrn Rottmayer mit Anstand gegeben, aber nicht mit der einfachen Beredsamkeit ins Leben gestellt, wie ihn die Dichtung haben will. Mehrere sehr gelungene Situationen verloren durch das leidige Declamiren, womit schöne Verse noch schöner gemacht werden sollen, alle Natur. Wie kann man nur die Accentuation, welche der natürliche Sinn der Rede angibt, so zersplittern und verblasen! Hr. Brauer trat nach einer schweren Krankheit als Gomez auf und erhielt von dem zwar kleinen aber einstimmigen Publicum Zeichen lebhafter Theilnahme. Mit wahrer Virtuosität stellte Hr. Weidner den schleichenden türkischen Banditen Vasco dar. Hr. Leißring und Hr. Urspruch, Ambrosio und Pedro, waren brav, machten aber dem Jäger die Arbeit gar zu leicht. Graf Otto der deutsche Ritter, mogte kein Minnesinger seyn, er sprach die Verse ziemlich schlecht. Den kürzesten Tag in diesen kurzen Tagen erlebten wir heute auf dem Theater. Während sich die Räuber über den Mord des Jägers beriethen, ist in einem Zeitraum von 5 Minuten aus Nacht Tag und aus Tag wieder Nacht geworden. — Dem zweiten Stück konnte Ref. nicht beiwohnen. Hoffentlich ist es mit mehr Aufmerksamkeit gegeben worden; als das Letztemal.

Theater-Anzeige.

Montag den 6. December. (Zum Besten der Pensions-Anstalt): Zemira und Azor, Oper.

Dienstag den 7. Der leichtsinnige Lügner, Lustsp. und Trau, Schau, Wem? Lustsp.

Mittwoch den 8. Tancred, Oper. (Tancred: Dem. Erhardt).

Donnerstag den 9. Der Strich durch die Rechnung, Lustsp. und die Talentprobe, Lustsp.

Samstag den 11. Othello, Oper. (Rodrigo: Hr. Haizinger.)

Sonntag den 12. Das Leben ein Traum, Schsp. (Roderich: Hr. Jerrmann).

Montag den 13. (Zum Vortheil des Hr. Haizinger): Die diebische Elster, Oper. (Gianetto: Hr. Haizinger.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No 99. Donnerstag, 9. December 1824.

Vertrauen.

Viel Klagen hör' ich um mich her,
Des Nachbar's Auge weint.
Ach, mir auch wird das Herz so schwer,
Wenn mancher Bruder hoffnungsleer,
Und rettungslos erscheint!

Und in die stille Einsamkeit
Folgt mir der Kummer nach.
Doch bald der Nebel sich zerstreut,
Und nach der Schwermuth Dunkelheit
Scheint lichthell mir der Tag.

Die Sonne froher Zuversicht
Steigt wieder himmelan.
Bei Gott ist Hülfe, Trost und Licht!
O Dulder, nur verzage nicht
Auf deiner Dornenbahn!

Nicht lenkt des Zufalls blinde Macht
Der Zeiten Unglücksfluth!
Er, welcher über Sternen wacht,
Hat alles, alles wohl gemacht,
Und was er thut, ist gut.

Andresen.

Aus der griechischen Anthologie.

Arm an Reitzen ist unser Leben, und dürftig an Freuden,
Wenn wir die Sorgen nicht reißen aus unsrer Brust.
Graue Haare pflanzen sie auf den grünenden Scheitel,
Zehren des Menschen Gemüth wüthend und wüthender aus,
Daß oft sterben seliger ist, als jammernd zu leben,
Daß der Arme beinah immer sich glücklicher fühlt.
Darum richte dein Herz zu Einem Ziele der Hoffnung,
Andern gönne nicht Raum; Mäßigung heißet dies Ziel.

Herder.

Neue Scene zu dem Lustspiel:

Die Talentprobe.

Minna als Berliner Zeitungsträgerin.

(Diese Scene im niedern Berliner Dialect ist für Dem. Lindner, bei ihrem Gastspiel in Berlin, von dem Verfasser dieses Verwandlungsstücks eigends geschrieben, und als eine Beitrag, zur Benutzung kürzlich von demselben in einem dortigen Journale mitgetheilt worden.)

Minna (draußen.)

Ick muß die Mamsell sprechen, ick muß sie sprechen! (Sie drängt sich herein) Nee, mit det Gesinde is't keen Aushalten nich! Die Herrschaften sin doch jetzunder noch lange nich so nischtwürdig, wie des Gesinde, segg ich immer! Da wollen se mich allwidder 'nen Zopp machen; so'ne abscheuliche Brut, will mich da mit alle Gewalt inreden, det Mamselken wäre nich zu Hause; ahersch ick weß't besser. —

Waller

(gibt seine Verwunderung über die possirliche Gestalt zu erkennen.)

Stern.

Demoiselle Waller ist wirklich nicht zu Hause! Wenn ich nicht irre, ist Sie die Zeitungsträgerin? Was verlangt Sie denn?

Minna.

Nich eh'r geh' ick aus diese vier Pfähler rausser, bis ick die Mamsell gesprochen hebbe! — 't'is wegen die Kunst! Lieber will ich mich die Zeit von mein mühseeliget Geschäfte abstehlen dhun, als deß ich mir sullde abweisen lassen. Ja woll, mühseeliget Geschäfte! Seit die Zeitungen alle Dage rausser kommen dhun, da lofft man um nischt un widder nischt det Straßenflaster glatt, wat freilich in ville Straßen hier och nischt schaden künte. 'T'is 'n Elend! Da seggte mich noch neulich der Herr Geheeme Rendant-Assistent von die Mieths-Abgabe: Jott, seggt' er mich, deß die Zeitungen alle Morgen rausser kommen dhun, des ist doch entsetziglich. Sonst kriegte man doch man eenen Dag um'n andern nischt, jetzt kriegt man alle Dage nischt; und

denn redt er noch drüber, deß die Zeitungen jetzunder so drocken wären und ick bringe se doch immer so naß, wie se von den Preßbengel kommen. Aberscht man kann't die Leutkens nich recht machen; un an die Zeitungsschreibers, von die ick am Ende doch mein Bisken Brodt hebbe, liegt es och nich! Et süll da Ener sin, der nem't sich vorher all die besten Neuigkeiten weg, det denn ken andrer Mensch mehr wat Ordntliches drinn finden dhut. Wenn nich noch so'ne Anzeige von die Frühjahrs-Vorstellungen käme, oder von die Bäckersch, die det Brodt un die Semmel bei det wohlfeele Getreede noch am wenigsten kleen backen, oder wenn sich die vornehmen Leute nich noch menchmal drinn runner machten, so wär es et'zunders mit die Zeitungen keen Aushalten nich! Aberscht, deß ich vor lauter Transch nich die Hauptsache vergessen dhue, worum ick hergeloofen komme — 't'is, wie schon's gesagt, um die Kunst — so rufen Se mich man gleich det Mamsellken!

Waller.

Ich warte auch auf sie. —

Stern (zu Minna.)

Sie ist nicht zu Hause, sag' ich Ihr!

Minna.

Wat? Sie bleiben derbei, sie is nich zu Hause? So wat binden Se mir nich uf! Ick hebbe meine Gere, den Max, den hebb' ick vor Sonnen-Ufgang schon's an die Hausdiere gestellt, deß er mich kunte en Licht ufstecken, ob die Mamsell bei Wege is oder nich, un der Junge seggt mich: die Mamsell is nich ausgeflitzt! Also, sie is zu Hause! Treten un betörkeln lass' ich mir nich! Globen Se man nich, deß ich aus Mutz bin! Ick bin gerieben, bin nich von Gestern, verstehe alle Woorte ohne Brille, brauch meinen Verstand nich mit de Laterne zu suchen, hebbe mir lassen den Wind um die Nase weh'n, weeß, wo Bartel Most holt. —

Waller.

Na, die hat eine Zunge!

Stern.

Ey was! Zudringlichkeit wird hier nicht geduldet! Sag' Sie, was Sie will und damit Basta!

Minna.

Nu, nu! Hebben Se sich man nich gleich so ungebachert! Ick bin so'ne pöbelhaftige Behandlung nich gewöhnt, bin nich hinter den Zaun gefunden, und Sie weeren mir och noch nich kleene kriegen. Da will ick mir ja lieberscht an den andern alten Herrn da veraddressiren, der werd mich nich in so'ne patzige Mannier kommen!

Waller.

Aber, liebe Frau, ich verstehe Sie gar nicht!

Minna.

J du meine Güte, ick hebbe mich doch 'n ganz rendliches Deutsch angewöhnt! Na, seh'n Si mal, ick wollte die Mamsell man bitten, daß sie sich für meinen Jungen, den Max, verint'ressiren dhäte; der Junge hett mein Leben nischt gedoogt un nu quält er mich balle die Seele aus dem Leibe un will abs'lut unter die Schauspielersch gehn. J nu, des muß ick seggen, des Maul hett er uf'n rechten Fleck und 'is 'ne pfiffige Karundje!

Waller.

Hat er denn auch was gelernt?

Minna.

Si meenen wegen die Rollen? Ville Gedächtniß het er egentlich nich! Aberscht die Kommedjanten hebben ja uf't Theater det Männeken in di Lucke, der weeß't ja doch immersch't besser als die Andern! Aberscht 'ne Kehle het der Junge, grannig un grimmig! Ick gloobe, er is am ersten als Sänger uf zu stellen; denn wenn der Junge loslegen dhut, da können die Kammer-Musikanten sich noch zehn Mal düller abmarachen mit Pauken, Trompeten, Trommeln, Kanonenschlägen und Dunnermaschinen, er fehlt doch durch!

Stern.

Charmante Talente!!

Minna.

Ja, so'ne Sängers müssen sie ja anjetzt hebben bei die neu'ste Sorte von die Opern! Wir hebben immer Jott gedankt, deß wir in unse Gegend keene Erdbebens nich hadden: aberscht so'ne Musik un 'n Erdbeben, det is man all een Dhun! In Berlin sin neulich ein Paar Häuser ingefallen; ich gloobe, deß is man pure von di dulle Musik, wie sie anjetzt aus die Opern unter die Regiments-Hobogisten kommen dhut. Un zu so wat het mein Max justement Schenie!

Waller.

Ich zweifle nicht daran! Aber ich frage eigentlich, ob er auch Schulkenntnisse hat?

Minna.

Schulkenntnisse? J du liebe Zeit! — hebben Sie denn nich gemerkt, wie des heut zu Tage is? Unse junge Welt, die braucht man Allens ganz obenweg zu lernen, et muß in die Witterung liegen, det sie gleich Allens besser wissen! Un wat nu die Kummedie anbelangen dhut, et sollen ene Menge derbei sin, die nischt können und wenn da Ener mehr mang unter looft, wat schad't 'n det?

Waller.

Da hören Sie das Urtheil über die Schauspieler!

Stern.

Ich bitte zu bedenken, von wem?!

Minna.

Ach, Sie meenen woll, des wäre mich zu hoch? Meine fünf Sinne sin mich nich verbeddert, un mein Max der lest mir Abends aus die Zeitungen und Jurnale wat vor — ick trage och Jurnale 'rummer — un da hört man ja genung, wie die Schauspielersch gemacht werden in di Artikel von't Theater! Da segg ick denn oft zu meinen Max, Junge, segg ich, willst du dir denn och so an den Pranger stellen lahßen? — und wissen Se, wat mich des Fuchsbalg antworten dhut? „Mutter," seggt er, „det is man all een Dhun! Wer in unse Land nich düchtig schlecht gemacht wird, der wird och nich berühmt! Det hebben all die klügsten Leute geseggt!" Aberscht freilich meen' ick denn och immer, die Recensenten-Musje's wissen och nich, wat se wollen. Seggt der Eene: 't is prächtig, seggt der Andere: 't dogt nischt! Un denn meenen die Schauspielers: Wie wir 't machen, so is't am schensten; un so'nen Sinn het mein Max justement och!

Waller.

Hm! Ein gesundes Urtheil ist doch nicht zu verachten!

Minna.

Ja, versteh' mal Eener gleich, wat gesund un wat krank is; man find't et nich 'raus! Aberscht mit die Recensenten wer' ick wegen meinen Max woll fertig werren; ick hebbe mich die schlimmsten all nennen lassen, ick wende wat d'ran! Es füll mich nich d'ruf ankommen, deß ich si'n Bisken schmiere, eh'r sie schmieren, un da lassen sie mir denn gewiß meinen Jungen so gnädig durchschluppen. Ick seh't unnode gerne, deß er unter die Kummedjanten geht: denn ick liege den ganzen Dag uf die Straße un der Junge muß mich die Wirthschaft führen. Er schanert mich, er kocht mich, er wascht mich, er hängt mich och uf; ick kann den Jungen, wiewoll der Lulei ville dumme Streeche macht un mich Allens unter die Ribben verkreescht, eegentlich gar nich entbehren un hebb em oft genug angeranzt. Hier unten hebb ick em erscht noch ausgeforscht. Max, hebb ick geseggt, wer weeß, ob du zu die Kummedje Grütze genug hest, et is doch keen Pappenstiel nich! Dein seeliger Vater flegte immer zu seggen: wat man macht, muß man recht machen, sonst muß man't Eenen machen lassen, der't macht! Dein seeliger Vater dhat och nach det Sprüchken; er kunte nich ville, un dhat och nicht ville — spiegle dir d'ran! Aberscht bei dem Jungen helft nu mal keene gute Lehre nich; er gebt mich ganz verwogen zur Antwort: des Schenie dreibt mir, un wohin mir des Schenie dreiben dhut, dahin lass' ick mir dreiben, und so muß' ick't denn partu durchsetzen!

Stern.

Ich zweifle sehr, daß Demoiselle Waller Ihr behülflich seyn kann!

Minna.

I, der Director hält große Stücke uf ihr un ihre Kunnessancen seynd sehre groß! Si müssen den Jungen man nich verschwärzen bei di Mamsel, meinen Max keene Kabale nich machen. Ick weeß't recht gut, wer Si sin; ick kenne och Ihre Dochter, die macht Versche und Si sin ein Herr Schauspieler; I Gotteken doch! Leben un leben lassen; et gehn ville geduldige Schafe in enen Stall! —

Stern.

Nun, liebe Frau, von mir hat Ihr Max nichts zu fürchten. Ich spiele lauter alte Rollen —

Minna.

Ja, det sollen aberscht och die besten sin; denn von die neuen Rollen un die neuen Stücke — mein Junge het mir deß aus de Jurnale vorgelest — da redt Keener vill Gut's. Mein Junge der möchte gern uftreten als Doctor Faust, det soll 'ne Rolle sin, wo sich Eener düchtig durchkeblen muß, un ick globe och, deß er dadrinn werdt uftreten, denn mein seeliger Mann het immer prophezeit: Junge, dir holt noch mal der Deibel! — Aberscht, wenn ick mir nich irre, so hör ick draussen Ihre Dochter; die will ick bitten, deß sie mich Versche macht für den Jungen; wenn er is ufgetreten, muß och gleich en Gedichtken in die Zeitung stehen, wenn't och man schlecht is. Ick muß losen, deß mich Ihre Mamsell Dochter nich durch die Lappen geht. Ick hebbe gleich ein alt Gedicht mitgebracht, det braucht si man 'n Bisken uf zu stutzen; so wat paßt immer widder! Nachher komm' ick retur, und denn werdt sich die Mamsell Waller woll sprechen lassen; sie muß mich den Max partu in die Carriere bringen! Ick willt an't Nummerkarjolen nich fehlen lassen; wat ick uf zu bieten weeß, ick schnall' et an und ehe bin ick bei so wat nich. Wenn ick Eenen brauchen kann, nehm' ick'n aus die Hölle un wenn ick'n gebraucht hebbe, schick' ick'n widder hin. Und so werdt et schon's gehen. Adje derweile, adje! (rasch ab, dann wieder umkehrend) Aberscht noch Eens! Uf des Rausrufen het sich der Junge och gefaßt gemacht; er martert un pisakt sich all acht Dage dermit ab, wat er seggen will, wenn er nu rausser gerufen is. Wenn't noch derbei bleibt, so seggt er zu des verehrte Publikum: Der Deibel het mir zwarsch geholt, aberscht Ihre Gitigkeit ruft mir widder aus de Hölle ruffer, un Ihr gnädigster Beifall brengt mir nanu gar in dem Himmel! (Ab.)

Literatur.

Heidelberger Jahrbücher der Litteratur, und Hofrath Schlossers Mitarbeiterschaft, insbes. im Juni- und Juli-Heft.

Mit dieser Litteraturzeitung steht es seltsam aus.. Auf dem Titel stehen Creuzer und Paulus, Schwarz und Schlosser friedlich als Redactoren nebeneinander und Jedermann weiß, welche heftige litterarische Fehden zwischen diesen Männern und dem Dichter Voß gegenwärtig im Umschwung sind, die sich ja sogar bis in das neutrale Frankfurt verzweigen, welches zwei Becher arbeiten lassen soll, die nicht dazu bestimmt sind, mit einander anzustoßen. Unter den sonderbar contrastirenden Recensionen dieser Jahrbücher müssen die des Hrn. Hofrath Schlosser großes Aufsehen erregen. Sie sind in einem ganz eignen, munteren, ungenieten Ton geschrieben, und wenn man meint, der gelehrte und geistreiche Mann wolle einen Schriftsteller recht auszeichnen, flugs erhält derselbe auf der andern Seite eine unsanfte Ohrfeige, die den Rec. oft ganz komisch, oft auch ungünstig charakterisirt, wie die Recension im Juniheft über Klostermeyers u. A. Erörterungen über die Varusschlacht im Teutoburger Wald. — Im Juliheft steht eine geistreiche Recension desselben Verf. über die 2te Umarbeitung von Wachlers Litteraturgeschichte. Es werden im Vorbeigehn Hiebe auf Teutonismus, Magnetismus, Frömmelei ꝛc. geführt, welche, wie die Rec. im Juniheft, die Spuren der Heidelberger Fehden tragen und wogegen sich manches gründliche Wort dem auf Gründlichkeit dringenden Ehrenmanne erwiedern ließe. Auch von Bibliotheken werden einige Stückchen mitgetheilt, welche viel Lauge besitzen. Von dem Oberbibliothekar Schleiermacher in Darmstadt wird in Kürze viel Schmeichelhaftes berichtet. Von der Frankfurter Bibliothek in mehr Worten noch unweit Schmeichelhafteres. Herr Hofr. Schlosser beginnt ein wahrer Held in der Freimüthigkeit zu werden. — Die größte Verehrung haben wir vor diesem Gelehrten, wenn er mit seinem tiefen Ernst über die Ephemeren unserer Litteratur herfährt, und wir können uns nicht enthalten, eine schöne Stelle darüber aus dem Juliheft den Lesern mitzutheilen: „Wie belehrend wäre es für die Arroganz der speculativen Gesetzgeber und Verächter alles historischen Wissens, wenn sie auf jenem Throne, den sie sich in der wolkichten Vögelstadt, wie Aristophanes sagt, erbaut haben sollen, einmal einen solchen kurzen Bericht über das Vergebliche und Eitele im menschlichen Treiben, sobald es nicht mit den reellen Bestrebungen in Harmonie gebracht wird, zu lesen würdigten. Wie demüthigend und also wie erbaulich wäre es für die stolzen Empiriker, die, weil sie hie und da in einem einzelnen Fache etwas ausgeklügelt oder mit Hand und Auge gefunden haben, die Einzigen in der Welt zu seyn wähnen, die Achtung verdienen, wenn sie diese Bände durchlaufend gewahrten, wie hier ihre weit größeren Vorgänger eingeschachtelt worden, wie Einer neben dem Andern, mit kurzem Wort abgefertigt ist, wie jener Dampf und Dunst, der sie aufbläht, so leicht verschwindet, und mit wie viel Mühe das Verdienst ihrer Bücher nur so gewürdigt werden kann, daß man sie von andern doch einigermaßen unterscheidet.“ — Unangenehm muß man es empfinden, wenn ein Mann dem diese Tiefe einwohnt, diese Kraft der Rede zu Gebote steht, sich mit den gewöhnlichen Lustigkeiten der Recensenten befaßt und die Derbsten unter ihnen im Grotesken zuweilen noch überflügelt. Es währte lange bis Schlosser sein stolzes Schweigen brach. Wir wünschen, daß er uns aus dem reichen Vorrath der Erkenntniß aus den Büchern aller Zeiten nur Gold, gediegnes Gold reichen möge Ueber die Theologie brechen wie ein Andermal mit ihm eine Lanze.

C. F. W.

Das Vaterunser der Weimarischen Sonntagsschule, mit Evangelien, Kupfern und Chorälen, von J. Falk in Weimar, 1822.

Der allgemeine christliche Glaube, mit Chorälen und Kupfern ꝛc. von J. Falk, 1824.

Zieht den Hut ab; hier kommt ein rechter Ehrenmann die Straße. Ihr kennt ihn schon, es ist der ehrwürdige Johannes Falk, sonst ein berühmter Dichter, jetzt ein Vater verwilderter Menschen. Ihr habt ihm und der zahlreichen Familie, die er bei sich hat, schon beigesteuert zu einem Beth- und Schulhaus für Vagabundenkinder. Das Haus soll ausgebaut werden. Steuert wieder zu mit frommer Liebe. Und ihr Gesetzgeber, Volkserzieher, Geistliche, Väter, schützt und ehrt den seltnen Mann, der aus kleinen Teufeln Menschen, Kinder Gottes macht. Falk, der unsre größten Geister du nennen darf, hat ein höheres Amt der Begeisterung übernommen, Menschen zu werben in der Einöde, er ist ein Menschenfischer geworden, wie Johannes mild, wie Petrus fest und stark. Gott nahm ihm seine eignen Kinder und gab ihm die Kinder der Diebe und Mörder zu eigen. Aus ihnen erzieht er sich eine Familie, dem Staat nützliche und fromme Bürger. Seine Liebe und Treue an den im zarten Keim Verderbten, an den im eigentlichsten Sinn in Sünden Empfangenen und Geborenen thut Wunder. Leset sein Vaterunser, wie der Mann mit ihnen liest und betet, leset und höret aus Sachsen, wie die Kinder an ihm hängen, wie er mit den Verstockten spricht, wie er die ganz verloren geachteten Kinder zu braven Künstlern und Handwerkern erzieht, selbst die noch, welche ihn, ihren Wohlthäter, vielfältig belogen und bestohlen hatten. Seine Liebe wird nicht müde, er nimmt die entwichenen Knaben wieder an, zum zweiten-, zum dritten Mal, und endlich gelingt's ihm. O, wenn ein um Beistand flehender Familienvater eures Beistandes bedarf, so ist es dieser Vater der Armen und Verlassenen, der sich für die kleinen Verbrecher freiwillig in Armuth und Entbehrung begibt, und dessen Haus Kinder aus allen Gegenden Deutschlands, auch aus den unsrigen, schirmt. Stellt euch mit reichlichen Beiträgen ein, kein Geld trägt so köstliche Zinsen wie dieses, das ihr in Falk's Hände legt.

C. F. W.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 100. Sonntag, 12. December 1824.

Züge aus Lord Byrons Leben und Charakter

Zweite Abtheilung.

Vorgelesen im Museum zu Frankfurt am 3. December 1824.

Wenn der Schmerz sich gemildert hat, den der Verlust eines großen Mannes uns erregt, fühlen wir bald das Bedürfniß, dem Tod Alles von ihm zu entreissen, was nicht unrettbar untergegangen ist. Die Erinnerung hält ihre bitter-süße Erndte: sie sucht nach Zügen, Gedanken, Eindrücken, ja sie mögte den Ton der Stimme des Hingeschiedenen zurückzaubern und festhalten. Die unsterbliche Seele, kein Raub der Erdenstunde, das Herz, das so schnell schlug und allem, was es berührte, die eigene Gluth einhauchte — sie sollen unserm Blick offen stehen. Glücklich, wenn der Genius selbst seine innerste Eigenthümlichkeit in die Werke verwebt hat, die uns von ihm geblieben sind. So Lord Byron. Seine Dichtungen sind die wahren unsterblichen Denkschriften seines reichen Lebens. Sein Daseyn war ein poetisches — Seelenstärke mit kräftigem Handeln innig verknüpft. Gefühl und Affect übersetzte er auf der Stelle in die Sprache der Götter. In seinen Gesängen mag ihn der Forscher nach Menschengröße aufsuchen. Da wird sich ihm eine edle Seele, eine erhabene Einbildungskraft, ein im Kampf mit der Welt tief verletztes, bald in finstre Wehmuth versenktes, bald neu entflammtes Herz zeigen. Im Zauberspiegel sehen wir, was er dachte und fühlte, und er selbst ist der Magus, der uns die Pforte der Mysterien aufthut.

Wenige Menschen sind so verschieden beurtheilt worden, wie Lord Byron. Sein abentheuerliches Leben, sein häuslicher Zwist, gab den Vermuthungen Spielraum und die Verläumdung feierte nicht. Selbstsucht, Menschenfeindschaft, Seelenhärte, Ueberspannung, an Wahnsinn grenzend — so wurden die Elemente seines Wesens bezeichnet. Die unsinnigsten Märchen fanden Glauben in der vornehmen Welt, die Tugendheuchler legten ihren moralischen Maasstab an, und kaum konnte den großen Dichter sein Genie vor dem allgemeinen Anathem schützen.

Folgt man der Spur, woher so viele ungerechte Urtheile entstanden, so entdeckt man ihre Quelle in Byrons Charakter und den Sitten seiner Nation. Die Geburt hatte ihn hoch gestellt und er verachtete ihr Vorrecht. Er enthüllte die Nichtigkeit der Triebfedern, wodurch so oft Edles Gemeinem zu weichen genöthigt wird, ließ sich von keinem grossen Namen blenden und bekämpfte jede Gattung der Verstellungskunst mit den Waffen bittern Spottes. Der englische Stolz empörte sich. Byron floh sein Vaterland, das den unersetzlichen Verlust erst fühlte, als der Trauerbote von Missolunghi die Ufer der Themse erreichte. Von da an verstummte der Neid *) und erhob sich die Stimme der Anerkennung. Noch fehlt viel, daß der Dichter nach seinem vollen Verdienst gewürdigt worden wäre, aber schon das Streben ist lobenswerth. Byron hat es den Kunstrichtern schwer gemacht; sie begreifen nicht recht, wie sich Harold, Manfred und Lara, zu Beppo und Don Juan verhalten. Das letzte Gedicht besonders ist der Stein des Anstoßes und legt uns die Versuchung nahe, unsere Ansicht davon, sehr abweichend von der herkömmlichen, zu entwickeln. Doch wir brechen ab, um uns zurück zu versetzen in die Zeit, wo der Dichter noch unter den Lebenden weilte, und hören was der Freund aus seinem Munde vernommen.

„Für Schottland hatte ich große Vorliebe, wohl ein Erbstück von meiner Mutter. Aber ich gestehe gerne, die Kritik meiner Erstlinge im Edinburgh-Review erschütterte sie stark. Was die Recensenten an mir verdient hatten, ließ ich zum Theil das Land entgelten; doch nicht lange und die alte Neigung kehrte wieder. Meine poetische Ader, wenn ich eine hatte, merkte ich erst, als ich verliebt wurde. Dante sagt, er habe seine Beatrice schon im 12ten Jahr gern gesehen. Ich war nicht viel älter, als ich zuerst vom Liebesfieber befallen wurde. Es waren grade Schulferien, als ich Marie **) zuerst sah. Sie war ein paar Jahre älter als ich, aber in dem Knabenalter ziehen uns die etwas erwachsenen Mädchen mehr an, so wie später die jüngeren. Das waren zauberhafte Tage! Ich hatte nun einen Gegenstand für mein Ideal; jugendlich mahlte meine Phantasie alles ins Schöne, so wie ich über-

*) Nicht ganz! das Partheiblatt The Courier enthält noch in der Nummer vom 3. Nov. eine schaale Invective gegen den Lord.

**) I have a passion for the name of Mary,
For once it was a magic sound to me;
And still it half calls up the realms of fairy,
Where I beheld what never was to be.

Don Juan, Canto V. 4.

haupt meine Fabeln von der himmlischen Natur der Frauen von der Vollkommenheit hergeleitet habe, die meine Einbildungskraft mit leichter Mühe Marien andichtete. Ich sage andichtete, denn ich fand in ihr, wie in dem ganzen Geschlecht, eher alles andere, als den Engel. Die warme Empfindung war auf meiner Seite; mir war es Ernst, sie aber spielte nur. Doch gab sie mir ihr Bild und darauf ließ sich schon ein Gedicht machen."

So viel über die Jugendliebe des Dichters: sie wurde unterbrochen; Marie vermählte sich, ward nicht glücklich und ließ sich zuletzt trennen. Das Andenken an sie suchte Byron aus seinem Herzen zu reißen, indem er sich in den Strudel wilder Lebensweise stürzte. Umsonst! das Gift war in dem Becher. Von Vergnügen, von Geschmack an den Ausschweifungen der Jugend, konnte nicht die Rede seyn: aber in dem gefährlichsten Alter, ohne Führer, von starken Leidenschaften beherrscht, zeigte sich bald die Wirkung regelloser Zerstreuung — Abgestorbenheit für die Welt und ihre Genüsse, und wohl mochte er erkennen, daß es keinen mürrischeren Moralprediger gibt, als erschöpfte Freude. Doch wir lassen ihn wieder selbst sprechen.

„Als ich zu Athen war, stand eine Verordnung in Kraft, die allen türkischen Jungfrauen den Umgang mit Christen auf's strengste untersagte. Natürlich mußte daher jedes Einverständniß äußerst geheim gehalten werden. Ich hatte damals meine volle Neigung einem türkischen Mädchen zugewandt — ja ich habe sie geliebt, wie kaum je ein anderes weibliches Wesen. Während des Ramadans dürfen die Türkinnen ihre Gemächer nicht verlassen. Ich war in Verzweiflung und ging Tag und Nacht mit Planen um, mit meiner Freundin zusammenzukommen. Ein finstres Geschick wollte, daß grade das Mittel, wozu ich mich entschloß, unser Geheimniß verrieth. Auf Entdeckung stand Tod, Tod ohne Aufschub — ein so schrecklicher Tod, daß der Gedanke davor zurückbebt. Es erging ein Befehl, das Gesetz in Anwendung zu bringen. Ich wußte noch von nichts und man hatte die Sache so eingeleitet, daß ich auch nichts erfahren sollte, bis jede Vermittlung zu spät käme. Nur ein Zufall brachte Rettung. Ich reite wie gewöhnlich gegen Abend an dem Seeufer und sehe von weitem eine Menschenmenge, unter ihr bewaffnete Soldaten. Nicht so ferne, daß ich nicht hätte zuweilen einen dumpfen Schrei unterscheiden können, regt sich meine Neugierde und ich schicke einen Diener und lasse fragen, was da vor sey. Welcher Graus befällt mich, als man mir berichtet, [illegible] unglückliches Türkenmädchen solle in einen Sack e[illegible] genäht ins Meer geworfen werden. Ich beden[illegible] mich keinen Augenblick. Auf meine Albaneser konnte ich mich verlassen. Ich reite zu dem Anführer des Trupps, fordere ihm seine Gefangene ab und drohe, Gewalt zu brauchen, wenn er nicht gutwillig nachgebe. Er schien ungerne einen so grausamen Auftrag übernommen zu haben. Wir gehen zurück in die Stadt und ich bringe bald heraus, das dem Tod geweihte Opfer sey meine Freundin. Kurz, meine Verwendung, unterstützt von einer schweren Geldsumme, erwirkte ihre Lossprechung. Doch mußte ich mich verbinden, jedes Verhältniß mit ihr abzubrechen. Sie ward sogleich von Athen weg zu ihren Freunden nach Theben gebracht und starb daselbst wenige Tage nach ihrer Ankunft am Fieber — wohl am Fieber der Liebe."

Medwin erzählt, er habe gegen den Dichter geäußert, die besten Verse, welche er je gemacht, seyen nach seiner Meinung die an Griechenland gerichtete: „Land der unvergeßnen Tapfern" worauf Byron versetzte: Es sollte mich sehr freuen, wenn ich denken dürfte, auch einen Funken zur Flamme gefügt zu haben. Ich liebe Griechenland und nehme den innigsten Antheil an seinem Kampf für Freiheit.

Als er Venedig verließ, um sich nach Ravenna zu begeben, strömte er seine Gefühle für die Gräfin Guiccioli in Stanzen aus, die seinen Charakter auf's treffendste ausmalen. Wir versuchen es, den schwermüthigen Ideen zu folgen, die ihn zu einem der tiefsinnigsten Gedichte — das die Sammler der Werke ja nicht übersehen mögen — begeisterten.

„Strom *) der du unter den Mauern rollst, wo die Freundin meiner Seele weilt, wenn sie an deinem Bord wandelt und vielleicht in flüchtiger Rückerinnerung meiner gedenkt, wie, wenn du in deiner Tiefe ihr abspiegeltest die tausend Gedanken, die ich jetzt dir verrathe, wild brausend wie deine Woge und gleich ihr schnell hineilend? Ja, du bist ein Spiegel meines Innern! Ist nicht deine Fluth stürmisch, dunkel, heftig, wie meine Gefühle? Waren nicht lange meine Leidenschaften zornentbrannt, wie dein Tosen, wenn die Windsbraut dich aufregt? Die Zeit hat sie gezähmt — nicht für immer! Auch du, mein Strom, nicht hält dich dein Ufer, dein Busen wallt über. Deine Gewässer treten wieder zurück, und auch die meinen sind verlaufen und haben Trümmer gescheiterter Hofnungen zurückgelassen. Wie ich dich jetzt sehe, wirst du I h r vorüberwogen und zu ihren Füßen murmeln. Ihre Augen werden auf die ruhen, wenn sie in der Dämmerstunde Kühlung sucht. Voll von diesem Gedanken fand ich meinen Blick auf deine Welle gefesselt, und von der Minute an konnte ich nicht von dir träumen, dich nicht nennen, ohne den Seufzer zu Ihr. Ihre glänzende Seelenspiegel werden in dir widerstrahlen: ja, sie werden der Welle begegnen, die ich jetzt im Auge habe; aber selbst im Traum kehrt sie mir nicht zurück, die glückliche, die meine Thränen fortrollt. Wird Sie wiederkehren, um die ich dem Strom Zähren anvertraue? Sein Ufer kennt uns beide: mich, nahe der Quelle, sie, wo schon dunkle Bläue sich ausdehnt. Aber was uns trennt, ist nicht Ferne des Raums, nicht Tiefe der Fluth, sondern der Riß des Schicksals, das verschieden gefallene Loos, verschieden, wie das Klima unserer Geburt. Der Fremdling aus dem Norden liebt Venedigs Tochter, aber sein Blut ist südlich heiß, als sey es nie gefachelt von dem frostigen Orkan, dem die Polarfluth gerinnt **). Ja, Mittagsgluth schwellt meine Adern! Wäre es nicht,

*) Der Po.

**) . . . . his blood
Is all meridian, as if never fann'd
By the bleak wind that chills the polar-flood.

mein Fuß wandelte noch in der Heimath. — Doch, nicht mehr will ich, unvergeßlicher Folter Trotz bietend, der Liebe Sklav', dein Sklav' werden! — Vergebens der Kampf! — laß mich jung sterben — leben, wie ich gelebt, lieben, wie ich geliebt! Kehre ich zum Staub, nun ja, vom Staub kam ich, und dann endlich hört doch mein Herz zu schlagen auf."

Lord Byrons gewöhnliche Unterhaltung war, wenn wir nach Medwins Mittheilungen schliesen dürfen, in ihrer Art eben so geistreich, wie seine Dichtungen. Dies darf uns nicht überraschen, denn schon längst ist ja erkannt, daß er frei von Erkünstlung den Erguß seines Gemüths den Versen anvertraute und als wahrhaft geistiger Improvisator selten ein Wort ausstrich, nie eine Linie änderte. Im Gespräch, wie in seinen Briefen, war er stets offen ohne Rückhalt. Was er dachte, sprach er unbedenklich aus, gleich als wünsche er, die ganze Welt möge es wissen. Streitsucht war ihm fremd und er suchte nie das letzte Wort zu haben. Den gesellschaftlichen Ton verstand nicht leicht Jemand besser; das Gespräch wußte er auf Gegenstände zu bringen, wobei sich sein Gast zeigen konnte, während er selbst nie den Autor merken ließ, sondern als feiner Weltmann die Unterhaltung aufs erfreulichste belebte. Sein kritisches und charakterisirendes Talent war ausgezeichnet. Zum Beweis führen wir an, wie er sich über Frau von Stael herauslies: „Ich habe Frau von Stael in England gekannt. Als sie herüber kam, machte sie viel Aufsehen und die literarischen wie die politischen Cirkel suchten ihr zu gefallen. Da man sie für freisinnig hielt, ward sie in eine Gesellschaft geladen, wo Whitbread, Sheridan und andere Parlamentsglieder von der Opposition zugegen waren. Sie paßte aber gar nicht dazu, denn ihr Ultrawesen verrieth sich allzu leicht. Sie hatte wenig Takt, was zu verwundern war bei einer so vielseitig gebildeten Dame. Bei sich versammelte sie gerne Leute von verschiedenen Partheien und hatte ihre Freude, wenn sie recht in Streit geriethen. Die Londner Gesellschaft behagte ihr gar nicht; sie seufzte beständig nach ihren Pariser Coterien. Zur Unterhaltung hatte sie entschiedenes Talent, so, daß ihr das rechte Wort nie fehlte. Ihre Fragsucht war Vielen lästig und zuwider, ich aber fand mich hinein, weil ich wußte, daß es ihr wahrhaft um Belehrung zu thun war. Meinen Charakter hätte sie sich gerne klar gemacht und da legte sie denn ihre Sonde unablässig an, ohne doch auf den Grund zu kommen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Napoleon von der kleinlichen Verfolgung Kenntniß hatte, worüber Frau von Stael zu klagen nicht müde wurde, oder daß er sie in der That für gefährlich gehalten. Sie bewunderte ihn überdies so sehr, daß er sie durch ein Wort für sich hätte gewinnen können. Alles war bei ihr auf Glanz und Eindruck angelegt. Ihre Ideen mußten, wie die Figuren der neuern französischen Malerschule, heraustreten, jede in ihrem eigenen Licht. Eitel war sie: aber wem dürfte man Eitelkeit verzeihen, wenn nicht ihr?" —

Noch einige abgebrochene Andeutungen aus Byrons Mund und wir schließen. „Dante's Prophezeibung schrieb ich auf Anrathen der Gräfin Guiccioli. Sie hatte gehört, daß ich etwas über Tasso gedichtet, und hielt Dante's Verbannung und Tod für einen guten Stoff. Ich kann immer nur an Ort und Stelle schreiben. So ging ich, um in Tasso's Seele zu klagen, nach Ferrara, ließ mich in den Kerker führen und brachte das Gedicht fast zu Ende darin." — „Walter Scott hat dem Ruf seiner Poesien durch seine überwiegende Prose geschadet. Er besitzt so vielseitiges Talent, daß wenn das Publikum seiner Romane müde wird, er zu etwas Anderem greifen kann und sicher mit gleich viel Erfolg. Seine Motto's aus alten Theaterstücken — die nirgends existiren — beweisen, daß er die mir versagte Fähigkeit, ein gutes Drama zu schreiben, besitzt. Daß sich Scott zu seinen Romanen nicht bekennt und sein Incognito so standhaft behauptet, ist mir nicht recht begreiflich; sollte er fürchten, der regierenden Familie durch seinen Waverlei mißfallen zu haben?" — „Der Prolog zu Göthes Faust findet sich offenbar im Buch Hiob, diesem ältesten Drama. Ich hatte einmal den Gedanken einen Hiob zu schreiben, fand aber den Gegenstand allzu erhaben. Keine Poesie kann daran reichen." — „Man räth mir ein episches Gedicht zu schreiben. Man will, ich soll irgend ein großes Werk zurücklassen. In meinen Augen ist ein langes Gedicht immer ein schwerfälliges. Child Harold ist ungleich gerathen; ich gebe zu, daß die ersten zwei Gesänge weit unter dem letzten sind. Die Form fehlt. Es ist eine malerische Reise. Aber wer liest denn heute Milton? Epische Gedichte haben wir ja in Ueberfluß. Habt ihr nicht genug an Southey's Roderich und Jeanne d'Arc? Und wenn es denn durchaus ein Epos seyn soll, so nehmt den Don Juan dafür. Er ist im Geist unserer Tage was die Iliade zu Homer's Zeit war. Liebe, Religion und Politik bilden den Stoff; sie sind jetzt, wie damals, die Ursache alles Unfriedens. Ich denke den Don Juan auf 24 Gesänge zu bringen, um die gesetzliche epische Zahl zu beobachten. Der Held soll in der französischen Revolution unter der Guillotine fallen."

So weit die dem Medwinschen Tagebuch entnommenen Auszüge. Sie hätten leicht anziehender ausfallen können, wenn nicht tausend Rücksichten die Wahl beschränkten. Der stolze Britte nennt alles bei dem rechten Namen und verachtet die Convenienzregeln, deren Uebertretung unter uns nicht verziehen wird. Auch wird es den Uebersetzern schwer halten, die feinen Nuancen wiederzugeben, wodurch manche herbe Rede einen großen Theil ihrer schroffen Bitterkeit verliert. Medwins Buch ist lesenswerth; es hat bereits ein grosses Publikum gefunden und wird als interessanter Beitrag zur Kenntniß eines großen Mannes unvergessen bleiben.

B.

Räthsel.

Groß oder klein — ich bin nur eines Fußes lang.
Mich haben ist kein Vorzug, oft ein Zwang,
Und doch, wer mein entbehrt,
Ist traun mitleidenswerth.

— g.

Auflösung des Doppelräthsels in Nr. 98.

Herz und Augen.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 4. December. Preciosa, Schauspiel in 4 Abthl. von P. A. Wolf, Musik von C. M. v. Weber. Die treffliche, originelle Composition Webers und Dem. Lindner als Preciosa zogen wieder ein zahlreiches Publicum an. Die Künstlerin schien uns heute einen noch höheren Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben; die edle Haltung war so einfach, die Schwärmerei und Schalkheit so reines Ergebniß des kindlichen Gemüthes, das Kunstwerk in allen Theilen so harmonisch gebildet, daß auch der strengste Aristarch in den Beifall des Publicums einstimmen durfte. Daß Dem. Lindner nicht kam, als sie mit so ungestümmen und unsittlichen Tönen von oben her gerufen wurde, wie das gewöhnlich jetzt der Fall ist, war sehr recht, und wir hoffen, daß alle unsre Künstler, von welchen wohl Niemand nach solchen Gunstbezeugungen geizen wird, dem guten Beispiele folgen.

Sonntag den 5. Der Wollmarkt, Lustsp. in 4 Abthl. von H. Clauren. Hierauf: Der Hofmeister in tausend Aengsten, Lustsp. in 1 Act n. d. Franz. von Th. Hell.

Xenien zum Wollmarkt.

Platz da! Herr Clauren kommt mit frischem Gespann Hippogryphen,
Schwarz der Tragöde und roth Komus, ein Esel und Ochs *).

Fährt er den Schwarzen allein, so rührt euch der bocksfrohe Sänger **)
Wie die Zwiebel. Ihr weint. Mancher wohl ärgert sich drum.

Fährt er den Rothen allein, so lacht ihr euch krank vor Vergnügen,
Warlich! Herr Clauren versteht's wie man mit Dummheit ergötzt.

Aber vereinigt er gar die beiden geduldigen Thiere,
Holt auch der kühnste Verstand den Humoristen nicht ein.

„Viel Geschrei und wenig Wolle!" so sagt ihr mit Unrecht!
Warlich! der hat sein Schaaf unter der Scheere gehabt.

*) H. Clauren ist von dem Gasthaus zur goldenen Sonne, seinem ersten Lustspiel, in diesem neuesten Lustspiel auf die Wirthshäuser zum schwarzen Esel und zum rothen Ochsen herabgekommen, er weiß es selbst nicht wie; denn er scherzt mit diesen schaalen Spaßen gar vergnügt, und man sieht, wie viel sich der Poet auf dieses Paar vor seinem Thespiskarren zu Gute thut. Der Vf. selbst bot uns also das kühne Bild, welches nebst andern Derbheiten das Aushängeschild Xenien entschuldigen möge.

**) Uebersetzung von Tragödiendichter. H. Clauren verdiente eher als mancher Andere einen Bock zum Geschenk zu erhalten.

Deutsches Publicum, du, mit Verlaub, bist's, welches ich meine;
Sträubst du dich Anfangs auch, lernst du bald Hammels-Geduld.

Die sehr komische Erscheinung eines in allen Todesängsten herumgeworfenen pedantischen Informators wußte Herr Weidner im zweiten Stück als Magister Lossenius noch in größerer Vollendung darzustellen, ein in allen Theilen treffliches, lebenathmendes Charakterbild. Der Künstler wurde abermals gerufen. Mad. Hoffmann war als Bauernmädchen recht brav; sie hob mehr das Intriguante, Dem. Scholz mehr das Kindliche hervor.

Montag den 6. (Zum Besten des Pensionsfonds, neu einstudirt) Zemire und Azor, Oper in 2 Abthl. von Spohr. Jedermann war erfreut, diese treffliche Composition wieder angekündigt zu sehen und das Haus wurde gedrängt voll. Der elegische Spohr tritt in dieser Oper mit der ganzen Zaubermacht seiner Kunst auf. Was er gibt, hat Seele, Anmuth und Vollendung. Nicht genug zu rühmen ist die feine Charakteristik, das Ansprechende, das Ergreifende seiner Melodien, das Feenartige, Geisterhafte, welches der Eingang malt und sich über das Ganze verbreitet, die reiche und kunstvolle Instrumentation. Und was sollen wir von der Seele dieser Oper, von dem Lied an die Rose sagen? Wenn Spohr nichts componirt hätte, als das eine Lied, dieses allein schon würde ihn unsterblich gemacht haben! Persien, das Vaterland der Rosen, wurde vom Dichter zur Heimath dieses Liedes auserkohren. Da die Deutschen von den weisen, sinnigen Persern abstammen sollen, ist es schön, daß es einem deutschen Componisten gegeben ward, den Preis der Rose in einem Meisterliede zu besingen. Dieses Lied beschreibt nicht bloß die zarten Gefühle, welche der Anblick der Rose wecken, es ist sie selbst, der Rose süßer Hauch, ihre Seele athmet in den wunderbaren Tönen. Dem. Bamberger war Zemire. Sie besang ihre Rose so schön wie sie die Worte bezeichnen:

Rose, wie bist du so reizend und mild
Du bist der Unschuld liebliches Bild.

Wer hätte bei dieser seelenvollen Melodie, bei diesem zarten, empfindungsreichen Vortrage kalt bleiben können? Der Sängerin wurde rauschender Beifall zu Theil. Ihre ganze Parthie führte sie trefflich aus. Hr. Dobler (Sander) Dem. Heinefetter d. j. und Dem. Hauß (Fatme und Lisbe) und Hr. Größer (Ali), einige Unsicherheit des Letzteren abgerechnet, sangen gleichfalls sehr brav. Die Scenerie dieser Oper ist so schön, wie sie nur verlangt werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Theater-Anzeige.

Montag den 13. Dec. (Zum Vortheil des Hrn. Haitzinger): Die diebische Elster, Oper. (Gianetto: Hr. Haitzinger).
Dienstag den 14. Die Entdeckung, Lustsp. Adolph und Klara, Oper. Die Talentprobe, Lustsp.
Mittwoch den 15. Hedwig, Drama. (Rudolph: Hr. Jeremann), und der Hofmeister in tausend Aengsten, Lustsp.
Donnerstag den 16. Oper. (Noch unbestimmt.)
Samstag den 18. Die Ahnfrau, Trsp. (Jaromir: Hr. Jeermann).
Sonntag den 19. Titus, Oper. (Sextus: Dem. Erhard l.)
Montag den 20. (Zum Vortheil des Hrn. Jeremann): Die Räuber, Trsp. (Karl Moor: Herr Jeremann.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 101. Donnerstag, 16. December 1824.

Ueber den Einfluß der Araber auf Europa's wissenschaftliche Cultur und Poesie.

Von Professor Dr. Aschbach.

Vorgelesen im Museum zu Frankfurt am 12. November 1824.

Es ist oft das Schicksal von Männern, deren Talente und Bestrebungen der Menschheit die größten Wohlthaten gewährt haben, daß ihr Bemühen von den Zeitgenossen gering geachtet oder mißverstanden wird, und erst spät die Nachwelt ihrem Verdienste volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Auch ganzen Völkern begegnet oft Aehnliches, und zu diesen sind auch die Araber zu rechnen. Ihr Eifer für die Emporbringung der Wissenschaften, statt ihnen den Dank der folgenden Zeiten zu sichern, ward nicht nur größtentheils vergessen, sondern sie wurden auch mit der schweren Beschuldigung angeklagt, den Verfall und Verderb der Wissenschaften veranlaßt zu haben. Bei dem sogenannten Wiederaufleben der Wissenschaften im 15ten Jahrhundert war es Ton der Gelehrten, sie als eine rohe, kriegerische, jedem Streben nach literärischer Bildung feindliche Nation zu betrachten. Zugleich stellte man die irrige Meinung auf, schon ihre Religion sey jedem wissenschaftlichen Streben hinderlich, und wies dabei auf die Zerstörung der großen Bibliothek zu Alexandria hin. Diese soll von dem arabischen Feldherrn Amru auf Befehl des Kalifen Omar den Flammen übergeben worden seyn, mit den Worten: „steht in diesen hunderttausenden von Büchern, was im Koran steht, so sind sie überflüßig; stimmt ihr Inhalt aber nicht mit ihm überein, so sind sie gottlose Schriften und deswegen zu vertilgen." Allein, ohne mich in eine weitläufige Widerlegung dieses noch jetzt oft wiederholten Mährchens einzulassen, will ich hier nur bemerken, daß um jene Zeit die große Alexandrinische Bibliothek gar nicht mehr existirte, da sie schon früher bei einem Brande zu Grunde gegangen war. Auch ist die Quelle, woraus jene fabelhafte Erzählung fließt, sehr trübe, da der Zerstörung dieser Bibliothek durch Amru nur allein der viel später lebende Geschichtschreiber Abulpharadsch gedenkt, die griechischen gleichzeitigen Historiker wie die spätern aber nichts davon erwähnen. — Mit mehr Recht konnten die Mohamedaner den Christen des Abendlandes rohe Zerstörungssucht literarischer Schätze vorwerfen. Denn als nach dem ersten Kreuzzuge die Seestädte Palästina's erobert wurden, ward in einer derselben eine Bibliothek, die viel zahlreicher, als die Alexandrinische war, von den Kreuzfahrern den Flammen preisgegeben, da man unglücklicherweise zuerst in den Saal kam, wo die Korane aufgestellt waren, und man glaubte, die ganze Bibliothek bestünde aus lauter solchen Büchern. Diese Geschichte, welche selbst von abendländischen Geschichtschreibern erzählt wird, ist ziemlich in Vergessenheit gerathen, während dem die andere unverbürgte von der Alexandrinischen Bibliothek allgemein bekannt ist.

Mit welcher Partheilichkeit man die Mohamedaner beurtheilt hat, ist aus diesem Beispiele zu ersehen. Daß sie aber die schwere Beschuldigung nicht verdienen, als hätten sie zum Verfall der Wissenschaften beigetragen, werde ich in der Kürze nachweisen, zeigend zugleich, daß vielmehr hauptsächlich durch sie der Grund zum Wiederaufleben der Wissenschaften gelegt wurde. Doch muß ich zuvor erinnern, daß, was hier von den Arabern gesagt wird, keineswegs auf die Türken zu beziehen ist, für die es in Hinsicht der Rohheit in geistiger Bildung und Feindseligkeit gegen Wissenschaft und Kunst nicht Ausdrücke stark genug gibt. Wohin diese kamen, wurde alle Cultur und Wissenschaft, wie ein Fruchtgefilde von verheerenden Heuschrecken-Schaaren, vertilgt. Woher es denn auch kommt, daß jetzt bei den Mohamedanern die frühere schöne Zeit der Blüte ihrer Literatur ganz verwelkt ist.

Ohne dabei zu verweilen, wie während der Finsterniß der frühern Jahrhunderte des Mittelalters von den Ommajaden und Abbassiden die aus den übrigen Ländern verbannten Wissenschaften in Schutz genommen wurden, wie die Kalifen mit Ehrenstellen und Belohnungen die Gelehrten überhäuften, wie sie durch Unterhaltung von vielen tausenden von Abschreibern die Geistesprodukte der Griechen in arabischen Uebersetzungen verbreiten ließen, wie in den Mohamedanischen Ländern niedere und hohe Schulen unter der Leitung der vorzüglichsten Lehrer blühten, und diese unter den Moslims eine Bildung verbreiteten die den christlichen Völkern des Abendlandes unbekannt war — beschränke ich mich hier darauf, zu zeigen, welchen Einfluß die Araber in Spanien auf die wissenschaftliche Cultur des christlichen Europa hatten.

Vom 9ten Jahrhundert an wurden von den Mauren in Spanien fast alle Wissenschaften betrieben. Die eingebornen Christen, größtentheils durch die Waffen der Moslims unterjocht, hatten keinen andern Trost als die Literatur ihrer Eroberer anzunehmen und sich damit zu beschäftigen. Sie widmeten sich so eifrig den arabischen Studien, daß Alvaro von Cordova, der im 9ten Jahrhunderte blühte, sich mit Recht über seine Landsleute beklagt, daß sie über das Studium der arabischen Sprache die lateinische vergäßen, und daß unter tausend Menschen kaum einer gefunden werde, der erträglich lateinisch schriebe, eine Menge aber, die

sich mit der größten Eleganz der arabischen Sprache bedienten. Zuletzt wurde diese Sprache in Spanien so vorherrschend, daß Johann von Sevilla für nöthig fand, die heilige Schrift mit einem Commentar ins Arabische zu übersetzen, damit seine Landsleute sie verstehen konnten. Daraus kann man sehen, daß die Christen in Spanien bei weitem nicht so von den Mohamedanern geschieden waren, als man gewöhnlich aus Unkunde der Geschichte annimmt. Auch war ihr Unterthanenverhältniß nicht so drückend; denn nicht nur genossen sie, wenn sie ihren Erobern die ziemlich mäßigen Steuern bezahlten, freie Religionsübung, und hatten ihre eigenen Bischöfe, sondern sie hatten auch eine besondere christliche Justizbehörde, welche die Streitigkeiten unter den Christen schlichtete. Auch waren Ehen zwischen Mohamedanern und Christen etwas ganz gewöhnliches.

Von diesem manchfaltigen Verkehr der Spanier und Mauren kommt es denn, daß im 10ten Jahrhundert, welches besonders als die Zeit der Barbarei und der Unwissenheit im übrigen Europa bekannt ist, in Spanien unter den Christen die ausgezeichnetsten Männer in vielen Wissenschaften angegeben werden. Mathematik, Medicin, Chemie, Optik, Astronomie, wurden hier mit dem größten Eifer und dem besten Erfolge betrieben und der Ruf von Spaniens gelehrten Anstalten war so verbreitet, daß Franzosen, Italiener, Engländer und Deutsche dahin reisten, um die in ihren Ländern ganz darniederliegenden Wissenschaften bei den Feinden ihres Glaubens zu erlernen, und sie in ihre Heimath zurückzubringen. Während auf der Pyrenäischen Halbinsel seit langer Zeit 17 höhere Lehranstalten oder Universitäten blühten und gegen 70 große Bibliotheken aufgestellt waren, wovon allein die zu Cordova 400,000 Bände enthielt, wurde erst von Ludwig dem Heiligen in Frankreich im 13ten Jahrhundert die erste öffentliche Bibliothek mit einigen hundert Bänden angelegt, wobei er ausdrücklich bemerkte, das geschähe nach dem Beispiele der Mohamedanischen Höfe. In Rücksicht der Verbreitung der Wissenschaften von Spanien aus über das übrige Europa, ist von der größten Wichtigkeit der berühmte Gerbert, oder, als Pabst, Sylvester II. Dieser außerordentliche Mann, angetrieben vom Durst nach Wissenschaft, verließ seine Heimath in einem frühen Alter und unter mancherlei Zufällen durchwanderte er viele Länder von Europa, um sich Kenntnisse zu erwerben. Nur in Spanien fand er, was er suchte. Zu Cordova, dem Hauptsitze der damaligen Gelehrsamkeit, studirte er Philosophie, Mathematik, Naturlehre und andere Wissenschaften. Da er sein Wissen der Menschheit nützlich anwenden wollte, stiftete er bei seiner Rückkehr zwei Schulen nach dem Muster der Mohamedanischen, die eine zu Bobbio in Italien und die andere zu Rheims in Frankreich. Er war der erste, welcher die Kenntniß und den Gebrauch der arabischen Zahlzeichen in den westlichen Ländern Europa's einführte. Die beiden von ihm gegründeten Schulen wurden zahlreich besucht und gaben dem Studium der Philosophie eine neue Richtung. Schon früher hatte er, als Vertrauter Hugo Capets und als Freund des Kaiser Otto des Ersten, großen Einfluß auf die ganze damalige christliche Welt; größer wurde dieser noch, als er Erzieher und Lehrer Otto des Dritten ward, und endlich sogar auf Petri's Stuhl stieg. Als Pabst Sylvester II. suchte er überall Schulen zu stiften, Manuscripte zu sammeln und die Finsterniß seiner Zeit durch das Licht der Wissenschaft zu verscheuchen. Seine bei den Arabern erworbene Kenntnisse besonders in der Naturkunde, waren so manchfaltig und so wunderbar in den Augen der damaligen unwissenden Welt, daß man sie als übermenschlich und ihn selbst als einen Zauberer betrachtete.

Dem Beispiele Gerberts folgten Viele, die hier nicht alle aufgezählt werden können. Alle großen Mathematiker jener Zeit zogen ihre Kenntnisse von den Arabern. Gerhardo von Cremona, unter andern Italienern, lernte Philosophie, Medicin und Astronomie zu Toledo und übersetzte ins Lateinische den Almagest von Ptolemäus und die medicinischen Werke des Rhaces und Avicenna. Unter den Engländern, welche im 11ten Jahrhundert Spanien besuchten, ist Adelhard, ein Benedictiner-Mönch von Bath, berühmt. Nachdem er sich die Kenntniß der Mathematik und Physik erworben hatte, übersetzte er Euclids Elemente und andere griechischen Schriftsteller aus dem Arabischen in die lateinische Sprache. Otto von Freisingen und Kaiser Friedrich II. ließen aus Arabischen Manuscripten vieles ins Lateinische übersezen. Der Engländer Roger Bacon, dessen Werke den tiefen Geist zeigen, womit er die Geheimnisse der Natur durchdrang, schöpfte seine Kenntnisse in der Chemie, Physik, Astronomie, Medicin aus arabischen Schriften und sehr wahrscheinlich ist es, daß er die Ideen, die ihn zur Entdeckung der Zusammensetzung des Pulvers führten, noch ehe der Mönch Berthold Schwarz in Freiburg damit bekannt war, ebenfalls aus denselben Quellen zog. Was uns in dieser Meinung bestärken muß, sind die außerordentliche Entdeckungen, welche die Araber in der Chemie machten, einer Wissenschaft, die fast ganz ihren Ursprung ihnen verdankt.

Auch in der Astronomie waren spanische Araber die Wegweiser. Alphonso X. König von Kastilien, der sich durch die Betreibung dieser Wissenschaft mehr verewigt hat, als durch die römische Kaiserkrone, die er beim Sturze des Hohenstaufischen Hauses trug, verdankte seine Kenntniße hauptsächlich den Arabern, denen er erlaubt hatte, sich zu Toledo niederzulassen. Die astronomischen Tafeln, nach ihm die Alphonsischen genannt, trugen viel zur Kenntniß des gestirnten Himmels bei. — Selbst Keplers berühmte Entdeckungen von den elliptischen Bahnen der Planeten wurden durch den Mohamedaner Nurredin Petrucci veranlaßt.

Es wäre nun noch übrig im Einzelnen die Verdienste der Mohamedaner um die Medicin, Chemie, Optik, Algebra, Architectur, die Erfindung des Compasses, die Verfertigung des Papiers, näher anzugeben, allein da eine solche Auseinandersetzung mehr Zeit, als hier verwendet werden kann, bedarf, so bemerke ich nur im Allgemeinen, daß die Araber für die Wissenschaften und Künste, welche eine practische Tendenz hatten, mehr geleistet haben, als irgend ein Volk ihrer Zeit, und daß das Aufleben der Wissenschaften in Italien im 15ten Jahrhundert nicht hätte statt finden können, wenn sie nicht durch ihre Bemühungen, Anstalten und Erfindungen die christliche Welt dazu vorbereitet hätten.

Nachdem wir nun den Einfluß der Gelehrsamkeit der Mohamedaner auf die wissenschaftliche Fortbildung des christlichen Abendlandes betrachtet haben, wenden wir uns

zu ihrer Poesie, welche wir als die Mutter der Romantischen ansehen können. Diese, wie es scheinen mag, etwas gewagte Behauptung, bedarf einer nähern Beleuchtung. Die Araber, ein Volk des Südens von der glühendsten Einbildungskraft, und außerordentliche Freunde der Poesie, übersetzten, ungeachtet ihrer Bekanntschaft mit der griechischen Literatur, doch keine griechischen Dichter: und obwohl Homer schon zu Arun AlRaschids Zeit ins Syrische übersetzt ward, so blieb er doch in der arabischen Sprache fremd, wie die andern griechischen Dichter, da sie an denselben keinen Gefallen haben konnten. Denn jene schönen Göttermythen, so gewöhnlich Griechenlands Poeten, waren in den Augen der Moslims ein Gräuel. Daher blieben sie in ihren Dichtungen ihren asiatischen Gefühlen und ihrem eigenen Geschmacke getreu und mischten nichts Fremdartiges hinein. Obwohl man gewöhnlich den Ursprung, des Reims und der Romantischen Dichtung bei germanischen Völkern sucht, so läßt sich derselbe doch besser und leichter von den Arabern herleiten. Die alte Form der Versification, welche bei den deutschen Völkerschaften angenommen war, ist nicht Reim, sondern Alliteration. Dieselbe Consonanten sind wiederholt am Anfange der Wörter und nicht dieselben Laute am Ende. Was bei den nördlichen Völkern die Alliteration war, das waren bei den südlichen die Assonanzen, oder bloß Reime in den Vokalen, wodurch sich alle Volksgesänge in der Sprache des südlichen Europa's charakterisiren, obwohl Spanien das einzige Land ist, wo sie bestimmten Regeln unterworfen waren. Der Reim, der jeder Art arabischer Dichtung wesentlich ist, und der von den Arabern in verschiedenen Weisen zusammengesetzt war, um das Ohr zu ergötzen, wurde in die provenzalische Sprache durch die Troubadours eingeführt, und zwar mit demselben Spiel der Töne. Die bekannteste arabische Dichtungsweise ist die in Distichen, in welchen jeder zweite Vers sich mit dem vorhergehenden reimt, durch das ganze Gedicht hindurch. Ebenso ist die älteste Form der spanischen und Provenzal-Dichtungen. Sehr häufig endigte sich auch in den arabischen Gedichten jeder 2te Vers von jedem Distichon mit demselben Worte und eine ähnliche Wiederholung findet auch bei den Provenzal-Sängern statt. Es würde zu weit führen, näher in den Bau des Provenzalischen Verses einzugehen, der seinen arabischen Ursprung augenscheinlich beurkundet: allein was die Wahrheit des Gesagten leicht begreiflich machen kann, ist die 200jährige Einigung der beiden Länder Provence und Catalonien, wodurch sich nun der geistige Verkehr des südlichen Frankreichs mit Spanien ganz leicht aufklärt.

Grade in jener Zeit waren die Künste und Wissenschaften der Araber in der schönsten Blüthe. Dichter und Gelehrten pflegten von den Höfen der Maurischen Fürsten zu den christlichen Königen zu gehen, und so wurde der Geschmack für Maurische Galanterie und Verfeinerung allmälig weiter verbreitet. Lange ehe in Südfrankreich die sogenannten Cours d'amour bestanden, welche da die Dichtkunst hervorriefen und beförderten, nahmen die Maurischen Frauen an den Uebungen ihrer Dichter Antheil. Nicht nur ist des Kalifen Hakem's Favorite durch ihre poetischen Aufsätze bekannt, sondern wir wissen jetzt noch die Namen von vielen Dichterinnen, mit deren Versen die Wände der Bibliothekzimmer beschrieben wurden. Zugleich hob sich auch die Musik, und es ist gewiß, daß das sogenannte Solfiren nicht eine Erfindung des Guido von Arezzo ist, wie man gewöhnlich angibt, sondern nur von ihm zuerst in Italien aus Spanien eingeführt wurde. Auf die Völker des südlichen Europa's, die für Musik und Gesang so empfänglich sind, mußte die Nachbarschaft eines gesangreichen Volkes schnell einwirken. Natürlich aber auf kein Land mehr, als auf die Spanien zunächst gelegene Provence. — Hier wurden bald die sogenannten Tensons oder Wettgesänge eingeführt, welche die wetteifernden Troubadours vor fürstlichen und glänzenden Versammlungen über jeden beliebigen Gegenstand hielten. Sie brachten sich so in ihrer Kunst weiter, indem sie Stoff zu vielen unterhaltenden Streitfragen gaben. Sehr manchfaltig waren die Aufgaben, welche sie in solchen Wettgesängen zu lösen hatten, z. B. Welche Eigenschaften machen einen liebenden Ritter der Geliebten am meisten werth? Was ist ein größeres Unglück, der Verlust des Geliebten durch Tod oder durch Untreue? Die Lösung dieser und ähnlicher Fragen, entweder die Liebe oder das Ritterwesen betreffend, wurde dann von dem dazu ernannten Gerichtshofe oder Cour d'amour entschieden. — Diese Wettstreite der Troubadours sind von den Arabern entlehnt, bei denen es fast keinen Dichter von Auszeichnung gibt, von dem man nicht einige Besonderheiten erwähnt, die bei solchen Wettkämpfen vorfielen. Ja selbst Fürsten traten als streitende Dichter auf, wie Abu Fahia, Prinz von Toledo, und Almotammed, König von Cordova, die über die Ehre, Fürsten der Dichter zu seyn, stritten.

Von den Mauren nahmen die christlichen Eingebornen Spaniens die Sitte an, die Joglaros, oder Spieler auf Instrumenten, besonders auf den Mandolinen, einzuführen, welche die wandernden Dichter begleiteten: und den Spaniern ahmten die Franzosen nach, deren Jongleurs in eine eigene Zunft oder Corporation eingetheilt wurden. Durch die Troubadours und Jongleurs ward Provenzal-Dichtung und Sprache allgemein verbreitet, und in Frankreich, Italien, England und Deutschland wurde nach ihrem Muster gedichtet und gesungen. König Richard Löwenherz von England, Kaiser Friedrich Barbarossa, und Carl von Anjou, König von Neapel, machten Provenzalgedichte. Die Fürsten und Herren Italiens schrieben in Provenzalsprache. Dieselbe war dem Triumvirat der größten italienischen Dichter bekannt, ich meine, Dante, Petrarka und Boccaccio. Ja der erste war lange unschlüssig ob er in dieser Sprache oder in der toskanischen seine Divina Commedia schreiben solle. Petrarka hat oft nicht nur einzelne Ideen und Ausdrücke, sondern fast ganze Gedichte von den Provenzaldichtern entnommen oder nachgeahmt und Boccaccio hat eben daher viele Erzählungen seines Decameron entlehnt.

Aus allem diesem folgt, daß vermittelst der Provenzal-Dichtung die Spanischen Araber sowohl auf äußere Form als auf das Innere der Romantischen Dichtung des Mittelalters den größten Einfluß hatten: jedoch mit der Beschränkung, daß bei jedem Volke das Nationelle unverwischt erhalten wurde.

Griechische Sprüche.

Keiner, welchen die Nacht des Erebos, welchen die Erde
Einhüllt, wenn er das Haus Persephoneiens betrat,
Freuet sich weder der Flöte Getön, noch fröhlicher Laute,
Noch aus goldnem Pokal trinkt er Lyaiens Geschenk.
Darum folg' ich des Herzens Gelust, so lange mein Knie noch
Ohne zu wanken sich hebt, ohne zu zittern mein Haupt.

Theognis.

Willst, o Sterblicher, du das Meer des gefährlichen Lebens
Froh durchschiffen und froh landen im Hafen dereinst,
Laß, wenn Winde dir heucheln, dich nicht vom Stolze besiegen,
Laß, wenn Sturm dich ergreift, nimmer dir rauben den Muth.
Männliche Tugend sey dein Ruder, der Anker die Hoffnung;
Wechselnd bringen sie dich durch die Gefahren ans Land.

Griechische Anthologie.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

(Schluß von Nr. 100.)

Dienstag den 7. December. Der leichtsinnige Lügner, Lustsp. in 3 Abthl. von F. L. Schmidt. Hierauf: Trau, Schau, Wem! Lustsp. in 1 Act von C. Schall. Das Lustspiel von Schmidt ist unterhaltend und voller Laune. Der schöne, fließende Dialog, der feine Conversationston können als Muster empfohlen werden. Sehr schade ist es, daß der Vf. bei so guten Anlagen zum Lustspieldichter, diese Bahn nicht weiter verfolgt. Er und einige Andere könnten uns reichlich für die Helden des Tages entschädigen. Schmidt zeigt in diesem Stückchen eben so viel Gewandheit in der Intrigue als Leichtigkeit und Sicherheit in der Charakterzeichnung. Felix Wahr ist ein junger Mann von glücklichen Anlagen, der nur das Unglück hat mit einer zu lebhaften Phantasie geboren zu seyn, über welche er nicht Herr werden kann. Seine Eitelkeit ist so unschuldig, er lügt so gutmüthig, daß er wahrhaft belustigt, ohne Mißempfindung zu erregen. Selbst der Spaß mit der alten Tante verletzt bei dem vorauszusehenden klugen und glücklichen Ausgang nicht und die Verläumdung Florinens liefert den Helden eben so glücklich als komisch in die Falle. Hr. Rottmayer stellte diesen Infelix Felix sehr natürlich dar, er war völlig der liebenswürdige Schwätzer, der angenehme Erzähler, welcher jeder Lüge mit der gutmüthigsten Laune die Präge der Wahrheit zu geben weiß und nie in Verlegenheit kommt, da aber wo ihn die äußerste Ueberraschung (hinter dem Schirm) aus der Fassung bringen muß, sogleich, ohne sich weiter irre machen zu lassen, mit gränzenlosem Leichtsinn den Faden der Lüge wieder anknüpft. Dieser Moment und die vorhergehende Beschämung waren bei Hrn. R. von äußerster Naturwahrheit. Die übrigen Personen sind mit wenigen Zügen sehr kenntlich gezeichnet: die ästhetische Johanna, von Dem. Urspruch brav gegeben, bis auf die höchst ungebildete Aussprache (z. B. Zeptezismus statt Skeptizismus) die frohsinnige Florine, von Dem. Lindner, im Muthwillen und als Strafende gleich liebenswürdig dargestellt, die alte ehrwürdige Tante Westen, von Mad. Weidner sehr vernachlässigt (warum erhielt Mad. Ellmenreich diese Rolle nicht?); Polizeidirector Haskan, der gewissenhafte Vormund, der vor Sorge, nie Zeit zu haben, die beste Zeit versäumt und Alles übereilt, von Hrn. Leißring, und der eifersüchtige Advocat Loder von Hrn. Brauer sehr treffend darstellt. Der dumme Gefangenwärter wurde von Hrn. Düpre ebenfalls brav gegeben. — Trau, Schau, Wem? ist eine artige leicht hingeworfene Kleinigkeit, welcher die Intrigue aus Maske für Maske zum Grunde liegt. Der Dialog ist heiter und witzig. Auch Hr. Schall sollte sich, bei so eminentem Talent, mehr mit Lustspiel-Dichtung befassen. Hr. Düpre war als Graf nicht Fant genug; der Ton der Rede zu ehrbar und bedächtig, der ganze Mensch zu wenig Zierbengel. Und wo blieb der Berliner? Sein: „Na, hab'n Se Sich man nich!" ging spurlos vorüber. Mad. Ellmenreich war eine resolute Frau Generalin in allen Wendungen Dragoner, ohne die altehrbare Gräfin einzubüßen. Mad. Schultze spielte die Baronin recht gut, doch anfänglich wohl etwas zu kalt. Hr. Wegener ließ durchs ganze Stück den galanten Rittmeister sehr kärglich aus der Verkleidung blicken, und immer die Einförmigkeit und die ungraciösen Bewegungen und der unangenehme Affekt, der sich im Streit mit Damen nur mit zischendem, verbissenem Grimm äußern kann. Dorchen wurde von Mad. Hoffmann brav gegeben.

Mittwoch den 8. Tancred, Oper in 2 Abthl. von Rossini. Dem. Erhardt vom Prager Theater gab den Tancred als erste Gastrolle. Ihre Stimme, mehr Mezzo-Sopran als Alt, besitzt viele Weichheit und Anmuth, ihr Vortrag hat Geschmack und Gefühl. Die Sängerin wurde mit Beifall aufgenommen. Hr. Rieser (Arsir), Mad. Brauer (Amenaide), Hr. Dobler (Orbassan) zeigten sich des in diesen Parthieen erworbenen Rufes würdig.

Donnerstag den 9. (Neu einstudirt). Der Strich durch die Rechnung, Lustsp. in 4 Aufz. von Jünger. Drauf: Die Zerstreuten, Lustsp. in 1 Act von Kotzebue. Zwei gute Vorstellungen, welchen wir ein volles Haus gewünscht hätten. Das Jüngerische Lustspiel hat zwar eine nicht empfehlenswerthe Seite, da es nebst der kürzlich gegebenen Entführung desselben Verfassers das Entführungswesen als pure Drolligkeit behandelt, indessen, da dieser Usus ziemlich aus der Mode ist und ihn beide Stücke schwerlich wieder hinein bringen werden, wollen wir es um seiner frischen Fröhligkeit und kernhaften Deutschheit als guten Imbiß nach der faden Leckerkost neuerer Köche mit Freuden empfehlen. Der polternde Obrist von Hitzig wurde von Hrn. Leißring in seiner beliebten trockenen Manier trefflich gegeben. Gleiche Auszeichnung verdient Mad. Schultze in der heiteren, verwegenen Mädchenrolle der Charlotte. Auch Hr. Hassel gab die Rolle des Aufwärters Conrad recht brav. Die Uebrigen legten wohl Lust und Liebe an den Tag, lösten jedoch ihre Aufgaben nicht glücklich. Dem. Urspruch, als Henriette, Tochter des Obristen, spielte die Verschämte brav, in der Entführten war sie wie verwechselt, das naive Fräulein war in ein ordinäres albernes Gänschen umgewandelt, welchem ganz recht geschah. Hr. Größer, Carl hatte den Officier von Stande rein verspielt und vertrunken, er war ein gewöhnlicher Bruder Liederlich, der nicht Charlotten verdiente. Der Rausch war offenbar kein Champgner-, sondern ein Fusel-Rausch. Assessor Brand, Hr. Wegener, zu passiv, besonders im stummen Spiel. Hr. Düpre, Johann, hatte weit mehr Anstand als sein Herr; kein Reitknecht gebehrdet sich mit solcher Gravität. Dem. Gutmann machte das Kammermädchen gleichfalls zu vornehm oder vielmehr geziert. Das Nachspiel von Kotzebue ist gut besetzt. Hr. Otto (Major Staubwirbel) und Hr. Weidner (Major Mengkorn) gaben die Zerstreuten mit treffender Laune, Dem. Urspruch (Charlotte) und Hr. Rottmayer (Carl) waren recht brave gehorsame Kinder.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 102. Sonntag, 19. December 1824.

Stimme aus England über die Balladen der Deutschen.

Es ist eine Anerkennung von der Themse her, die wir hier mittheilen. Das New-Monthly Magazine vom December 1824 läßt sich vernehmen wie folgt:

Die Ballade ist nirgends entschiedener eingebürgert als in Deutschland. Die deutschen Balladen sind nicht, wie die meisten englischen, nur Nachahmungen alterthümlicher Singweisen. Sie vereinen in einem hohen Grad die vollendete Form, welche der Dichtung in den Zeiten vorgerückter Civilisation eigenthümlich ist, mit dem einfachen Naturton, der uns in den Bruchstücken der Volkstradition anzieht. Fast alle große Dichter Deutschlands haben sich zur Ballade herabgelassen, wenn sie Erholung bedurften bei der Schöpfung bedeutenderer Werke, und so ist es gekommen, daß Deutschland jetzt mehr gute Balladen hat, als das ganze übrige Europa, nur Spanien ausgenommen.

Wir gedenken einige der besten in englisches Gewand zu kleiden und wollen mit Göthe anfangen. Dieser wundervolle Mann, dessen Spur wir in allen Theilen der Kunst und Wissenschaft finden, hat in den leichten und muntern Strophen der Ballade eine eben so entschiedene Meisterschaft bewährt, wie in den erhabenen Gebilden des Faust und Tasso. Einige seiner Balladen, wie die Braut von Corinth, machen einen feierlichen Eindruck, indem sie in das Gebiet jenseits der Sinnenwelt versetzen; andere, wie die Spinnerin, der Müllerin Verrath und der Müllerin Rache, sind neckisch und naiv, alle aber zeichnen sich aus durch einfache Seelensprache. Der nachstehende Versuch, den Fischer in englische Verse zu bringen, mag entscheiden, wie sich eine so wörtliche Uebertragung, als die Verschiedenheit der Sprachen nur irgend zuläßt, gegen das Original verhält.

THE FISHER.

The water roll'd—the water swell'd,
A fisher sat beside;
Calmly his patient watch he held
Beside the freshening tide;
And while his patient watch he keeps,
The parted waters rose,
And from the oozy ocean-deeps
A water-maiden rose.

She spake to him, she sang to him—
„Why lur'st thou so my brood,
With cunning art and cruel heart,
From out their native flood?
Ah! couldst thou know, how here below
Our peaceful lives glide o'er
Thou'dst leave thine earth and plunge beneath
To seek our happier shore.

Bathes not the golden sun his face,
The moon too in the sea;
And rise they not from their resting-place
More beautiful to see?
And lures thee not the clear deep heaven
Within the waters blue,
And thy form so fair, so mirror'd there
In that eternal dew?"—

The water roll'd—the water swell'd,
It reach'd his naked feet;
He felt as at his Love's approach
His bounding bosom beat;
She spake to him, she sang to him,
His short suspense is o'er:—
Half drew she him, half dropp'd he in,
And sank to rise no more.

Biographische Züge.

Johann Jacob Heidegger war der Sohn eines Geistlichen. Obgleich nicht ohne Ansehen in Zürich, mußte er wegen eines Liebesabentheuers Frau und Vaterland heimlich verlassen, und sah sich genöthigt, sein Brod als Bedienter zu suchen.

In diesem Verhältnisse kam er durch die vornehmsten Städte von Europa. Er besaß ein besonderes Talent, feinere Vergnügungen auf eine geschmackvolle Art anzuordnen, und durch dieses Talent bahnte er sich den Weg zu seinem Glücke. In einem Alter von vierzig bis funfzig Jahren kam er nach England, und gewann durch seine Jovialität bald die Gunst junger Leute von Stande. Die einsichtsvollen Bemerkungen, die er über verschiedene Mängel in der damaligen Aufführung von Opern machte, und seine Anweisungen, um die Belustigungen auf dem königlichen Theater zu vervollkommnen, erwarben ihm den Ruf eines geschickten Kunstrichters. Sein Urtheil ward zu Rathe gezogen, und einige sehr prächtige und geschmackvolle Dekorationen, die nach seiner Angabe auf der Schaubühne ange-

bracht wurden, gefielen dem König Georg dem Zweiten, der die Oper liebte, so sehr, daß er ihn zum Kammerjunker und zum Oberaufseher über das Opernhaus ernannte. Da der König auch ein besonderer Freund von Maskeraden war, so richtete Heidegger auf dieselben ebenfalls seine Aufmerksamkeit, und gab ihnen eine so sinnreiche und geschmackvolle Einrichtung, daß ihm auch über diese auf dem königlichen Theater die Aufsicht übergeben wurde. Endlich wurden alle öffentlichen Vergnügungen seiner Anordnung und Leitung übergeben.

Heidegger galt jetzt für einen angesehenen und bedeutenden Mann. Der Adel und die Großen schmeichelten ihm, und die Meynung von seinem Geschmacke war so fest gegründet und so allgemein, daß alle glänzenden Gastmäler von ihm angeordnet werden mußten. Einst speiste er in Gesellschaft eines Engländers vom ersten Range zu Nacht. Da bei der Tischunterhaltung die Frage aufgeworfen wurde: welche unter allen europäischen Nationen am meisten Genie habe? erklärte sich Heidegger mit starker Stimme für die Schweitzer. „Ich will es beweisen, sprach er, als jedermann über seine Aeußerung zu lachen anfing. Als ich nach England kam, hatte ich keinen Heller in der Tasche, allein zur Stunde gewinne ich dadurch, daß ich ihnen, meine Herren, Unterhaltung verschaffe, jährlich fünf tausend Pfund Sterling, und was noch mehr sagen will, ich lasse sie wieder aufgeben. Ich wette daß auch der unternehmendste Engländer, wenn er nach der Schweiz ginge, nicht im Stande wäre, sich dort eine so beträchtliche Einnahme zu verschaffen. Daraus glaube ich den Schluß ziehen zu dürfen, daß der Schweizer dem Britten am Genie überlegen ist."

Heidegger erreichte ein Alter von neunzig Jahren, und starb im Jahre 1749. Er besaß viele musikalische Kenntnisse und Fertigkeiten, und komponirte unter andern einige Opern. So geist- und talentvoll er aber war, so auffallend häßlich war er auch. Einst ging er gegen den Lord Chesterfield eine sehr beträchtliche Wette darauf ein, daß in ganz London kein häßlicheres Gesicht als das seinige gefunden werden müsse. Es wurden Schiedsrichter gewählt. Nach langen Nachforschungen wußte der Lord ein altes Weib auszukundschaften, die noch häßlicher anzuschauen seyn sollte, als Heidegger. Wirklich fiel der richterliche Spruch dahin aus, daß Lord Chesterfield die Wette gewonnen habe. Heidegger, ohne aus der Fassung zu kommen, nahm jetzt seiner Rivalin die Haube ab, setzte sie auf seinen eigenen Kopf, und legte hinwieder seine Perücke der Alten über. Da fanden die Richter daß der Preis der Häßlichkeit ihm gebühre, und Chesterfield ward verurtheilt, die Wette zu bezahlen.

Charade.

Das erste Sylbenpaar.

Ich werde vom Lichte geboren,
Ich bin's, die den Aether durchwebt,
Wenn strahlend den östlichen Thoren
Ein heiterer Morgen entschwebt.

Das zweite Sylbenpaar.

Die Thaten der Helden zu preisen
Entströmte mir süßer Gesang,
Von dem auch in lieblichen Weisen
Teutoniens Hain oft erklang.

Das Ganze.

Mit mir zog der Krieger vor Zeiten
Gerüstet zum Kampfe der Schlacht.
Jetzt hat man zum Kämpfen und Streiten
Bequemere Waffen erdacht.

M. B.

Auflösung des Räthsels in Nr. 100.

S ch u h.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Samstag den 11. December. Othello, der Mohr von Venedig, Oper in 3 Acten von Rossini. (Rodrigo: Hr. Haizinger.)

Sonntag den 12. Das Leben ein Traum, dramatisches Gedicht nach Calderon von West. Hr. Jerrmann vom Leipziger Stadttheater, von wo ihm der Ruf eines tüchtigen Schauspielers vorausging, spielte als Gast den Roderich. Der junge Mann wurde jüngst, wegen seinem Gastspiel in Mainz, auf eine ungebührende Weise öffentlich angegriffen. Die Art, wie er hiergegen sein empörtes Gefühl laut werden ließ, erweckte Theilnahme. Auch wir besuchten die heutige Vorstellung in der Erwartung, Hr. Jerrmann werde sich künstlerisch rechtfertigen. Dieß that er insoweit allerdings, als er den Darsteller bethätigte, der seine Aufgabe durchdacht hat. Aber sein Durchdachtes grade wollte uns nicht gefallen. Hr. Jerrmann ließ die Affecte und Situationen sehr stark in Licht und Schatten auseinander treten. Wir sollten einen ungebändigten Naturmenschen sehen, der nichts destoweniger Tiefe des Gefühls, Milde und Gerechtigkeitssinn besitzt, um deren Willen er, nach einer tiefsinnigen Belehrung, des hohen Ranges würdig erscheint. Dieses wollte uns Hr. Jerrmann geben. Was er uns wirklich gab, war aber kein bestimmtes Ganze, sondern ein unsicheres Bild in hundert Bildern. So zerlegte er den lediglich reflectirenden Vortrag seiner Monologe in so viel dramatische Bestandtheile; erklärend zergliederte er, was sich in Rode-

richs Gemüth bewegt und worüber er sich vor der Vernunft Rechenschaft gibt, er schilderte diese Lagen und Bilder so lebhaft, daß er sich in sie, die nur leicht vorüber schweben sollen, so zur sagen selbst verwandelte. Denn es fehlte wenig, so hätte er fliegende, schwimmende, stürzende, vulkanische Bewegungen gemacht, und der Schlußmonolog des 3ten Acts, wo tiefes Sinnen den Prinzen zu dem großen Resultate leitet und ihn darin bestärkt, lautete bei Hrn. Jermann wie eine längst ausgemachte Wahrheit, womit er sich denn auch gradezu an das Publicum wandte. Das Schlimmste bei seinen Mißgriffen war die oft hervorleuchtende Anmahnung: Seht, solcher Sinn und kein anderer liegt in dem Wort des Dichters! Leider ist es der Irrthum vieler Kunstjünger unserer Zeit, daß sie statt wahrem kräftigem Ausdruck der Gefühle sich einer seltsamen Sinn- und Redekünstelei hingeben, wovon in der Natur keine Spur zu finden ist. Am wenigsten kann Calderons Roderich diesen Modeschmuck vertragen. Woher sollte er ihn genommen haben, er, der von allen Millionen Menschen, nur Einen sah, der nichts weiß von den Bestechungskünsten des geselligen Lebens? Und hat denn überhaupt die Sprache diesen Wechsel von getragenen und wieder gejagten Tönen nöthig, um sich dem Herzen des Hörers zu nähern? Ist die Wahrheit und Würde des Ausdrucks nicht überall mächtiger als eine so eitle Spielerei? Wir bedauern diesen Irrthum an Hrn. Jermann um so mehr, da es uns bei manchen Stellen (wir nennen als Vollständiges die Rede am Schluß) nicht entgangen ist, daß er nicht ohne Beruf der Kunst huldige Zu tadeln fanden wir in seiner Auffassung des Roderich ferner die übergroße Milde beim ersten Erblicken des Weibes, worin Sentimentalität statt eines sanften Feuers lag. Die Vorwürfe gegen den Vater waren ebenfalls zu weichherzig und zu wenig fremd. Der ganzen Körperhaltung und dem Mienenspiel mangelte es an Adel. Auch die große Lebhaftigkeit und Beweglichkeit dürfen wir nicht gelten lassen, weil Roderich selber sagt, nichts als der Frauen namloser Reiz habe ihm Erstaunen bereitet. Dieses Erstaunen aber und seine Liebkosung hatten zu wenig Art. Es gibt eine Art, welche die Natur und eine, welche das gesellige Leben lehrt. Der Adel der Natur dient dem der Gesellschaft zur Grundlage und Richtschnur. Wir können uns den Löwen, so wild er ist, nur immer edel denken. So, glauben wir muß auch Roderich viel Ade' besitzen, den natürlichsten, welchen sein angeborner Adel und die weise Bildung nur erhöhen. Auch in dieser Beziehung gehört Roderich zu einer der schwersten Aufgaben. Hr. Rottmayer gab den Astolf mit Fleiß; doch warum kann derselbe, wenn er auch der Rede die Sorgfalt widmet, daß sie zugleich schön und wahr seye, nicht ganz über das Unbestimmte Herr werden? z. B. zu Anfang, wo Astolf Estrellen bezeugt, daß die Wahl des Landes auch die Wahl seines Herzens sey, war dieses Wort kaum accentuirt zu nennen. Dem. Lindner spielte die Estrella (wird Estrellja gesprochen) mit der dieser Künstlerin auch in den kleinsten Rollen eigenen, sehr zu lobenden Aufmerksamkeit. Rosaura Dem. Urspruch. Die südliche Gluth erkannten wir nicht sowohl in edlem Feuer, als in sprühenden Zischlauten. Im ersten Auftritt schon hörten wir von einem Grab mit lebendschen Leischen, und so ging es fort von den Flüchen der Vernischtung bis zu ihrer Sache Schlischtung. Kann Dem. Urspruch denn ihrem Organ keine Hülfe geben? Wie wenig nahm die Schauspielerin Theilnahme in Anspruch, wo Rosaura den Unfall des entlaufenen Roß mit ihrem Zustande vergleicht und weiter bei dem, was sie mit ihrem Vater redet. In solchen kleinen Zügen bewährt sich die Kunst der Darsteller. Die sanftweiblichen Momente waren brav, auch die leidenschaftliche Scene mit dem Bild, aber der Amazonen-Auftritt war wieder mit der alten beliebten Tonspielerei verbrämt: „als Weib rc. (schmelzender Sopran) — als Mann rc. (gebieterischer Alt.)" Der natürliche Vortrag wird die Worte für sich selbst reden lassen und in dem darauf folgenden Schluß den Ton etwas erheben. Hr. Brauer nahm den Clarin sehr belustigend. Zum Beschluß verhehlen wir nicht, daß wir einige schwüle Momente erlitten, in welche uns das untreue Gedächtniß einiger Mitspielenden versetzte. — Die Pagen machten dem König mit den Zipfeln des Mantels hinter dem Rücken fatale Ohren, und vorher hielten sie ihn, als ob Se. Majestät fliegen sollten.

Montag den 13. (Zum Vortheil des Hrn. Haizinger): Die diebische Elster, Oper in 2 Aufzügen von Rossini. Da die Erklärung des Stoffes und der Behandlung von dieser Parade-Oper Rossinis nur zur Belustigung dienen kann und unser gutes Publicum sich daran noch so ernsthaft und herzlich amüsirt, so wäre es Verbrechen, den kalten und bittern Zergliederer vor der Zeit machen zu wollen. Hrn. Haizinger könnte dies zwar nicht schaden, welcher seine außerordentlich gute Benefiz-Einnahme schon gemacht hat, aber unserer Thatercasse, welche vom Kritiker doch einige Schonung verdient. Wir hoffen, daß uns Hr. Nieser nächstens als Gianetto in vollem Glanze der Kunst vorführen werde, was uns als schöne Naturanlage an Hrn. Haizinger erfreute. Wir enthalten uns vorerst eines näheren Eingehens in die trefflichen Einzel-Leistungen und bemerken nur, daß Alles mit dem wünschenswerthesten Erfolg und mit der unserm Kapellmeister Hrn. Guhr eigenen Energie und Präcision bis ins Kleinste, ausgeführt wurde. Dem. Bamberger (Ninette), Dem. Heinefetter d. j. (Pippo), Hr. Dobler (Podesta) Hr. Größer, (Villabella), Hr. Hassel (Vingradito), leisteten Treffliches. Auch die vermaledeite Elster (dem Vernehmen nach von Hrn. Leißring dirigirt und gesprochen) machte ihre Sache gut.

Dienstag den 14. Dec. Die Entdeckung, Lustspiel in zwei Acten von Steigentesch. Hierauf: Ich irre mich nie, Lustsp. in 1 Act nach dem Französischen von Lebrün, und die Talentprobe, Lustspiel in 1 Act von Gubiz. In der Entdeckung gab Hr. Otto den reichen Tropf Petersen in seiner beliebten komischen Naivetät zu allgemeiner Ergötzung und wurde von Hrn. Rottmayer (Drost), Dem. Urspruch (Louise) und Mad. Weidner (Haushälterin) wacker unterstützt. — Hr. Weidner und Hr. Brauer belebten die Scene der darauf folgenden Posse als Bonnoeil und Marzial sehr ergötzlich. Die Momente der Angst, wo zuerst der Vater den Sohn zur Wand benutzt und dann den Aermsten auch noch des Passes berauben will, waren eines hogarthischen Pinsels würdig. — Ueber die Talentprobe, welche heute ein volles Haus

machte, müssen wir ausführlich seyn. Wenn wir an dem idyllischen Ton des Gärtnermädchens, so schön auch, schnell vorbeigehen, müssen wir bei dem Füchslein Mundus etwas langer verweilen. Dem. Lindner hat in Würzburg gute Studien gemacht; wer dieß Bildchen nicht gesehen, sollte es für unmöglich halten, daß ein Frauenzimmer sich den burschikosen Pli so aneignen könne. Das Füchslein sprach aus jedem Ton, aus allen Bewegungen, dem Schleudern und Behandeln der Pfeife, der glücklichen Selbstgefälligkeit, dem Tragen des Kopfes, dem Gang, dem Schlenkern der Arme. Ein Bursche wäre weit ernsthafter, schritte wohl, in Gegenwart eines Philisters, wie ein grimmiger Leu daher, aber der Fuchs in seiner Ueberschwenglichkeit ist mittheilend, will wo es geht imponiren und sich für den Druck seiner älteren Commilitonen anderwärts entschädigen. Die Fidelität schlug dem forschen Studentchen aus allen Gelenken. Wenn Mundus so fortfährt, wird er ein fideles Haus, ein braver Bursche, der überall Rath weiß, sich in alle Lagen findet: So spricht auch sein Liedchen

> Ich bin überall zu Hause,
> In der ganzen Welt bekannt,
> Macht mein Glück im Norden eine Pause,
> Blüht im Süden mir ein Vaterland,
> Lustig hier: durstig da,
> Ubi bene ibi patria!

Die Schauspielerin, die wüthende, war excellent. Die große, weit umgreifende Action, der Kraft- und Sentimentalitäts-Matsch, die zerstörte Physiognomie, der brilliante Abgang mit starken Buchstaben, aber köstlich! Die Berliner Zeitungsträgerin verstanden wir bis in die Hälfte kaum mit Beihülfe des Gedächtnisses aus dem in der Iris Gelesenen. Von der Stelle an, Junge segg ich, willst du dir denn och so an den Pranger stellen lahßen?" verstanden wir das Meiste. Dem. Lindner könnte vielleicht etwas langsamer, heller und spitzer sprechen. Die nordischen Dialecte haben etwas feineres, woraus, besonders aus dem Berliner, das Uebergewicht der Verstandeskräfte hervorleuchtet. Der Süddeutsche spricht gröber, kernhafter, mehr aus dem Herzen. Um so mehr ist von einer süddeutschen Künstlerin diese in solcher Kürze kaum für möglich gehaltene Aneignung der Berliner Mundart zu bewundern. Den Gubitzischen Localscherz wird Jeder sehr gelungen finden, welcher das Leben und Treiben der niedern Volksklassen in Berlin und die dortige Theatersucht kennt, die alles bis in die untersten Stände polypenartig umkrampft. Die Anspielungen auf Censur, schlechte Zeit und Hungerwirthschaft, Spontini und Rossini sind recht spaßhaft, vom Gemeinverständlichen aber am besten die Theater-Witze: „Unter die Schauspielersch gehn" — „det Menneken in die Lucke" — „durchkehlen" — „die Recensenten-Musjes, die och nich wissen, wat se wollen und die Schauspielers, die meenen, wie wir't machen, so is't am schensten" — „das Schenie dreibt mir" —„ en Lob-Gedichtken in die Zeitung, wenn't och man schlecht is" — „Das Nummerkarjolen" — endlich der Dank an's Publicum beim Herausrufen des Faust. Dieses letzte insbesondere sprach Dem. Lindner mit vieler Wahrheit und Laune, indem sie aus dem pathetischen Ton in den niedrig-komischen fiel. Der schöngeistische Stutzer, von A bis Z, von der Theater-Insolenz bis zu dem philosophischen Beweis von der Identität des Seyns, ganz Leben und Natur; die Theaterdirectorin, martialisch, kurz resolvirt, Mann-Weib in Stimme und Haltung, war die letzte Probe der geistvollen, tiefblickenden Künstlerin, und dann war sie wieder die selbst, heiter, herzlich, versöhnend. Kein Wunder, daß Dem. Lindner mit dieser einzigen Beobachtungs-Gabe und plastischen Bildungsfähigkeit im Auslande Triumpfe feierte. Auch das Publicum ihrer Kunstheimath brachte ihr mit unausgesetzt lebhaftem, anständigem Beifall, als der Vorhang fiel, seinen kleinen Tribut, welchen aber die Künstlerin zu verschmähen schien, da sie nicht kam, sich dafür zu bedanken.

Mittwoch den 15. Die diebische Elster wurde bei vollem Hause wiederholt. Hr. Haitzinger zum Letztenmal als Gianetto.

Donnerstag den 16. Hedwig, die Banditenbraut, Drama in 3 Acten von Körner, und Ein Mann hilft dem Andern, Lustsp. im 1 Act. von J. v. Weissenthurm. Dem Lustspiel wohnten wir nicht bei. Das Drama besuchten wir wegen Hrn. Jerrmann, welcher den Rudolph spielte. Der Gast zeigte sich mit dem darzustellenden Charakter so wenig vertraut, daß er in dem eben nicht rauhen Jäger den verkappten Banditen nirgends verrieth. Es war ein gewöhnlicher weichherziger Liebhaber, der nur zuweilen das Gesicht stark verzog und heftig schrie zuweilen einen unpassenden hochtragischen Ton annahm und nicht selten ins Unbedeutende verfiel Hr. Rottmayer, wußte uns als Julius wenig Interesse einzuflößen, weil er sich noch nicht ganz von dem Redevortrag lossagen konnte, der aller tieferen Sprache des Gefühls widerstrebt. Das Bild des edlen Mädchens, das seinem Lebensglück mit freier aufopfernder Seele entsagt und es durch Geistesgegenwart in einem schrecklichen Augenblick, ohne es zu wissen, erkämpft, sahen wir von Dem. Lindner in den lebendigsten und zartesten Zügen verherrlicht.

Theater-Anzeige.

Montag den 20. Dec. (Zum Vortheil des Hr. Jerrmann) Die Räuber, Trsp. (Carl Moor Hr. Jerrmann).
Dienstag den 21. Die Entführung aus dem Serail, Oper.
Mittwoch den 22. Der Strich durch die Rechnung, Lustsp. und der Hofmeister in tausend Aengsten, Lustsp.
Donnerstag den 23. Das Vogelschießen, Lustsp.
Samstag den 25. Großes Vocal- und Instrumental-Conzert von Hrn. Kapellmeister Guhr.
Sonntag den 26. Der Schnee, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 103. Donnerstag, 23. December 1824.

Des Negers Gebet.

(Nach dem Englischen des Thelwall.)

Der du herrschest im tobenden Donner, im Sturm;
Der du rauschest in Wirbeln dahin;
Der du hörest den Menschen, den kriechenden Wurm,
Allvater! mit gütigem Sinn.
Der den Weißen du schufst, wie den Schwarzen, o Herr!
Mit liebend barmherziger Hand;
Gib Africa's Söhnen die Freiheit und laut
Laß es schallen durch jegliches Land. —

Als der Weiße mich riß von dem liebenden Weib,
Aus der Kinder Umarmungen fort;
Als er gegeisselt mit schrecklichen Hieben den Leib,
Deines Sohns, in unwirthlichem Ort;
Wenn du da mich gehört und es schlug an dein Ohr
Des leidenden Schwarzen Geschrey;
So tritt aus der blitzenden Wolke hervor
Und rufe „der Neger sey frey!"

Wenn du da mich gesehn, als im Raume ich tief
Gesperrt war zu schändlichem Ziel;
Als des Tages ich jammert', in Nächten nicht schlief,
Und die Thräne dem Auge entfiel;
Wenn die eiserne klirrende Fessel du sahst
Habsüchtiger Tiranney,
So sprich, der du Alle mit Liebe umfahst,
O Vater! — „der Sklave sey frey!"

Wenn du hier mich erblickt unter drückender Last,
In der Hitze des Tages, mein Gott;
Und du sahst, wie der Weiße den Sonnensohn haßt,
Ihn peinigt mit quälendem Spott;
Und es hat mich erschaffen dein väterlich Herz,
Und du stehest mir fürder noch bey;
Dann erbarme dich mein, im unendlichen Schmerz,
Und mach, o Allherrscher! mich frey.

Biographische Züge.

---

4) Claude Lorrain.

Es wird im Lebenslaufe dieses außerordentlichen Mannes erzählt, daß sein Vater, Peter Gelée, ein armer Pastetenbäcker in einem kleinen Städtchen Lothringens, stets klagte, sein Sohn Claude sey so geistesschwach, daß er es nie verstehen lerne, wie er eine Pastete einrühren oder auch nur einen Ofen heitzen solle. Peters Bruder — der Sage nach ein Maurer — rieth ihm daher, er solle den Burschen, dem alten Sprüchworte zu Folge, für die Kirche erziehn; aber es war eben so wenig Hoffnung vorhanden, aus dem Claude einen Priester zu machen als einen Bäcker; denn konnte man es ihm nicht beibringen, eine Pastete zu kneten, so konnte man noch weniger dahin gelangen, ihn lesen zu lehren. Da gab es denn im väterlichen Hause manche derbe Anermahnungen. Der Schwachkopf konnte aber fühlen, wenn er auch nicht lernen konnte, und so entfloh er der Tyrannei der väterlichen Zucht und vermiethete sich selbst als Bedienter bei einigen flamändischen Künstlern, die ihren Studien nach gen Rom wanderten. Bei einem der Einweihungsschmäuse seiner ultramontanischen Herren entfaltete jedoch Claude Gelée bei seiner Küchenbeschäftigung einige bis jetzt verborgen gebliebene Talente für Gastronomie, welche sein Vater nie aus dem Schlafe hatte wecken können, mit so vieler Geschicklichkeit, daß Agostino Tassi, ein römischer Maler, der eben so viel Geschmack an Pasteten, als an Paletten hatte, diesen armen Einfaltspinsel seinen Herren entführte und ihn in der doppelten Qualität als Koch und Farbenreiber *) um etwas höhern Lohn für sich selbst miethete.

---

*) Agostino Tassi, „ein schlechtes Gemüth aber ein guter Maler," war eins der außerordentlichen Genie's seiner Zeit. Er war wegen vieler Schlechtigkeiten auf die Galeeren gebracht worden und belustigte sich dort damit, die Scenen und Gruppen, welche seine neue Lage ihm darbot, in Zeichnungen zu entwerfen, die er dann mit bewundernswerther Wirkung wieder in den Fresken anbrachte, womit er mehrere Paläste von Rom und Genua verzierte. Sein Haus war voll junger Künstler die ihm arbeiten halfen, und die er durch Unterricht und freie Tafel bezahlte. Claude ward von ihm blos „für häusliche Arbeiten und Farbenreiben" gemiethet. Doch versuchte es Tassi ihm ei-

In dem Studio dieses seines neuen Herrn fühlte Claude zum erstenmale das innere Aufstreben zu einem andern und höhern Berufe, welches, wenn es für einen andern Zweck sich bestimmt hätte, wunderbar genug gewesen wäre, um es für die geheimnißvolle Wirkung eines höhern Geistes zu halten, der in dem Schwachen mächtig ist, und ihn gegen seinen eignen Willen, und gleichsam über die Sphäre seiner angebornen Kräfte fortreißt.

Aus dem Stumpfsinne gedankenloser Trägheit, aus der Erniedrigung früherer Bestimmung, aus einer Dunkelheit die jedem Strahle bessern Glücks ganz undurchdringlich schien, trat plötzlich einer der erfolgreichsten Mitbewerber um den Kranz der Unsterblichkeit hervor. Er, der nicht hinreichenden Verstand besaß um einen Teig einzurühren oder eine Homilie zu buchstabiren, versenkte sich jetzt in das Studium ganz abstracter Gegenstände, berechnete die Brechungen des Lichts und maß die Luftperspective mit strahlenden oder idealen Linien.

„Er war es," ruft einer seiner kürzesten aber trefflichsten Lebensbeschreiber, Denon, aus, „er war es, der die ernsten und festen Wahrheiten der Geometrie in der bisherigen Ungewißheit aufstellte, und so ward er der größte Landschafter aller Nationen."

Im 36sten Jahre briet Claude Gelée noch Coteletts und rieb Farben und zehn Jahre nachher erschien er wieder als Freund des geistreichen Cardinals Benvoglio. Als entschiedener Liebling Urbans VIII. stand er da als modegewordener Patentmaler der ganzen Aristokratie Europa's. „Der Weg zu seiner Galerie war, wie einer seiner Lebensbeschreiber sagt, allem verschlossen, was nicht den höchsten Rang im Staate einnahm." Päpste, Könige und Fürsten wurden die einzigen, welche sich die herrlichen Werke seines schaffenden Genie's zu erwerben im Stande waren. Seine ungeheuren Preise beschränkten seine Käufer nur auf solche die selbst ungeheuer reich waren, und das Publikum war gewissermaaßen vom Bieten auf Gemälde ausgeschlossen, deren Besitzer nach und nach drei Päpste und zwei regierende Fürsten zu seyn strebten.

nigen Unterricht im Malen zu geben, womit es zuerst nicht gehen wollte, bald aber erlebte er es noch, daß dieser Einfaltspinsel der erste Maler seiner Zeit wurde.

Gedanken und Bemerkungen.

Es gibt zweierlei Arten von Freundlichkeit: die eine ist wie der Staub auf Schmetterlingsflügeln, die Menschengesichter sind gleichsam nur damit gepudert. Die andere trägt die frische Farbe einer herbstlichen Frucht, beweiset inwendige Reife und Süßigkeit, und erquickt den Bedürftigen.

Die großen Cirkel sind eine wahre Fantasmagorie, wo die kleinsten Figuren durch Hülfe eines Lämpchens zu Riesen werden, der Zuschauer im Dunklen sitzt, und nicht zu errathen weiß, wie etwa sein stiller Nachbar gegen ihn gesinnt seyn mag.

In der Gesellschaft muß man sich conveniren; um das zu erreichen, muß man schonen, vorzüglich die Eigenliebe, die das allerreizbarste Ding an uns ist, die sich immer mit allem mißt, was sie umgiebt, und dem nie verzeiht, den sie größer findet.

Wie schwer drückt die Erinnerung an entflohene Freuden, wenn man selbst ihr Mörder ward.

Unter allen Leidenschaften ist die trotzigste die Liebe. Ihr widersteht nur der, der sie nie des Kampfes würdigte.

Mit der Eifersucht ist es, wie mit den Gespenstern; wer an keine Geister glaubt, sieht keine, und wer sich davor fürchtet, sieht deren überall.

Man weiß recht gut, warum man haßt, aber selten, warum man liebt.

Wem seine Ruhe lieb ist, der wage sich nicht an die Thorheiten der Menschen.

Ueber Meinungen der Menschen, wenn sie auch noch so albern, muß man keine Gesetze geben; nur Thaten lassen sich verbieten.

Aus Friederichs Tagebuche.

(Bruchstücke.)

(Fortsetzung von Nro. 93.)

Wenn ich die vielen Leben der Menschen, die Abschnitte meines eignen betrachte — ach, zwischen Leben und Leben welch ein Unterschied! Wenn Tage, Jahre in öder Nichtswürdigkeit verstreichen, oder in leerer, grauer Freudelosigkeit, ohne daß man nur Einmal recht zum Bewußtseyn seines eignen, inneren Selbst gelangt, ohne daß man des Lebens Werth und Inhalt nur gewahr wird —, es ist auch gelebt, und die schöne Stunde, in der das Leben nur ist und biethet, was es soll, läuft ab mit der leeren, ungebrauchten. Tausende seh' ich so forttappen, wie im Finstern; unglücklich sind sie nicht, fühlen sie sich nicht, aber auch keine Ahnung von wahrem Glücke, wie es dem Menschen werden kann, ist in ihnen, kein physischer Schmerz,

keine äußere Beschwerde bedrängt sie, und so sind sie zufrieden, sie leben, und wissen nicht, was sie mehr verlangen sollen. Sind sie nicht auch eines besseren Daseyns, ihre gleichgültig leeren oder im werthlosesten Aeusseren sich verlierenden, abmüdenden Seelen eines Erwachens fähig? Sollen nicht auch sie eine Bestimmung, einen besseren Zweck hier zu erreichen haben; sollen sie nur Phantome seyn, die durch den Garten des Lebens forttaumeln auf breitem, dürrem Sandwege, und von dem Reichthum frischer Quellen und Blumenauen des Ewigen nichts erfahren, die links und rechts für sie blühen, von dem Hochgenuß der Erhebung nichts wissen, den sie da finden können? Wie öffnet man diesen Nachtwandlern das düstere Auge, wie bedeutet und leitet man sie die Wege dahin? — Ach, und du selbst, wie erhältst du den Blick empfänglich für das höhere Licht, die Wege dir zugänglich nach dem erkannten wahren Glücke und Wesen des Lebens, wenn Schicksal und Verhältniß dich verwirren, dich fortreißen auf die breite, flache Straße der Gemeinheit, in eiteles, ödes Treiben, und es dir schwer und schwerer wird, den Garten wiederzufinden, von dem Marktgetöse des Bedürfnisses, der Leidenschaft umsummt, die Stimme des reinen Genius zu vernehmen? — Viele sah ich den Garten verlassen und hinziehen auf dem dürren Wege; wohlgemuth und behaglich fühlen sie nicht, was sie verloren, und vielleicht nie wieder erschließt er sich erfrischend und beglückend ihren Sinnen. Wenn diese mir begegneten, wenn mir selbst Tage und Stunden in so schrecklicher Leere hinflossen, wenn ich das Auge nicht aufrichten, das Innre dem reinem Geiste nicht öffnen konnte, und ich den Verlust des Kleinodes tief fühlte und erkannte; da zweifelt' ich, ob ich nicht lieber dies Gefühl des Unglücks, des Verlustes des höchsten Gutes mir erflehen sollte von der ewigen Fügung, als jene Leere des Busens, mit welcher so viele weder glücklich noch unglücklich durch's Leben wandeln, um wenigstens in dem Gefühle des Verlustes, des Schmerzes noch das Bild jenes besessenen Ewigen mir zu erhalten. — —

Wie gütig, wie sorgsam lindernd und pflegend bist du doch, ewige Waltung der Welt, Genius des menschlichen Schicksals! Trauer, Unglück, Elend, Vernichtung der Lebenslust, endliche Entsagung auf Hoffen und Wünschen in diesem Lebenskreise, vermagst du nicht abzuwehren von deinen Menschen, und es ist, als trauertest du mit ihnen, daß sie einer Nothwendigkeit unterliegen, vor der deine ewige Güte sie nicht bewahren und retten kann. Aber dann träufelst du in das Verzichten auf das Ersehnteste, in die Entsagung aller Freude selbst, wenn sie endlich als unvermeidlich erscheint, einen Tropfen Freude von eigner, süßer, heimlicher Art, läßt aus dem Leiden selbst dem Entsagenden einen Quell innerer, geheimnißvoller Wonne entspringen, die für den Verlust der äußeren ihn entschädige, ein Bewußtseyn, ein namenloses Gefühl, nur dem Entsagenden bekannt, das dich selbst vielleicht verkündigt, der du den Leidenden näher bist, welcher mehr deiner bedarf, wie die liebende Mutter vorzugsweise das kranke Kind hegt und pflegt und mit größter Liebe an ihm hängt.

Der Rubin und Saphir sind von gleichem ursprünglichen Stoffe, Urwesen, wie der gemeine Lehm, aber wie geläutert, veredelt, zum Reinen, Herrlichen verdichtet ist der Edelstein! So scheint es fast mit den Seelen der Edelen unter den Menschen zu seyn; von gleichen Bestandtheilen, gleichem Stoffe, gleicher Anlage, sich zum Herrlichsten aufzubilden sind alle: aber zu der Consolidirung des Wesens, zu der funkelnden Schöne und Lichtkraft, die Strahlen des Ewigen in sich aufzufassen und wieder auszusenden, gelangen nur die Wenigen unter der großen Masse und Menge der Gemeinen; es ist, als ob auch hier läuternde, verklärende Processe vorangehen müßten, ehe der Mensch als ein Edelstein in der Reihe des Geschaffenen auftreten kann. —

Jedem Menschen, auch dem glücklichsten, bleibt zu wünschen übrig, — zum Zeichen, daß er sterblich und unsterblich sey; sterblich, bestimmt von der Erde abzuscheiden, weil er da nicht Erfüllung findet; unsterblich, damit er sie finde.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Von der heutigen Kritik angefangen, wird die Iris wöchentlich zweimal, am Donnerstag und am Sonntag, mit fortlaufenden Beurtheilungen der hiesigen Bühnen-Darstellungen versehen seyn, und zwar wird in der Regel, wenn der Stoff keine Aenderung macht, die Donnerstägige Iris die Kritik der nächstverflossenen Theatertage Sonnabend, Sonntag und der außerordentlichen Vorstellungen am Montag, die Sonntägige die der Tage Dienstag, Mittwoch und Donnerstag enthalten. Durch diese Einrichtung soll sowohl dem Publicum und den Künstlern das Geleistete in frischerem Andenken vorgeführt, als auch die Ueberladung des Sonntägigen Blattes mit Theaterrecensionen vermieden werden.

Samstag den 18. December: Die Ahnfrau, Trauerspiel von Grillparzer. Hr. Jermann gab den Jaromir. Wir konnten uns dem Gast zu Liebe nicht entschließen, dieses Monstrum noch einmal anzusehen, welches jedem gesunden, lebensfreien Sinn anekeln und selbst einen standhaften Verehrer der Schauerpoesie nicht lange fesseln kann. In unserm Theater sollen bei der ersten Vorstellung allein zehn Frauenzimmer ohnmächtig geworden seyn, die Anwesenden ungerechnet, denen es schwach wurde, ohne daß sie Aufhebens davon machten. Solche Opfer kann Melpomene unmöglich verlangen, noch dazu um ein phantastisches Nichts. Denn wer wollte die poetischen Bilder in Anschlag bringen, welche der Dichter als schöne Blumen über Oerter der Verwesung streut Welchem noch so hungrigen Reisenden wird eine wohlbesetzte Tafel schmecken, wenn ihm in einem spukhaften Ahnensaal gedeckt ist, wo Blutspuren und Dolche und eine gespenstische Zuginst ihm die

Phantasie erhitzen. Ein Recensent bemerkte einst nicht unwitzig von dieser Grillparzeriade, des Dichters Parzen seyen eitel Grillen. Man bedauert, daß so schwarze Grillen in einem jugendlichen Dichtergemüth aufkommen konnten, das bei einer glücklichern Richtung — die erste entscheidet oft so viel — vielleicht ein Stern zweiter Größe geworden wäre, und unglücklicherweise in die Hände der unbarmherzigsten Kunstrichter fiel, welche vielleicht alles, was die Wahrheit der Verkehrtheit entgegenzusetzen hat, erwägten, nur nicht, daß Liebe aufhelfen soll, wo noch aufzuhelfen ist. Ein junger Dichter hat dieses kürzlich in einem zarten Gedichtchen mit den Worten ausgedrückt: Richtet milde, denn ihr richtet eine Seele in Gedichten.

Sonntag den 19. Titus, Oper in 2 Abthl. nach dem Ital. des Metastasio, Musik von Mozart. Die heutige Vorstellung kündigte sich so ungünstig an, daß wir keine Lust hatten, die Oper bis zu Ende zu hören und vor dem Schluß des 1n Acts das Haus verließen. Wir haben noch kürzlich die Parthien des Sextus und der Vitellia zu gut von Dem. Bamberger und Mad. Brauer gehört, um unser Ohr den hier schwachen, dort unbiegsamen, rauhen Tönen mit Vergnügen leihen zu können. Dennoch wollen wir nicht ungerecht seyn, und Dem. Erhardt (Titus) und Dem. Schulz (Vitellia) das Lob, welches ihre Anstrengungen, besonders die der Letzteren, verdienen mochten, ungeschmälert lassen. Hr. Rieser erfreute uns als Titus in seiner ersten Scene durch die milde männliche Würde der Haltung, welche dem Künstler eigen, dieser Rolle sehr zusagt, und durch anmuthreichen, vollendeten Vortrag der Arie: Herrlich strahlt Rom dein Schicksal rc. Möge man an Hrn. Haitzinger frischen Klang und Volubilität der Stimme preisen und ihm in Opern den Vorzug geben, welche wie die Rossinischen, mehr aufs Ohr als aufs Gemüth berechnet sind; zu Mozartischen und ihnen verwandten Opern kann diese schöne Kehlengeläufigkeit nicht in Anschlag und Vergleichung kommen gegen das Leichte, Liebliche, Seelenvolle des Vortrags unseres Künstlers. Man sollte sich ja hüten, sich vom augenblicklichen Eindruck blenden zu lassen und zu vergleichen, was nicht zu vergleichen ist

Montag den 20. (Zum Vortheil des Hrn. Jerrmann): Die Räuber, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Schiller. — Schiller selbst wollte die Räuber nicht aufgeführt wissen, weil sie leicht zu Mißdeutungen und böser Anreizung dienen könnten. Hauptsächlich das Letztere dürfte in unserer zum Guten wie zum Bösen seltsam bewegten Zeit ein besonderer Grund seyn, die Räuber vom Theater zu verbannen. Jetzt, wo alle Zeitungen von Mord und Raub widerhallen und verschiedene Gegenden Deutschlands neue schreckliche Verirrungen als Folgen einer vernachlässigten Erziehung aufweisen, sollte man sich doppelt hüten, dem poetischen Trieb der Jugend und der niederen Volksklassen diese wilde Bahn der Freiheit in einem rosenfarbenen Licht zu zeigen. Wer den Hang der Kinder zu Spielen und Abentheuern aus dem Räuberleben kennt und nach der ganzen Macht, die er auf den jugendlichen Sinn übt, zu würdigen weiß, wird diese Bemerkung nicht übertrieben finden. Dennoch werden die Räuber auf den kleineren Theatern noch immer häufig gegeben, Gastspieler auf den größeren benutzen den Carl Moor, eine der ersten Effect-Rollen, um sich zu empfehlen und zu Benefiz-Darstellungen als ein Cassenstück, wo man leider nicht unterläßt, das ungewöhnlichere Publicum, Kind und Gesind mit hineinzuschicken. — Nach acht Uhr erst konnte Referent das Theater besuchen; da er sich aber noch über den halben Eingangspreis versichern wollte, mußte er sehen, daß heute die 24 kr. aufgehoben waren und dieß verdroß ihn dermaßen (so mächtig wirkt Gewohnheit), daß er sich vornahm, den Rest des Stückes lieber zu beurtheilen, ohne ihn gesehen zu haben. Wenn er hier so ehrlich ist, dieses zu gestehen, so möge man ihm Glauben beimessen, wenn er hinzufügt, daß er es nicht manchen Kritikern nachmachen will, welche öfters stillschweigend Recensionen im Detail von Stücken schreiben, denen sie gar nicht beigewohnt haben. Sollte er sich einmal wieder diese Freiheit nehmen, so wird er es aufrichtig dazu bemerken. Hr. Jerrmann also gab den Carl Moor. Bei wenig äußeren Gaben zum Helden war dem Schauspieler doppelte Energie nöthig, um den Geist der Rolle kräftig von Innen herauszuarbeiten, ihm durch Feuer der Empfindung das Uebergewicht zu geben. Hr. Jerrmann bemühte sich, die Sprache der Leidenschaft absichtsloser hervortreten zu lassen, nicht minder zwischen Heftigkeit und unmotivirter Milde einen festen, männlich schönen Ausdruck durchzubilden, aber doch schwankte er noch sehr nach den beiden haltlosen Extremen und wußte zu wenig männliche Würde zu behaupten. Hätten wir uns in diesem allgemein gehaltenen hypothetischen Urtheil irgendwo geirrt, so nehmen wir mit Freuden unsern Tadel im Angesicht des Publicums zurück. Von Hrn. Weidners erprobter Kunst als Franz Moor dürfen wir Treffliches voraussetzen und da dieser Künstler solche bedeutende Aufgaben stets mit größter Liebe und Tiefe behandelt, dieses Treffliche auch von heute rühmen, wenn wir die Verzweiflungs-Scene nach dem schrecklichen Traum erwähnen. Man soll freilich in einem Kunstwerk zuerst den Zusammenhang, die Consequenz loben; da das uns aber diesesmal nicht vergönnt ist, so heben wir nur diesen Theil als ein Meisterstück psychologischer Tiefe und Wahrheit aus. Dem. Lindner, die sich stets gleich bleibende Künstlerin, war auch heute als Amalie eben so rührend im Leid als anziehend in der schwermüthigen Schwärmerei, welche sie mit schöner künstlerischen Mäßigung behandelt. Hr. Leißring gibt dem Vater Moor einen sehr rührenden Ausdruck von Reue und Verzweiflung. Die verschiedenen Räuber hatten durchgängig zu wenig Genie und Charakter. Man bewundert Schillern, daß er in diese Banditenseelen bei der unvermeidlichen Aehnlichkeit doch so viel Individualität zu legen gewußt habe, aber wenn man die Worte allein dafür zeugen läßt, so macht man die dramatische Darstellung überflüssig.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 104. Sonntag, 26. December 1824.

Weihnachtsgesang.

(Von Herder)

Der Friedenskönig kommt heran!
Bereitet ihm den Weg!
Streut Palmen auf die Siegesbahn,
Und ebnet jeden Steg!

Sanftmüthig kommt er. Haß und Streit
Ist fern von seinem Sinn.
Demüthig kommt er. Demuth breit'
Die Kleider vor ihm hin!

Denn, wen noch wilder Zorn entflammt,
Wen Rach' und Haß empört,
Wer andre kühn und stolz verdammt,
Ist nicht des Königs werth.

Er kommt zum Frieden. Fried' ernährt,
Unfried verheert die Welt
Der ist nicht dieses Königs werth,
Der Bund und Treu nicht hält.

Willkommen, Held für unser Heil!
Der Menschheit Retter du!
Wer Wahrheit liebt, hat an dir Theil
Und Freud' an Himmelsruh';

Auch wer für Menschenwohl und Glück
Gefahr und Noth nicht scheut,
Und ruft der Himmel ihn zurück,
Sein Leben willig weiht.

Ihm tönet Segen nach und Dank,
Wenn sich sein Auge schließt.
Indeß ihm Himmelslobgesang
„Gesegnet sey!" begrüßt.

Wohlauf wir stimmen in den Chor
Das Hosianna ein!
Ein Engel schwingt die Palm empor
Der Sanftmuth uns zu weihn!

Das heilige oder Jubeljahr.

Schon vor den Zeiten des Pabstes Bonifacius VIII. versammelte sich alle hundert Jahre am Vorabende des heiligen Christfestes eine überaus große Anzahl Volks, sowohl Römer, als Fremde, in der St. Peterskirche zu Rom, um daselbst einen großen Ablaß zu erlangen. Pabst Bonifacius VIII. billigte im Jahre 1300 durch eine Bulle diesen heiligen Gebrauch, und ertheilte den Pilgern, wie den Inwohnern Roms große Ablässe, wenn jene 15, diese 30 Tage lang die Kirchen der H. H. Apostel Petri und Pauli in frommen Gebeten besuchten. Um diese Gnade noch allgemeiner zu machen, verkürzte Pabst Clemens VI., nach dem Beispiele Moses (III. B., 25. C., 8. und f. V.), die Zwischenzeit zweier heiligen Jahre auf 50 Jahre, und hielt das Jubel-Jahr 1350. Auch ordnete er den beiden zu besuchenden Kirchen die Kirche St. Johannis im Lateran bei. Diesen drei Ablaß-Kirchen wurde endlich als vierte die zu St. Maria Maggiore zugegeben, und bei diesen vier Haupt- und Erlaß-Kirchen ist es geblieben. Endlich setzte Paulus II., der 1464 die dreifache Krone erhielt, in Betrachtung der menschlichen Schwächen und des kurzen menschlichen Lebens, das Jubel-Jahr auf 25 Jahre. Die folgenden Päbste haben diesen Termin beibehalten.

Da nach dem Beschluß des Papstes Leo XII. ein solches Jubeljahr nunmehr in Rom beginnt, so theilen wir hier einen kurzen Abriß der damit verbundenen Feyerlichkeiten mit.

Das Jubel-Jahr fängt jedes Mal am Vorabende des heiligen Christfestes, am 24sten December, an. An diesem Tage zur Vesperzeit legt der Papst den weißen Ornat an, und die Kardinäle folgen seinem Beispiele; dann gehen sie von der Anti-Camera aus in der Prozession in die Sixtus-Kapelle, verrichten dort ihr Gebet, und der Pabst stimmt das Veni Creator an; dann ziehen sie in Prozession, von den königlichen und fürstlichen Gesandten begleitet, mit brennenden weißen Wachslichtern, über den St. Peters-Platz auf die Peterskirche zu. Am Schweizer-Thore (dem äußersten des Vaticans) erwählt der Pabst drei Kardinäle zu Legaten, mit dem Auftrage, in den drei andern Hauptkirchen, nämlich zu St. Paulus, zu St.

Johann im Lateran und zu St. Maria Maggiore, die heiligen Thore zu eröffnen. Sobald der Pabst am Portico vor der St. Peterskirche angelangt ist, setzt er sich auf den in der Nähe des heiligen Thores errichteten Thron (alle Eingänge zur St. Peterskirche sind indessen verschlossen), steht wieder auf, weihet das heilige Thor und das umstehende Volk mit dem Sprengwedel, und schlägt dann drei Mal mit einem goldenen Hammer an die dünne Mauer des heiligen Thores, daß sie durchbrochen wird. Nach dem ersten Schlage spricht er: Eröffnet mir die Thore der Gerechtigkeit, und die Sänger antworten: Er ist in dieselbe eingegangen, ich will es Dir, Herr, bekennen. Nach dem zweiten Schlage spricht er: Ich will eingehen in Dein Haus, o Herr! Antwort: Ich will vor Deinem heiligen Tempel anbeten in der Furcht vor Dir. Nach dem letzten Schlage sagt er: Eröffnet die Thore, denn der Herr ist mit uns. Antwort: Der Herr hat Großes gethan in Israel. Nun übergibt der Pabst den Hammer dem obersten Beichtiger, legt die dreifache Krone ab, spricht das Gebet: Actiones nostras Domine spirando praeveni, setzet sich, und liest den 99sten Psalm: Jubilate Deo, omnis terra. Unterdessen wird von dazu bestellten Arbeitern die Mauer in dem heiligen Thore ganz ausgebrochen, die Steine werden weggeräumt, und das Thor von den Beichtigern zu St. Peter mit Weihwasser gewaschen; darauf erhebt sich der Pabst vom Throne, legt die dreifache Krone ab, und spricht: Das ist der Tag, welchen der Herr gemacht hat. Die Sänger antworten: Wir wollen uns freuen und frohlocken an demselben. Der Pabst spricht weiter: Selig ist Dein Volk, o Herr! Der Chor antwortet: Der das Zelt aufgeschlagen hat ꝛc. Und nochmals der Pabst: Dies ist die Thür des Herrn; der Chor: Die Gerechten werden in dieselben eingehen. Dann spricht der Pabst das Gebet: O Gott, der Du durch Deinen Diener Moses dem Volke Israel ein Jubel- und Ablaß-Jahr eingesetzet, verleihe uns, Deinen Dienern, daß wir dieses von Dir angeordnete Jubel-Jahr, in welchem Du Deinem Volke das heilige Thor feierlich eröffnet, damit es eingehe, und Deiner Majestät sein Gebet darbringe, glücklich anfangen, auf daß wir, nachdem wir während desselben Verzeihung und völlige Nachlassung aller unsrer Sünden erlangt, wann der Tag unsrer Abforderung gekommen seyn wird, zum Genusse der himmlischen Glorie, vermöge Deiner Barmherzigkeit zugelassen werden, durch unsern Herrn Jesum Christum!

Hierauf nimmt der Pabst das Kreuz, knieet vor dem heiligen Throne nieder, stimmt das Te Deum an, und zieht mit den Kardinälen in die Kirche, um die Vesper zu beginnen. Unterdessen fällt das Volk über die Trümmer der eingerissenen Mauer her, theils aus Andacht, theils um die goldenen und silbernen Münzen zu finden, welche der Pabst beim Zumauern des heiligen Thores unter den Kalk hatte mengen lassen. Zu gleicher Zeit werden die Kanonen auf der Engelsburg und an andern Orten gelöst, von der Päbstlichen Wache Salven geschossen, und alle Kirchthüren geöffnet.

Am heiligen Christtage ertheilt der Papst Morgens nach gehaltener heiliger Messe aus der von der Kirche befindlichen Loggia della Benedizione dem auf dem St. Petersplatze versammelten Volke den Segen; darauf wird das Geschütz auf der Engelsburg gelöset, alle Glocken werden geläutet, und das Volk läßt allgemeines Jubelgeschrei erschallen. Nun wird das Heiligthum gezeigt, vorzüglich das Schweißtuch der heiligen Veronica, ein Stück vom heiligen Kreuz, und die Lanze, womit Christi Seite durchbohrt worden.

Die Kardinal-Legaten verrichten in den drei andern Hauptkirchen bei Eröffnung des heiligen Thores dieselben Ceremonien, welche der Pabst in St. Peter vornimmt.

Während des ganzen Jubel-Jahres ist Rom als der erste Wallfahrtsort von Tausenden von Pilgern besucht, bis mit dem nächsten Vorabende des heiligen Christfestes die Gnadenzeit zu Ende geht. Dann zieht der Papst nach gehaltener Vesper in die Sixtus-Kapelle mit den Kardinälen und der ganzen Klerisei, und von da an in Prozession, mit brennenden Wachslichtern, in die St. Peterskirche, und hier wird ein feierlicher Gottesdienst gehalten; nach demselben gehen die Kardinäle zum heiligen Thore hinaus, der Pabst folgt ihnen, vor dem Thore spricht er: Deus in adjutorium nostrum etc., segnet die Steine und den Kalk, legt zwölf Kästchen mit goldenen und silbernen Münzen hinein, legt den ersten Stein zur neuen Mauer, spricht einige Gebete, und läßt das heilige Thor wieder zumauern; unterdessen setzt er sich auf den dabei errichteten Thron, wäscht seine Hände, und betet. Sobald das Thor wieder zugemauert ist, spricht er: Herr, mache Dein Volk selig, betet, und geht dann mit den Kardinälen in die Loggia della Benedizione, um dem Volk den Päbstlichen Segen zu ertheilen. Auf diese Weise schließen die drei Kardinal-Legaten die drei andern heiligen Thore.

Charade.

Im Ersten liegt die Welt zur Schau,
Das Zweite paßt auf jeden Bau,
Das Dritte ziemt allein dem Meister,
Das Ganze ist der Geist der Geister.

Auflösung der Charade in Nro. 102.

Hellebarde.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Dienstag den 21. December. **Die Entführung aus dem Serail**, Oper in 3 Abthl. von Mozart. Es ist interessant zu vergleichen, wie Mozart in seinen Hauptwerken die Liebe geschildert hat, und zu untersuchen, wo er sie am edelsten auftreten läßt, wo er sie am meisten dramatisch verherrlicht. Nirgends verirrt sich der erhabene Meister in gemeine Schilderungen, überall erhebt er den Hörer über den Sinn der Worte. Im Figaro, der sinnlichsten seiner Opern, bleibt die Musik rein und unschuldig, selbst im Munde des gefährlichen Grafen und des lüsternen Pagen erheben sich die Töne zu etwas Göttlichem. In den Zauberspiegeln (Cosi fan tutte) wird die Liebe ein phantastisches Spiel, Anmuth umschwebt Alles und an Schuld ist nicht zu denken. Im Titus scheint der Charakter der Römer auch in der Liebe und Eifersucht ausgedrückt, schwermüthiger Ernst herrscht vor, und doch geht die Musik wieder höher, denn welch großer Zauber liegt in des Sertus: „Heische, befiehl," und in dem Duett: „O verzeih du Auserwählte." In der Zauberflöte überwiegt das Kindliche und die lauterste Hingebung, in schönem Gegensatz der hassenden Mutter. Don Juan zeigt uns die Liebe in allen Gestalten, himmlisches Vergeben, rührende Treue, heiße Sehnsucht, Sinnentrieb, teuflische Lust, aber alle diese Bilder sind von der Meisterhand veredelt, die grellsten Erscheinungen im Ganzen versöhnt. Man kann sagen, hier hat der Dichter den Gipfel erreicht, die ganze Welt mit ihrem rastlosen Treiben liegt unter ihm von magischem Lichte verklärt, er hat die Allheit der Erscheinung und mit ihr ihre tiefste Tiefe erschöpft. Aber Mozart schrieb noch eine andere Oper, welche die Treue und Sehnsucht nach Wiedervereinigung zum Gegenstand hat, die Entführung, und hierin hat er, wie uns scheint, die Liebe am herrlichsten geschildert. Ueber die National-Charakteristik, welche indeß durch Gegensätze die Wirkung steigert, geht der wundervolle, himmlische Ausdruck jener Gefühle. Welche Ueberschwenglichkeit und Zartheit der Empfindung liegt in Belmonte's erster Arie: „So soll ich dich denn sehen," in der zweiten: „Constanze! rc." Die süße Unruhe der Erwartung in den Passagen: „Ist das ihr Lispeln, war das ihr Seufzen", ist wunderschön. Rührend innig und voller Anmuth ist die Klage Constanzens und ihre Festigkeit in den beiden Arien des 1n und 2n Akts. — Hat ein Componist die Treue groß und herrlich besungen, so war es Mozart hier. Kindlich rührend klingt treue Liebe an in der Zauberflöte, erhaben tritt sie auf im Don Juan, wo die beruhigte Donna Anna Seelenreinheit, Elvire himmlisches Vergeben athmet; aber diese Seligkeit der Treue, diese Harmonie der Empfindung ist nirgends anders so hinreißend geschildert worden. — Die heutige Aufführung verdient alles Lob, Hr. Nieser (Belmonte) ließ uns den ganzen Zauber der Mozartischen Melodien empfinden, Hr. Dobler (Osmin) bewährte seine Meisterschaft zur Ergötzung Aller, Dem. Hauß (Constanze), einige Rauhheit zu Anfang abgerechnet, genügte ihrer schweren Parthie mehr als zu erwarten war, Dem. Heinefetter (Blonde) wußte mit klangreichem Ton Zartheit zu vereinigen, Hr. Größer (Pedrillo) sang und spielte brav. Am Ende dieser Anzeige achten wir es für unsere Pflicht, einer Verletzung der Sitte von Seiten einiger jungen Leute im Parterre zu gedenken, und dieses um so mehr als man schon seit längerer Zeit einen auffallend ungebührenden Ton unter jenen jungen Leuten wahrnimmt. Die Beleidigung galt Dem. Hauß, einer Anfängerin, welche der lauteste, einstimmige Beifall des Publicums hieherberufen hatte. Dem. Hauß sang heute, wie bemerkt, anfänglich etwas rauh, aber demohngeachtet brav. Der ohnehin schüchternen Sängerin war einige Zaghaftigkeit wohl anzumerken; aber die jungen Leute, welche wir meynen, hatten einmal Lust, sich einen Spaß zu machen, sie ließen einige unartige Redensarten fallen und fingen an zu zischen, so daß die Sängerin die Fassung verlor und kaum weiter singen konnte. Bei ihrem Abgang stimmten noch Andere ins Zischen ein. Im 2n Akt hätte Dem. Hauß durch ihren ausgezeichnet guten Gesang die Zischer beschämen können, wenn ein solcher Eindruck bei Leuten anzunehmen wäre, welche sich so anstandwidrig betragen. Was soll man zu der Gallerie sagen, wenn unser Parterre solche Ungebühr übt und duldet.

Mittwoch den 22. **Der Strich durch die Rechnung**, Lustsp. in 4 Abthl. Hierauf: **Der Hofmeister in tausend Aengsten**, Lustsp. in 1 Aufzug. Von dem letzten Stück, welches der Kunst des Hrn. Weidner (Magister Lossenius) die Erhaltung auf dem Repertoir verdankt, ist schon öfter gesprochen worden. Das Jüngerische Lustspiel wurde diesen Abend mit mehr Rundung gegeben; über die Aufführung der Rollen können wir indeß von Seiten der Getadelten wenig Besseres berichten. Dem. Urspruch nimmt, dieß ist eine alte Bemerkung, ihre Rollen selten im Zusammenhang, einzelne Momente weiß sie glücklich herauszuheben und diese dürfen in der Regel nur eine ruhige Stimmung ausdrücken. So wie heftiger Zorn, oder Schrecken oder ein anderer starker Affect eintritt, nimmt ihr Spiel meist eine ganz andere Gestalt an und dann ist Grazie, Zartheit, einnehmendes Wesen wie weggeblasen. So in der Rolle der Henriette: auf der Landstraße, welches Gebehrdenspiel, welche Gestikulation, welches Schreien, wo sie der Bruder ängstigt und foppt. Wenn sich Dem. Urspruch einer feineren Naivetät befleißigen wollte, würden wir sie in den ersten, im ganzen brav gegebenen Scenen bitten, die Herzlichkeit womit Henriette ihre Liebe unter Andern in der Erlaubniß, ihr die Hand drücken zu dürfen, laut werden läßt, nicht zu übereilen, sondern ein eignes Gemälde daraus zu machen, nicht um die Naivität zur Schau zu tragen, sondern um die Natur wiederzugeben. Henriette äußert Unwillen, sie erschrickt, sie will es wieder gut machen, dieß sind drei, recht artige Momente, welche Dem. Urspruch unbedacht in einen zusammenzieht. Hr. Wegener Assessor Brand, war wieder gar zu todt, wußte das redende wie das stumme Spiel allzuwenig zu nüanciren, und sprach ebenfalls zu hastig. Wir erinnern an die Verlegenheit im ersten Gespräch, die abgerissenen Anfänge der Rede kamen viel zu schnell und einförmig. Hr. Größer, Karl, hatte wenig an Anstand gewonnen. Obgleich der Officier seinem Bedienten aus Einer Bouteille Bescheid thut, weiß er doch was Lebensart ist, auch müßten wir es sonst dem feinen Fräulein sehr verdenken, daß sie sich so schnell in ihn ver-

liebt. Die entführte Schwester mußte für heute den Bruder ohne schriftliche Beweise anerkennen, denn er hatte seine Brieftasche vergessen. Hr. Düpre, Johann, hat noch immer keine rechte Reitknechts-Tournüre. Dem. Gutmann spielte das Kammermädchen natürlicher. Den Obristen Hitzig gab Hr. Leißring mit vieler Wahrheit und Laune. Mad. Schulze zeigte sich als Charlotte im Besitz des feinsten Conversationstons. Wir können in Allem was Anstand erfordert das Spiel dieser Künstlerin nicht genug zur Nachahmung empfehlen. Mad. Schulze war von der heitersten Laune beseelt. Hr. Hassel hat sich in Maske, Sprache und Bewegung äußerst glücklich in den Conrad hineingefunden; man hört ihm mit Vergnügen zu, wenn er von seinem Herrn Pathen dem Seifensieder erzählt und sich der näheren Bekanntschaft mit Nettchen freut, welche ihm eine Ohrfeige gegeben und ihn ein Rindvieh geheißen hat. Aber den weggeschnappten Kuß muß er und Hr. Düpre natürlicher machen.

Donnerstag den 23. Das Vogelschießen, Lustsp. in 5 Abthl. von Clauren. Diese Posse ist das leidlichste Product des Vielschreibers Clauren. Sie enthält manchen guten Witz, ergötzliche Kleinstädterei, wiewohl auch manche Fadheit und Unsauberkeit. (Einige den Anstand verletzende Witze könnten wohl gestrichen werden). Aus dem Liebespärchen spricht der ganze Clauren, die Tugend im naiven Unterröckchen und in dem lieben Selting ein Reformator daß Gott erbarm! Hr. Leißring der saubere Zeisig, recht brav, das Raffinirte und der Hofpli trefflich. Dem. Urspruch, Betty, zu sehr sie selbst, wenig Soubrettenartiges, Verschlagenes, Ueppiges. Welcher freundliche Wink der Prinzessin beim Hinausgehen! Die Prinzessin spielte sie mit mehr Glück, doch zu wenig intriguant. Die Prinzessin Mathilde von Dem. Urspruch d. j., — etwas Ungelenkigkeit dürfen wir nachsehen, doch nicht Mißgriffe der Rede. Die Antwort an den Vater: „Ich habe für sie gebetet," enthält eine schlimme Ostentation, als wollte sie sagen: Ja, was ich für eine gute Tochter bin. Warum nicht leise, sanft und sinnig, etwa mit niedergeschlagenem Auge? Früher verbreitete sich das Gerücht, Dem. Lindner habe sich dieser jungen Schauspielerin angenommen, hieraus blickt eine andere Schule. Lottchen Rolland, Dem. Lindner, sehr hold, frisch und reizend; bürgerliche Grazie weiß die Künstlerin unnachahmlich zu geben. Selting, von Hrn. Rottmayer in schönem Einklang, heiter, entschlossen, bescheiden. Schützenkönig Trampel, Hr. Weidner, eine sehr ergötzliche Karrikatur, durch einige improvisirte Züge glücklich gehoben z. B. die Frage nach der Fahne, die Protectionsfaren, die Hofnase rc., doch einigemal machte es der Künstler, indem er es gut machen wollte, zu gut. Sallat, Hr. Hassel, anders als Hr. Obermayer, wenn auch noch nicht vollendet, doch komisch, besonders heute. Hr. v. Stauden, Hr. Größer, endete nicht so landjunkerlich als er anfing. — Einige Mitglieder stotterten und stockten, und auf der Schützenwiese ging's ganz miserabel. — Noch eine Kleinigkeit. Die Mitglieder des Orchesters, welche das alte Lied: Willkommen o seliger Abend, so erbaulich falsch hinter der Coulisse herabquikten, verdienen Lob. Es gilt davon, was von der Karrikaturmalerei gilt, nur ein guter Zeichner kann gute Karrikaturen produciren.

Theater-Anzeige.

Montag den 27. Dec. Der Bräutigam aus Mexico, Lustsp.

Dienstag den 28. Oper, (noch unbestimmt).

Mittwoch den 29. Kabale und Liebe, Trsp. (Ferdinand: Hr. Jehringer).

Donnerstag den 30. Zemire und Azor. Oper.

Samstag, den 1. Januar. Prolog und Ländliche Stille, Lustsp. in 5 Aufz.

Anzeige.

Vom nächsten 1. Januar an wird die Iris, nach einem sehr erweiterten Plane, statt bisher zweimal, wöchentlich fünfmal erscheinen, und überdieß monatlich mit zwei lithographischen Blättern, — charakteristische Abbildungen nach dem Leben, oder dramatischer Darstellungen des hiesigen Theaters, ausgezeichnete Gegenstände der bildenden Kunst, interessante Portraits oder vorzügliche musicalische Compositionen enthaltend, — versehen seyn.

Indem dadurch einer vielseitig ergangenen Aufforderung Genüge geleistet wird, so ist man zugleich bedacht gewesen, solches auf die für das pecuniaire Interesse des Publicums möglichst vortheilhafte Weise zu thun, und es wird daher dieses Unterhaltungsblatt vom nächsten Jahre an wieder in seine ehemalige ungetrennte Verbindung mit der Zeitung der freien Stadt Frankfurt gesetzt, ohne daß, für dessen fast zweifache Vermehrung, dabei eine Preiserhöhung statt findet.

In Verbindung mit besagter, täglich $^1/_2$ Bogen in 4° erscheinenden Zeitung, und dem wöchentlich zweimaligen Amtsblatt bleibt der halbjährige Abonnements-Preis für täglich 1 ganzen Bogen fl. 5. Man kann auch Vierteljährig mit fl. 2. 30 kr. abonniren. Jedes Semester der Iris macht dann besonders einen starken, mit 13 Abbildungen versehenen Band aus, zu welchem Titel und Register gegeben werden, damit die Sammler solchen nach Gefallen einbinden lassen können.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 105. Donnerstag, 30. December 1824.

Anzeige.

Vom nächsten 1. Januar an wird die Iris, nach einem sehr erweiterten Plane, statt bisher zweimal, wöchentlich fünfmal erscheinen, und überdieß monatlich mit zwei lithographischen Blättern, — charakteristische Abbildungen nach dem Leben, oder dramatischer Darstellungen des hiesigen Theaters, ausgezeichnete Gegenstände der bildenden Kunst, interessante Portraits oder vorzügliche musicalische Compositionen enthaltend, — versehen seyn.

Indem dadurch einer vielseitig ergangenen Aufforderung Genüge geleistet wird, so ist man zugleich bedacht gewesen, solches auf eine für das pecuniaire Interesse des Publicums so vortheilhafte Weise zu thun, daß für diese fast zweifache Vermehrung eine besondere Preiserhöhung der Iris — welcher nach dem seitherigen Verhältniß allein auf fl. 5 — halbjährig gestiegen seyn würde — nicht einzutretten braucht. Es ist nämlich dieses Unterhaltungsblatt vom nächsten Jahre an wieder in seine ehemalige ungetrennte Verbindung mit der Zeitung der freien Stadt Frankfurt gesetzt, welche dieser ansehnlichen Erweiterung ungeachtet doch ferner in dem seitherigen Preise erlassen wird.

In Verbindung mit besagter, täglich ½ Bogen in 4° erscheinenden Zeitung, und dem wöchentlich zweimaligen Amtsblatt bleibt der Abonnements-Preis für täglich 1 ganzen Bogen, nebst den monatlichen Bildern, halbjährig fl. 5. Man kann auch Vierteljährig mit fl. 2. 30 kr. abonniren. Jedes Semester der Iris macht dann besonders einen, mit 13 Abbildungen versehenen starken 4° Band aus, zu welchem Titel und Register gegeben werden, damit die Sammler solchen nach Gefallen einbinden lassen können.

August der Starke in Spanien.

August, mit dem Beinamen der Starke, nachheriger König von Polen und Kurfürst von Sachsen, machte, während der Regierung seines Bruders, Johann Georg, unterschiedliche Reisen in fremde Länder, auf denen er manche Abentheuer suchte und fand. So kam er nach Madrid, als gerade Karl II. zu Ehren seiner neuvermählten Gemahlin, Maria von Pfalz-Neuburg, ein großes Stiergefecht veranstalten ließ.

„Sieh da, eine erwünschte Gelegenheit, uns hervorzuthun!“ sagte August: „wir müssen morgen ein Paar Lanzen brechen, um unserer Dame Opfer zu bringen.“

Am Tage des Kampfs begab sich der Prinz mit seinem Gefolge, in glänzendem Aufzug, nach dem Schauplatz, wo von reich verzierten Balkonen die Blüthe der spanischen Frauenwelt seiner Pracht und Schönheit sich neigte. Aller Blicke zog sein edler Anstand auf sich. Einer fragte den Andern, wer der Fremdling sey, und vergaß darüber, die Ankunft des Königs und der Königin zu bemerken.

Jetzt gaben Trompeten, Pfeifen, Hoboen und Trommeln das Zeichen. Die Kämpfer stellten sich, die Stiere wurden losgelassen, und das Gefecht begann. Prinz August sah einen Augenblick zu, und bemerkte bald alle Kunstgriffe der Kämpfer; seinen Balkon verließ er, stieg zu Pferde und ritt an die Schranken, die vor ihm sich öffneten. Er trat ein und versetzte dem anrennenden Stier mit dem Hirschfänger einen so gewaltigen Hieb in's Genick, daß beinahe der Kopf sich trennte, und das Thier todt zu Boden stürzte.

Der König erstaunte ob dieser That und befahl einem Marquis, nachzuforschen, wer der wunderbare Fremdling sey. Dieser brachte den Majestäten Antwort, und sie begriffen kaum, wie ein Prinz von so hohem Hause solch einen Kampf gewagt haben sollte.

Dem König verbot das Ceremoniel, den Prinzen noch denselben Tag zu sprechen, doch die Königin ließ ihm anzeigen, daß sie diesen Abend seinen Besuch wünsche, wozu er über die geheime Treppe geführt werden solle. Die Königin empfing den Prinzen in einem Kreise von Damen, worunter eine durch ihre glänzende Schönheit seine Blicke so fesselte, daß er, verloren in ihrem Anschauen, der Königin leere Worte, der Marquisin von Menzara aber sein Herz gab. Die Audienz erhielt dadurch eine ungewöhnliche Dauer und würde noch länger gewährt haben, wenn nicht die Königin in Erinnerung gebracht hätte, daß Se. Majestät jetzt die Collation zu sich nehmen würde.

Als August sich empfohlen hatte, vereinigte sich Alles zu seinem Lobe, und die Königin sagte: „Da kann man doch sehen, was ein deutscher Prinz ist!" Bei der Abendtafel erzählte sie ihrem Gemahl unaufhörlich von dem Prinzen von Sachsen, und zog dabei ihre Oberhofmeisterin, die alte Herzogin von Fernandino, in Verdacht, als wenn auch sie von des jungen Prinzen Liebenswürdigkeit entflammt wäre. Indem die Herzogin ihre Tochter, die Marquisin von Menzera, mit forschenden Blicken ansah, antwortete sie: „Ja, Ew. Majestät! ich glaube, daß der Prinz die Herzen junger Frauenzimmer so leicht gewinnen kann, daß sie seine Bekanntschaft wohl meiden sollten." Von diesem Blick getroffen, schlug die junge Dame die Augen nieder und erröthete, wodurch sie noch mehr den Verdacht ihrer Mutter bestärkte, daß der Prinz ihr eine Leidenschaft für sich eingeflößt habe. Die Herzogin beschloß, über ihre Tochter zu wachen, um sie von einer gefährlichen Liebe zurückzuhalten.

Indessen dachte der Prinz August nichts Anderes, als zu erfahren, wo die schöne Dame sey und wie er ihr entdecken könne, daß er sie auf das innigste liebe. Er vernahm, daß ein eifersüchtiger Gatte und eine kluge Mutter sie umlagerten, daß jede Annäherung fast unmöglich wäre; und seine Leidenschaft ward um so heftiger. Es ward dem Prinzen hinterbracht, daß die Marquisin in ihre Kammerfrau ein großes Vertrauen setze; doch, da er keinen Zutrit im Hause hatte, auch das Spanische nicht sprach, so durfte er nicht hoffen, sie in sein Interesse ziehen zu können. Aber seine Liebe fand bald einen Ausweg; er vertraute sich einem Italiäner — Stephano — der täglich mit Sallat und Blumen erschien, um des Prinzen Freigebigkeit anzusprechen.

Ihm trug August auf, im Hause der Marquisin Bekanntschaft zu suchen, und er ward mit solchem Eifer bedient, daß er bald erfuhr: die Kammerfrau Donna Lora sey sehr eigennützig, denn sie habe die Erzählung von der Freigebigkeit des Prinzen mit lebhaftem Verlangen angehört und ihrer Gebieterin hinterbracht, der sie immer etwas von dem schönen Fremdling berichten müßte.

Inzwischen war pal paré bei Hofe, und der Prinz geladen. Die Königin eröffnete mit ihm den Ball, und als August auf ihren Platz sie zurückführte, fragte er: welche Dame aufzufordern sie ihm befehle? „Die Schönste!" war die Antwort der Königin; und der Prinz, sich tief verbeugend, ging sogleich zur Marquisin Menzera, und machte sie schmeichelnd mit dem Ausspruche bekannt. Die Dame wollte diese Huldigung ablehnen, doch August vermochte sie, seinen Arm zu nehmen, und mit ihm durch die Gruppen des Fandango zu schweben. Darin entfaltete sie so viel Grazie, daß der Prinz unwillkührlich ausrief: Himmel! wie hast du so viel Zauber mit so viel Schönheit vereinigen können!"

Die Marquisin ward roth, denn ihre Mutter beobachtete sie, und auch ihr Gemahl hatte den Ausruf gehört. Eifersüchtig, wie dieser war, kam er heran, und befahl ihr ziemlich ungestüm, nicht mehr mit dem Prinzen zu tanzen. Sie gehorchte, ließ sich hinter dem Sessel der Königin nieder, wo sie den ganzen Abend zubrachte, ohne daß es dem Prinzen möglich ward, sie zu sprechen.

Die Marquisin von Menzera sah die Gefahr voraus, in welcher sie schwebte, und glaubte ernstlich die Gegenwart des Prinzen vermeiden zu müssen; auch befahl sie der Donna Lora, nicht mehr seiner zu erwähnen, sprechend: „ich will sein Bild aus meinem Herzen reißen!" Doch dieser gaben die Geschenke des Prinzen so viel Beredsamkeit, daß ihr kein Stillschweigen zu gebieten war; sogar nahm sie einen Brief des Prinzen für ihre Gebieterin an den sie heilig versprach in deren Hände zu bringen. Um Wort zu halten, nahm sie den Umschlag ab, und legte das offene Billet unter das Zeichenpapier der Marquisin. Diese kam nach einigen Stunden an den Schreibtisch, um einen angefangenen Blumenstrauß auszumalen, da fand sie die Zeilen August's. Sie konnte nicht widerstehen, Lora fand sie bei'm Lesen und wandte alles an, um eine Antwort auszuwirken, die ihr jedoch standhaft verweigert ward.

Es gelang endlich dem Prinzen durch Hülfe der unermüdlichen Lora auf einen zweiten Brief eine Antwort von der Marquise und die Bewilligung einer Zusammenkunft zu erlangen, welche in ihren Folgen die Quelle schauderhafter Ereignisse wurde.

Herr v. Manzera hatte nemlich ein geheimes Einverständniß in seinem Hause entdeckt, und in seiner Eifersucht auf seine Gemahlin und dem Prinzen von Sachsen Verdacht geworfen. Er ließ durch seinen Kammerdiener drei Männer anwerben, welche jeden umbringen sollten, der bei der Nacht an der kleinen Gartenpforte sich ertappen lassen würde. Die Mörder wurden angestellt und durften nicht lange warten. Bald sahen sie eine männliche Gestalt, in einem Mantel gehüllt, sich nahen und die Gartenpforte öffnen. Sie sprangen hervor und stießen blind zu, ehe der Prinz (er war es) an Gegenwehr denken konnte. Aber alsbald zog dieser eine Terzerole, und schoß dem nächsten eine Kugel durch den Kopf. Auf den Schuß eilte der Kammerjunker von Vitzthum, der am Ende der Straße geblieben war, herbei; er fand den Prinzen mit dem Degen in der Hand, zog den seinigen, und Beide vereint drangen so heftig auf die Mörder ein, daß einer fiel, der andere tödtlich verwundet ward, und der Kammerdiener, welcher auch dazu gehörte, sich mit der Flucht rettete.

Prinz August war froh, für diesmal der Gefahr entgangen zu seyn, und eilte, obgleich verwundet rasch nach seiner Wohnung. Seine Schnelligkeit entzog ihn der Nachtwache, welche der Schuß

herbeiführte. Diese hob den Todten und den Verwundeten auf, welcher letztere einen Beichtvater verlangte, um in Gegenwart von Zeugen zu bekennen: der Marquis von Manzera habe ihn zum Meuchelmord gedungen; darauf verschied er.

Die Wunden des Prinzen waren nicht gefährlich. Nur drei Tage durfte er das Zimmer hüten; aber während dieser Zeit ward der Pallast von Manzera ein Schauplatz der Bestürzung und des Schreckens. Als der Marquis Nachricht erhielt, daß der Prinz seiner Rache entgangen und die Regierung von seinem vorgehabten Meuchelmorde unterrichtet sey, glaubte er, ohne Rettung verloren zu seyn; doch nicht eher wollte er sterben, bis er seine Wuth befriedigt habe.

Er nahm den Dolch in die eine, und einen Becher voll Gift in die andere Hand, und stürzte in das Zimmer seiner Gemahlin, die mit Donna Lora den Rasenden mit Zittern und Zagen ankommen sah. Die verzerrte Miene des Marquis, der Dolch und Becher in seinen Händen sagte ihnen, was sie zu erwarten hatten.

Lora, voll Entsetzen fiel in Ohnmacht. „Ha, Du Ausbund von Bosheit!“ donnerte der Marquis sie an: „Du sollst sterben, aber von meiner Hand.“ Damit stieß er ihr den Dolch in die Brust. Darauf fuhr er seine halbtodte Gemahlin an, und gebot ihr zu wählen: Dolch oder Gift.

Die Unglückliche streckte ihre Hände zum Himmel und rief: Haben Sie Barmherzigkeit mit Ihrer Gattin, die nicht so schuldig ist, als Sie glauben. Vergönnen Sie mir wenigstens einige Augenblicke, damit ich meine Seele Gott befehlen kann.

Der Grausame fühlte kein Mitleid! mit brüllender Stimme rief er: „Dein Urtheil ist gefällt, Du stirbst! Mehr Gnade ist es, als Du verdienst, wenn ich Dir den Tod durch Stahl oder Gift wählen lasse!“

Da die Marquisin sah, daß der Wütherich unerbittlich war, so nahm sie das Gift: mit unverwandtem Gesicht ließ es ihr der Marquis trinken. Noch blieb er bei ihr, bis er glaubte, daß die Wirkung des Gifts jedes Rettungsmittel unmöglich gemacht habe. Da ließ er sie neben Lora, die zu ihren Füßen starb. — Als er fort war, wollte die Bejammernswerthe ihre Frauen rufen, doch sie war zu ohnmächtig. Sie sank auf einen Sessel und wäre ohne Beistand verschieden, wenn nicht ihr Lieblingshündchen winselnd an der Thür gescharrt hätte. Eine Kammerfrau, die ihm öffnete, sah ihre Gebieterin mit Lora am Boden, und führte durch ihr Jammergeschrei die Herzogin von Fernandino herbei.

Hülfe blieb der trostlosen Mutter unmöglich; das Opfer der Eifersucht starb, nach einigen Stunden der furchtbarsten Qual, in den Armen ihrer Verwandten.

Während dieses traurigen Vorgangs litt der Marquis von Manzera die schrecklichste Marter. Mit Verzweiflung erkannte er sich in seiner ganzen Abscheulichkeit, er sah zur Rettung nichts, als den Tod vor Augen. Er fiel in ein hitziges Fieber, das ihn der strafenden Gerechtigkeit entzog, nachdem er noch vor seinem Ende die schmerzlichste Reue bezeugt hatte über seine fanatische That.

Der Prinz von Sachsen verließ Spanien unverzüglich.

Chronik der Frankfurter National-Bühne.

Sonnabend den 25. December gab Hr. Kapellmeister Guhr im Schauspielhause eine „große musikalische Akademie.“ Darin machte den Beschluß aus der neuesten großen Messe Beethovens das Gloria, Gratias und Qui tollis, mit großem Chor.

Sonntag den 26ten: Der Schnee oder der neue Eginhard, Oper in 4 Abthl. nach dem Franz. des Scribe (und Delavigne) von Friederike Ellmenreich, Musik von Auber. Die unbedingten Verehrer dieser Oper werden gebeten, das Folgende, womit wir ihnen kein Aergerniß geben wollen, zu überschlagen. Freilich sind dergleichen Verwahrungen Bitten in den Wind, von Rabeners bekannten unanständigen Capitel bis auf die neueste Zeit herab. Denn man liest nichts lieber als was man nicht lesen soll, besonders wenn's Scandalosa, üble Nachreden u. dergl. sind. Was wir gegen den Schnee vorzutragen haben, ist nicht übertrieben. Im Gegentheil wir wollen Uebertriebenes corrigiren. Man hat sich in Witzen über diesen Schnee erschöpft. Der eine vergleicht ihn mit einem Glas Eis, das ihn erfrischt aber nicht erwärmt habe (uns hat die Oper nicht einmal erfrischt); der andere nennt das Werk einen süßen Schnee aus der Küche; der dritte, die Theater-Casse salutirend, einen glänzenden, herrlich klingenden Silberregen, einen warm haltenden Winterschnee. Der Dresdner Merkur, welcher sich zuweilen in gesuchten Bildern gefällt*), sagt: Diese Oper ist eigentlich nicht viel mehr als

*) Ein andrer Beleg dazu mag folgendes Urtheil des Merkurs über die Darstellung des Magisters Lossenius (den Hofmeister in tausend Aengsten) seyn, welches wir mit Verwunderung vorigen Sonntag auch in einem andern Blatt gelesen haben: „Rector magnificus mit allen Insignien seiner Würde, unter dem unmittelbaren Präsidio des Momus und Komus! Die Kritik hat gefunden, was sie suchte; sie löscht für diesmal mit Diogenes die Lampe aus und geht nach Hause.“ Was der ärmste Informator mit einem rector magnificus gemein hat, konnten wir nicht errathen. Einen lateinischen Schwur und ein wenig Dickethun auf Weisheit ausgenommen, haben wir nichts von „allen Insignien“ oder Prädicaten vernommen. Dazu noch ein Rector „unter dem Präsidio,“ soll das Facultät heißen? Auch diese steht unter dem Rector oder Prorector: also ein falsches Bild. „Des Momus und Komus,“ beides drückt dasselbe aus. „Die Kritik hat gefunden, was sie suchte“ rc. Dieses Compliment ist ge-

gefrornes dramatisches Seine-Wasser, das aber durch begleitende lauwarme französisch-welsche Musik allmählig in den Ohren der Hörer schmilzt nnd die Kritik rein wegschwemmt. Man hat die beste und einfachste Vergleichung, wie das oft geschieht, übersehen oder verachtet, die nämlich: Der Schnee von Auber ist wie der wirkliche Schnee ein Spiel glänzender Flocken, die aus tausend schönen Sternchen bestehen, aber bei dem ersten Sonnenblick zu Wasser zerschmelzen. Dieses Bild wollen wir zu rechtfertigen suchen. Der Sonnenblick ist das Auge der Kritik. Die Recensenten freilich sollten alle Sonneupriester seyn, obwohl die Mehrzahl das helle Tageslicht selber am meisten scheut. Was das Spiel glänzender Flocken betrifft und die schönen Sternchen, welche zerschmelzen, so sagen ja selbst die enragirtesten Liebhaber dieser Oper, sie geben eine äußerst angenehme leichte, spielende Unterhaltung und das Einzelne sey so allerliebst niedlich, wie das Ganze allerliebst bunt durcheinandertummelnd. Da sitzt eben der Knoten, der Verderb des Geschmackes. Denken, fühlen, sich begeistern will man nicht, man will spielend unterhalten seyn wie die Kinder, so wenig kindlich man auch ist. Hingegen verderben es wiederum Weber und Spohr, wenn sie so fortfahren, mit dem andern Extrem, sie werden offenbar zu ernst und gelehrt und wollen sich nicht einreden lassen, daß die Oper auch für's Volk seyn soll und daß die beste Poesie, diejenige ist, welche Jedermann ohne großes Studium versteht. Was aber unsern Schnee betrifft, so mögen alle Kenner zusammentreten, ob ausser ein Paar Einzelheiten wirklich etwas Gediegenes, Haltbares in der Oper ist. Welches Dudeldumdey ist gleich die Ouvertüre und wie vielem Lirum Larum Löffelstiel begegnet man in allen Acten. Auf die Anwendung der französischen Romanze bei einem solchen Mischmasch geben wir gar nichts, denn eine Oper soll ein Werk seyn, worin alles harmonirt. Daher ist der Schnee auch keine Oper, sondern ein dissolutes Sing- und Klingspiel zu nennen. Was man ferner von Vermählung französischer Romantik und italienischer Eigenthümlichkeit geschwatzt hat, scheint uns, so schlimm es wäre, nicht einmal wahr. Denn die lustigen Variations- und Modulations-Krämpfe sind echt französisch und darin beweisen die Franzosen täglich, daß sie keinen echten Sinn für Musik haben, wie auch die Mehrzahl der Nation gediegne Musik immer gering achtete oder mißverstand, oder zu meistern suchte. Daher ist auch Rossini, nachdem ihn die Franzosen ganz verdorben haben, für keinen echten Italiener mehr zu halten. Der Italiener nämlich setzt die Hauptsache in die Malerei der Leidenschaften, der Franzose in die Erregung angenehmer Empfindungen. Rossini spricht der Charakteristik Hohn, die natürliche Sprache der Leidenschaften ist bei ihm höchst selten anzutreffen, dagegen modulirt er alles, auch das Ernsteste mit einer krankhaften Beredsamkeit, welche, ohne Sinn und Verstand, das Gefühl empört und nur dem Ohr sinnlicher, verbildeter Hörer schmeicheln kann. Was bei Auber Rossinisch ist, hat er so glücklich mit dem modern französischen musikalischen Geist gemengselt, daß man in einem gewählten Bilde sagen könnte, diese Oper sey ein musikalischer Indigenats-Brief für Rossini, mit hundert Complimenten angefüllt. Kein Wunder, daß Paris und die Hauptstädte der Welt, wo man französisch plaudert und den Rossini trällert, diesen Verbindungsact im Triumphe feiern. Nun genug davon. Zu den Staunenden haben wir nicht geredet und wünschen unserm Theater viele folgende Darstellungen wie heute, wo wir keinen Platz mehr fanden. Die Aufführung wurde sehr gelobt und Dem. Bamberger (Frl. Wellmar, Ehrendame), Hr. Größer (Prinz), Hr. Rieser (Graf Liesberg, der heimlich Verheirathete), Hr. Dobler (Herzog) und Hr. Fassel (Wilhelm) mit Auszeichnung genannt.

sucht. Möge sich der geistreiche Philippi nicht zu Witzen zwingen, und die kostbaren Bilder schonen, sonst straft ihn der Himmel einmal mit kritischer Schwind- oder Wassersucht, und das wäre schade!"

Montag den 27ten: Der Bräutigam aus Mexico, Lustspiel in 5 Abtheilungen von Clauren. Wie Hr. Clauren einmal als Erzähler in Glück und Freuden schwamm, wandte er seinen speculativen Blick auf die Bühne. Hier, dachte er, wachsen uns höhere Lorbeern. Kotzebue ist todt, er ruhe in Frieden. In dieser langen Nacht nach ihm sind wir ein heller Stern. Laßt uns ein zweiter Kotzebue werden. Da setzte er sich hin und formte Menschen wie weiland Prometheus, Menschen nach seinem Bilde. Sein Erstes war ein naives Mädchen. Dieses Meisterstück der Schöpfung kostete dem Gewandten keine Mühe; denn Clauren hat, wie Jedermänniglich bekannt, die Naivetät seit seinen Erzählungen in Pacht, wie Kotzebue seit seiner Gurli. Wie unglaublich naiv ist unter andern Claurens Suschen; ist es nicht die liebe Unschuld selbst, Evchen im Paradies ohne Feigenschürze: ganz bewußtlos, zum küssen! Zur Verheirathung dieser Engel wußte Clauren auch bald Rath. Solche Ritter mit dem eisernen Kreuz wie in Mimili, durfte er, wenigstens so nicht, aufs Theater bringen, denn man soll die Sitte auf der Bühne nicht zu sehr verletzen. Er durfte nur den Faun verschweigen und er hatte die unschuldigsten, tugendhaftesten, weichherzigsten Männer für seine naiven Töchter Der Roman war bald gemacht: englische Liebe bleibt sich gleich, hierzu einige Unglaublichkeiten, einige Gemeinheiten, einige stark verzogene Physiognomien aus der gefallenen Welt um dieses Paradies der Liebenden herum, über sie her einigemal Sonnenschein und Regen, zum Schluß ein Regenbogen, und die kleine Welt war fertig, ohne Vater Clauren große Anstrengung gekostet zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

(Hierbei Titel u. Register zu dem ganzen Jahrgang.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

